hiv
des-
chg.

28.10.40

Zd 89

Stadt-
Bibliothek
Elbing

~~BIBLIOTEKA
UNIWERSYTECKA
W TORUNIU~~

Deutſches Archiv für Landes- u. Volksforſchung

Herausgeber
A. Brackmann/Berlin – H. Haſſinger/Wien
Fr. Metz/Freiburg i. Br.

Schriftleitung E. Meynen/Berlin

2. Jahrgang 1938

Mit 68 Textabbildungen,
12 Bildtafeln und 9 teils mehrfarbigen Faltkarten

VERLAG VON S. HIRZEL IN LEIPZIG

1940:479

cz. 558, 3
BIBLIOTEKA ELBLĄSKA
40007
~~2693~~
Stadt-Bibliothek Elbing
~~BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W TORUNIU~~

Printed in Germany
Gedruckt bei A. Heine GmbH., Gräfenhainichen

Inhaltsverzeichnis

Beiträge

Seite

Boſſe, Heinrich: Die gutsherrlich-bäuerlichen Beziehungen im baltiſchen Mittelalter. Der Stand der Forſchung . . . . 23—40

Brunner, Otto: Öſterreichs Weg zum großdeutſchen Reich . . . . 519—528

Burkardt, Albrecht: Ein volksbiologiſcher Querſchnitt durch die Schweiz nach dem Kriege . . . . 171—202

Cſallner, Alfred: Die volksbiologiſche Forſchung unter den Siebenbürger Sachſen und ihre Auswirkung auf das Leben dieſer Volksgruppe . . . . 688—736

Dopkewitſch, Helene: Die Preſſe im lettländiſchen Gebiet 1918/1919 . . . . 737—764

Fernis, Hans-Georg: Die politiſche Volksdichtung der deutſchen Schweizer als Quelle für ihr völkiſches und ſtaatliches Bewußtſein vom 14.—16. Jahrhundert 600—639

Franz, Leonhard: Zur Bevölkerungsgeſchichte des frühen Mittelalters . . . . . 404—416

Hahn, Wichard: Die Arbeitsloſigkeit der deutſchen Volksgruppe in Oſt-Oberſchleſien 555—574

Hirſch, Hans: Öſterreichs Werden im Deutſchen Reich . . . . 640—653

Horak, Karl: Der Volkstanz in der Schwäbiſchen Türkei . . . . 836—858

Jordan, Karl: Heinrich der Löwe und die oſtdeutſche Koloniſation . . . . . . 784—799

Jungbauer, Guſtav: Die volkskundliche Forſchung in der Tſchechoſlowakei . . . 434—451

Kallbrunner, Joſef: Deutſche Wanderungen nach Siebenbürgen in neuerer Zeit 668—687

Klante, Margarete: Das Glas des Iſergebirges. Eine ſiedlungs- und wirtſchaftsgeſchichtliche Studie . . . . 575—599

Klebel, Ernſt: Gedanken über den Volksaufbau im Südoſten während des Mittelalters . . . . 881—914

Knapp, Werner: Die Schloßanlagen über Leibnitz. Typenentwicklung im ſüdoſtdeutſchen Burgenbau . . . . 867—880

Krannhals, Detlef: Die Rolle der Weichſel in der Wirtſchaftsgeſchichte des Oſtens 59—86, 352—379

Kriechbaum, Eduard: Alte Salzſtraßen zwiſchen den Alpen und Böhmen . . . 417—433

Kubach, Erich: Die deutſche Weſtgrenze und die Baukunſt des Mittelalters . . . 326—351

Lehmann, Emil: Zur Grenzland-Volkskunde . . . . 529—542

Lehmann, Heinz: Zur Karte des Deutſchtums in den kanadiſchen Prärieprovinzen 859—866

Lendl, Egon: Die ſiedlungsgeographiſche Forſchung in den ſüdoſtdeutſchen Volksinſeln . . . . 452—470

Lendl, Hubert: Das geſellſchaftliche Gefüge des Landvolkes im deutſch-madjariſchen Grenzraum öſtlich des Neuſiedler Sees . . . . 800—835

Ludat, Herbert: Mieſzkos Tributpflicht bis zur Warthe . . . . 380—385

Maydell, Kurt v.: Forſchungen zur Siedlungsgeſchichte und den Siedlungsformen der Sudetenländer . . . . 212—239

Meisner, Andreas: Die Deutſchen in der Tſchechoſlowakei . . . . 293—309

Müller-Blattau, Joſef: Das deutſche Volkslied in Lothringen . . . . 128—170

Oberacker, Karl-Heinrich: Karl von Koſeritz und der Kampf des braſilianiſchen Deutſchtums um ſeinen ſtaats- und volkspolitiſchen Standort im Kaiſerreich Braſilien . . . . 87—127

Paſchinger, Herbert: Die Veränderungen der Hausdichte in den einzelnen Ortsgemeinden Kärntens von 1900—1934. Nach den Ergebniſſen der Volkszählung in den Jahren 1900, 1910, 1923 und 1934 . . . . 654—667

Seite

Petri, Franz: Die Volksgeſchichte der Niederlande als germaniſch-deutſche Forſchungsaufgabe . . . 310—325

— Maß und Bedeutung des germaniſchen Volkserbes in Wallonien und Nordfrankreich . . . 915—962

Rogmann, Heinz: Grundlinien der Bevölkerungsentwicklung des preußiſchen Oſtens . . . 263—292

Rörig, Fritz: Die Geſtaltung des Oſtſeeraumes durch das deutſche Bürgertum. — Anhang: Iſt Riga 1201 gegründet worden? . . . 765—783

Schier, Bruno: Die Auseinanderſetzung zwiſchen Deutſchen und Slawen in volkskundlicher Sicht . . . 1—22

Schmithüſen, Joſef: Die Entwicklung der luxemburgiſchen Landwirtſchaft in geographiſcher Sicht . . . 41—58

Walter, Eginhard: Die Struktur der Landwirtſchaft diesſeits und jenſeits der Memel . . . 543—554

Weinelt, Herbert: Sprache und Siedlung der oberſchleſiſchen Sprachinſel Koſtenthal . . . 386—403

Wolters, Erich: Tſchechen und Slowaken . . . 203—211

Woltner, Margarete: Die rußlanddeutſche Forſchung 1934—1937 . . . 471—495

Bibliographien

Dopkewitſch, Helene: Die Preſſe im lettländiſchen Gebiet 1918/1919. — Verzeichnis der Zeitungen November 1918 bis November 1919 . . . 754—764

Keyſer, Erich: Die Landeskarten des Preußenlandes. Eine Beſtandsaufnahme . . 496—518

Meynen, Emil: Volks- und Sprachenkarten Mitteleuropas.

Teil I: Polen. Bearbeitet von F. A. Doubek . . . 240—257

Teil II: Litauen. Bearbeitet von W. Eſſen und F. A. Doubek . . . 258—262

Teil III: Sudeten- und Karpatenländer. Die Tſchechoſlowakei in ihren Grenzen von 1918. Bearbeitet von F. A. Doubek, H. Haſſinger, O. A. Isbert, M. Klante und H. Ulbricht . . . 963—983

1. Von deutſcher Seite herausgegebene Karten (Auswahl) . . . 963—976
2. Von nichtdeutſcher Seite herausgegebene Karten . . . 974—983

Teil IV: Ungarn. Bearbeitet von O. A. Isbert . . . 983—994

Teil V: Jugoſlawien. Bearbeitet von O. A. Isbert . . . 994—1003

Teil VI: Rumänien. Bearbeitet von O. A. Isbert . . . 1003—1006

Teil VII: Bulgarien. Bearbeitet von O. A. Isbert und H. P. Koſack . . . 1007—1009

Teil VIII: Makedonien (Griechenland). Bearbeitet von O. A. Isbert u. H. P. Koſack 1010—1011

Karten

Die Geburten der Schweiz im Jahre 1935. Entworfen von A. Burkardt . . . . . Faltkarte I

Der Geburtenüberſchuß der Schweiz im Jahre 1935. Entworfen von A. Burkardt Faltkarte II

Slowaken in den Sudetenländern und ihr verhältnismäßiger Anteil an den Tſchechoſlowaken nach Gerichtsbezirken (Volkszählung 1930). Entworfen von E. Wolters . . . . . Faltkarte III

Tſchechen in den Karpatenländern und ihr verhältnismäßiger Anteil an den Tſchechoſlowaken nach Verwaltungsbezirken (Volkszählung 1930). Entworfen von E. Wolters . . . Faltkarte IV

Die Siedlungsgebiete der Deutſchen in der Tſchechoſlowakei. Unter Mitverwendung der ausſchließlich nach amtlichen Quellen auf Grund der Volkszählungsergebniſſe vom 1. Dezember 1930 bearbeiteten Nationalitätenkarte von Erwin Winkler . . . . Faltkarte V
Stand der Beſiedlung des Iſergebirges um 1550 und die dann beginnende deutſche Erſchließung der Gebirgswälder. Entworfen von M. Klante . . . . Faltkarte VI
Die Veränderung der Bevölkerungsdichte (Karte 1) und die Veränderung der Hausdichte (Karte 2) in den Ortsgemeinden Kärntens im Zeitraum 1900—1934. Entworfen von H. Paſchinger Faltkarte VII
Die Bevölkerung des nordöſtlichen Burgenlandes und des Weſtteiles der Geſpanſchaft Raab—Wieſelburg—Preßburg nach den Volkszählungen von 1934 (Öſterreich) und 1930 (Ungarn). Entworfen von H. Lendl . . . . Faltkarte VIII
Weſtkanada und ſein Deutſchtum. Entworfen von H. Lehmann . . . . Faltkarte IX

Textkarten und -ſkizzen

Seite
Verbreitungsſkizze der Sage vom Schrätel und Waſſerbären 5
Verbreitungskarte der Burgundernamen nach M. Vasmer 6
Vorſtoß nordgermaniſcher, oſtgermaniſcher und ſlawiſcher Hausmerkmale bis ung. 1000 n. Chr. Entworfen von Br. Schier 7
Der Bienenſtand in Mitteleuropa. Nach L. Armbruſter, gez. von H. Braun . . . 9
Die plattdeutſchen Bezeichnungen für die Wohnſtube des Bauernhauſes 10
Rüſſen, Amtsh. Leipzig (1835). Flurplan nach R. Kötzſchke und W. Ebert 14
Lipnice bei Pilſen (1838). Flurplan 15
Das weſt-öſtliche Kulturgefälle in den volkstümlichen Feuerſtätten der Tſchechoſlowakei. Entworfen von Br. Schier 20
Oſtbewegungen von Hausmerkmalen. Entworfen von Br. Schier 21
Sprachgrenze und Staatsgrenzen im Luxemburger Raum 42
Die natürlichen Vegetationsgebiete im Bereiche des Großherzogtums Luxemburg. Entworfen von J. Schmithüſen 45
Die räumliche Gliederung der Landwirtſchaft zu Ende des 18. Jahrhunderts m Gebiete des heutigen Großherzogtums Luxemburg. Entworfen von J. Schmithüſen 49
Die Weichſel als Achſe der Ausbreitung oſtgermaniſchen Gebietes um 500 v. Zw. (nach La Baume) 61
Die Lageabhängigkeit oſtgermaniſcher Stammesgebiete vom Weichſellauf um 100 n. Zw. (nach Antoniewicz) 63
Staatsangehörige Tſchechen und Slowaken laut Volkszählung am 1. Dezember 1930. Entworfen von E. Wolters 205
Der niederrheiniſch-maasländiſche Kunſtraum. Verbreitungskarte der Bauten vom 9.—13. Jh. Entworfen von H. E. Kubach 331
Turmdachformen als „Leitmotiv" von Kunſträumen. Verbreitungskarte der Türme mit Rautendach und mit Satteldach im mittleren Rheingebiet. Entworfen von H. E. Kubach 333
Verbreitung des viergeſchoſſigen Wandaufbaues. Entworfen von H. E. Kubach . . 341
Verbreitung der Weſtwerke. Entworfen von H. E. Kubach 342
Verbreitung der baſilikalen Landhaus- und Choremporen. Mit Benutzung der Karte von P. O. Rave entworfen von H. E. Kubach 343
Verbreitung der monumentalen Kleeblattanlagen. Entworfen von H. E. Kubach 345
Das Vordringen des Schelderaumes nach Oſten im 13. Jh. Entworfen von H. E. Kubach 349
Die Auflöſung des alten polniſchen Staates 366

Seite

Großherzogtum Warſchau im Jahre 1812 . . . 370

Mundartenkarten im Raume der oberſchleſiſchen Sprachinſel Koſtenthal. Entworfen von H. Weinelt (5 Karten) . . . 396—400

Der Raum Neiſſe, Neuſtadt OS., Hotzenplotz, Leobſchütz als Ausgangslandſchaft altſchleſiſcher Sprachinſeln. Nach E. Schwarz . . . 403

Salzorte und Salzſtraßen zwiſchen den Alpen und Böhmen. Entworfen von E. Kriechbaum . . . 425

Paſſau und ſeine Mauten. Nach M. Heuwieſer . . . 427

Das Gebiet diesſeits und jenſeits des Unterlaufes der Memel . . . 544

Die Aſcherwälder der Reiditzer Hütte. Entworfen von M. Klante . . . 589

Die deutſch-madjariſche Volksgrenze nach dem Urbar der Herrſchaft Ung. Altenburg von 1566. Entworfen von H. Lendl . . . 803

Wüſtungen nach 1529 im Gebiete der deutſch-madjariſchen Volksgrenze öſtlich des Neuſiedler Sees (nach Winkler). Entworfen von H. Lendl . . . 805

Bevölkerungsverteilung nach Viſitationsprotokollen der Raaber Diözeſe von 1659 (nach Dr. Joſef Breu). Entworfen von H. Lendl . . . 807

Das Deutſchtum im Vorland der deutſch-madjariſchen Volksgrenze öſtlich des Neuſiedler Sees im 18. Jh. (Raaber Viſitationen 1748 und 1767). Entworfen von H. Lendl . . . 809

Vorherrſchende Betriebsgrößen der Bauerngüter vor der Bauernbefreiung im Gebiete der deutſch-madjariſchen Volksgrenze öſtlich des Neuſiedler Sees (nach Fényes, 1841). Entworfen von H. Lendl . . . 816

Bonitierung der Böden vor der Bauernbefreiung im Gebiet der deutſch-madjariſchen Volksgrenze öſtlich des Neuſiedler Sees (nach Fényes, 1841). Entworfen von H. Lendl . . . 817

Herkunftsorte der vor dem Weltkriege zugewanderten Landarbeiterfamilien der Gutshöfe Paulhof und Tadtener Meierhof (nach dem Stande von 1934). Entworfen von H. Lendl . . . 824

Der deutſch-madjariſche Grenzraum öſtlich des Neuſiedler Sees, a) die Verteilung der Meierhöfe und Schaflerhöfe um 1784, b) die Verteilung der Meierhöfe und Schaflerhöfe um 1869, c) Verteilung der Meierhöfe 1930. Entworfen von H. Lendl . . . 826

Volkstanzlandſchaften der Schwäbiſchen Türkei. Entworfen von K. Horak . . . 837

Karte der Verbreitung des Siebenſchritts in der Schwäbiſchen Türkei. Entworfen von K. Horak . . . 839

Karte der Verbreitung des Neubayriſchen in der Schwäbiſchen Türkei. Entworfen von K. Horak . . . 847

Karte der Verbreitung der Patſchtänze in der Schwäbiſchen Türkei. Entworfen von K. Horak . . . 849

Karte der Verbreitung des Nonnentanzes in der Schwäbiſchen Türkei. Entworfen von K. Horak . . . 853

Geſamtgrundriß der Schloßanlagen auf dem Seggauberg, gez. von W. Knapp . . . 868

Schloß Leibenz, Grundriß des Erdgeſchoſſes, gez. von W. Knapp . . . 869

Grundriß der Ruine Hocheppan bei Bozen, gez. von W. Knapp . . . 871

Grundriß der Salzburger Feſte Deutſchlandsberg in Weſtſteiermark, gez. von W. Knapp 872

Ruine Neuhaus in Oſtſteiermark, gez. von W. Knapp . . . 873

Grundriß der Ruine Brandis bei Meran, gez. von W. Knapp . . . 875

Grundriß der Ruine Boymont bei Bozen, gez. von W. Knapp . . . 877

Alter Plan des nicht mehr beſtehenden Schloſſes Seckau aus dem 17. Jh., gez. von W. Knapp . . . 878

Bauliche Entwicklung der Biſchofſchlöſſer auf dem Seggauberge, gez. von W. Knapp. 879

Mitarbeiter

Boſſe, Dr Heinrich., Riga.
Brunner, Prof. Dr. Otto, Wien.
Burkardt, Dr. med. Albrecht, Berlin.
Csallner, Dr. Alfred, Schäßburg/Siebenbürgen.
Dopkewitſch, Dr. Helene, Riga.
Doubek, Dr. Franz A., Berlin.
Eſſen, Regierungsrat Dr. Werner, Berlin.
Fernis, Dr. Hans-Georg, Freiburg i. Br.
Franz, Prof. Dr. Leonhard, Prag.
Hahn, Dr. Wichard, Breslau.
Haſſinger, Prof. Dr. Hugo, Wien.
Hirſch, Prof. Dr. Hans, Wien.
Horak, Gymnaſialdirektor Karl, Kufſtein.
Isbert, Dr. Otto Albrecht, Stuttgart.
Jordan, Dr. Karl, Berlin.
Jungbauer, Prof. Dr. Guſtav, Prag.
Kallbrunner, Generalſtaatsarchivar Dr. Joſef, Wien.
Keyſer, Prof. Dr. Erich, Danzig-Oliva.
Klante, Dr. Margarete, Berlin.
Klebel, Prof. Dr. Ernſt, München.
Klocke, Dr. Helmut, Berlin.
Knapp, Dr. Werner, Stuttgart.
Koſack, Dr. Hans-Peter, Seckenburg.
Krannhals, Dr. Detlef, Danzig-Langfuhr.
Kriechbaum, Dr. med. Eduard, Braunau a. Inn.
Kubach, Dr. Erich, Potsdam.
Lehmann, Prof. Dr. Emil, Dresden.
Lehmann, Dr. Heinz, Berlin.
Lendl, Dr. Egon, Wien.
Lendl, Dr.-Ing. Hubert, Linz.
Ludat, Dr. Herbert, Schneidemühl.
Mandell, Dr. Kurt v., Prag.
Meisner, Prof. Andreas, Tetſchen-Liebwerd.
Meynen, Dozent Dr. Emil, Berlin.
Müller-Blattau,, Prof. Dr. Joſef, Freiburg/Br.
Oberacker, Dr. Karl-Heinrich, Blumenau-Sa. Catharina.
Paſchinger, Dr. Herbert, Innsbruck.
Petri, Dozent Dr. Franz, Köln.
Rogmann, Dr. Heinz, Breslau.
Rörig, Prof. Dr. Fritz, Berlin.
Schier, Prof. Dr. Bruno, Leipzig.
Schmithüſen, Dr. Joſef, Bonn.
Ulbricht, Dr. Herbert, Berlin
Walter, Dr. Eginhard, Königsberg.
Weinelt, Dr. Herbert, Prag.
Wolters, Erich, Wien.
Woltner, Dr. Margarete, Berlin.

Die Auseinanderſetzung zwiſchen Deutſchen und Slawen in volkskundlicher Sicht

Von Bruno Schier, Leipzig

Mit einer Bildtafel

Als Johann Wolfgang von Goethe im Jahre 1790 mit Herzog Karl Auguſt Schleſien bereiſte, ſchrieb er am 4. September in das Fremdenbuch der Friedrichsgrube zu Tarnowitz einen Vierzeiler, der mit den Worten beginnt: „Fern von gebildeten Menſchen, am Ende des Reiches . . .“. Er wollte damit den deutſchen Bergleuten Anerkennung für ihr treues Ausharren auf einem weit vorgeſchobenen Poſten zollen; in Wirklichkeit aber verſtärkten dieſe Worte das Vorurteil, welches im Innern des Reiches gegenüber der angeblichen Kulturarmut des deutſchen Oſtens beſtand. Dieſe mangelnde Wertſchätzung eines ſehr weſentlichen Teiles unſeres Volksbodens äußerte ſich auch in der ſtiefmütterlichen Betreuung ſeiner wiſſenſchaftlichen Belange. Und doch ſtellen wenige deutſche Landſchaften dem Forſcher reizvollere, aber auch ſchwierigere Aufgaben als dieſer Raum. Wenn er ſeinen Gegenſtand weit und tief genug faßt, dann kann ſich hier beſonders dem Volkskundler ein erhebendes Bild von der Strahlkraft deutſcher Volkskultur erſchließen und er wird gerade vom oſtdeutſchen Boden aus einen entſcheidenden Beitrag zur geiſtigen Wehrhaftmachung des deutſchen Volkes leiſten können[1].

Eine Volkskunde, welche dieſer hohen Aufgabe gerecht werden will, darf ſich aber nicht in Notizenkrämerei und Kantönligeiſt erſchöpfen, ſondern ſie muß den Mut aufbringen, große entſcheidende Linien durch die Mannigfaltigkeit des Gegebenen zu ziehen; ſie darf ihre Frageſtellung aber auch nicht auf die aus den ſozialen Spannungen der Vergangenheit geborene Zweiſchichtenlehre beſchränken, ſondern ſie muß jenem Vorgange Rechnung tragen, der das Antlitz der oſtdeutſchen Grenzlande geprägt hat, der kulturellen Auseinanderſetzung zwiſchen Germanen und Slawen. Gegenüber der Lehre von einem die Völker des Abendlandes durchziehenden Gegenſatz zwiſchen Ober- und Unterſchicht gehen wir von der lebensvollen Wirklichkeit volkhafter Kulturen aus, in denen die blut- und bodengebundenen Anlagen der wurzelecht gebliebenen Völker ihre artgemäße Ausprägung gefunden haben. Hauptaufgabe einer ſolchen Betrachtung iſt daher nicht das Wechſelſpiel zwiſchen Ober- und Unterſchicht, ſondern der Nachweis jener völkiſchen Kräfte, die im Kulturaufbau einer Landſchaft tätig ſind. Kein Volk der Erde hat ſeine Kultur ohne Mitwirkung fremder Einflüſſe geſchaffen; und gerade Deutſchland, das Herzſtück Europas, wäre den Einwirkungen aus Weſt und Oſt, aus Süd und Nord erlegen, wenn ſeine Bewohner in ihrem germaniſchen Grundſtock nicht eine unerhörte Kraft zur Einſchmelzung von Gegenſätzen und zur Umprägung des Fremden beſäßen. Dank dieſer germaniſchen Mitgift aber konnte das deutſche Volk nicht nur ſich ſelbſt eine artgemäße Kultur begründen, ſondern darüber hinaus allen Nachbarvölkern wertvolle Aufbaukräfte zur Verfügung ſtellen.

---

[1] Wiedergabe eines Vortrages, der am 19. November 1937 in Berlin gehalten wurde.

Die Auseinanderſetzung zwiſchen Germanen und Slawen iſt erſt vor wenigen Jahrzehnten in den Geſichtskreis der Forſchung getreten; und doch ſcheint ſie uns nicht minder bedeutſam als die viel erforſchte Berührung von Germanen und Römern zu ſein. Hatte ſie doch nichts Geringeres als die Ausweitung der abendländiſchen Welt auf die weiten Ebenen Oſteuropas zur Folge. Ja, man darf ſagen, daß erſt dieſe Auseinanderſetzung den Oſten unſeres Erdteiles aus einem Vorfelde Aſiens zu einem Gebiete europäiſcher Möglichkeiten werden ließ. Der Schauplatz dieſes Vorganges von wahrhaft weltgeſchichtlicher Bedeutung iſt zunächſt das öſtliche Mitteleuropa, d. h. alſo jene zwiſcheneuropäiſche Zone, welche von Riga bis Trieſt führt und zahlreichen kleinen Völkern zur Heimat wurde. Trotz ſeines großen Völker- und Sprachengemiſches und ſeiner ſtarken politiſchen Spannungen iſt dieſes Gebiet durch eine auffallende Einheitlichkeit ſeines kulturellen Aufbaues gekennzeichnet, die in der machtvollen Einwirkung des deutſchen Kultureinfluſſes begründet iſt. Im Strahlungsbereich der deutſchen Volkskultur gelegen, wurde dieſer Raum mit germaniſch-deutſchen Kulturelementen ſo innig durchtränkt, daß er heute als deutſcher Kulturboden bezeichnet werden muß.

I.

Der deutſche Einfluß auf das öſtliche Mitteleuropa wird nicht erſt ſeit dem Beginn der deutſchen Oſtſiedlung wirkſam, ſondern er beſitzt in der Zeit der erſten germaniſch-ſlawiſchen Berührungen eine ſichere Grundlage. Die Slawen, welche ſeit dem 12. Jahrhundert in den Geſichtskreis unſerer Oſtſiedler treten, waren nicht mehr die unberührten Kinder des Oſtens, ſondern ſie hatten in germaniſcher Schule bereits ſehr viel gelernt. Lange vor der Zeitenwende ſetzen die erſten ſprachlichen und ſachlichen Berührungen zwiſchen Germanen und Slawen ein und mit Beginn der deutſchen Oſtſiedlung konnte man bereits auf zwei große Zeiträume germaniſch-ſlawiſcher Lehnbeziehungen zurückblicken. Die erſte Periode umfaßt die Einwirkung der oſtgermaniſchen Kultur; ſie vollzieht ſich zum größten Teil in der Zeit des altſlawiſchen Zuſammenlebens und hat daher auch die im 5. bis 6. Jahrhundert abwandernden Südſlawen beeinflußt. Dieſer oſtgermaniſche Einfluß umſpannt alle Bereiche der geiſtigen und ſachlichen Kultur. Bei ihrem Eintritt in die Geſchichte mangelte es den Slawen an einer feſten ſtaatlichen und geſellſchaftlichen Ordnung, aber auch an Perſönlichkeiten von ſtarker ſtaatenbildender Kraft. Wie der erſte Staat auf ſlawiſchem Boden durch den Franken Samo in Böhmen begründet wurde, ſo ſtammen auch die meiſten ſlawiſchen Bezeichnungen im Bereiche der ſtaatlichen Gewalt und des Heerweſens aus dem Germaniſchen. Doch es kann hier nicht von dem Übergang des germ. *kuningaz* zu ſlaw. *kъnęzь* „Fürſt", von got. *gastifaþs* zu ſlaw. *gospodь* „Herr", von germ. *waldan* zu ſlaw. *vladiti* „herrſchen" oder den zahlreichen germaniſchen Lehnwörtern im Bereiche der Waffenkultur die Rede ſein[2], ſondern wir haben ausſchließlich der volkskundlichen Tatſachen zu gedenken, unter denen der Siedlung und dem Hauſe eine beſondere Bedeutung zukommt.

Die Urform des nord- und oſteuropäiſchen Wohnbaues iſt das Vorhallenhaus, bei welchem dem geſchloſſenen Einraum auf der Giebelſeite eine offene Vorlaube vorgelagert wird. Das Vorhallenhaus iſt ein an nordiſches Klima gebundener Baugedanke, der in der jüngeren Steinzeit Mitteleuropas erſtmalig nachweisbar iſt, durch nordiſch-indogermaniſche Ströme an das Ägäiſche Meer gelangte und hier zur Grundlage der klaſſiſchen Architektur wurde. Heute ſind Skandinavien, das öſtliche Mitteleuropa und die Alpenländer als ein großes Verbreitungsgebiet des Vorlaubenhauſes zu betrachten, das hier neben ſeinem Abkömmling, dem Wohnſpeicherhaus, geſchloſſen auftritt. Die Ausgrabungen von Buch bei Berlin und auf der ſog. Römerſchanze bei Potsdam deuten darauf hin, daß die Vorhalle bereits im erſten vorchriſtlichen Jahrtauſend im heutigen Oſtdeutſchland üblich war, und die Funde von Carolath in Niederſchleſien (Abb. 1) und anderen oſtdeutſchen Gebieten erweiſen, daß das Vorhallenhaus auch den Oſtgermanen zukam. Den Slawen aber blieb die Vorhalle bis zur Abwanderung ihres ſüdlichen Volkszweiges unbekannt, denn ihre Bezeichnungen *siň* und *pritvor* ſind auf die Weſt- und Oſtſlawen beſchränkt. Erſt unter oſtgermaniſchem Einfluß gehen ſie zur Ausbildung der Giebellaube über, die aber nach Ausſage der Grundbedeutung von *sěni* (aſl. *sěnь umbra*) und *pritvorъ* (lit. *tvorà* „Bretterzaun") ſowie heutiger Bauten aus dem Gebiete von Nizegorod noch ſehr lange ein flüchtiger

---

[2] Vgl. A. Stender-Peterſen, Germaniſch-ſlawiſche Lehnwortkunde. Göteborg 1927. S. 196ff.

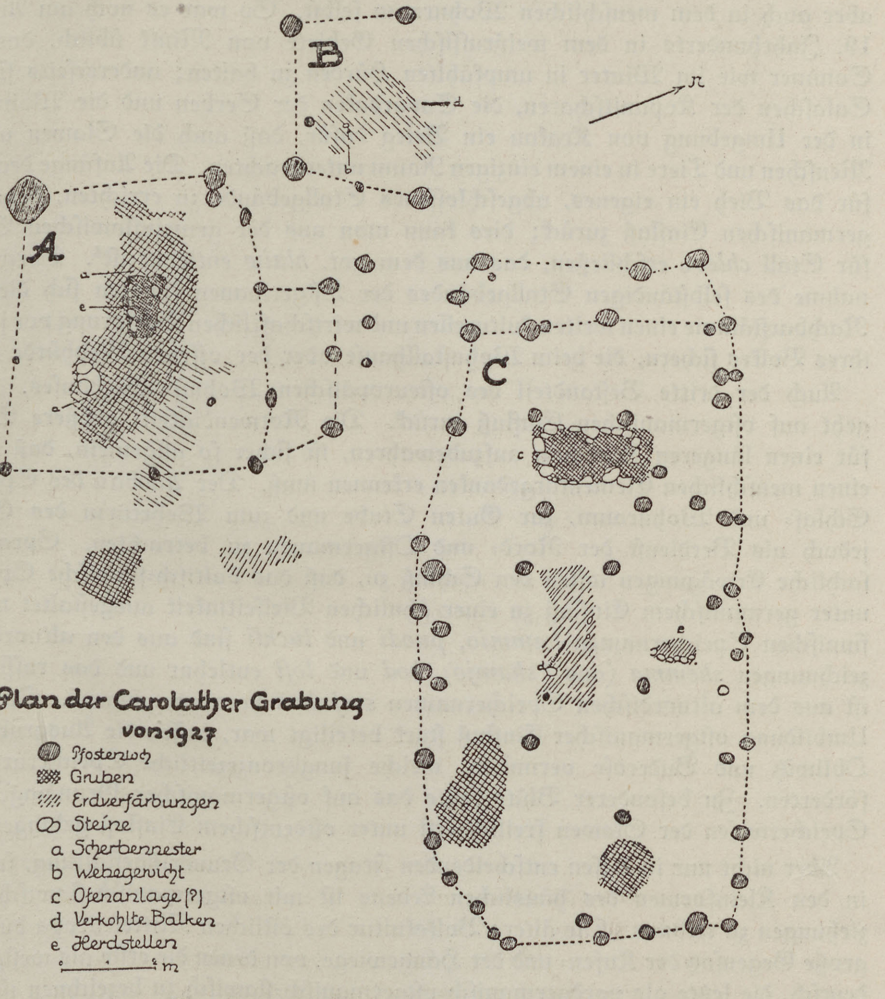

B
d
b
n
A
a
e
C
c
e
Plan der Carolather Grabung
von 1927
Pfostenloch
Gruben
Erdverfärbungen
Steine
a Scherbennester
b Webegewicht
c Ofenanlage (?)
d Verkohlte Balken
e Herdstellen
m

Abb. 1. Wandaliſcher Hof von Carolath in Niederſchleſien.

A. Winterwohnung. B. Vorratshaus. C. Haupthaus. (Nach A. Funkenberg und H. Reinerth, Haus und Hof im nordiſchen Raum. Leipzig 1937. I S. 115, Abb. 107)

Zubau bleibt[3]. Das unter oſtgermaniſchem Einfluß entſtandene Vorhallenhaus der Slawen bildet die Grundlage für das oſteuropäiſche Wohnſpeicherhaus, zu dem die Slawen ſeit dem Beginn der deutſchen Oſtſiedlung nach dem Vorbild des deutſchen Wohnſtallhauſes übergehen.

Aber noch eine zweite Vorausſetzung dieſes Wohnſpeicherhauſes geht auf oſtgermaniſchen Einfluß zurück: die Ausbildung eines ſelbſtändigen Stallgebäudes. Bei den Slawen übernachtete und überwinterte das Vieh teils in offenen Hürden, teils aber auch in dem menſchlichen Wohnraum ſelbſt. So war es noch am Ausgang des 19. Jahrhunderts in dem weißruſſiſchen Gebiete von Minſk üblich, das Vieh im Sommer wie im Winter in umpfählten Hürden zu halten; andererſeits ſind uns die Salaſchen der Kopanitſcharen, die Savardaken der Serben und die Wohnſtallhütten in der Umgebung von Krakau ein Beleg dafür, daß auch die Slawen urſprünglich Menſchen und Tiere in einem einzigen Raum unterbrachten. Die Anfänge des Brauches, für das Vieh ein eigenes, abgeſchloſſenes Stallgebäude zu errichten, gehen auf oſtgermaniſchen Einfluß zurück; dies kann man aus der gemeinſlawiſchen Bezeichnung für Stall *chlevъ* erſchließen, das aus dem got. *hlaiw* entlehnt iſt[4]. Durch die Übernahme des ſelbſtändigen Stallgebäudes der Oſtgermanen konnten ſich die ſlawiſchen Nachbarſtämme einen weiten kulturellen und wirtſchaftlichen Vorſprung vor jenen Teilen ihres Volkes ſichern, die beim Wohnſtallhauſe oder der offenen Viehhürde verharrten.

Auch der dritte Beſtandteil des oſteuropäiſchen Wohnſpeicherhauſes, der Gaden, geht auf oſtgermaniſchen Einfluß zurück. Die Notwendigkeit, größere Ernteerträge für einen längeren Zeitraum aufzubewahren, iſt ſicher ſo allgemein, daß man in ihr einen menſchlichen Elementargedanken erkennen muß. Der Ausbau des Speichers zum Schlaf- und Wohnraum, zur Guten Stube und zum Wehrturm des Gehöftes iſt jedoch als Verdienſt der Nord- und Oſtgermanen zu betrachten. Sprachliche und ſachliche Erwägungen laſſen den Schluß zu, daß das baltiſch-ſlawiſche Speicherweſen unter germaniſchem Einfluß zu einer ähnlichen Vielſeitigkeit ausgeſtaltet wurde. Die finniſchen Speichernamen *kammio*, *puodi* und *luchti* ſind aus den altnordiſchen Bezeichnungen *skemma* (aus *skamjo), *bod* und *loft* entlehnt und das ruſſiſche *šolnuš* iſt aus dem altnordiſchen Speichernamen *svefnhus* hervorgegangen[5]. Daß bei dieſer Umbildung oſtgermaniſcher Einfluß ſtark beteiligt war, laſſen die Ausgrabungen von Obliwitz und Buderoſe vermuten, welche jungbronzezeitliche Speicherurnen zutage förderten. Zu beſonderer Blüte ſollte das auf oſtgermaniſcher Grundlage beruhende Speicherweſen der Slawen freilich erſt unter oſtdeutſchem Einfluß gelangen[6].

Aber nicht nur in dieſen entſcheidenden Fragen der Grundrißgeſtaltung, ſondern auch in den Kleinformen des häuslichen Lebens iſt mit oſtgermaniſch-ſlawiſchen Lehnbeziehungen zu rechnen. Die ältere Volkskultur des öſtlichen Mitteleuropa durchzieht der große Gegenſatz der Kufen- und der Hängewiege, von denen die erſte als weſtgermaniſch-deutſch, die letzte als nordgermaniſch-oſtgermaniſch-ſlawiſch zu bezeichnen iſt. (Abb. 6) Die ſeltſame Übereinſtimmung, welche die Verbreitung der Hängewiege zu den Wander- und Siedelgebieten der Nord- und Oſtgermanen beſitzt, läßt die Vermutung aufkommen, daß hier oſtgermaniſche Kulturvermittlung mitgewirkt hat[7]. Das Verbreitungsgebiet der Hängewiege erfüllen auch zwei altertümliche Einrichtungen der Kienſpanbeleuchtung:

---

[3] Br. Schier, Hauslandſchaften und Kulturbewegungen im öſtlichen Mitteleuropa. Reichenberg 1932. S. 161ff.

[4] Ebenda, S. 367ff.

[5] Ebenda, S. 402ff.

[6] Br. Schier, Zur Löſung der Speicherfrage = Volkskunde-Arbeit. Feſtſchrift für Otto Lauffer. Berlin 1934. S. 152ff.

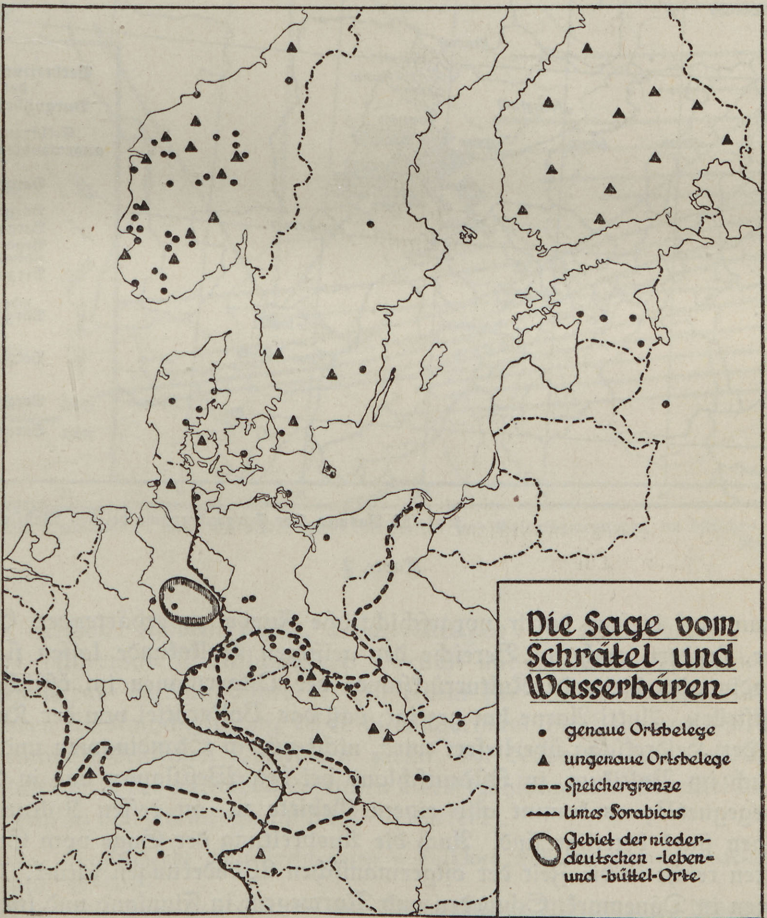
[7] Br. Schier, Hauslandſchaften, S. 342ff.

[8] Br. Schier, Hauslandſchaften, S. 262ff.

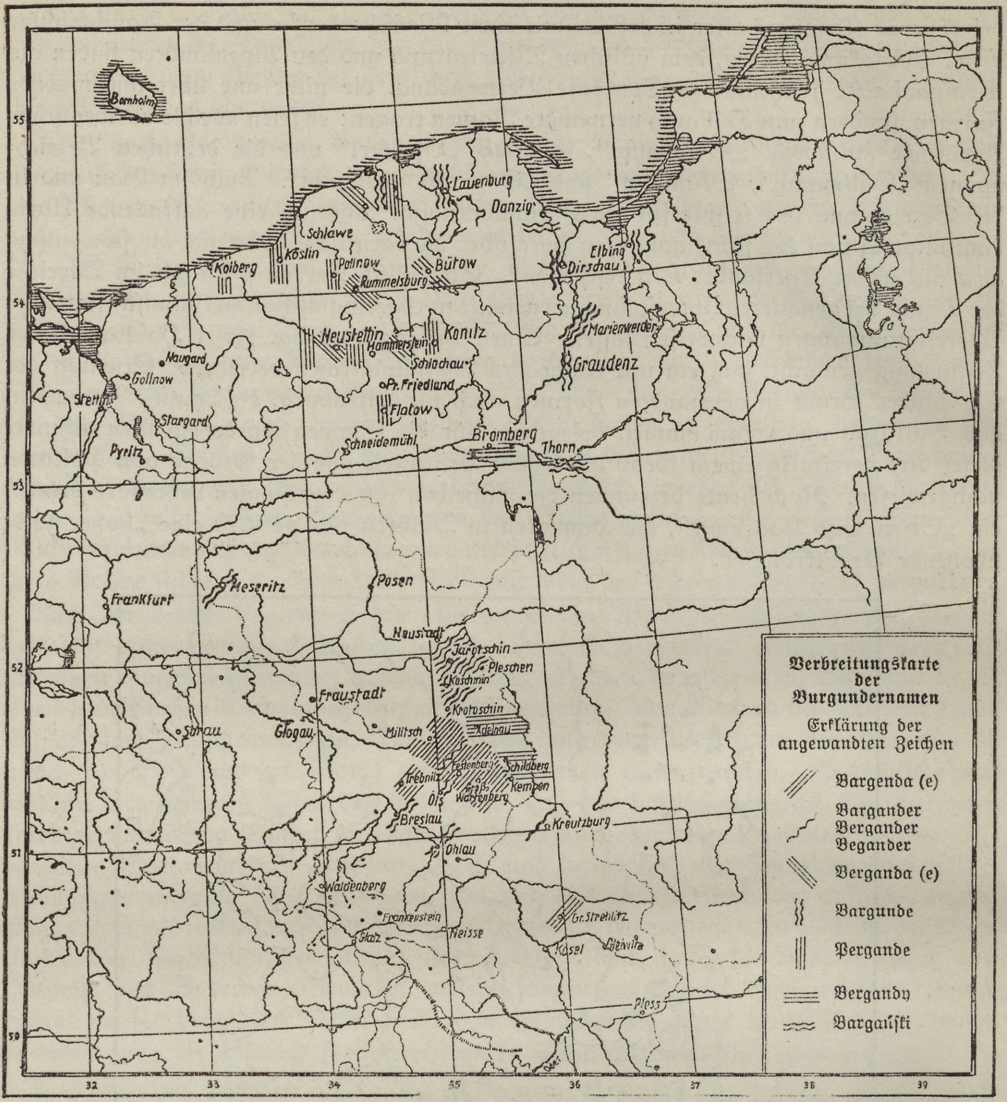
[9] Ebenda, S. 254ff.

[10] J. Hanika, Sudetendeutſche Volkstrachten. Reichenberg 1937. S. 109ff.

der tönerne Kienſpanhalter in der Geſtalt eines Menſchenkopfes und der Rauchtrichter *liehe*. In Skandinavien, dem öſtlichen Mitteleuropa und den Alpenländern finden als Kienſpanhalter fratzenartige Tonköpfe Verwendung, die nicht nur übereinſtimmende Formen, ſondern zum Teil auch verwandte Namen tragen: es ſeien nur die norwegiſchen Ausdrücke *kallhovde* „Kerlshaupt“, *omnkall* „Ofenkerl“ und die deutſchen Bezeichnungen „Gähnmaul“, „Maulauf“ und „Gähnaffe“ genannt[8]. Auch im Bau und in der Bezeichnung des trichterförmigen Rauchabzuges läßt ſich eine auffallende Übereinſtimmung von der ſkandinaviſchen *ljore* über die kärntiſche *liehe* und die ſloweniſche *leva* bis zu der Egerländer *leïn* feſtſtellen[9]. Schließlich werden ſich auch im Bereiche der Tracht bei genaueren Unterſuchungen gewiſſe nordgermaniſch-oſtgermaniſch-ſlawiſche Übereinſtimmungen nachweiſen laſſen. Einen Anfang dazu hat Joſef Hanika mit der Feſtſtellung gemacht, daß ein mit klingenden Metallplättchen verſehener Stirnreif der Egerländer Braut in verwandten Formen auch für Altenburg, die Lauſitz, Pommern, das Baltikum und Skandinavien belegt iſt; für die Slawen wurde ein Stirnſchmuck dieſer Art bereits in einem Grab der letzten Heidenzeit aus der Gegend von Poltawa nachgewieſen. Noch heute bezeichnen die Tſchechen mit dem jungen Lehnwort *pentlik* ein „Stirn- und Haarband“, die Hannaken in Mähren mit *pantlik* eine „hohe, goldſtrotzende Brautkrone“[10].


Die Sage vom Schrätel und Wasserbären
● genaue Ortsbelege
▲ ungenaue Ortsbelege
Speichergrenze
limes Sorabicus
Gebiet der niederdeutschen -leben- und -büttel-Orte

Karte 1

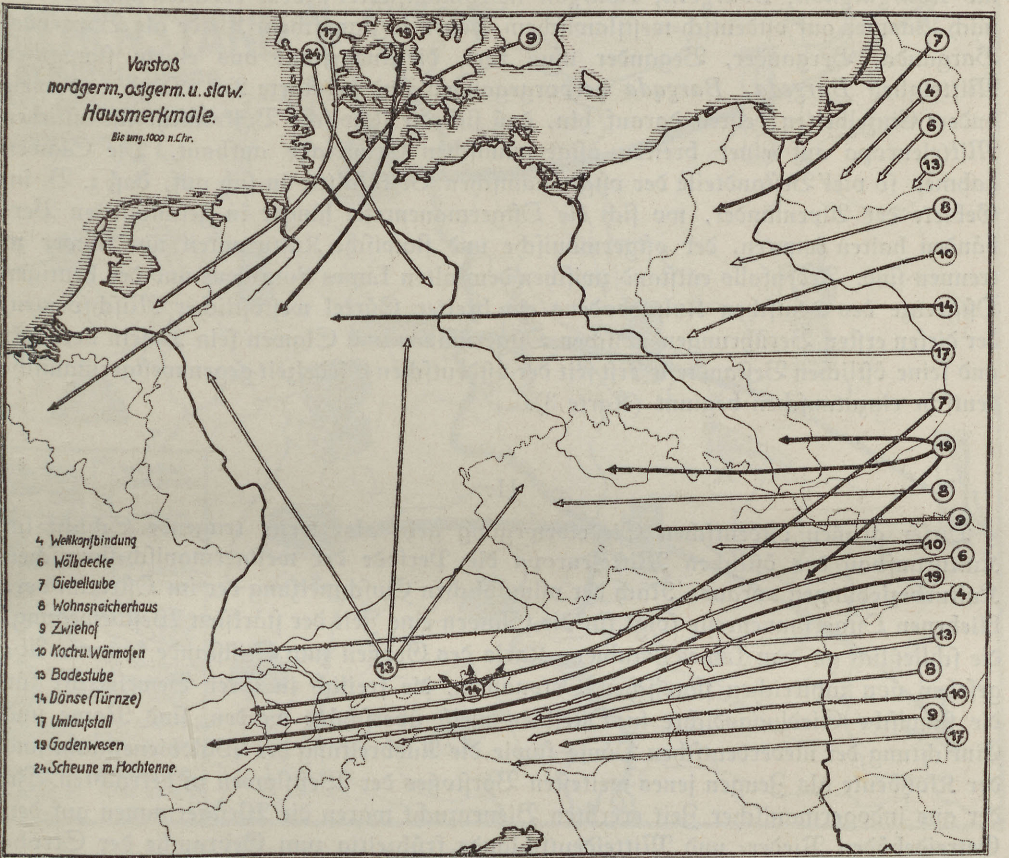

Bornholm
Lauenburg
Danzig
Schlawe
Köslin
Kolberg
Pollnow
Bütow
Rummelsburg
Elbing
Dirschau
Marienwerder
Graudenz
Neustettin
Hammerstein
Konitz
Schlochau
Pr. Friedland
Flatow
Naugard
Gollnow
Stettin
Stargard
Pyritz
Schneidemühl
Bromberg
Thorn
Meseritz
Frankfurt
Posen
Neustadt
Jarotschin
Pleschen
Koschmin
Krotoschin
Adelnau
Fraustadt
Sorau
Glogau
Militsch
Festenberg
Schildberg
Trebnitz
Kempen
Öls
Wartenberg
Breslau
Kreutzburg
Ohlau
Waldenberg
Frankenstein
Neisse
Glatz
Gr. Strehlitz
Kosel
Gleiwitz
Pless
55
54
53
52
51
50
32
33
34
35
36
37
38
39
Verbreitungskarte der Burgundernamen
Erklärung der angewandten Zeichen
Bargenda (e)
Barganders
Bergander
Begander
Berganda (e)
Bargunde
Pergande
Bergandy
Bargański

Aus: M. Vasmer, Der Burgundername bei den Weſtſlawen, 1933

Karte 2

Nicht nur auf dieſem durch vorgeſchichtliche Funde zu erhärtenden Gebiete der Sachkultur, ſondern auch im Bereiche der geiſtigen Volkskunde laſſen ſich mehrere nach Skandinavien deutende Kulturrückſtände der Oſtgermanen im öſtlichen Mitteleuropa feſtſtellen. Antti Aarne hat gezeigt, daß das Volksrätſel von der Kuh, welches bereits in der Heidrekſaga überliefert wird, nicht nur in Skandinavien und Finnland, ſondern auch im Baltikum, in Oſtdeutſchland bei den Weſtſlawen und in den Alpenländern begegnet[11]; es kommt alſo einem Gebiete zu, an deſſen Kulturaufbau die Oſtgermanen ſtark beteiligt ſind. Auch die Ausbreitung der Sage vom Schrätel und Waſſerbären reicht in die Zeit der oſtgermaniſchen Wanderungen zurück. Sie iſt mit 128 Belegen in Dänemark, Schweden und Norwegen, in Finnland und im Baltikum, bei den Weſtſlawen und in Oſtdeutſchland von der Oſtſee bis nach Kärnten vertreten.

Weſtlich des Limes Sorabicus liegt kein Sagenbeleg, der ſich nicht durch Tatſachen der Vorbeſiedlung einwandfrei erklären ließe. Die Grundzüge der Schrätelſage werden im Zeitalter der nordgermaniſch-oſtgermaniſchen Kulturgemeinſchaft geprägt und über Skandinavien, Finnland und das Baltikum ausgebreitet. Im öſtlichen Mitteleuropa wird die Sage von oſtgermaniſchen Stämmen auf die Slawen übertragen und mit anderen oſtgermaniſchen Merkmalen in die Weſtalpen und ihr nördliches Vorland verpflanzt. Auch der ſlawiſche Name des Schrätels (pol. skrzot, skrzat, ſlowak. škrat, tſch. skřítek, ſlowen. škrat, kroat. škrapec) iſt wohl bereits auf dieſer erſten Stufe oſtgermaniſch-altſlawiſcher Sprach- und Kulturbeziehungen aus dem germaniſchen skrat- entlehnt worden. In einem für das oſtdeutſche Kulturwerden kennzeichnenden Austauſchvorgang kehrt die oſtgermaniſche Sage von den Slawen zu den weſtgermaniſch-deutſchen Oſtſiedlern zurück, bei denen ſie eine vollendete künſtleriſche Geſtaltung in der mittelhochdeutſchen Verserzählung vom Schrätel und Waſſerbären des Heinrich von Freiberg empfängt[12] (Karte 1).


Vorstoß
nordgerm., ostgerm. u. slaw.
Hausmerkmale.
Bis ung. 1000 n. Chr.
4 Wellkopfbindung
6 Wölbdecke
7 Giebellaube
8 Wohnspeicherhaus
9 Zwiehof
10 Kochr. u. Wärmofen
13 Badestube
14 Dönse (Türnze)
17 Umlaufstall
19 Gadenwesen
24 Scheune m. Hochtenne.

Karte 3 und Karte 8 entnommen aus: Br. Schier, Hauslandſchaften und Kulturbewegungen im öſtlichen Mitteleuropa. Reichenberg 1932.

Karte 3

---

[11] A. Aarne, Vergleichende Rätſelforſchungen = Folklore Fellows Communications Nr. 27. Helſingfors 1919. S. 60ff.

[12] Br. Schier, Die Sage vom Schrätel und Waſſerbären = Mitteldeutſche Blätter für Volkskunde 10 (1935). S. 164—180.

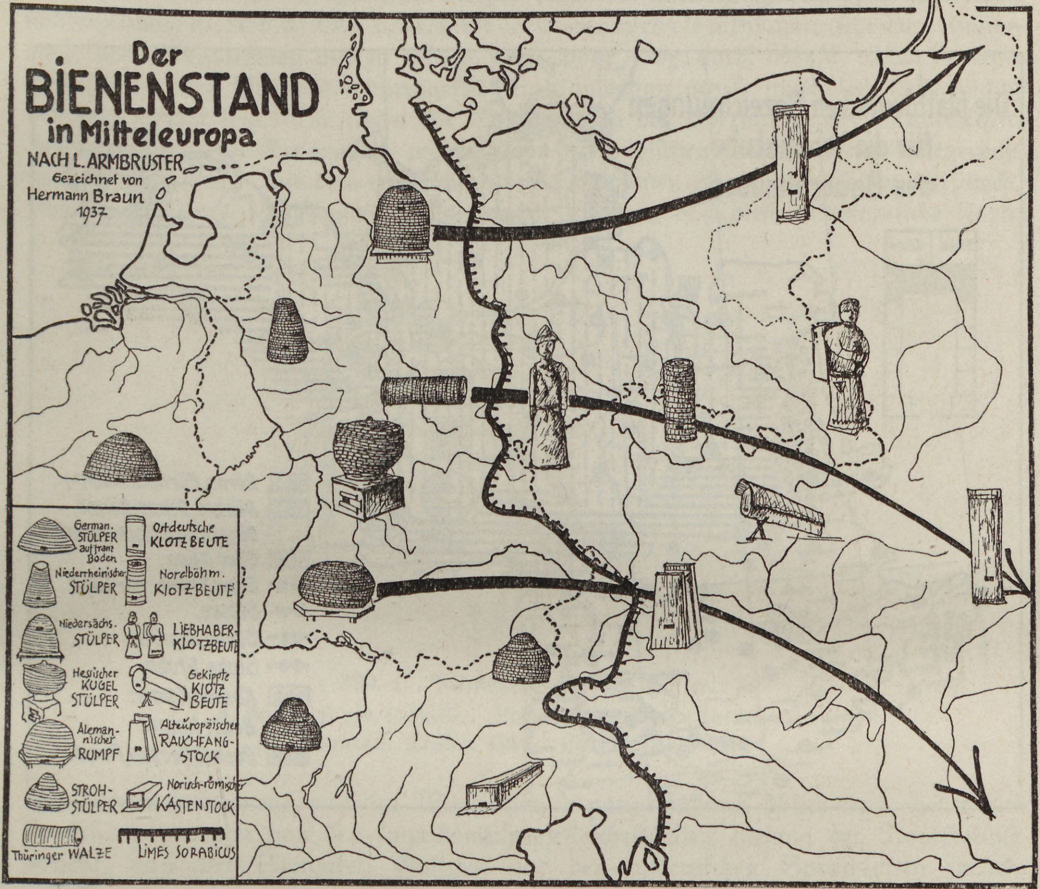
Wie die Schrätelſage zeigt, gelangten die oſtgermaniſchen Kulturſpuren des öſtlichen Mitteleuropa vielfach durch ſlawiſche Vermittlung an die oſtdeutſchen Siedler zurück. Auf ſprachlichem Gebiet kann man dafür auf den Übergang des Stammesnamens der oſtgermaniſchen Silingen über aſl. *Slęzь* zu deutſch Schleſien hinweiſen, oder man könnte daran erinnern, daß der hinterpommerſche Ortsname Bergenſin über *Bargędzino* aus einem oſtgerm. Namen mit dem Beſtimmungsort *Burgund-* entſtanden ſein muß. Ebenſo wie ſich der Stammesname der Burgunder in Oſtfrankreich als *Bourguignon, Bourgoin, Bourgon* in romaniſierter Form erhalten hat, lebt er nach Vasmer auf oſtdeutſch-weſtſlawiſchem Boden in ſlawiſchem Kleide als Bargenda, Barganda, Bergander, Begander uſw. fort, die insgeſamt aus einem ſlawiſchen Mittelglied *Bargęda, Bargąda* hervorgegangen ſind[13] (Karte 2). Dieſe und viele andere Einzelheiten deuten darauf hin, daß ſich die ſlawiſche Volkskultur im öſtlichen Mitteleuropa auf einer breiten oſtgermaniſchen Grundlage aufbaut. Die Slawen nahmen ſo viel Beſtandteile der oſtgermaniſchen Volkskultur in ſich auf, daß z. B. im Gebiete der Alpenländer, wo ſich die Oſtgermanenreſte länger in geſchloſſenen Verbänden halten konnten, der oſtgermaniſche und ſlawiſche Kulturanteil nur ſchwer zu trennen ſind. Jedenfalls entſtand zwiſchen dem alten Limes Sorabicus und der heutigen Oſtgrenze des deutſchen Kulturbodens ein breiter Gürtel weſtöſtlicher Miſchformen, der dieſen erſten Berührungen zwiſchen Oſtgermanen und Slawen ſein Daſein verdankt und ſeine öſtlichen Beſtandteile erſt ſeit der oſtdeutſchen Siedelzeit gegen weſtgermaniſch-deutſche einzutauſchen beginnt (Karte 3).

II.

Dieſer großen oſtdeutſchen Siedelbewegung geht als zweite tragende Schicht im Kulturaufbau des öſtlichen Mitteleuropa die Periode der weſtgermaniſch-ſlawiſchen Kulturbeziehungen voraus. Nach der allmählichen Einſchmelzung der im Oſtraum verbliebenen Oſtgermanenreſte folgt für die Slawen eine Zeit der ſtärkſten Weſtbewegung, die ſchließlich an dem Limes Sorabicus Karls des Großen zum Stillſtande kommt. Abgeſehen von zahlreichen ſlawiſchen Ortsnamen, die freilich in ihrer Beweiskraft für die ſlawiſche Siedlungsdichte in Oſtelbien meiſt überſchätzt werden, ſind Name und Einrichtung der niederdeutſchen Dönſe ſowie die Ausbreitung der Waldbienenzucht und der Klotzbeute als Zeugen jenes weiteſten Vorſtoßes der Weſtſlawen zu betrachten. In der aus indogermaniſcher Zeit ererbten Bienenzucht waren die Weſtgermanen auf den Getreideböden Nieder- und Mitteldeutſchlands frühzeitig zum Gebrauche der Strohbeuten übergegangen, die nach Ludwig Armbruſter noch heute als niederrheiniſche und niederſächſiſche Stülper, als alemanniſche Rümpfe und heſſiſche Kugelſtülper üblich ſind. Die Slawen dagegen brachten aus dem waldreichen Oſten Europas die wilde Waldbienenzucht mit, bei der zunächſt lebende Bäume und ſpäter ausgehöhlte Baumſtümpfe, die ſog. Klotzbeuten, den Bienen zur Wohnung dienten. Mit den Slawen zugleich breitete ſich dieſe Wirtſchaftsform im geſamten oſtelbiſchen Raum aus und erwies auch nach dem Beginn der deutſchen Wiederbeſiedlung ihre Brauchbarkeit für waldreiche Gegenden. Die Vorpoſten der Klotzbeute ſtehen noch heute in Oſtfranken, Oſtthüringen und im Vogtland, wo ſie vereinzelt durch die germaniſch-deutſche Vorliebe für Bildnereien figural ausgeſchnitzt wurden. Seit dem ſpäteren Mittelalter aber iſt die weſtgermaniſch-deutſche Strohbeute in ſteter Ausbreitung nach Oſten begriffen. Wie das Beiſpiel der nordböhmiſchen und der thüringiſchen Strohwalzen lehrt, wird zunächſt die Form der öſtlichen Klotzbeute im Strohgeflecht nachgeahmt, bis ſchließlich auch die weſtgermaniſche Korbform übernommen wird. Heute hat ſich die Strohbeute nicht nur den größten Teil Oſtelbiens und Öſterreichs zurückerobert, ſondern iſt darüber hinaus tief nach Polen und Ungarn vorgedrungen[14].

---

[13] M. Vasmer, Der Burgundername bei den Weſtſlawen = S.-B. preuß. Akad. Wiſſ., Berl., Phil.-hiſt. Kl. 1933. S. 197ff.

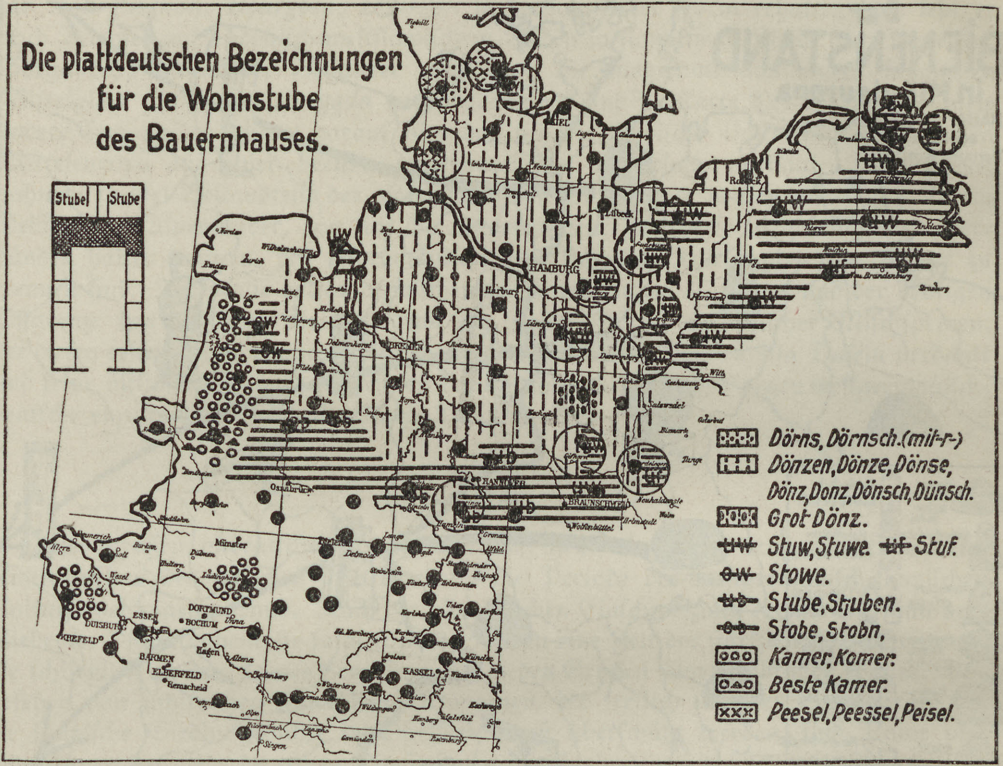

Der BIENENSTAND in Mitteleuropa
NACH L. ARMBRUSTER
Gezeichnet von Hermann Braun 1937
German. STÜLPER auf franz. Boden
Ostdeutsche KLOTZBEUTE
Niederrheinischer STÜLPER
Nordböhm. KLOTZBEUTE
Niedersächs. STÜLPER
LIEBHABER-KLOTZBEUTE
Hessischer KUGEL STÜLPER
Gekippte KLOTZ BEUTE
Alemannischer RUMPF
Alteuropäischer RAUCHFANG-STOCK
STROH-STÜLPER
Norisch-römischer KASTENSTOCK
Thüringer WALZE
LIMES SORABICUS

Karte 4

Eine ähnliche Entwicklung wie die Klotzbeute hat die Dönſe, der Warmraum des niederdeutſchen Hauſes, genommen. Die weſtgermaniſchen Bewohner Niederdeutſchlands verfügten urſprünglich über eine einzige Feuerſtätte, den offenen Herd, der gleichzeitig zur Bereitung der Speiſen und zur Erwärmung der weiten Halle dienen mußte. Die Nordgermanen, Oſtgermanen und Slawen dagegen waren aus klimatiſchen Gründen frühzeitig zur Verwendung der geſchloſſenen Feuerſtätte, des Ofens, gelangt. Um dieſen Rauchofen als Keimzelle entwickelte ſich in den Höfen der ſlawiſchen Adeligen frühzeitig ein geſchloſſener Wohn- und Verſammlungsraum, der den Namen *dvornica* „Hofſtube" führte. Da es der reinen Herdkultur der Weſtgermanen zunächſt an bodenſtändigen Anſatzpunkten zur Ausbildung eines Ofenraumes gebrach, fand dieſe Einrichtung der Weſtſlawen in die Höfe des weſtgermaniſchen Adels Aufnahme und breitete ſich unter der eingedeutſchten Bezeichnung „Dönſe" auch über die Bauernhäuſer aus. Durch den gewaltigen Nord-Oſtzug, welchen die aus oſtgermaniſchen Grundlagen erwachſene Stube Oberdeutſchlands im Gefolge der deutſchen Oſtſiedelung antrat, wurde jedoch das niederdeutſche Dönſegebiet bald vom ſlawiſchen Oſten abgeriegelt[15]. Die Karte Peßlers läßt deutlich erkennen, daß der Ausdruck Dönſe einem Schrumpfgebiet angehört, das durch die kulturreichere Stube Oberdeutſchlands von allen Seiten angenagt wird und bald bis auf vereinzelte Stützpunkte ganz geſchwunden ſein dürfte[16].

---

[14] L. Armbruſter, Der Bienenſtand als völkerkundliches Denkmal. Neumünſter 1926. S. 83ff.; derſ., Die alte Bienenzucht der Alpen. Neumünſter 1928. S. 105ff.


Die plattdeutschen Bezeichnungen für die Wohnstube des Bauernhauses.
Stube
Stube
KIEL
Lübeck
HAMBURG
BREMEN
Emden
Osnabrück
HANNOVER
BRAUNSCHWEIG
Münster
DORTMUND
BOCHUM
ESSEN
DUISBURG
KREFELD
BARMEN
ELBERFELD
Remscheid
KASSEL
Dörns, Dörnsch. (mit -r-)
Dönzen, Dönze, Dönse, Dönz, Donz, Dönsch, Dünsch.
Grot Dönz.
Stuw, Stuwe.
Stuf.
Stowe.
Stube, Stuben.
Stobe, Stobn.
Kamer, Komer.
Beste Kamer.
Peesel, Peessel, Peisel.

Karte 5

Im übrigen aber ſind die Slawen auch im Zeitalter der weſtgermaniſch-ſlawiſchen Kulturbeziehungen durchaus der empfangende Teil. Bereits in vorkoloniſatoriſcher Zeit gewinnen weſtgermaniſch-deutſche Kaufleute, Geiſtliche, Heerführer und Könige in zunehmendem Maße auf die Weſtſlawen Einfluß, und darüber hinaus beginnt vor allem die Wirtſchaftsweiſe des deutſchen Bauern auf ſie einzuwirken. Die Slawen brachten aus ihrer kleinruſſiſchen Heimat die Kenntnis einer primitiven Harfen- und Dörrhauswirtſchaft mit, welche auf großruſſiſchem Boden unter nordgermaniſchem Einfluß zahlreiche Verbeſſerungen erfuhr[17]. Als weitaus geeigneter für das Klima Mitteleuropas erwies ſich die Scheunenwirtſchaft, die bereits Pytheas als ein Merkmal des deutſchen Nordweſtens bezeichnet. Sie wird von ihren weſtgermaniſchen Erfindern ſtufenweiſe auf die Weſtſlawen übertragen. Nach der Abwanderung der ſpäteren Südſlawen gaben die nach Weſten vordringenden Slawenſtämme die altſlawiſche Harfe, ein primitives Trockengeſtell zur Schoberung von Heu und Getreide, auf (Abb. 2), und übernahmen als einen Vorboten der Scheune die weſtgermaniſche „Heu-“ oder „Kornberge“, welche durch ein zwiſchen vier Pfoſten verſchiebbares, kegelförmiges Dach gekennzeichnet iſt (Abb. 3). Gleichzeitig mit der Sache wird die althochdeutſche Bezeichnung *berk, bark* übernommen und zu tſchech. *brah*, poln. *brog*, ruth. *oborih*, wend. *brožnja* umgeſtaltet; auf Grund der durchgeführten Liquidenmetatheſe muß dieſe Entlehnung vor 800 erfolgt ſein. Sie findet ihr Gegenſtück in der Übernahme der altnordiſchen Heuberge durch die Großruſſen, welche ihren altnordiſchen Namen *hjelm* lautgerecht zu *šelom* umbilden. Aus dem weſtböhmiſchen Ortsnamen Bergles und ſeiner alttſchech. Überſetzung *Bražec* („Berglein“) muß man ſchließen, daß dieſe altertümliche Form der Getreideſpeicherung noch im Mittelalter in ganz Böhmen üblich war; heute hat ſie ſich, wenn man von den ingwäoniſchen Reſtbeſtänden entlang der Nordſeeküſte abſieht, nach der Slowakei, Galizien und den oſtdeutſchen Sprachinſeln zurückgezogen[18].

---

[15] Br. Schier, Hauslandſchaften, S. 317 ff.; derſ., Das deutſche Haus = A. Spamer, Die deutſche Volkskunde. Leipzig 1934. I, S. 528.

[16] W. Peßler, Plattdeutſcher Wortatlas von Nordweſtdeutſchland. Hannover 1928. S. 47.

[17] K. Moſzyńſki, Kultura Ludowa Słowian. Krakau 1929. S. 197 f.

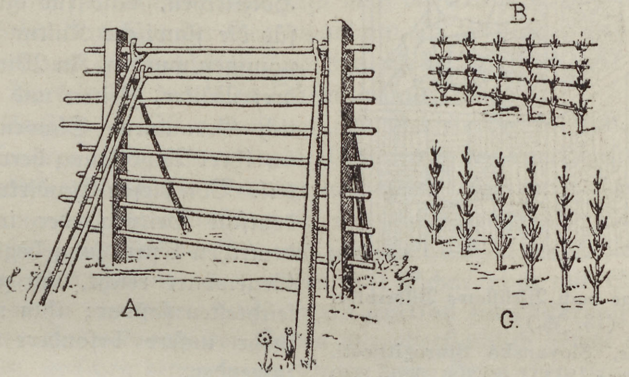


Abb. 2. Polniſche Harfe und Hüfler.
A. Harfe. B und C Hüfler. (Nach Moſzyńſki, Kultura Ludowa Słowian. Krakau 1929. S. 197, Abb. 181)

Auf der zweiten Entwicklungsſtufe übernehmen die Slawen die weſtgermaniſche Scheune ſelbſt, welche durch die Zuſammenfaſſung von Tenne und Garbenſpeicher unter einem gemeinſamen Dach gekennzeichnet iſt (Bildtafel 1 Abb. 1). Ihren ſprachlichen Niederſchlag findet dieſe Übernahme in der Entlehnung des althochdeutſchen *stadal* „Stadel“, das im Tſchechiſchen zu *stodola* umgeformt wird; im Sloweniſchen kehrt das althochdeutſche *scugina* „Scheune“ als *skedinj* wieder. Die Slawen führten das neue Wirtſchaftsgebäude zunächſt in ihrer altheimiſchen Flechtwerktechnik mit Sochadach aus; dadurch gelangten ſie notwendig zu runden oder ovalen Grundrißbildungen, die noch heute bei oſteuropäiſchen Scheunen weitaus vorherrſchen. Die Sechseck- und Achteckſcheunen des oſtdeutſch-weſtſlawiſchen Grenzraumes ſtellen die Umſetzung der ovalen Flechtwerkſcheune in den vornehmeren Bauſtoff des Blockwerkes dar, das, wie das Fehlen eines gemeinſlawiſchen Fachausdruckes beſagt, in der Zeit des altſlawiſchen Zuſammenlebens noch unbekannt war und erſt im Zeitalter der weſtgermaniſch-ſlawiſchen

---

[18] Br. Schier, Hauslandſchaften, S. 384 ff.

Kulturbeziehungen ausgebildet wurde[19]. Über dieſe wenigen Beiſpiele hinaus ließen ſich noch zahlreiche Kulturmerkmale der Slawen anführen, welche in dieſem Zeitraum ihren Urſprung nehmen.

Jedenfalls fand der im 12. Jahrhundert einſetzende Einfluß der oſtdeutſchen Siedler eine ſlawiſche Volkskultur vor, die bereits von einer ſtarken oſtgermaniſchen und einer nicht minder bedeutſamen weſtgermaniſchen Schicht durchſetzt war. Daraus erklärt ſich einerſeits die Tatſache, daß der oſtdeutſche Einfluß in kurzer Zeit überraſchend groß werden konnte und andererſeits die Merkwürdigkeit, daß viele Einzelheiten, z. B. die oſtdeutſch-weſtſlawiſchen Speicher und Holzkirchen, bald für die deutſche, bald für die ſlawiſche Kultur in Anſpruch genommen wurden. In Wirklichkeit nehmen drei Völker, Zeiten und Kulturen, nämlich Germanen, Slawen und Deutſche, an ihrer Ausbildung hervorragenden Anteil. Von dieſen Einwirkungen iſt der oſtdeutſche Beitrag, der im Zeitalter der deutſchen Oſtſiedlung beginnt und bis zur Gegenwart reicht, am größten und am leichteſten faßbar; ihm wollen wir nunmehr unſere beſondere Aufmerkſamkeit zuwenden.

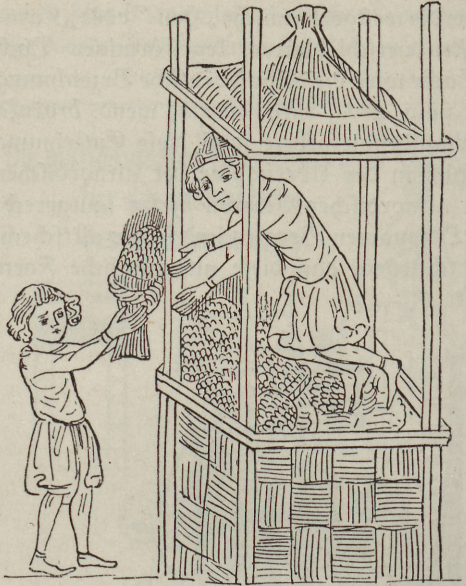


Abb. 3. Kornberge nach Weliſlaws Bilderbibel (13. Jh.)

(Nach L. Niederle, Slovanské Starožitnosti. Oddíl kulturní. Prag 1911. I S. 806, Abb. 128)

III.

Die deutſche Oſtſiedlung, welcher nahezu drei Fünftel des deutſchen Volksbodens ihre Entſtehung verdanken, iſt nicht nur die größte Leiſtung des deutſchen Mittelalters, ſondern das gewaltigſte Koloniſationswerk unſeres Erdteiles überhaupt. Alle Stämme und Stände unſeres Volkes vereinigten ſich, um der deutſchen Kultur in zwei großen Siedelzeiten weite Flächen der oſtgermaniſchen Wander- und Siedlungsgebiete zurückzugewinnen. In einem elementaren Überſchäumen der Volkskraft ſchwärmten immer wieder neue Scharen nach dem Oſten aus und durchſetzten den ſiedlungsarmen Raum mit einer unüberſehbaren Zahl kleiner Deutſchtumsinſeln. In Oſtelbien, der Oſtmark und den Randgebieten der Sudetenländer vergrößerten ſich dieſe Sprachinſeln durch eigenen Ausbau und durch neuen Zuſtrom aus der Heimat immer mehr, ſo daß ſie bereits im 14. Jahrhundert zu einem geſchloſſenen deutſchen Sprachgebiet zuſammenfloſſen. Dieſem geſchloſſenen Volksboden blieb jedoch im Oſten ein breiter Gürtel deutſcher Sprachinſeln vorgelagert, den man in ſeiner Geſamtheit als unausgereiftes Kolonialland bezeichnen muß. Hier hat die Siedelkraft des deutſchen Volkes nicht ausgereicht, um die Lücken zwiſchen den Deutſchtumsinſeln zu ſchließen. Sie ragen noch heute als Zeugen eines geſtörten Wachstumsvorganges und als Mahnmale einer unvollendeten Oſtgrenze aus dem ſlawiſchen Meere empor.

Die volkskundliche Bedeutung der oſtdeutſchen Sprachinſeln beruht darin, daß ſie uns alte Stufen der kulturellen Auseinanderſetzung zwiſchen Deutſchen und Slawen bewahrt haben. Was ſich hier noch heute vor unſeren Augen abſpielt, hat einſt den Hauptinhalt der kulturellen Wiedergewinnung Oſtelbiens gebildet. Die Sprachinſeln erweiſen ſich als Kulturherde von außerordentlicher Strahlkraft, welche die kulturelle Mitgift ihrer Heimat freigebig in das Umland ausſtreuen. Die Zugehörigkeit zum Deutſchtum ermöglicht es ihnen, alle Neuerungen der Heimat leichter als der Slawe zu verſtehen, ſie raſcher zu übernehmen und in einer landgerechten Form an den ſlawiſchen Nachbarn weiterzugeben. Über die Sprachinſeln führt der Weg, den die deutſche Kultur nach dem Oſten genommen hat. Da das oſtdeutſche Vorfeld durch ein Meer von Sprachinſeln gebildet wird, iſt die Oberfläche des deutſchen Volks- und Kulturkörpers mehr als verzehnfacht worden. Die Berührungen zwiſchen Deutſchen und Slawen müſſen ſich nicht entlang einer mathematiſchen Linie vollziehen, ſondern ſie ſind aufgeſpalten in einen viele tauſend Quadratkilometer umfaſſenden Durchdringungsraum, in dem eine Beeinfluſſung bis in die feinſten Veräſtelungen des Arbeits- und Kulturlebens möglich iſt. Nimmt man dazu noch die Tatſache, daß die Sprachinſeln der früheren Jahrhunderte jene der Gegenwart um ein Vielfaches an Zahl und Größe übertrafen, ſo wird uns die unerhörte Eindringlichkeit begreiflich, mit der die deutſche Volkskultur das Vorfeld des deutſchen Oſtens geſtaltet hat.

---

[19] L. Niederle, Slovanské Starožitnosti. Oddíl kulturní. Prag 1911. I, S. 823, Anm. 2.

Der deutſche Einfluß im Oſten umfängt alle Gebiete der ſachlichen und geiſtigen Volkskultur; beſonders tief greift er in die Geſtaltung des Landſchaftsbildes ein, das unter ſeiner Einwirkung deutſches Gepräge annimmt. Von entſcheidender Bedeutung für die Entwicklung der Flurverfaſſung iſt das Ackergerät. Die Slawen bedienten ſich in vor- und frühgeſchichtlicher Zeit und zum Teil bis an die Schwelle der Gegenwart ausſchließlich des Hakens, der weder mit Schar noch mit Streichbrett ausgeſtattet war, ſondern nur einen keilförmigen Fortſatz zur Lockerung des Erdbodens beſaß[20]. Mit dem Haken konnte der Boden nur oberflächlich geritzt werden; es entſtanden Erdrinnen, zwiſchen denen breite Grate feſten Erdreiches ſtehenblieben. Erſt durch Querpflügen, d. h. indem man das Landſtück ſenkrecht zur alten Furchenrichtung neuerlich beackerte, wurde ein hinreichend gelockerter Feldboden erzielt. Dieſe Notwendigkeit des Querpflügens ſchneidet tief in die Geſtaltung des Flurbildes ein; ſie läßt für alle Verbreitungsgebiete des Hakens die Anwendung quadratiſcher und rechteckiger Felder ratſam erſcheinen. Der ſlawiſche Volksboden war daher urſprünglich durch die Vorherrſchaft blockförmiger Fluren gekennzeichnet. Wie die Ausgrabungen von Walle bei Aurich beweiſen, reicht im nordiſchen Kulturkreis der Pflug mit Krümel bis in die jüngere Steinzeit zurück[21]; lange vor den erſten Berührungen mit den Römern war den Germanen ferner der Pflug mit Sech, Schar und Streichbrett bekannt, bei dem das Sech den Ackerboden anſchneidet, die Schar die Erdſcholle aushebt und das Streichbrett ſie zur Seite wirft und zerkrümelt[22]. Vermöge dieſer techniſchen Ausſtattung zieht der germaniſche Räderpflug tiefe und breite Furchen, die das Querpflügen überflüſſig machen; wohl aber erſcheint es zur Verringerung der toten Anwände vorteilhaft, lange Ackerſtreifen in einem Zuge zu bearbeiten. Das Flurbild Innerdeutſchlands iſt daher vorwiegend durch lange, ſchmale Ackerbeete gekennzeichnet. Dieſer deutſche Pflug wird mit ſeinem Namen zugleich (aſl. *plugъ*) von den Weſtſlawen entlehnt und hat eine tiefgreifende Umgeſtaltung der ſlawiſchen Fluren ausgelöſt.

Abgeſehen von der zunehmenden Ausbreitung der Furchenzüge in Geſtalt umgekehrter S-Schlingen, welche in der Lagerung des Streichbrettes begründet iſt, war mit der

---

[20] L. Niederle, Slovanské Starožitnosti. Oddíl kulturní. Prag 1911. III, S. 39ff.

[21] K. H. Jacob-Frieſen, Einführung in Sachſens Urgeſchichte. 2. Aufl. Hildesheim 1934.

[22] P. Leſer, Entſtehung und Verbreitung des Pfluges. Münſter 1931. S. 527.

Einführung des deutſchen Pfluges auch die allmähliche Umwandlung der Blockfluren zu Streifen- und Gewannfluren verbunden. Auf der erſten Stufe dieſes Vorganges bleiben Blockfluren und Streifenfluren noch getrennt nebeneinander beſtehen (Abb. 4). Auf der zweiten Stufe erfolgt die Verpflügung der blockförmigen Flurteile und der Übergang zur Gewannverfaſſung, nur fehlte meiſt noch die anteilig genaue Beſitzgliederung in den einzelnen Gewannabſchnitten, die ein Merkmal der binnendeutſchen Flureinteilung war. Dieſe wurde ſchließlich auf der dritten Stufe durchgeführt und gleichzeitig damit die deutſche Einrichtung der Hufe übernommen[23]. Da das mittelhochdeutſche Wort *lêhen*, das in Franken, Thüringen und Oberſachſen auch den Fluranteil des Bauern bezeichnet, in der Geſtalt *lanъ* zur ſlawiſchen Bezeichnung der Hufe wurde[24], muß man annehmen, daß auch die rechtliche Ausſtattung des ſlawiſchen Hufenbegriffes nach dem Vorbild der deutſchen Gewannverfaſſung erfolgt iſt. Im übrigen aber fand der Ausdruck *lanъ* frühzeitig auf den geſchloſſenen Fluranteil der Waldhufe und Königshufe Anwendung, wie etwa der im 13. Jahrhundert geprägte Ortsname Priedlanz (aus aſl. *pried lance* „Vor der Hufe") lehrt. Dieſes nordböhmiſche Dorf zeigt überhaupt, welche gewaltigen flurmäßigen Wandlungen die Einſiedlung eines deutſchen Ritters in einem ſlawiſchen Weiler hervorbringen konnte[25]. In der ſpäteren Zeit erfolgte die Umgeſtaltung der altſlawiſchen Blockfluren zu deutſchen Gewannfluren ſo gründlich, daß meiſt nur der Name an die ſlawiſche Keimzelle des Dorfes erinnert.

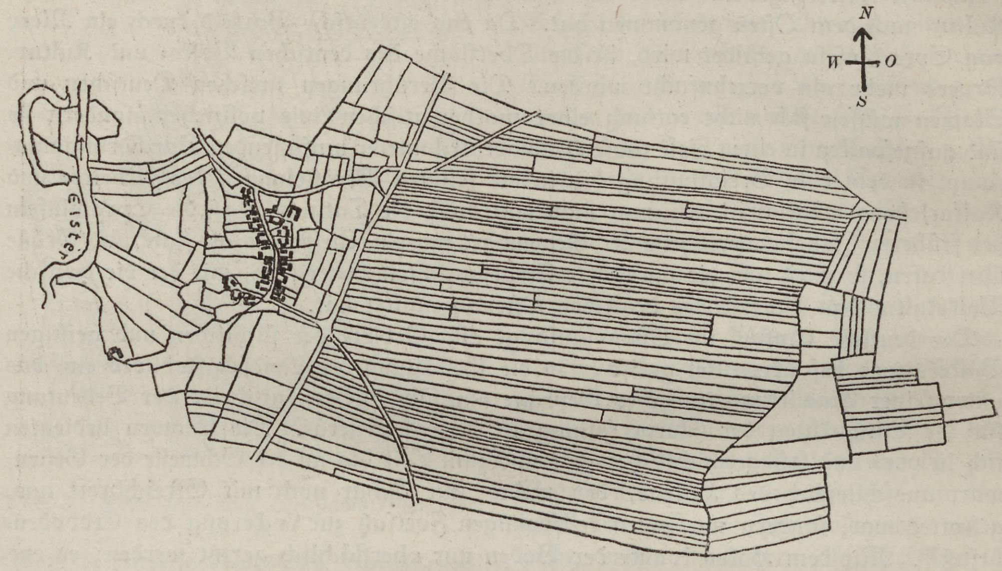


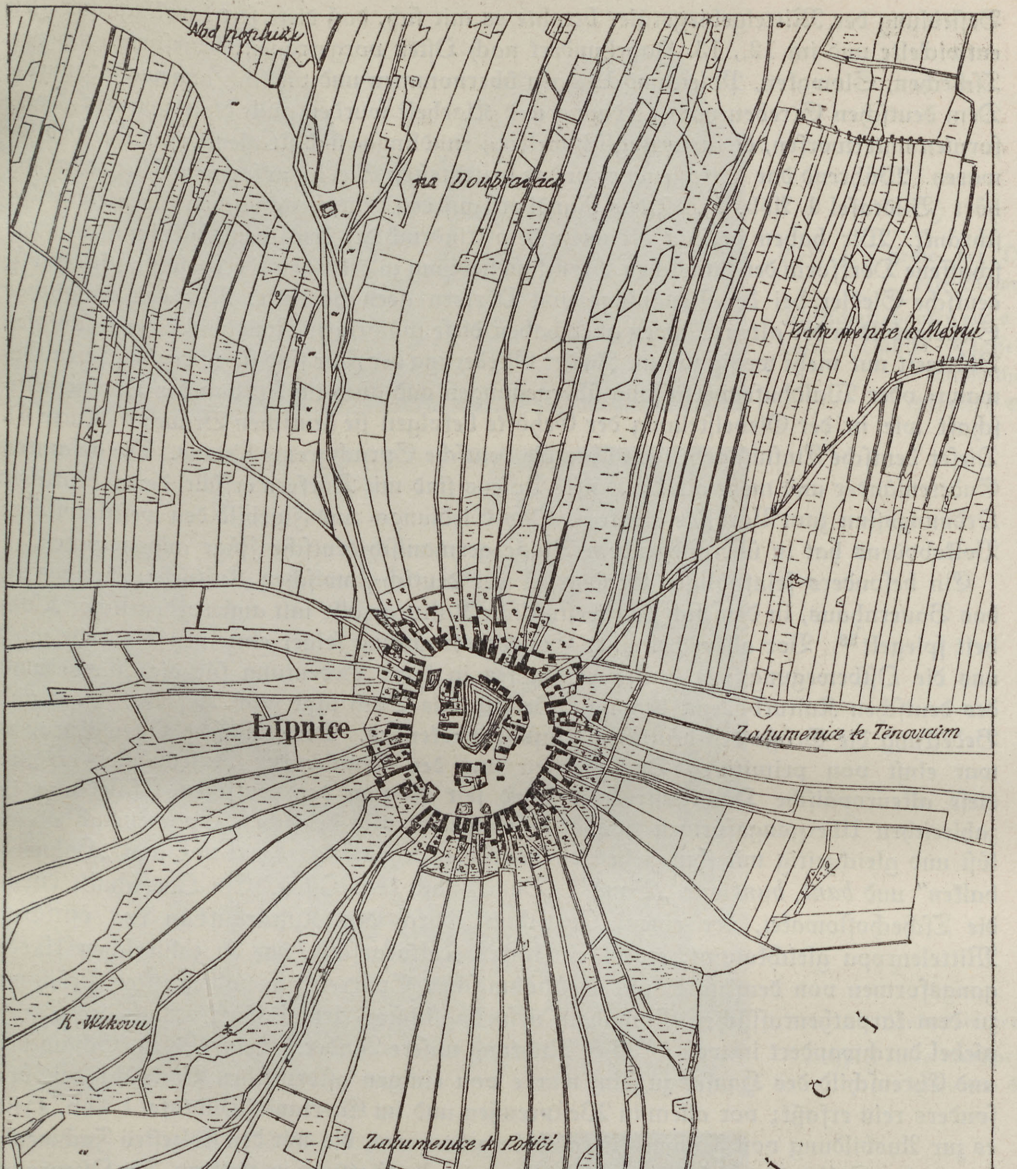
Abb. 4. Rüſſen, Amtsh. Leipzig (1835).
Altflur bis zur Straße in Blöcken; Neuflur in Streifen. (Nach R. Kötzſchke und W. Ebert, Geſchichte der oſtdeutſchen Koloniſation. Leipzig 1937. S. 222)

---

[23] Vgl. jetzt auch R. Kötzſchke, und W. Ebert, Geſchichte der oſtdeutſchen Koloniſation. Leipzig 1937. S. 177ff.

[24] Vgl. H. F. Schmid, Zur Geſchichte der Bedeutungsentwicklung weſtſlawiſcher Lehnwörter für Inſtitutionen der germ.-lat. Kultur = Streitberg-Feſtgabe. Leipzig 1924. S. 326ff.

[25] Br. Schier, Flur und Siedlung = E. Gierach und J. Schubert, Heimatkunde des Bezirkes Friedland in Böhmen. Friedland 1927. II, S. 188f.; derſ., Böhmiſch-ſächſiſche Volkstumseinheit im Lichte der Sachforſchung = Mitteldeutſche Blätter für Volkskunde 12 (1937), S. 87.


Nad popluží
na Doubravách
Zahumenice k Mešnu
Lipnice
Zahumenice k Těnovicům
K Wlkovu
Zahumenice k Poříčí
SPÁL
PORIČÍ

Karte 6. Lipnice bei Pilſen (1838).
Tſchechiſches Runddorf mit deutſchen Radialwaldhufen; Neuflur in Streifen (Quelle in Anm. 26)

Als rein deutſche Schöpfungen ſind die Marſchhufen- und Waldhufenfluren zu betrachten, in denen durch die ſtarke Betonung des Prinzipes der Einzelwirtſchaft auf einem geſchloſſenen Fluranteil eine ideale Siedlungsform für Gründungen aus wilder Wurzel gefunden war. Die hervorragende Eignung des Waldhufendorfes für die

Beſiedlung der Mittelgebirgstäler brachte es mit ſich, daß dieſe ſeit karolingiſcher Zeit entwickelte und im 12., 13. Jahrhundert nach Oſten vorgetragene Flurform auch von Tſchechen, Slowaken, Polen und Ungarn übernommen und vielfach angewandt wurde. Dem deutſchen Streben nach Ordnung und Klarheit wurden auch die ſlawiſchen Dorfformen unterworfen, die urſprünglich weiler-, rundlings- und ſtraßendorfartige Gebilde waren. Während das Straßendorf zu den beliebteſten Siedlungsformen Oſteuropas gehört (Bildtafel 1 Abb. 2), iſt das Runddorf auf den deutſch-ſlawiſchen Grenzraum beſchränkt. Wir haben in ihm die unter dem Eindruck der deutſchen Oſtkoloniſation geſchaffene Dorfform der ſlawiſchen Grenzlandſiedlung zu erkennen, deren ſich auch der oſtdeutſche Siedler bei der Neuanlage von Dörfern gern bediente. Mit den rundlichen Siedelgebilden der alten Slawen aber haben dieſe mächtigen Runddörfer der kolonialen Blütezeit nur mehr wenig zu tun. In der Gliederung der Flur ſind ſie zu der deutſchen Gewann- oder Waldhufenverfaſſung übergegangen und auch im Aufbau der Dorfgemeinſchaft wie in der Giebelſtellung der Gehöfte befolgen ſie deutſchen Brauch[26] (Karte 6). Dieſer deutſche Einfluß geht weit über die deutſche Sprachgrenze hinaus. Die geſamten Sudetenländer und mehr als die Hälfte Polens ſind mit Dörfern erfüllt, denen deutſcher Ordnungsſinn zum Vorbilde diente[27]. Das Siedlungs- und Flurbild des weſtſlawiſchen Volksbodens hat in überwiegendem Maße germaniſch-deutſche Züge angenommen.

Ein beſonders feinfühliger Gradmeſſer der deutſch-ſlawiſchen Kulturbeziehungen iſt das Bauernhaus, in dem ſich das weſtöſtliche Kulturgefälle mit außerordentlicher Klarheit ſpiegelt[28]. Vor allem bei einer Sonderbetrachtung ſeiner einzelnen Bauteile wird uns die Oſtbewegung des deutſchen Hauſes in ihrer Bedeutung für die Ausweitung des deutſchen Kulturbodens bewußt. Bereits das Dach läßt nach Aufbau, Form und Bedeckung die Größe des deutſchen Einfluſſes erkennen. Der ſlawiſche Oſten Europas war einſt von primitiven Dachgerüſten aus der Familie der Rofendächer erfüllt; dieſe alteuropäiſche Dachkonſtruktion wird ſeit Beginn der deutſchen Oſtſiedlung in zahlreichen Übergangsformen von dem weſtgermaniſch-deutſchen Sparrendach abgelöſt und gleichzeitig mit ihm ziehen die deutſchen Lehnwörter *hambalek* aus „Hahnenbalken" und *bant*, *bunt* aus „Band", „Bund" nach dem Oſten. Ein Querſchnitt durch die Tſchechoſlowakei, der einem Querſchnitt durch den Kulturaufbau des öſtlichen Mitteleuropa gleichkommt, ergibt ein klares Kulturgefälle, das in zahlreichen Übergangsformen von dem nord- und weſtböhmiſchen Sparrendach vollendetſter Prägung zu dem karpathenruſſiſchen Sochadach urſprünglichſter Art verläuft. Auch der Steilgiebel durchwandert in weſt-öſtlicher Richtung unſere Länder. Sein Weſen, Schauſtück und Ehrenſchild des Hauſes zu ſein, wurde von einigen oſtdeutſchen Volksſchlägen beſonders rein erfaßt; vor allem in Weſtpreußen und im Egerland (Bildtafel 1 Abb. 4) iſt es zur Ausbildung von Fachwerkziergiebeln gekommen, die mit den ſtolzeſten Fachwerkbauten der Städte an Schönheit und Reichtum der Ausſtattung wetteifern. Für Oſteuropa war früher ausſchließlich der Vollwalm kennzeichnend, der in öder Gleichförmigkeit die Schmalſeite des Hauſes bedeckt. Der Weſtſlawe nimmt unter deutſchem Einfluß den Steilgiebel an und wendet ſein Haus, das früher ſtets Traufenſtellung beſaß, nach deutſcher Art mit dem Giebel der Straße zu. Dieſer Vorgang erfolgt über zahlreiche

---

[26] Vgl. etwa K. Chotek, Národopis Lidu Československého. Band: Plzeňsko I. Prag 1934. Bild 20. Wiedergabe der Kataſtralmappe des Dorfes Lipnice.

[27] J. Pohl, Typy vesnických sídel v Čechách. Prag 1935. passim. B. Zaborſki, O kszaltach wsi w Polsce i ich rozmieszczeniu. Krakau 1926. passim, jetzt auch in deutſcher Überſetzung von Fr. Schmidbauer: Über Dorfformen in Polen und ihre Verbreitung. Breslau 1930.

[28] Zu den Abſchnitten über das Haus iſt außer dem genannten Buche über die Hauslandſchaften noch Br. Schier, Das deutſche Bauernhaus der Slowakei = Geographiſcher Jahresbericht aus Öſterreich 17 (1933). S. 27—51, zu vergleichen.

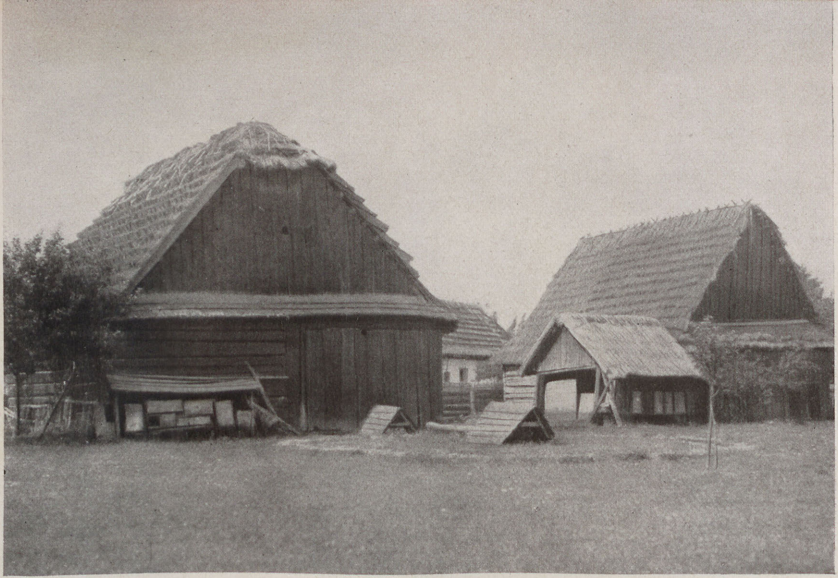


Abb. 1. Zeche bei Deutſch-Proben in der Slowakei.

Wirtſchaftsbauten eines deutſchen Bauernhofes. Öſtliche Staffelung der Strohdachflächen

(Aufnahme Schier)

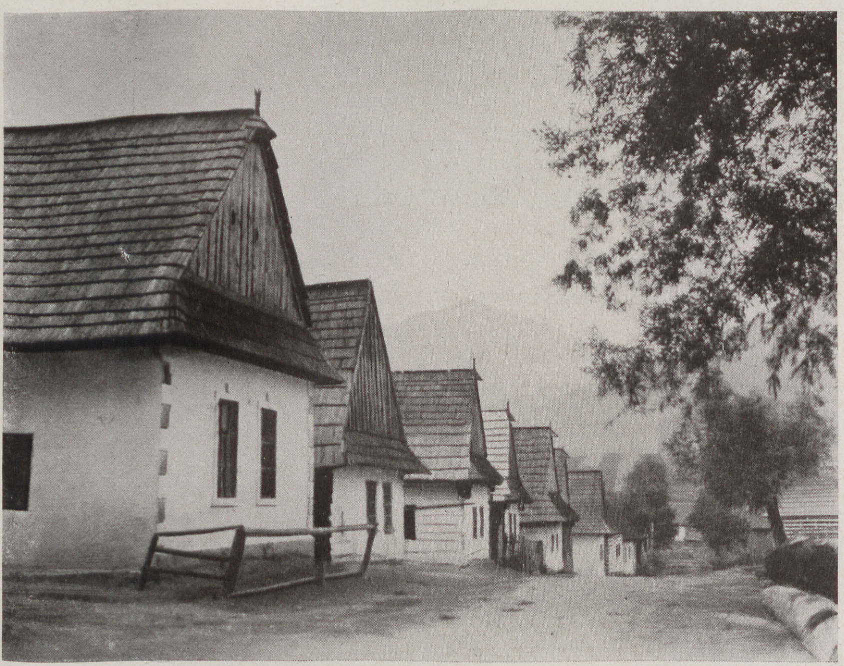


Abb. 2. Landeck in der Zips (Slowakei).

Beiſpiel eines deutſchen Straßendorfes

(Aufnahme Schier)

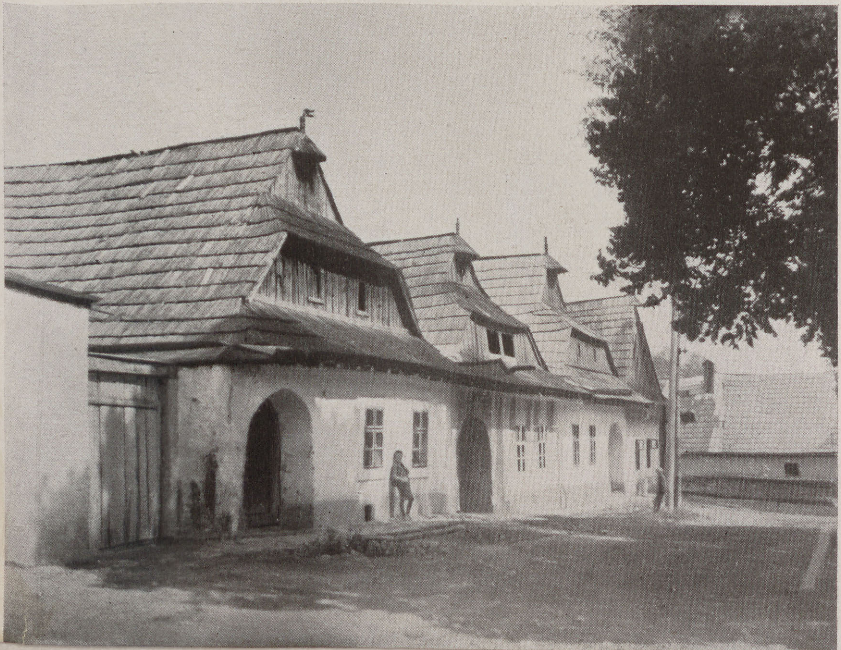
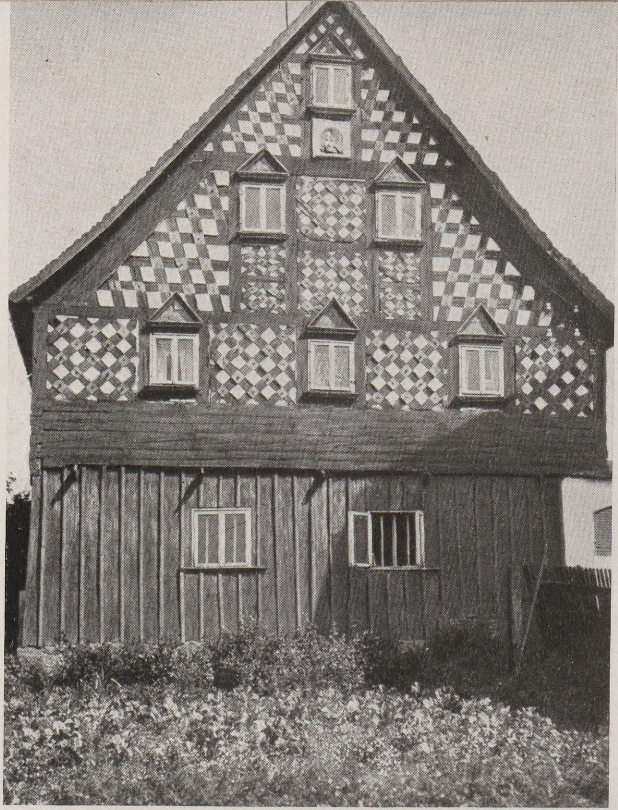


Abb. 3. Bela in der Zips (Slowakei).

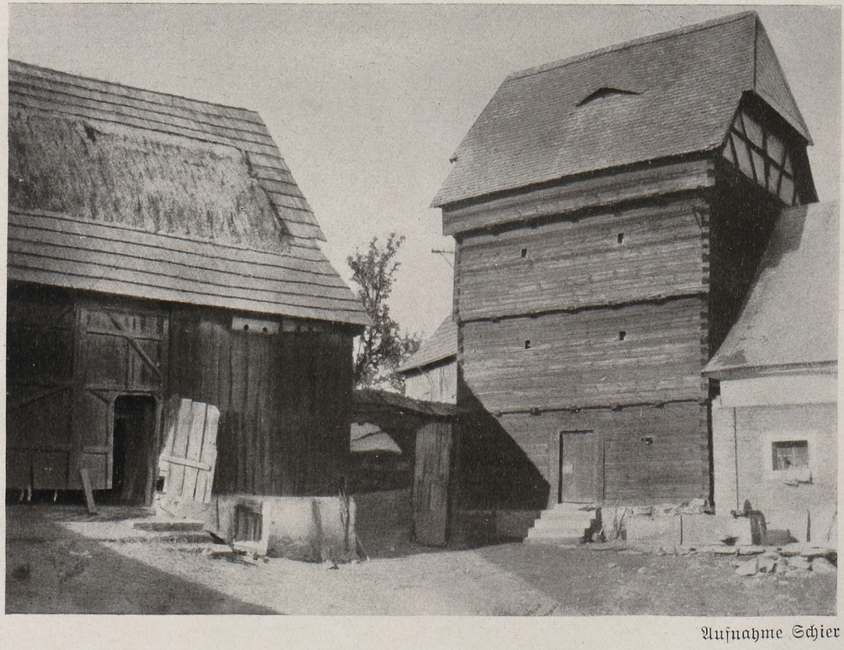
Kleinſtädtiſche Reihung der Ackerbürgerhäuſer. Der gebrochene Giebel geht auf die Durchdringung des mitteleuropäiſchen Steilgiebels und des oſteuropäiſchen Vollwalms zurück

(Aufnahme Schier)



Aufnahme Schier

Abb. 4. Stabnitz im Egerland.
Hochblüte des Egerländer Fachwerkes



Aufnahme Schier

Abb. 5. Frauenreuth im Egerland.
Speicher aus Blockwerk

Zwiſchenglieder, die durch das Auftreten des Schopf- und Simsdächleins beſondere Mannigfaltigkeit gewinnen; in ihnen hat man Reſtſtücke des alten Vollwalms zu erkennen, zwiſchen die ſich der Steilgiebel einzuſchieben beginnt (Bildtafel 1, Abb. 3). Vor allem im Kulturraum der deutſchen Sprachinſeln wirkt ſich der Einfluß der deutſchen Dachform günſtig aus.

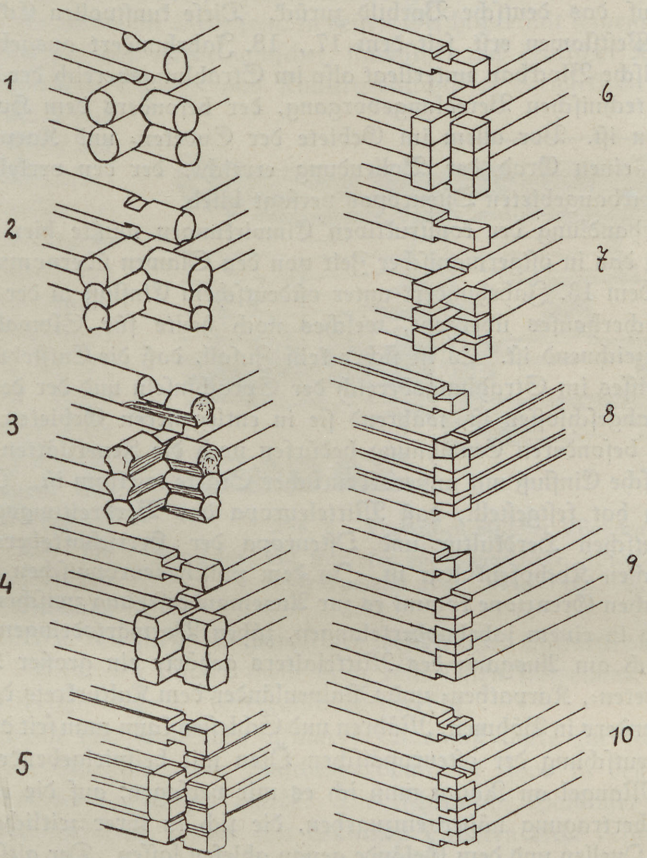


Abb. 5. Entwicklung der Blockbautechnik.

1. Hakenblattüberkämmung mit einſeitigem Ausſchlag.
2. Hakenblattüberkämmung mit doppelſeitigem Ausſchlag; die Unterſeite der Balken wird ausgehölt.
3. Hakenblattüberkämmung mit einſeitigem Ausſchlag; die Lagerflächen der Balken werden ausgehöhlt und die unteren Kopfenden abgeſchrägt.
4. Hakenblattüberkämmung mit doppelſeitigem Ausſchlag; die Lagerflächen der Balken werden beiderſeits abgekantet; an der Außen- und Innenſeite verbleibt die natürliche Rundung.
5. Hakenblattüberkämmung mit doppelſeitigem Ausſchlag; die Balken werden vierſeitig behauen, nur die Waldkanten verbleiben als Reſte der natürlichen Rundung.
6. Hakenblattüberkämmung mit doppelſeitigem Ausſchlag ohne Waldkanten.
7. Schwalbenſchwanzüberkämmung ohne Waldkanten.
8. Schwalbenſchwanzverblattung mit Waldkanten.
9. Schwalbenſchwanzverblattung ohne Waldkanten.
10. Hakenverblattung ohne Waldkanten.

(Aus Br. Schier, Hauslandſchaften und Kulturbewegungen im öſtlichen Mitteleuropa, Reichenberg 1932. S. 118)

Auch im Aufbau der Hauswände läßt ſich das weſt-öſtliche Kulturgefälle deutlich erkennen. Gerade der Blockbau, in dem man zeitweiſe eine kennzeichnend ſlawiſche Bauform ſehen wollte, iſt in ſtarkem Maße von der Güte der Werkzeuge und den techniſchen Erfahrungen ſeiner Erbauer abhängig. Ebenſo wie die Slawen nach Ausſage zahlreicher Lehnwörter viele Werkzeuge von Oſtgermanen, Weſtgermanen und

BIBLIOTEKA ELBLASKA

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W TORUNIU

Deutſchen übernommen haben, hat auch ihre Blockwerktechnik ſegensreiche Einwirkungen aus dem deutſchen Kulturkreis erfahren. Unter deutſchem Einfluß ging der Slawe allmählich von der Verwendung vollrunder Stämme und einer primitiven Hakenblattüberkämmung mit einſeitigem Ausſchlag zu der Verzimmerung von gekanteten Hölzern mit hochwertigen Eckverbänden über. Vor allem geht das Verſchwinden der Wettköpfe und die Einführung der Schwalbenſchwanz- und Hakenverblattung auf das deutſche Vorbild zurück. Dieſe kunſtvollen Eckverbände haben ſich bei den Weſtſlawen erſt ſeit dem 17., 18. Jahrhundert ausgebreitet (Abb. 5). Der oſteuropäiſche Blockbau unterliegt alſo im Strahlungsbereich der deutſchen Volkskultur einem techniſchen Veredlungsvorgang, der beſonders dem Holzkirchenbau zugute gekommen iſt. Vor allem im Gebiete der Sudeten- und Karpathenländer hat die Holzkirche einen Grad der Vollendung erreicht, der den verkehrs- und kulturentrückten Blockbaugebieten Oſteuropas verſagt blieb.

Bei der Behandlung der konſtruktiven Einwirkungen müßte hier noch davon die Rede ſein, daß das in oſtgermaniſcher Zeit von den Slawen übernommene Vorhallenhaus erſt ſeit dem 13. Jahrhundert unter oſtdeutſchem Einfluß zu der Dreigliedrigkeit des Wohnſpeicherhauſes übergeht, welches noch heute für Slowaken, Polen und Tſchechen kennzeichnend iſt. Es iſt ſicher kein Zufall, daß die Entſtehung des dreigliedrigen Grundriſſes im Strahlungsbereich der Sprachinſeln und der deutſchen Sprachgrenze längſt abgeſchloſſen iſt, während ſie in entlegeneren Gebieten noch heute andauert. Einer beſonderen Erwähnung bedürfen noch die Feuerſtätten des Hauſes, in denen der deutſche Einfluß mit außerordentlicher Stärke wirkſam iſt. Die vergleichende Hausforſchung hat feſtgeſtellt, daß Mitteleuropa das Verbreitungsgebiet der weſtgermaniſch-deutſchen Herdkultur und Oſteuropa der Herrſchaftsbereich der oſtgermaniſch-ſlawiſchen Kochofenkultur iſt. In dem zwiſcheneuropäiſchen Gebiet der germaniſch-ſlawiſchen Grenzzone kommt es zur Auseinanderſetzung zwiſchen beiden Kulturkreiſen, die ſich in einem jahrhundertelangen, zähen Vorwärtsdringen der Herdkultur auswirkt. Noch am Ausgang des Mittelalters gehörte ein großer Teil Oſtdeutſchlands, der Sudeten-, Karpathen- und Oſtalpenländer dem Kulturkreis des Kochofens an (Abb. 6). Beſonders in Böhmen, Mähren und Schleſien kann man ſeit dieſer Zeit die allmähliche Eindeutſchung der oſteuropäiſchen Öfen mit beiſpielgebender Klarheit verfolgen. Aus Mangel an Raum muß ich es mir verſagen, auf die einzelnen Stufen dieſer Kulturübertragung näher einzugehen, die ſich in ihrer zeitlichen Abfolge aus geſchichtlichen Quellen und dem Gelände genau ableſen laſſen. Der altſlawiſche Rauchofen, der als Vorderlader von der Stube aus geheizt wurde und dahin auch ſeine Verbrennungsgaſe abgab, wird unter deutſchem Einfluß in einen Hinterlader umgewandelt, deſſen Feuer- und Rauchloch im Hausflur liegt. Dieſe einfache Maßnahme hat den Eintritt der Weſtſlawen in die mitteleuropäiſch-deutſche Wohnungskultur zur Folge; durch ſie geht die alte Rauchſtube, die *černá jizba* in eine „Lichte Stube", eine *světlá jizba* oder *světlica* über, der alle kulturellen Entwicklungsmöglichkeiten offenſtehen. Erſt durch ſie war auch im ſlawiſchen Hauſe ein der deutſchen Stube vergleichbarer Kulturraum entſtanden; im Gefolge dieſer Kulturübertragung iſt auch das deutſche Wort Stube als aſl. *istъba*, ruſſ. *izba* und tſchech. *jizba* weit nach dem Oſten vorgedrungen. Die weiteren Entwicklungsſtufen beſtehen in der Einführung des deutſchen Kachelofens und der allmählichen Verdrängung des Backofens aus Wohnraum, Hausflur und Küche. Auch hinſichtlich der Feuerſtätten ergibt der Blick auf die Tſchechoſlowakei ein klares Kulturgefälle, das von den hochentwickelten dreigliedrigen Feuerſtätten des Weſtens zu den altartigen Rauchöfen Karpathenrußlands führt. Die heute auf Karpathenrußland beſchränkte Feuerſtätte war noch um 1500 in ganz Innerböhmen verbreitet. Das räumliche Nebeneinander der Formen auf der Linie Oſt-Weſt kommt dem zeitlichen Nacheinander der Entwicklungsſtufen gleich; eine Reiſe von Huſt in Karpathenrußland nach Eger in Weſtböhmen iſt gleichzeitig eine Wanderung durch die oſtdeutſch-weſtſlawiſche Kulturgeſchichte von 1500 bis zur Gegenwart.

Es müßte nun noch von dem weſt-öſtlichen Kulturgefälle bei den Wirtſchaftsbauten, vor allem im Speicherweſen die Rede ſein, in deſſen Geſchichte mit ſeinem wiederholten Nehmen und Geben zwiſchen oſtgermaniſcher, ſlawiſcher und deutſcher Kultur wir ein beſonders kennzeichnendes Sprach- und Kulturgrenzſchickſal verwirklicht ſehen (Bildtafel 1, Abb. 5). Doch nur ein abſchließender Blick auf eine dynamiſche Hausformenkarte ſoll uns darüber belehren, daß ſeit dem Beginn der deutſchen Oſtſiedlung alle entſcheidenden Hausmerkmale in weſt-öſtlicher Richtung wandern (Kt. 8). Die Heranziehung hiſtoriſcher Belege lehrt, daß die Verbreitungsgrenzen weſtlicher Erſcheinungen allmählich gegen Oſten vorgeſchoben werden und die Spuren öſtlicher Eigenart in den eroberten Gebieten immer mehr verblaſſen. Es fließt ein gewaltiger weſtöſtlicher Kulturſtrom durch unſere Länder, der alte Reſtformen immer mehr nach dem Oſten ſchwemmt, bis er ſelbſt allmählich in den weiten Ebenen Innerrußlands verebbt.

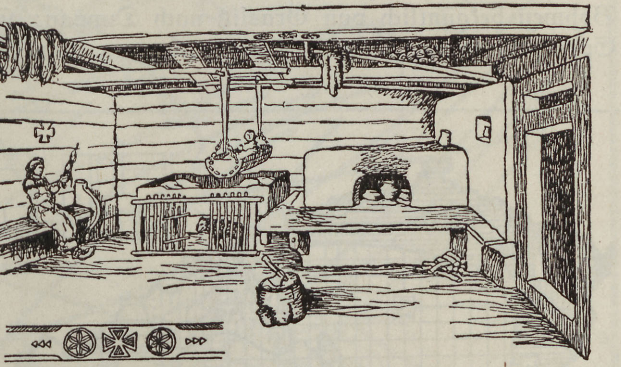
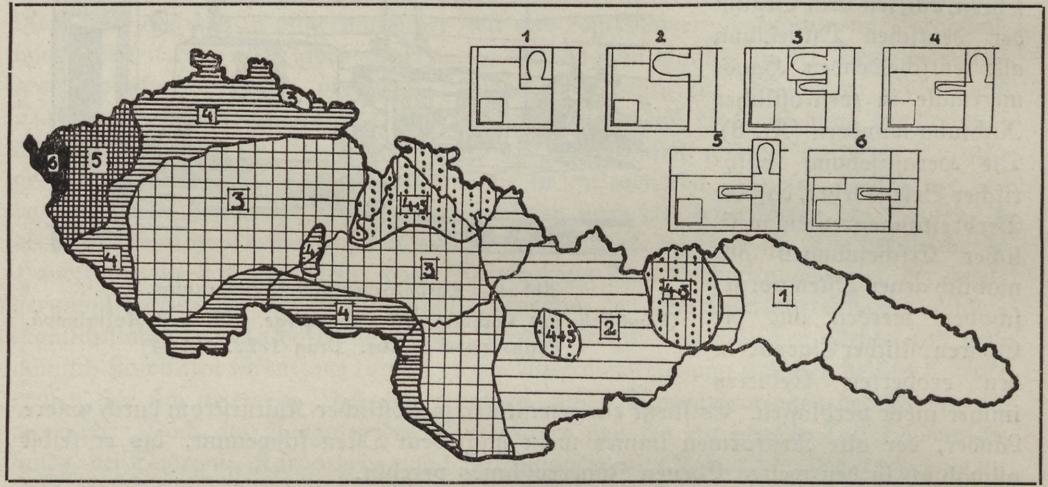


Abb. 6. Karpathenruſſiſcher Wohnraum.
Rauchſtube mit Kochofen und Hängewiege. (Nach A. Kožminová, Podkarpatská Rus. Prag 1922. S. 44)

Dieſer Kulturſtrom von wahrhaft ſäkularem Ausmaß hatte zur Folge, daß ein 2—300 km breiter Grenzſaum der zwiſcheneuropäiſchen Zone in den Bereich des deutſchen Kulturbodens einbezogen wurde. Die tſchechiſche Halbinſel im Südoſten des deutſchen Sprachgebietes, welche mit deutſchen Städten dicht beſät war, wurde mit beſonderer Innigkeit dem deutſchen Kulturkreiſe einverleibt. Das Sprachinſeldeutſchtum war hier vor allem entlang der böhmiſch-mähriſchen Grenze ſo ſtark vertreten, daß es bei einer volkspolitiſchen Planung der Siedlungsvorgänge leicht geweſen wäre, Innerböhmen von dem ſlawiſchen Oſten durch eine deutſche Sperrmauer abzuriegeln und zu einer tſchechiſchen Sprachinſel im deutſchen Volksboden werden zu laſſen. Der kulturelle Zuſammenhang zwiſchen Deutſchen und Tſchechen war ein ſo enger, daß die Tſchechen nicht nur alle geiſtigen, ſondern auch alle bedeutſameren ſprachlichen Bewegungen des deutſchen Volkes mitgemacht haben. Nur wenige Beiſpiele ſeien hierfür genannt: Die deutſche Sprache beſitzt ſeit der germaniſchen Akzentverlagerung die Anfangsbetonung, während die ſlawiſchen Sprachen durch den beweglichen Akzent gekennzeichnet ſind. Die Tſchechen aber haben als einziger ſlawiſcher Stamm die Anfangsbetonung angenommen und ſie ſtrenger als die Deutſchen durchgeführt; denn bei Präpoſitionalausdrücken trägt im Tſchechiſchen nicht das Hauptwort, ſondern das Vorwort den Ton (z. B. *do města, do zahrady*, „in die Stadt", „in den Garten"). Den Hauptunterſchied zwiſchen dem Mittelhochdeutſchen und Neuhochdeutſchen bilden bekanntlich die Monophthongierungen von mhd. *uo* zu *ū* und von mhd. *ie* zu *ī* (*bluome* zu Blume, *liebe* zu Liebe) und die Diphthongierungen von mhd. *û* zu *au* und mhd. *î* zu *ei* (*mîn hûs* zu mein Haus). Die Tſchechen haben beide Lautentwicklungen mitgemacht. Die Monophthongierung *uo* zu *ū*, *ie* zu *ī* iſt bereits im 15. Jahrhundert erfolgt und auch für die tſchechiſche Schriftſprache verbindlich geworden (atſch. *ruosti* zu ntſch. *růsti*), während die Diphthongierungen nur Böhmen und Mähren ſowie den Kulturraum der Sprachinſeln erfaßt haben und auf die Mundarten beſchränkt geblieben ſind (*ů* zu *ou*: *úřad* zu *ouřad*; und *dobrý* zu *dobrej*)[29]. Es muß ein ſehr nachhaltiger Einfluß vom Deutſchen ausgegangen ſein, wenn er ſo tiefgreifende Veränderungen im tſchechiſchen Sprachbau verurſachen konnte.

Die Grenze zwiſchen dem mittel- und oberdeutſchen Mundartgebiet verläuft in Böhmen bekanntlich von Graslitz nach Duppau; ſie bricht aber keineswegs an der Sprachgrenze ab, ſondern zieht durch ganz Innerböhmen und Mähren bis in die Slowakei hinein. Die leider erſt in den Anfängen ſtehende kartographiſche Verarbeitung der tſchechiſchen Mundarten wird es uns ermöglichen, auf Grund von Lehnwörtern und lautlichen Vorgängen innerhalb der tſchechiſchen Volksſprache ſehr deutlich einen mitteldeutſchen Einflußbereich von einem oberdeutſchen Einflußbereich zu ſcheiden. Bereits heute aber läßt ſich durch mehrere volkskundliche Tatſachen eine Zuordnung des tſchechiſchen Gebietes zu dieſen beiden Kulturkreiſen vornehmen. Als eine mitteldeutſche Erſcheinung iſt das Sommerſingen zu betrachten, das in Weſtmitteldeutſchland als Winteraustreiben, in Oſtmitteldeutſchland als Todaustreiben geübt wird. In dieſer Geſtalt wurde der Brauch nach dem Zeugnis des Joannes Boemus Aubanus



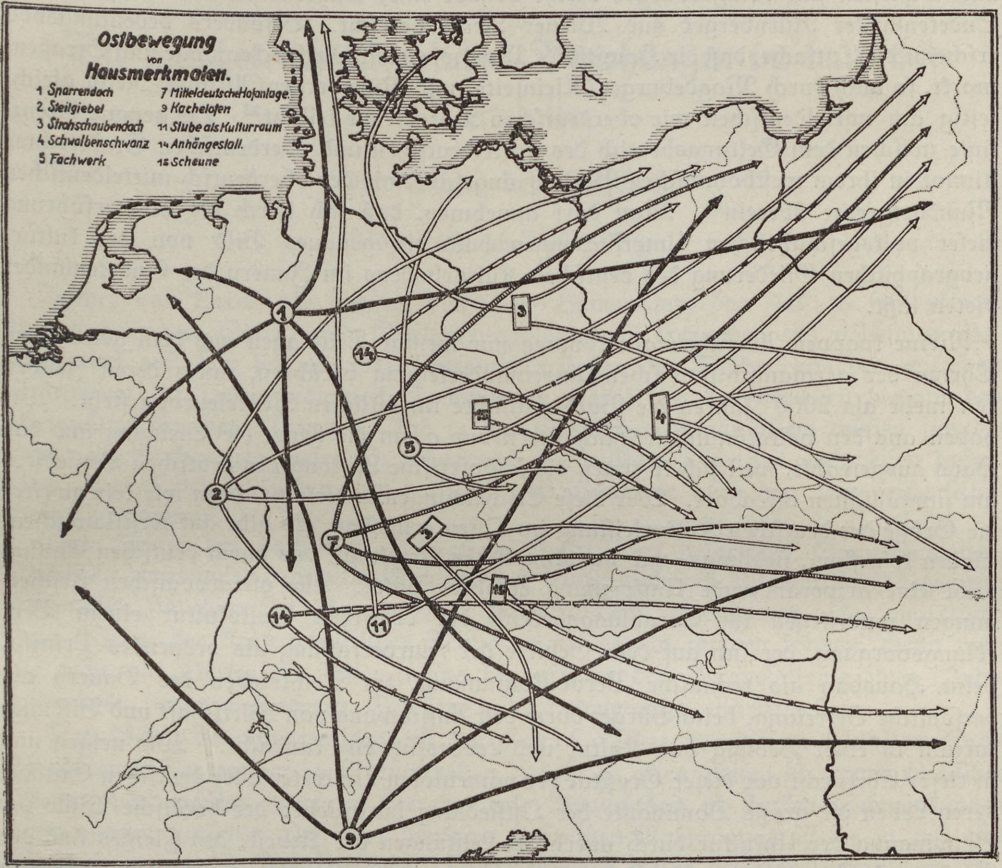
Karte 7. Das weſt-öſtliche Kulturgefälle in den volkstümlichen Feuerſtätten der Tſchechoſlowakei.

1. Kochofen mit vorgelagerter Herdſtelle im Wohnraum. 2. Kochofen mit Herdſtelle im Hausflur. 3. Heizofen neben Backofen im Wohnraum. 4. Backofen im Hausflur. 5. Backofen durchbricht die Hauswand. 6. Backofen außerhalb des Hauſes.

---

[29] Der alttſchechiſche Satz: Daj na vozík tu múku ze mlýna! „Gib auf den Wagen das Mehl aus der Mühle!" heißt im Neutſchechiſchen (ſchriftſprachlich): Dej na vozík mouku ze mlýna! (mundartlich): Dej na vozejk tu mouku ze mlejna! und im Hannakiſchen Innermährens: Dé na vozék tu móku ze mléna! Vgl. B. Havránek, Nářečí česká = Československá Vlastivěda. Bd. III (Jazyk) Prag 1934. S. 103 ff., wo auch ein erſter Verſuch zur kartographiſchen Darſtellung dieſer Vorgänge unternommen wird.

vom Jahre 1521 aus Franken auch in Böhmen eingeführt und iſt auf die nördliche Hälfte der Sudetenländer als den mitteldeutſchen Einflußbereich beſchränkt geblieben[30]. Die deutſchen Frauenhauben kann man mit Joſef Hanika in die großen Gruppen der ſüddeutſchen Scheitelhauben und der nieder- und mitteldeutſchen Nackenhauben einteilen. In den Sudetenländern fällt die Grenze zwiſchen beiden Formenkreiſen mit der ober- und mitteldeutſchen Mundartgrenze zuſammen; ſie dringt über den Pilſner Kreis in das tſchechiſche Gebiet ein, durchquert das mittlere Südböhmen und pflanzt ſich über Mähren, wo ſie gemäß der ſprachlichen Gliederung weiter nach Norden ausgreift, bis in die deutſchen Bergſtädte der Slowakei fort[31]. Auch in der Grundrißgeſtaltung der Städte treten Stärke und Geltungsbereich mittel- und oberdeutſcher Einflüſſe deutlich in Erſcheinung. Da das geſamte Städteweſen der Sudetenländer mit Ausnahme des huſſitiſchen Tabor auf deutſche Gründung zurückgeht, läßt ſich auch hier die Grenzlinie durch das tſchechiſche Gebiet fortführen. Wie die Karte von Anton Hoenig zeigt, iſt Nordböhmen neben älteren unregelmäßigen Anlagen faſt ausſchließlich


Ostbewegung
von
Hausmerkmalen.
1 Sparrendach
2 Steilgiebel
3 Strohschaubendach
4 Schwalbenschwanz
5 Fachwerk
7 Mitteldeutsche Hofanlage.
9 Kachelofen
11 Stube als Kulturraum
14 Anhängestall.
12 Scheune
1
2
3
4
5
7
9
11
12
14

Karte 8

---

[30] Vgl. Č. Zibrt, Smrt nesem ze vsi . . . Pomlázka se čepejří = Veselé chvíle v životě lidu českého. Heft 3. Prag 1910. S. 37ff.; E. Schneeweis, Feſte und Volksbräuche der Lauſitzer Wenden. Leipzig 1931. S. 168ff.; eine Kartenſkizze bei W. E. Peuckert, Schleſiſche Volkskunde. Leipzig 1928. S. 99.

[31] J. Hanika, a. a. O., S. 213ff.

mit oſtdeutſchen Rechtecks- und Zentralmärkten erfüllt, während im ſüdlichen Böhmen die oberdeutſchen Straßenmärkte ſtark in den Vordergrund treten. Im Innern des Landes ſtoßen mittel- und oberdeutſche Einflüſſe aufeinander und durchdringen ſich; es iſt ſicher kein Zufall, wenn die Hauptſtadt Prag gleichzeitig Straßenmärkte und Rechtecksanlagen beſitzt[32]. Mit beſonderer Klarheit treten die mittel- und oberdeutſchen Einflußbereiche auf einer Karte der Stadtrechtsgruppen hervor, welche wir Wilhelm Weizſäcker verdanken. Sie zeigt, daß die Städte im nördlichen Böhmen, Mähren und Schleſien mit Magdeburger Recht begabt ſind, während in der Südhälfte der Sudetenländer Nürnberger und Wiener Recht herrſcht. Beſonders bedeutungsvoll erſcheint die Tatſache, daß die Hauptſtadt Prag wie durch Rechtecksanlage und Straßenmarkt, ſo auch durch Magdeburger (Kleinſeite) und Nürnberger (Altſtadt) Recht gleichzeitig am mitteldeutſchen wie oberdeutſchen Kulturkreiſe teilhat[33]. Die genaue Grenzlinie zwiſchen dem Geltungsbereich des mitteldeutſchen und oberdeutſchen Stadtrechtes ſtimmt in ihrem weſtböhmiſchen Verlauf ungefähr mit der oberdeutſch-mitteldeutſchen Mundartgrenze überein[34]. Man darf annehmen, daß ſich durch die Weiterführung dieſer volksgeſchichtlichen Unterſuchungen bald ein genaues Bild von der kulturgeographiſchen Gliederung des deutſchen Kulturbodens im Innern der Sudetenländer bieten läßt.

Meine knappen Ausführungen konnten nur wenige Teilfragen aus dem gewaltigen Thema der germaniſch-ſlawiſchen Auseinanderſetzung berühren, unter deren Zeichen ſeit mehr als 2000 Jahren die Volksgeſchichte im öſtlichen Mitteleuropa ſteht. Wir haben aus den volkstümlichen Sachgütern vor allem die Flur, die Siedlung und das Haus ausgewählt, weil ſich in ihnen die ſchöpferiſche Leiſtung des deutſchen Oſtſiedlers am ſinnfälligſten offenbart. Wer dieſe Erſcheinungen unterſucht, kann wie kein zweiter die Größe der deutſchen Kulturleiſtung im Oſten ermeſſen. Es gibt auf weſtſlawiſchem Boden kein flur-, ſiedlungs- und hauskundliches Merkmal, das durch deutſchen Einfluß nicht eine artverändernde Umformung erfahren hätte. Alle oſteuropäiſchen Erſcheinungen unterliegen im Strahlungsbereich der deutſchen Volkskultur einem Veredlungsvorgang, der ſich auf dem Gebiete der Flurverfaſſung als ordnendes Prinzip, beim Hausbau als techniſche Vervollkommnung, im Rechtsleben des Bauern als perſönliche Befreiung, beim Bürger durch den Aufſchwung von Wirtſchaft und Bildung, kurzum in einer Hebung von Kultur und Lebensführung kundgibt. Wir neigen uns in tiefer Ehrfurcht vor dieſer Großtat der namenloſen Vertreter aller deutſchen Stände, deren Leben die große Dominante der Oſtſiedlung durchzieht: der heroiſche Wille zur Bezwingung der Unkultur durch unerhörte Leiſtungen der Arbeit, des Fleißes und der Ausdauer. Das Kulturgefüge der jungen Staaten in Oſtmitteleuropa gründet ſich zu einem ſehr weſentlichen Teile auf deutſche Aufbaukraft. Der deutſche Oſtſiedler hat ſeine Leiſtung mit unaustilgbaren Zügen in die Geſchichte unſeres Erdteiles eingeprägt.

---

[32] A. Hoenig, Deutſcher Städtebau in Böhmen. Berlin 1921, passim, Kartenanhang; Br. Schier, Mitteldeutſche Blätter für Volkskunde 12 (1937). S. 87 ff.

[33] W. Weizſäcker, Eindringen und Verbreitung der deutſchen Stadtrechte in Böhmen und Mähren = Deutſches Archiv für Landes- und Volksforſchung 1 (1937), S. 95—109; Br. Schier, a. a. O., S. 90 ff.

[34] W. Weizſäcker, Das Recht = Das Sudetendeutſchtum. Brünn 1937. I, S. 109—149 mit Karte

Die gutsherrlich-bäuerlichen Beziehungen im baltiſchen Mittelalter

Der Stand der Forſchung

Von Heinrich Boſſe, Riga

Früher und klarer, als das im völkiſchen Binnenraum der Fall zu ſein pflegt, weiſen nationale Grenz- und Überlagerungszonen ein Erwachen des völkiſchen Bewußtſeins auf, das ſich aus dem Aufeinanderſtoßen der Völker, aus der einfachen Erkenntnis der hierin bedingten Spannungen ergibt. An den Grenzen beginnt das Bewußtwerden der Nationen. Und in den Grenzräumen vor allem müſſen ſich die erſten Ausſtrahlungen dieſes Prozeſſes auch im geiſtigen Schaffen nachweiſen laſſen. Der Begriff der völkiſchen, der politiſchen Wiſſenſchaft wird hier ſeine erſte Ausprägung erfahren.

Das Gebiet des baltiſchen Nordoſtens ſtellt einen derartigen Grenzraum dar. Politiſche, nationale, kulturelle Grenzen und Einflußſphären überſchneiden, begegnen, bekämpfen ſich hier ſeit Beginn einer geſchichtlichen Zeitrechnung. Ja, man wird dem Weſen der kleinen baltiſchen Nationen nie gerecht werden können, wenn man ſie nicht als Völker des Grenzraums begreift, in der Herausbildung ihrer Individualität ſeinen beſonderen Geſetzen und Bedingungen unterworfen.

Das Geſetz des Grenzraumes iſt der Kampf. Was vor dieſem ſtändigen Sichbewährenmüſſen verſagt, muß untergehen. Nicht zu allen Zeiten iſt er mit völkiſcher Bewußtheit geführt worden. Gerade dieſe Bewußtheit iſt ſtarken Schwankungen unterworfen geweſen. In ihrer heutigen politiſchen Ausprägung iſt ſie ja erſt eine Schöpfung des 19. Jahrhunderts. Das Erwachen dieſes neuzeitlich-politiſchen Nationalbewußtſeins iſt bei den einzelnen Völkern in verſchiedenen Zeitabſchnitten erfolgt; mit am ſpäteſten bei den Deutſchen. Das Zurückweichen des vorgeſchobenen Gürtels deutſcher Volksgruppen im geſamten Grenzraum von der Oſtſee zum Schwarzen Meer gegenüber dem ungeſtümen Vordrängen der Oſtvölker iſt eine Folge davon geweſen. Es war ein Kampf, der nacheinander alle Gebiete des Lebens einbezog, der heute auf rein biologiſcher Ebene nicht anders geführt wird wie im politiſchen Raum, in der Wirtſchaft oder auf den geiſtigen Aufmarſchfeldern.

So bringt nun zwar im Grenzraum des baltiſchen Nordoſtens nicht erſt der bewußte Nationalitätenkampf des 19. Jahrhunderts eine politiſche Wiſſenſchaft hervor. Denn dieſe iſt, als Geſchichtsforſchung jedenfalls, älter. Wohl aber entzünden ſich an der Nationalitätenfrage bereits in der Aufklärungszeit die Geiſter: die agrarpolitiſchen Schriften der livländiſchen Aufklärer ſchufen ein Bild der Landesgeſchichte, innerhalb deſſen den Letten und Eſten als grauſam unterdrückten Völkern ein beſonderes Intereſſe zugewendet wurde[1]; ſie kämpften damit für Menſchenrechte und ſoziale Reformen, die ein hiſtoriſches Unrecht wiedergutzumachen hätten[2]. Das Geſchichtsbild der Aufklärung lebte im Liberalismus weiter, ſo in Otto v. Rutenbergs adelsfeindlicher „Geſchichte der Oſtſeeprovinzen“[3], ſo vor allem auch in H. v. Samſons „Livländiſchen Rückblicken“, deren Wirkung überaus ſtark war, und die ihrerſeits eine Flut von Erwiderungen auslöſte[4]. Die wichtigſte darunter war H. v. Bruiningks „Livländiſche Rückſchau“[5], ein knapper, aber nach dem damaligen Kenntnisſtande wiſſenſchaftlich einwandfreier Abriß der livländiſchen Agrargeſchichte, freilich von leidenſchaftlich apologetiſcher Haltung. Mit Bruiningk beginnt die eigentliche baltiſche Agrargeſchichtsforſchung. Sie bleibt ihrer Entſtehung gemäß auch weiterhin eine ausgeſprochen politiſche Wiſſenſchaft, wenn dieſer Begriff auch von ihren Vertretern ſeinerzeit vielleicht mit Entrüſtung abgelehnt worden wäre. Neben der Zerſtörung überlebter deutſcher Geſchichtslegenden richtet ſie ſich in aufbauender Abwehrtätigkeit nunmehr auch gegen die Angriffe, die von ruſſiſcher Seite nicht zuletzt mit agrargeſchichtlichen Argumenten gegen die Exiſtenzgrundlagen der Volksgruppe geführt werden[6]. Weſentlich iſt, daß hier eine Wiſſenſchaft Umriſſe gewinnt, die alle Kennzeichen einer heute bewußt geforderten politiſchen Wiſſenſchaft trägt: die enge Beziehung, ja Verhaftung im politiſchen Leben der Volksgruppe; die Teilhabe an deren Daſeinskampf, dem ſie in allem Streben nach wahrhafter Sachtreue die geiſtigen Waffen ſchmieden hilft.

Der Aufmarſch der Letten und Eſten gegen die Vormachtſtellung des Deutſchtums im Lande ſtellte nicht zuletzt auch eine Auflehnung gegen die bis dahin geduldete geiſtige Führung — oder, wie es jetzt empfunden wurde — Bevormundung — durch die Deutſchen dar. Der Aufbau einer eigenen nationalen Geſchichtsſchreibung war dabei nicht zu umgehen, wenn ſie auch erſt verhältnismäßig ſpät erfolgte. Die Grenze zwiſchen dieſer Geſchichtsſchreibung und einem eindeutigen Propagandaſchrifttum antideutſcher Tendenz iſt oft ſchwer zu ziehen. Die Anknüpfung an die hiſtoriſch-politiſchen Schriften der Aufklärung und der liberalen Periode lag natürlich auf der Hand, deckten ſich doch die Kampfziele in vielen weſentlichen Fragen[7]. Daß auch hier wieder auf Deutſche zurückgegangen wurde, mußte freilich in Kauf genommen werden.

Ebenſo natürlich war es, daß bei der eigenen ausſchließlich bäuerlichen Vergangenheit die Agrarfrage wiederum in den Mittelpunkt rückte, genauer: die Entwicklung der gutsherrlich-bäuerlichen Beziehungen, weil hier ja ſeit der Unterwerfungsperiode bis tief ins 19. Jahrhundert hinein die eigentliche Frontlinie des völkiſchen Aufeinanderſtoßens liegt. Dem undeutſchen Bauern ſteht Jahrhunderte hindurch der deutſche Gutsherr gegenüber. Der Freiheitsverluſt des livländiſchen Bauern im ausgehenden Mittelalter, die Hörigkeit der undeutſchen Bevölkerung während der folgenden Jahrhunderte, theoretiſch geſehen ein rein ſoziologiſches Problem, wird damit zur nationalen Frage.

---

[1] Schaudinn, Die Letten im Geſchichtsbild der livländiſchen Aufklärung. S.-B. d. Geſ. f. Geſchichte u. Altertumskunde zu Riga. 1936. S. 65; ferner: Schaudinn, Deutſche Bildungsarbeit am lett. Volkstum des 18. Jhs. (Schriften d. Dt. Akademie, Heft 29), 1937.

[2] Die Schriften der Jannau, Merkel, Bergmann, Berens, auch Herder! mit ihren Erſcheinungsjahren zitiert bei Schaudinn, a. a. O., S. 69, Anm. 13.

[3] Leipzig 1859, vgl. vor allem S. 125.

[4] Vgl. dazu Wittram, Meinungskämpfe im baltiſchen Deutſchtum. Riga 1934.

[5] Dorpat, Riga u. Leipzig 1879.

[6] Juri Samarin, Krestjanski vopros v Liflandii. Berlin 1876. — Über die vorangegangenen Angriffe Samarins und Carl Schirrens Livländiſche Antwort von 1869 vgl. Handwörterbuch d. Grenz- u. Auslanddeutſchtums, II. Bd.: „Deutſchbalten“, S. 143f.

[7] M. Walters, Lettland. Riga 1923; Le Peuple Letton. Riga 1926; Baltengedanken u. Baltenpolitik. Paris 1926. — K. Landers, Latvijas vēsture. Moskau 1922. — K. Ducmanis, Lettland förr och nu. Stockholm 1926.

Das Erbe, das fortan die junge Geſchichtsſchreibung der Letten und Eſten zu tragen hatte, war ein doppeltes. Einmal wird ſie an ihrem Ausgangsort durch die Haltung einer zeitbedingten innerdeutſchen Oppoſition beſtimmt, die ſich gegen das Übergewicht der Adelsvorrechte wendete. Sie bekommt durch deutſche weltanſchaulich-politiſche Auseinanderſetzungen ihren Platz angewieſen und iſt durch die geiſtige Färbung der Aufklärungszeit und des Liberalismus beſtimmt, — ein Umſtand, der um ſo ſchwerer ins Gewicht fällt, als hier eine Durchdringung des Denkens und des Gefühlslebens mehrerer Generationen vorliegt. Thema einer beſonderen Arbeit wäre es, im einzelnen die Konſequenzen zu verfolgen, die ſich daraus ergeben. Jedenfalls war dieſer Standort für den Aufbau einer vollwertigen nationalen Wiſſenſchaft wenig günſtig und mußte allmählich verlaſſen werden — ein Prozeß, der noch heute keineswegs abgeſchloſſen iſt, bei Eſten und Letten freilich in ſehr verſchiedenem Tempo verläuft.

Wenn ſowohl auf baltiſch-deutſcher wie auf eſtniſcher und lettiſcher Seite heute von einer in wirklichem Sinn politiſchen Geſchichtswiſſenſchaft die Rede ſein kann, ſo ſind ſchließlich noch in einer weiteren Hinſicht die Anſätze verſchieden. Inſofern nämlich, als die deutſche Wiſſenſchaft während ihrer Wendung zum Politiſchen die Möglichkeit hatte, das ganze wertvolle Traditionsgut exakter deutſcher Forſchungsmethodik in ſich aufzunehmen (erinnert ſei an das Wirken Fr. G. v. Bunges, Carl Schirrens und des Waitzſchülers R. Hausmann in Dorpat), während die beiden anderen Nationalitäten ſich die methodiſchen Mittel ſelbſtändiger Forſchung erſt erwerben mußten. Für das Niveau der Wiſſenſchaftlichkeit mußte es eine böſe Vorbelaſtung bedeuten, wenn vorher eine von Laienkräften geſchaffene ſchlüſſelfertige Geſchichtsideologie übernommen wurde. Um ſo höher freilich ſind dann Leiſtungen zu bewerten, wie ſie die eſtniſche Geſchichtsforſchung etwa in unſeren Tagen aufzuweiſen hat.

*

Die aus den Schriften der Aufklärungszeit herrührende Annahme, als ſei mit der Unterwerfung Livlands durch die Deutſchen alsbald eine „Knechtung" der landeseingeborenen Bevölkerung im Sinne eines Verluſtes der perſönlichen Freiheit verbunden geweſen — wie ein ſolcher in Preußen nach dem großen Aufſtande von 1249 ja faktiſch eintrat —, konnte bereits durch den Altmeiſter der baltiſchen Rechtsgeſchichte Fr. G. v. Bunge[8] widerlegt werden. Gleichwohl hat ſie in ihrer primitiven Einprägſamkeit das liberale Geſchichtsbild noch weitgehend beeinflußt und in der ſchlagwortartigen Formulierung der 700jährigen Knechtſchaft noch bis an die Schwelle der jüngſten Vergangenheit die populäre lettiſche Geſchichtsauffaſſung beſtimmt. Auf der anderen Seite waren es nach Bruiningks: „Livländiſche Rückſchau" vor allem die Forſchungen A. v. Tranſehes[9], die eindeutig feſtlegten, in welcher Form ſich die Unterwerfung der eingeborenen Stämme unter die deutſche Herrſchaft vollzog. Vorausſetzung der Unterwerfung iſt die Annahme der ſog. Jura Christianorum: d. h. Taufe, Heeresfolge zur Ausbreitung und Verteidigung des chriſtlichen Glaubens, Ableiſtung des kanoniſchen Zehnten zum Unterhalt der Kirche und ihrer Diener, ſowie Burgen- und Straßenbau zur Landesverteidigung. Der kirchliche Zehnte wandelte ſich bald zum Grundzehnten, der auch durch einen feſten Zins abgelöſt werden kann. Die perſönliche Freiheit der Eingeborenen bleibt unangetaſtet, der freie Gebrauch ihres Erbes (Beſitz) wird ihnen zugeſichert. Öffentlich-rechtlichen Charakters wie der Grundzehnt waren auch die in den ſpäteren Unterwerfungsverträgen erwähnten Fronen, die aber auf einige wenige Tage im Jahr feſtgelegt waren[10].

---

[8] F. G. v. Bunge, Geſchichtliche Entwicklung der Standesverhältniſſe in Livland. Dorpat 1838.

[9] A. v. Tranſehe, Die Entſtehung der Schollenpflichtigkeit in Livland. Riga 1926. Mitt. a. d. livl. Geſch., Bd. 23, S. 485ff. — Auf ſeine früheren Arbeiten „Gutsherr und Bauer in Livland im 17. und 18. Jahrhundert". Straßburg 1890; „Die Eingeborenen Altlivlands im 13. Jahrhundert". Balt. Monatsſchrift, Bd. 43, Riga 1896; „Zur Geſchichte des Lehnweſens in Livland". Mitt. a. d. livl. Geſch Bd. 18, Riga 1908 ſei ebenfalls hingewieſen, ſowie auf H. v. Engelhardt, „Beitrag zur Entſtehung der Gutsherrſchaft in Livland", Diſſ. Leipzig 1897, deſſen Anſichten Tranſehe z. T. zurechtſtellt.

Die Unterwerfungspakte ſchufen einen Rechtszuſtand, demzufolge die gegenſeitige Stellung der Landeseingeborenen und der neuen Herrſchaft, d. h. der Biſchöfe und des Ordens in großen, aber klaren Zügen umriſſen war. Ein neues Problem warfen aber ſchon ſehr frühzeitig die Belehnungen deutſcher Miniſterialer und vereinzelter Edelleute (ſogar ſtädt. Bürger) in den unterworfenen Landſchaften auf. Die Frage erhebt ſich: in welcher Form gingen dieſe Belehnungen vor ſich und welche Veränderungen in den Rechts- und Beſitzverhältniſſen der Eingeborenen wurden dadurch herbeigeführt? Die von Tranſehe gefundene[11] und dann auch lettiſcherſeits akzeptierte[12] Antwort auf die letzte Frage lautet: zunächſt gar keine! Verlehnt wurden zunächſt ganze Bezirke, und zwar in der Form, „daß die landesherrlichen Hoheitsrechte, welche Einkünfte darſtellten, alſo Zehnte, Zins und Gerichtsbarkeit, ſpäterhin auch Dienſte der eingeborenen Hinterſaſſen, auf die Belehnten übertragen wurden“. Eine Niederlaſſung innerhalb der zugewieſenen Lehensbezirke kam für die Vaſallen vor einer wirklichen Befriedung der unterworfenen Landſchaften nicht in Frage. Die Nutzung des Lehens beſtand daher anfangs hauptſächlich in der Entgegennahme der durch Boten („nuntiis“) eingeſammelten Abgaben, ja es war möglich, daß die Belehnten einfach nach Maßgabe der ihnen zugewieſenen Zahl der Haken (Höfe) an den landesherrlichen Einnahmen beteiligt wurden[13].

Die Frage nach der Lehnsfähigkeit Eingeborener, die noch Tranſehe entſchieden verneinte, iſt ſeit den Unterſuchungen Johanſens an der ſog. Eſtlandliſte des „Liber census Daniae“ poſitiv zu entſcheiden[14]. Über die Zahl der zu Ritterrecht belehnten eingeborenen Vaſallen wiſſen wir nichts. Sie war jedenfalls nicht groß, auch bleiben dieſe Belehnungen auf die erſte Zeit beſchränkt. Intereſſant iſt jedenfalls das kartographiſche Bild des geſchloſſenen erzbiſchöflich Rigaſchen Tafelguts im einſtigen Lettengebiet mit einer Anzahl eingeſtreuter Lehnsgütchen, als deren Inhaber teilweiſe bis in das 15. Jahrhundert hinein noch Namensträger undeutſcher Abkunft genannt werden[15]. Da in dieſem Teil des Erzſtifts ſonſt umfangreiche Lehen fehlen, iſt der Hinweis Laakmanns auf die ehemaligen „seniores“ und auf die Bundesgenoſſenſtellung der Letten in den Unterwerfungsjahren zu beachten. Noch um die Mitte des 14. Jahrhunderts werden in einer Steuerliſte der Ordenskomturei Goldingen zwiſchen Deutſchen auch einige unzweifelhaft indigene Namen als „Vasalli“ aufgeführt, ohne daß eine Abgrenzung vorgenommen wird[16].

---

[10] Kurenvertrag 1267: 4 Tage; Semgallervertrag 1272: 4 Tage; Öſeler Statuten 1284: 3 Tage

[11] Tranſehe, Lehnsweſen, S. 24.

[12] A. Schwabe, Agrargeſchichte Lettlands, S. 34ff.

[13] Vgl. beſonders die Belehnung 56 rigiſcher Bürger durch Balduin v. Alna: „Ipsi vero infeodati de universo censu, qui nos contingit . . . percipient proportionaliter cuilibet pro sua quinquaginta sexta parte“ uſw. Livl. Urkundenbuch, hrsg. von Bunge, Bd. I, Nr. 135 (1234).

[14] Johanſen, Siedlung und Agrarweſen der Eſten im Mittelalter. Reval 1900. S. 9f. Auf ihm fußend auch A. Schwabe, Agrargeſchichte Lettlands. Riga 1928. S. 42f. Einzelne von Johanſen und Švābe beigebrachte Beiſpiele ſind allerdings anfechtbar.

[15] H. Laakmann, Zur Geſchichte des Großgrundbeſitzes im Erzſtift Riga. S.-B. d. Geſ. f. Geſchichte u. Altertumskunde zu Riga, 1936, S. 57f.

Militäriſche Erwägungen gaben bei der Schaffung umfangreicherer Lehen in der jungen Kolonie den Ausſchlag. Im einzelnen gingen die Landesherren der nunmehr entſtehenden Territorien nicht gleichartig vor. Während in den Stiftern die Biſchöfe auf eine wehrhafte Vaſallenſchaft in hohem Maße angewieſen waren, konnte der Deutſche Orden, der ja jederzeit eine ſchlagfertige Truppe ins Feld zu ſtellen vermochte, hierin eine ganz andere Zurückhaltung üben. Bis ins 16. Jahrhundert hinein hat er bewußt an dieſer Politik feſtgehalten. So bleibt der Lehnsbeſitz in den Ordensgebieten unbedeutend, und es haben die Ordensvaſallen auch nie entfernt die Bedeutung gewinnen können, wie das bei den Stiftsvaſallen der Fall war. Eine Ausnahme machten natürlich die vormals däniſchen Landſchaften Harrien und Wierland im Norden Eſtlands, die der Orden erſt 1346 erwarb und wo ſich damals ſchon die machtpolitiſche Stellung der deutſchen Ritterſchaften in einem ſolchen Grade gefeſtigt hatte, daß der Orden ſich mit ihr abfinden mußte.

Ein Umſtand, der für das künftige Schickſal der Kolonie ſchlechthin entſcheidend werden ſollte, iſt bekanntlich der völlige Ausfall einer bäuerlichen deutſchen Siedlung. Er fällt um ſo mehr auf, als das Land dünn beſiedelt war und der Mangel ländlicher Arbeitskräfte, der ſpäter in der großen Bedeutung der Läuflingsfrage zum Ausdruck kommt, auch ſchon früher ſpürbar geweſen ſein muß. Zwar finden wir auch Anzeichen einer gewiſſen Siedlungstätigkeit zum mindeſten von Seiten des Deutſchen Ordens. Die bereits oben angezogene Wartgutliſte der Komturei Goldingen zeigt inmitten der Kurenſiedlungen zwei ſemgalliſche und ein Litauerdorf[17]. Doch geht die Anlegung derartiger Siedlungen wohl eher auf politiſche als auf wirtſchaftliche Erwägungen zurück. Erhalten iſt ferner eine Aufforderung zur Anſiedlerwerbung v. J. 1261, gerichtet an die Stadt Lübeck[18]. Doch dieſer Brief iſt auch das einzige Dokument, das auf planmäßige Koloniſierungsabſichten mit deutſchem Siedlermaterial ſchließen läßt. In jedem Falle führten ſie nicht zum Erfolg. Johanſen[19] verweiſt auf die finanziellen Schwierigkeiten, die angeſichts der umfangreichen Ausgaben für Befeſtigungs- und Verteidigungszwecke einer weiter angelegten Koloniſationstätigkeit im Wege geſtanden hätten. Befriedigend iſt dieſe Erklärung aber wohl ebenſowenig wie der einfach behauptete Widerwille der Bauern gegen die Überfahrt zur See. Daß deutſche Siedler den klimatiſchen und örtlichen Verhältniſſen nicht ohne weiteres gewachſen waren, iſt ſicher ein richtiger Hinweis, — aber ſelbſt über Fehlſchläge, die von weiteren Siedlungsverſuchen abſchrecken mußten, iſt uns nichts bekannt. So haben wir es bis auf weiteres mit der Tatſache an ſich zu tun. Ihre Wirkung aber war: daß der Bauernſtand in ſeiner Geſamtheit anderen Blutes blieb als Bürgertum und Adel; daß die Agrarfrage einmal mit Notwendigkeit eine nationale Frage werden mußte. —

Das Syſtem der livländiſchen Burglehen: eines verlehnten Anteils an den Abgaben der Eingeborenen eines Diſtrikts unter gleichzeitiger Anweiſung eines Wohnplatzes auf der landesherrlichen Burg[19a] war ſchon aus techniſchen Gründen auf die Dauer nicht durchführbar, weil es zuviel Unbequemlichkeiten mit ſich brachte. Tatſächlich finden wir ja von Anfang an in den Lehnbriefen der Vaſallen den Bezirk angegeben, innerhalb deſſen ihnen die Sorge für das Einſammeln der Gefälle überlaſſen bleibt, und wo bald erſte Stützpunkte in Form einer Zehntſcheuer, einer feſten Mühle und ähnlichem errichtet werden. Hier liegt die Keimzelle für die Herausbildung der deutſchen Grundherrſchaften in Livland. Sie entſtehen alſo durch Übertragung eines Teils der landesherrlichen Hoheitsrechte innerhalb des angegebenen Bezirks: Nutzung der Abgaben und Dienſtleiſtungen, Ausübung der niederen, in den Stiftern ſpäterhin auch der hohen Gerichtsbarkeit über die Hinterſaſſen. (Die Erweiterung der grundherrlichen Gerichtsgewalt vollzog ſich in den einzelnen Territorien verſchiedenartig. Im Ordensgebiet außerhalb Harriens und Wierlands blieb den Vaſallen die hohe Gerichtsbarkeit mit wenigen Ausnahmen bis zuletzt verſagt.)

---

[16] Die Wartgutſteuerliſte der Komturei Goldingen, hrsg. von A. Bauer. Mitt. a. d. Livl. Geſchichte, Bd. 25, S. 155f.

[17] Die Wartgutliſte der Komturei Goldingen, a. a. O., S. 152 u. 154.

[18] Livl. Urkundenbuch I, Nr. 362, „Item agricolae, quantum colere voluerit, relinquimus ei liberum ad 6 annos, posterea vero de suis decimam nobis solvet“.

[19] Handwörterbuch des Grenz- u. Auslanddeutſchtums, Bd. 2, „Deutſchbalten“, S. 177.

Zwiſchen die freien eingeborenen Bauern und die Landesherrſchaft ſchiebt ſich der Vaſall. Er wird zum Grundherrn, der ſich mit zunehmender Befriedung der Kolonie — im eſtländiſchen Norden bereits im letzten Drittel des 13. Jahrhunderts — auf ſeiner Lehnsmark niederläßt.

Die Bezeichnung, die die livländiſchen Urkunden für dieſe nunmehr entſtehenden ritterlichen Eigenhöfe finden, lautet eigentümlich: „alodium" (daneben auch einfach „curia", oder „vorwark" in niederdeutſchen Texten). Wie bereits Bunge 1877 nachwies, ſtellen dieſe Allodien kein freies Eigentum dar, ſondern ſind bloß eine landſchaftliche Sonderbezeichnung für die ritterlichen Wirtſchaftshöfe[20]. Lehnrechtlich genießt das Allodium keine Sonderſtellung. Es iſt vom Landesherrn zu Lehn gegeben und fällt an ihn heim, kann natürlich wie jedes andere Lehen Gegenſtand eines Kaufvertrages ſein. — Daß die erſten Allodien übrigens nicht auf Vaſallenlehen, ſondern auf landesherrlichen und Kloſterbeſitzungen angelegt wurden, iſt ohne weiteres einleuchtend. (1224: Dt. Orden, 1229: Kloſter Dünamünde, 1238: Bf. v. Öſel, 1252: Ebf. v. Riga u. a.) Bedeutſam wurden die neuangelegten Eigenwirtſchaften (in erſter Linie natürlich die der Klöſter) vor allem durch die Einführung der Dreifelderwirtſchaft. Daß dieſe erſt durch die Deutſchen bekannt wurde, hat Johanſen für Eſtland auf Grund älterer Flurkarten nachgewieſen[21]. Wir haben keinen Grund, für den Süden des Landes eine andere Entwicklung anzunehmen[22].

Eine für die weitere Entwicklung bedeutungsvolle Frage iſt die: auf welche Weiſe die livländiſchen „Allodien" angelegt wurden. Das erforderliche Land für den Wirtſchaftshof konnte durch Erbloſigkeit an den Grundherrn heimgefallen ſein, es konnte auch auf Neurodung in der Wildnis zurückgehen. Für beide Entſtehungsarten haben wir Zeugniſſe[23]. Schließlich gibt es eine ganze Reihe urkundlicher Belege dafür, daß der Grund und Boden dazu — auch wo es ſich um landesherrliche Beſitzungen handelte[24] — erſt von den Einwohnern erworben werden mußte.

[19a] Johanſen, Handwörterbuch des Grenz- und Auslanddeutſchtums II, S. 173.

[20] Bunge, Das Herzogtum Eſtland. S. 361.

[21] Johanſen, Siedlung u. Agrarweſen. S. 83f.

[22] Die Gründe, die Švābe, Zemes attiecību un zemes reformu vēsture Latvijā, Riga 1930 S. 17ff., für das Beſtehen einer vordeutſchen Dreifelderwirtſchaft in Kurland anführt, ſind wenig überzeugend. Vor allem läßt ſich mit den undatierten lettiſchen Volksliedern hier natürlich nicht arbeiten.

[23] Tranſehe, Schollenpflichtigkeit. S. 523.

[24] Vgl. Livl. Urkundenbuch I, 70. Teilung der Landſchaft Tolowa zwiſchen den Schwertbrüdern und dem Rigaer Biſchof 1224: „si quas . . . prata aut agros infra praedictos terminos hactenus dicti fratres emptione vel donatione habuerunt, deinceps nostra erunt". Vgl. auch die Chronik Heinrichs v. Lettland XVI, 3 u. 6.

Doch ſind in dem jüngſt eroberten Kolonialgebiet natürlich Übergriffe nicht ſelten geweſen. In einer Urkunde, in der ſich der Revaler Biſchof mit den Vaſallen Harriens und Wierlands über den Kirchenzehnten vergleicht (der ja nur von dem Zinslande der Eingeborenen zu zahlen iſt) werden alle Methoden der Erwerbung von Allodien aufgezählt: vom Kauf über Überredung, Drohung zu Mißhandlungen[25]. Legte der Landesherr oder Ritter alſo auf ſeinem Gebiet einen Hof an, ſo hatte er ſich zuvor mit den Eingeborenen zu vergleichen. Und wir werden nicht fehlgehen, den ſeltſamen Ausdruck „alodium“ darauf zurückzuführen, daß die Hofesländereien nach erfolgter Belehnung mit der Lehnsmark gewöhnlich noch durch geſonderte Übereinkunft mit den Einwohnern erworben wurden. Denn der neuen Landesherrſchaft ſtanden an ſich keine Liegenſchaften zur Verfügung, ſie hätte ſie denn ſelbſt erſt durch Kauf, letztwillige Schenkung oder dgl. erworben oder durch Heimfall in ihre Hand gebracht. Das livländiſche Koloniallehen iſt ſeinem Urſprung nach ja kein Land-, ſondern ein Zinslehen, und zwar gleichgültig, ob es in Gebieten gewaltſamer oder freiwilliger Unterwerfung ausgetan wurde. Gewiß verblaßte dieſer Urſprung ſpäterhin. Dennoch iſt die Unterſcheidung zwiſchen Bauernland und Hofesland für das ganze Mittelalter charakteriſtiſch, ja auch darüber hinaus, obwohl es bald unmöglich wird, ſtreng rechtliche Folgerungen aus dieſer Tatſache zu ziehen[26].

Der Meinungswiderſtreit zwiſchen deutſcher und lettiſcher Forſchung iſt hier an einem grundſätzlich bedeutſamen Punkt zu erfaſſen: der Frage des Bauerlandbeſitzes. Während deutſcherſeits die entwicklungsmäßige Verſchlechterung der Beſitztitel der eingeborenen Bevölkerung am genutzten Grund dargetan wurde, bemüht ſich (in der Perſon A. Svābes) die lettiſche Forſchung, dieſe Feſtſtellungen zu entkräften und das Beſtehen eines bäuerlichen Eigentums ſogar über die Ordenszeit hinaus zu erweiſen. Wir begegnen einer bewußt durchgeführten Tendenz, die Rechtstitel der eingeborenen Bauern im Mittelalter als möglichſt günſtig darzuſtellen, was mitunter zu ſeltſamen Fehlinterpretationen ganz eindeutiger Urkundentexte führen kann. Der Grund dafür iſt natürlich nicht in der Bejahung der Geſchichtsperiode zu ſuchen, da Altlivland als Teil des Reichsgebiets auch ſtaatspolitiſch noch unter deutſcher Herrſchaft ſtand. Wohl aber liegt hier eine grundſätzliche Abkehr von dem überlieferten Geſchichtsbilde vor, das die Aufklärung vom baltiſchen Mittelalter entwarf. Sie fällt mit einem Wandel der Geſchichtsbetrachtung zuſammen, der für den lettiſchen Nationalismus in ſeiner heutigen Form überhaupt kennzeichnend iſt. An Stelle der wehleidigen Betrachtung einer vielhundertjährigen Knechtſchaft und Bedrückung, daran ſich viele Jahrzehnte hindurch ein ſtark vergeltungsbetontes Nationalgefühl entzündete, tritt das bewußt geformte Bild einſtiger Bedeutung und Größe, deren Spuren noch in der Zeit der deutſchen Herrſchaft geſucht werden.

Für das Gebiet der mittelalterlichen Agrargeſchichte konnte ſich die neue lettiſche Geſchichtsſchreibung der deutſchen Forſchung völlig anſchließen, ſoweit dieſe den Legenden der Aufklärungsliteratur ein quellenmäßig belegtes Bild entgegenſtellte. (Daß dieſes Bild mit fortſchreitender Erkenntnis auch Veränderungen erfuhr — erinnert ſei an die Frage der Lehnsfähigkeit eingeborener „seniores“ —, iſt dabei ſelbſtverſtändlich.) Sie ſucht von dieſem Bilde dort abzugehen, wo es ſich mit der antizipierten politiſchen und kulturellen Durchbildung der vordeutſchen eingeborenen Stammesorganiſation nicht in Einklang bringen läßt. Im einzelnen mag freilich daneben noch eine gewiſſe formale Gebundenheit dazutreten: eine Verſchloſſenheit gegenüber gewohnheitsrechtlichen Entwicklungen und das Bedürfnis, wichtige hiſtoriſche Wandlungen als Maßnahmen der Eroberer zu erfaſſen und mit einer Datierung zu verſehen[27].

---

[25] Livl. Urkundenbuch I, 467: „si aliquis vasallorum minus iuste alodium aedificaverit, Estones suos ab antiqua terra verbis minacibus, verberibus, prece vel pretio effugando . . ..“

[26] Auf die mittelalterliche Unterſcheidung von Hofes- und Bauernland griff dann Mitte des 19. Jh. die livländiſche Bauerreform H. v. Foelkerſahm's zurück. Es iſt der Gedanke des „roten Striches“, der ein Teil des Gutsgebiets als Bauernland abteilt, das nicht eingezogen werden darf und im allmählichen Entwicklungsgang von der Geldpacht über Ratentilgung von den Bauern zu eigen erworben wird. Vgl. H. v. Foelkerſahm, Die Entwicklung der Agrarverfaſſung Livlands und Kurlands uſw. Greifswalder Diſſ. 1923.

Nun gibt es freilich kaum einen Vorgang in der baltiſchen Geſchichte, der derartigen Neigungen ſolche Schwierigkeiten entgegenſetzt, wie die Entwicklung des bäuerlich-grundherrlichen Verhältniſſes im Mittelalter. Die Seßhaftwerdung der Vaſallen, die Anlage der Allodien oder Eigenwirtſchaften hatte ja zunächſt zur Folge, daß die urſprünglichen Zinslehen ſich in Grundlehen zu wandeln begannen. Dieſem Vorgang können wir freilich nur in großen Umriſſen folgen. Die mittelalterliche Lehnsmark iſt ja gewöhnlich nicht einheitlich zuſammengeſetzt. Sie beſteht aus Bauernland, Hofesfeldern und meiſt einer „ſamenden Mark“ mit Wildniſſen, Heuſchlägen, Honigbäumen uſw., an der oft eine Reihe von Dörfern gemeinſames Nutzungsanrecht hatten, welche zu verſchiedenen Herrſchaften gehören konnten. Hinweiſe auf derartige vordeutſche Markgenoſſenſchaften finden wir, wenn es in manchen Urkunden heißt, ein Hof habe „nach dem Dorf X oder Y Anteil an der Geſamtmark“. Ja es iſt ſogar ein Fall überliefert, wo wohl ein Dorf für ſich, nicht aber die betreffende Grundherrſchaft, an einer Geſamtmark „gerechtigt“ gefunden wird[28]. Im 15. Jahrhundert ſind dieſe ſamenden Marken bereits eine Quelle von Grenzſtreitigkeiten zwiſchen den einzelnen Herrſchaften. Wenn nicht ein beſonderer Vergleich ſtattfand, der die gemeinſame Nutzung ſicherte, wurden die Marken aufgeteilt, was natürlich eine Änderung der früheren Ordnung bedeutete. Über das Schickſal der Marken entſchied der Grundherr, nicht die zunächſt daran beteiligten Bauernſchaften (Dörfer, Wacken). Der Grundherr iſt Obereigentümer. Aber darum ſind die Bauern noch nicht aus der Nutzung verdrängt, wenngleich ſie ſich fortan an die von der Herrſchaft geſetzten Grenzzeichen zu halten haben. Erſt zu Beginn der Neuzeit, als Raubbau und rückſichtsloſe Schwendwirtſchaft den natürlichen Waldreichtum des Landes mancherorts zu bedrohen begannen, iſt dies hergebrachte bäuerliche Nutzungsrecht begrenzt worden. Die Bauernjagd hingegen war in Livland das ganze Mittelalter hindurch kaum eingeſchränkt[29].

Was das eigentliche Bauernland anlangt, ſo erlebte es im Laufe der Zeit eine ähnliche Minderung der Beſitzrechte, wie ſich dies am Beiſpiel der Geſamtmarken verfolgen läßt. Zwei Gründe dafür ſind vor allem zu nennen: das grundherrliche Heimfallsrecht und die Verödung der Haken durch Krieg und Läuflingsweſen. — Daß ſchließlich bei der niederſächſiſch-weſtfäliſchen Herkunft der meiſten livländiſchen Vaſallengeſchlechter die von Hauſe gewohnte Ordnung der grundherrlich-bäuerlichen Verhältniſſe (Weſtfalens eigenbehörige Bauern mit erblichem Nutzungsrecht am Lande!) auch in die neue Heimat hinüberwirkte, kann keinem Zweifel unterliegen.

---

[27] Vgl. vor allem die Darſtellungsweiſe von Vippers (Die Letten. Riga 1930. S. 164ff.).

[28] Vgl. Boſſe, Der livländiſche Bauer am Ausgang der Ordenszeit. Mitt. a. d. livl. Geſchichte, Bd. 29, S. 282ff. Riga 1933.

[29] Vgl. dazu Boſſe, Der livl. Bauer, S. 302f. Die erſte überlieferte Einſchränkung 1465 aus Kurland: Die Jagd iſt geſtattet, nur „elende und ander wilt (scil. „herte, hinden und rehe“) moſzen de lude nith jagen, bet de herſchop de vorjacht hedde berichtet.“ Livl. Urkundenbuch XII, S. 293.

In den erſten Unterwerfungsverträgen mit den Eingeborenen war dieſen der unangetaſtete Beſitz ihres „Erbes" zugeſichert worden, der bis ins „vierte Knie" galt. Dann fiel das Erbe bei erbloſem Tode des Zinsbauern an den Landes- bzw. den privaten Grundherrn heim. Tatſächlich ließen feindliche Verheerungen und Seuchen dies Heimfallsrecht oft genug in Anwendung kommen. Das Erbe wurde nach Möglichkeit raſch neu beſetzt, denn ein „wüſtes Geſinde" war für die Herrſchaft ja wertlos. Andererſeits war das grundherrliche Verfügungsrecht über die erbloſen Bauerländereien natürlich nicht dazu angetan, deren Beſitztitel zu verbeſſern. Erinnert ſei auch an einen Umſtand, über den die Quellen des ſpäteren Mittelalters häufig klagen, nämlich die Abneigung der Bauern gegen die kirchliche Eheſchließung. Immer wieder muß mit Verordnungen dagegen angekämpft werden. Noch 1521 verlangt der Öſeler Manntag, es ſolle bei jeder Kirchſpielskirche eine Stäupſäule errichtet werden „de buren ſo tho dwingende, ſe ſick echtigen lathen". Der Chroniſt Ruſſow, der übrigens die deutſchen Grundherren beſchuldigt, dieſe Zuſtände abſichtlich gefördert zu haben (!), weiſt auch auf deren erbrechtliche Folgen hin, „dat ſe (die Herrſchaft nämlich) de buren kinder als unrechts gebaren na der olderen dode van ehrem veder likin erve deſto gefögliker verſtöten"[30].

Kam das grundherrliche Heimfalls- und Neubeſetzungsrecht für die auf natürliche Weiſe erblos gewordenen Bauernhöfe in Anwendung, ſo trat ſeit dem Ende des 14. Jahrhunderts ein weiterer Umſtand hinzu: das zunehmende Läuflingsunweſen, das bald zu einer beſorgniserregenden Landplage anwachſen ſollte. Der Umfang dieſer Wanderbewegung läßt ſich ſchwer abſchätzen, doch zeugen die zahlreichen Erwähnungen wüſter Bauernhöfe in den Urkunden, das häufige Auftauchen von Neuſiedlern in den erhaltenen Wackenbüchern von einer Verödung der Haken, die nicht allein auf die großen Menſchenverluſte durch Kriegsnot und Verſchleppung (die letzten Ruſſeneinfälle noch 1481 und 1501!) zurückzuführen iſt. Allein die Zahl der ſpäter abgeſchloſſenen „Läuflingseinigungen" in Livland ſpricht eine beredte Sprache. Aufs Ganze geſehen, mußte das Läuflingsweſen auch zu einer Verſchlechterung der bäuerlichen Beſitztitel führen. Denn war erſt einmal für immerhin bedeutende Teile der Bauernſchaft die gefühlsmäßige Bindung an das Erbe ſoweit gelockert, daß die Hofſtelle aufgegeben werden konnte, um unter mehr zuſagenden Verhältniſſen auf einer anderen Lehnsmark „den Rauch aufgehen zu laſſen" und je nach den Umſtänden auch von dort wieder weiterzuziehen, ſo iſt es nur natürlich, daß ſich auf der anderen Seite die grundherrliche Verfügungsgewalt über die unbeſetzten Haken zu einem feſten Obereigentum über das geſamte Bauernland verdichtete.

Zu Eingriffen in die beſtehenden Beſitzverhältniſſe brauchte das zunächſt nicht zu führen. Auch weiterhin beriefen ſich die Bauern etwa bei Grenzſtreitigkeiten auf ihre „hebbende were" an ſtrittigen Ländereien, ja ſelbſt aus der Mitte des 16. Jahrhunderts ſind noch Zeugniſſe vorhanden, daß auf den Ordensdomänen hörige Bauern Ländereien mit Beſtätigung des Vogtes veräußern konnten. Auf der anderen Seite haben wir Beiſpiele von der Abmeierung untüchtiger Wirte, aber auch unmündiger Erben, wiſſen ſogar von der Einziehung ganzer Dörfer zum Hofeslande, wobei die betroffenen Bauern freilich auf neuzurodenden Wildnisländereien angeſetzt werden[31]. Von einem „Beſitz mit ſachenrechtlichem Titel“ oder gar „Eigentum“ der Bauern, wie dies lettiſcherſeits behauptet wird[32], kann mithin keine Rede ſein. Wohl aber iſt das erbliche bäuerliche Nutzungsrecht durch die hervorgebrachte Gewohnheit geſchützt, und es bedeutet nur die Anerkennung dieſer Tatſache, wenn ein Öſelſcher Stiftsvogt noch 1560 in ſeinem Teſtament beteuert: „Habe auch den Bauern zu Unrecht nicht eine Handbreit Landes genommen, das ich dem einen genommen, dem andern gegeben oder zu meinem Nutzen gewendet“[33].

---

[30] Balthaſar Ruſſow, Chronica der Provinz Lyfflandt. 1584. Bl. 28bf. (Ss. rer. Liv., S. 41). Ruſſows Bezichtigung iſt jedenfalls ſinnlos, denn das 16. Jh., von dem hier doch die Rede iſt, bedurfte ohnehin keiner formalen Rechtfertigung für Abmeierungsmaßnahmen, die als zweckdienlich erſchienen. Bei dem großen Mangel an Arbeitskräften aber hatte die Abſetzung eines arbeitsfähigen Bauern (Unmündige konnten natürlich keinen Hof übernehmen) überhaupt nur einen Zweck, wenn eine Erweiterung der Gutsfelder geplant war, — die, wie wir poſitiv wiſſen, nur äußerſt ſelten auf Koſten des Bauernlandes vorgenommen wurde.

Die Auseinanderſetzungen über das Kernproblem der mittelalterlichen baltiſchen Agrargeſchichte: die Entſtehung der bäuerlichen Schollenpflichtigkeit, ſind heute nach den grundlegenden Forſchungsergebniſſen Tranſehes und deren Ergänzung durch Svābe als abgeſchloſſen zu bezeichnen[34]. Wenn in dem Sammelwerk „Die Letten“, Riga 1930, R. Vippers ſeine davon abweichenden Anſichten in recht ſummariſcher Form niederlegte[35], ſo können dieſe — jedenfalls ſoweit ſie auf die Ordenszeit Bezug haben — einfach übergangen werden, da ſie auf keinerlei Quellenmaterial fußen und von ſachlichen und methodiſchen Fehlern durchſetzt ſind. Tatſächlich finden wir Tranſehes Feſtſtellungen in der lettiſchen Agrargeſchichte Svābes verwertet[36], d. h. ſie ſind in ihren Grundlinien von der lettiſchen Fachforſchung völlig akzeptiert worden. Auch die Beiträge, die der Revaler Stadtarchivar Dr. P. Johanſen aus eſtländiſchen Quellen erbrachte, haben Tranſehes Ergebniſſe nur untermauert, wenngleich ſie natürlich in manchen Einzelheiten Korrekturen ſeiner Anſichten einzeichneten[37].

Die Entwicklung der bäuerlichen Unfreiheit[38] nimmt in Livland von derſelben Erſcheinung ihren Ausgang, deren Folgen für die Minderung der Beſitztitel am Lande aufgezeigt wurde, dem Läuflingsweſen. Dieſes aber geht wiederum auf die Verſchuldung der Bauernſchaft zurück, deren erſten Anzeichen wir bereits vor der Mitte des 14. Jahrhunderts in Eſtland begegnen. Die grundherrſchaftliche Wirtſchaftsverfaſſung, die den Vaſallen von den Abgaben der Zinsbauern abhängig machte, zwang zur Ausreichung von Darlehen und Vorſchüſſen bei Mißwachs, Viehſeuchen oder Kriegsnöten[39], um den Bauern die Weiterbeſtellung ihrer Äcker zu ermöglichen. Dieſe Schulden, die bald zu „perennierenden" und im Zuſammenhang damit eine vorauszuſetzende Mehrbelaſtung durch Abgaben wurden, bewirkten, daß erſt vereinzelt, ſeit dem Beginn des 15. Jahrhunderts aber mit zunehmender Häufigkeit die Bauern ſich der läſtigen Verpflichtung durch Verſtreichen entzogen. Beſtimmungen, wie die des ſog. Bauernrechts der Wiek aus dem Ende des 14. Jahrhunderts, wonach der Bauer vor dem Abzug erſt ſeine Schulden zu bezahlen hatte, um dann binnen dreier Tage ſeine Fahrhabe wegführen zu dürfen, blieben fruchtlos; ebenſo die Gewohnheit, den Bauern nach Überſchreitung einer gewiſſen Norm an Darlehen „den Haken beſchwören" zu laſſen, d. h. ſich durch einen Eid des Darlehnempfängers gegen heimliches Verſtreichen zu ſichern. Denn, trat dieſer Fall doch ein, ſo gab es noch immer keine geſetzliche Handhabe, des Flüchtlings und der ihm ausgereichten Vorſchüſſe auf fremdem Gebiet ſo leicht habhaft zu werden.

---

[31] Vgl. Boſſe, Der livl. Bauer. S. 402ff.

[32] Schwabe, Agrargeſchichte. S. 54, 111, 118.

[33] Toll, Eſt-Livländiſche Brieflade I. Reval 1800, Nr. 1499.

[34] A. v. Tranſehe, Die Entſtehung der Schollenpflichtigkeit in Livland. Mitt. a. d. livl. Geſchichte, Bd. 23, Riga 1926.

[35] R. Vippers, Vom XV.—XVIII. Jahrhundert. Vgl. die vernichtende Kritik dieſer Arbeit in der Zeitſchr. d. Savignyſtiftung f. Rechtsgeſch., Germ. Abt. Bd. 51, S. 681ff. (Arbuſow). Unbeeindruckt durch Arbuſows Berichtigungen wiederholte allerdings Vippers im „Burtnieks“ 1934 3, 4 („Dzimtbūšanas izcelšanās un attistība Vidzemē“) ſeine Behauptungen: Schollenpflichtigkeit und Leibeigenſchaft als böswillige Erfindung der im 15. Jh. in Livland aufkommenden „neuen“ kapitaliſtiſchen Adelsklaſſe, ohne quellenmäßige Belege dafür anzuführen.

[36] Schwabe, Agrargeſchichte. S. 74ff. Vgl. auch Švābe, Zemes attiecību . . . vēsture, S. 67ff.

[37] P. Johanſen, Beiträge zur älteren eſtniſchen Agrargeſchichte. Beiträge zur Kunde Eſtlands XIII, XIV. Reval 1927/28.

[38] Sie iſt nicht mit der ſog. Drellſchaft zu verwechſeln, d. h. mit der mittelalterlichen Kriegs- und Schuldſklaverei, deren Geltungsdauer 1424 in Livland zunächſt auf 10 Jahre beſchränkt wird, um ſie nach der Mitte des Jahrhunderts ganz verſchwinden zu laſſen.

[39] Litauereinfälle 1318, 1323, 1329; Ruſſeneinfälle 1340, 1343; vgl. auch Der große Eſtenaufſtand 1343.

Es war nur natürlich, daß ſich unter dieſen Umſtänden der Brauch einbürgerte, die neue Herrſchaft, unter der ſich der Läufling niedergelaſſen hatte, für deſſen Bauernſchulden haftbar zu machen oder ſeine Auslieferung zu verlangen. „Man offte ſchult" — in dieſer ſeit 1417 nachweisbaren knappen niederdeutſchen Formulierung gewann der Anſpruch allgemeine Geltung. Dies geſchah auf einem der erſten allgemeinen Landtage 1424, nachdem bereits zwei Jahre zuvor im Frieden am Melno-See zwiſchen dem Deutſchen Orden und Polen-Litauen eine Übereinkunft der Läuflinge wegen auf ähnlicher Grundlage zuſtande gekommen war.

Die Behelfsmaßnahmen der Auslieferungsgebote von „Mann oder Schuld" erwies ſich gegenüber der weiter anwachſenden Läuflingsbewegung nur zu bald als unzulänglich[40]. Dies lag vor allem an der Umſtändlichkeit, die Tatſache und Höhe der jeweiligen Bauernſchuld bei den räumlichen Entfernungen zu beweiſen. Überdies bedeutete das Verſtreichen der Bauern, ganz abgeſehen von den privatrechtlichen Forderungen an die Läuflinge, eine ernſte Gefährdung der grundherrlichen Exiſtenz, die ja von den Abgaben der Hinterſaſſen abhängig war. In den folgenden Läuflingseinigungen des 15. Jahrhunderts wird daher ſchrittweiſe an Stelle des umſtändlichen Schuldnachweisverfahrens die unbedingte Auslieferungspflicht gegenüber verſtrichenen beſitzlichen Bauerwirten („hakenluden") feſtgelegt[41]. Der Weg der gütlichen Übereinkunft bleibt aber nach wie vor offen, falls ſich der neue Erbherr dazu verſteht, dem Forderer „ſynen willen tho maken", d. h. deſſen Anſprüche auf den Läufling abzufinden, ohne daß freilich die Höhe der Schuldſumme im einzelnen nachgewieſen zu werden braucht. Die Auslieferung erſtreckte ſich zunächſt nur auf die ſog. Hakenleute, d. h. die Bauern im engeren Sinn, die ſozial oberſte Klaſſe der beſitzlichen Wirte, die ſomit zuerſt an die Scholle gebunden erſcheinen. Denn Mietgeſinde, Lostreiber oder auch kleine Kätner (in Livland „envotlinge") kamen als Schuldner gar nicht in Betracht, da natürlich die eingetragenen Bauernſchulden, die wir in Landbüchern, Urkunden uſw. erwähnt finden, als Wirtſchaftskredite zu verſtehen ſind. Doch ließ ſich die einmal angebahnte Entwicklung nicht aufhalten.

Die Wende des 15. zum 16. Jahrhundert iſt in der Landwirtſchaft Livlands die Zeit des beginnenden Übergangs von der bloßen Bedarfsdeckung zur neuen gutsherrſchaftlichen Wirtſchaftsform, die auf Produktion für den Markt eingeſtellt iſt[42].

---

[40] Bereits 1435 im Frieden von Breſt zwiſchen dem Orden und Polen-Litauen wird das 13 Jahre vorher aufgeſtellte Mann- oder Schuld-Prinzip zugunſten einer unbedingten Auslieferungspflicht aufgegeben. Die zwiſchenſtaatlichen Verträge zeigen eine Beſchleunigung der Entwicklung gegenüber den innerlivländiſchen Läuflingseinigungen!

[41] Die Schuldnerſchaft des Läuflings wird dabei, wie Schwabe gegen Tranſehe richtig bemerkt, ſtillſchweigend präſumiert (Agrargeſchichte, S. 87).

[42] Vgl. Boſſe, a. a. O., S. 386.

Bei dem herrſchenden Mangel an Arbeitskräften war die Ausdehnung der Auslieferungspflicht von den Hakenbauern auf die übrigen Bauernklaſſen ein naheliegender Schritt. Die Bauernſchulden, die den Ausgangspunkt der ganzen Entwicklung dargeſtellt hatten, werden natürlich nicht mehr erwähnt. Der Bauer als ſolcher iſt Pertinenz, „Beſatz“ des Gutes, er iſt ſchollenpflichtig. In zwei Einigungen des Ordens mit dem Stift Öſel bzw. dem Biſchof von Reval (1508/09) findet dieſer Zuſtand ſeine rechtsgültige Fixierung: „Item off jenich eynfothling edder loßdriver entgan were, den ſall men gelyck den hakenluiden uith antworden ſunder wedderrede.“ Zur gleichen Zeit wird dem Bauern durch das Verbot des Waffentragens auch äußerlich das Kennzeichen des freien Mannes genommen.

Die Entwicklung der bäuerlichen Schollenpflichtigkeit in Livland weicht inſofern von dem Ordenslande Preußen ab, als dort ſchon frühzeitig der Begriff der Hofwehr entſtand, d. h. des unveräußerlichen, dem Bauern vom Gut nur in Nutzung gegebenen Eiſernen Wirtſchaftsinventars. Die Entſtehung der Hofwehr bei den oſtelbiſchen Grundherrſchaften in Deutſchland geht aber jedenfalls auf ſehr ähnliche Urſachen zurück wie die livländiſche Bauernverſchuldung. Der Unterſchied beſteht aber darin, daß das dem Bauern zur Bewirtſchaftung ſeines Hofes ausgereichte Inventar in Livland ſtets als rückzahlbare perſönliche Schuld verbucht wurde und ſomit ſpäterhin die rechtliche Handhabe zu ſeiner Feſſelung an die Scholle bot[43].

Mit der Läuflingsbewegung Altlivlands im engſten Zuſammenhang ſteht das Auftauchen der ſog. „Bauerquittungen“, die nahezu bis in die jüngſte Zeit als eindeutige Zeugniſſe ſchroffer Leibeigenſchaft und eines von den Grundherren geübten Menſchenhandels angeſehen wurden[44]. Gleichzeitig verwies allerdings auch ſchon H. v. Bruiningk auf die ſog. „Freiung“ (vryginge) von Bauern als nachträgliche Übertragung grundherrlicher Schuldforderungen an einen Läufling auf deſſen neuen Herrn. Tranſehes genauere Unterſuchungen[45], die dann auch lettiſcherſeits ohne Widerſpruch übernommen wurden[46], haben die Beobachtung Bruiningks beſtätigt. Der Betrag, für den ein Läufling nach dem Grundſatz: Mann oder Schuld „gefreit“ worden war, mußte natürlich von dieſem dem neuen Grundherrn zurückerſtattet werden, und wir beſitzen Beiſpiele dafür, daß dies bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts auch tatſächlich ſo gehalten wurde[47]. Einen anderen Charakter gewannen die Bauernquittungen, als mit der Einführung der unbedingten Auslieferungspflicht die Schollenpflichtigkeit Tatſache geworden war. Von jetzt an begegnen wir Ausdrücken wie „vorkofft“ oder „vorlaten“, häufig heißt es „overein gekomen enes buren wegen“ oder „überlaſſen“. Die nunmehr gezahlten Abfindungsſummen brauchen nicht mehr an die Höhe der Schuldforderung gebunden zu ſein. Eine gewaltſame Löſung des betreffenden Bauern von ſeiner Scholle lag bei dieſen „Überlaſſungen“ nicht vor, da es ſich, ſoweit wir nachprüfen können, um

---

[43] Vgl. Boſſe, a. a. O., S. 337, 385. Die Schollenpflichtigkeit (der deutſchen Bauern!) in Preußen entwickelte ſich zeitlich der livländiſchen parallel, nur daß ſie von der Stellung eines Erſatzmannes beim Aufſagen des Hofes ihren Ausgang nahm, d. h. daß hier die wirtſchaftlichen Motive beſonders deutlich hervortreten. Vgl. dazu Aubin, Zur Geſchichte der grundherrlich-bäuerlichen Verhältniſſe in Preußen. Leipzig 1910.

[44] Vgl. noch H. v. Bruiningk, Der livländiſchen Güterurkunden zweiter Band. Zur Einführung. Mitt. a. d. livl. Geſch., Bd. 22. Riga 1924, S. 10f.

[45] Tranſehe, Schollenpflichtigkeit. S. 558.

[46] Schwabe, Agrargeſchichte. S. 84 u. 120f.

[47] Vgl. Johanſen, Das älteſte Wackenbuch des Revaler St. Johannis-Siechenhauſes. Reval 1925. S. XIV. Johanſen findet für den Zuſtand, da der Läufling durch Rückzahlung der vorgeſtreckten Schuldſumme ſeine Freizügigkeit wiedererwerben konnte, den Begriff der „ablösbaren Schollenpflichtigkeit“.

Läuflinge handelt, die bereits verſtrichen waren und deren frühere Erbherren für ihre Anſprüche auf ſie abgegolten werden[48]. — Die Frage, ob nicht desungeachtet ſchon in der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts auch Fälle regelrechten Menſchenhandels vorgekommen ſind, muß bis auf weiteres offengelaſſen werden, weil die darüber angeſtellten Urkunden zu lakoniſch abgefaßt ſind. In einer Urkunde vom Jahre 1545, wo unzweideutig vom Verkauf eines ſeßhaften Bauernwirts die Rede iſt, der von ſeinem Hof auf ein andres Gut übergeführt werden ſoll, iſt deſſen Einverſtändnis jedenfalls ausdrücklicher Vorbehalt des Handels: „...idoch ſoferenn he des mannes wyllen dartho krygen kann[49].“ Auch der ſehr ſcharfe Sittenkritiker Balthaſar Ruſſow, der ſich gern der Bauern annahm, weiß in ſeiner „Chronica der Provinz Lyfflandt“, 1578, nichts von Bauernverkäufen zu berichten. —

Die überlieferten, aus dem ſpäten 13. und 14. Jahrhundert ſtammenden Bauerrechte (es ſind im ganzen deren fünf) enthalten in ihren Bußtaxen und den wenigen privatrechtlichen Beſtimmungen ausſchließlich germaniſches Rechtsgut. Gegenüber dem Herausgeber Arbuſow, der keine Spuren indigener Rechtsanſchauungen mehr darin zu entdecken vermag und die Bauerrechte als deutſche Schöpfung kennzeichnet[50], werden ſie von der lettiſchen Forſchung auch als Quelle vordeutſchen, einheimiſchen Rechts in Anſpruch genommen, das über ſkandinaviſche Wikinger nach Livland gedrungen ſein könne[51].

Die Frage der Schollenpflichtigkeit, der Läuflingsordnungen und Bauernverkäufe iſt zwiſchen der deutſchen und der lettiſchen Forſchung ziemlich eindeutig geklärt; Differenzen in der Auffaſſung, ſoweit vorhanden, beziehen ſich auf weniger bedeutſame Nebenfragen, wie die Bewertung der einen oder andern Läuflingseinigung u. dgl. Schärfer umſtritten iſt jedoch die Frage der Bauerngerichtsbarkeit. Die lettiſche Auffaſſung will von zwei voneinander getrennten Gerichten wiſſen, dem „Herrengericht“, das für Kriminalfälle zuſtändig geweſen ſei, und dem rein bäuerlichen „Wackengericht“, vor dem Zivilſachen verhandelt worden ſeien. Zwiſchen beiden habe keinerlei Inſtanzenverhältnis beſtanden[52]. Tatſächlich läßt ſich dieſe auf fehlerhafter Quelleninterpretation beruhende Hypotheſe unter keinen Umſtänden halten. Nachdem in den erſten Jahrzehnten der Feſtſetzung die deutſche Obrigkeit den Eingeborenen noch eine gewiſſe Selbſtändigkeit der Rechtſprechung zugebilligt hatte, erfolgte die anſcheinend ziemlich einheitliche Regelung des Bauerngerichtsweſens in allen livländiſchen Territorien, die für das ganze Mittelalter und noch weit darüber hinaus bis ins 17. Jahrhundert Gültigkeit behielt. Sie fußt auf dem deutſchen Rechtsgrundſatz, daß ein jeglicher nur von ſeinen Standesgenoſſen zu richten ſei und ſieht ſoweit ein unter dem Vorſitz des Grundherrn tagendes Gericht mit bäuerlichen Rechtsfindern vor, d. h. angeſehenen Bauern oder „Älteſten“, die das Urteil einzubringen hatten. Der Vollzug war Sache des Grundherrn. Handelte es ſich um Vergehen zu Hals und Hand, ſo hegte auf den Domänen der landesherrliche Vogt unter Hinzuziehung zweier Ritter das Gericht. In den Territorien, wo auch die hohe Gerichtsbarkeit an die Vaſallen übergegangen war, hatte der Grundherr zwei benachbarte Vaſallen heranzuziehen. Es iſt ferner möglich, daß der im Erzſtift Riga geltende Grundſatz, wonach in ſolchen Fällen auch die Rechtfinder von auswärts zu nehmen ſeien, allgemeine Anwendung fand[53].

---

[48] Boſſe, a. a. O., S. 376ff. Beiſpiele für Bauerquittungen daſelbſt, Beilagen S. 475ff.

[49] Boſſe, a. a. O., S. 378.

[50] L. Arbuſow, Die altlivländiſchen Bauerrechte. Mitt. a. d. livl. Geſch. Bd. 23. Riga 1924. S. 7f.

[51] A. Švābe in „Latviešu konversācijas vārdnīca“ über lettiſche Rechtsgeſchichte, Sp. 22236ff. Die von ihm angeführte 40-Mk.-Mannbuße der Bauerrechte beſagt freilich gar nichts gegen deren deutſche Herkunft.

[52] Švābe, Pagasta vēsture. S. 147ff. Vgl. auch Schwabe, Agrargeſchichte Lettlands, S. 71ff.

Ein beſonderes Intereſſe beanſprucht natürlich das Problem des grundherrlichen Hauszuchtrechts. Abgeſehen von den allgemeiner gehaltenen Schilderungen der Chroniſten (Joh. Renner, Livl. Hiſtorien „Id was averſt ſuderlich gebruklich im lande, dat de buren, wen ſe was begangen, geſtupet wurden. Orſake was diſſe, dat ſe dar mede im dwange geholden worden" uſw.; vgl. auch Ruſſow, Chronika, fol. 18b) begegnet uns die körperliche Züchtigung in den Bauerrechten und ſpäteren Verordnungen für eine Reihe namentlich bezeichneter weltlicher und geiſtlicher Vergehen. Unter andrem wird damit bedroht, „der des herrn geboth verſitzet". Über den Umfang der Hauszucht liegen ſonſt keine Nachrichten vor. Gewalttätigkeiten gegen bäuerliche Hinterſaſſen kamen natürlich vor und ſind hin und wieder überliefert worden. Wir müſſen übrigens beſchließen, daß ſeit dem 15. Jahrhundert außer auf den landesherrlichen Domänen und vielleicht im Stift Öſel ein Klagerecht der Bauern über Übergriffe der Herrſchaft praktiſch nicht mehr beſtand. Gegen Gewalt von dritter Seite war der Bauer dagegen in gewiſſem Sinne durch den Grundherrn geſchützt, der ſeine Sache als eigne vor dem Manngericht vertreten konnte[54].

Dies war nicht ſelten der Fall in den häufigen Grenzſtreitigkeiten, ſoweit ſie zwiſchen den Bauern verſchiedener Herrſchaften ausgetragen wurden. Sie wurden vor dem Manngericht entſchieden, wo der Bauer jedoch nicht als Partei auftreten konnte, ſondern nur als Zeuge für den Erbherrn, der die Anſprüche vertrat, bzw. ſich für ſeine Bauern zu verantworten hatte. Über die Austragung von Grenzſtreitigkeiten mit der eigenen Herrſchaft iſt aus früherer Zeit nichts bekannt. Im ſpäten 15. und jedenfalls im 16. Jahrhundert, einer Zeit, da Verlegung ganzer Dörfer bereits im Ermeſſen der Grundherrſchaft lag, kamen ſolche ja ohnehin nicht mehr in Frage. Die lettiſcherſeits darüber aufgeſtellten Behauptungen haben ſich bisher eindeutig als Mißverſtändnis der angezogenen Quellen widerlegen laſſen[55].

Bei dem ſehr ſpärlich und nur bruchſtückweiſe erhaltenen Quellenmaterial an Urbarien (ſog. „Wackenbüchern") oder urkundlichen Hinweiſen auf die bäuerlichen Leiſtungen im Mittelalter hat ſich ältere baltiſch-deutſche Forſchung zu dieſem Thema mit ziemlich ſummariſchen und knappen Ausſagen begnügen müſſen. Einen dankenswerten Anſtoß brachte hier die Unterſuchung „Vakkalaitos" des Finnen Korhonen (Helſingfors 1923) und die bald darauf einſetzende Publikationstätigkeit vor allem aus den Beſtänden des Revaler Ratsarchivs und des Stockholmer Reichsarchivs[56], die die Forſchung auch auf manches noch ungedruckte Material hinlenkten und wertvolle neue Kenntniſſe erſchloſſen. Hatte ſich die lettiſche Agrargeſchichtsſchreibung für die bisher genannten Fragenkreiſe im weſentlichen — teils zuſtimmend, teils polemiſierend — innerhalb der deutſcherſeits gewieſenen Bahnen bewegen müſſen, ſo bot ſich ihr nun die Möglichkeit, intenſiver in den Aufbau- und Pflichtenkreis der mittelalterlichen bäuerlichen Landgemeinde (Pagaſt oder Wacke) einzudringen und damit eine bisher recht ſpürbare Lücke in der Kenntnis der mittelalterlichen Agrargeſchichte füllen zu helfen. Freilich iſt trotz mancher neuen Funde gerade hier die Quellenüberlieferung beſonders dürftig, hypothetiſchen Vermutungen damit Tor und Tür geöffnet, und in der Tat iſt die lettiſch geſchriebene „Gemeindegeſchichte“ Švābes ſowie ſeine deutſche „Agrargeſchichte Lettlands“[57] keineswegs arm an ſolchen. Bedurften ſie auch in nicht wenigen Punkten einer nüchternen Berichtigung, ſo ſtellen doch beide Arbeiten eine dankenswerte Aufbauleiſtung dar, gerade in der Verwertung und Verarbeitung der Korhonenſchen Anregungen.

---

[53] Boſſe, a. a. O., S. 390ff. [54] Boſſe, a. a. O., S. 397 u. 407. [55] Boſſe, a. a. O., S. 408ff.

[56] Johanſen, Das älteſte Wackenbuch des Revaler St. Johannisſiechenhauſes. Reval 1925. — Derſ., Rechnungsbuch der Kegelſchen Kirchſpielvormünder. Reval 1928. — Derſ., Analecta estonica Ajalooline Ajakiri. Dorpat 1930. — Derſ., Beiträge zur älteren eſtniſchen Agrargeſchichte. Beitr. z. Kunde Eſtlands XIII, XIV. Reval 1927—1928. — F. Stackelberg, Das älteſte Wackenbuch der Wiek. Dorpat 1929.

Das wichtigſte Ergebnis iſt hier das Nachwirken eines vordeutſch-wikingiſchen Tributbrauches in der ſog. Gaſtungspflicht der bäuerlichen Hinterſaſſen, die in abgelöſter Form neben dem deutſcherſeits eingeführten Zehnten und Grundzins noch in das Mittelalter hinein- und ſogar darüber hinausreicht. Auf dieſe Tributerhebung geht auch die Entſtehung der „Wacken“ oder „Pagaſten“ zurück, räumliche Einheiten, die eine Anzahl von Dörfern oder Geſinden umfaſſen und jedenfalls zur Zeit der deutſchen Landnahme bereits vorgefunden werden. Intereſſant iſt, daß dieſelbe Einrichtung unter verſchiedenem Namen, einmal durch ſkandinaviſche Wikinger von der Küſte, zum andern aber durch warägiſch-ruſſiſche Tributfürſten, von Oſten her Eingang fand[58]. — Zehnter, bzw. Zins und Wackengerechtigkeit ſtellen die wichtigſten bäuerlichen Gefälle dar. Das auch in Preußen erhobene Wartgeld dagegen iſt eine, zum wenigſten in ganz Kurland erhobene Ordensſteuer, aus welcher der Grenzſchutz gegenüber Litauen beſoldet wurde, während das ſog. Meiſtergeld ſich erſt aus außerordentlichen Willigungen des 15. Jahrhunderts im 16. Jahrhundert zu einer ſtändigen Abgabe entwickelte[59]. Erſt dem ſpäten Mittelalter verdanken die Spelgelder, Beamtenſporteln auf den landesherrlichen Domänen, ihre Entſtehung. Bezeichnend für den Charakter der bäuerlichen Abgabenerhebung in Livland iſt, daß ſämtliche Gefälle bis auf die Wehrſteuern Reallaſten darſtellten, die gewöhnlich vom Haken zu zahlen waren. Erſt am Ausgang des 15. Jahrhunderts begegnet im Loſtreiber- und Mietknechtsgelde eine Kopfſteuer, die auch das unbeſitzliche Landproletariat erfaßt.

Die Geſamtheit der bäuerlichen Abgaben beſteht das ganze Mittelalter hindurch im weſentlichen aus Naturalleiſtungen, erſt das 16. Jahrhundert zeigte die beginnende Ablöſung in Geld, ein Anſatz, der ſich dann in der Folgezeit weiterentwickeln ſollte. Daß im einzelnen die Höhe und die Art der Abgaben nicht nur auf verſchiedenen Herrſchaften, ſogar in den einzelnen Wacken erheblich ſchwankte, iſt eine für das geſamte Mittelalter ſo bezeichnende Erſcheinung, daß deren kurze Erwähnung genügt. — Ähnliches gilt auch von der bäuerlichen Arbeitsverpflichtung, die nach den erhaltenen Zeugniſſen bis in die Wende des 15. zum 16. Jahrhundert bemerkenswert niedrig bemeſſen war. So verlangte der Orden um 1500 im Gebiet Kandau nur 32 jährliche Arbeitstage vom Haken. Von da ab haben wir freilich im Zuſammenhang mit dem Übergang zur Gutsherrſchaft mit einer ſchnell wachſenden Beanſpruchung der bäuerlichen Arbeitskraft zu rechnen, und der tägliche Spanntag vom vollen Haken ſcheint um die Mitte des 16. Jahrhunderts, jedenfalls in den eſtniſchen Landesteilen, keine Ausnahme mehr geweſen zu ſein; ſpäterhin gilt er als die landesübliche Norm[60].

Eine zuſammenfaſſende Überſicht der grundherrlich-bäuerlichen Beziehungen im mittelalterlichen Livland wird wenigſtens am Schluß der keineswegs ſeltenen Landfreien und Freibauern gedenken müſſen, deren Beſtand allerdings die 1558 einſetzenden Kriegswirren nur in geringen Reſten überdauert hat.

---

[57] A. Švābe, Pagasta vēsture. Riga 1926. — Schwabe, Agrargeſchichte Lettlands. Riga 1928.

[58] Schwabe, Agrargeſchichte. S. 8 u. 59 ff.

[59] A. Bauer, Die Wartgutliſte der Komturei Goldingen. Mitt. a. d. livl. Geſch., Bd. 25, S. 129, Anm. 1.

[60] Über die bäuerlichen Abgaben u. Leiſtungen vgl. Boſſe, a. a. O., S. 419 ff., wo ſich auch die näheren Quellennachweiſe finden.

Der Stand der Landfreien, kleiner, zu minderem Recht belehnter Vaſallen, vornehmlich auf den Ordensbeſitzungen oder in den ackerbürgerlichen „Hakelwerken" um die landesherrlichen Burgen, umfaßte ſowohl Deutſche wie Undeutſche; darunter nicht ſelten deutſche Handwerker, die ihr Gut wie die bäuerlichen Landfreien mit leichtem Reiterdienſt, darüber hinaus auch mit Botendienſt und anderen Leiſtungen verdienſteten. Die Zahlung eines Rekognitionszinſes wird nicht ſelten erwähnt. Im Gegenſatz zu den rechten Mannlehen hatten die Hausſtellen und Bauerlehen der Landfreien keine Hinterſaſſen und natürlich keine Gerichtsgewalt[61]. Welche Unterſchiede weiterhin zwiſchen „deutſchem" und „undeutſchem" minderem Lehngutsrecht beſtanden, iſt bis jetzt noch ungeklärt[62].

Von den Landfreien zu unterſcheiden ſind die gewöhnlichen Freibauern: Geldpächter, die die dinglichen Laſten ihrer Höfe, vor allem natürlich die Fronen, durch ein Freigeld ablöſten und ſogar (wenngleich ſelten) auf Vaſallengütern als Hofbauern derſelben belegt ſind. — Am Ausgang des Mittelalters näherten ſich beide Kategorien von Freien mehr und mehr einander an. Ob dadurch die Möglichkeit der Entſtehung eines gemiſchtnationalen Mittelſtandes gegeben war, läßt ſich ſchwer abſchätzen, da die ſpätere Entwicklung jedenfalls alle derartigen Anſätze unterbrach. Bei dem ausſchließlich deutſchen Beſtande des ritterlichen Vaſallenſtandes im ſpäteren Mittelalter[63] und der ebenſo ausſchließlich „undeutſchen" (lettiſch, eſtniſch, liviſchen) Zuſammenſetzung der hörigen Bauernſchaft war die nationale Verſchiedenartigkeit auf dem flachen Lande im ausgehenden Mittelalter durch eine ſo ſtarke ſoziale Kluft vertieft, daß die im ganzen doch wenig bedeutſame Schicht der Freien dieſe Spannung kaum hätte austragen können. Erinnert ſei an die draſtiſche Schilderung bei Balthaſar Ruſſow, „Unde dewyle dyth Landt ock der Düdeſchen Hoſpital geweſen ys, unde de Düdeſchen ock de Herſchop und Regiment darinne gehat hebben, ſint ſe derhalven von dem undüdeſchen Volcke in ſolcken groten ehren und werden geholden worden, dat ſe ock den geringeſten Havedener unde Handtwercker vor Heren und Junckern genömet hebben" uſw.[64]. Bei einem ſo ausgeſprochenen Kolonialcharakter des Landes war alſo die Entſtehung einer gemiſchtvölkiſchen Zwiſchenſchicht wenig ausſichtsreich. (Tatſächlich hat es ja dann erſt wieder im 19. Jahrhundert Anſätze dazu gegeben, die freilich bald genug durch die wachſende Nationalitätsbewegung vernichtet wurden.) — In welchem Grade die fremdvölkiſche Herrenſchicht als ſolche von den Bauern damals drückend empfunden wurde, iſt ein Frage, die vielleicht einmal auf Grund lettiſchen Volksliedgutes beantwortet werden könnte, deſſen einwandfreie Datierung bis jetzt freilich ausſteht. Dank dem allgemeinen wirtſchaftlichen Wohlſtande in der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts iſt es in Livland zu keinen Bauernunruhen etwa im Anſchluß an die Reformation gekommen. Die letzte völkiſche Erhebung blieb der große Eſtenaufſtand von 1343[65].

---

[61] Die lehnrechtliche Gleichſtellung der undeutſchen Landfreien mit der übrigen Vaſallenſchaft des Ordens noch bis zum Ende des Mittelalters vertritt Švābe in einer Spezialarbeit über die ſog. „Kuriſchen Könige" (Rigas Latv. Biedrības zinātnes komisijas raksti 21. Bd., S. 23ff. Riga 1933). Nach ihm hätte der Orden ſeine ſämtlichen Lehen — mit Ausnahme natürlich Harriens und Wierlands — grundſätzlich ohne Gerichtshoheit vergeben. Eine Widerlegung der von Tranſehe, Schollenpflichtigkeit, S. 510ff. angezogenen urkundlichen Belege bringt er freilich nicht. — Tatſächlich ſind bis zum Beginn des 14. Jh. Lehen zu vollem Recht auch an Nichtdeutſche ausgetan worden. Von da ab begegnen Lehnbriefe, die — etwa in der Wendung „absque census et laboris factione" B. II 753 — deutlich eine neue Einſtellung verraten. Švābe beruft ſich auf die Tatſache, daß daneben auch weiterhin Lehnbriefe einfach „zu Lehngutrecht" an Undeutſche ausgeſtellt werden, — aus deren Inhalt allerdings das Bauerlehen meiſt eindeutig hervorgeht! (Vgl. Švabe, a. a. O., S. 52, Anm. 66): „colent, tenent et possident" (Beiträge Nr. 4, 7, 8, 10, 11).

[62] Vgl. die Beſtimmung des kuriſchen Bauerrechts „Alle frygen Seeländer, Cuhren, Semgaller ollen ähr recht hebben geliehk den andern buhren der herſchop darunder ſe ſint" (Arbuſow, Bauerrechte, S. 43), deren Ausdeutung aber ſtrittig iſt.

[63] Über das Aufgehen vereinzelter eingeborener Geſchlechter in der deutſchen Herrenſchicht während der Frühzeit der Koloniſation vgl. Johanſen, Handwörterbuch d. Grenz- u. Auslanddeutſchtums II, S. 175 und (mit notwendiger Einſchränkung) Siedlung u. Agrarweſen d. Eſten, S. 9f.

[64] Balthaſar Ruſſow, Chronika fol. 2a, b.

Die mittelalterliche Periode wird in Livland mit der gewaltſamen Abtrennung vom Deutſchen Reich im großen Livländiſchen Kriege 1558 ff. beſchloſſen. Während der Norden des Landes 1561 Erich XIV. von Schweden huldigte, unterwarf ſich im ſelben Jahre das engere Livland (unmittelbar) ſowie Kurland (als Lehnsherzogtum) der Oberhoheit Polens. Die Ordensritterſchaft Liv- und Kurlands ließ ſich 1561 durch Sigismund II. Auguſt im Privilegium Sigismundi Augusti ihre weſentlichſten Rechte beſtätigen. Da ſich das Privileg auch auf die ſich 1562 anſchließende erzſtiftiſche Ritterſchaft mitbezog, erreichten die Ordensvaſallen eine Rechtsangleichung an dieſe und an die Vaſallenſchaft Harriens und Wierlands, vor allem hinſichtlich der erweiterten Lehnserbfolge und der Halsgerichtsbarkeit, die ihr ebenfalls zugeſtanden wird. Agrarrechtlich brachte das Privileg keinerlei Neuerungen, wenn man von der Bauernjagd abſieht, die, im 16. Jahrhundert ohnehin ſchon beſchränkt, hier eindeutig unterſagt wird.

Das Privileg nimmt als Adelsprivileg weder auf die Ordensſtädte Bezug (die ſich ihrerſeits zur gleichen Zeit Privilegien ausſtellen ließen, von denen zwei noch im Wortlaut erhalten ſind) noch auf den Stand der Landfreien, noch enthält es eine Erwähnung bäuerlicher Rechte. Für die unfreie Bauerſchaft galten bis auf weiteres die auf der Grundlage des Gewohnheitsrechts ausgebildeten Zuſtände der Ordenszeit fort. Daß ſich z. B. in der Praxis der grundherrlichen Gerichtsbarkeit nichts änderte, erfahren wir erſt aus einer Eingabe der livländiſchen Ritterſchaft an Karl von Södermannland aus dem Jahre 1601[66].

So hat das Privilegium Sigismundi Augusti auf die Entwicklung der grundherrlich bäuerlichen Verhältniſſe einen weſentlichen Einfluß weder in poſitivem noch in negativem Sinn gehabt. Die ſeit dem Beginn des 16. Jahrhunderts zu beobachtende Verſchlechterung der bäuerlichen Rechtslage erfuhr allerdings durch die entſetzlichen Verheerungen und die Methoden der ruſſiſchen, polniſchen und ſchwediſchen Kriegsführung 1558 ff., durch Kontributionen uſw. einen weiteren Anſtoß, ſo daß am Ende des Krieges die Lage der Bauern eine ausgeſprochen gedrückte iſt, (die allerdings auch in der völligen wirtſchaftlichen Vernichtung des beſitzlichen Adels ihre Entſprechung findet). Auch das Eindringen römiſchen Rechtes nach Livland mußte jetzt allmählich ſeine Spuren hinterlaſſen[67].

Wenn noch 1930 Švābe in ſeiner lettiſch verfaßten „Geſchichte der Agrarverhältniſſe und Agrarreformen in Lettland“[68] die Bedeutung des Privilegium Sigismundi Augusti in dem oben gekennzeichneten Sinne beſtätigte, ſo iſt in der Folgezeit um dieſes Dokument eine heftige Fehde zwiſchen deutſcher und lettiſcher Forſchung entſtanden[69]. Ausgehend von der Tatſache, daß das Privileg nicht mehr im Original, ſondern nur noch in Abſchriften erhalten iſt, wurde lettiſcherſeits ſeine Ausfertigung, beziehungsweiſe die königliche Beſtätigung überhaupt beſtritten. Ein Eingehen auf die Polemik um das Privilegium S. A. würde bereits über den Rahmen dieſer Arbeit hinausführen. Wichtig iſt hier nur die Motivierung, die lettiſcherſeits u. a. für die angebliche Fälſchung der livländiſchen Ritterſchaft angeführt wird: Dieſe habe ſich in der Formulierung „nobilium rustici“ Leibherrnrechte über die lettiſchen Bauern zuſprechen laſſen und damit eine neue agrarrechtliche Situation geſchaffen[70]. Das hier vorliegende gröbliche Mißverſtändnis wurde zwar bereits 1931 durch Arbuſow berichtigt, ohne freilich lettiſcherſeits Beachtung zu finden[71]. Den erneuten Echtheitsbeweis für das Privileg trat dann E. Aidnik in der Hiſtoriſchen Zeitſchrift an[72], in einem Kurzbeitrag, dem eine ausführliche Monographie über das gleiche Thema folgen ſoll.

---

[65] Ein Brief des Ordensmeiſters an Reval von 1429 (UB. VIII, 6 = VI, 3009) weiß allerdings von Aufſäſſigkeiten und heimlicher Bewaffnung der eſtniſchen Bauern um dieſe Zeit. Doch ſcheint es zu eigentlichen Unruhen nicht gekommen zu ſein.

[66] Mitt. a. d. livl. Geſch., Bd. XVII, S. 543.

[67] Vgl. dazu G. F. v. Bunge, Geſchichte der Rechtsquellen. Reval 1849. — H. Blaeſe, Bedeutung u. Geltung d. röm. Privatrechts in den balt. Gebieten. Leipzig 1936.

[68] A. Švābe, Zemes attiecību un zemes reformu vēsture Latvijā. S. 86 ff.

Die politiſche Wende des Jahres 1561 ſchließt das baltiſche Mittelalter ab. Losgelöſt aus ihrer gemeinſamen Zugehörigkeit zum Deutſchen Reich, gehen die einzelnen baltiſchen Landſchaften fortan ihrer Sonderentwicklung entgegen. Auch unſer agrargeſchichtlicher Überblick hat damit ſeinen Abſchluß erreicht. Als politiſche Wiſſenſchaft in des Wortes gutem Sinne hat die Forſchung von deutſcher wie von lettiſcher Seite die mittelalterlichen Agrarverhältniſſe aufzuhellen geſucht, und, wie wir zeigen konnten, mit dem Ergebnis einer auch wechſelſeitigen Befruchtung und Anregung. Für die Folgezeit gewinnt freilich die leidenſchaftliche Einſeitigkeit der Aufklärung in der lettiſchen Geſchichtsſchreibung wieder die Oberhand, — eine Erſcheinung, die nicht zuletzt auch in der erregten Form der Polemiken ihren Ausdruck findet. Aufgabe der deutſchen Forſchung wird es ſein, weiterhin jene Arbeitsweiſe nüchterner Sachlichkeit pflegen, die auch bei heißer politiſcher Anteilnahme an dem geſchichtlichen Werden der Heimat und der eignen Volksgruppe Vorausſetzung einer wiſſenſchaftlichen Aufbauarbeit bleiben wird.

---

[69] Vippers, Die Letten. S. 170f. „Burtnieks“ 1935, S. 257ff. Stepermanis „Rīts“ 1936, Nr. 344 1937, Nr. 86. — Švābe, Vēst. Instituta Žurnals 1937 I. Dagegen: Arbuſow, Zeitſchr. d. Savignyſtiftung, Bd. 51, Germ. Abt. S. 684. — Derſ., Rig. Rundſchau, 1937, Nr. 15. — Aidnik, Rig. Rundſchau 1937, Nr. 176. — Derſ., Hiſtor. Zeitſchr., Bd. 157, S. 69ff.

[70] Vippers, Die Letten. S. 171. Vgl. auch Stepermanis, Rīts 1937, Nr. 86.

[71] Arbuſow, Zeitſchr. d. Savignyſtiftung. Bd. 51, Germ. Abt. S. 684; vgl. desungeachtet Vippers „Burtnieks“ 1935, S. 258.

[72] H. Z. Bd. 157, S. 69ff.

Die Entwicklung der luxemburgiſchen Landwirtſchaft in geographiſcher Sicht

Von J. Schmithüſen, Bonn

Mit zwei Bildtafeln und drei Textkarten

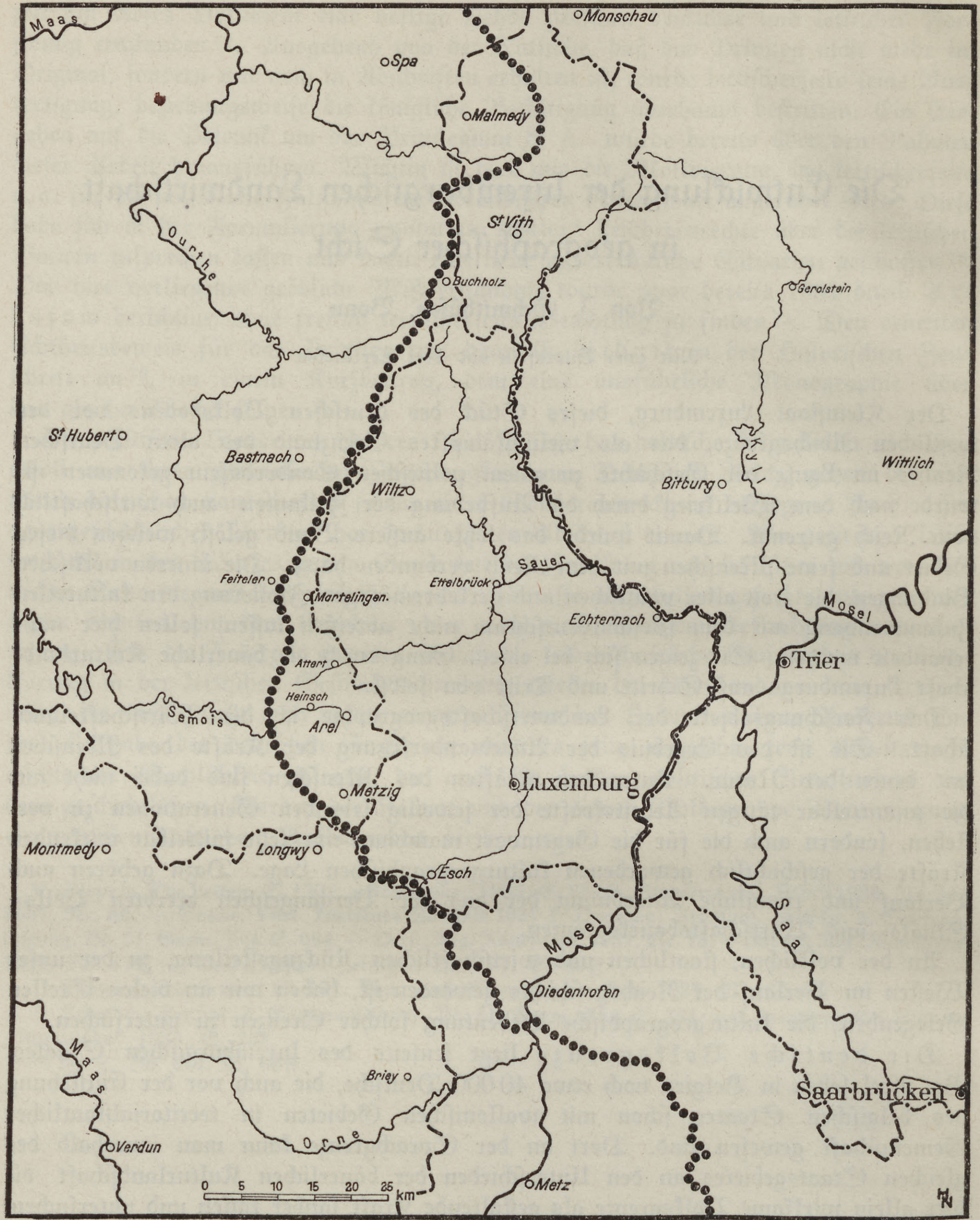
Der Kleinſtaat Luxemburg, dieſes Stück des deutſchen Volksbodens vor der weſtlichen Reichsgrenze, das als vielumkämpftes Grenzland des alten Deutſchen Reiches im Laufe der Geſchichte zu einem politiſchen Sonderdaſein gekommen iſt, wurde nach dem Weltkrieg durch die Aufhebung der Zollunion auch wirtſchaftlich vom Reich getrennt. Damit wurde das letzte äußere Band gelöſt, welches dieſes Gebiet und ſeine Menſchen mit dem Reich verbunden hatte. Die inneren völkiſchen Bindungen, die trotz aller politiſchen und verkehrsmäßigen Iſolierung den kulturellen Zuſammenhang mit dem Geſamtdeutſchtum nicht abreißen laſſen, ſollen hier nicht behandelt werden. Sie zeigen ſich bei einem Gang durch die bäuerliche Kulturlandſchaft Luxemburgs auf Schritt und Tritt von ſelbſt.

Das Forſchungsobjekt der Landwirtſchaftsgeographie iſt die Wirtſchaftslandſchaft. Sie iſt das Ergebnis der Auseinanderſetzung der Kräfte des Menſchen mit denen der Natur. Unter den Kräften des Menſchen ſind dabei nicht nur die unmittelbar tätigen Arbeitskräfte der jeweilig lebenden Generationen zu verſtehen, ſondern auch die für die Gegenwart manchmal nur ſehr mittelbar wirkenden Kräfte der geſchichtlich gewordenen kulturgeographiſchen Lage. Dazu gehören auch Verlauf und räumliche Anordnung der aus der Vergangenheit ererbten Volks-, Staats- und Wirtſchaftsbezirksgrenzen.

An der volklichen, ſtaatlichen und wirtſchaftlichen Rückzugsſtellung, zu der unſer Weſten im Verlauf der Reichsgeſchichte geworden iſt, haben wir an vielen Stellen Gelegenheit, die kulturgeographiſche Bedeutung ſolcher Grenzen zu unterſuchen.

Die deutſche Volksgrenze liegt jenſeits des luxemburgiſchen Staates. Bei Arel leben in Belgien noch etwa 40 000 Deutſche, die auch vor der Entſtehung des belgiſchen Staates ſchon mit walloniſchen Gebieten in territorialſtaatlicher Gemeinſchaft geweſen ſind. Dort an der Sprachgrenze kann man innerhalb des gleichen Staatsgebietes an den Unterſchieden der bäuerlichen Kulturlandſchaft die hier allein wirkſame Volksgrenze als geſtaltende Kraft ſauber faſſen und unterſuchen. Die Darſtellung dieſer Verhältniſſe ſoll einer ſpäteren Arbeit vorbehalten bleiben.

Die zweite Linie in dieſem Grenzraum, die belgiſch-luxemburgiſche Staatsgrenze, iſt — von einem kleinen Stück im Norden abgeſehen — keine Volksgrenze, ſondern ſie ſchneidet den deutſchen Volksboden. Sie iſt Staatsgrenze ſeit 1839. Dreiviertel Jahrhunderte lang, von 1842—1919 hat ſie auch die Wirtſchaftsgrenze gebildet zwiſchen den Gebieten des Deutſchen Zollvereins einerſeits und dem Freihandelsland Belgien andererſeits. Während dieſer Zeit haben ſich wirtſchaftsgeſchichtliche Ereigniſſe erſten Ranges abgeſpielt, die Induſtrialiſierung und Verkehrserſchließung mit allen damit verbundenen ſozialen und wirtſchaftlichen Um-


Maas
Monschau
Spa
Malmedy
St Vith
Ourthe
Buchholz
Gerolstein
St Hubert
Bastnach
Wiltz
Kyll
Wittlich
Bitburg
Sauer
Feiteler
Ettelbrück
Martelingen.
Echternach
Mosel
Trier
Attert
Heinsch
Semois
Arel
Luxemburg
Metzig
Montmedy
Longwy
Esch
Saar
Mosel
Diedenhofen
Maas
Briey
Saarbrücken
Orne
Verdun
0 5 10 15 20 25 km
Metz

Karte 1. Sprachgrenze und Staatsgrenzen im Luxemburger Raum

wälzungen. In deren Folge und durch die verſchiedenartige Zollpolitik hat die Landwirtſchaft ſich zu beiden Seiten dieſer Staats- und Zollgebietsgrenze verſchieden entwickelt.

Die dritte Grenzlinie, die Reichsgrenze, beſteht ſeit 1815 als Staatsgrenze. Bis zum Weltkrieg iſt ſie keine Zollgrenze geweſen. Hier kann man die Wirkung einer nur hundert Jahre alten Staats- und Verwaltungsgrenze unterſuchen, einer Grenze, die 1815 durch ein völkiſch einheitliches und bis dahin territorial zuſammengehöriges Gebiet gezogen worden iſt. Denn auch das Bitburger Land und Teile der Eifel haben ja bis zum Wiener Kongreß zum Herzogtum Luxemburg gehört. Und doch laſſen ſich heute hier zu beiden Seiten der Reichsgrenze Unterſchiede in der Kulturlandſchaft feſtſtellen. Es handelt ſich dabei aber um Unterſchiede, die nicht in völkiſchen Weſensverſchiedenheiten begründet ſind, wie man ſie z. B. beim Vergleich des Deutſchtumsgebiets um Arel mit dem walloniſchen Gebiet feſtſtellen kann, ſondern es ſind Unterſchiede, die durch das verſchiedene wirtſchaftliche Schickſal bedingt ſind, wie wir ſie auch innerhalb des Reiches an manchen Ländergrenzen oder auch innerhalb Preußens an Provinzgrenzen finden.

Das Staatsgebiet des Großherzogtums Luxemburg iſt der engbeſchnittene Reſt der im alten Reich einſt ſehr bedeutenden Grafſchaft Lützelburg. Seine heutigen Grenzen ſind ringsum durch den politiſchen Willen anderer Mächte beſtimmt worden. Sie verlaufen mit Ausnahme eines Teiles der Südgrenze im weſentlichen quer zur natürlichen Gliederung der Landſchaft. Unter dem Namen „Ösling“ ſchneiden ſie ein Stück aus dem nordweſtlichen Block des Rheiniſchen Schiefergebirges aus und umfaſſen dazu als „Gutland“ einen Teil der Trias-Jurabucht, die in der nördlichen Fortſetzung des lothringiſchen Stufenlandes in das Schiefergebirge eingefügt iſt.

Für die naturlandſchaftliche Gliederung des Raumes gibt uns die Karte der natürlichen Vegetationsgebiete das beſte Bild. Sie kann gleichzeitig auch als Verbreitungskarte der Hauptbodentypen gelten und ſpiegelt mittelbar auch die anderen für die Landwirtſchaft wichtigen Naturfaktoren wider, vor allem die Bodenarten, die Höhenlagen und die klimatiſchen Unterſchiede. Die Naturlandſchaft gibt der Kulturlandſchaft den Rahmen der Entwicklungsmöglichkeit, und manche Erſcheinungen der Kulturlandſchaft lehnen ſich in ihrer Verbreitung ſo eng an die Grenzen der natürlichen Vegetationsgebiete an, daß ſie zur vergleichenden Kennzeichnung der Naturräume mit herangezogen werden können.

Die Karte der natürlichen Vegetationsgebiete (Karte 2)[1] zeigt zunächſt den Gegenſatz von Gutland und Ösling. Die Hochflächen von Ösling und Südweſteifel (Islek) liegen mit etwa 480 bis 250 Meter durchweg um 100 bis 200 Meter höher als die Flächen des Gutlandes. Die Vegetationszeit iſt dort oben um mehrere Wochen kürzer, die Niederſchlagsmengen ſind größer und wirkſamer über das Jahr verteilt. Die Bodenauslaugung iſt daher ſtark, ſo daß die an ſich ſchon ſaueren Schiefer- und Grauwackengeſteine nährſtoffarme, für die Landwirtſchaft ungünſtige Böden ergeben. Die Hänge haben flachgründige Geſteinsböden, die wegen ihrer Steilheit zumeiſt landwirtſchaftlich unbrauchbar ſind. Vor allem der ſüdliche Teil des Öslings iſt wie alle Randgebiete des Rheiniſchen Schiefergebirges infolge der außerordentlich ſtarken Zertalung noch dicht bewaldet. Die natürliche Vegetation iſt im größten Teil des Öslings der bodenſaure Eichenwald. Der äußerſte Nordweſten hat dagegen wie die anſchließenden Teile der Kreiſe Malmedy und Monſchau natürlichen Rotbuchenwald. Dieſer Teil gehört ſchon zu dem nur wenig zerſchnittenen Hochflächenriedel der Hauptwaſſerſcheide, von dem aus bei der fränkiſchen Landnahme die Erſchließung des Öslings eingeſetzt hat, wie die -ingennamen bei St. Vith und im nördlichen Luxemburg anzeigen. Das ſüdliche Ösling iſt demgegenüber wie auch die randlichen Schiefergebiete der Eifel im weſentlichen erſt im Mittelalter erſchloſſen worden.

Das Gutland gehört infolge ſeines klimatiſchen Charakters zum Gebiet des mitteleuropäiſchen Eichen-Hainbuchenwaldes. Abgeſehen von den Liasſandſteinplateaus, die eine edaphiſch bedingte Sonderſtellung einnehmen, läßt es ſich in drei Gebiete untergliedern, von denen jedes einen eigenen Landſchaftscharakter aufweiſt.

---

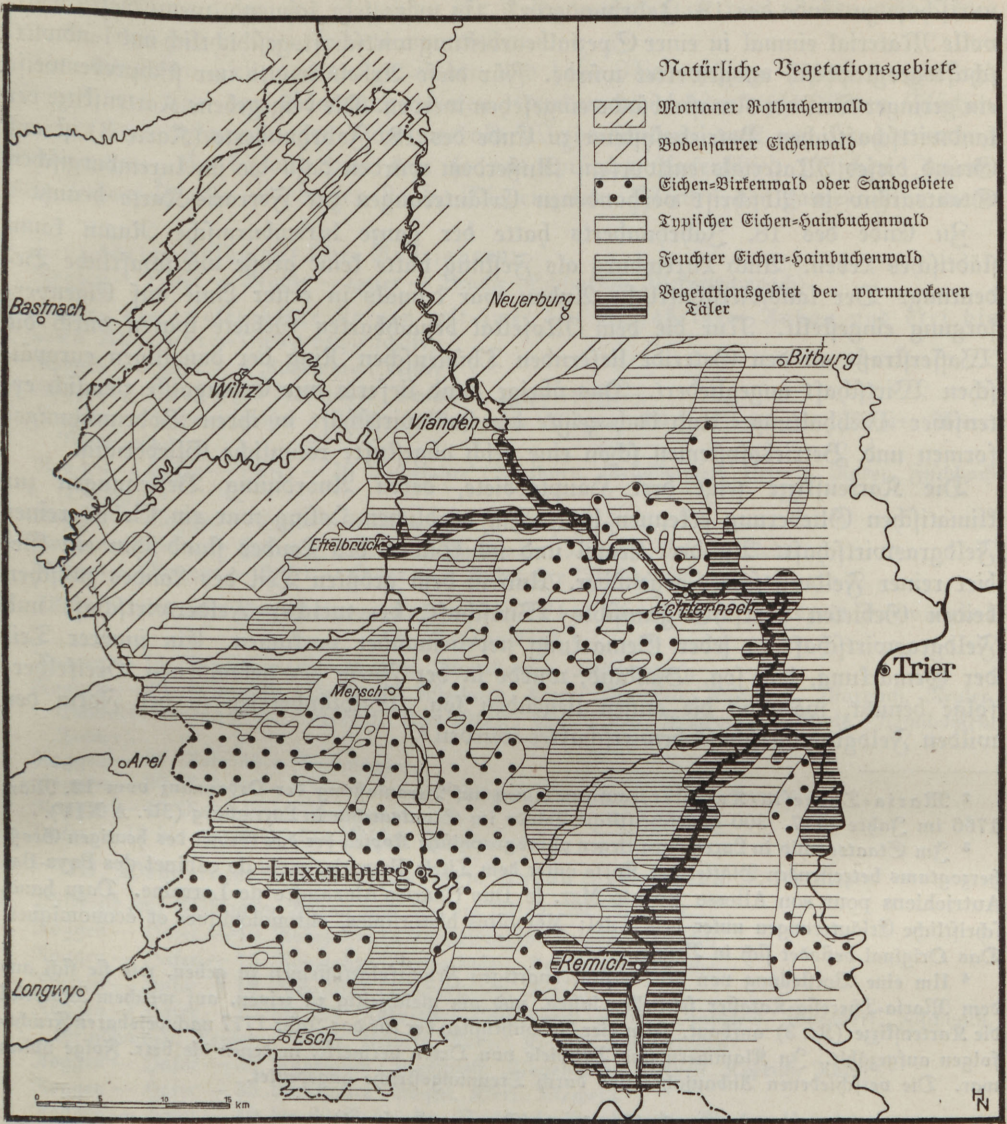
[1] Die Karte iſt nach eigenen Beobachtungen und Spezialkartierungen des Verfaſſers entworfen.

Am ausgedehnteſten iſt das Gebiet des typiſchen mitteleuropäiſchen Eichen-Hainbuchenwaldes. Mit dem zu ihm gehörenden klimatiſchen Bodentyp, der Braunerde, gleicht dieſer Waldtyp die Geſteinsunterſchiede zum Teil aus und erſcheint über den verſchiedenſten Geſteinsarten. Nur die reinen Sande und die ſchwer durchläſſigen Tonböden bilden Ausnahmen. Wie in ganz Weſt- und Nordweſtdeutſchland ſtellt auch im luxemburgiſchen Raum das Gebiet des typiſchen Eichen-Hainbuchenwaldes den größten Teil des offenen Kulturlandes. Zu ſeinem Landſchaftsbilde (Abb. 5) gehören weite Ackerflächen, die faſt baumfrei ſind bis auf die Obſtbaumreihen an den Landſtraßen. Die fruchtbaren braunen Böden erlauben ohne beſonderen Aufwand den Anbau von Weizen, Rüben und Luzerne. Im Bereiche dieſes Vegetationsgebietes liegen die wichtigſten und größten alten Siedlungsräume. Hier ſind die ländlichen Siedlungen verhältnismäßig groß und die Fluren überwiegend gewannartig aufgeteilt. Der Wald nahm in dieſem Gebiet im 18. Jahrhundert nur noch 15 bis 20 v. H. der Fläche ein und iſt heute ganz auf ſteile Talhänge beſchränkt.

Ebenſo alt beſiedelt und infolge jahrtauſendealter Bewirtſchaftung in allen ebenen Lagen waldfrei iſt auch das Gebiet der klimatiſch bedingten Abart des Eichen-Hainbuchenwaldes, das Vegetationsgebiet der warmen Täler. Der natürliche Wald entſpricht hier in ſeinem ſoziologiſchen Aufbau ſüddeutſchen Wäldern; und auf ſonnſeitigen Steilhängen finden ſich ausgeſprochen ſüdliche und ſüdöſtliche Pflanzengeſellſchaften. Auch in den kulturellen Erſcheinungen erinnert dieſe Landſchaft an ſüdlichere Gegenden. Auf den Bereich dieſes Vegetationsgebietes iſt der Anbau von Wein, Mais und den empfindlichen Obſtſorten beſchränkt (Abb. 9). Vor den Häuſern, die wie diejenigen Lothringens Anklänge an ſüdliche (mediterrane) Bauweiſe zeigen, ſtehen immergrüne Mittelmeerpflanzen als Straßenſchmuck (Abb. 10).

Wie dieſe Talgebiete ſich auf Grund klimatiſcher Begünſtigung vom Gebiet des typiſchen Eichen-Hainbuchenwaldes abheben, ſo ſind andererſeits, gewiſſermaßen als edaphiſches Gegenſtück dazu, die Gebiete der feuchten Eichen-Hainbuchenwälder auszuſcheiden. Es handelt ſich dabei vor allem um die tonigen (ſog. „ſteifen") Böden verſchiedener Keuperhorizonte und um die Liaſtone und Mergel in der Südweſtecke des Landes. Der feuchte Eichen-Hainbuchenwald hat einen Gleiboden, der zäh und ſchwer bearbeitbar und daher auf weiten Strecken dem Walde vorbehalten geblieben iſt. Wo er gerodet iſt, ſind es ſpäte Rodungen, und wir finden dort als Siedlungsformen des jungen Ausbaus Weiler und Einzelhöfe. Grünland tritt hier gegenüber dem Ackerland in den Vordergrund (Abb. 7). Auf dem Acker iſt beſondere Bearbeitung nötig und eine beſondere Pflugform und Beſpannungsart in Gebrauch, genau wie auf den entſprechenden Böden im Bitburger Land und in Lothringen.

Eine eigene Stellung nehmen im luxemburgiſchen wie im Bitburger Gutland die Gebiete des Liaſſandſteins ein. Auf dem tonarmen Sand geht die klimatiſche Auslaugung bis zum roſtfarbenen Waldboden, auf dem als natürliche Pflanzengeſellſchaft der Eichen-Birkenwald zu Hauſe iſt. Der Anteil des Grünlandes an der Landwirtſchaft iſt hier gering. Die Ackerböden, die eine fahle, ſchwärzlich-graue Farbe haben, ſind ſog. Roggen- und Kartoffelböden, die leicht bearbeitbar aber ſehr nährſtoffarm ſind. Auf ihnen hat der Wald ſich in ausgedehntem Maße erhalten. Hier hat erſt zu allerletzt die Rodung eingeſetzt, als die meiſten anderen Böden längſt erſchloſſen waren. Im 18. Jahrhundert war der Liaſſandſtein noch zum größten Teil bewaldet. Im 19. Jahrhundert ſind darin noch auf neuen Rodungsinſeln einzelne Höfe angelegt worden, und von den Siedlungen der angrenzenden beſſeren Böden iſt die Rodung vom Rand her in dieſe Gebiete hinein vorgetrieben worden.


Natürliche Vegetationsgebiete
Montaner Rotbuchenwald
Bodenſaurer Eichenwald
Eichen-Birkenwald oder Sandgebiete
Typiſcher Eichen-Hainbuchenwald
Feuchter Eichen-Hainbuchenwald
Vegetationsgebiet der warmtrockenen Täler
Bastnach
Neuerburg
Bitburg
Wiltz
Vianden
Ettelbrück
Echternach
Trier
Mersch
Arel
Luxemburg
Remich
Longwy
Esch
0 5 10 15 km
HN

Karte 2. Die natürlichen Vegetationsgebiete im Bereiche des Großherzogtums Luxemburg

Die großräumige Gliederung der Vegetationsgebiete wird durchbrochen durch die Wirkungen der lokalen Oberflächenformen und Grundwaſſerverhältniſſe. Darauf kann an dieſer Stelle nicht näher eingegangen werden.

Für das Verſtändnis der heutigen räumlichen Gliederung der Landwirtſchaft iſt es wertvoll, einen Rückblick zu tun auf *die Verteilung der landwirtſchaftlichen Betriebsſyſteme vor dem Beginn der modernen Entwicklung der Landwirtſchaft*. Aus einer noch wenig ausgenutzten Quelle, der für das ſog. „Maria-Thereſia-Kataſter“ durchgeführten Anbauflächenerhebung von 1777, gewinnt man ein ſehr genaues Bild von der räumlichen Gliederung der Landwirtſchaft zu Ende des 18. Jahrhunderts [2]. Es wäre ſehr lohnend, wenn dieſes wertvolle Material einmal in einer Spezialbearbeitung wirtſchaftsgeſchichtlich und landwirtſchaftsgeographiſch ausgewertet würde. Für dieſe Arbeit konnte nur ſtichprobenweiſe ein geringer Teil der Kataſterbände eingeſehen werden. Die beigegebene Kartenſkizze der landwirtſchaftlichen Betriebsſyſteme zu Ende des 18. Jahrhunderts (Karte 3) iſt auf Grund dieſes Materials entworfen. Außerdem wurden dazu die im luxemburgiſchen Staatsarchiv in Abſchrift vorhandenen Erläuterungen zur Ferraris-Karte benutzt [3].

Zu Ende des 18. Jahrhunderts hatte der ganze luxemburgiſche Raum kaum ſtädtiſches Leben. Auch Luxemburg als Feſtung hatte keine große wirtſchaftliche Bedeutung. Der landwirtſchaftliche Anbau war damals in erſter Linie auf Eigenverſorgung eingeſtellt. Nur die dem Moſeltal benachbarten Gebiete waren durch die Waſſerſtraße an den Getreide liefernden Thünenſchen Ring der damaligen europäiſchen Wirtſchaft angegliedert. Das übrige Land lieferte nur Erzeugniſſe ziemlich extenſiver Viehhaltung. Und doch zeigte die Landwirtſchaft in ihren Bodennutzungsformen und Betriebsſyſtemen ſchon eine reich abgeſtufte räumliche Gliederung.

Die Kartenſkizze zeigt drei Hauptgebiete, deren Anordnung Beziehungen zur klimatiſchen Gliederung erkennen läßt. Im nördlichen Ösling war ein Gebiet reiner Feldgraswirtſchaft. An der Moſel und im Süden des Landes ſtand ihm ein Gebiet reiner Feldwirtſchaft gegenüber. Und in dem größten Teil des Landes zwiſchen beiden Gebieten herrſchte gemiſchte Wirtſchaft, bei welcher Felderwirtſchaft und Feldgraswirtſchaft in jeder Gemarkung nebeneinander vorkamen. Ein innerer Teil der Gemarkung, das ſog. Bauland, wurde in der Form der gebundenen Dreifelderfolge benutzt, während die außen liegenden ſog. Wildländereien in der Form der wilden Feldgraswirtſchaft bewirtſchaftet wurden [4].

---

[2] Maria-Thereſia-Kataſter, aufgenommen auf Veranlaſſung der Ordonnanz vom 12. März 1766 im Jahre 1777. 300 handſchriftliche Bände im Staatsarchiv in Luxemburg (Nr. A XIV).

[3] Im Staatsarchiv in Luxemburg liegen photographiſche Kopien der das Gebiet des heutigen Großherzogtums betreffenden Blätter der Karte unter dem Titel: Ferraris, carte de cabinet des Pays-Bas Autrichiens pour son Altesse Royale Mgr. le Duc Charles Alexandre de Lorraine. Dazu handſchriftliche Erläuterungen unter dem Titel: Mémoires historiques, chronologiques et économiques. Das Original befindet ſich in Brüſſel.

[4] Um eine Vorſtellung von den verſchiedenartigen Fruchtfolgeſyſtemen zu geben, wie ſie ſich aus dem Maria-Thereſia-Kataſter feſtſtellen laſſen, und um gleichzeitig zu zeigen, auf welchem Material die Kartenſkizze (Kt. 3) aufbaut, ſeien hier die wichtigſten der für das Jahr 1777 nachweisbaren Fruchtfolgen aufgezählt. In Klammern ſind Beiſpiele von Orten vermerkt, in denen die betr. Folge üblich war. Die verſchiedenen Anbaujahre ſind durch Trennungsſtriche angedeutet.

I. Bauland (Dauerackerland)

A. Zweijährige Folge ohne Ruhejahr:
Roggen — Gerſte oder Hafer oder Erbſen (Dommeldingen, Stadt Luxemburg, Röſer).

B. Dreijährige Folge mit einem Brachjahr (Winterfrucht — Sommerfrucht — Brache):
Roggen — Hafer — Brache (Bondorf, Dunkroth, Schlindermanderſcheid, Goesdorf, Bürmeringen, Emeringen, Hesperingen, Schifflingen, Röſer, Eſch/Alz., Wincheringen, Reisdorf, Diekirch, Merſch, Hobſcheid, Niedermerzig, Eſch/Sauer, Heiderſcheid).
Weizen oder Miſchgetreide — Hafer — Brache (Bürmeringen, Emeringen, Hesperingen, Schifflingen, Röſer, Eſch/Alz., Wincheringen, Merſch, Hobſcheid, Niedermerzig).
Roggen — Weizen oder Miſchgetreide — Brache (Kehlen).
Spelz — Hafer — Brache (Dommeldingen, Merſch).
Roggen — Gerſte oder Buchweizen — Brache (Dommeldingen).

C Dreijährige Folge mit zwei Ruhejahren (kommt nur neben der normalen Dreifelderfolge vor):
Roggen — Brache — Brache (Eſch/Alz., Schifflingen).
Hafer — Brache — Brache (Emeringen).

Das **Ösling** zeigt eine Zunahme der Feldgraswirtſchaft von Süden nach Norden und läßt ſich in drei Gebiete unterteilen.

Im nördlichen Teil, wo tonige Böden und hohe Niederſchläge beſonders günſtige Bedingungen für den Graswuchs bieten, wurden die landwirtſchaftlichen Flächen zwiſchen den Ackernutzungen nicht nur als Weide ſondern auch zur Heugewinnung herangezogen. Es beſtand dort kein ſo ausgeprägter Unterſchied zwiſchen Innen- und Außenfeld wie im übrigen Land. Die einzelnen Flächen der ganzen Flur dien-

---

D. Fünfjährige Folge mit zwei Ruhejahren:
  Roggen — Hafer — Brache — Hafer — Brache (Schimpach, Niederwampach).

E. Sechs- bis zwölfjährige Folgen mit zwei bis vierjährigem Anbau und drei bis neun Ruhejahren (Feldgraswirtſchaft):
  Roggen — Hafer — 5 Ruhejahre (Reuler).
  Roggen — Hafer — 10 Ruhejahre (Drauffelt, Hupperdingen).
  Roggen — Hafer — Hafer — 3 bis 6 Ruhejahre (Bögen, Klerf, Dönningen, Mecher, Roder, Neidhauſen).
  Roggen — Hafer — Hafer — 10 Ruhejahre (Aſſelborn, Grindhauſen, Urſpelt, Roder, Fiſchbach [Ösling]).
  Roggen — Roggen — Hafer — 9 Ruhejahre (Munshauſen).
  Roggen — Hafer — Hafer — Hafer — 8 Ruhejahre (Marnch, Urſpelt, Roder).
  Roggen — Roggen — Hafer — Hafer — 6 Ruhejahre (Neidhauſen).

II. Wechſelland mit einjährigem Anbau und 10 bis 40-jähriger Ruhezeit (vorwiegend in Rotthecken)
  Roggen — 15 Ruhejahre (Grindhauſen, Munshauſen, Neidhauſen).
  Roggen — 20 Ruhejahre (Dunkroth, Aſſelborn, Klerf, Drauffelt, Fiſchbach, Marnach, Reuler, Schlindermanderſcheid, Goesdorf, Heiderſcheid, Eſch/Sauer, Eſchdorf, Bockholz, Neunhauſen, Tadler).
  Roggen — 25 Ruhejahre (Dönningen).
  Roggen — 30 Ruhejahre (Heſperingen, Redingen, Schimpach, Niederwampach).
  Roggen — 40 Ruhejahre (Aſſelborn).
  Hafer — 12 bis 20 Ruhejahre (Röſer, Heſperingen).

III. Wechſelland mit mehrjährigem Anbau (vorwiegend „Wildland")

A. Wildland mit 2jährigem Anbau und 10- bis 60jähriger Ruhezeit.
  Roggen — Hafer — 10 Ruhejahre (Dommeldingen, Kehlen, Merſch).
  Roggen — Hafer — 15 Ruhejahre (Heſperingen, Hobſcheid, Koerich).
  Roggen — Hafer — 18 Ruhejahre (Heſperingen, Koerich).
  Roggen — Hafer — 20 bis 25 Ruhejahre (Aſſelborn, Klerf, Drauffeld, Goesdorf, Fiſchbach, Grindhauſen, Reuler, Mecher, Urſpelt, Roder, Koerich, Heſperingen).
  Roggen — Hafer — 30 Ruhejahre (Moeſtroff, Munshauſen, Urſpelt, Koerich, Roder).
  Roggen — Hafer — 35 Ruhejahre (Bögen, Klerf, Mecher).
  Roggen — Hafer — 40 bis 60 Ruhejahre (Fiſchbach, Grindhauſen, Reuler, Urſpelt).

  Roggen — Buchweizen — 13 bis 18 Ruhejahre (Hobſcheid, Koerich, Reisdorf, Bondorf, Dunkroth, Munshauſen, Marnach).
  Roggen — Buchweizen — 35 Ruhejahre (Mecher).
  Hafer — Hafer — 20 Ruhejahre (Dommeldingen).

B. Wildland mit 3jährigem Anbau und 8- bis 50jähriger Ruhezeit.
  Roggen — Hafer — Hafer — 8 bis 9 Ruhejahre (Diekirch, Ernzen).
  Roggen — Hafer — Hafer — 12 Ruhejahre (Consdorf).
  Roggen — Hafer — Hafer — 18 Ruhejahre (Dommeldingen, Redingen).
  Roggen — Hafer — Hafer — 30 Ruhejahre (Hupperdingen, Marnach).
  Roggen — Hafer — Hafer — 40 bis 50 Ruhejahre (Urſpelt, Reuler, Marnach, Roder).
  Roggen — Buchweizen — Hafer — 10 bis 25 Ruhejahre (Munshauſen, Neidhauſen, Schlindermanderſcheid, Niedermerzig, Eſch/Sauer, Heiderſcheid).

C. Wildland mit 4jährigem Anbau und 14- bis 16jähriger Ruhezeit.
  Roggen — Hafer (oder Roggen) — Hafer — Hafer — 14 bis 16 Ruhejahre (Reisdorf, Moeſtroff).

ten, nachdem ſie kurze Zeit Feldfrüchte getragen hatten, gewiſſe Zeit als Wieſe und dann als Weideland. In Ober- und Niederbeßlingen z. B. wurde um 1770 auf etwa ein Drittel des „Baulandes“ Heu gemäht. Das war dieſelbe Form der Landwirtſchaft, wie ſie damals in den nördlich und weſtlich anſchließenden Gebieten von St. Vith und Baſtnach üblich war.

Im öſtlichen Teil des Öslings, auf den Höhen zwiſchen Clerf und Ur, wo wir wie in der angrenzenden reichsdeutſchen Weſteifel auch hohe Niederſchläge und kurze Vegetationszeit, aber mineralärmere und trockenere Böden als im Norden haben, gab es auch Feldgraswirtſchaft. Hier wechſelte aber die Ackernutzung nur mit Weide, wobei in einem kleineren inneren Flurbezirk jede Fläche zwei bis drei Jahre als Acker und dann ſechs bis neun Jahre als Weide diente, während die rieſigen Außenländereien dort immer nur nach 30- bis 60jähriger Ruhe unter den Pflug genommen wurden. Dabei wurden wie bei der Schiffelwirtſchaft der Eifel die Raſenplaggen abgehoben, aufgehäuft, getrocknet und verbrannt, die Aſche dann zur Düngung über den Boden verteilt. Nach 2jähriger Beſtellung blieben dieſe Flächen wieder ein Menſchenalter lang als Ginſterheiden liegen. Die Folge dieſer Wirtſchaftsweiſe war eine faſt vollſtändige Entwaldung dieſer Gebiete. Das Ackerland bildete nur kleine Inſeln in den weiten Heideflächen. Hier war das Hauptgebiet der alten Öslinger Schafzucht.

Im ſüdlichen Ösling beſtand demgegenüber wie im Gutland Dreifelderfolge mit Flurzwang auf dem Innenfeld und wilde Feldgraswirtſchaft mit 2- bis 3jährigem Anbau und 20- bis 30jähriger Ruhe auf dem Außenland. Die Ruhezeit des Außenfeldes war hier alſo kürzer als weiter nördlich, aber durchweg länger als in den entſprechenden Flurbezirken des Gutlandes. Gegenüber dem Gutlande zeichnete ſich dieſes Gebiet außerdem durch das Vorkommen der Rottwirtſchaft (Wald-Feld-Wechſelwirtſchaft) aus, die auf den Schieferhängen dort ja auch heute noch beobachtet werden kann. Die Lohhecken (Eichenniederwälder), die der Gewinnung von Gerberlohe dienten, wurden in der Regel alle 20 Jahre „geſchleißt“ (geſchält), dann abgebrannt und ein Jahr mit Korn beſtellt. Birken- und Haſelniederwälder (Haſſeler) wurden in kürzerem Umtriebe (12- oder 16jährig) bewirtſchaftet. Durch die Rottwirtſchaft blieb in dieſem Gebiet der Wald auf den Hängen weitgehend erhalten. Dies tritt beiſpielsweiſe auf Blatt Wiltz der Ferraris-Karte beſonders deutlich in Erſcheinung.

Im größten Teil des Gutlandes herrſchte auf dem Innenfelde Dreifelderfolge mit 1jähriger Brache und auf den Außenfeldern 2- bis 3jähriger Anbau mit 20- bis 30jähriger Ruhezeit. Innerhalb dieſes Gebietes zeigte ſich eine klare Gliederung der Fruchtarten nach den Böden. Im Bereich der Eichen-Birkenwaldböden kamen als Getreidearten nur Roggen und Hafer vor, während auf den Böden des Eichen-Hainbuchenwaldgebietes daneben auch Weizen, Spelz, Miſchgetreide und Gerſte angebaut wurden.

Die ſüdliche Region an der lothringiſchen Grenze und in der Nachbarſchaft des Moſeltals war durch das Fehlen von Außenländereien gekennzeichnet. Hier beſtand in den meiſten Dörfern die Ackerflur nur aus Bauland, das in drei Wirtſchaftsflächen geteilt war, die nach der Dreifelderfolge einheitlich beſtellt wurden. Vor der Doggerſtufe bei Schifflingen, Eſch und einigen benachbarten Dörfern wurde der größte Teil der Flur in der gleichen Weiſe in normaler Dreifelderfolge genutzt, während in einem kleinen äußeren Teil der Gemarkung auf 1 Jahr Getreidebau 2 Brachejahre folgten.

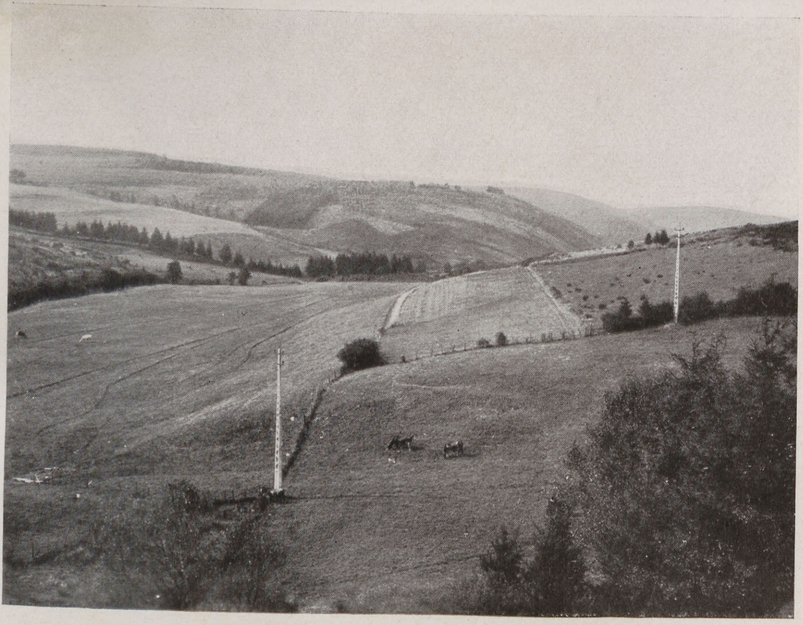


Abb. 1. Feldgraswirtſchaft bei Bödingen (Belgien) an der Sprachgrenze im Oberſauertal

Aufnahme Schmithüſen

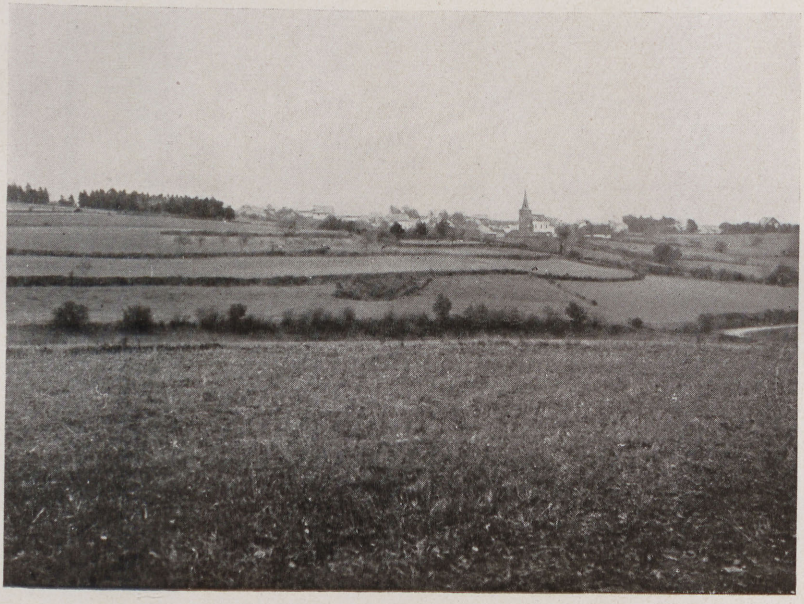


Abb. 2. Geregelte Feldgraswirtſchaft bei Manderfeld im Kreiſe Malmedy (Neubelgien)

Aufnahme Schmithüſen

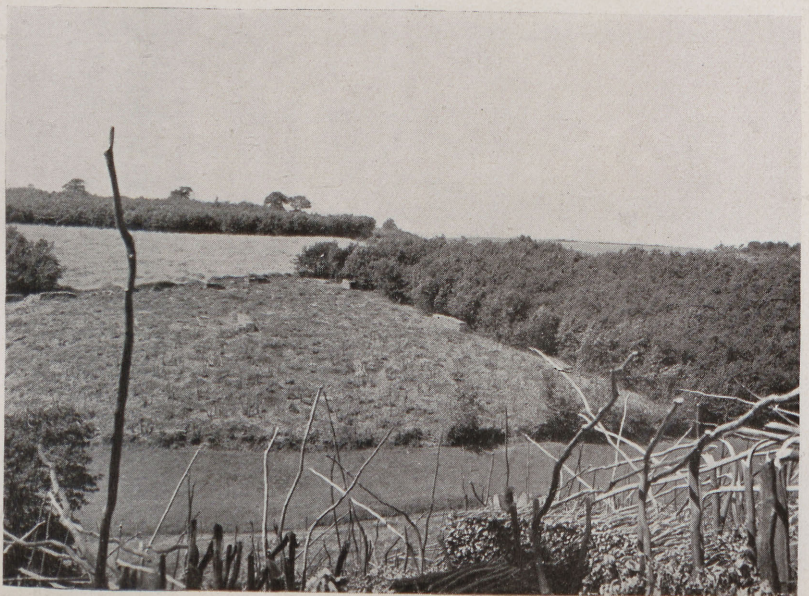
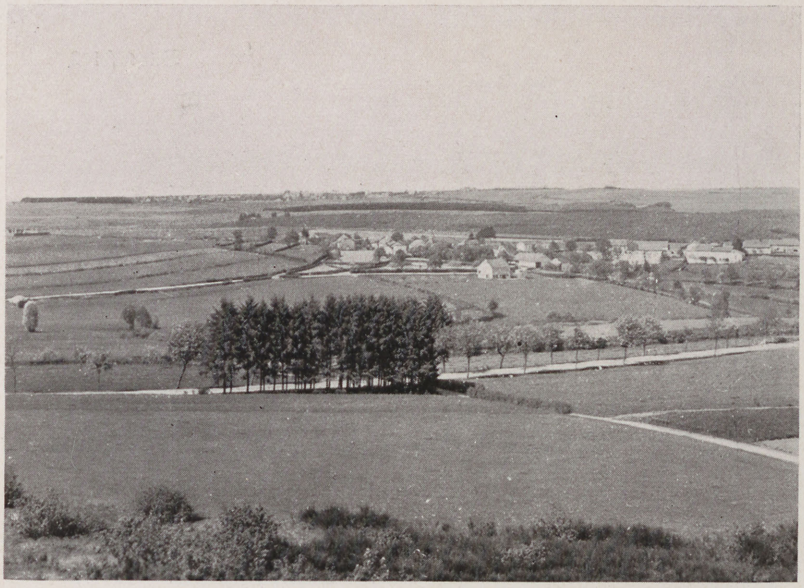


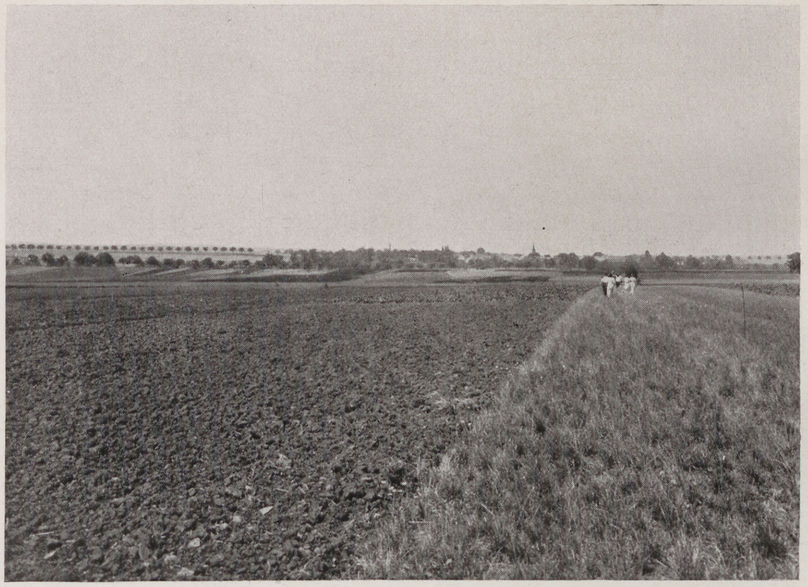
Abb. 3. Rottwirtſchaft (Wald-Feldwechſelwirtſchaft) im Büderſcheider Tal. Im Vordergrund geſchälte Lohſtangen und Lohebündel. Hinten auf dem oberen Teil des Hanges Kornfeld (Lohſchlag des vorigen Jahres)

Aufnahme Schmithüſen



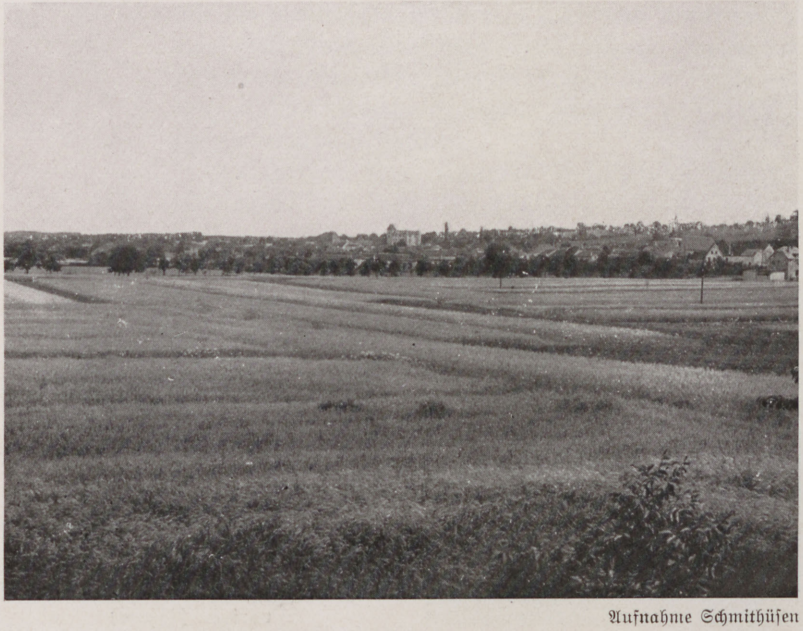
Aufnahme Schmithüſen

Abb. 4. Typiſche Ackerlandſchaft des Öſlings bei Marburg, vom ſchwarzen Hügel aus geſehen



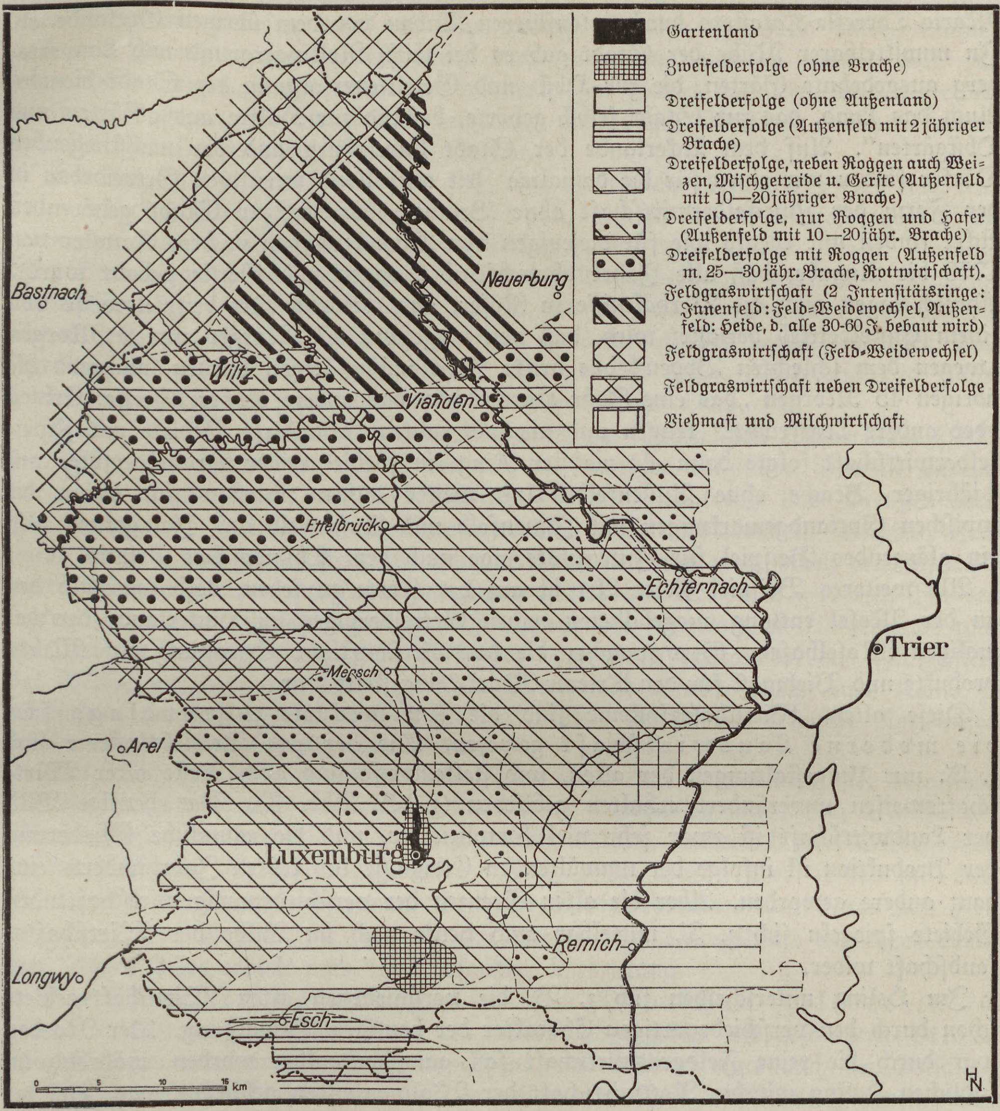
Aufnahme Schmithüſen

Abb. 5. Ackerlandſchaft bei Filsdorf auf dem Liaskalkplateau in der SO-ecke des Großherzogtnms, Gebiet des typiſchen Eichen-Hainbuchenwaldes



Aufnahme Schmithüſen

Abb. 6. Dreifelderfolge mit Flurzwang auf der Moſelniederterraſſe bei Nennig (reichsdeutſches Gebiet)


Gartenland
Zweifelderfolge (ohne Brache)
Dreifelderfolge (ohne Außenland)
Dreifelderfolge (Außenfeld mit 2 jähriger Brache)
Dreifelderfolge, neben Roggen auch Weizen, Miſchgetreide u. Gerſte (Außenfeld mit 10—20jähriger Brache)
Dreifelderfolge, nur Roggen und Hafer (Außenfeld mit 10—20jähr. Brache)
Dreifelderfolge mit Roggen (Außenfeld m. 25—30jähr. Brache, Rottwirtſchaft).
Feldgraswirtſchaft (2 Intenſitätsringe: Innenfeld: Feld-Weidewechſel, Außenfeld: Heide, d. alle 30-60 J. bebaut wird)
Feldgraswirtſchaft (Feld-Weidewechſel)
Feldgraswirtſchaft neben Dreifelderfolge
Viehmaſt und Milchwirtſchaft
Bastnach
Neuerburg
Wiltz
Vianden
Ettelbrück
Echternach
Trier
Mersch
Arel
Luxemburg
Remich
Longwy
Esch
0 5 10 15 km
HN

Karte 3. Die räumliche Gliederung der Landwirtſchaft zu Ende des 18. Jahrhunderts im Gebiete des heutigen Großherzogtums Luxemburg

Auf den ſchweren Keuperböden des oberen Attertgebietes herrſchte damals anſcheinend eine Art geregelter Feldgraswirtſchaft. Das Land blieb nach kurzer Ackernutzung etwa 8 bis 10 Jahre oder auch länger als Grasland liegen, ergab während dieſer Zeit reichliches und gutes Heu und wurde außerdem als Weide genutzt. Die Flächen waren zum Teil eingepfercht. Etwa ein Viertel der Geſamtmenge des Heus wurde auf Pferchen gewonnen. Es war ein ausgeſprochenes Viehaufzuchtgebiet, von dem in der Erläuterung zur Ferraris-Karte geſagt wird, daß es nicht ſehr ſtark beſiedelt ſei und ſeinen Wohlſtand dem Viehhandel verdanke. Die Bevorzugung der Viehzucht war hier bodenbedingt.

Die Umgebung der Stadt Luxemburg hob ſich nach den Angaben des Maria-Thereſia-Kataſters durch intenſiveren Anbau vor dem übrigen Gutlande ab. In unmittelbarer Nähe der Stadt gab es bei Eich, Rollingergrund und Limpertsberg ausgedehnte Gärten, die zur Obſt- und Gemüſeverſorgung der Stadt dienten. Auch das Land, das zur Stadt ſelbſt gehörte, beſtand zur Hälfte aus „Gärten und Obſtgärten". Auf dem Ackerlande der Stadt Luxemburg und der nächſtliegenden Dörfer finden wir einen für die damalige Zeit auffallend intenſiven Getreidebau in der Form der Zweifelderwirtſchaft ohne Brache. Für die zur Stadt gehörenden Äcker finden wir ebenſo wie für diejenigen von Dommeldingen in dem Kataſter von 1770 die Angabe, daß alle Jahre abwechſelnd Roggen und Gerſte gebaut wurde. Ähnlich lagen auch die Verhältniſſe in Röſer, aus welchem Ort beiſpielsweiſe von einem Einzelbetrieb berichtet wird, daß von insgeſamt 47 Morgen nur 2 Morgen „wegen dem ſchlechten Boden" das dritte Jahr müßig liegen blieben, während die übrigen 45 Morgen „das eine Jahr Hartfrüchte, das andere Haber, Gerſte, Erbſen oder andere Lenzfrüchte" trugen und niemals ruhten. Um dieſe Gebiete mit Zweifelderwirtſchaft folgte dann als nächſter Ring ein Gebiet reiner Dreifelderfolge mit 1jähriger Brache ohne Außenfeld. Und weiter außen ſchloſſen ſich daran die typiſchen Gutlandgemarkungen mit Innenfeld und Außenfeld an. Im ganzen alſo ein glänzendes Beiſpiel für Intenſitätsringe nach dem Thünenſchen Prinzip.

Als weiteres Beiſpiel dieſer Art iſt auf der Karte zu ſehen, daß innerhalb des an der Moſel entlang ausgebildeten reinen Getreideringes im Hinterlande des damaligen Moſelhafens Grevenmacher die landwirtſchaftliche Erzeugung auf Milchprodukte und Viehmaſt für den Trierer Markt eingeſtellt war.

Dieſe alten Wirtſchaftsſyſteme ſind die Entwicklungsgrundlage für die moderne Landwirtſchaft geweſen. Die heutigen Betriebsſyſteme ſind z. T. nur Umgeſtaltungen der alten, und ſtellenweiſe ſind auch Reſte alter Wirtſchaftsweiſen unverändert erhalten geblieben (z. B. Abb. 3). Das heutige Bild der Landwirtſchaft iſt zwar ſehr viel komplizierter, und die räumliche Gliederung der Produktion iſt infolge der umwälzenden Ereigniſſe des letzten Jahrhunderts eine ganz andere geworden. Aber die alten Grenzen der verſchiedenartig wirtſchaftenden Gebiete ſpiegeln ſich z. T. mittelbar auch heute noch im Bilde der Wirtſchaftslandſchaft wider.

Im Ösling unterſcheiden ſich z. B. die verſchiedenen alten Wirtſchaftsgebiete ſchon durch den verſchiedenartigen Charakter der heutigen Bewaldung. Der Norden war durch die reine Feldgraswirtſchaft faſt ganz entwaldet worden, während im ſüdlichen Ösling mit der Rottwirtſchaft der Wald erhalten geblieben war. Bei der modernen Intenſivierung wurden im Norden die nun für die Landwirtſchaft entbehrlich gewordenen Flächen mit Fichten aufgeforſtet, während im Süden noch heute der Laubwald in der Betriebsform des Niederwaldes vorherrſcht. In den alten Feldgraswirtſchaftsgebieten gliedern oft lebende Hecken die Landſchaft (Abb. 2), während wir ſonſt in den heutigen Weidewirtſchaftsgebieten ſtatt deſſen meiſtens Drahtzäune ſehen (Abb. 7). Auch in den Flurformen laſſen ſich Beziehungen zu den alten Betriebsſyſtemen feſtſtellen. Im Gebiet der alten reinen Felderwirtſchaft, wo eine vollſtändige Ausnutzung der Ackerflur als Dauerland üblich war, haben wir Gewannflur trotz des Stockerbenrechtes. Dort wo der größte Teil der Flur als Wildland nur in großen zeitlichen Abſtänden beackert wurde, finden wir eine Art Blockſtreifenflur. Selbſt die Häuſer und das Dorfbild ſpiegeln vielfach noch die alte Wirtſchaft wider. Wo ehemals weite Außenfelder den größten Teil der Gemarkung einnahmen, hat heute noch jedes alte Haus ſeine große, nun nicht mehr benutzte Schäferei. In dieſen Gebieten, wo das Dauerland nur klein geweſen war und nur geringe Erträge geliefert hatte, reichten nach der Intenſivierung die Scheunen nicht mehr aus, und es mußte dort faſt jedes Haus umgebaut oder erweitert werden. Im Gebiet der alten reinen Felderwirtſchaft dagegen, wo die Ertragsſteigerung nicht dieſes Ausmaß erreichen konnte, behielten die Dörfer mehr ihr altes Geſicht.

Im 19. Jahrhundert hat ſich eine gründliche Umwälzung in der luxemburgiſchen Landwirtſchaft vollzogen, ſo daß die wirtſchaftliche Situation am Ende des Jahrhunderts eine völlig andere war als an ſeinem Anfang. Die Vorbedingung und erſte Urſache für die Veränderungen war die allgemeine Entwicklung der landwirtſchaftlichen Technik, die ſeit dem Anfang des Jahrhunderts überall einſetzte. Ihre Fortſchritte drangen aber infolge der verkehrsmäßigen Entlegenheit und auch infolge der politiſchen Unruhen der erſten Jahrzehnte des Jahrhunderts zunächſt nur ſehr langſam in das Luxemburger Land ein.

In der Zeit der Zugehörigkeit zum Königreich der Vereinigten Niederlande (1815 bis 1830) war Luxemburg (zuſammen mit der heutigen belgiſchen Provinz Luxemburg) die ärmſte unter den 18 Provinzen. Gegen Frankreich und Preußen war das Land durch Zollmauern abgeſchloſſen. Von den Niederlanden (Belgien, Holland) war es, auch als es ſtaatlich noch mit ihnen vereinigt war, durch den unfruchtbaren, dünnbevölkerten und kaum gangbaren Wald der Ardennen getrennt. In den letzten Jahren der Zugehörigkeit zum Königreich der Vereinigten Niederlande war zur Hebung der luxemburgiſchen Wirtſchaft der Plan entſtanden, das Flußſyſtem der Moſel mit dem der Maas zwiſchen Sauer und Ourthe durch einen Kanal zu verbinden, mit deſſen Bau auch begonnen wurde. Durch die belgiſche Revolution wurde aber die Ausführung unterbrochen.

Von 1830 bis 1839, als das platte Land unter der Verwaltung der belgiſchen Revolutionäre war und nur noch in der Stadt Luxemburg unter dem Schutze des Bundesheeres eine niederländiſche Verwaltung beſtand, unterblieb jede Verbeſſerung der unhaltbaren Verkehrsverhältniſſe. Nach 1839 wurde aber ſofort mit dem Ausbau der Landſtraßen begonnen. Auch die Moſelfahrtrinne wurde um dieſe Zeit ausgebaut, ſo daß von 1840 an auf der Moſel auch Dampfboote verkehren konnten. Dieſer Weg erhielt nach 1842 beſondere Bedeutung.

Der Eintritt Luxemburgs in den Deutſchen Zollverein im Jahre 1842 eröffnete dem Lande ein weites Abſatzgebiet mit geſchützten Preiſen. Die Straßen wurden planmäßig ausgebaut, und bald erfolgte auch der Anſchluß an das europäiſche Eiſenbahnnetz. Nun erſt waren einer wirklichen Intenſivierung die Wege geebnet. Maſchinen und Düngemittel und beſſeres Zuchtvieh konnten in größerem Maße eingeführt und die Produktion konnte geſteigert werden. Auch der innere Umſatz ſtieg damit an.

Aber der eigentliche Umſchwung kam erſt mit der Entwicklung der Eiſeninduſtrie. Dieſe war zwar im Lande alt, hatte aber früher keine große Bedeutung gehabt. Die großen Erzvorräte der Doggerſtufe bekamen ihren Wert erſt, als das Thomasverfahren eingeführt wurde. So entſtand Ende der achtziger Jahre die luxemburgiſche Großinduſtrie, und das Land trat als Induſtrieſtaat von Rang in den Welthandel ein. Die wichtigſte Folge der Induſtrialiſierung war eine Bevölkerungsumlagerung. Das Induſtriegebiet zog aus dem ganzen Lande Arbeiter an und veranlaßte darüber hinaus eine bedeutende Einwanderung, ſo daß die Geſamtbevölkerung von etwa 200 000 im Jahre 1875 bis zum Weltkrieg um etwa 60 000 (und ſeitdem um weitere 40 000) anſtieg. Damit erhielt das bisher faſt rein agrare Land plötzlich eine große Konſumkraft, einen inneren Markt. Das war ein Anreiz, die Anbauflächen zu vergrößern und die Produktion zu erhöhen. Dem kam dasſelbe techniſche Verfahren, das die Induſtrialiſierung ermöglicht hatte, zu Hilfe und lieferte mit dem Thomasmehl der Landwirtſchaft das Mittel zur Intenſivierung. Das Thomasmehl enthält gerade diejenigen Stoffe, Kalk und Phosphorſäure, die in vielen Böden des Luxemburger Landes von Natur aus nicht in einem für die Landwirtſchaft ausreichenden Maße vorhanden waren.

Jetzt konnten viele der alten Betriebsſyſteme verſchwinden. Das Dauerland mit neuen Fruchtfolgen dehnte ſich auf Koſten der alten Außenländereien aus. Im Ösling und auf den Sandböden des Gutlandes konnte nun auch der Weizen ſeinen Einzug halten. Die Schwarzbrache verſchwand zugunſten von Hackfrüchten und Futterpflanzen. Auf dieſer Grundlage ſtieg der Viehbeſtand und man konnte ganz zur Stallhaltung übergehen.

Ein Hindernis für die Intenſivierung der Landwirtſchaft war die Entvölkerung der Dörfer durch die aufblühende Induſtrie. Die Tagelöhner, die vorher in der Landwirtſchaft beſchäftigt geweſen waren, wanderten zum größten Teil in die Induſtriegebiete ab. Die infolgedeſſen anſteigenden Löhne zogen zwar landwirtſchaftliche Arbeitskräfte aus dem Auslande herein, ſie führten aber vor allem dazu, daß man dem *Mangel an landwirtſchaftlichen Arbeitskräften* durch Einführung arbeitsſparender Maſchinen zu begegnen ſuchte. Am ſtärkſten wurden die den Induſtriegebieten unmittelbar benachbarten Kantone Eſch, Kapellen und Luxemburg-Land von dieſer Entwicklung betroffen. Aber auch für die anderen Teile des luxemburgiſchen Staatsgebietes iſt die *ſtarke Mechaniſierung der Landwirtſchaft* bezeichnend. Da mittel- und kleinbäuerliche Betriebe bei weitem vorherrſchend ſind, war die Einführung von Maſchinen in dieſem Maße nur durch genoſſenſchaftliches Vorgehen möglich. Daher hat das landwirtſchaftliche Genoſſenſchaftsweſen ſich in Luxemburg auf beſondere Weiſe entwickelt.

Die landwirtſchaftlichen *Lokalvereine*, die das Rückgrat des luxemburgiſchen Genoſſenſchaftsweſens bilden, waren jahrzehntelang in erſter Linie Maſchinengenoſſenſchaften. Dieſe wurden, da der gemeinſame Beſitz an Ackergeräten natürlich nur an einem Ort verwendet werden konnte, zu wirklichen Ortsvereinen. Schon bald nach 1900 beſtand in faſt jedem Dorf ein Lokalverein, der mit Geräteſchuppen und Verſammlungsraum einen feſten räumlichen Mittelpunkt hatte und damit ein wichtiger Faktor für die Herausbildung der modernen Dorfgemeinſchaft war. Beſonders wichtig war dabei, daß — im Gegenſatz zum belgiſchen Genoſſenſchaftsweſen — alle Schichten der landwirtſchaftlichen Bevölkerung von dieſen Lokalvereinen erfaßt wurden. Allmählich dehnte ſich dann die Tätigkeit der Genoſſenſchaften auf immer weitere Bereiche, die das Dorf gemeinſam angingen, aus. Im einzelnen kann darauf hier nicht eingegangen werden. Es ſei auf die beiden ausgezeichneten Arbeiten von Kohl und Hemmer, die ſich mit dem landwirtſchaftlichen Genoſſenſchaftsweſen Luxemburgs befaſſen, hingewieſen.

Die Entwicklung der Landwirtſchaft iſt auch durch *behördliche Maßnahmen* ſehr gefördert worden. Als Kleinſtaat hat Luxemburg eine außerordentlich intenſive Verwaltung. Das Land iſt daher bis in die entlegenſten Winkel von der wirtſchaftlichen Entwicklung erfaßt worden. Ein enges Netz hervorragender Straßen überzieht das ganze Land. Im Reich iſt demgegenüber gerade an der luxemburgiſchen Grenze die Verkehrserſchließung mancher Grenzgebiete lange Zeit ſehr vernachläſſigt worden. Es gab hier bis in die Nachkriegszeit hinein Gebiete, die kaum erſchloſſen und daher in ihrer Wirtſchaftsweiſe ſehr rückſtändig waren. Erſt in den letzten Jahren iſt hier manches Verſäumte nachgeholt worden, aber vieles bleibt noch zu tun.

Der luxemburgiſche Bauer iſt ſehr aufgeſchloſſen für techniſche Fortſchritte. Aus ſeinem Kleinſtaat hat er ſtets in die Nachbarſtaaten hineingeſehen, um das zu übernehmen, was für ihn wirtſchaftlich und ſozial günſtig erſcheint. Dieſe Tatſache, zuſammen mit der durch die Induſtrialiſierung hervorgerufenen Mobiliſierung von Menſch und Boden, hat zu einer ſtarken Rationaliſierung des luxemburgiſchen Bauerntums geführt. Dieſe Haltung kann nahe an eine Entwurzelung des Bauerntums heranführen. Wenn es z. B. vorkommt, daß ein Bauer ſeinen Hof verpachtet, um in der Stadt oder auf ſeinem eigenen Hof als Rentner zu leben, ſo wird damit die Landwirtſchaft zu einem Geſchäft, deſſen Träger nicht mehr im vollen Sinne als Bauer bezeichnet werden kann. Wenn ſolche Fälle auch Ausnahmen ſind, ſo iſt doch allgemein eine ſehr bewußte, geſchäftsmäßige Einſtellung zur Landwirtſchaft feſtzuſtellen.

Die Fähigkeit des luxemburgiſchen Landwirtes, ſich auf die wechſelnde Konjunktur umzuſtellen, hat den Einfluß der Tradition in der Wirtſchaftsweiſe ſehr zurückgedrängt. Und mit der Herausbildung der neuen dörflichen Gemeinſchaft, die auf der Grundlage des freien Genoſſenſchaftsweſens ſteht, iſt ein großer Teil des Brauchtums, das ein Ausdruck der alten Dorfgemeinſchaft geweſen war, verlorengegangen. Daher kommt es, daß das wirtſchaftlich konſervativere altbelgiſche Deutſchtumsgebiet um Arel im geiſtigen und materiellen Volksgut und in der inneren Haltung ſeines Bauerntums — rein volkskundlich geſehen — mit dem Bauerntum der reichsdeutſchen Grenzgebiete mehr Gemeinſames behalten hat als das Bauerntum im Großherzogtum Luxemburg.

Das Deutſchtumsgebiet um Arel, in das wir vergleichsweiſe hinüberblicken, hat landwirtſchaftsgeographiſch ein ganz anderes Geſicht als Luxemburg, da es durch ſeine politiſche Zugehörigkeit zum belgiſchen Staat wirtſchaftlich ein anderes Schickſal gehabt hat. In derſelben Zeit, in der die luxemburgiſche Landwirtſchaft ſich unter der Schutzzollpolitik des Deutſchen Zollvereins entwickelt hat, iſt das Areler Gebiet in einen Freihandelsſtaat eingegliedert geweſen. Die Freihandelspolitik, die in der induſtriellen Struktur Belgiens begründet iſt, hat für die belgiſche Landwirtſchaft zur Folge gehabt, daß die verkehrs- und marktnah gelegenen Gebiete Belgiens ſich ſehr intenſiv entwickelt haben, daß aber in den entlegenen Ardennengebieten die Landwirtſchaft zwangsmäßig auf einer extenſiven Stufe gehalten worden iſt. Wir finden daher im Areler Gebiet, wie überhaupt in dem unmittelbar an das Großherzogtum angrenzenden Teilen der belgiſchen Provinz Luxemburg, eine extenſive Feldgraswirtſchaft (Abb. 1), wie ſie im Großherzogtum und in den reichsdeutſchen Grenzgebieten auch unter durchaus gleichen Naturverhältniſſen heute nicht mehr denkbar wäre. Die belgiſchen Ardennengebiete haben zwar einen verhältnismäßig großen Viehbeſtand, und die Erzeugung iſt mengenmäßig nicht gering, aber infolge der niedrigen Marktpreiſe und der hohen Verkehrskoſten iſt die Verdienſtſpanne, der Reingewinn der Betriebe, nur klein und die Lebenshaltung der Bevölkerung dementſprechend ſehr niedrig.

Es war gewiſſermaßen ein Höhepunkt eines wirtſchaftspolitiſchen Dramas, als Luxemburg nach dem Kriege in das gleiche Zollgebiet eingegliedert wurde, deſſen Regime dem Areler Gebiet den eben gekennzeichneten Charakter aufgeprägt hatte.

Mit dem für das Reich unglücklichen Ausgange des Weltkrieges mußte Luxemburg aus dem Deutſchen Zollverein ausſcheiden[5]. Es beſtanden die Möglichkeiten des Zollanſchluſſes an Belgien oder an Frankreich. Die luxemburgiſche Landwirtſchaft trat damals geſchloſſen für eine Zollunion mit Frankreich ein. Aber es kam dann 1921 doch die belgiſch-luxemburgiſche Wirtſchaftsunion zuſtande.

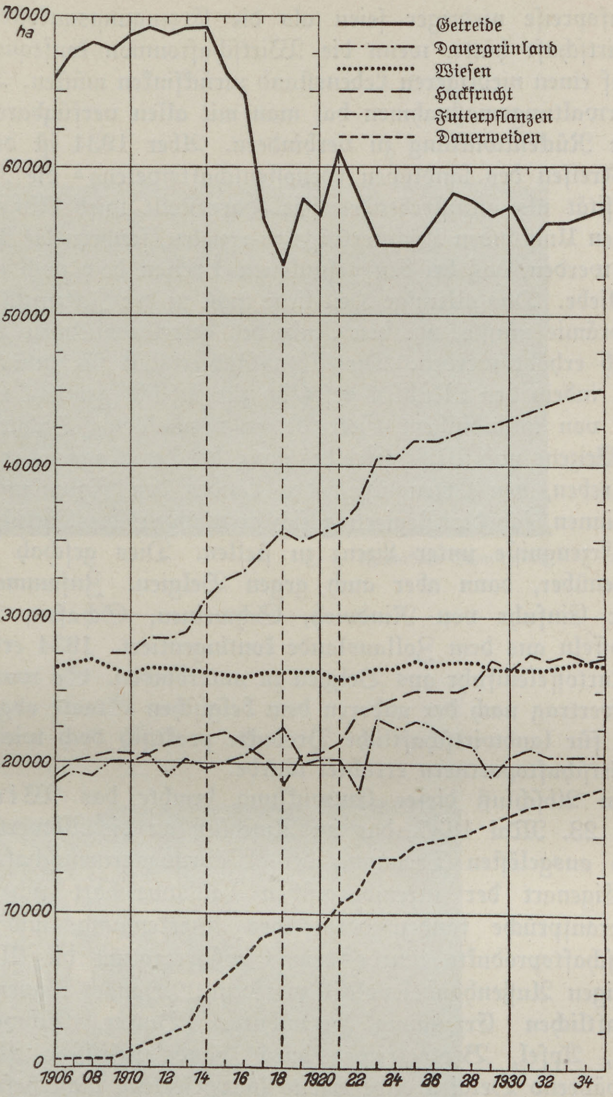
Wirtſchaftsgeographiſch bedeutete die Umkehr der Zollverhältniſſe die Verlagerung in einen anderen Thünenſchen Kreis. Durch die Nähe der lothringiſchen und reichsdeutſchen Bedarfsgebiete hatte ſich die luxemburgiſche Landwirtſchaft vor dem Kriege mit großem Aufwand an Kunſtdünger und Maſchinenkapital darauf eingeſtellt, über den eigenen Bedarf hinaus für den Abſatz im Zollvereinsgebiet Milch, Butter, Fleiſch und Getreide zu erzeugen[6]. Dieſe kapitalintenſive Wirtſchaftsweiſe, die aber infolge des Mangels an Arbeitskräften doch nur verhältnismäßig niedrige Hektarerträge erzielen konnte, war nur durch den Zollſchutz beſtandesfähig geweſen. Nun wurden die alten Märkte durch Zollgrenzen abgeſchloſſen und das Land in eine Wirtſchaftsunion gebracht mit einem Partner, der durch ſeine freihändleriſche Außenhandelspolitik die lebenswichtigen Intereſſen der luxemburgiſchen Landwirtſchaft außer acht ließ. Schon beim Abſchluß des Wirtſchaftsvertrages ſah man ſich gezwungen, den luxemburgiſchen Getreidebau durch eine künſtliche Maßnahme zu ſtützen. Als Entſchädigung für den ausfallenden Zollſchutz erhalten die luxemburgiſchen Landwirte „Getreideprämien" ausgezahlt, die aus den Einnahmen der Wirtſchaftsunion beſtritten werden. Ihre Höhe wird nach der Anbaufläche berechnet und ſoll der Preisdifferenz zwiſchen dem Freihandelsmarkt von Antwerpen und dem zollgeſchützten Markt von Metz entſprechen. Trotzdem ſank die Getreideanbaufläche, da durch die Konkurrenz der ausländiſchen Einfuhr ſogar auf dem eigenen Binnenmarkt Abſatzſchwierigkeiten entſtanden.

Das Kurvendiagramm zeigt, wie ſich die Größen der verſchiedenen Nutzflächen in der Nachkriegszeit entwickelt haben. Wir ſehen daraus eine Abnahme des Getreidebaus und eine bedeutende Zunahme der Weideflächen, alſo eine Umſtellung auf Weidewirtſchaft, die natürlich nicht in allen Teilen des Landes gleichmäßig vor ſich gegangen iſt. Die Hackfruchtfläche hat etwas zugenommen, da ſie das Winterfutter für den anwachſenden Viehbeſtand liefern muß. Bei der Viehhaltung iſt das Produktionsziel je nach den Naturbedingungen, den Verkehrsverhältniſſen und der Lage zu den Abſatzmärkten in den einzelnen Teilen des Landes verſchieden. Die Milchviehhaltung ſtellt wertmäßig den ſtärkſten Faktor in der landwirtſchaftlichen Produktion dar. An zweiter Stelle ſteht dem Werte nach die Schweinehaltung. Im einzelnen kann auf die räumliche Gliederung der heutigen Landwirtſchaft und ihre landſchaftliche Ausprägung hier nicht eingegangen werden. Die beigegebenen Landſchaftsbilder können einen gewiſſen Eindruck vermitteln von dem doch recht ver-

---

[5] Das Deutſche Reich mußte nach Artikel 40 des Verſailler Diktates anerkennen, „daß das Großherzogtum Luxemburg mit dem 1. Januar 1919 aufgehört hat, dem Deutſchen Zollverein anzugehören". Und es mußte hinſichtlich des Großherzogtums verzichten „auf die Geltendmachung aller Beſtimmungen, die zu ſeinen Gunſten in den Verträgen vom 8. Februar 1842, 2. April 1847, 20.—25. Oktober 1865, 18. Auguſt 1866, 21. Februar und 11. Mai 1867, 10. Mai 1871, 11. Juni 1872 und 11. November 1902 ſowie in allen an die genannten Verträge ſich anſchließenden Übereinkommen enthalten ſind".

[6] Die luxemburgiſche Viehausfuhr ging vor dem Kriege zum allergrößten Teil ins Reichsgebiet. Im Jahre 1910 betrug der Anteil des Reiches an der luxemburgiſchen Pferdeausfuhr 96,5 v. H., während die Ausfuhr von Rindvieh und Schweinen in demſelben Jahr ſogar zu 100 v. H. vom Reich aufgenommen wurde. (Nach Rathgeber, a. a. O., S. 54—56.)



Die Größe der landwirtſchaftlichen Nutzflächen in den Jahren 1906—1935

ſchiedenartigen Charakter der ländlichen Wirtſchaftslandſchaften innerhalb des Großherzogtums (Abb. 3—5 und 7—9).

Wie das in Luxemburg erzeugte Getreide, ſo ſind auch die Erzeugniſſe der Viehzucht infolge des Mangels an billigen Arbeitskräften[7] und der großen Marktentfernung im Gebiet der Wirtſchaftsunion nicht wettbewerbsfähig. Von einem Erzeugungszweig der Landwirtſchaft nach dem anderen kam der Verzweiflungsſchrei, daß die Verkaufspreiſe niedriger ſeien als die Erzeugungsunkoſten. Die luxemburgiſche Landwirtſchaft hätte, wenn die Wirtſchaftsunion konſequent durchgeführt worden wäre, auf einen niedrigeren Lebensſtand zurückſinken müſſen. Durch Genoſſenſchafts- und Verwaltungsmaßnahmen hat man mit allen verfügbaren Mitteln verſucht, eine ſolche Rückentwicklung zu verhindern. Aber 1934 iſt die Lage ſo, daß von führenden Kreiſen des ländlichen Genoſſenſchaftsweſens[8] die Herabſetzung der Wirtſchaftsintenſität als anzuſtrebendes Ziel dargeſtellt wird: Es käme nicht darauf an, unter allen Umſtänden Höchſterträge zu erzielen, ſondern die Produkte müßten ſo billig erzeugt werden, daß bei den geſunkenen Preiſen doch noch eine angemeſſene Gewinnſpanne bliebe. Das alleinige Heil liege nicht in der Intenſität des Betriebes.

---

[7] Gerade in den letzten Jahren macht ſich der Mangel an landwirtſchaftlichen Arbeitskräften wieder beſonders bemerkbar. 1936 wurden die vorher durch Regierungsbeſchluß erlaſſenen Einreiſeerſchwerungen für landwirtſchaftliche Dienſtboten wieder aufgehoben, und 1937 wurde eine Spezialkommiſſion zur Anwerbung von Landarbeiterinnen und -arbeitern nach Polen geſchickt. (Mitteilungen, a. a. O., 3. April 1937.)

Die Getreideprämie mußte, um den Ruin der getreidebauenden Betriebe zu verhindern, mehrfach erhöht werden. Die Abſatzſchwierigkeit für inländiſches Getreide wurde gemildert, indem den Mühlen geſetzlich zur Pflicht gemacht wurde, einen beſtimmten Anteil von inländiſchem Getreide zu vermahlen. Dadurch wurde 1929 der Abſatz des Weizens und Miſchgetreides ganz, der des Roggens teilweiſe geſichert.

In dem Beſtreben, den Erzeugniſſen des Landes den Inlandmarkt zu erhalten oder zurückzugewinnen, ſah die Regierung ſich gezwungen, die Einfuhr gewiſſer landwirtſchaftlicher Erzeugniſſe unter Lizenz zu ſtellen. Dies geſchah zuerſt nur dem Zollausland gegenüber, dann aber auch gegen Belgien. Zuſammen mit Belgien wurde 1933 die Einfuhr von Rindvieh, Schweinen, Schafen, Butter, Milch, Eiern und Kartoffeln aus dem Zollauslande kontingentiert. 1934 erhielt Luxemburg das Recht, die Kartoffeleinfuhr aus Belgien zu unterbinden. So wurde eine Klauſel zum Wirtſchaftsvertrag nach der anderen dem belgiſchen Staate abgerungen, ſo daß auf dieſe Weiſe für landwirtſchaftliche Produkte praktiſch doch wieder eine Grenze zwiſchen den Wirtſchaftspartnern errichtet wurde.

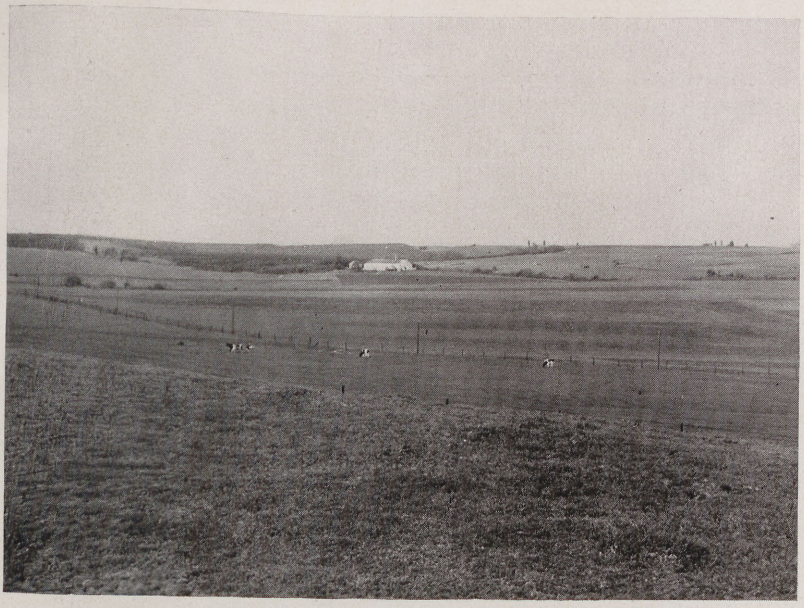
Einen gewiſſen Abſchluß dieſer Entwicklung brachte das Wirtſchaftsabkommen vom 23. Mai 1935, das im Anſchluß an die Abwertung des Belga und der dadurch ausgelöſten Trennung der Währungsgemeinſchaft zuſtande kam. Die aus der Eigenart der luxemburgiſchen Landwirtſchaft ſich notwendig ergebenden Sonderanſprüche fanden darin ihre Anerkennung, und für die wichtigſten Landwirtſchaftsprodukte wurde dem Großherzogtum die Möglichkeit einer ziemlich ſelbſtändigen Außenhandelspolitik zuerkannt. Danach können nun 95 v. H. der landwirtſchaftlichen Erzeugung Luxemburgs (Butter, Schweine, Hornvieh, Kartoffeln, Eier, Äpfel, Brotgetreide) durch handelspolitiſche Maßnahmen geſchützt werden, während Belgien andererſeits laut Vertrag nicht befugt iſt, die Einfuhr aus Luxemburg beſchränkenden Beſtimmungen zu unterwerfen. Dieſes Abkommen von 1935 hat nach ſeinem eigenen Wortlaut ausdrücklich nur einen vorläufigen Charakter: „Die hohen vertragſchließenden Parteien verpflichten ſich gegenſeitig von jetzt ab nach einer Formel zu ſuchen, welche das Syſtem der in gegenwärtigem Abkommen zum Schutze des luxemburgiſchen landwirtſchaftlichen Marktes vorgeſehenen Abweichungen erſetzen und der luxemburgiſchen Landwirtſchaft gleichwertige Garantie bieten kann, ohne den in Artikel 3 des Unionsvertrages eingeſchriebenen Grundſatz der zwiſchen den beiden Ländern beſtehenden vollen Handelsfreiheit zu verletzen[9].“

Den luxemburgiſchen Landwirten iſt das belgiſch-luxemburgiſche Wirtſchaftsbündnis von Anfang an nicht angenehm geweſen, und in den letzten Jahren iſt gelegentlich der Wunſch laut geworden, daß es wieder gelöſt würde. Staatsminiſter Bech

---

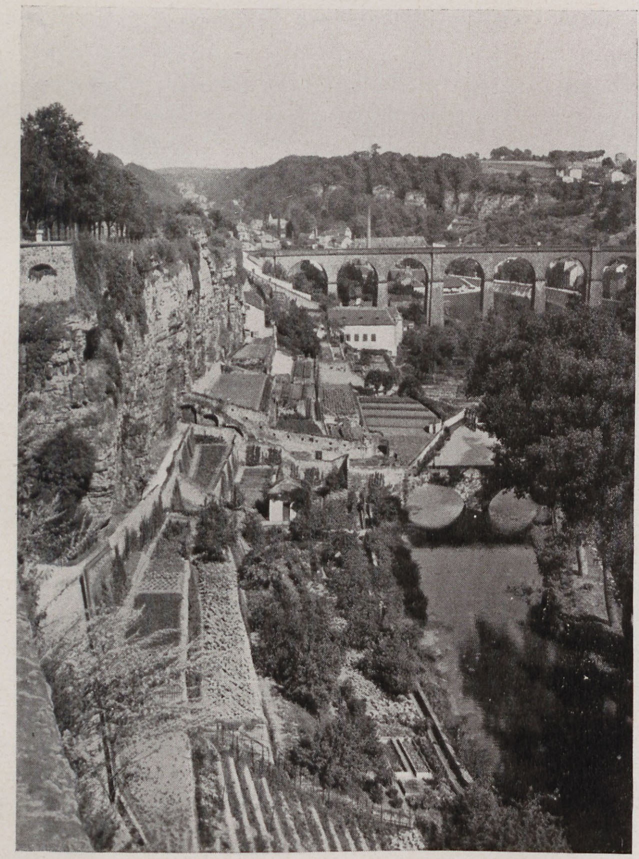
[8] Mitteilungen, a. a. O., 21. Juni 1934.

[9] Mitteilungen, a. a. O., 8. Juni 1935.



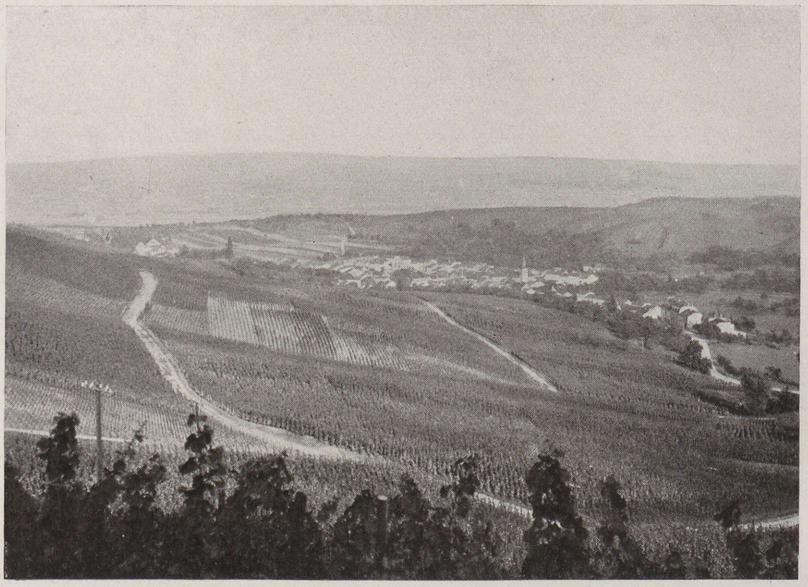
Aufnahme Schmithüſen

Abb. 7. Hungerhof bei Merſch. Weidelandſchaft mit Einzelhof im Gebiet des feuchten Eichen-Hainbuchenwaldes



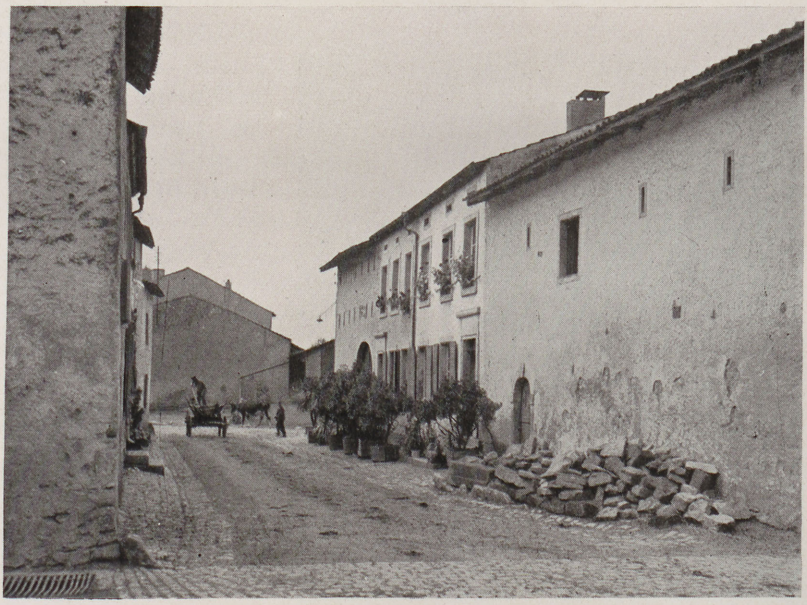
Aufnahme Schmithüſen

Abb. 8. Gartenbau bei der Stadt Luxemburg. Terraſſen am Bockfelſen



Aufnahme Schmithüſen

Abb. 9. Weinbaulandſchaft bei Wellenſtein, Kanton Remich



Aufnahme Schmithüſen

Abb. 10. Straße in Nennig, reichsdeutſche Seite des Moſeltales

hat im Januar 1936 darauf geantwortet: „Luxemburg konnte das Wirtſchaftsbündnis mit Belgien nicht kündigen, denn dieſe Kündigung hätte einen vertragloſen Zuſtand nicht allein mit Belgien geſchaffen, ſondern auch mit den 35 Staaten, deren Beziehungen zur Wirtſchaftsunion durch Handelsverträge, die von Belgien namens der ganzen Wirtſchaftsunion geſchloſſen wurden, geregelt ſind[10].“ Die Erhaltung dieſer Verträge war aber lebensnotwendig für die Induſtrie, die 98 v. H. ihrer Erzeugung ausführt und damit die Grundlage für die Kaufkraft des größten Teiles der luxemburgiſchen Bevölkerung bildet.

Auf einem Bauerntag in Ettelbrück hat Staatsminiſter Bech die Nachkriegsentwicklung der luxemburgiſchen Landwirtſchaft folgendermaßen gekennzeichnet: „In den letzten 15 Jahren iſt die luxemburgiſche Landwirtſchaft mehrmals gezwungen geweſen ſich umzuſtellen. Nachdem ſie im Deutſchen Zollverein dreiviertel Jahrhundert Schutzzoll genoſſen hatte, wurde ſie durch den belgiſch-luxemburgiſchen Wirtſchaftsvertrag von 1921 ganz unvermittelt in das Regime des Freihandels hineingeſtellt. Wenige Jahre ſpäter erfolgte die erſte belgiſche Geldentwertung, die viele Luxemburger Bauern um ein Großteil ihrer Erſparniſſe brachte. Es war eine Periode des Preisſturzes für Agrarprodukte und des Subſtanzverluſtes im landwirtſchaftlichen Betrieb. Die weltwirtſchaftliche Hochkonjunktur um das Jahr 1928 brachte einen Aufſchwung, der für die Landwirtſchaft noch entſcheidend verſtärkt wurde durch einen günſtigen Handelsvertrag mit Frankreich, der Luxemburg bedeutende Kontingente für Pferde, Kartoffeln, Schweine und Butter ſicherte. Das bewirkte die Einſtellung der luxemburgiſchen Landwirtſchaft auf den Export. Die Übererzeugungskriſe in Frankreich bewirkte, daß der Vertrag nicht erneuert wurde. Der deutſche Markt war uns ſchon längere Zeit durch Deviſenbewirtſchaftungs- und Kontingentierungsmaßnahmen verſperrt geweſen. Als einziges Ausfuhrland iſt daher Belgien geblieben[11].“ Aber wegen der Preisverhältniſſe kommt eine Ausfuhr nach Belgien doch nur in geringem Maße in Frage. Von 1936 an hat Luxemburg auf dem deutſchen Markt wieder Eingang gefunden. Das Reich nimmt wieder den geſamten Überſchuß der Fettvieherzeugung aus Luxemburg auf, außerdem Pferde, Lohe und Obſt. Damit haben ſich die alten Wirtſchaftsbeziehungen, die durch den Krieg zerriſſen worden waren, wieder angebahnt.

Schrifttum

Außer den in den Anmerkungen angegebenen ungedruckten Quellen ſoll hier nur eine Auswahl aus dem Schrifttum aufgeführt werden. Eine ausführliche Bibliographie ſoll demnächſt in dieſer Zeitſchrift veröffentlicht werden.

Bulletin trimestriel, publié par l'office statistique, Luxemburg 1935—1937.

Dams, P. E., Quelles sont les relations commerciales qui conviennent au Grand-Duché de Luxembourg? Arel 1841.

Calmes, Albert, Der Zollanſchluß des Großherzogtums Luxemburg an Deutſchland (1842—1918), 2 Bände, Luxemburg 1919.

Fiſcher, Eug. und Koltz, J.P. J., Rapport général sur l'état de l'agriculture dans le Grand-Duché de 1839 à 1889, Luxemburg 1891.

Hemmer, Carlo, Die Genoſſenſchaften der Bauern und Winzer im Großherzogtum Luxemburg, Diſſ. Leipzig, Luxemburg 1936.

Kohl, M., Das landwirtſchaftliche Genoſſenſchaftsweſen des Großherzogtums Luxemburg, Luxemburg 1925.

---

[10] Mitteilungen, a. a. O., 25. Januar 1936.

[11] Mitteilungen, a. a. O., 25. Januar 1936.

Majerus, E., Das Wirtſchaftsbündnis Luxemburgs mit Belgien, Luxemburg 1928.

Meynen, Emil, Das Bitburger Land, Forſchungen zur deutſchen Landes- und Volkskunde. Bd. XXVI, Heft 3, Stuttgart 1928.

Mitteilungen, Offizielles Organ des Allgemeinen Verbandes der landwirtſchaftlichen Lokalvereine (erſcheint wöchentlich), 24.—28. Jg., 1933—1937.

Nemry, Léon, L'avenir économique du Grand-Duché de Luxembourg. Critique des travaux de la „Commission d'étude des problèmes économiques posés par la guerre et ses conséquences éventuelles", Luxemburg, März 1919.

Publikationen des Statiſtiſchen Amtes, Luxemburg ſeit 1902, Heft 1—72.

Rathgeber, Paul, Die Wirtſchaftslage Luxemburgs vor und nach dem Kriege, Diſſ. 1930, Köln 1936.

Reuter, Emile, De l'amélioration de l'industrie agricole dans la province de Luxembourg et renseignements divers sur le Grand-Duché de Luxembourg, Luxemburg 1875.

Schmithüſen, Joſef, Zur räumlichen Gliederung des weſtlichen Rheiniſchen Schiefergebirges und angrenzender Gebiete, Rheiniſche Vierteljahrsblätter, VI, Bonn 1936, S. 209—229.

Thull, A., Spartz, L. und Zanen, J. P., Die Rolle des Thomasmehles im Entwicklungsgang der Luxemburger Landwirtſchaft. Der Ettelbrücker nationalen landwirtſchaftlichen Ausſtellung gewidmet, 1936.

Waibel, Leo, Probleme der Landwirtſchaftsgeographie, Breslau 1933.

Widung, André, Die wirtſchaftliche Orientierung des Großherzogtums Luxemburg. Antwort auf die „Kritik" des Herrn L. Nemry, Luxemburg, April 1919.

Die Zukunft unſerer Landwirtſchaft. Denkſchrift zur Frage der wirtſchaftlichen Neuorientierung unſeres Landes verfaßt im Auftrage des Vorſtandes und Aufſichtsrates des A. V. L. L. (Allgemeiner Verband der landwirtſchaftlichen Lokalvereine des Großherzogtums Luxemburg), Luxemburg 1919.

Die Rolle der Weichſel in der Wirtſchaftsgeſchichte des Oſtens*

Von Detlef Krannhals, Danzig

Mit zwei Textkarten

1. Die Weichſel und die politiſche und wirtſchaftliche Geſchichte des Oſtens

Jedes Volk hat ſich mit den Landſchaftsformen ſeines Lebensraumes auseinanderzuſetzen und wird mit ihnen in Beziehungen treten müſſen, in denen es ſich erweiſt, ob die Großformen der Landſchaft dem Volke als Weg oder Hindernis, als Aufgabe oder Ziel gegenübergeſtellt ſind. So bilden neben Meeren, Gebirgen und Wüſten die großen Ströme die wichtigſten Elemente der Beziehungen zwiſchen Volk und Landſchaft. Wird der Lebensraum eines Volkes von einem großen Strome durchfloſſen, ſo hat ſich dieſes auch auf allen Lebensgebieten mit ihm auseinanderzuſetzen. Auch wenn es ſich nicht um ſtromgebundene Kulturen wie die der Völker des Zweiſtromlandes oder des Niltales handelt, wird ſich der geſchichtliche Ablauf des politiſchen, kulturellen und wirtſchaftlichen Volkslebens nach innen und außen mit dieſem Strome zu beſchäftigen haben und ſo eine Kette von Ereigniſſen ſchaffen, die ſich im Rahmen der Geſamtgeſchichte als die politiſche und wirtſchaftliche Geſchichte eines Stromes abzeichnen. Seinen beſonderen Reiz gewinnt ein ſolcher Geſchichtsablauf, wenn ſich wie bei der Weichſel die Landſchaftsformen zweier Erdteile begegnen und die Lebensräume zweier Völker aufeinanderſtoßen. Umfang und Mannigfaltigkeit einer Stromgeſchichte ſind weitaus größer, als man auf den erſten Blick anzunehmen gewohnt iſt. Scheint auch zunächſt, als ob die Geſchichte eines Stromes im weſentlichen von wirtſchaftlichen Geſichtspunkten her zu erfaſſen ſei, ſo erweiſen ſich bei näherem Zuſehen Staat und Volkstum auch hier als die dem Wirtſchaftsgeſchehen übergeordneten und eigentlich treibenden, wägenden und hemmenden Kräfte. Da jedoch die Geſchichte eines Stromes auch deſſen Eigenſchaften als Ernährer ſeiner anliegenden Landſchaften und Städte, als Verbinder von Wirtſchaftskulturen, als Träger der Schiffahrt, aber auch als ſtrategiſche Verbindungs-, Sicherungs- oder Deckungslinie zu umfaſſen hat, entſteht daraus ein größeres Aufgabengebiet. als es dieſe Überſicht wiederzugeben verſucht, die — ohne natürlich das Politiſche völlig außer acht zu laſſen — im weſentlichen mit Frageſtellungen der Wirtſchaftsgeſchichte im weiteſten Sinne an die Stromgeſchichte der Weichſel herangehen ſoll.

Die Weichſel ſpielt in der Wirtſchaftsgeſchichte des Oſtens die Rolle einer breiten Verbindungsſtraße zwiſchen den rohſtoffreichen Gebieten des großräumigen Oſtens und der verfeinerten Wirtſchaftskultur des übervölkerten Weſtens. Als Zufuhrſtraße Danzigs hat die Weichſel damit auch eine weſt- und nordeuropäiſche und nicht allein mitteleuropäiſche Bedeutung gehabt. Die Tatſache, daß die erſte dauernde Bindung an den Weſten der Erfolg deutſcher Wirtſchaftsvorkämpfer war, hat dem ganzen Weichſellauf ſeine fernere wirtſchaftliche Beſtimmung gegeben. Daß er damit zur Straße zweier Völker wurde, erhöhte ſeine politiſche Bedeutung, und vor allem die Geſchichte ſeines erſten deutſchen Anliegerſtaates, des deutſchen Ritterordens, kann nur in engſtem Zuſammenhang mit der Weichſel verſtanden und wiedergegeben werden.

---

* Dieſer Beitrag iſt ein teilweiſer Vorabdruck aus dem Buche über den Weichſelſtrom, das als Band 11 der Schriftenreihe „Deutſchland und der Oſten" erſcheint. (S. Hirzel, Leipzig.)

Es wird immer ein bezeichnendes Urteil der Geſchichte bleiben, daß der kontinental beſtimmte polniſche Staat auch dann, als er ſpäter für längere Zeit den geſamten Weichſellauf in der Hand zu haben ſchien, trotzdem nicht den Weg zur See gefunden und keinesfalls den Sprung über die Küſte hinaus gewagt hat. Hier liegt der entſcheidende Unterſchied gegenüber dem oft angewandten Vergleich des Rheins, deſſen Mündungsgebiet ja auch einem anderen Staate angehört: Ströme tragen immer ein wenig von der Eigenart des Kontinents an die Küſte, aber ſie laſſen auch den Ruf der Meeresküſte in das Innere gelangen. Der deutſche Weſten hat am Rhein dieſen Ruf gehört und folgt ihm bis heute. Polen hat ihn nicht verſtanden, und als es mit ſeiner heutigen Staatsbildung an das Meer gelangte, kam es dorthin nicht auf dem Strome, ſondern — mit der Eiſenbahn.

Der Name des Rheins umreißt einen politiſchen Begriff. Der Weichſel iſt es aber bisher verſagt geblieben, zum Wunſchziel in den politiſchen Ideen zweier Völker zu werden. Vielleicht kommt ihre Zeit ſpäter.

2. Vor- und frühgeſchichtliche Völker- und Wirtſchaftsbewegungen im Weichſelgebiet

Der Weichſellauf iſt wie ein großer Richtweg zwiſchen zwei Völkertoren: die Weichſelmündung und die Mähriſche Pforte geſpannt. Die Ausbreitungsrichtungen vorgeſchichtlicher Kulturen und ihre Handelswege ſind dem Weichſelflußſyſtem gefolgt und haben wohl auch den Fluß ſelber als Frachtſtraße benutzt. Das iſt ſchon von ſteinzeitlichen Funden zu vermuten. Die Ausbreitung jungſteinzeitlicher, aus Mähren nach Polen vorgedrungener Bandkeramik, erfolgte in engem Anſchluß an die Weichſel nordwärts bis in die Gegend von Thorn und gelangte über den San an den Dnjeſtr[1]. Ebenſo werden die von Norden eingeführten Bernſteinſchmuckſtücke dieſer Zeit meiſt in Flußnähe gefunden[2]. Das erſte ſicher beſtimmbare Volk, auf deſſen Lebensweiſe die Weichſel einen Einfluß gehabt hat, ſind in der jüngeren Steinzeit jene Angehörigen des germaniſchen nordiſch beſtimmten Kulturkreiſes, deren Siedlungen in dichter Folge auf beiden Höhenrändern des unteren Weichſeltales aufgereiht lagen[3] und die von Putzig bis Memel den Küſtenſtreifen zu beiden Seiten der Weichſelmündung beſetzt hielten[4]. In der Folgezeit war — für nahezu 2000 Jahre — das geſamte Weichſelgebiet Kernſtück der oſtgermaniſchen Kulturausbreitung in Oſteuropa. Es blieb richtunggebend für den Beſiedlungsgang der ſich in ſeinem Beſitz ablöſenden Stammesgruppen, die Weichſel wurde zur Achſe der oſtgermaniſchen Siedlungsgebiete — zum oſtgermaniſchen Strom[5]. Das bronzezeitliche Vordringen der germaniſchen Kulturen nach Oſten, ſah in der Weichſel zunächſt den öſtlichen Grenzfluß, der in der Eiſenzeit überſchritten wurde. Die Oſtgermanen ſaßen um 500 v. Zw. im Weichſelmündungsgebiet in einem breiten Streifen zu beiden Seiten der Weichſel, der im Oſten von der Alle, im Weſten von der Rega begrenzt wurde. Entſprechend der von Südoſt nach Nordweſt verlaufenden Fließrichtung der mittleren Weichſel und des Bug ſchoben ſie ſich in ſüdöſtlicher Richtung bis nach Podolien hinein vor. Um 200 n. Zw. hat ſich dieſes oſtgermaniſche Kulturgebiet bereits ſtark ausgedehnt, hat im Oſten den Pregel erreicht, iſt über die Buglinie vorgedrungen, hat im Weſten die Oder überſchritten und im Süden die Karpathen überſtiegen. Aber ſein von Nordweſt nach Südoſt gerichtetes Ausbreitungsbeſtreben hat es beibehalten. Die Weichſel iſt nun völlig in oſtgermaniſches Gebiet eingebettet und ihre Flußrichtung bildet die Achſe der oſtgermaniſchen Kulturlandſchaften. In ihrem Unterlauf iſt die Weichſel etwa ſeit dem Beginn der Latènezeit und dann auch in der folgenden römiſchen Kaiſerzeit wohl nicht verkehrstragend, aber doch verkehrslenkend geweſen. Spätlatène Funde begleiten den Unterlauf der Weichſel in dichter Folge und ſchieben ſich in das mit der Weichſel in Verbindung ſtehende Goploſee-Gebiet hinein[6]. Die erſte große Handelsſtraße des Oſtens, die ſog. Bernſteinſtraße, begann im Weichſelmündungsgebiet, folgte der Unterweichſel auf dem Uferrand, ſoweit er Nord-Südrichtung hatte, verließ die Weichſel am Knie bei Fordon, um zum Oberlauf der

---

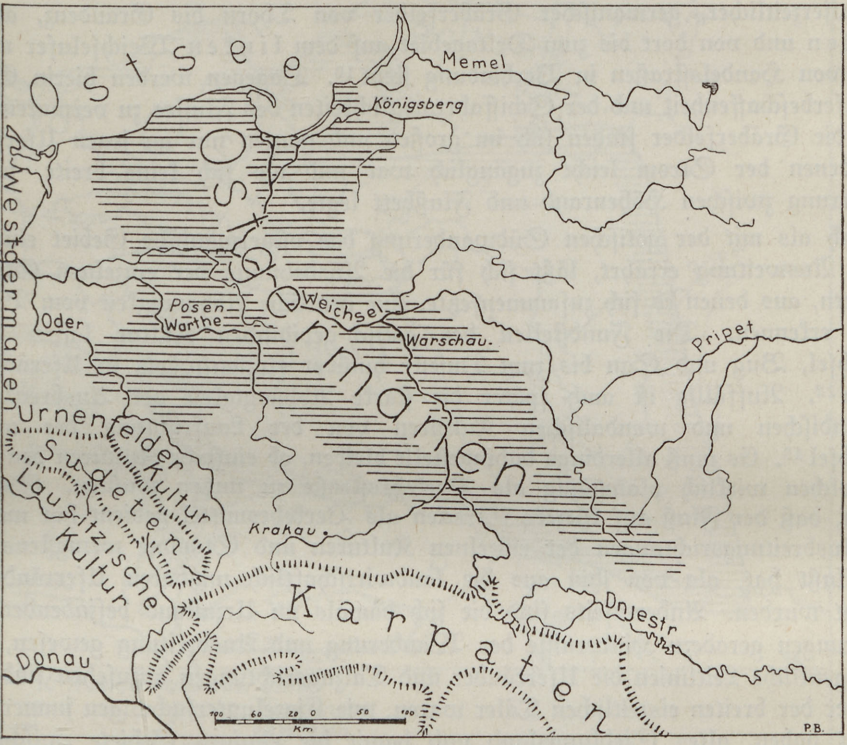
[1] Antoniewicz, Archeologja Polski. Warſchau o. J. S. 44.

[2] Koſtrzewſki, Rola Wisły w czasach Prehistorycznych, S. 65. In: Przegląd Archeologiczny, Jg. V. I. 1, 1933/34. Poſen 1933.

[3] La Baume, Vorgeſchichte von Weſtpreußen. Danzig 1921. S. 19.

[4] Ehrlich, Nordiſche Steinzeitdörfer am Friſchen Haff. In: Germanenerbe, Jg. I, Heft 1, Mai 1936, S. 7.

[5] Vgl. Karte 1.



Karte 1. Die Weichſel als Achſe der Ausbreitung oſtgermaniſchen Gebietes, um 500 v. Zw. (nach La Baume)

---

[6] Vgl. Karte bei Koſtrzewſki, Die oſtgermaniſche Kultur der Spätlatènezeit. Würzburg 1919. S. 251.

Oder hinüberzuwechſeln, durchquerte Pannonien und endete ſchließlich in Aquileia an der Adria[7]. Sie wird neben Bernſtein auch alle anderen damals hier gehandelten Waren geführt haben, da die Mehrzahl der in das untere Weichſelgebiet aus Italien eingeführten Metallgefäße der Spätlatènezeit am Uferrand der Weichſel gefunden wurde[8]. Auch die Gräberfelder und damit die Siedlungen dieſer Zeit treten ſtraßenartig dem Unterlauf der Weichſel folgend auf. Wie in der Steinzeit begleiten ſie auf dem Höhenrand die Flußniederung, deren fruchtbares Schwemmland vielleicht vieh- und ackerwirtſchaftlich genutzt, aber nicht beſiedelt wurde[9]. Es iſt wohl nicht anzunehmen, daß das auffällig reihenweiſe Auftreten ſpätlatèner und frühkaiſerzeitlicher, germaniſcher Gräberfelder von Thorn bis Graudenz, auf dem rechten und von dort bis zum Deltagebiet auf dem linken Weichſelufer mit dem Zuge von Handelsſtraßen in Verbindung ſteht[10]. Dagegen werden hierin Einflüſſe der Uferbeſchaffenheit und der Schiffahrtmöglichkeiten des Fluſſes zu vermuten ſein[11], denn die Gräberfelder finden ſich im großen und ganzen nur an jenen Uferſtrecken, von denen der Strom leicht zugänglich war und wo ſich keine breite, ſumpfige Niederung zwiſchen Höhenrand und Flußbett legte.

Auch als mit der gotiſchen Südwanderung das oſtgermaniſche Gebiet eine ungeheure Ausweitung erfährt, läßt ſich für die Ausdehnung der einzelnen Stammeskulturen, aus denen es ſich zuſammenſetzte, eine deutliche Abhängigkeit vom Weichſellaufe erkennen. Die Fundſtellen der gotiſch-gepidiſchen Kultur laſſen ſich an Weichſel, Bug und San bis zum Dnjeſtr hinüber flußaufwärts in Ufernähe verfolgen[12]. Auffällig iſt auch ſpäter die ſtarke Abhängigkeit der Ausbreitung der burgundiſchen und wandaliſchen Kulturen von der Laufrichtung der mittleren Weichſel[13]. Es muß allerdings dahingeſtellt bleiben, ob einfache Kulturen den Strom als ſolchen wirklich planmäßig als Verkehrsſtraße zu nutzen wußten. Sicher erſcheint, daß der Fluß auf kürzere Strecken als Verkehrsmittel gedient hat und damit die Ausbreitungsrichtungen der einzelnen Kulturen und Stämme wenigſtens ſoweit beeinflußt hat, als von ihm aus die landwirtſchaftlich nutzbaren Uferränder aufgeſucht wurden. Andererſeits ſind die ſich damals im Urzuſtand befindenden Flußniederungen geradezu Hinderniſſe der Wanderung und Ausbreitung geweſen, ſo daß als eigentliche Leitlinien die Uferränder und Talzugsrichtungen anzuſehen ſind. „Die Ränder der breiten eiszeitlichen Täler waren, wie Einzelunterſuchungen immer wieder gezeigt haben, altes Siedlungsland und damit die einzigen Gebiete zwiſchen verwaldeten Diluvialhochflächen und vermoorten Talſohlen, auf denen allein Verkehr ſtattfinden konnte[14].“ Infolgedeſſen muß die Frage, wieweit die obengenannten Erſcheinungen es mit bewußter Ausnutzung der Weichſel zur Ausbreitung von Siedlung und Handel zu tun haben, einer ſpäteren genauen Überprüfung der mannigfaltigen dafür ſprechenden Einzelheiten[15] überlaſſen bleiben.

Die ſog. Völkerwanderung, die durch den Fortzug gotiſcher Stämme aus dem Weichſelmündungsgebiet einen ihrer erſten entſcheidenden Antriebe erhielt, ſollte auch den Weichſellanden ein anderes Geſicht geben. Nach dem Abrücken der germaniſchen Stämme (bis 600 n. Zw.) blieb das Weichſelgebiet für lange Zeit ein ſiedlungsarmer Raum, ein Vakuum, das die öſtlich davon ſitzenden ſlawiſchen Stämme in ſich hineinlocken mußte. Dieſe Verſchiebung der ſlawiſchen Stammesſitze iſt infolge der bezeichnenden Fundarmut der ſlawiſchen Zeit in ihren Einzelheiten nicht mehr feſtſtellbar. Wir kennen nur die ſpätere Verteilung: an der Küſte ließen ſich im oſtpreußiſchen Gebiet die nichtſlawiſchen Preußen nieder, die über die

---

[7] C. Schuchardt, Vorgeſchichte von Deutſchland. München-Berlin 1934. S. 105.

[8] La Baume, a. a. O., S. 64.

[9] Ebenda, S. 66.

[10] Wie dies Blume, Die germaniſchen Stämme und Kulturen zwiſchen Oder und Paſſarge zur römiſchen Kaiſerzeit, S. 169, Mannusbibl. Nr. 8 u. 14, 1912—1915, und Koſtrzewſki, Die oſtgermaniſche Kultur uſw., S. 245, vermuteten.

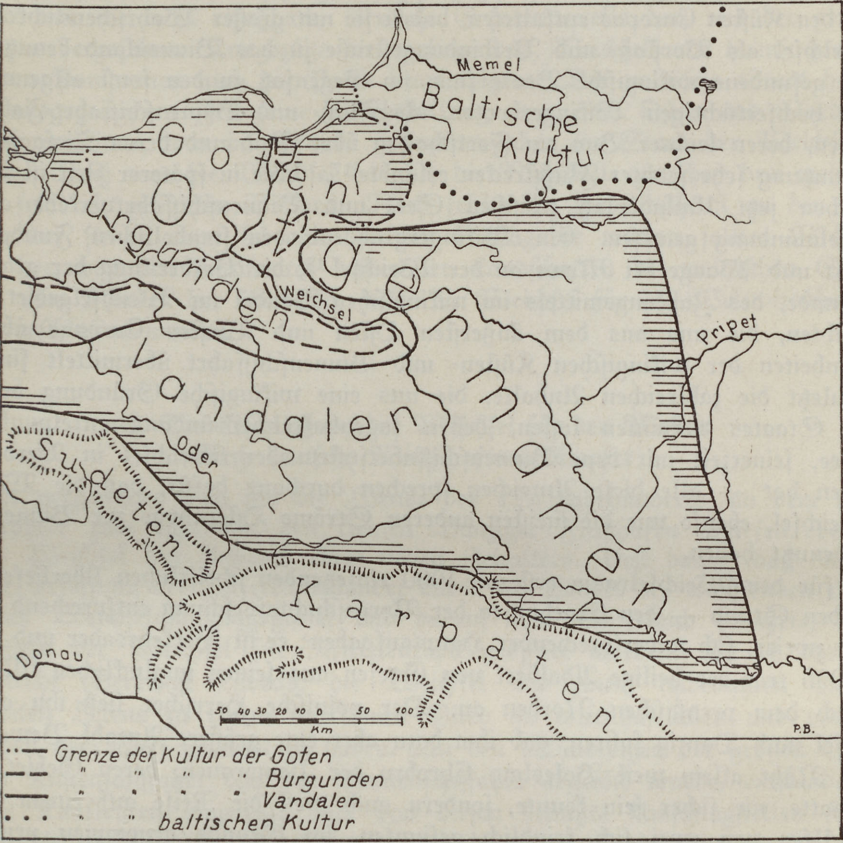
[11] Koſtrzewſki, Rola Wisły, S. 67.

[12] Ebenda, Karte 10.

[13] Vgl. Karte 2.

[14] R. Kötzſchke, W. Ebert, Geſchichte der oſtdeutſchen Koloniſation. Leipzig 1937. S. 15.

[15] Vgl. beſ. den Anm. 2 genannten Aufſatz von Koſtrzewſki mit ſeinem guten Kartenmaterial.



Karte 2. Die Lageabhängigkeit oſtgermaniſcher Stammesgebiete vom Weichſellauf, um 100 n. Zw. (nach Antoniewicz)

Weichſel im Weſten nicht hinauskamen und den Fluß zur Grenze gegen die auf das linke Ufer der unteren Weichſel gekommenen Pomoranen hatten. Dieſe ſind mit Sicherheit von Süden her in das heutige Pommerellen eingerückt und erſcheinen zu Beginn der geſchichtlichen Überlieferung als ein durchaus ſelbſtändiger Stamm, der ſich nach Süden, an der Sumpfniederung der Warthe-Netzelinie, mit einer von Zantoch über Filehne und Nakel zum Weichſelknie reichenden Feſtungslinie mit polniſchen Stämmen auseinanderzuſetzen hatte[16]. Die Polen hatten ſich, von Oſten kommend, an der mittleren Weichſel „im Weichſelbogen“ und um den Goploſee eingerichtet. Auch für ſie bildete die Weichſel, etwa im Abſchnitt Weichſelknie-Nieſzawa die Grenze gegen die Preußen. Die Weichſel, auf deren beiden Ufern früher in weiten Landſtrichen einander kulturverbundene, germaniſche Stämme geſeſſen hatten, war alſo zum Grenzfluß geworden. An die Stelle jener großräumigen Gebietszuſammenhänge der oſtgermaniſchen Zeit, in der die Weichſel ihre verbindende achſiale Bedeutung zum erſtenmal erfuhr, war eine Zerteilung in mehrere, volklich und politiſch voneinander geſchiedene Bevölkerungsgruppen getreten.

---

[16] Lüpke. In: Zantoch, eine Burg im deutſchen Oſten, S. 19 und Abb. 3. Deutſchland und der Oſten, Bd. I, S. Hirzel, Leipzig 1936.

Aber der germaniſche Einfluß wurde auf die Dauer nicht unterbrochen. Als die Wikinger im 9. Jahrhundert ihre emſige kriegeriſche und wirtſchaftliche Tätigkeit an den Küſten Europas entfalteten, haben ſie mit großer Wahrſcheinlichkeit auch die Weichſel als Vorſtoß- und Verbindungsſtraße in das Binnenland benutzt. Bei Danzig gefundene wikingiſche Boote ſind, im Gegenſatz zu den ſonſt allgemein bekannten hochſeetüchtigen Wikingerbooten, als Fluß- und Binnenſchiffahrt-Fahrzeuge anzuſehen, deren leichter Bau ein Fortſchaffen über Land und deren Tiefgang auch die Benutzung ſehr ſeichter Flußſtrecken erlaubte[17]. Wie in ſpäterer Zeit iſt Danzig auch ſchon jetzt Umladeplatz zwiſchen See- und Binnenſchiffahrtverkehr an der Weichſelmündung geweſen. Ein Wikingergrab mit den ſymboliſchen Funden von Schwert und Waage bei Mewe an der Weichſel[18], die Verbreitung der arabiſchen Münzfunde, des Zahlungsmittels im wikingiſchen Handel im Weichſelgebiet[19], die Nachrichten, die uns aus dem äußerſten Oſten und Weſten Europas über die Gewohnheiten der wikingiſchen Küſten- und Binnenſchiffahrt übermittelt ſind und nicht zuletzt die zahlreichen Anhalte, die uns eine wikingiſche Gründung des polniſchen Staates vermuten laſſen, deſſen ſagenhafter Gründungsmittelpunkt, der Goploſee, ſeinerzeit mit dem Binnenſchiffahrtſyſtem der Weichſel in Verbindung geſtanden hat — alle dieſe Anzeichen ſprechen durchaus dafür, daß die Wikinger die Weichſel, ebenſo wie die meiſten anderen Ströme Oſteuropas zur Binnenſchiffahrt benutzt haben.

Die für den Weichſelraum erſt um 1000 einſetzenden ſchriftlichen Überlieferungen zeigen den Strom — den Ergebniſſen der Vorgeſchichtsforſchung entſprechend — als Träger zweier, ſich widerſprechender Hauptaufgaben: er iſt Verkehrsader und Grenzfluß. 996 trat der heilige Adalbert von Gneſen aus ſeinen unglücklichen Miſſionszug nach dem preußiſchen Norden an. Der polniſche Herrſcher ließ ihn auf der Weichſel nach Danzig fahren, gab ihm dazu aber eine größere Anzahl Bewaffneter mit[20]. Nicht allein weil Boleslaw Chrobry der Pomoranen, deren Gebiet er erobert hatte, nie ſicher ſein konnte, ſondern auch weil die Reiſe auf einem Fluſſe, deſſen Ufer von zwei ſich feindlich geſinnten, im Grunde genommen primitiven Völkern beſetzt waren, kein ungefährliches Unternehmen darſtellte. So tritt denn auch in der Folgezeit die Weichſel in den Chroniken als Grenzfluß auf und wird mit Recht als die Grenze zwiſchen Chriſten- und Heidentum bezeichnet[21].

Es iſt nicht ausgeſchloſſen, daß ſchon im 12. Jahrhundert ein regelmäßiger Handelsverkehr auf der Weichſel ſtattgefunden hat. Ob er den Fluß durchgängig befuhr oder nur orts- bzw. landſchaftsgebunden war, läßt der Quellenmangel unentſchieden. 1148 werden dem kujawiſchen Biſchof Zollabgaben in Danzig zugeſtanden, bei denen es ſich wahrſcheinlich, den ſpäteren Verhältniſſen entſprechend, um einen Flußſchiffahrtzoll gehandelt haben wird[22]. Ein klares, wenn auch nur in einigen Grundzügen ſich andeutendes Bild gewinnen wir zum erſtenmal zu Beginn des 13. Jahrhunderts. Das pomoraniſche Gebiet auf dem linken Weichſelufer erſcheint nun als ein gefeſtigtes, völlig ſelbſtändiges Herzogtum mit geordneter Verwaltung. Das Herzogshaus war mit der weſtlich benachbarten pommerſchen Dynaſtie verſchwägert und auch kulturell weit eher dem Weſten und Norden als dem Südoſten geöffnet. Das rechte Weichſelufer dagegen ſtellte im Beſitz der heidniſchen Preußen eine nie recht erfaßbare, formloſe Gefahrenquelle dar, aus der gewitterartig unvorhergeſehene Kriegszüge die umliegenden Weichſellande heimſuchten und neben den Pomoranen auch die Polen beunruhigten. Der polniſche Staat hatte in der vorausgegangenen Zeit ſeine Machtſtellung zwar nach Oſten und Norden gelegentlich erweitert, war im Grunde genommen aber ein Staat der Weichſelmitte geblieben. Noch war die Weichſel lediglich die Nahtſtelle zwiſchen drei mehr oder minder feindlich geſinnten Völkern. Noch fehlte ihr der Anſchluß an den Weltverkehr, der ſie zu einer lebendurchpulſten Schlagader machen ſollte. Nicht von Süden her, von den kontinental beſtimmten Landſchaften des polniſchen Staates, ſondern vom Norden her über See ſollte die Weichſel für die Weltwirtſchaft und Kultur erſchloſſen werden.

---

[17] O. Lienau, Die Bootsfunde von Danzig-Ohra aus der Wikingerzeit. Danzig 1934. S. 20.

[18] La Baume, a. a. O., S. 97.

[19] Ebenda, S. 95/96.

[20] Vgl. die Auswertung der Quellenſtelle aus der Vita des Hlg. Adalbert in S.S.R.P., Bd. I, S. 228 bei Keyſer, Die Entſtehung von Danzig. Danzig 1924. S. 9f. (Einen Abkürzungsſchlüſſel für die Quellenſtellenangaben vgl. am Schluß dieſer Abhandlung.)

[21] Z. B. im Chronikon des Albericus (1207), S.S.R.P,, Bd. I, S. 241.

3. Die Erſchließung der Weichſel für den Weſten durch deutſche Wirtſchaftsvorkämpfer

Jener vergangene Tag um die Wende des 12. Jahrhunderts, an dem lübiſche Küſtenfahrer zum erſtenmal den kleinen Danziger Flußhafen anliefen, bedeutete für die Weichſel den Anbruch eines neuen Zeitalters. Erſt damit, daß die ſyſtematiſche Erfaſſung der Oſtſeeküſtenländer durch den Handel des wachſenden Lübeck auch das Weichſelmündungsgebiet und darauf ſein Hinterland berührte, iſt das Flußſyſtem der Weichſel für Mitteleuropa geöffnet worden. Es iſt das weltgeſchichtliche Verdienſt Lübecks, die Weichſel aus einem unbenutzten Gewäſſer des weiten Oſtens zu einem wirkſamen Glied im wirtſchaftlichen und politiſchen Geſchehen der Welt gemacht zu haben. An den Mündungen der großen Ströme, wo die Küſtenſchiffahrt von der Binnenſchiffahrt abgelöſt wurde, entſtanden von Lübecker Kaufleuten angelegte oder von dieſen benutzte Umſchlagſtellen für den Handel, die zugleich Vorpoſtenſtellungen der deutſchen Stadtkultur werden ſollten. So begannen die Lübecker, ſich die Stromſyſteme des inneren Rußlands über Nowgorod, die Düna über Riga und die Weichſel über Danzig zu erſchließen. Zum erſtenmal ſollte Leben in den Weichſelhandel kommen[23]. In Danzig betraten die Lübecker den Boden der wichtigſten Niederlaſſung des pomoraniſchen Staates. Dort hatte der bedeutendſte und erfolgreichſte Fürſt des pomoraniſchen Herrſcherhauſes Swantopolk (1220—1266) ſeinen Herzogsſitz, eine Burg in der Nähe der Weichſel an der Mottlaumündung. Von dieſer Burg aus, die vermutlich auch als Zollſtelle gedient hat, war See- und Flußverkehr in gleicher Weiſe zu überwachen. Lübeck wußte ſich Swantopolk, den Beherrſcher dieſer Schlüſſelſtellung, vorausſichtlich im Jahre 1226, als Lübeck eben Reichsſtadt geworden war, zur Gewährung eines Privilegiums zu gewinnen, das als die erſte Schiffahrt-Urkunde über die Weichſel anzuſehen iſt und uns die erſten Nachrichten über den Weichſelhandel vermittelt[24]. Aus der Urkunde ergibt ſich, daß die Lübecker mit Koggen und kleineren Schiffen nach Danzig kamen, die Tuche und Salz brachten, von denen dort Zölle zu zahlen waren. In Danzig wurde umgeladen, die Waren für den Weg landeinwärts auf Wagen geladen, die zu Wagenzügen zuſammengefaßt dem Weichſellauf auf einer Straße folgten, die uns ſchon ſeit 1198 als die „via mercatorum“ bekannt iſt[25] und die Weichſel auf dem linken, pomoraniſchen Ufer etwa bis zum Weichſelknie begleitete. Über die Ausfuhrgüter berichtet das Privileg von 1226 noch nichts Genaueres. Entſprechend ihrer ſpäteren Zuſammenſetzung läßt ſich annehmen, daß es ſich auch jetzt ſchon in erſter Linie um Waldwaren gehandelt haben wird[26]. Wir wiſſen aber, daß ſich dieſe Ausfuhrgüter auf der Weichſel in größeren und kleineren Schiffen und zu Wagen neben der Weichſel nach der Küſte zu bewegten[27].

---

[22] 1148 wird dem Biſchof Warner von Kujawien durch Papſt Eugen III. „castrum Kdanzc (Danzig) in Pomerania cum decima tam annone, quam omnium eorum, que de navibus solvuntur" beſtätigt. Dabei kann es ſich um See- oder Flußſchiffahrtzoll gehandelt haben, während es wohl nicht zutreffend erſcheint, hierin Abgaben der Fiſcherbevölkerung zu ſehen. P.U. Nr. 2.

[23] Auch die polniſche Forſchung vertritt den Standpunkt, daß die Weichſel erſt im 13. Jahrhundert zum eigentlichen Handelsweg geworden iſt. Kutrzeba, Wisła w historji gospodarczej dawnej rzeczpospolitej Polskiej. Warſchau 1918. S. 1ff.

Dieſes Privileg war der erſte Schritt zur Bindung des Weichſelhandels an den meerumſpannenden lübiſchen Seehandel. Im Verlaufe des ganzen 13. Jahrhunderts ließ Lübeck die Weichſel als Schlagader ſeiner öſtlichen Handelspolitik nicht aus den Augen. 1240 ließ es ſich von Swantopolk Ermäßigungen der noch recht hohen Zölle von 1226, und die völlige Befreiung vom Strandrecht verbriefen[28]. Und weiterhin wurde jeder Fürſt, der im Laufe der Jahrzehnte im pomoraniſchen Gebiet als herrſchaftsberechtigt anzuſprechen war, angehalten, den Rechten der See- und Weichſelſchiffahrt für Lübeck zu entſprechen[29].

Es hat eine bis heute entſcheidende Bedeutung gehabt, daß es deutſche Wirtſchaftsvorkämpfer waren, die der Weichſel die Welt erſchloſſen. Denn damit wurde dieſer Strom und ſeine Lande ein Ziel deutſcher Wirtſchaftsunternehmen, ſeine Ufer Pflanzſtätten deutſcher Kultur und die an ſeiner Mündung entſtehende Stadt ein wichtiger Stein in dem vielgliedrigen Spiel der deutſchen Hanſepolitik. Um aber die Landſchaften der Unterweichſel in deutſches Staatsgebiet einbetten zu können, ſollten dem vorauseilenden Kaufmann noch der Ritter als Beſchützer der Grenzen und der Bauer folgen, deſſen Arbeit erſt den für alle tragfähigen Boden ſchaffen mußte.

---

[24] Die Urkunde (P.U. Nr. 33) iſt undatiert; Perlbach gab ihr im P.U. die Spanne 1220—1227, die Keyſer, Die Entſtehung von Danzig, S. 54/55, mit guten Gründen auf 1224—1226 einſchränkte. Die Erhebung Lübecks zur Reichsſtadt vom Juni 1226 befreite die Stadt im Reichsgebiet vom Strandrecht (Lüb.Ukdb. Bd. I, S. 47). Mit dieſem Recht begabt, hat ſich Lübeck dann auch an die weiteren Beherrſcher der Oſtſeeküſte gewandt und von ihnen, wie 1227 vom Grafen Heinrich v. Schwerin, Schiffahrterleichterungen erbeten. Da die Urkunde Swantopolks die Ablöſung des Strandrechts durch Geldabgaben in den Vordergrund ſtellt, beſteht die Möglichkeit, ſie in die Zeit zwiſchen Juni 1226 und Ende 1226 anzuſetzen.

[25] P.U. Nr. 10, S. 9.

[26] Zu Waldwaren gehörten neben Holz und Holzerzeugniſſen (Pech, Teer, Aſche) auch Honig, Wachs und Pelze.

[27] An Zollabgaben ſind zu zahlen: Wenn die Lübecker . . . „cum plaustra descendant, ad quodvis castrum duos scotos argenti preter in Gdanzk; si navigio descendant, de maiori navem marcam et dimidiam, de minori III fertones“. P.U. Nr. 33.

[28] P.U. Nr. 74.

[29] 1248, 1253 und 1263 wiederholte Swantopolk ſeine Befreiungen vom Strandrecht (P.U. Nr. 102, 154, 200). 1267 beſtätigte ſein Nachfolger Wartiſlaw von Danzig den Lübeckern ihre Handelsfreiheit in Pomoranien und im folgenden Jahre die Strandrechtsfreiheit (P.U. Nr. 220, 232). Nachdem Pomoranien 1269 brandenburgiſches Lehen geworden war, wurde Lübeck 1272 von den brandenburgiſchen Markgrafen Zollfreiheit: „in civitate nostra Danzceke et in fluvio Wizle sursum atque deorsum et per totam Pomoraniam“ erteilt (P.U. Nr. 254/55). In erweiterter Form erfolgte 1298 eine Zollbefreiung durch Władisław Lokietek: „si etiam per mare, Wiyslam et omnes alias ripas vel fluvios navigare videantur“ (P.U. Nr. 564/65), die ſich Lübeck 1299 von der Stadt Danzig, dem Zolleinnehmer von Pomoranien und dem Palatin Swenza von Danzig beſtätigen ließ (P.U. Nr. 584—586).

4. Die Anfänge des Deutſchen Ritterordens an der Weichſel

Die friedliche Eroberung der Weichſelmündung und ihres Hinterlandes durch die lübiſchen Kaufleute war beſtimmt und begünſtigt von der Hand eines Politikers, deſſen Wirken dem Deutſchen Nordoſten bis in unſere Tage ſein Geſicht geben ſollte: Hermann von Salza, der Hochmeiſter des Deutſchen Ritterordens, hat das Fußfaſſen von Kaufleuten des ſeebeherrſchenden Lübeck in Danzig mit der Landnahme des Deutſchen Ritterordens an der Weichſel, im Kulmerland vorausberechnet und zuſammengefügt. Im März 1226 wurde ihm in der berühmten Urkunde von Rimini das von Konrad von Maſowien geſchenkte Land von Reichs wegen durch Kaiſer Friedrich II. übertragen, wobei dem Orden unter anderem auch das „ius imperii . . . in fluminibus“ des Neulandes verliehen wurde[30]. Im Juni darauf erſcheint Hermann von Salza als ein bedeutſamer Zeuge in der Reichsfreiheitsverleihung für Lübeck, die der Stadt ihre Handlungsfreiheit im Oſtſeeraum gab, und im November desſelben Jahres befahl Papſt Honorius III. der Stadt Lübeck, ihren Hafen den „crucisignati“ zur Verfügung zu ſtellen, die nach dem Heiligen Lande oder nach Preußen und Livland gehen wollen „quominus per portam ipsum secure transeant cum omnibus bonis suis“[31]. Um dieſelbe Zeit hatten ſich, wie wir ſahen, die Lübecker die entſprechenden Schiffahrterleichterungen auf der Weichſel geben laſſen[32].

Lübeck und der Orden hatten Hand in Hand gearbeitet. Die dem Orden gemachte Schenkung lag als eine noch uneroberte Inſel mitten in fremdem Staatsgebiet. Eine geſicherte Verkehrs- und Nachſchubmöglichkeit war die Seeverbindung in Lübecks Hand und die von ihm weichſelaufwärts betriebene Binnenſchiffahrt. Damit wurde die Weichſel für den Ritterorden ſeit den erſten Tagen ſeines Auftretens im Oſten von lebenswichtiger Bedeutung. Selten iſt ein Staat in ſo enger Verknüpfung mit dem Beſitze eines Stromes geworden, gewachſen und gefallen. Die Weichſel wurde der Schickſalsſtrom des Ordens. Mit ſeinem Auftreten an ihren Ufern griff zum erſtenmal eine deutſche Staatsmacht geſtaltend in die politiſchen und wirtſchaftlichen Geſchicke des unteren Weichſelraumes ein. Unter dem Schutz ſeines ſtraff gegliederten Militärſtaates ſollten ſich jene beiden Kräfte und Erſcheinungsformen deutſcher Staats- und Wirtſchaftskultur: die deutſche Stadt und der deutſche Bauer bilden, ſammeln und entwickeln können, unter deren kulturſchaffendem Einfluß die Weichſel in den folgenden Jahrhunderten ſtand. Und mehr noch, die Arbeit beider ſchuf die Vorausſetzungen für die Bedeutung des geſamten Fluſſes mit ſeinen Niederungsgebieten und für ſeine Verkehrstätigkeit bis in unſere Tage.

Für den erſten Ordensſtützpunkt im Neuland, Neſſau an der Weichſel gegenüber Thorn, war der Strom in gleicher Weiſe ein ſchützender Graben wie die Vormarſchlinie für die nordwärts gerichteten Unternehmungen. Der Orden hat ſein ſpäteres Staatsgebiet überhaupt erſt mit Hilfe der Weichſel erobern können. Der Fluß wies ihm die Stoßrichtung nach Norden — zur See, auf ihm rückte der Orden mit Schiffen vor, legte am rechten Ufer Stützpunkte an, von denen aus dann die Eroberungen in das preußiſche Gebiet hineingetragen wurden. Da der ſtändig aufflackernde preußiſche Kleinkrieg ein ſchnelles Einſetzen von Kräften an ſolchen Stellen erforderte, die zunächſt von der Weichſel noch alle etwa gleich weit entfernt lagen, wurde der Fluß geradezu zum ſtrategiſchen Ideal einer rückwärtigen Querverbindung[33]. Im Frühjahr 1231 überſchritt der Landmeiſter Hermann Balke den Strom und legte mit Thorn den erſten Ordensſtützpunkt auf dem rechten Weichſelufer an. Nun ging es Schritt für Schritt mit der Weichſel nordwärts. Im nächſten Jahre entſtand weiter weichſelabwärts Kulm. 1233 brachten Ordens-Flußſchiffe heimlich Baumaterial zu Tal, um in Marienwerder (Quidin) eine weitere Burg anzulegen. Schon 1237 konnte der Orden ſich bei der Gründung Elbings mit den hier wirkenden lübiſchen Kaufleuten die Hand reichen — die Rechnung Hermann von Salzas von 1226 war aufgegangen. Von Elbing aus wurde das Vorgehen auf dem Waſſerwege am Haffufer entlang fortgeſetzt, zur Sicherung der Seezufuhr über das damalige Nehrungstief wurde 1239 auf dem gegenüberliegenden Haffufer die Burg Balga angelegt, die gleichzeitig einen neuen Stützpunkt für den Vorſtoß ins Landinnere bildete.

---

[30] Preuß.U., Bd. I, S. 42.

[31] Ebenda, S. 44.

[32] Vgl. oben Anm. 24.

Man muß ſich vergegenwärtigen, daß über dieſe angedeuteten Aufgaben als Aufmarſch- und Verbindungsſtraße hinaus die Weichſel, bei ſeewärtiger Verbindung, das einzige hinlänglich geſicherte Bindeglied zum deutſchen Mutterlande war. Der Flußverkehr mußte alſo unter allen Umſtänden freigehalten werden[34]. Bei Lichte beſehen war die an die Weichſel angelehnte politiſch-ſtrategiſche Stellung des Ordens ſogar bedenklich ſchmal. Etwa 1240 hatte er — von Thorn bis Elbing — einen ſchmalen Streifen rechts der Weichſel in der Hand, vor ſich aber das durch ſein Auftreten aufgeſtörte, vorher nie beſiegte Preußen, in der Flanke das großpolniſche Gebiet, durch das ein freier Durchgangsverkehr nur bedingt geſichert war[35], dazu ſaß im Rücken, auf dem anderen Weichſelufer der Pomorane Swantopolk, deſſen feindlicher Zugriff den Weichſelverkehr jederzeit ſperren konnte[36]. Die Beziehungen zwiſchen dem Orden und Swantopolk erfuhren zu Beginn der 40er Jahre eine merkliche Abkühlung; mochte der Pomorane, der den Orden zuvor noch gegen die Preußen unterſtützt hatte, durch die Gründung Elbings verſtimmt ſein, die ſeine Danziger Burg ihrer alleinherrſchenden Stellung an der Weichſelmündung beraubte[37], mochte ihm auch die Ausbildung eines mit ungeahnter Schnelligkeit auf dem linken Weichſelufer wachſenden Staatsweſens gefährlich erſcheinen — die im Süden mit ähnlichen Gefühlen wartenden polniſchen Herzöge verſtanden dieſe labile Lage des Ordens zu nutzen.

Nachdem das erfolgreiche Vorgehen des Ordens gegen die Preußen die Herzöge von Kujawien, Maſowien und Lentſchitz (Lęczyca) von dieſem Druck befreit hatte, gedachten ſie, die ſiegreichen Ritter als Waffe zur Eroberung des von ihnen erſtrebten Pomoraniens zu verwenden. Es gelang ihnen, den bedrängten Landmeiſter in einen Vertrag zu ziehen[38], in dem ſich der Orden gegen Zuſicherung ungehinderten Nachſchubs auf dem Landwege zur Waffenhilfe gegen Pomoranien bereit erklärte, das nach dem Tode Swantopolks an die großpolniſchen Herzöge fallen ſollte. Die polniſche Hilfe war ein zweiſchneidiges Schwert. Denn wenn der Vertragsinhalt durchgeſetzt wurde, wäre dem Orden die letzte Möglichkeit genommen, ſich eine Landbrücke nach dem Reiche zu ſchaffen, und die Weichſel wäre ein Grenzfluß geblieben. Für den Orden ein ſchwer tragbarer Zuſtand. Es hätte im Gegenteil erſtrebt werden müſſen, ein Verfügungsrecht Polens über das linke Weichſelufer abzuwehren. Aber der Orden mußte va banque ſpielen, er war als Staat in ſeiner erſten ſchweren Kriſe, die an Gewicht dem Rückſchlag durch den allgemeinen preußiſchen Aufſtand in den 60er Jahren des 13. Jahrhunderts gleichkam. Es ging zum erſtenmal um alles: es ging um die Weichſel.

---

[33] Recke, Danzig und der Deutſche Ritterorden, S. 8. Hanſiſche Volkshefte Nr. 8. Bremen o. J.

[34] 1233 erhielten Thorn und Kulm den Befehl, den Weichſelverkehr bei ihren Städten für den Orden und alle Boten von und zu ihm bei einer Strafe von 4 Schillingen freizuhalten. H.U., Bd. I, Nr. 260.

[35] Denn der Ordensverkehr durch großpolniſches Gebiet unterlag Straßen-, Zoll- und Paßvorſchrift (1238). Preuß.U. Bd. I. 1, Nr. 127.

[36] Recke, a. a. O., S. 9.

[37] Daß Swantopolk, wie erwähnt, um 1240 genötigt war, die Lübecker völlig vom Strandrecht zu befreien und ihnen Zollerleichterungen in Danzig zu gewähren, dürfte mit dem beginnenden Wettbewerb Elbings in Verbindung ſtehen. P.U. Nr. 74.

[38] 1242 P.U. Nr. 78.

Der Krieg ſollte bezeichnenderweiſe hüben und drüben mit Kämpfen um die Weichſelburgen beginnen. Swantopolk unterbrach den Weichſelverkehr mit allen Mitteln. Die entſcheidenden Kämpfe ſpielten ſich auch weiterhin auf dem Fluſſe ſelbſt oder auf ſeinen Uferrändern ab. Aber zu einem wirklich endgültigen Sieg des Ordens iſt es nicht gekommen; ein Glück für den Orden, denn ein völlig beſiegtes Pomoranien hätte ſofort die Polen auf dem linken Weichſelufer geſehen und den Orden vor eine ungleich ſchwerere Aufgabe geſtellt als die eben gelöſte. In die Friedensverhandlungen — in die ſich übrigens die Kurie zugunſten des Ordens einſchaltete[39] — trug der Orden mit allem Nachdruck immer wieder zwei Forderungen als Verhandlungsgrundlage hinein: unbehinderte Weichſelſchiffahrt und Zollfreiheit für den Orden in Danzig[40]. Im Friedensſchluß von 1248 ſollte er ſein Ziel erreichen. Mit Ausnahme der einträglichen Danziger Zollſtelle, die in Swantopolks Hand verblieb, deren Sätze aber nicht geändert werden durften, und bei der die Ordensritter freien Durchgang hatten, ſtand dem Orden die geſamte Weichſelſchiffahrt frei[41].

Jetzt erſt war der kühne lübiſche Vorſtoß zur Weichſel machtpolitiſch geſichert und der Entwicklung des Weichſelhandels eine ſichere Grundlage gegeben. Wenn zunächſt noch nicht allein deutſche, ſondern auch maſowiſche Kaufleute die Weichſel befuhren[42], ſo war jetzt doch der Orden die einzige Macht an der unteren Weichſel, die es dank ihrer Verbindungen nach dem Weſten wirklich in der Hand hatte, eine geordnete Weichſelſchiffahrt und den mit ihr verbundenen Handel zu treiben. Damit begann ſeit der Mitte des 13. Jahrhunderts die untere Weichſel bis Thorn zu einer deutſchen Binnenwaſſerſtraße zu werden.

Mit der Zeit ging der Orden daran, ſeine an der Weichſel erworbene Machtſtellung durch Staatsverträge zu feſtigen und ſchloß dabei mit den Herzögen von Kujawien, Maſowien und Pomoranien feſte Verträge, in denen zum erſtenmal die Frage entſchieden wurde, in welcher Weiſe die Weichſel als Grenze dienen ſollte. Wenn es in dieſen Verträgen regelmäßig hieß: „profunditas wisla sit terminus“ oder die Grenze „media in aqua“ verlief[43], ſo iſt das — im Gegenſatz zu den Weichſelgrenzregelungen unſerer Tage — die geſunde und ſelbſtverſtändliche Vorausſetzung für normale Flußgrenzen.

---

[39] Der Archidiakon Jakob von Lüttich leitete als zu dieſem Zweck nach Pomoranien beorderter päpſtlicher Legat die Friedensverhandlungen. Der Papſt ſetzte drei Biſchöfe als Unterſuchungsrichter des Streites ein, belegte Swantopolk 1248 mit dem Bann und beſtätigte ſchließlich 1249 den geſchloſſenen Frieden. P.U. Nr. 97—100, 103, 106, 110, 111, 113, 114, 120.

[40] So ſchon 1247 in der erſten Faſſung der Friedensbedingungen: „. . . quod nec ipse (Swantopolk) nec heredes sui accipient aliquod theloneum super Wizlam per iurisdictionem suam, a ponte Danensi usque supra, in ponte vero theloneum consuetum accipiet, nisi de rebus inmediate fratribus pertinentibus . . .“. P.U.Nr. 96.

[41] P.U. Nr. 110/11.

[42] Preuß.U., Bd. I. 2, Nr. 188, S. 147 (1263).

[43] 1248, P.U. 110; 1252 Vertrag mit Kujawien; Preuß.U., Bd. I. 1, Nr. 260, S. 199.

Gegenüber Pomoranien wurde aber auf die Dauer keine Feſtigung in der Weichſelpolitik erreicht. Auch der Nachfolger Swantopolks beunruhigte den 1266 im Oſten gerade ſehr beſchäftigten Orden mit einigen Übergriffen auf der Weichſel[44]. Das kennzeichnete aber deutlich die Aufgabe, Maßnahmen zu treffen, die eine Wiederholung ähnlicher Überfälle künftig verhindern ſollten. Statt militäriſcher Unternehmungen beſchritt der Orden daraufhin in der Weichſelpolitik mit Hilfe der hohen und niederen Diplomatie den Weg der friedlichen Durchdringung. 1282 ſetzte er eine Schenkung durch, die ihm Meve mit der umliegenden Landſchaft, einem ganzen Komtureibezirk, in die Hände brachte und ihm einen breiten Brückenkopf auf dem linken Weichſelufer gegenüber Pomeſanien ſchuf[45]. Dieſer Erwerb iſt im Hinblick auf die 25 Jahre ſpäter eintretenden Ereigniſſe ein Erfolg von weittragender Bedeutung geweſen. Der Beſitz Mewes ſtellt den Schlüſſel zum Gelingen der großen Ordensunternehmungen in den Jahren 1308 und 1309 dar; von hier aus bereitete der Orden den Erwerb Pomoraniens politiſch und militäriſch vor.

Das Mewer Komtureigebiet, das grob gezeichnet wie ein Trapez geformt war, deſſen längere Grundlinie die Weichſel bildete, und das diagonal von der Ferſe durchfloſſen war[46], überſchnitt die einzige bekannte Handelsſtraße auf dem linken Weichſelufer, womit der Orden den von Danzig betriebenen Landhandel überwachen konnte. Im unmittelbaren militäriſchen Wirkungskreis der dort mit großer Schnelligkeit errichteten Ordensburg[47] lagen die beiden pomoraniſchen Burgen Neuenburg und Schwetz, von denen aus der Weichſelhandel ſchon oft geſtört worden war. Dieſe geopolitiſche Lage des Mewer Gebietes begünſtigte den Erfolg des 1309 in Pomoranien durchgeführten Feldzuges in hohem Grade. Danzig und Schwetz waren von Oſten geſehen die beiden Augenpunkte, von denen ganz Pomoranien militäriſch beherrſcht und verteidigt werden konnte. Beide liegen von Mewe etwa gleich weit entfernt, und tatſächlich zeigten die Unternehmen von 1309 dem Orden auch, daß er mit einer ſchlagartig von Mewe aus geführten Belagerung beider Burgen das linksſeitige Weichſelufer und damit ganz Pomoranien in die Hand bekommen ſollte[48]. Wir können alſo annehmen, daß mit dem Beginn der 80er Jahre des 13. Jahrhunderts dem Ordenshandel auf und an der Weichſel keine nennenswerten Schwierigkeiten mehr in den Weg gelegt werden konnten[49].

---

[44] Peter v. Dusburg berichtet in ſeiner Chronica terre Prussie (III, Kap. 128): Meſtwin ſtachelte die Preußen auf, in Pomeſanien gegenüber ſeiner Burg Neuenburg a. d. Weichſel einzufallen „et XV naves fratrum oneratas rebus necessariis ad defensionem fidei et fidelium, Prutheni ex una parte Wisele et castrenses de Nuwenburg ex altera fortiter impugnaverunt“, ſo daß die Schiffsleute gezwungen waren, ihre Ladung über Bord zu werfen und zu entfliehen. S.S.R.P., Bd. I, S. 115.

[45] Die Forſchung iſt bisher über die Mewer Schenkung angeſichts der bereits 1309 erfolgenden Erwerbung ganz Pommerellens nur erwähnend hinweggegangen. Ihre Vorgeſchichte iſt noch nicht erſchöpfend behandelt, einige Hinweiſe gibt Keyſer, Olivaer Studien II, Z.W.G. 68, S. 12ff. Die erſte Schenkung an den Orden erfolgte 1276 durch den deutſchfreundlichen Sambor von Dirſchau, der durch Frau und Tochter dem mecklenburgiſchen Herzogshaus und dem däniſchen Königshof verwandt war (Recke, a. a. O., S. 10). 1282 wurde die Schenkung dem Orden in erweitertem Umfang durch den Papſt beſtätigt. P.U. Nr. 278 u. 336.

[46] Die Grenzbeſchreibung des Mewer Gebietes in P.U. Nr. 336 iſt nicht ganz klar; die Darſtellung der Grenzen bei Steinbrecht, Preußen zur Zeit der Landmeiſter, Berlin 1888, Karte bei S. 6, iſt anfechtbar.

[47] Steinbrecht, ebenda, S. 92.

[48] Vgl. Krollmann, Politiſche Geſchichte dts Deutſchen Ordens. Königsberg 1932. S. 27ff.

[49] Es läßt ſich ſeit dieſer Zeit — mit Geltung für die folgenden Jahrhunderte ſagen, daß der Weichſelhandel und die dazugehörige Schiffahrt als eine Selbſtverſtändlichkeit urkundlich und chronikaliſch nur dann in Erſcheinung tritt, wenn außerordentliche Zuſtände Sonderregelungen notwendig machten oder

5. Die Weichſel als notwendiger Beſtandteil der Landes- und Wirtſchaftskultur des Deutſchen Ritterordens

Schon lange ſchaltete der Orden als Landesherr auf der Weichſel. Den erſten Weichſelſtädten Thorn, Kulm und Graudenz wurden beſtimmte räumlich begrenzte Nutzungsrechte am Fluß überlaſſen[50]. Eine beſondere Begünſtigung durch die Lage zur Weichſel, die Rohſtoffgebiete und Handelsſtraßen ſollte Thorn erfahren. Die Nord-Süd-Richtung des Stromes ließ den ſeewärtigen Danziger und Elbinger Handel auf ſeinem Binnenweg die Weichſel bis Thorn benutzen; hier teilten ſich ſeine weiteren Verbreitungsrichtungen. Die Einfuhr für Kujawien und Maſowien benutzte natürlich die Weichſel. Aber auch der für Weißrußland beſtimmte Handel ging zu Waſſer[51] — auf dem Narew — nach Oſten, während ſich auf dem Bug eine weitere Handelsrichtung nach Südoſten abzweigte, die ſich nach Rotrußland (Wladimir, Lemberg) wandte. Beide Richtungen wurden ſchon am Ende des 13. Jahrhunderts befahren.

Dagegen folgte der Hauptteil des Handels, der nach Poſen, Großpolen und Kleinpolen gerichtet war, auf dem Wege über die Thorner Weichſelfähre den von dort ſtrahlenförmig in das Land gehenden Straßen. Demnach ſtand alles, was bei Thorn an Waren zuſammen- oder auseinanderſtrebte, in unmittelbarem Zuſammenhang mit dem Weichſelhandel, und ſchon 1306 war der Thorner Handel in Polen ſo weitreichend und beherrſchend entwickelt, daß ſich Krakau ſein Stapelrecht beſonders im Hinblick auf die Thorner Waren ausſtellen ließ[52]. Überhaupt iſt Polen zu Beginn des 14. Jahrhunderts noch nicht als ein wirklich ſelbſtändig handeltreibender Wirtſchaftskörper aufzufaſſen, ſondern als das Hinterland der zwei großen Metropolen des öſtlichen Binnenhandels: Thorn und das gleichfalls durch eine Stromrichtung beſtimmte Breslau[53].

Vom Beginn ſeiner Verfügungsfreiheit über die Weichſel achtete der Orden ſtreng auf die Freihaltung ihrer Schiffahrt von allen künſtlichen Waſſerbauten und verbat ſich 1254 auch bei Grenzverträgen mit Anliegerſtaaten ausdrücklich den Bau von verkehrshindernden Stauwehren auf der Weichſel[54]. Vergleicht man an dieſem

---

der Normalverkehr beeinträchtigt und unterbrochen wurde. Allerdings darf, wenn dergleichen berichtet wird, nicht auf allgemeinen Tiefſtand geſchloſſen werden. Im Gegenteil läßt eine Häufung ſolcher Nachrichten vielmehr auf lebhaften Allgemeinverkehr ſchließen.

[50] 1233 erhielten Kulm und Thorn Fiſchereirechte am Fluß, 1291 auch Graudenz. Vgl. Kiſch, Die Kulmer Handfeſte, Stuttgart 1931, S. 112; Preuß.U., Bd. I. 2, Nr. 581. Die Weichſelfähren unterſtanden gleichfalls der Verfügungsberechtigung des Ordens. Kiſch, a. a. O., S. 114.

[51] Schon 1286 können wir einer kujawiſchen Geleitsurkunde entnehmen, daß Thorn und Kulm auf der Weichſel und ihren Nebenflüſſen mit oſtpolniſchen (reußiſchen) Gebieten Handel trieben; die Stelle lautet: „. . . civis de Thorun et de Colmine mercatores videlicet, qui sunt in terra russie per terram nostram cum suis mercibus navigio sine inpedimento transire permitteremus . . .“ das entſprechende Regeſt im Preuß.U. läßt dieſe Kaufleute zu Wagen das kujawiſche Gebiet durchqueren. In polniſchen Urkunden bedeutet navigium aber niemals Wagen, ſondern immer ein Waſſerfahrzeug, meiſt eine Fähre. Da dieſe Bezeichnung aber hier (Kaſus) nicht in Frage kommt, handelt es ſich alſo um ein Flußſchiff. Preuß.U., Bd. I. 2, Nr. 486.

[52] Preuß.U., Bd. I. 2, Nr. 873.

[53] Lewicki, Studja nad historią handlu w Polsce (Prawo składu). Lemberg 1910. S. 35.

[54] 1254 verſprach Herzog Sambor von Dirſchau dem Orden in einem Lehnsrevers über Gebiete im Großen Werder „. . . quod in Wizla, que communibus usibus deputatur, nullam clausuram vel quodlibet aliud instrumenti genus edificemus, que communem usum transeundi sive piscandi prepedire“. P.U. S. 133. In einem Grenzvertrag des Ordens mit Kujawien heißt es (1254): „In Wizla vero, que nobis (Kaſimir v. Kuj.) et ipsis fratribus est communis, nec per nos, nec per fratres aliqua clausura construetur. Preuß.U., Bd. I. 1, Nr. 303.

Beiſpiel die Einſtellung des Ordens zum Strome mit der Haltung, die in Polen gegenüber dieſer natürlichen Kraftquelle eingenommen wurde, ſo prägt ſich hierin der Gegenſatz der beiden Völker deutlich aus. Während der Deutſche ſich den Strom dienſtbar machte, ſeine Niederungsgebiete unter Deichkultur nahm und für einen möglichſt ungeſtörten Ablauf der Vorflut und Schiffahrt Sorge trug, ſtand man in Polen der Weichſel im weſentlichen paſſiv gegenüber. Der Pole betrachtete ſich mehr als Nutznießer am natürlichen Reichtum des Stromes durch Flößerei, Fiſchfang, Flußzölle und Mühlen. An eine Freihaltung des Schiffahrtweges wurde aber jetzt nicht gedacht, denn von der Mitte des 13. Jahrhunderts an bis hinauf ins 16. Jahrhundert können wir im polniſchen Weichſelabſchnitt in zahlreichen Fällen die Anlage und die Verleihung von Wehren in der Weichſel beobachten[55].

Es deutet ſich alſo mit der ſchrittweiſen Inanſpruchnahme wichtiger landesherrlicher Rechte und Pflichten und auch in der ſeit der Mitte des Jahrhunderts betriebenen Sicherungspolitik des Ordens die erſte jener großen ſtaatlichen Umwälzungen an, die das Gefüge des unteren Weichſelgebietes im Laufe ſeiner bewegten Geſchichte durchbebt haben: die Erwerbung Pomoraniens durch den Deutſchen Ritterorden. Nach dem Ausſterben des dortigen Herrſcherhauſes griff eine Reihe von Mächten in den Streit um das Erbe ein. Brandenburg, Böhmen und Polen ſtanden außer kleineren Bewerbern bald dem Orden zur Seite, bald gegen den Orden. Der leitende Geſichtspunkt für dieſe vielen Anwärter auf Pomoranien iſt weniger darin zu erblicken, daß ihnen das untere Weichſelgebiet nun als ein ſo außerordentlich wichtiger Beſitz erſchien, denn dazu hat es der Orden erſt gemacht. Die Gründe ſind eher in den Nachwirkungen der völlig zielloſen Politik des letzten Pomoraniers und in den Möglichkeiten zu ſuchen, die die Ausnutzung der verwickelten Verwandtſchaftsverhältniſſe dieſes Herrſcherhauſes den mehr oder minder berechtigten Bewerbern bot. Den rechtlich am ſicherſten begründeten Anſpruch auf Pomoranien hatten die brandenburgiſchen Askanier, deren Lehnshoheit das Land 1269 unterſtellt worden war, während der polniſche Herzog Władisław Łokietek ſeine verwandtſchaftlichen Beziehungen zur pomoraniſchen Dynaſtie geltend machte. Kampffeld der Auseinanderſetzungen war das linke Weichſelufer und — die Kanzleien. Es zeigte ſich, daß der Orden in beiden Sätteln gerecht war und ſchließlich nach langem Hin und Her, von der Schlüſſelſtellung in Mewe aus Pomoranien 1309 militäriſch in der Hand hielt, um gleichzeitig in einem Kaufvertrag, den er mit dem vor allen anderen Anwärtern durch Lehnsvertrag bevorrechtigten Brandenburg abſchloß, von dieſem 1310 Pomoranien um zehntauſend Mark Silbers zu erwerben[56].

Jetzt hatte der Orden die Landverbindung mit dem Mutterlande hergeſtellt! Der Unterlauf der Weichſel war in deutſches Staatsgebiet eingebettet und verband ſo dieſe wichtige Verkehrsader immer enger mit den nicht nur allein wirtſchaftlich ſtark aufnahme- und abgabefähigen deutſchen Landen. Aus der landſchaftlichen Einheit des Weichſelgebietes war eine politiſche geworden. Jetzt kam Danzig, der Hafen mit der günſtigſten Lage zum Meer und Strom in die fördernde Obhut eines Staates, deſſen politiſches Gewicht den deutſchen Handel auf

---

[55] Vgl. unten Abſchnitt 8.

[56] Eine vorläufige Beurkundung des Kaufes erfolgte bereits im September 1309 (P.U. Nr. 676), die endgültige am 13. Juni 1310, als die erſte Hälfte der Kaufſumme an Brandenburg bezahlt worden war, die Schlußquittung über die Geſamtſumme wurde von Brandenburg im Juni 1311 erteilt (P.U. Nr. 685, 686, 698).

Weichſel und Oſtſee auch über die eigenen Staatsgrenzen hinaus wirkſam zu ſchützen wußte.

Es ſollte nach dieſen einſchneidenden Umwälzungen lange dauern, ehe ſich die politiſche Oberfläche wieder glättete. Noch war die junge Erwerbung im Süden gegen Polen zu verteidigen, mit dem der Orden zwiſchen Brahe- und Drewenzmündung die Weichſel zur Grenze hatte. Durch die polniſche Burg Wiſzegrod an der Brahemündung wurde der Ordenshandel auf der Weichſel noch wiederholt geſtört[57]. Erſt als Kaſimir der Große die nordwärts gerichteten Bahnen der Politik ſeines Vorgängers mit dem Vertrag von Kaliſch 1343 verließ[58], in dem es dem Orden gelang, den polniſchen König auf Pommerellen, das Kulmer und das Michelauer Land Verzicht leiſten zu laſſen, ſollte dem unteren Weichſelgebiet und ſeinem Wirtſchaftsleben für über ein halbes Jahrhundert eine ruhige Entwicklung geſichert ſein.

In den Kriegsjahren hatte der Weichſelhandel allerdings nicht ganz ſtillgeſtanden. So erfahren wir aus den Akten des im Anſchluß an die Erwerbung Pommerellens vor der Kurie geführten und vom Orden gegen Polen gewonnenen Prozeſſes, daß deutſche Kaufleute aus Krakau — von Flandern gekommen — zu Schiff weichſelaufwärts fuhren[59]. Ob es ſich hierbei ſchon um durchgängigen Verkehr zu Berg gehandelt hat, ſei dahingeſtellt. Dagegen wiſſen wir, daß die guten Erfahrungen, die man inzwiſchen in Preußen mit der Weichſel als billiger und verhältnismäßig ſicherer Verkehrsſtraße gemacht hatte, bald Thorner Kaufleute beſtimmte, mit Neu-Sandez am Dunajec in Handelsverbindungen zu treten, deren Warentransporte den Dunajec und die Weichſel benutzten. Aber damit begann Thorn empfindlich die Kreiſe Krakaus zu ſtören, das 1329 Neu-Sandez zu einem Übereinkommen nötigte, dieſen Thorner Handel mit Ausnahme der Salzverſchiffung, die hauptſächlich im polniſchen Binnenlande wieder abgeſetzt wurde, über das ſtapelberechtigte Krakau zu leiten[60]. Dieſe Monopolſtellung Krakaus im ſüdpolniſchen Handel war der Grund, warum die Oberweichſel noch bis ins 16. Jahrhundert hinein in ihrer Bedeutung als Verkehrsſtraße ſtark eingeengt war, trotzdem ſich — wie dies die ſpätere Entwicklung lehrt — gerade die dort gehandelten Waren wie Salz, Blei, Kupfer und Eiſen billiger dem Flußverkehr anvertrauen ließen. Der Handel ging vielmehr auf dem Landwege unmittelbar nordwärts nach Thorn, um dann von hier aus nach Elbing und Danzig in erſter Linie der Weichſel anvertraut zu werden. Hier in Thorn ſtießen außer den ſchon genannten Handelswegen auch die aus Schleſien und der Mark dorthin führenden Landſtraßen und die Verbindungen des Kulmer Landes zuſammen. Infolgedeſſen war der Verkehr auf der Unterweichſel im 14. und 15. Jahrhundert ungleich bedeutender als der des übrigen Stromes, er wird daher auch öfter genannt und muß eingehender berückſichtigt werden.

---

[57] Der Ordenschroniſt nennt die in Wiſzegrod ſitzenden Polen: „famosi in malicia sua, qui pretereuntes homines facto navigio in Wisela spoliabant rebus suis, eosque captivaverunt et occiderunt . . .“. Supplem. zu Dusburgs Chronica terre Prussie. S.S.R.P., Bd. I, S. 216.

[58] Vgl. Krollmann, a. a. O., S. 45f.

[59] Die Krakauer hatten bei Schwetz „naves suas in flumine Wisla“. Sie werden dieſe wohl nicht für die ganze beſchwerliche Fahrt weichſelaufwärts verwandt, ſondern den Fluß bei Thorn verlaſſen haben, um von dort auf den direkten Landhandelswegen weiterzuziehen. Lites ac res gestae inter Polonos ordinemque Cruciferorum. Poſen 1890. Bd. I, S. 385.

[60] In dem Übereinkommen von 1329 wird beſtimmt, „quod nec cives Cracovienses nec Sandecenses nec quispiam alius merces suas excepto sale deducere deberent in Navibus tum per Wizlam tum per Dunaiecz versus Thorun“. Monumenta medii aevi hist. etc. Bd. III. Codex diplom. Poloniae minoris, Teil 1, Krakau 1876, Nr. CLXXVIII.

Einen entſcheidenden Anteil am Aufblühen des Flußverkehrs auf der Unterweichſel hatte die umfaſſende Hebung der Landeskultur der Landſchaften an der unteren Weichſel durch den Orden. Nicht allein, daß das bekannte Beſiedlungswerk größten Stils die Ausfuhr- und Aufnahmefähigkeit des ganzen Landgebietes ſteigen ließ, auch der Regelung der Weichſel wurde im Zuſammenhang mit den Urbarmachungen der fruchtbaren Niederungsgebiete im Delta, bei Marienwerder und in anderen Talſtrichen an der Weichſel gerade im 14. Jahrhundert größte Aufmerkſamkeit geſchenkt. Die gewaltigen Leiſtungen, die in der Eindeichung dieſer Landſchaften vollbracht wurden, waren nur durch eine umfaſſende Gemeinſchaftsarbeit des ganzen Landes möglich, indem die ſtraffe Staatsführung des Ordens Stadt und Land in dieſes Werk der Neulandgewinnung einſpannte. Erfahrene Deichkunſtbauer, die den wilden Strom bändigen ſollten, wurden aus Niederdeutſchland als Siedler herangeholt. Ihnen wurde, ſolange ſie noch an den vom Orden ſelbſt durch Arbeitskräfte tätig unterſtützten Werken ſchafften, alle Abgaben ganz oder bis auf einen kleinen tragbaren Satz erlaſſen. Zeitweilig wurden ſelbſt die Klöſter und Pfarrer zur Schaffung und Unterhaltung der Deiche herangezogen[61]. Stand der Deich, ſo wurde die Unterhaltungspflicht den anliegenden Dörfern entweder einzeln oder in Gruppen auferlegt. Sie pflegte mit demſelben Zeitpunkt zu beginnen, an dem das Dorf zinspflichtig wurde[62]. Begannen die Zinsjahre, ſo war jeder Beſitzer, je Hufe mit einer Strecke von meiſt einem Seil (42 m), an der Unterhaltungspflicht des Deiches beteiligt[63]. Die Aufſicht über die Unterhaltung und wenn nötig Wiederherſtellung dieſer großen Werke war durch die Schaffung der heute noch in ähnlicher Form beſtehenden Deichgeſchworenenämter geregelt, und der Orden wachte durch ſeine Vögte über der Erfüllung dieſer Pflichten.

Die Auswirkung dieſer inneren Kulturarbeiten auf die Entwicklung und Zuſammenſetzung des Weichſelhandels darf namentlich für die ſpätere Zeit nicht unterſchätzt werden. Zunächſt ſicherte die Regelungsarbeit einen ungeſtörten Ablauf der Schiffahrt, dann aber wurde unmittelbar am Fluſſe hochwertiger Ackerboden geſchaffen, deſſen Erzeugniſſe nur durch geringe Transportkoſten belaſtet zu werden brauchten und auch verhältnismäßig bald bewirkten, daß zum wenigſten die Selbſtverſorgung des Ordensſtaates von der für die vorausgehende Zeit anzunehmenden polniſchen Einfuhr unabhängig wurde. Dazu wurde jetzt der Grund zu einer umfangreichen Verſorgung des Danziger Ausfuhrmarktes mit preußiſchem Getreide gelegt, eines der wichtigſten Güter des zukünftigen Weichſelhandels.

Durch die Entwicklung in der erſten Hälfte des 14. Jahrhunderts kam Danzig in eine geradezu einzigartige Lage. Es wurde Handelsſtadt an der Mündung eines geſicherten und bald auch geregelten Stromes, an deſſen Ufern ertragreiche landwirtſchaftliche Erzeugungsgebiete aufgereiht lagen, deſſen Nebenflüſſe ſich in faſt unerſchöpfliche Wälder verzweigten und deſſen Mündungsform ihm die Eigenſchaft eines ſturmgeſicherten See- und Flußhafens verliehen hatte. Seine Zugehörigkeit zu dem in der Welt geachteten und gefürchteten Ordensſtaat verſchaffte ihm den nötigen Nachdruck für ſeine Unternehmungen im Hinterland. Seine Geltung in Überſee war durch die Gliedſchaft der Stadt in der weltumſpannenden Handelsgemeinſchaft der Hanſe geſichert, deren Machtſtellung ihm in der damaligen Welt — gleicherweiſe im Handel und in der Politik — überall eine geachtete Stellung verlieh. Das Zuſammenwirken dieſer natürlichen, politiſchen und wirtſchaftlichen Vorausſetzungen ermöglichte ein ſchnell aufſtrebendes Erblühen der Stadt. *Danzig wurde für die Weichſellande das Tor zur Welt.*

---

[61] 1337 wird das Kloſter Oliva zum Deichbau herangezogen (S.S.R.P. Bd. V, S. 614); 1376 werden Deichbaupflichten dieſes Kloſters feſtgeſetzt (Voigt C.D.P. Bd. III, Nr. CXXIII); 1387 haben die Pfarrer der beiden Werder (im Deltagebiet) Deichabgaben zu zahlen (Voigt C.D.P., Bd. IV, Nr. XLV).

[62] So z. B. 1321 in der Handfeſte für Marienau. Preuß.U., Bd. II. 1, Nr. 360, S. 267.

[63] Preuß.U., Bd. II. 1, Nr. 317 u. 360.

Nach 1310 waren auch jene wirtſchaftlichen Einſchränkungen gegenüber Danzig gefallen, die den Orden früher aus politiſchen Gründen beſtimmt hatten, Elbing zu begünſtigen. Danzigs Vermittlertätigkeit benutzte als billigſte Verkehrsſtraße von nun an in ſteigendem Maße die Weichſel. Verwertbare Zahlen liegen zwar erſt im 15. Jahrhundert vor, aber an Hand der ſich dort bietenden Vergleichsmöglichkeiten können wir mit einiger Sicherheit auch für dieſe Zeit vorausſetzen, daß etwa zwei Drittel der damals im Danziger Hafen umgeſchlagenen Warenmengen der Ein- und Ausfuhr mit dem Weichſelhandel in Verbindung ſtanden[64]. Sie wurden der Stadt entweder auf dem Fluſſe zugeführt oder von dort auf demſelben Wege verfrachtet.

Nachdem ſich die Beziehungen zwiſchen dem Ordensſtaat und Polen in den 40er Jahren wieder gebeſſert hatten und 1341 Pfahlgeld (Hafengebühr)-Streitigkeiten zwiſchen Danzig und Elbing durch den Hochmeiſter dahingehend geregelt worden waren, daß der Verkehr über Weichſelmünde Sache Danzigs, derjenige über das Balgaer Tief Angelegenheit Elbings wurde[65], gab der Hochmeiſter 1342 urkundlich die Ausfuhr aus Polen nach Danzig frei[66], und die Hauptwaren dieſer Ausfuhr, die an gleicher Stelle genannten Waldwaren: Holz, Teer, Pech, Aſche und Wachs, konnten wieder ungehindert nach dem Norden gelangen. Sie ſtammten aus Maſowien und Kujawien, alſo aus Gegenden, die naturnotwendig auf den Weichſelhandel angewieſen waren. Im Verlaufe des 14. Jahrhunderts muß ſich die Zufuhr aus Polen und dem Ordenslande, damit alſo die Tätigkeit des Weichſelhandels geſteigert haben. Wir wiſſen, daß in dieſem Jahrhundert die Einwohnerzahl Danzigs, für deſſen Bürger der Warenverkehr des Weichſelhandels die Daſeinsgrundlage war, ſtark geſtiegen iſt; außerdem können wir feſtſtellen, daß Danzig nach der Mitte des Jahrhunderts Elbing und Thorn bereits wirtſchaftlich überflügelt hatte[67].

6. Ausbauarbeit und Kampf um die Weichſel zur Blütezeit des Ordens

Die Schiffahrt auf der Weichſel hatte inzwiſchen ſoweit zugenommen, daß die mit der Abwicklung der Flußſchiffahrt beſchäftigten „Weichſelfahrer", die ſich im Laufe des 14. Jahrhunderts wohl zunächſt als örtliche Berufsgemeinſchaften gebildet hatten, vom Hochmeiſter zu einer Zunft zuſammengefaßt wurden. 1375 gab der Hochmeiſter in Übereinkommen mit den Städten den Weichſelfahrern eine beſondere Ordnung[68]. Sie beſtimmte das Lohn- und Arbeitsverhältnis des Kahnführers und ſeiner Mannſchaft, die nach der zurückgelegten Meilenzahl entlohnt wurde, ſetzte harte Strafen für das böswillige Verlaſſen des Schiffes feſt (ein ſchiffsflüchtiger Steuermann hatte ſein Leben verwirkt) und beſchäftigte ſich vornehmlich mit den Bergungspflichten der Schiffsbeſatzung bei Stromhinderniſſen und Schiffbrüchen, die damals anſcheinend nicht ſelten waren. Bei den Weichſelfahrern handelte es ſich nahezu um die einzige Zunft, deren Ordnungsweſen zunächſt dem Hochmeiſter und nicht allein den Städten unterſtand. Das iſt einmal aus ihrer Tätigkeit heraus verſtändlich, da ein Weichſelſchiffer, dem Seeſchiffer nicht unähnlich, ſeinen Wohnſitz häufig auf längere Zeit verließ, was eine Aufſicht durch die ſtädtiſchen Behörden erſchwerte. Dann aber muß man ſich die Wichtigkeit dieſer Zunft vor Augen halten, durch deren Hände ein großer Teil des Reichtums aller Weichſelſtädte ging. Unſtimmigkeiten mit den Weichſelfahrern oder Unredlichkeiten unter dieſen ſchadeten nicht nur einer einzelnen Stadt, ſondern dem ganzen Lande. Daher iſt es durchaus begreiflich, daß ſich der Hochmeiſter in einer Epoche ſtraffſter ſtaatlicher Geſtaltung des Ordensſtaates im 14. und 15. Jahrhundert die Aufſicht über die Weichſelfahrer beſonders angelegen ſein ließ und die Regelung der Weichſelſchiffahrt zum Gegenſtand der von Landes wegen zu verhandelnden Angelegenheiten machte.

---

[64] Der Anteil am *Werte* war ſicher geringer, da man hochwertige Waren, wie Tuche, „Spezereien" uſw., faſt ausſchließlich über Land verfrachtete.

[65] Simſon, Geſchichte der Stadt Danzig. Danzig 1918. Bd. IV (Urk.). Nr. 75.

[66] H.U., Bd. III, Nr. 652.

[67] Etwa 1365 verhielten ſich bei der Feſtſetzung hanſiſcher Beiträge, die ſich nach der wirtſchaftlichen Leiſtungsfähigkeit der Städte richteten, die Anteile von Danzig, Elbing und Thorn wie 3:2, 5:2. Hirſch, Danzigs Handel und Gewerbsgeſchichte unter der Herrſchaft des Deutſchen Ritterordens. Leipzig 1858. S. 31.

[68] S.T.A., Bd. I, S. 35/36.

Als 10 Jahre nach der genannten Weichſelfahrerordnung 1385 eine neue mit erweiternden Zuſätzen ausgegeben wurde, taucht hier ein ſehr vielſagender Punkt auf:

> „vortmer wenn eyn ſchiff von eyzis wegin nicht vordir kann komen, ſo ſullen ſy (die Weichſelfahrer) mit den ſchiffin legin uff deſe Zeite und nicht uff die Pomeren zeite[69]."

Mit dieſer „Pomeren zeite" iſt das linke, polniſch-kujawiſche Weichſelufer gemeint, die Strecke zwiſchen Drewenz- und Brahemündung. Von hier aus wurde verſucht, das unbequeme Stapelrecht Thorns zu umgehen, das die nach und von Polen gehandelten Waren in jene Stadt zwang. Man verſchiffte ſie nun unmittelbar nach Norden, ohne ſie vorher in Thorn anzubieten. Der Umfang des polniſchen Handels war alſo ſchon ſoweit von Bedeutung, daß man dieſe Unterbrechung durch Thorn als läſtig empfand und den Ordenskaufleuten, die natürlich auf die Einhaltung der ihnen gewährten Vorrechte achteten, als Vergeltung in Polen Schwierigkeiten zu machen begann. Auch ſuchte ſich die polniſche Kahnſchiffahrt auf dem Strome zu regen[70], der jetzt von Kleinpolen her mit Sicherheit in ſeiner ganzen Länge befahren wurde[71].

Die wirtſchaftlichen Auseinanderſetzungen zwiſchen dem Ordensſtaat und Polen ſollten ſich ſeit der Mitte des 14. Jahrhunderts immer mehr zuſpitzen. In Polen hatte man unter der Regierung des „wirtſchaftlichen Königs", Kaſimir dem Großen, den Wert des Eigenhandels zu erfaſſen begonnen[72]; namentlich Krakau, das die Tätigkeit der Thorner Kaufleute im Binnenland als gefährlichen Wettbewerb empfand, drängte auf Anwendung ſeines abſoluten Stapelrechtes gegen Thorn, deſſen Bürger ſich in Polen am Ende der 80er Jahre immer läſtiger werdenden Feindſeligkeiten gegenüberſahen. Als Gegenſchlag verbot der Hochmeiſter 1388 den Handel Thorns mit Polen überhaupt[73]. Jetzt kam es zum Ausbruch eines regelrechten

---

[69] S.T.A., Bd. I, S. 39.

[70] 1403 erließ der Hochmeiſter auf Bitten Thorns zum erſtenmal ein Verbot gegen die polniſche Schiffahrt auf der Unterweichſel. S.T.A., Bd. I, S. 97, 99.

[71] 1378 befreite König Ludwig von Polen und Ungarn die Waren der Bürger von Neu-Sandez vom Weichſelzoll in Sandomir, mit der Bemerkung, daß dieſe Waren „a dicta Sandecz super fluvio Donawiz (Dunajec) in Wissliam et demum super fluvio Wisslie in prussiam" verſchifft würden. Monumenta medii aevi etc., Bd. III, Codex diplom. Poloniae minoris, Teil 1, Krakau 1876, S. 403.

[72] Lewicki, a. a. O., S. 100f. L. betrachtet die Einführung des abſoluten Stapelrechts in Krakau, 1354, als den Beginn einer neuen, national beſtimmten Handelspolitik in Polen.

[73] Voigt, Thorner Denkwürdigkeiten. Thorn 1904. S. 14.

Handelskrieges. In Polen faßte man den Plan, die naturgegebene Handelsſtraße, die Weichſel, kurzerhand aus dem polniſchen Aus- und Einfuhrhandel auszuſchalten und den bisherigen Weichſelverkehr über Land nach Pommern und Mecklenburg abzuleiten, um erſt von dort aus zur See mit Flandern in Verbindung zu treten, mit dem der Handel des Weichſelgebietes am umfangreichſten war. 1390 ſchloß Polen Handelsverträge mit den Herzögen von Pommern und Mecklenburg und den Städten Stralſund, Greifswald und Anklam und gewährte den Städten des wendiſchen Quartiers beſondere Handelsvorteile. Der Inhalt dieſer Verträge gibt uns wertvolle Aufſchlüſſe über alle jene Warenarten, die bei ungeſtörtem Handelsverkehr mit der Weichſel nach Danzig zu gehen pflegten[74].

Bei den Ausfuhrwaren aus Polen ſind neben Waldwaren, unter denen Holz mit ſeinen zahlreichen Sorten: Dielen, Kiſtenholz, Wagenſchoß, Knarrholz, Koggenborde und Bogen- (Eiben)holz neben Teer, Pech, Aſche, Honig und Wachs an erſter Stelle ſteht, auch ſchon landwirtſchaftliche Erzeugniſſe wie Roggen, Gerſte und Weizen, auch Malz und Mehl genannt. Außerdem wird eine Reihe von Fettwaren (Speck, Schmer, Butter, Talg und Unſchlitt), Rauchwerk, Häuten und Pelzwerk aufgezählt. Dazu kommen noch die Bergwerkserzeugniſſe: Kupfer, Zinn, Eiſen, Blei, Alaun und Queckſilber, endlich noch eine Reihe hochwertiger Waren („Spezereien"), die vorher aber ſicher nur Gegenſtand des Landhandels aus dem Orient (über Lemberg) waren und auch zu Land nach Weſten weitergingen. Die Einfuhr nennt in erſter Linie flandriſche Tuche in mannigfaltigen Sorten und Überſeewaren wie Feigen, Roſinen, Reis, Mandeln und Schwefel, Weine aus Spanien und Frankreich und ſchließlich als wichtigſtes Einfuhrgut etwa ein Dutzend Sorten der umfangreichen Fiſcheinfuhr (darunter Heringe, Stockfiſche und Pomuchel).

Von Polen aus wurden jetzt folgende Umgehungsſtraßen eingeſchlagen: der Waſſerweg, die Warthe von Peiſern abwärts und dann die Oder bis Stettin. Dazu ein Landweg, der bei Drieſen neumärkiſches Gebiet erreichte und wahrſcheinlich von dort aus über Pyritz nach Stettin ging[75]. Dieſe „novae viae versus Flandriam"[76] haben von 1390 an Verkehr geſehen, der aber ſchon gegen 1395 wieder eingeſchlafen iſt[77]. Dem Handel der Weichſelſtädte haben dieſe Maßnahmen keinen lebensgefährlichen Abbruch tun können, denn ſo feſtgefügte Wirtſchaftszuſammenhänge, wie etwa zwiſchen Danzig und Maſowien, ließen ſich auf die Dauer eben nicht unterbinden. Und da der Orden über das Dobriner Land und große waldreiche Beſitzungen in Maſowien verfügte, wird weder die Holzzufuhr geſtockt haben, noch kann die Getreidezufuhr gering geweſen ſein[78]. Eher ſchon hat ſich Thorn durch die Einſtellung des Landhandels benachteiligt gefühlt und verſucht, die alten Beziehungen trotz der Handelsverbote aufrechtzuerhalten. Auch Frankfurt a. d. Oder beſchwerte ſich über die neuen Straßen, die ſeinen großpolniſchen Verkehr ſtörten, und wandte ſich deswegen an den Hochmeiſter, der allerdings keinen Einfluß auf die Verlegung der Straßen ausübte[79]. Um 1400 lief der Handel ſchon wieder in ſeinen gewohnten Bahnen. Da wir mit dem Beginn des 15. Jahrhunderts reichlicher mit Quellen zur Handelsgeſchichte des Weichſelgebietes verſorgt ſind, können wir einige aufſchlußreiche Feſtſtellungen über die Handelsgewohnheiten im Weichſelhandel treffen.

---

[74] Monumenta medii aevi etc., Bd. V, Codicis diplomatici civitatis Cracoviensis, Teil 1. Krakau 1879. Nr. LXXII—LXXVI; H.U., Bd. IV, Nr. 1017, 1018, 1021, 1022, 1034.

[75] H.U., Bd. IV, Nr. 1034.

[76] Die Rechnungsbücher der Stadt Krakau verzeichnen 1392 und 1393 den Einnahmepoſten „Percepta Vngelt wie noue versus fflandriam"; die Einnahme betrug 1392: 30 mk, 31 gr, 8 den, 1393: 18 mk, 40 gr, 8 den. Der Poſten wird bis 1397 aufgenannt, ab 1395 jedoch ohne Eintragung des eingekommenen Geldes. 1398 verſchwindet auch die Nennung des Poſtens. Monumenta medii aevi etc., Bd. IV. Libri antiquissimi civitatis Cracoviensis, Teil 2, Krakau 1879, S. 298, 303, 310, 315.

[77] Nach der älteren Hochmeiſterchronik war die Benutzung der Straßen zwiſchen Thorn und Breslau von 1390—1395 verboten. S.S.R.P., Bd. III, S. 623.

[78] 1392 ſollen im Danziger Hafen allein 300 engliſche Schiffe Getreide geladen haben. Hirſch, a. a. O., S. 100, der jedoch keinen Beleg für dieſe auffällige, wahrſcheinlich übertriebene Bemerkung gibt.

Der Fluß hatte nicht allein für den polniſchen Durchgangshandel, ſondern auch für den preußiſchen Binnenverkehr Bedeutung erlangt. Die Verſorgung des Ordenshaupthauſes Marienburg mit Lebensmitteln, Waren uſw. von Danzig aus geſchah regelmäßig auf der Weichſel, und die Rechnungen des Marienburger Konvents, in denen die Ausgaben für die Lebenshaltung des Hochmeiſters und z. T. auch der Burginſaſſen enthalten ſind, vermerken es beſonders, wenn es infolge Eisgang oder Hochwaſſer notwendig war, ſtatt der Weichſel den Landweg zu benutzen[80], der, wie wir einigen Angaben entnehmen können, das Doppelte an Frachtkoſten verlangte als die Benutzung der Weichſel[81]. Natürlich ging der Frachtverkehr und nicht ſelten auch der Perſonenverkehr von Marienburg nach Elbing, Thorn und Königsberg den Waſſerweg. Der litauiſche Handel Danzigs, das in Kauen (Kowno) ein eigenes Handelskontor unterhielt und das ſeit den Erfahrungen, die man in den 90er Jahren des 14. Jahrhunderts mit dem polniſchen Handel gemacht hatte, dieſen Weg im 15. Jahrhundert ſtärker ausbaute, benutzte den Waſſerweg: Weichſel—Haff—Pregel—Deime—Kuriſches Haff—Memel[82].

Für den vom Orden ſelbſt getriebenen Weichſelhandel war die Großſchäfferei Marienburg Zentrale, die in Danzig zwei und in Thorn drei Speicher beſaß, außerdem Gewandkammern und „Keller“ in Thorn und Danzig[83]. Die Handelsbeziehungen der Marienburger Großſchäfferei nach Polen waren umfangreich und ausgedehnt, ſie betrafen überwiegend Holz- und Aſchelieferungen aus Maſowien, wogegen man nach Polen Tuche verkaufte. Der Holzhandel u. a. mit Bürgern aus Zakroczym, mit dem ſich die Handelsverbindungen über 10 Jahre lang — über die Tannenberger Schlacht hinweg — verfolgen laſſen, Pultuſk, Płońſk, Drohiczyn und Breſt-Litowſk betraf meiſt Wagenſchoßlieferungen nach Danzig[84]. Tuchverkäufe gingen u. a. an den Bürgermeiſter Alexander von Warſchau[85]. Auch die Königsberger Großſchäfferei hatte im Holz- und Aſchehandel mit Maſowien ihre Verbindungen nach Polen. Sie beſaß in Płock eine Schneidemühle (!)[86] und handelte mit Liegern in Pultuſk, Rozan und Warſchau[87]. Nicht mit polniſchen, dagegen mit zahlreichen preußiſchen Städten: Marienburg, Graudenz, Neuenburg, Schwetz und Thorn trieb die Großſchäfferei Königsberg Getreidehandel[88], von dem einmal bezeugt wird, daß er zu Schiff auf der Weichſel nach Danzig getrieben wurde[89].

---

[79] Voigt C.D.P., Bd. IV, Nr. 134, S. 121.

[80] Zieſemer, Das Marienburger Konventsbuch der Jahre 1399—1412. Danzig 1913. S. 280.

[81] Die Frachtkoſten für eine Laſt Bier von Marienburg nach Elbing betrugen zu Schiff 1 fird., zu Wagen $1/_2$ Mark, alſo das Doppelte. Vgl. das Marienburger Treßlerbuch der Jahre 1399—1409 (hrsg. von Joachim). Königsberg 1896. S. 298 u. 348.

[82] Recke, Danzigs Handelsbeziehungen zu Oſteuropa, S. 21/22, in Bauer-Millack, Danzigs Handel in Vergangenheit und Gegenwart. Danzig 1925.

[83] Sattler, Handelsrechnungen des Deutſchen Ordens. Leipzig 1887. S. XII.

[84] Ebenda, S. XVIII, 14, 19, 25, 46, 47, 84, 94, 95.

[85] Ebenda, S. 25.

[86] Ebenda, S. 141.

[87] Ebenda, S. 233—235, 291.

[88] Ebenda, S. 132—135.

[89] Ebenda, S. 180.

Der unmittelbare Anteil des Ordens an der Weichſelſchiffahrt war nicht ſo groß, wie man es nach dem Umfang ſeines eigenen Handels annehmen ſollte. Wir ſind über die Schiffbeſtände des Ordens verhältnismäßig gut unterrichtet[90]. Er verfügte in den letzten 5 Jahren vor der Schlacht von Tannenberg über eine Flotte von etwa 40 Weichſelkähnen, von denen ein Teil an einzelne Weichſelfahrer vermietet war. Der größte Teil dieſer uns namentlich bekannten Weichſelfahrer war in Danzig beheimatet: ſie tragen faſt ohne Ausnahme deutſche Namen, denn die polniſche Beteiligung an der Weichſelſchiffahrt beſchränkte ſich im weſentlichen auf die Flößerei. Mit der Vermietung ſeines Kahnbeſtandes an Privatleute wandte der Orden das Syſtem ſeiner ſonſtigen Handelsunternehmen auch auf die Weichſel an: er überließ das Fuhrgeſchäft (ſamt dem damit verbundenen Riſiko) den Kleinunternehmern in den Städten. Das Riſiko der damaligen Weichſelfahrten ſcheint nicht gering geweſen zu ſein. Im allgemeinen lieferte man die Maſſengüter mit den höheren Waſſerſtänden im Frühjahr, Sommer und Herbſt. Das „nächſte Hochwaſſer“ [91] galt in den Handelsverträgen des 15. Jahrhunderts, die die Danziger Kaufleute bei Holzlieferungen in Polen abſchloſſen, als rechtskräftiger Lieferungstermin, und der polniſche Verkäufer verpflichtete ſich meiſt mit den Worten „ad primam aquam proxime defluentem“ [91] ſeine Ware zu liefern. Am wenigſten waren die Herbſtfahrten bei den Weichſelfahrern beliebt, da hierbei immer die Gefahr beſtand, auf der Weichſel während der Handelsreiſe einzufrieren, was dem Schiffer Mühe und Koſten verurſachte und, da er an der Fracht beteiligt zu ſein pflegte, auch ihm ſelbſt Verluſte bringen konnte. Um den Handelsverkehr aber auch in dieſer Zeit aufrechtzuerhalten, drohte den Schiffern, die ſolche Fahrten nicht eingehen wollten, der Entzug des Schifferpatentes auf vier Jahre und Geldſtrafen[92]. Um Verluſten zu begegnen, richtete man unter den Ordensſtädten an der Weichſel ein Bergungs- und Meldeweſen ein, das Kaufmann und Schiffer vor Schaden bewahrte[93].

Der Mißerfolg, zu dem der polniſche Handelskrieg führte, hatte aber für beide Teile noch keine klare Lage geſchaffen. Polen verſuchte, ſeine Waren möglichſt ohne Zwiſchenhandel abzuſetzen, indem es in den Häfen, die ihm einen unmittelbaren Zugang zur Weichſel ermöglichten, wie Schulitz und Bromberg, ſpäter Neſſau und Diebau, Niederlagen einrichtete und Schiffe erbaute. Preußens Städte antworteten mit Gegenmaßnahmen, aber dieſe kleinen wirtſchaftlichen Plänkeleien wogen nichts gegen den gewaltigen Kampf um Sein und Nichtſein der deutſchen Staatsordnung im Oſten, der 1409 losbrach.

Der polniſch-litauiſche Druck auf den Orden brach ſich nach Norden Bahn. Ein bezeichnendes Schlaglicht auf dieſe bekannten Kämpfe wirft eine der erſten Feindſeligkeiten von ſeiten Polens: Bromberg unterbricht die Weichſelſchiffahrt[94]. Ging der Kampf auch um weſentlich höhere Ziele als um Handelsvorteile, ſo forderte doch der polniſche König nach der unglücklichen Tannenberger Schlacht „dy Wyſel abe bys yn dy ſee“ [95]. Aber dieſe Forderung und damit das Kriegsziel Polens, die Unterweichſel an ſich zu reißen, wurde durch den energiſchen Widerſtand Heinrichs von Plauen zunichte gemacht, der auch mit Flußkriegsſchiffen die Weichſel gegen die polniſchen Störungsverſuche für den Verkehr wieder freimachte[96]. Außerdem hatte ſich der Fluß gleich nach der Schlacht bei Tannenberg als eine leicht zu haltende ſtrategiſche Linie erwieſen: die Danziger brachten die in das Große Werder hineinflutenden Tartarenhorden des polniſchen Königs durch bewaffnete Boote an der Weichſel zum Stehen[97]. Der Handel auf der Weichſel lag vollkommen danieder. Von 1410—1412 war der Verkehr völlig unterbrochen, 1411, 1412 und 1416 waren ſchlimme Mißernten, und durch das Ausfallen der Heringsfänge wurde die Not noch verſchärft[98]. Die Fiſcheinfuhr ſuchte ſich 1413 ſogar andere Wege und ging wieder über die in den 90er Jahren des vergangenen Jahrhunderts von Polen benutzte Oderſtraße ins Binnenland. In Danzig und Thorn fürchtete man bereits, daß ſich der geſamte Handel dorthin wenden werde[99], aber die alten Handelsherkommen bewährten ſich. Wie man es ſich ſchon 1413 mitten im Kriege nicht nehmen ließ, gelegentlich größere Warenmengen ſtromab zu bringen, ſo kam ſchließlich 1415 ſoviel Bauholz die Weichſel herab, daß es in Danzig 7—8 km auf beiden Seiten der Mottlau aufgeſtapelt lag[100]. Aber bis zum Ablauf des erſten Jahrhundertviertels ſollte ſich der Weichſelhandel noch nicht in Ruhe weiter abwickeln können. War es nicht immer der polniſche König, ſo doch ſeine Beamten, die dem Weichſelhandel wie die Raubritter auflauerten. Der Hauptmann von Bromberg trieb es ſo arg, daß man 1417 eine Zeitlang in Kulm eine Niederlage einrichten mußte, um ſich die Waren über Land aus Thorn zu holen, und ſie erſt dann der Weichſel anvertraute[101].

---

[90] Zieſemer, Marienburger Konventsbuch. Derſ., Das große Ämterbuch des Deutſchen Ordens, Danzig 1921, und Sattler, Handelsrechnungen: passim.

[91] W.S., Nr. 60 (1428); vgl. dort auch Nr. 21 (1427), Nr. 278 (1434), Nr. 280 (1435), Nr. 442 (1438), Nr. 613 (1441).

[92] S.T.A., Bd. I, S. 76 (1397).

[93] Ebenda, S. 75/76 (1397).

[94] Johann von Poſilge, cronike des landes von Pruſzin etc., Fortſ. „Dy von Bromberg hatten newlich dovor den von Thorun czwe ſchiff mit ſalcze genommen uf der Wyſel“. S.S.R.P., Bd. III, S. 302.

[95] Derſ., S.S.R.P., Bd. III, S. 344.

7. Die Ablöſung der Ordensherrſchaft auf der Weichſel durch die Stadt Danzig

Es war ein völkiſches Unglück für Preußen, daß gerade in dieſer Zeit in Paul von Rußdorf einer der unfähigſten Vertreter auf dem Hochmeiſterſtuhl ſaß. Er führte zwei ungeſchickte Kriege gegen Polen. Der eine kurz nach ſeinem Amtsantritt brachte dem Orden 1422 den ſchimpflichen Frieden am Meldenſee, durch den er neben Landgebieten auch die Hälfte der Thorner Weichſelfähre an den polniſchen König abtreten mußte[102]. Auch der 1433/34 geführte Krieg war unglücklich. Die Häufigkeit, mit der uns gerade die Danziger Handelsverbindungen nach Polen in den kurzen Friedenszeiten dieſes Jahrhunderts überliefert werden, ſpricht dafür, daß die Unterbrechungen, die der Weichſelhandel durch jene politiſchen Auseinanderſetzungen erfahren hatte, zum mindeſten auf die Dauer keine nachteiligen Folgen zeitigten. Der Handel des Ordens war allerdings nur noch ein Schatten ſeiner früheren Größe. Da der Orden zu dauernden Geldausgaben für ſeine Rüſtungen und Heere, zu Unterſtützungen für die verwüſteten Landſchaften und zum Unterhalt der Kirchen gezwungen war, begann der Staat zu verarmen, und damit lockerten ſich auch die Zügel der Landesverwaltung und Gewerbeaufſicht. Das Deichweſen wurde vernachläſſigt, und als es 1417 und 1439 zu mehreren großen Deichbrüchen kam, konnte der Orden nur noch durch Zinserlaß[103] helfen und nicht mehr wie früher in ſolchen Fällen die Geſchädigten durch Gelder tatkräftig unterſtützen[104]. Seine Weichſelflotte beſtand ſeit 1410 nur noch aus den notwendigſten Kähnen, und bei einer Aufſtellung über die Handelskähne findet ſich 1417 die vielſagende Eintragung im Rechnungsbuch der Marienburger Großſchäfferei: „Dy wiſelkane ſynt alzalmpt voraldet und vertorben"![105].

---

[96] Derſ., „Ouch hatte der ordin 400 Schiffkinder deſin krik gehat, dy vorteylit wordin off dy Huſer, und eyn teil worrin off der Wyſel mit erin botin, dy do befretin dy Wyſil vor den von Bromberg, das ſich dy Polen torſtin bewiſin (ſich nicht ſehen laſſen durften), S.S.R.P., Bd. III, S. 348.

[97] Derſ., S.S.R.P., Bd. III, S. 320.

[98] Hirſch, a. a. O., S. 42.

[99] Hirſch, a. a. O., S. 42, Anm. 204.

[100] Ebenda, S. 48, Anm. 32.

[101] Johann von Poſilge, S.S.R.P., Bd. III, S. 372.

[102] „Medietatis Wisele et navigii in Thorun“, Konrad von Bitſchins chronica terrae Prussiae S.S.R.P., Bd. III, S. 489.

Als Hauptunternehmer im Weichſelhandel fiel der Orden in Zukunft alſo aus. An ſeiner Stelle bemühten ſich die Städte, das Heft in die Hand zu bekommen, indem ſie wichtige landesherrliche Rechte am Weichſelhandel für ſich in Anſpruch nahmen: 1425 ging die Gerichtsbarkeit über die Weichſelfahrerzunft aus den Händen der Ordensregierung in die der einzelnen Städte über[106]. Der Kampf um die Handhabung der Frachtſchiffahrt auf der Weichſel erhielt ein völkiſches Geſicht, als die Städte 1426 beſchloſſen, daß kein Einwohner des Ordenslandes ſeine Waren auf anderen Schiffen verfrachten dürfe als auf ſolchen, die ebenfalls Landeseinwohnern gehörten[107]. Verſtändlicherweiſe gab es auch wirtſchaftlich bedingte Meinungsverſchiedenheiten unter den Städten. Beſonders für Danzig war die Stellung Thorns in der Stapelrechtsfrage läſtig[108]. Und wenn es auch aus politiſchen Gründen gegen Thorn keine offenen Schritte unternahm, ſo ſuchte es ſeinen Handel doch bald ſo einzurichten, daß er in direktem Verkehr mit Polen den Thorner Stapel umging.

Die von Danzig im Holzhandel mit Polen geübten Bräuche hatten damals ſchon ähnliche Formen wie in ſpäteren Jahrhunderten. Der Danziger Kaufmann oder ſein Vertreter pflegten in Polen oft ſogar im Walde ſelbſt das Holz auszuſuchen und entweder einen Vorſchuß zu geben oder ſich das Vorkaufsrecht auf die Lieferung zu ſichern[109]. Sämtliche Lieferungen verſtanden ſich frei Danzig ,,in prato Danzco''[110] alſo auf die Danziger Holzfelder, unter denen die „Klapperwieſe" ihren Namen von der Holzſorte Klappholz erhalten hatte, das dort neben den anderen Hölzern ausgeſucht und z. T. auch bearbeitet wurde. An dieſen Lieferungen waren in erſter Linie der polniſche Adel und das polniſche Bürgertum beteiligt, daneben ſpielte aber auch die deutſche Einwohnerſchaft von Städten in Polen (z. B. Warſchaus)[111] eine Rolle. Auch Juden werden im Buggebiet als Holzhändler genannt[112]. Der Holzhandel reichte ziemlich weit an der Weichſel und ihren Nebenflüſſen hinauf. Die Danziger Holzhandelsbeziehungen laſſen ſich für dieſe Zeit die mittlere Weichſel und den Narew aufwärts bis Suraſz, den Bug bis Breſt-Litowſk und die obere Weichſel bis an die Karpathen verfolgen[113]. Von dort kam das meiſt nach England ausgeführte Eibenholz, es wurde zur Waffenherſtellung verwandt und daher in Danzig als Bogenholz gehandelt. In den Jahren 1446/47 können wir einen ſolchen Eibenholzhandel von Sandomir über einen deutſchen Zwiſchenhändler in Warſchau bis nach Danzig verfolgen[114]. Am regſten waren die Beziehungen Danzigs zu Maſowien. Dort ſtand es mit faſt jeder kleineren und größeren Stadt an der Weichſel und ihren Nebenflüſſen in Verbindung[115]. Der Getreidehandel war noch nicht ſo weit verzweigt wie der Holzhandel. Er beſchränkte ſich in dieſer Zeit noch faſt ausſchließlich auf Maſowien. Allerdings ſtützte ſich die Danziger Getreideausfuhr auch auf Lieferungen aus den preußiſchen Weichſelſtädten Graudenz, Neuenburg und Schwetz[116], dazu wurde aus Thorn der größte Anteil der preußiſchen Getreidezufuhr nach Danzig geliefert. Die preußiſche Landwirtſchaft hat im 15. Jahrhundert alſo bereits als ausfuhrfähig zu gelten.

---

[103] Hirſch, a. a. O., S. 49/50.

[104] Marienburger Treßlerbuch (1407), S. 464.

[105] Sattler, a. a. O., S. 65, Anm. d.

[106] S.T.A., Bd. I, S. 433.

[107] S.T.A., Bd. I, S. 461.

[108] Hirſch, a. a. O., S. 185.

[109] Matricularum Ducatus Masoviae codices saeculo XV—XVI, conscripti, Bd. I, Nr. 844 u. 853 (1427). In: Monumenta juris. Warſchau 1918.

[110] W.S., Nr. 21 (1427); Sattler, a. a. O., S. 46, 47, 234, 235 (1404).

[111] W.S., Nr. 985. Dort vor allem ein Warſchauer Bürger, Andreas Endlinger.

[112] W.S., Nr. 734.

[113] Hirſch, a. a. O., S. 175/76.

[114] W.S., Nr. 985, 1064, 1065.

[115] Hirſch, a. a. O., S. 176.

Der Kampf der preußiſchen Städte gegen das Aufkommen einer unmittelbar aus Polen nach Danzig gerichteten Weichſelſchiffahrt wurde bis in die 50er Jahre dieſes Jahrhunderts fortgeführt. Immer wieder wandten ſich die preußiſchen Städte in beſonderen Beſchlüſſen gegen den Handel nach der „polniſchen Weichſelſeite“, gegen den dortigen Schiffbau und gegen den Verkauf von Schiffen dorthin. Der Hochmeiſter unterſtützte dieſes Vorgehen durch eigene Verordnungen[117]. Hier zeigte ſich aber ſchon, daß Danzig nun in den Fragen des Weichſelhandels und der Weichſelſchiffahrt ſeine eigenen Wege zu gehen gewillt war. Nachdem es immer deutlicher erkennen mußte, daß die ſinkende Macht des Ordens dem Schutze ſeines weitverzweigten Handels von Jahr zu Jahr weniger genügen konnte, bemühte es ſich, ſeine eigene Stellung zu befeſtigen. In gleicher Weiſe vom Orden und von Polen unabhängig zu ſein, wurde ſeine politiſche Richtlinie, die Danzig von nun ab in den beiden folgenden Jahrhunderten verfolgte und die es durchſetzte.

Der Umfang des Danziger Geſamthandels, in dem der Weichſelhandel den wichtigſten Teil ausmachte, war jetzt gegen früher bedeutend geſtiegen. Hatte der Umſchlag 1390 noch einen Wert von rund 6 Millionen Reichsmark gehabt[118], ſo betrug dieſer im Durchſchnitt der Jahre 1443—1447 über 30 Millionen Mark[119]. Die weſteuropäiſche Nachfrage nach Holz und Getreide begann zu ſteigen. Wollte Danzig nun bei einer längeren Unterbrechung des Weichſelhandels, die bei dem geſpannten Verhältnis zwiſchen dem Orden und Polen jeden Tag eintreten konnte, ſeine Rolle im oſteuropäiſchen Rohſtoffhandel nicht an andere Städte, wie Stettin, Königsberg, Riga oder Reval abtreten, ſo mußte es jetzt die Sorge um eine ungehinderte Weichſelſchiffahrt ſelbſt übernehmen. Hiermit wird auch die Stellung Danzigs in jenem großen endgültigen Ringen um die Machtverteilung in den Weichſellanden zwiſchen Orden und Polen, dem 13jährigen Kriege, verſtändlich. Als es 1454 zu der bekannten Abfallbewegung der Stände gegen den Orden kam, war es dieſen auch gelungen, Danzig geſchickt in eine Lage hineinzuzwängen, die ihm ſchließlich nur noch ein Mitgehen mit den Ständen geſtattete. Kaum ſchien der polniſche König Herr der Lage zu ſein, ſo wandten ſich die Weichſelſtädte mit langen Wunſchzetteln an den neuen Machthaber: Thorn beanſpruchte natürlich — um das Ziel einer ſeit 100 Jahren verfolgten Handelspolitik zu erreichen — Stapelrecht auf alles, was die Weichſelſchiffahrt beförderte, Kulm verlangte ein

---

[116] Hirſch, a. a. O., S. 199.

[117] Beſchlüſſe, Verordnungen und Vorgänge dieſer Art ſind zwiſchen 1410 und 1454 bekannt aus den Jahren: 1420 (S.T.A., Bd. I, S. 355), 1426 (S.T.A., Bd. I, S. 458; H.R., Abt. I, Bd. 8, Nr. 41), 1431 (H.R., Abt. II, Bd. 1, Nr. 4), 1435 (H.R., Abt. II, Bd. 1, Nr. 492), 1438 (H.R., Abt. II, Bd. 2, Nr. 96 u. 193), 1439 (H.R., Abt. II, Bd. 2, Nr. 290), 1440 (S.T.A., Bd. II, S. 131/32), 1441 (Danzig Staatsarchiv, Abt. 300. U. 68, 99; S.T.A., Bd. II, S. 359; H.R., Abt. II, Bd. 2, Nr. 527), 1442 (S.T.A., Bd. II, S. 418; H.R., Abt. II, Bd. 2, Nr. 642), 1444 (S.T.A., Bd. II, S. 629 u. 632), 1447 (S.T.A., Bd. III, S. 41) und 1448 (S.T.A., Bd. III, S. 50/51).

[118] H.R., Abt. I, Bd. 4, Nr. 1. Umrechnung nach R. E. Raths, Der Weichſelhandel im 16. Jahrhundert. Diſſ. Marburg 1927, S. 13.

[119] Nach Hirſch, a. a. O., S. 64. Umgerechnet auf Grund von Folz, Geſchichte des Danziger Stadthaushaltes. Danzig 1912. S. 18.

Stapelrecht für alle Waren, die unterhalb Thorns geladen wurden[120], womit es den von den Weichſelhäfen auf dem polniſch-kujawiſchen Ufer nach Danzig betriebenen Handel auf ſich ziehen wollte. Demgegenüber behauptete Danzig ſeinen alten Standpunkt, der es einen unmittelbaren und ununterbrochenen Handel mit den Weichſelſtädten Preußens und Polens anſtreben ließ.

Die bekannten urkundlichen Beſtätigungen von zum großen Teil bereits geübten Rechten, die der polniſche König 1457 den Städten Danzig und Thorn gab, ließen die künftigen Ausſichten für Danzig in recht günſtigem Lichte erſcheinen[121]. Vergleicht man die Texte beider Urkunden, ſo ergeben ſich auffällige Verſchiedenheiten. Die Danziger Urkunde beſchäftigt ſich eingehend mit den Fragen des Weichſelhandels und gibt dieſen völlig frei, wobei die Warenarten Pech, Teer und Aſche genannt werden. Dazu verpflichtete ſich der polniſche König ausdrücklich, daß „keyn neuwe czoll addir beſwerunge off der Weyſſel... in allen zcukommenden czeiten gemacht und uff ſie gelegt ſal werden“[122]. Die Thorner Urkunde dagegen erwähnte, trotzdem der Stadt eine geſondert ausgefertigte Beſtätigung ihrer Handelsvorrechte gegeben wurde, den Weichſelhandel mit keinem Wort, beſtätigte das Stapelrecht im allgemeinen und führte deſſen beſondere Wirkſamkeit für den Landhandel aus. Der ganze Wortlaut der Thorner Urkunde iſt aber ſo gehalten, daß ſich mit einigem Geſchick die Berechtigung zum Anwenden des Stapelrechts auf den Weichſelhandel herausleſen ließ, andererſeits waren Beſtimmungen gegen die Nichtachtung des Stapelrechts nur für Kaufleute aus außerpolniſchen Landen erlaſſen. Zu einem Austrag dieſer Unſtimmigkeiten ſollte es aber vorläufig noch nicht kommen, denn ſeit 1454 tobte der Krieg im Lande.

Da ſich die Kriegshandlungen ſchon in dieſem Jahr — nach der polniſchen Niederlage bei Konitz — in eine Reihe von Einzelunternehmungen auflöſten[123], bildete ſich auf der Weichſel eine ſeltſame Kriegslage heraus: Thorn, Kulm und Danzig waren Gegner des Ordens, die dazwiſchenliegenden Burgen an der Weichſel, Neuenburg und Mewe, das ſich bis 1464 hielt, waren mit Ordensſöldnern belegt. Ein Weichſelverkehr ſchien undenkbar. Aber nun zeigte ſich, wie tatkräftig Danzig die ihm aufgezwungene Rolle für ſich zu nutzen wußte. Erfahrungen in Seekriegen und Kriegsſchiffbau hatte es ſchon ſeit mehreren Menſchenaltern. In der Kriegszeit ſtieg der Bedarf an Rohſtoffen im Binnenlande beträchtlich, dazu kamen die Nachfragen aus Überſee. Als man Danzig 1454 große Holzmengen auf der Weichſel wegfing[124], begann es von 1455 ab die Weichſel kurzerhand auf eigene Fauſt zu beherrſchen[125]. Große Flotten bewaffneter und bemannter Kriegskähne wurden auf den Strom geſchickt, um ihn zunächſt von feindlichen Fahrzeugen zu ſäubern. An der Ausrüſtung der Weichſelkriegsflotte beteiligten ſich neben Danzig auch Thorn, Elbing, Kulm, Graudenz und Braunsberg; die Ausrüſtung ſelbſt erfolgte in Danzig[126]. Von 1456 ab wandte man bereits ein regelrechtes Geleitzugs-Syſtem auf der Weichſel an. Im Frühjahr und Herbſt wurden die weichſelabwärts kommenden Kähne in Thorn zu großen Flotten geſammelt, um dann, in umfangreichen Geleitzügen bis zu 150 Kähnen zuſammengefaßt, von den bewaffneten Booten und ſchwimmenden Baſteien, die Danzig auf Anforderung ſandte, auf ihrer

---

[120] S.T.A., Bd. IV für Thorn S. 422, für Kulm S. 415.

[121] Die Texte beider Urkunden vgl. S.T.A., Bd. IV, für Danzig, S. 557ff., für Thorn S. 600—605.

[122] S.T.A., Bd. IV, S. 559.

[123] Krollmann, a. a. O., S. 148.

[124] Ältere Hochmeiſterchronik, 1. Fortſ. S.S.R.P., Bd. III, S. 670.

[125] Ebenda, S. 696.

[126] S.T.A., Bd. IV, S. 555/56.

Talfahrt geſchützt zu werden[127]. Die Tätigkeit dieſer Flußkriegsſchiffe hat Danzig in einem Zeitraum von über zehn Jahren wenigſtens die notwendigſte Zufuhr geſichert. Aus den teilweiſe bekannten Angaben über die Zuſammenſetzung und Ladung dieſer Flotten[128] läßt ſich feſtſtellen, daß der Weichſelverkehr, etwa mit Getreide, in der Kriegszeit nicht allzu umfangreich geweſen iſt, denn es fehlte natürlich nicht an Verluſten, wie 1458, als den Danzigern bei einer Fahrt allein 1000 t Getreide verlorengingen[129]. Auch war die ſeewärtige Ausfuhr durch die Feindſeligkeiten Dänemarks gegen Polen zeitweilig ſo gut wie lahmgelegt und der Bedarf im Inlande war ſo groß, daß 1460 nicht eine einzige Tonne Getreide den Danziger Hafen verließ, ſondern ſogar 1200 t eingeführt werden mußten, die meiſt aus Livland und Schweden ſtammten[130]. Von 1464 an konnte aber der überſeeiſchen Nachfrage nach Holz — weniger nach Getreide — gelegentlich ſtattgegeben werden. Die Getreidezufuhren auf der Weichſel betrugen in dieſen Jahren[131]:

1463	rund	650 t
1464	„	5000 t
1465	„	6800 t

Verglichen mit den Mengen, die der Weichſelhandel im 16. Jahrhundert nach Danzig brachte[132], ſind das recht geringe Zahlen, 1465 aber doch noch mehr, als in den ſchlechteſten Jahren jener Zeit.

Worum es Polen in dieſem Kriege ging, das hatte der Thorner Ratsherr und Diplomat des Preußiſchen Bundes, Konrad Theudenkus, 1457 erbittert erkannt: „... dy Polniſchen heren wellen innemen dy ſloes an der Weiſſel, das ſy meynen dy Weyſſel alleine inne czu halten[133]!“ Jedoch auch diesmal ſollte Polen mit dem zweiten Thorner Frieden 1466 ſein Ziel nicht völlig erreichen. Die Lande an der unteren Weichſel, Weſtpreußen oder wie man es nannte: Königlich Preußen, wurden kein Glied des polniſchen Staatsverbandes, ſondern lediglich der polniſchen Krone in Perſonalunion verbunden. Der Orden aber verlor die Weichſel. In den Friedensverhandlungen von 1464 hatte er noch energiſch an den ſtrategiſchen Erforderniſſen eines an die Weichſel angelehnten Staates feſtgehalten. Zum mindeſten Dirſchau und Mewe gedachte er zu behalten, um ſich damit als letztes die alte Ausgangsſtellung zu ſichern, mit der er zu Beginn ſeines Schaffens im Oſten die Weichſel beherrſcht hatte[134]. Aber hinter dieſen Anſprüchen ſtand weder eine politiſche noch eine militäriſche Macht, der Orden war von allen verraten und verlaſſen: vom Reich, von ſeinen Söldnern, von Adel und Städten. Das Ordensgebiet wurde daher faſt völlig von der Weichſel abgedrängt, nur bei Marienwerder blieb eine kurze Strecke am Weichſelufer in der Hand des Ordens. Es muß dabei betont werden, daß dort die Grenzziehung von 1466, wie bei allen gerechten Stromgrenzen, in der Strommitte verlief.

---

[127] Öſterreich, Die Handelsbeziehungen der Stadt Thorn zu Polen, S. 48ff., in Z.W.G., Jg. 33. Im einzelnen: Johann Lindaus Geſchichte des dreizehnjährigen Krieges, S.S.R.P., Bd. IV, S. 534, 552, 564f., 569, 574, 579f., 585f., 595f., 614, 617, 622, 629.

[128] Von den geleiteten Kähnen wurde ein „Leidegeld“ erhoben, deſſen Abrechnungen für 1463—1465 erhalten ſind. Danzig, Staatsarchiv, Abt. 300, 19, Nr. 2 u. 2a.

[129] Geſchichte wegen eines Bundes von Landen und Steten etc. S.S.R.P., Bd. IV, S. 191f.

[130] Danzig, Staatsarchiv, Abt. 300, 19, Nr. 1.

[131] Danzig, Staatsarchiv, Abt. 300, 19, Nr. 2.

[132] Vgl. unten Abſchnitt 8.

[133] S.T.A., Bd. IV, S. 585, Schreiben des Theudenkus an den Thorner Rat vom 9. 8. 1457.

[134] Johann Lindaus Geſchichte des dreizehnjährigen Kreiges. S.S.R.P., Bd. IV, S. 613.

War Weſtpreußen auch an die Krone Polen gebunden — über die Weichſel konnte Polen damit doch nicht verfügen. Wie ein ſchmaler aber feſter Riegel lag an der Weichſelmündung das Danziger Staatsgebiet. Die genannte Urkunde von 1457 hatte Danzig alle wichtigen ſtaatlichen Gerechtſame geſichert und außerdem alle Ordensprivilegien, darunter die Stapel und Zollrechte beſtätigt. Infolgedeſſen mußten in den folgenden Jahrhunderten alle mit der Weichſel nach Danzig verfrachteten und hier ein- oder ausgehenden Waren dort ver- oder gekauft werden, außerdem mußte jeder fremde Kaufmann, alſo auch der polniſche Untertan hier Zoll zahlen. Die Stellung Danzigs hat in der Folgezeit große Ähnlichkeit mit der der Niederlande. Hier wie dort wuchs ein unabhängig werdendes Staatsweſen, an der Mündung eines großen Stromes gelegen, auf Grund ſeiner wirtſchaftlichen Schlüſſelſtellung zu einem in der Welt geachteten Faktor im politiſchen und wirtſchaftlichen Geſchehen. — Der Riegel an der Weichſelmündung ſollte länger halten als der alte polniſche Staat.

Durch den dreizehnjährigen Krieg (1454—1466) war das untere Weichſelgebiet ſo verwüſtet worden, daß mehr als ein Menſchenalter dazugehören ſollte, hier wieder geregelte Wirtſchaftsverhältniſſe zu ſchaffen. Auch das Deichweſen wurde nicht mehr mit der notwendigen Obhut betreut, denn die Zügel der Verwaltung waren nicht mehr in der Hand geſchulter Ordensbeamter. Das ſollte ſich ſpäter im 16. Jahrhundert bitter rächen. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts war aber die Lieferfähigkeit des Weichſelhandels wieder ſoweit geſtiegen, daß dem Danziger Hafen Getreide in ausreichenderen Mengen zugeführt werden konnte. Die Getreideausfuhr Danzigs betrug in den Jahren[135]:

1490	rund	24 100 t
1491	„	14 250 t
1492	„	25 600 t

Jedoch handelt es ſich bei dieſen Zahlen keineswegs um Jahre normaler Ausfuhr, wie man bisher annahm[136]. Die Jahre 1491 und 1492 ſind für ganz Europa Kornteuerungsjahre geweſen[137], davon machten auch Danzig und die Weichſelſtädte keine Ausnahme, ſo daß dieſe knappen Angaben es nicht zulaſſen, verallgemeinernde Schlüſſe zu ziehen[138].

Zu Beginn des 16. Jahrhunderts ſollte es infolge der durch die Urkunden von 1457 für Thorn geſchaffenen Unklarheiten zum Streite kommen. Wie zu erwarten war, machte Thorn von den Beſtimmungen jener in dem ihm gemäßen Sinne Gebrauch und zwang den geſamten Weichſelverkehr, bei der Stadt anzuhalten[139]. Jetzt wandten ſich beſonders die Biſchöfe von Płock und Włocławek gegen Thorn und beſchworen einen Streit herauf, der ſchließlich ſogar die Kurie beſchäftigen ſollte[140]. Mit der Inanſpruchnahme des Stapelrechts ſetzte ſich Thorn aber in Gegenſatz zu dem handelspolitiſchen Gefüge des erweiterten polniſchen Staatsweſens, für das es zwar tragbar war, wenn Städte mit weitgehenden Stapelrechten, wie Danzig und Krakau (deſſen Stapelanſprüche in Vergeſſenheit gerieten), an den Endpunkten der großen Verkehrswege lagen, in dem aber eine Unterbrechung des lebhafter werdenden Binnenverkehrs auf der Weichſel durch ein Thorner Stapelrecht zu Auseinanderſetzungen führen mußte. Als 1496 die Schiffahrt auf allen polniſchen Strömen für frei erklärt wurde und der polniſche König im Wortlaut dieſes Geſetzes unmittelbar gegen Thorn Stellung nahm, konnte der Ausgang des Streites nicht mehr zweifelhaft ſein. Da außerdem die Intereſſen der mächtigſten deutſchen Weichſelſtadt, Danzig, gegen den Thorner Anſpruch gerichtet ſein mußten, war auf eine wirkſame diplomatiſche Unterſtützung Thorns am Hofe nicht zu rechnen. Der Streit um die Thorner Niederlage ſollte ſich noch lange hinziehen, bis er ſchließlich 1527 gegen Thorn entſchieden wurde. 10 Jahre ſpäter gab ein allgemeines königliches Dekret alle Straßen zu Waſſer und zu Lande frei. Damit verblieb Thorn nur noch ein geringfügiger Reſt ſeines ehemaligen Stapelrechts im Fiſchhandel. Auf dieſe Weiſe war zwar der Weichſelhandel bis Danzig freigeworden, aber auch einer blühenden deutſchen Handelsſtadt die Grundlage ihres Beſtehens entzogen. Der Niedergang Thorns war von jetzt ab nicht mehr aufzuhalten[141].

---

[135] Lauffer, Danzigs Schiffs- und Warenverkehr am Ende des 15. Jahrhunderts, S. 40. In: Z.W.G., Jg. 33.

[136] So Simſon, Geſchichte der Stadt Danzig, Bd. I, S. 300; Keyſer, Danzigs Geſchichte, Danzig o. J., S. 81, und viele andere.

[137] Naudé, Die Getreidehandelspolitik der europäiſchen Staaten vom 13. zum 18. Jahrhundert als Einleitung in die preußiſche Getreidehandelspolitik. Acta Borussica, Abt. II, Bd. 1, S. 236. Berlin 1896.

[138] Nach der recht zuverläſſigen zeitgenöſſiſchen Danziger Chronik des Caſpar Weinreich (S.S.R.P., Bd. IV, Seitenzahlen in Klammern) wird 1491 Anfang April die Getreideausfuhr aus dem Danziger Hafen verboten, ſo daß zwei holländiſche Getreideflotten nicht laden können. Kurz darauf beſchloß der weſtpreußiſche Landtag ein Getreideausfuhrverbot für das ganze Land, die Kornpreiſe zogen ſtark an (782 f.). Im Herbſt war ſogar 14 Tage lang kein Korn in der Stadt, „ſo daß es ſchir ein romor mank der gemeine gemacht hatte“ und Danzig die ihm zugedachten Schiffe auf der Weichſel mit bewaffneten Booten einholen mußte (784, 786). Ein ähnliches Kornverbot wiederholte ſich 1492, das im Juni gemildert wurde, „der kofman vorlor vil an dem korn zu der zeit“ (790). Scheidet alſo das Jahr 1491 für eine allgemeingültige Beurteilung völlig aus, ſo ſind auch die Zahlen für 1492 und die noch geringere für 1490 nur mit allem Vorbehalt zu verwenden; die normale Getreideausfuhrmenge Danzigs wird am Ende des 15. Jahrhunderts mit Sicherheit größer geweſen ſein als die der drei überlieferten Jahre.

(Fortſetzung folgt.)

Überſicht der in den Anmerkungen verwandten Abkürzungen

H.R. = Die Rezeſſe und andere Akten der Hanſetage, Abt. I, 8 Bde. Leipzig 1876—1897, Abt. II, 7 Bde. 1876—1892, Abt. III, 9 Bde. 1881—1913.
H.U. = Hanſiſches Urkundenbuch, 9 Bde. Halle-Leipzig 1876—1916.
Mſ. = Manuſkript.
Preuß.U. = Preußiſches Urkundenbuch, Bd. I. 1 und 2, Philippi-Seraphim, Königsberg 1882 und 1909; Bd. II. 1 und 2, Hein-Maſchke, Königsberg 1932 und 1935.
P.U. = Perlbach, Pommerelliſches Urkundenbuch, Danzig 1881/82.
S.S.R.P. = Scriptores rerum Prussicarum, Die Geſchichtsquellen der preußiſchen Vorzeit bis zum Untergang der Ordensherrſchaft. Hrsg. v. Hirſch, Toeppen, Strehlke, 5 Bde. Leipzig 1861—1874.
S.T.A. = Toeppen, Akten der Ständetage Preußens unter der Herrſchaft des Deutſchen Ordens. 5 Bde. Leipzig 1874—1886.
Voigt C.D.P. = Voigt, Codex diplomaticus Prussicus, 6 Bde. Königsberg 1836—1861.
W.S. = Libri scabinales civitatis antiquae Varsoviensis saeculo XV conscripti. Bd. I, in Monumenta iuris Bd. III. Warſchau 1916.
Z.W.G. = Zeitſchrift des Weſtpreußiſchen Geſchichtsvereins. Danzig 1880ff.

---

[139] Öſterreich, a. a. O., S. 55ff.

[140] Ebenda, S. 69ff.

[141] Öſterreich, a. a. O., S. 90.

Karl von Koſeritz

und der Kampf des braſilianiſchen Deutſchtums um ſeinen ſtaats- und volkspolitiſchen Standort im Kaiſerreich Braſilien

Von Karl-Heinrich Oberacker, Hemsbach/Bergſtr.

> Wir halten alle geiſtigen Beziehungen zu Deutſchland ebenſo feſt, wie wir uns in politiſcher Beziehung entſchieden an Braſilien anſchließen.
> Koſeritz.

Der junge Großſtaat Braſilien verdankt ſeine Entſtehung der portugieſiſchen Koloniſation. Die portugieſiſche Einwanderung war — abgeſehen von der Sklaveneinfuhr — bis zur Unabhängigkeitserklärung die einzige Einwanderung, die das Land empfing; denn Portugal ſchloß ſeine Kolonien aufs eifrigſte vor allen anderen Nationen ab. Nichtportugieſiſche Einwanderer konnten ſich deshalb höchſtens vereinzelt auf braſilianiſchem Boden niederlaſſen. Auch die Einfälle der Holländer und Franzoſen beeinflußten die portugieſiſch-völkiſche Entwicklung Braſiliens kaum. So konnte hier eine rein luſitaniſch-völkiſche[1] Führerſchicht entſtehen, die politiſch, ſprachlich und kulturell den weiten Raum zuſammenhielt. Es war deshalb nur eine Selbſtverſtändlichkeit, daß Braſilien auch nach ſeiner ſtaatlichen Trennung von Portugal (1822) portugieſiſch blieb, und daß die luſobraſilianiſche Führerſchicht auch nach der ſtarken nichtportugieſiſchen Einwanderung dieſen Zuſtand aufrechtzuerhalten ſuchte. Gefördert wurde die weitere Alleinherrſchaft des luſitaniſchen Volkstums durch die Aufrechterhaltung der kulturellen Beziehungen zwiſchen Braſilien und Portugal auch nach der Erklärung des braſilianiſchen Kaiſerreiches; ferner beſonders durch die andauernde Einwanderung aus Luſitanien, die nach der Unabhängigkeit Braſiliens noch bedeutender als vorher wurde. Die portugieſiſche Einwanderung blieb aber trotzdem allein zu ſchwach, um den braſilianiſchen Raum mit ſeinen $8^1/_2$ Millionen qkm zu bevölkern; zudem war es ihr auch nicht möglich, die harrenden wirtſchaftlichen Probleme ohne die Mitarbeit nichtluſitaniſcher Koloniſten und Einwanderer zu löſen.

---

[1] Luſitaniſch iſt gleichbedeutend mit portugieſiſch, denn Portugal nennt man auch Luſitanien; unter *luſitaniſieren* bzw. *verluſitanern* verſteht der Verfaſſer folgerichtig ein Verportugieſen, das man fälſchlicherweiſe in Braſilien mit einer Verbraſilianerung gleichſetzt; mit dem Ausdruck *Luſitanismus* bezeichnet der Verfaſſer das étatiſtiſche Denken gewiſſer luſobraſilianiſcher Kreiſe, die ausſchließlich das luſitaniſche Volkstum mit dem Prädikat „braſilianiſch" verſehen möchten, ſeine Alleinherrſchaft in Braſilien fordern und von allen andersvölkiſchen Braſilianern die Aufgabe ihres angeſtammten Volkstums erwarten.

Braſiliens Wirtſchaft war bis 1822 ganz auf den Bedarf Portugals und ſeiner europäiſchen Kunden abgeſtellt. Sie war daher im weſentlichen eine auf Latifundienbeſitz und Sklavenarbeit ruhende Plantagen- und Viehzuchtwirtſchaft. Dieſe Wirtſchaft galt es durch ackerbautreibende Kleinbetriebe, die auf der freien Arbeit ihrer freien Eigentümer aufgebaut werden mußten, zu ergänzen. Erſt dann und nach Entfaltung eines eigenen Gewerbes konnte in Braſilien von einem wirtſchaftlichen Eigenleben die Rede ſein, beſaß Braſilien ſtatt der unſelbſtändigen Kolonialwirtſchaft eine Nationalwirtſchaft. Zur Erreichung dieſes Zieles war Braſilien gezwungen, in großzügiger Weiſe ſeine Grenzen auch allen nichtportugieſiſchen Einwanderern zu öffnen. Hinzu kam, daß ſich durch den Druck Englands die Sklavenzufuhr immer ſchwieriger geſtaltete und daß ſomit die Erſchließung und Behauptung des menſchenleeren Großraumes ohne eine ſtarke europäiſche Einwanderung in Frage ſtand.

Seit 1822 wanderten Millionen nichtportugieſiſcher Volksangehöriger in Braſilien ein. Dieſe Einwanderer waren zum großen Teil Angehörige alter Kulturvölker. Sie beugten ſich nicht ſo ohne weiteres vor dem luſitaniſchen Volkstum, wie das vorher die Negerſklaven und primitiven Ureinwohner getan hatten, inſonderheit dort nicht, wo ſie geſchloſſen ſiedelten. So entſtanden allmählich nichtluſitaniſche Volksgruppen in Braſilien, „Braſilianertümer“ anderer völkiſcher und raſſiſcher Art als die der ſtaatsbeherrſchenden und tonangebenden Führerſchicht des Landes. Dieſe nichtluſitaniſchen Braſilianer, die in ihrer Liebe zu Heimat und Vaterland keineswegs hinter ihren portugieſiſchſprechenden Mitbürgern zurückſtehen, ſind ebenſo bodenverwurzelt und deshalb ebenſo braſilianiſch wie dieſe. Daher findet man auch in Braſilien das allerdings nie gerne zugegebene Problem einer Mehrzahl von Volkstümern im ſelben Staatsgebiet. Braſilien bzw. ſeine nichtluſitaniſchen Volksgruppen ſelbſt ſind heute vor die Frage geſtellt, was mit dieſen nichtluſitaniſchen Braſilianern geſchehen, welche Aufgabe ihnen im Staate zukommen ſoll.

Selbſtverſtändlich wird dieſes Problem nicht erſt heute in Braſilien ſichtbar. Es iſt vielmehr ſchon verhältnismäßig früh geſehen und erörtert worden, denn hierzu wurden die verantwortungsbewußten Führer des Deutſchtums durch die Haltung der ſtaatsbeherrſchenden Schicht, des braſilianiſchen Luſitanertums, einfach gezwungen. Dieſes trat nämlich den andersvölkiſchen Einwanderern und deren Kindern mit der Behauptung entgegen, daß nur der echter und vollberechtigter Braſilianer ſei, der ſich zum portugieſiſchen Volkstum bekenne, und der die Staatsſprache, die „National“-ſprache, ſpreche. Dem braſilianiſchen Luſitaniſten galten und gelten auch heute noch alle nichtportugieſiſchen oder nichtluſitaniſierten Braſilianer als „Landesfremde“ und „Ausländer“, ſelbſt dann, wenn dieſe um Generationen länger als er im Lande anſäſſig ſind. Er will neben ſich einfach kein anderes Volkstum als braſilianiſch anerkennen und dulden. Nach ſeiner Anſicht müſſen alle andersvölkiſchen Braſilianer „aſſimiliert“,

d. h. luſitaniſiert werden, um Braſilianer zu ſein. Jene luſitaniſtiſchen Kreiſe erblicken Braſiliens Zukunft in einer luſitanoiden Miſchlings„raſſe" und billigen ihren nichtluſitaniſchen Mitbürgern nur die entwürdigende Aufgabe zu, auf raſſiſchem Gebiet „Blutauffriſcher" und auf völkiſchem „Kulturdünger" zu ſein[2]. Die andersvölkiſchen Gruppen ſollen alſo als ſolche nicht am Aufbau des kommenden Braſiliens mitwirken.

Wollten die Führer des Deutſchtums ſolchen Beſtrebungen wirkſam begegnen, ſo war das nur vermittels einer neuen Idee möglich. Dieſe aber konnte nichts anderes ſein als die Löſung des Volk[3]-Staat-Problems, als eine Syntheſe zwiſchen der deutſchen Volkszugehörigkeit und dem ſich allmählich bildenden braſilianiſchen Heimatgefühl, das ſeine Krönung in der ſtaatspolitiſchen Ausrichtung auf Braſilien finden mußte.

Eine ſolche Löſung der oben aufgeworfenen Frage hat in Braſilien vor allem Karl von Koſeritz geſucht, den ähnlich wie Karl Schurz die Reaktionsjahre nach 1848 aus Deutſchland vertrieben hatten. Wenngleich dieſer große Führer des Deutſchbraſilianertums die ihm geſtellte Aufgabe letzten Endes nicht löſen konnte, weil er als liberaler Politiker die volkspolitiſche Seite des Problems nicht klar genug zu erkennen vermochte, ſo ſind ſeine Gedanken und ſein gigantiſcher Kampf gegen den Luſitanismus doch von entſcheidender Bedeutung für die politiſche Entwicklung des Deutſchtums in Südbraſilien geweſen.

Die ſtaats- und volkspolitiſche Stellung des Deutſchtums vor Karl von Koſeritz

Als die kaiſerlich-braſilianiſche Regierung im Jahre 1824 in der Provinz Rio Grande do Sul „Die deutſche Kolonie von São Leopoldo" anlegte, entſtand in Braſilien der erſte nichtluſitaniſche Volksboden. Das Koloniegebiet von São Leopoldo war infolge ſeiner Geſchloſſenheit und Ausdehnung als erſte Siedlung widerſtandsfähig genug, um ſich gegenüber dem Anſturm des portugieſiſchen Volkstums behaupten zu können. Es war auch als erſtes ausgedehnt genug, um dann ſpäter einen eigenen Selbſtverwaltungskörper, ein ſog. Munizip, bilden zu können. Erſt 25 Jahre ſpäter wurden in Südbraſilien weitere deutſche Siedlungen von ähnlicher volks- und ſtaatspolitiſcher Bedeutung wie São Leopoldo gegründet. Bis 1850 alſo und noch länger mußte die deutſche Kolonie von São Leopoldo allein dem Druck des luſitaniſchen Volkstums ſtandhalten. Mit der Anlage dieſer Kolonie beginnt deshalb auch die politiſche Geſchichte des Deutſchbraſilianertums. Hier zeigten ſich zum erſtenmal in der braſilianiſchen Geſchichte die Probleme, die mit dem Entſtehen eines neuen bodenſtändigen Volkstums im braſilianiſchen Staatsgebiet verknüpft waren.

Die erſte Periode der politiſchen Geſchichte des braſilianiſchen Deutſchtums, die alſo im weſentlichen die Geſchichte des Siedlungsdeutſchtums der Kolonie São

---

[2] So hat auch der braſilianiſche Außenminiſter 1925 beim Völkerbund ein reſtloſes Aufgehen der Andersvölkiſchen im Luſobraſilianertum gefordert. (Vgl. Gehſe, S. 167.)

[3] Der Begriff Volk wird in der vorliegenden Arbeit ſtets in ſeinem urſprünglichen Sinne als ethniſche und blutsmäßige Einheit gebraucht.

Leopoldo iſt, reicht bis zum Eintritt Karl von Koſeritz' in das politiſche Leben des werdenden Deutſchbraſilianertums. Dieſe erſten Jahrzehnte ſind gekennzeichnet durch eine völlig unpolitiſche Haltung der deutſchen Einwanderer und durch das Fehlen eines klaren, auf volksdeutſcher Grundlage begründeten politiſchen Wollens ihres Führers Dr. Hillebrand. Die deutſchen Einwanderer brachten keinerlei Vorausſetzung zu einer Teilnahme am öffentlichen Leben des Landes mit. Sie waren von Haus aus politiſche Analphabeten, die ganz überwiegend ſolchen Ständen des deutſchen Volkes angehörten, die jahrhundertelang politiſch rechtlos geweſen waren. Politik, Selbſtverwaltung und politiſche Ämter waren in jenem Deutſchland, das ſie verlaſſen hatten, einer vorberechtigten Klaſſe und den Fürſten von Gottes Gnaden vorbehalten geweſen. Die Koloniſten waren ſchlichte und einfache Menſchen aus ganz engen handwerklichen und landwirtſchaftlichen Verhältniſſen und ohne weites Blickfeld. Viele von ihnen, vor allem die nachwandernden Pommern, hatten innerlich die Leibeigenſchaft noch nicht überwunden. Sie waren gewöhnt, vor ihrem Gutsherrn einen tiefen ehrerbietigen Bückling zu machen und in den Regierenden, den Fürſten und Fürſtchen gar „Weſen höherer Art" [3a] zu ſehen.

Dieſes untertänige Weſen war den deutſchen Einwanderern in Fleiſch und Blut übergegangen. Es war verbunden mit der Anſicht, daß jede Obrigkeit von Gott eingeſetzt ſei, und daß man ihr deshalb ohne Kritik und Nörgelei gehorchen müſſe. Solche Vorſtellungen brachten die deutſchen Koloniſten mit in das auf ſeine freiheitlichen Errungenſchaften ſo ſtolze Braſilien. Und es war ſchließlich nur natürlich, daß ſie dieſe ihre „politiſche" Gedankenwelt auf das den braſilianiſchen Staat ausſchließlich beherrſchende Luſobraſilianertum übertrugen. An Stelle der politiſch bevorrechtigten Stände ihrer Stammesheimat trat in ihrer Vorſtellung nun allmählich das fremde luſitaniſche Volkstum. Politik war deshalb für den Koloniſten im allgemeinen immer etwas, um das man ſich ſelber nicht zu kümmern hat, das man den dafür von Gott beſtimmten Menſchen, d. h. praktiſch den Luſobraſilianern, überlaſſen ſoll.

Wer dieſe Grundhaltung der deutſchen Einwanderer kennt, den wird es nicht mehr wundern, daß ſie die ihnen zugeſicherten und zuſtehenden Rechte mit ſo geringem Nachdruck geltend machten, und daß ſie ſich für das eifrige politiſche Getriebe ihrer luſobraſilianiſchen Umwelt kaum intereſſierten.

Die Koloniſationsverordnung vom 16. 3. 1820 [4], die die Grundſätze über die braſilianiſche Koloniſation aufſtellte und die die Deutſchen als Koloniſten ins Land rief, enthielt u. a. auch zwei wichtige politiſche Beſtimmungen, deren Durchführung eine reibungsloſe ſtaatspolitiſche Eingliederung der Einwanderer gewährleiſtet hätte. Sie verſprach den Siedlern die ſofortige Einbürgerung, den Eintritt in den vollen Genuß aller politiſchen Vorteile und Rechte eines braſilianiſchen Bürgers und darüber hinaus die ſpätere munizipale Selbſtverwaltung des Koloniebezirkes.

[3a] Porto S. 193.

[4] Vgl. 100 Jahre Deutſchtum in Rio Grande do Sul, Porto Alegre, 1924, S. 548 f.

Das erſte Verſprechen wurde nicht gehalten und das zweite durch die politiſche Entwicklung in São Leopoldo illuſoriſch. Hinſichtlich ihrer Einbürgerung verwies man die Koloniſten auf den geſetzlich vorgeſchriebenen Weg, der ſie formell und finanziell außerordentlich erſchwerte. Im Lauf der Jahre von 1832—1855 wurden die formellen Bedingungen für die Einbürgerung der Koloniſten allerdings ganz weſentlich erleichtert. Die hohen Koſten mußten jedoch auch weiterhin aufgebracht werden[5]. Zudem war das durch Naturaliſation erworbene Staatsbürgerrecht ziemlich fragwürdig. Die Eingebürgerten wurden zwar mit allen Pflichten der im Lande geborenen Staatsbürger belaſtet, erwarben aber nie deren volle Rechte. Zeitlebens blieben ſie von der Wählbarkeit zur Landesvertretung und damit von allen höheren Staats- und Militärſtellen ausgeſchloſſen. Der vollberechtigte braſilianiſche Staatsbürger mußte nicht nur im Land geboren ſein, er mußte auch römiſch-katholiſchen Bekenntniſſes ſein; denn der Katholizismus war die Staatsreligion des braſilianiſchen Kaiſerreiches. Die politiſchen Rechte des im Lande geborenen proteſtantiſchen Deutſchbraſilianers waren ebenſo verkürzt wie die des Naturaliſierten. Da die Siedler überwiegend Proteſtanten waren[6], war die Behandlung der proteſtantiſchen Staatsbürger durchaus eine Frage, die das Deutſchtum in ſeiner Geſamtheit anging.

Beides, das innere Unvermögen zur Teilnahme am politiſchen Geſchehen des Landes und ihre zweitklaſſige Stellung als Staatsbürger, bildete für den deutſchſtämmigen Einwanderer keinen Anreiz zum Erwerb des braſilianiſchen Staatsbürgerrechtes. So beſaß das Munizip São Leopoldo 1852 erſt 165 ſtimmberechtigte Deutſchbraſilianer bei etwa 11000 deutſchſtämmigen Einwohnern[7]. Nach Liſten vom Jahre 1878 war damals in acht Koloniegebieten Rio Grande do Suls niemand naturaliſiert, in vier Koloniegebieten je einer oder zwei und nur in einem Koloniegebiet 20—30 Perſonen[8]. Da andererſeits die Koloniſten durch die Beſtimmungen ihrer deutſchen Auswanderungsländer die Staatsangehörigkeit ihres Heimatſtaates bald verloren, waren ſie vielfach ſtaatenlos und damit im weſentlichen auch rechtlos. Das wirkte ſich vor allem vor den braſilianiſchen Gerichten und bei den Nachlaßregelungen ſehr zu ihrem Schaden aus[9].

Dem gänzlich unpolitiſchen Deutſchtum trat das Luſobraſilianertum mit einem Übermaß an politiſcher Aktivität, mit dem Anſpruch auf völkiſche und ſtaatspolitiſche Unterordnung und Ausſchließlichkeit entgegen. Die Deutſchſtämmigen ſahen ſich daher von vornherein in die Verteidigung und Abwehr gedrängt. Der braſilianiſchen Idee des Luſobraſilianers, nach der es nur ein luſitaniſches Braſilianertum gibt, hatten ſie nichts entgegenzuſetzen. Ihr Führer Hillebrand nahm dieſe luſitaniſtiſche Anmaßung als berechtigt hin und forderte deshalb immer wieder „nationale“ (d. h. portugieſiſche) Volksſchulen für das deutſche Siedlungsgebiet[10]. Er hielt es auch für eine Schande, daß braſilianiſche Staatsbürger zum Verkehr mit ihren Behörden eines Dolmetſchers bedurften[11]. Hillebrand dachte rein etatiſtiſch, unvölkiſch, weshalb wir auch vergeblich nach einem deutſchbraſilianiſchen Gedanken bei ihm ſuchen. Das Fehlen eines beſtimmten deutſchbraſilianiſchen Zieles mußte die weitere Entwicklung des braſilianiſchen Deutſchtums aber entſcheidend und verhängnisvoll beeinfluſſen.

---

[5] Nach einem Zitat bei Handelmann, S. 957, aus Rozwadowſky „O Governo e a Colonisação" betrugen ſie über 200 Goldmark.

[6] Nach der Reviſta, Relatorio Hillebrand, S. 384, waren im Jahre 1854 von den 11346 Bewohnern der Kolonie São Leopoldo 4778 Katholiken und 6568 Proteſtanten.

[7] 100 Jahre Deutſchtum, S. 179.

[8] Ebenda.

[9] Vgl. Koſ., Bilder, S. 139f; Gehſe, S. 123 und Wagemann, Ernſt, Die Deutſchen in Espirito Santo, 1915, S. 131ff.

Der Luſobraſilianer fürchtete ſchon gleich zu Beginn der deutſchen Einwanderung das Entſtehen eines neuen, andersvölkiſchen Braſilianertums, eines deutſchen Braſilianertums[12]. Das ſuchte er deshalb von vornherein durch eine entſprechende antivölkiſche Siedlungs-[13] und Schulpolitik zu verhindern. Den deutſchen Koloniſten ſelber ſtempelte er wegen des Feſthaltens an ſeinem angeſtammten Volkstum zum „Landesfremden“. Auch der Deutſchbraſilianer, der bereits im Lande ſelbſt geboren war, blieb für ihn ſtets „Ausländer“[14]. Zur völkiſchen Mißachtung des deutſchen Siedlers kam die ſoziale und konfeſſionelle noch hinzu. Der deutſche Koloniſt war in den Augen des Luſobraſilianers nichts anderes als ein Erſatz für die durch England verhinderte Sklaveneinfuhr[15]. Im Urteil der öffentlichen Meinung ſtand deshalb das Koloniſtentum recht niedrig: Sklavenerſatz, Laſt- und Arbeitstiere waren ſie, wie Koſeritz ſagte. Für die Proteſtanten hatte außerdem ihr religiöſes Bekenntnis trotz der verfaſſungsmäßig zugeſicherten Religionsfreiheit nicht nur die erwähnte Zweitklaſſigkeit auf politiſchem Gebiet im Gefolge, ſondern auch eine ähnliche auf religiöſem Gebiet. Ihre Gotteshäuſer durften nicht durch Turm und Glocken gekennzeichnet werden; die kirchlichen Amtshandlungen der proteſtantiſchen Pfarrer beſaßen im Gegenſatz zu denen der katholiſchen Geiſtlichkeit keinerlei rechtliche Wirkung. So galten vor allem die von proteſtantiſchen Paſtoren geſchloſſenen Ehen juriſtiſch als Konkubinate. Erſt durch ein Geſetz von 1861 bzw. durch die Durchführungsverordnung von 1863 erhielten auch die Kulthandlungen der Proteſtanten rechtliche Wirkſamkeit. Verboten blieb den proteſtantiſchen Geiſtlichen aber auch weiterhin die Schließung konfeſſionell-gemiſchter Ehen. Der braſilianiſche Staat geſtattete ſeinen katholiſchen Untertanen eine konfeſſionelle Miſchehe nur bei katholiſcher Einſegnung und Kindererziehung.

Die Auseinanderſetzungen zwiſchen den Angehörigen des luſitaniſchen und des deutſchen Volkstums in São Leopoldo verſchärften ſich nach Erhebung der Kolonie zum Munizip, die im Jahre 1846 erfolgte. Da ſeit 1824 zahlreiche Luſobraſilianer nach dem Stadtplatz der Kolonie São Leopoldo zugezogen waren — Koſeritz ſpricht geradezu von einer „Invaſion braſilianiſcher Elemente“[16] — bedeutete die Munizipalverwaltung praktiſch für die Deutſchſtämmigen genau das Gegenteil der verſprochenen Selbſtverwaltung, nämlich ihre Bevormundung durch das Luſobraſilianertum. Die nachträglich zugewanderten Luſobraſilianer beanſpruchten als ſelbſtverſtändlich ſämtliche Sitze in der Munizipalkammer und ebenſo alle ſonſtigen öffentlichen Stellen und Ämter. Trotzdem es im Jahre 1852 immerhin ſchon 165 ſtimmberechtigte Deutſchbraſilianer im Munizip São Leopoldo gab, gelang es, abgeſehen von Dr. Hillebrand, bis zu Koſeritz' Zeiten doch keinem Deutſchſtämmigen, eine bedeutendere Rolle im öffentlichen Leben der Gemeinde zu ſpielen. Für die wenigen Deutſchbraſilianer, die ſich in den Selbſtverwaltungsorganen des Munizips zu betätigen ſuchten, bildete die portugieſiſche Staatsſprache und vor allem die Unduldſamkeit ihrer luſitaniſchen Mitbürger ſchier unüberwindbare und abſchreckende Schranken.

---

[10] Reviſta, S. 448 und ebenda, Rel. Hill., S. 392.

[11] Reviſta, S. 448.

[12] Vgl. z. B. Reviſta, Rel. Hill., S. 393.

[13] Handelmann, S. 501.

[14] Vgl. z. B. Handelmann, S. 502: Bericht der Provinzialregierung von 1852.

[15] Vgl. z. B. Schröder, Einwanderung, S. 60f.: Thronrede.

[16] Koſ. Kal. 1874, S. 104.

Die luſitaniſtiſche Kammer ging ſofort in ſchroffer Form gegen die deutſchſtämmigen Siedler, deren Arbeit ſie ihr Daſein verdankte, vor. In ihren amtlichen Berichten an die Provinzialregierung bezeichnete ſie die Deutſchſtämmigen und ihren Führer Hillebrand als „antinational" und als „Erzfeinde der Braſilianer"[17]. Dieſe Verleumdungen, über die ſich Hillebrand bitter beklagte[18], wiegen um ſo ſchwerer, als die Koloniſten bereits im Krieg um das heutige Uruguay 1825—1828 ſowie in der Farrapenrevolution von 1835—1845 ihre Treue zu Kaiſer und Reich bewieſen hatten. Jährlich befaßte ſich die Kammer auch aufs neue mit dem deutſchen Schulweſen[19], das ſich die Koloniſten ſelbſt unter großen Opfern errichtet hatten, weil der braſilianiſche Staat ſie im Stich ließ. Die Kammer forderte immer wieder ein Geſetz, das den deutſchen Familienvätern verbieten ſollte, ihre Kinder in deutſcher Sprache unterrichten zu laſſen, bevor ſie nicht der Staatsſprache mächtig ſeien[20]. Die Provinzialregierung unterſtützte und billigte das Vorgehen der Kammer. In ihrem Bericht von 1852 tritt ſie ganz offen für eine Schließung der deutſchen Privatſchulen ein[21]. Ebenſo äußerte ſie ſich gegen eine weitere deutſche Einwanderung und gegen die Anlage größerer völkiſch-geſchloſſener Siedlungen[22]. Wie Handelmann[23] bezeugt, wurden außerdem durch die Provinzialregierung zur Schwächung des Deutſchtums in São Leopoldo auch willkürliche Rekrutierungen für den regulären Kriegsdienſt und die Miliz angeordnet. Als die Kammer von Sao Leopoldo die Abſetzung Hillebrands als Munizipalrichter unter der verfaſſungswidrigen Begründung verlangte, daß ein öffentliches Amt nur von Katholiken und von im Lande geborenen Braſilianern ausgeübt werden dürfe[23a], leiſtete die Provinzialregierung dieſem Wunſche alsbald Folge. Dabei beſaß der Koloniedirektor Dr. Johann Daniel Hillebrand faſt ohne Ausnahme das volle Vertrauen jedes einzelnen Koloniſten. Politiſch dachte er über Regierung und Staat ähnlich wie die Koloniſten, verband dieſe Vorſtellungen jedoch, wie bereits erwähnt, mit ganz luſobraſilianiſchen Gedanken. Im Gegenſatz zu den Koloniſten war er eine politiſch durchaus aktive Natur und ſetzte ſich immer wieder für die Deutſchſtämmigen und ihre Beteiligung an der munizipalen Verwaltung ein. Er hat deshalb im öffentlichen Leben des Munizips auch ſtets eine gewiſſe Rolle geſpielt, bis er ſich ſchließlich, verletzt durch die andauernden Beleidigungen von ſeiten ſeiner Mitbürger[24], 1866 völlig von der Politik zurückzog.

---

[17] Vgl. Reviſta, Rel. Hill., S. 376ff. und Porto, S. 157.

[18] Reviſta, Rel. Hill., S. 386.

[19] Porto, S. 163.

[20] Ebenda.

[21] Handelmann, S. 502.

[22] Reviſta, Rel. Hill., S. 393 und Handelmann, S. 501.

[23] S. 502f.

[23a] Porto, S. 158.

*

Der Kampf in São Leopoldo war ziellos und ausſichtslos. Der Mangel an politiſchen Führern war neben der unpolitiſchen Haltung der Koloniſten der eine Grund für die Erfolgloſigkeit, mit der dieſer Kampf geführt wurde, und der andere war das Fehlen einer deutſchbraſilianiſchen Idee. Vor Koſeritz hatte der Deutſchbraſilianer politiſch nur die Wahl zwiſchen zwei einander widerſtreitenden Möglichkeiten. Entweder er bejahte das „Braſilianertum" und verleugnete bzw. mißachtete ſein Volkstum oder er ſchätzte ſein Volkstum hoch und das „Braſilianertum" gering, d. h. er blieb ſtaatsrechtlich oder der Geſinnung nach „Ausländer". Man kannte Braſilianer, worunter man die Luſobraſilianer verſtand, und Deutſche, aber keine Deutſchbraſilianer.

Inzwiſchen hatte ſich aber der deutſche Volksboden in Südbraſilien um ein Vielfaches verbreitert. São Leopoldo ſtand nicht mehr allein. Zunächſt hatte dieſes ſich ſelbſt durch angrenzende Neugründungen gewaltig ausgedehnt. Dann waren durch die Anlage der Kolonien Santa Cruz (1849), Santo Angelo (1857), Neu Petropolis (1858), Teutonia, S. Lourenço (1858) u. a. in Rio Grande do Sul, ſowie durch die Gründung der Siedlungen Blumenau (1850), Dona Francisca (1851), S. Bento (1873) uſw. auch in Santa Catharina deutſche Siedlungskerne von ähnlicher volks- und ſtaatspolitiſcher Bedeutung wie São Leopoldo entſtanden. Um 1880 herum wurden die meiſten dieſer Kolonien, nachdem Dona Francisca (Joinville) ſchon 1866 zum Munizip erhoben worden war, emanzipiert, d. h. ſie erhielten die Selbſtverwaltung[25]. Mit dem Entſtehen neuen deutſchen Volksbodens und der zahlenmäßigen Zunahme der Deutſchſtämmigen[26] wurde natürlich auch eine Löſung der Probleme, die São Leopoldo ſchon geſtellt hatte, dringlicher. Vielleicht wäre trotzdem alles beim alten geblieben, wenn ſich nicht unter den neuen Einwanderern ein völlig neuer deutſcher Menſchentyp befunden hätte: der Typ des „Achtundvierzigers", der Typ eines politiſchen deutſchen Menſchen. Dieſe Männer, die die große deutſche Not 1848 und in den folgenden Jahren zur Revolution getrieben hatte, verließen nicht aus wirtſchaftlichen Gründen, ſondern aus politiſchen, ſei es nun freiwillig oder gezwungen, Deutſchland. Sie hatten ſich bereits in Europa politiſch betätigt und brachten als politiſch Geächtete oder Verfolgte ihre liberalen Ideale mit nach Braſilien. Ihr Hochziel, das freie, einige deutſche Volk und Reich, ließ ſich zwar in Braſilien nicht verwirklichen, aber für Volkstum und Bildung konnte man auch hier kämpfen. So ſtanden dieſe Männer von vornherein nach Geſinnung und Haltung in einem offenſichtlichen Gegenſatz zu den deutſchen Siedlern in Sao Leopoldo und auch zu den übrigen Einwanderern, die mit oder nach ihnen kamen. Die ehemaligen Freiheitskämpfer waren nicht gewillt, ſich vor Fürſten oder Obrigkeiten zu ducken, im Gegenteil, ſie ſtellten Forderungen und beanſpruchten, ihr politiſches Schickſal ſelbſt beſtimmen zu können. Da ſie meiſtens aus den ſog. oberen Schichten des deutſchen Volkes kamen und nicht ſelten eine beſſere, oft ſogar eine ſehr gute Schulbildung und Erziehung genoſſen hatten, bildeten ſie gewiſſermaßen unter den Deutſchſtämmigen eine Intelligenzſchicht, die ihrem ganzen Weſen und Werdegang nach zur Führerſchicht des braſilianiſchen Deutſchtums berufen ſchien. Minderwertigkeitsgefühle gegenüber den Luſobraſilianern hatten ſie nicht; ganz im Gegenteil, ſie bezeugten ihnen gegenüber — wie Koſeritz ſagt — „durchaus keinen Reſpekt“[27]. So ſind ſie gegenüber den unbeholfenen Koloniſten von São Leopoldo mit Recht als politiſche „Stürmer und Dränger“ bezeichnet worden.

---

[24] Siehe insbeſondere ſeinen Bericht in der oft zitierten Reviſta.

[25] Santa Cruz 1878, Blumenau 1880 und die übrigen Siedlungen 1881.

[26] Koſeritz ſchätzte um 1880 die Deutſchſtämmigen in Rio Grande do Sul allein auf etwa 80000 Seelen, d. h. auf $^1/_7$ der Bevölkerung. Über die Hälfte der Deutſchſtämmigen, 50000, ſollen damals bereits im Lande geboren geweſen ſein (Koſ. Kal. 1880, S. 157ff.).

Santa Catharina hat ſeinen Anteil an dieſem neuen deutſchen Einwanderertyp ſchon unmittelbar bei der Anlage ſeiner Kolonien erhalten[28]. So zeigten z. B. die Siedler in Dona Franziſca von Anfang an großes Intereſſe für ihre kulturellen und volkspolitiſchen Belange. Schon gleich in den erſten Jahren gründeten ſie einen Kulturverein. In kommunaler Hinſicht hatte Dona Franziſca, das nachmalige Munizip Joinville, von vornherein das Privileg, ſich ſelbſt verwalten zu dürfen. Wie groß die politiſche Aktivität der deutſchen Koloniſten hier war, beweiſt die Tatſache, daß gleich die erſte Kammer, die 1868 gewählt wurde, nur Deutſchbraſilianer aufwies[29]. Auch in den übrigen deutſchen Siedlungen Santa Catharinas wie Blumenau, São Bento u. a. herrſchte im Gegenſatz zu Rio Grande do Sul von vornherein ein reges geiſtiges Leben und größeres politiſches Intereſſe. Das iſt neben der ſtarken Durchſetzung mit „Achtundvierzigern“ auch auf die andersartige Schichtung in der ſozialen Herkunft der dortigen Einwanderer zurückzuführen, ſpielte doch hier im Gegenſatz zu Rio Grande do Sul das ſtädtiſche und kleinſtädtiſche Auswandererelement eine weit größere Rolle.

Rio Grande do Sul hat ſchon deswegen, weil hier der bäuerliche Einwanderer aus dem Hunsrück und aus Pommern überwog, zuerſt recht wenig von dem neuen Einwandererelement empfangen. Für dieſe Provinz wurden deshalb die Soldaten der deutſchen Legion, die Peter II. im Kriege gegen den argentiniſchen Diktator Roſas (1850—1852) anwerben ließ, von größter Bedeutung. Nach Beendigung des Feldzuges zerſtreuten ſich nämlich die meiſten dieſer Söldner, die vorher an den Aufſtänden in Deutſchland und dann am Kriege gegen Dänemark teilgenommen hatten, und die aus dieſen Gründen auch ihr Vaterland verlaſſen mußten, über das deutſche Siedlungsgebiet von Rio Grande do Sul. Die Bedeutung dieſer Männer für die geſamte Entwicklung des riograndenſer Deutſchtums darf nicht unterſchätzt werden. Karl von Koſeritz, der ſich ſelbſt zu ihnen rechnet, ſchrieb über ſie:

---

[27] Koſ. Kal. 1879, S. 122.

[28] Vgl. Schröder, Einwanderung, S. 102.

[29] Gedenkbuch zur Jahrhundertfeier in Sta. Catharina, Florianopolis 1929, S. 52.

> „Dieſe Männer, die . . . die Bewegung von 1846—1850 in Deutſchland mitdurchlebt, zum größten Teil in Schleswig-Holſtein und Baden mitgefochten hatten, brachten einen neuen ſelbſtändigen Geiſt mit ſich; ſie wirkten anregend auf das damalige Deutſchtum und waren ſozuſagen der Sauerteig, der es zur Gährung und zum Aufgehen brachte“[30].

In jeder Kolonie beſetzten ſie die Stellen, die einen gewiſſen Grad an Bildung und Intelligenz erforderten. Beſonders machten ſie ſich als Lehrer verdient[31]. Ihnen verdankt das riograndenſer Deutſchtum auch die Entſtehung ſeines ſo mannigfachen und reichverzweigten Vereinsweſens. Als Koloniedirektoren, Ingenieure, Feldmeſſer und Ärzte haben ſie Großes geleiſtet und einen ſtarken erzieheriſchen Einfluß auf die Koloniſten ausgeübt, ſo daß Koſeritz ſagen konnte:

> „Es kam mit ihnen ein neues Leben ins Deutſchtum und überall eröffneten ſich demſelben weitere Horizonte. Unter ihrem Einfluß begann das deutſche Element ſich am öffentlichen Leben zu beteiligen das Gemeindeweſen entwickelte ſich, es entſtand eine deutſche Preſſe in der Provinz . . . und die intelektuellen Wechſelbeziehungen zum alten Vaterland wurden lebhafter[32].“

Sie zeigten den Luſobraſilianern, daß der Deutſche auch noch zu etwas anderem brauchbar ſei[33], denn als „Laſttier“ und Arbeitskraft. Auf allen Gebieten leiſteten ſie Bahnbrechendes: in der Wirtſchaft, im Handwerk, Gewerbe, Handel und Verkehr, und hoben dadurch das Anſehen der Deutſchſtämmigen ganz gewaltig.

Das Deutſchtum in Rio Grande do Sul hat ſo durch die „Brummer“, wie der Volksmund die Legionäre taufte, nachträglich die Führerſchicht erhalten, die das Deutſchtum in Santa Catharina infolge ſeiner ſtarken Durchſetzung mit „Achtundvierzigern“ von vornherein beſaß. In den Schoß gefallen iſt den „Brummern“ die Führerſchaft allerdings nicht, das ſchon um ſo weniger, als ſich unter ihnen auch manch üble Elemente befanden; ſie haben ſich deshalb zuerſt bewähren müſſen. Als Ergebnis des tragiſchen Ausgangs der Bewegung von 1848 in Deutſchland können wir für das ſüdbraſilianiſche Deutſchtum die Tatſache verzeichnen, daß es dadurch eine große Anzahl fähiger politiſcher Köpfe empfangen hat.

Sollten dieſe politiſchen Kräfte nun aber auch dem Deutſchtum in Braſilien zugute kommen, ſo mußten ſie unter einer einigenden Idee und unter der Führung einer überragenden Perſönlichkeit zuſammengefaßt werden. Es iſt das geſchichtliche Verdienſt Karl von Koſeritz’, daß er dieſe politiſche Energie, die die „Achtundvierziger“ darſtellten, zum Wohle des geſamten Deutſchtums einzuſetzen ſuchte. Um ihn, die markanteſte Perſönlichkeit der deutſchbraſilianiſchen Geſchichte, ſcharten ſich faſt alle „Achtundvierziger“, und er hat daher auch der Epoche ſeinen Namen gegeben:

---

[30] Koſ. Kal. 1879, S. 122.

[31] Fauſel ſchreibt in „D. Dr. Rotermund“, S. 22: „Pfarrer Bochard zählte allein im Kolonialgebiet Sao Leopoldo 44 alte Brummer, die Lehrer geworden waren. Ihre Schulen waren oft ſehr gut, ihre Geſangvereine nicht minder.“

[32] Koſ. Kal. 1879, S. 123.

[33] Ebenda.

„Ära Koſeritz". Koſeritz übernahm gewiſſermaßen das politiſche Erbe Hillebrands, gab ihm aber erſt Ziel und Richtung. Er ſuchte dem luſobraſilianiſchen Gedanken einen deutſchbraſilianiſchen gegenüberzuſtellen. Er machte aus dem lokalen Problem des Munizips São Leopoldo ein riograndenſer, nein, ein braſilianiſches Problem. Seine überragende Perſönlichkeit iſt daher für die geſchichtliche Entwicklung des ſüdbraſilianiſchen Deutſchtums von entſcheidender Bedeutung geweſen.

Der Werdegang Karl von Koſeritz' und ſeine Tätigkeit in der braſilianiſchen Preſſe

Karl von Koſeritz ſtammt aus einem oberlauſitziſchen Uradelsgeſchlecht. Urkundlich tritt dieſes Geſchlecht zum erſtenmal mit einem Konrad von Koſeritz (1344—1354) auf, dem Pfleger des Deutſchen Ordens zu Pr.-Holland in Oſtpreußen. Die fortlaufende Stammreihe des Geſchlechtes beginnt mit Nikolaus von Koſeritz, der 1517 als Herr auf Keſſel bei Biſchofswerda ſtarb. Unter denen von Koſeritz, die „im blauen Schilde einen vorwärts gekehrten ſilbernen Büffelkopf führen"[34], befinden ſich auffallend viele verdiente Offiziere und hohe Staatsmänner[35]. So war z. B. der 1728 verſtorbene Auguſt Gotthelf von Koſeritz fürſtlich anhaltiſch-zerbſtiſcher Geheimer Rat und Kanzler ſowie kaiſerlicher Reichshofrat[36].

Auch Karl von Koſeritz' Vater, Johann Karl Friedrich, war als Major aus dem preußiſchen Heere ausgeſchieden. Er lebte dann als königlich preußiſcher Poſtdirektor mit ſeiner Frau Wilhelmine Karoline, einer geb. von Stedingk, in Deſſau. Hier wurde der beiden erſtes Kind, der blonde und blauäugige Karl Julius Chriſtian Adelbert Heinrich Ferdinand geboren. Das urkundlich belegte Geburtsdatum iſt der 3. 2. 1834; das ſonſt in der Literatur ſtets genannte Datum, der 3. 2. 1832, und der von Aurelio Porto angegebene 7. 6. 1830 ſind alſo unrichtig.

Es iſt gewiß kein Zufall, daß das Geburtsdatum des größten deutſchbraſilianiſchen Politikers bisher nicht einwandfrei feſtſtand. Es iſt dies nur ein Zeichen dafür, wie der Deutſchbraſilianer ſeine Geſchichte vernachläſſigt hat. Ja, es iſt nicht übertrieben zu behaupten, der Deutſchbraſilianer weiß überhaupt nicht, daß er eine eigene politiſche Geſchichte hat. Und doch iſt ſie da — ungeſchrieben — und erreicht in der „Ära Koſeritz" ihren Höhepunkt.

So wie es galt, das Geburtsdatum des großen Deutſchbraſilianers richtigzuſtellen, ſo gilt es auch, noch manche andere Legende über ſeine Perſon zu zerſtören. Karl von Koſeritz hat weder das Wittenbergiſche Gymnaſium durchlaufen, noch viel weniger jemals ſtudiert. Der in Heidelberg immatrikuliert geweſene Student der Rechtswiſſenſchaften war ſein Bruder Kurt, der ſpätere Dr. jur. und anhaltiſche Miniſter.

Karl ſelber war ein ſehr begabter Junge, aber auch ein ebenſo unruhiger Geiſt, der von Abenteuern in fremden, fernen Ländern träumte oder auch von großen politiſchen Umwälzungen und einem herrlichen mächtigen deutſchen Reich. Es iſt nicht ohne Intereſſe zu leſen[37], wie ſchon der Fünfzehnjährige ſeinen jüngeren Geſchwiſtern die langen Stunden vor dem Heiligen Abend dadurch zu verkürzen ſuchte, daß er ihnen von den Aufſtänden in Polen und vom Bürgerkönig Louis Philipp, dem „armen Herzog von Orleans", erzählte. Ebenſo charakteriſtiſch iſt auch, daß er ſich damals nichts ſehnlicher zu Weihnachten wünſchte als Schillers Werke.

Welche Ausbildung und Erziehung Karl von Koſeritz in ſeiner Jugend eigentlich genoſſen hat, können wir nicht mit Beſtimmtheit ſagen. Aus ſeinen eigenen Worten geht nur hervor, daß er in ſeinem Elternhaus in den „altpreußiſchen Traditionen" und im chriſtlichen Geiſte heranwuchs[38]. Canſtatt behauptet, er ſei als Page für den Hofdienſt erzogen worden[39]. Es iſt zu vermuten, daß ſeine Eltern ihn, wie es ja der Familienüberlieferung entſprach, zum Staatsdienſt beſtimmt hatten. Er ſelbſt ſpricht einmal von dem „Miniſterſeſſel in einem deutſchen Duodez-Staate“, den ihm Europa vielleicht geboten hätte[40]. Schon den Knaben drängte es zur Politik. Den vor- und nachmärzlichen Ereigniſſen des Jahres 1848 konnte er ſich nicht entziehen. Der Strudel der Revolution ſcheint ihn irgendwie erfaßt und aus der vorgezeichneten Bahn herausgeſchleudert zu haben. Wie A. Porto zu berichten weiß, hat Koſeritz ſchon mit 15 Jahren an den revolutionären Aufſtänden teilgenommen[41]. Vermutlich brachte ſein Vater ihn deswegen in die ſtrenge Zucht eines Wittenbergiſchen Internats[42].

---

[34] Neues pr. Adels-Lexicon, 3. Bd., Leipzig 1837; (Siebmacher, I, S. 158).

[35] Ebenda, ſowie: Gothaiſches Genealog. Taſchenbuch der Adl. Häuſer, 34. Jg. (1935) und Neues Allg. dt. Adels-Lexicon, Leipzig 1864.

[36] Ebenda.

[37] Koſ. Kal. 1886, S. 52ff.: Weihnachtsabende.

[38] Bezeichnend hierfür iſt, daß ihm ſeine Mutter auf die erſte Seereiſe ein Neues Teſtament mitgab.

[39] Canſtatt, Kritiſches Repertorium, Berlin 1902, S. 74.

Auf Grund der in der Fußnote wiedergegebenen Notiz kann man mit Beſtimmtheit annehmen, daß Karl von Koſeritz weder die Oberſekundareife beſaß, noch eine weitere geordnete Schulbildung genoſſen hat; denn ſchon im Auguſt des Jahres 1850 brachten die Eltern ihren „Tunichtgut“ als Schiffsjungen nach Hamburg. Es drängte ihn hinaus aus der engen Schule und aus den engen politiſchen Verhältniſſen, die die Reaktion nach 1848 im Gefolge hatte. Zur See glaubte er ſeinen Taten- und Abenteuerdrang ſtillen zu können. Dabei hegte er die Hoffnung, einſtens in den Marinedienſt eines fremden Staates übertreten zu können, „da ja der ſchöne Traum einer ‚Deutſchen Flotte‘ am Zerbrechen war“. Jedoch das Seemansleben war ganz anders, als er es auf der Schulbank geträumt hatte. Schon die erſte Fahrt, die ihn auf „Herrn Marbs großer Bark ‚Diana‘“ nach Bahia in Nordbraſilien führte, brachte die große Enttäuſchung[43]. Er ſelbſt berichtete ſpäter über dieſe Zeit: „Das Glück hatte ich in jugendlichem Leichtſinn verſcherzt und mit ihm . . . das Elternhaus und das Vaterland“[44].

Es wäre immerhin möglich, iſt jedoch wegen der kurzen Zeitſpanne nicht wahrſcheinlich, daß Koſeritz nach ſeiner Rückkehr aus Bahia als Freiwilliger in die ſchleswig-holſteinſche Armee eintrat und ſich am Feldzuge gegen Dänemark beteiligte. So behauptet wenigſtens A. Porto[45]. Auf jeden Fall kam Koſeritz mit den deutſchen Söldnern zum zweitenmal nach Braſilien. Er „thronte hoch oben in den Porten des Royal-Sails“, als die Soldaten bei der Einfahrt in den Hafen von Rio de Janeiro „mit freudetrunkenen Blicken das geſegnete Land betrachteten, von dem wohl Jeder von ihnen große Dinge erwartete“[46]. In Rio nahm Koſeritz Abſchied von der See und trat in die Fremden-Legion ein, die der braſilianiſche Kaiſer damals im Krieg gegen den argentiniſchen Diktator Roſas aufſtellte. Damit begann ein neuer Abſchnitt ſeines „leichtſinnigen Lebens“, wie er ſelbſt ſchreibt. Er wurde dem ſog. „2. Reſerve-Regiment der reitenden Artillerie zu Fuß“ zugeteilt und mit den übrigen Söldnern nach der ſüdbraſilianiſchen Hafenſtadt Rio Grande befördert. Die Front ſah er allerdings, wie die meiſten Legionäre dieſer bunt zuſammengewürfelten und wenig ſchlagfähigen Truppe, nie. Sein „perſönlicher Anteil an der Vertreibung des grauſamen Tyrannen Roſas“ beſchränkte ſich auf den Garniſondienſt im Sande von Rio Grande. Das langweilige und öde Garniſonleben wurde ihm ſchon bald unerträglich. Als er ſich noch den Haß vieler ſeiner Vorgeſetzten zuzog, war „die Sache ſo weit gediehen, daß mir nur noch die Wahl blieb zwiſchen gänzlichem moraliſchen und phyſiſchen Untergang und der Deſertion“. Wie ſo mancher der Söldner ſagte er daher eines Nachts der Legion Lebewohl; er tat das um ſo leichteren Herzens, als er weder einen Fahneneid geleiſtet, noch jemals, wie alle anderen, Handgeld bekommen hatte.

Das Leben, das nun für ihn begann, iſt charakteriſtiſch für ſo manchen der Achtundvierziger, den das Schickſal aus Deutſchland vertrieben hat. Erſt 18 Jahre[47] war er alt, als er ſich im Mai 1852, wildfremd und ohne Kenntnis der Landesſprache, nach Pelotas aufmachte. Ein Landsmann verſchaffte ihm hier bei einer franzöſiſchen Familie vorerſt eine Stelle als Koch. Als Tagelöhner und Hafenarbeiter verdiente er dann nicht einmal ſo viel, daß er ſein Leben friſten konnte. Nachts mußte er ſich, es war ein bitterkalter Winter, unter einem Backofen auf offner Wieſe verkriechen, bis er eines Tages, durch Hunger und Rheumatismus völlig entkräftigt, auf einer belebten Straße der Stadt zuſammenbrach.

---

[40] Fiſcher, S. 536.

[41] Porto, S. 219. — Koſeritz ſelber ſcheint über dieſe Zeit einen Aufſatz „Als Freiſchärler“ geſchrieben zu haben (Koſ. Kal. 1882), der dem Verf. jedoch nicht zur Verfügung ſtand.

[42] Hierüber liegt dem Verfaſſer ein intereſſantes Dokument vor, das ihm der jetzige Direktor des Wittenbergiſchen Gymnaſiums freundlicherweiſe zur Verfügung ſtellte. Demnach befindet ſich in dem Anſtaltsprogramm von Oſtern 1851 folgender Vermerk: „Es verließen im Laufe des Sommers 1850 folgende Schüler die Anſtalt: aus Unterſekunda: . . . Karl von Koſeritz. Letzterer verließ die Anſtalt ohne Anzeige, 4 Wochen nach ſeiner Aufnahme, weil ihm die ſtrenge Zucht in der Schule und in der Penſion läſtig war.“ Wir werden wohl in der Annahme nicht fehlgehen, daß ſich hier auf den Jüngling, dem von Natur ſchon jeder Zwang läſtig war, das falſchverſtandene Freiheitsideal der Achtundvierziger ausgewirkt hat.

[43] Seine erſte Seefahrt hat Koſeritz ſelbſt mit großem Humor beſchrieben (Koſ. Kal. 1889/90): „Ut mine Matroſentid“

[44] Ebenda. [45] S. 198. [46] Koſ., Bilder, S. 19.

[47] Er ſelbſt ſchreibt ſeltſamerweiſe, er ſei damals 22 Jahre alt geweſen, ſo daß man annehmen müßte, er ſei 1830 geboren (vgl. Koſ. Kal. 1928).

Aus Mitleid nahm man ihn im ſtädtiſchen Krankenhaus auf, wo er tagelang bewußtlos mit dem Tode rang. Als er endlich nach ſechs Wochen wieder leidlich hergeſtellt war, vermachte ihm ein ſterbender Irländer ſeine Zivilkleider und ſeinen Paß. So ausgerüſtet zog Koſeritz auf die Campanha, die riograndenſer Steppe, hinaus, in der er am eheſten einer Verhaftung zu entgehen hoffte. Hier bot ſich ihm ſchließlich bei einem Eſtancieiro eine Stelle als Haus- und Klavierlehrer. Obwohl es ihm bei dieſer Familie anſcheinend gut ging, finden wir ihn ſchon bald als Tropeiro (= Leiter einer Transportkarawane) kreuz und quer durch die Provinz ziehen.

Um dieſe Zeit ſcheint er auch ſeine Frau, Zeferina Maria de Vasconcellos, die Tochter eines angeſehenen luſobraſilianiſchen Eſtancieiros aus der Nähe von Pelotas, kennengelernt zu haben. 1855 iſt er bereits verheiratet und mit der portugieſiſchen Sprache ſo innig wie mit ſeiner Mutterſprache vertraut. Seine glänzende Sprachbegabung im Verein mit ſeiner großen Anpaſſungsfähigkeit und mit ſeiner Gewandheit im Umgang mit den Luſobraſilianern geben uns neben ſeinem geradezu eiſernen Fleiß den Schlüſſel für den ſpäteren raſchen journaliſtiſchen Aufſtieg. Ohne dieſe Eigenſchaften wären die großen Erfolge des „blonden Fremdlings“, wie er ſich ſelber bezeichnete, einfach undenkbar.

Er war inzwiſchen zum Manne gereift und hatte ſchon manche Lücke in ſeiner Bildung ausgefüllt. Eifrig beſchäftigte er ſich auch weiterhin mit allen literariſchen, philoſophiſchen, religiöſen, politiſchen und ökonomiſchen Fragen, die ſeine Zeit bewegten. In der Hafenſtadt Rio Grande, wo wir ihn 1855 wiederfinden, begannen nun für ihn die „Jahre des Kämpfens um die geſellſchaftliche Stellung und um den Erfolg“. Als Buchhalter bei José Maria Perry de Carvalho war ihm der Aufſtieg geſichert; aber er fühlte ſich nicht wohl: „. . . zum Kaufmann bin ich nicht veranlagt und mein ganzes Sehnen zog mich zur literariſchen Tätigkeit[48].“ Er verſuchte — jedoch ohne großen Erfolg — zu dichten[49]. Nebenher betätigte er ſich als Berichterſtatter des 1853 in Porto Alegre gegründeten „Deutſchen Einwanderers“ und als Mitarbeiter des portugieſiſchſprachigen „Rio Grandenſe“.

Als Koſeritz gegen Ende des Jahres eine Lehrerſtelle am Collegio União in Pelotas angeboten wurde, gab er die Buchhalterei mit Freuden auf. In Pelotas trat er in die Schriftleitung des „Noticiador“ ein, den einer ſeiner Kollegen herausgab. Nach kaum einem Jahre Ende 1857, ſchied Koſeritz ſchon wieder aus dem Kolleg aus und gründete eine eigene höhere Schule für Knaben und Mädchen. Sie ließ ſich ſehr gut an und verſprach ſchöne Erfolge: „Ich hätte damals Gelegenheit gehabt, mir eine ruhige, ſichere, behagliche und gewiß nicht unnütze Exiſtenz zu gründen, aber die Preſſe ließ mir keine Ruhe[50].“

Damals verſuchte er ſich auch auf dramatiſchem Gebiet und ſchrieb einige portugieſiſche Theaterſtücke, von denen jedoch nach ſeinen eigenen Worten, Gott ſei Dank, nur zwei aufgeführt wurden. Als erfolgreicher bezeichnet er ſeine erſten Erzählungen, die er in ſeinen ſchöngeiſtigen Monatsheften „Ramalhete Rio Grandenſe“ veröffentlichte. Seine Mitarbeit am „Noticiador“ dauerte nicht lange. Es war ihm gelungen, eine kleine Buchdruckerei zu erwerben, und gemeinſam mit einem Buchdrucker als Geſellſchafter ließ er 1858 die erſte Tageszeitung von Pelotas, den „Brado do Sul“, erſcheinen. In finanzieller Hinſicht ſtand es allerdings nicht glänzend um das junge Unternehmen, aber: „Ich wollte ja nichts damit verdienen“, bemerkte er, „nur mußte ich ein Blatt haben, — ſchreiben können“.

Seine Schule hatte er über ſeiner journaliſtiſchen Betätigung immer mehr und mehr vernachläſſigt und ſchließlich gab er ſeine Lehrertätigkeit ganz auf. Der „Brado do Sul“ nahm ihn vollkommen in Anſpruch; die Zeitung hatte Erfolg, und Koſeritz erwarb ſich bei ſeinem zähen Fleiß allmählich in der riograndenſer Preſſe einen Namen, vor allem als ſein Blatt als politiſches Oppoſitionsblatt auch einen gewiſſen politiſchen Einfluß gewann. Seltſam war dieſes Unterfangen, die Einmiſchung eines Ausländers in die Landespolitik immerhin; ließ Koſeritz ſich doch erſt 1865 naturaliſieren.

---

[48] Koſ. Kal. 1881, S. 124f.

[49] Fiſcher, S. 537.

[50] Koſ. Kal. 1881, S. 128ff., wo er einen Überblick über ſeine Entwicklung als Journaliſt gibt, die obiger Darſtellung zugrunde liegt und der auch alle folgenden Zitate dieſes Abſchnittes entnommen ſind, inſofern nichts anderes vermerkt iſt.

Schon 1859 hatte er im Kampf gegen die herrſchende Partei, die Progreſſiſten, heftig Stellung genommen. Der politiſche Tageskampf machte ihm große Freude. Endlich hatte er ſein ureigenes Element gefunden, und voller Begeiſterung ruft er aus: „... nun hatte ich endlich das entdeckt, wozu ich entſchieden von der Natur beſtimmt war: die politiſche Polemik ... Ja, das war eine Luſt, das diente mir, trotzdem ich nahezu am Hungertuch nagen mußte." „Mein Temperament incliniert nicht für normale Carrieren, die ſich mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerkes abwickeln. Ich muß Kampf und Aufregung haben." Und tatſächlich, er „war der geborene Journaliſt, ein unermüdlicher und ſchneller Arbeiter, dem die Artikel nur ſo aus der Feder floſſen", wie ſein nachmaliger Freund Breitenbach bezeugt[51].

Als Koſeritz jedoch die Ortsbehörden allzu ſcharf angriff, verfügte der Polizeichef kurzerhand die Einſtellung ſeiner Zeitung, bis er — der Ausländer — einen braſilianiſchen Staatsbürger als verantwortlichen Herausgeber nachweiſen könne. Da er keine geeignete Perſon fand, blieb ſein Blatt unterdrückt. Nichtsdeſtoweniger verſuchte er den Kampf mit anderen Mitteln weiterzuführen. Da griff die Behörde zu einem verwerflichem Mittel. Sie ſtiftete unter ausdrücklicher Garantie der Strafloſigkeit ein Attentat an, das durch den Präſidenten da Silva Ferraz gedeckt wurde. Vor ſeinem eigenen Hauſe wurde Koſeritz von den Mordbuben überfallen. Mit zwei tiefen Kopfwunden brach er bewußtlos zuſammen, nur das tapfere Dazwiſchentreten ſeiner Frau rettete ihm das Leben.

Der Mordſtreich aber wurde für Karl von Koſeritz zum politiſchen Erfolg. Domingo Joſé de Almeida, der im Bürgerkrieg von 1835—1845 eine bedeutende Rolle geſpielt hatte, ſtellte ſich ihm als Herausgeber ſeiner Zeitung zur Verfügung. So konnte das Blatt wieder erſcheinen und noch in den Wahlkampf von 1860 eingreifen. Die Schulden wuchſen aber Koſeritz über den Kopf und ſchon 1861 kam ſeine Druckerei unter den Hammer.

Gegen Ende des Jahres ſiedelte er wieder nach Rio Grande über, wo er die Schriftleitung eines einflußreichen liberalen Blattes, des „Echo do Sul", übernahm. Nebenher war er auch wieder Lehrer an Thibauts Kolleg und ſpäter Direktor einer eigenen Schule. Wegen ſeiner heftigen politiſchen Angriffe auf die Behörden geriet er auch hier bald in eine ähnliche Lage wie in Pelotas. Man ſchloß ihm deshalb ſeine Schule. Koſeritz aber ließ nicht locker und ſetzte ſchließlich beim Oberſchulrat in der Staatshauptſtadt die Wiedereröffnung durch.

In Porto Alegre, wo ſchon damals das Deutſchtum ſehr ſtark vertreten war, hatte ihn die „Sehnſucht nach deutſchem Leben" gepackt. Faſt 15 Jahre war er vom deutſchen Volkstum äußerlich faſt ganz abgeſchnitten geweſen und war ſogar mit einer Luſobraſilianerin die Ehe eingegangen. Man muß ſich wundern, daß er trotzdem innerlich völkiſch kerngeſund und deutſch geblieben war, ſo deutſch, daß er zum erſten bedeutenden Verfechter deutſcher Kultur und deutſchen Geiſtes in Braſilien werden konnte. Als daher der Verwaltungsrat der „Deutſchen Zeitung" in Porto Alegre Koſeritz die Schriftleitung antrug, nahm er das Angebot kurzerhand an und zog mit ſeiner Familie in die Staatshauptſtadt. Am 2. 7. 1864 trat er hier ſeinen Poſten an. Damit rückte die deutſche Aufgabe und der Kampf um die Gleichberechtigung der deutſchen Siedler in den Mittelpunkt ſeines geſamten Wirkens. Die Verbreitung deutſcher Kultur und die Verteidigung der Rechte der Deutſchſtämmigen bleiben von nun an ſein ganzes Leben hindurch das unverrückbare Ziel, für das er ſich mit einer bewundernswerten Treue und Zähigkeit tagtäglich aufs neue einſetzte.

So hatte Karl von Koſeritz in Porto Alegre ſein feſtes Wirkungsfeld gefunden. Porto Alegre und mit ihm die Provinz Rio Grande do Sul wurden für ihn zur zweiten Heimat, denn hier iſt er ſeß- und wurzelhaft geworden. Nur zweimal hat er ſpäter auf längere Zeit Rio Grande do Sul verlaſſen — und dann packte ihn ſtets ſchon recht bald eine ſtarke Sehnſucht nach dem ſchönen Rio Grande, an dem er mit der ganzen Liebe ſeines Herzens hing, und nach ſeinem trauten Heim in der Rua d'Olaria zu Porto Alegre[52]. Nur weil er ſelber ſo ſtark in Südbraſilien verwurzelt war, konnte er auch die Forderung nach einem bodenſtändigen Deutſchtum aufſtellen.

In Pelotas und in Rio Grande hatte Koſeritz bereits ſein journaliſtiſches Geſellenſtück geleiſtet, in Porto Alegre wurde er nun zum Meiſter der Preſſe. Die „Deutſche Zeitung" war damals das einzige deutſche Organ der Provinz. Schon allein deshalb beſaß Koſeritz einen gewaltigen Einfluß auf die öffentliche Meinung aller Deutſchſtämmigen. Seit 1874 gab er auch den ſehr verbreiteten „Koſeritz' Deutſchen Volkskalender" heraus, den erſten lebensfähigen Kalender, der noch heute bei J. F. Krahe in Porto Alegre erſcheint. In ihm verbreitete er mit großem Erfolg ſeine politiſchen und philoſophiſchen Anſichten, in ihm erteilte er den Koloniſten auch manche praktiſchen Ratſchläge, beſonders in juriſtiſcher Hinſicht. Hier veröffentlichte er auch ſeine literariſchen Arbeiten, ſeine Erzählungen aus der Kolonie, in denen er die Jeſuiten aufs ſchärfſte angriff.

---

[51] Neue Dt. Zeitung v. 4. 10. 1924.

[52] Koſ., Bilder, S. 3, 4, 123 und 137.

Anläßlich der „Deutſch-Braſilianiſchen Ausſtellung“ von 1880/81, die ſein Gedanke und Werk war, verſchärfte ſich ein ſchon beſtehender Gegenſatz zwiſchen Koſeritz und Ter Brüggen, dem Aufſichtsratvorſitzenden der „Deutſchen Zeitung“, zur offenen Feindſchaft[53]. Die Ausſtellung ſelber ging damals infolge der Hetze dieſes deutſchen Wahlkonſuls während eines pöbelhaften Tumultes in Flammen auf; hierbei verbrannte auch Koſeritz’ wertvolle ethnographiſche Sammlung, die er für das völkerkundliche Muſeum in Berlin beſtimmt hatte[54]. Eine gewiſſe Genugtuung bereiteten ihm die Bewohner der Provinz durch die Übermittlung einer mit 3000 Unterſchriften bedeckten Zuſtimmungsadreſſe und einer goldenen Ehrenmedaille[55]. Koſeritz war ſelbſtverſtändlich inzwiſchen aus der „Deutſchen Zeitung“ ausgeſchieden; er gab zuerſt „Die Ausſtellung“ heraus und dann mit Beginn des Jahres 1882 zuſammen mit A. Gundlach die „Koſeritz’ Deutſche Zeitung“. Dieſe, die noch heute unter dem Titel „Neue Deutſche Zeitung vormals Koſeritz’ Deutſche Zeitung“ erſcheint, leitete er bis zu ſeinem Tode. Über $^{3}/_{4}$ der alten Leſer waren mit ihm gegangen und ihm treu geblieben. Ein Programm brauchte er nicht mehr aufzuſtellen, ſein Name ſelber war ſchon zum Programm geworden. In dem Aufruf der Probenummer vom 29. 12. 1881 hieß es u. a.:

„. . . ‚Koſeritz’ Deutſche Zeitung’ wird nie unterlaſſen, für die Rechte der Bevölkerung deutſchen Urſprungs einzutreten, ihre Intereſſen zu verfechten, ſie zu leiten auf den Bahnen des Fortſchritts ... Alle Beſtrebungen zugunſten des hieſigen Deutſchtums werden in ihren Spalten warme Vertretung finden, und wo es gilt, für verletztes Recht einzutreten, wird ſie es ſtets rückhaltlos thun.“

Als Adjutant und Dolmetſcheragent des Generalinſpektors für das Siedlungsweſen hatte Koſeritz ſchon ſeit 1865, von 1866—1868 ſogar als Generalinſpektor ſelbſt, Gelegenheit gehabt, die deutſchen Kolonien eingehend zu ſtudieren. Er kannte daher alle ihre Nöte zur Genüge, ſowie auch die Mittel zu ihrer Beſeitigung. 1867 hatte er ſein „Relatorio da administração central das colonias da Provincia de S. Pedro do Rio Grande do Sul“ erſcheinen laſſen. Dieſer Bericht iſt noch heute die beſte Siedlungsgeſchichte über die älteren deutſchen Kolonien des Staates. Das Werk, das ſich ganz entſchieden für eine germaniſche Maſſeneinwanderung einſetzte und auch Vorſchläge zur Förderung der Siedlungen unterbreitete, erregte damals „großes Aufſehen, aber auch viel Widerſpruch“[56].

Koſeritz’ journaliſtiſche Hauptleiſtung lag eigentlich nicht in der deutſchſprachigen Preſſe. Er ſelber meinte ſogar, ſeit 1870 ſei ſeine Tätigkeit in der deutſchbraſilianiſchen Preſſe gleich Null geweſen. Wenn das auch übertrieben iſt, ſo lag der Schwerpunkt ſeiner journaliſtiſchen Tätigkeit doch ganz offenſichtlich in der luſobraſilianiſchen Preſſe. Gerade in ihr konnte er ſich am erfolgreichſten für die Intereſſen des Deutſchtums einſetzen. Er ſcheute ſich auch nicht, ſchonungslos und offen alle luſobraſilianiſchen Übergriffe zu brandmarken:

„. . . es koſtete mich harte Verfolgungen und böſe Angriffe, als ich in der Preſſe den Kampf aufnahm gegen Baſtos in São Leopoldo und andere Blutſauger auf den Colonien.“

In Porto Alegre redigierte er von den portugieſiſchſprachigen Zeitungen zuerſt die konſervative „A Ordem“ und, als dieſe 1865 einging, den „Mercantil“. Seine geſchickte Stellungnahme im Paraguay-Krieg ſteigerte ſein Anſehen noch mehr. Als 1868 die Konſervativen ans Ruder kamen, ſchloß ſich Koſeritz dem tatkräftigen Führer der liberalen Partei, Gaspar Silveira Martins, an. Dieſer bedeutende braſilianiſche Parlamentarier ſetzte ſich bereits damals offen für die politiſche Gleichberechtigung der Deutſchſtämmigen ein. Koſeritz übernahm die Leitung des „Jornal do Commercio“, der damals das liberale Oppoſitionsblatt wurde. 1869 aber zerfiel die Partei mit dem Eigentümer dieſer Zeitung, und

---

[53] Koſeritz hat über ſeinen Kampf mit Ter Brüggen die Streitſchrift: „Koſeritz contra Ter Brüggen, (P. Alegre 1885, vgl. Fiſcher, S. 493) geſchrieben, die dem Verfaſſer leider nicht zur Verfügung ſtand. — Siehe auch die Ausführungen auf S. 107 und S. 114.

[54] Mit ethnologiſchen Fragen hat ſich K. ſehr eingehend befaßt: Vgl. ſeine „Bilder“ und ſeine „Bosquejos ethnologicos“ (P. Alegre 1884). Auch die Paläontologie war ihm übrigens nicht fremd. Das Muſeum in S. Paulo birgt eine reichhaltige paläontologiſche Sammlung, die er angelegt hat („Correio do Povo“ v. 20. 9. 1924).

[55] Allg. Dt. Biographie, Bd. 51.

[56] Allg. Dt. Biographie, Bd. 51.

Koſeritz gründete als eigentliches Parteiorgan die „Reforma", deren Schriftleitung er wiederum beſorgte. Es war eine aufreibende und gefährliche Tätigkeit. 1870 wurde er ungerechterweiſe zu einer Preſſehaft verurteilt, die er, was ſonſt durchaus nicht üblich war, auch abſaß; er übernahm ſtets die volle perſönliche Verantwortung. Als während des deutſch-franzöſiſchen Krieges der liberale Parteichef eine betont antideutſche Stellung einnahm, entzweite ſich Koſeritz mit ihm und trat aus der Schriftleitung der „Reforma", für die er zwei Jahre „gearbeitet, gedarbt und gelitten" hatte, aus. Er übernahm wieder die Redaktion des „Jornal do Commercio" bis er 1872 in die Leitung des konſervativen Parteiorgans, des „Rio Grandenſe", eintreten konnte. Deſſen Schriftleiter war er bis 1878, als die Partei in die Oppoſition trat und der „Rio Grandenſe" Konkurs anmelden mußte. Bei dieſer Gelegenheit verlor Koſeritz ſein ganzes Vermögen, das er in das Unternehmen geſteckt hatte. Dieſe ſechs Jahre waren, wie Koſeritz ſelber ſchreibt, die härteſten ſeines Lebens. Als einziger Vertreter der herrſchenden Partei mußte er einen raſtloſen Kampf gegen die „Reforma "führen, und ſein „Leben ſtand auch jetzt wieder mehr als einmal auf dem Spiele". Seine religiöſe Polemik, ſeinen Kampf für „Darwinismus und mechaniſche Weltanſchauung" führte er in dieſem konſervativen Organ ebenſo rückſichtslos weiter, wie er für „deutſchthümliche Intereſſen" eintrat.

In Koſeritz' journaliſtiſchem Wirken begann am 1. 1. 1879 mit der Herausgabe der „Gazeta de Porto Alegre" ein neuer Abſchnitt. Er hatte jetzt nur die journaliſtiſche Verantwortung und brauchte ſich um die wirtſchaftliche Seite des Unternehmens nicht zu kümmern. Zum erſtenmal ſeit 25 Jahren konnte er ſorgenfrei leben. Am wertvollſten aber war für ihn, daß die „Gazeta" von keiner politiſchen Partei abhängig war, ſo daß er nach allen Seiten hin freie Kritik üben konnte: „Nun war ich nicht mehr gezwungen, jeden Lumpen einen Ehrenmann zu nennen, nur weil er zur Partei gehörte, oder Unrecht für Recht auszugeben, weil es den Parteizwecken diente." Außerdem bot ihm die „Gazeta" mehr als alle anderen früheren Zeitungen Gelegenheit zur Verbreitung ſeiner politiſchen, wirtſchaftlichen, ſozialen, weltanſchaulich-philoſophiſchen, wiſſenſchaftlichen und kulturellen Ideen. Der große Erfolg dieſes Blattes ſtellte Koſeritz unter die erſten Journaliſten des ganzen Landes. Die „Gazeta" hatte „. . . ſich unter den Braſilianern den Ruhm erworben, die beſte doktrinäre Zeitung nicht nur der Provinz, ſondern des Kaiſerreichs zu ſein[57]." Und Koſeritz ſelbſt ſchrieb: „Hält ſich das Blatt und bleibe ich geſund, ſo bin ich überzeugt, daß es pars magna im Kampfe der Aufklärung und des Fortſchrittes ſein wird, den Braſilien ſoeben angetreten hat." Im ganzen Kaiſerreich wurde die „Gazeta" geleſen, ſelbſt der Kaiſer las ſie regelmäßig. Bei ſeinem Aufenthalt in Rio ſagte Peter II. zu Koſeritz: „Überhaupt ſei die „Gazeta" ein gutes Blatt, da ſie ſich viel mit den materiellen Intereſſen der Provinz, mit Induſtrie etc. beſchäftigt[58]." Dieſe Unterhaltung mit Peter II. hatte Koſeritz die Gewißheit gegeben, „. . . daß Se. Majeſtät der Kaiſer, wenn ich auch nicht persona grata bei ihm bin, meinem Blatt große Aufmerkſamkeit ſchenkt und ſich um mein Urtheil über ſeine Perſon kümmert, — eine Ehre, die er wohl nur wenigen Journaliſten angedeihen läßt."[59] Solange Koſeritz die „Gazeta" herausgab, war ſein Einfluß auf die öffentliche Meinung in Braſilien ungeheuer groß. Es iſt keine Übertreibung, zu behaupten, daß kein deutſchbewußter Journaliſt und Politiker ſeitdem jemals wieder ſo ſtark die luſobraſilianiſche Öffentlichkeit beeindruckt und mitbeſtimmt hat. Leider aber ging die „Gazeta" ſchon am 1. 10. 1884 an Unterbilanz ein. Bei dieſer Gelegenheit zeigte es ſich, in welch' hoher Achtung Karl von Koſeritz in der öffentlichen Meinung ſtand[60]. Vor allem bedauerte auch die luſobraſilianiſche Preſſe aufrichtig den Verluſt, den die Landespreſſe durch das Ausſcheiden der „Gazeta" erlitten hatte. So ſchrieb u. a. z. B. das „Jornal do Commercio": „Keiner von uns war unermüdlicher, keiner ſtets bereiter, alle großen Intereſſen dieſes Landes zu vertreten, welches er ſtets mit der Aufrichtigkeit geliebt hat, die ſein Herz auszeichnet..."[61] In der deutſchbraſilianiſchen Preſſe äußerte ſich Koſeritz' früherer Gegner Pfarrer D. Dr. Rotermund, der aber ſchon recht bald ſeine große Bedeutung erkannt hatte, folgendermaßen: „Die Deutſchen haben insonderheit Urſache, das Eingehen der „Gazeta" zu bedauern. Der Redakteur derſelben iſt der einzige, welcher ſich der Intereſſen der deutſchen Koloniebevölkerung in der Preſſe der Landesſprache energiſch angenommen hat . . .[62]." Und Rotermunds Biograph, E. Fauſel, fügt hinzu: „Die bedeutſame, journaliſtiſche Doppelleiſtung von Koſeritz iſt auch ſpäter im braſilianiſchen Preſſeweſen nie wieder erreicht worden. Das Deutſchtum hat zu ſpät oder gar nie gemerkt, was für einen unerſetzlichen Verluſt es dadurch erlitt[63]." Nach dem Eingang der „Gazeta" ſcheint Koſeritz bis zu ſeinem Tode, der 1890 erfolgte, wieder Chefredakteur des liberalen Parteiorgans, der „Reforma", geweſen zu ſein[64].

---

[57] Jhering, S. 85. [58] Koſ., Bilder, S. 135. [59] Ebenda, S. 136.

[60] Lange, S. 67. [61] Ebenda, S. 67 f.

[62] Zitiert nach Fauſel, S. 163.

Was war es nun, das Koſeritz zu ſolch raſchen und großen Erfolgen in der Preſſe ſeiner zweiten Heimat führte? Es war einfach die Tatſache, daß er etwas Beſſeres bot. Er kannte die Mängel und Schwächen der Landespreſſe genau; denn er, der Liberale, hatte ſogar zu ihrer Behebung eine Beſchränkung der Preſſefreiheit, der „Preßfrechheit", wie er ſagte, gefordert[65]. 1883 ſchrieb er von Rio aus über die dortige Preſſe u. a.: „Die ganze hieſige Preſſe iſt rein ſpekulativer Natur; . . . Die Leute wollen nur dem Publikum gefallen, um recht viele Exemplare zu verkaufen, . . ." Es „. . . richtet ſich alles Sinnen und Trachten der hieſigen Blätter ausſchließlich auf Geldverdienſt, und eine derartig conſtituirte Preſſe iſt wahrlich nicht im Stande, politiſche Lagen zu kräftigen oder zu ſtürzen. Ihr fehlt Doktrin, Charakter, feſtes Programm . . .[66]. Ja, ihr fehlte genau das, was Koſeritz beſaß und was das Geheimnis ſeines Erfolges erklärt: ein feſtes Programm und ein ſtarker Charakter.

Koſeritz' deutſchbraſilianiſcher Gedanke und ſein Kampf um deſſen Verwirklichung

Die kulturgeſchichtliche Sendung des ſüdbraſilianiſchen Deutſchtums

Karl von Koſeritz hat ſeine Tätigkeit in der Preſſe, inſoweit ſie nicht ſchon ſelbſt deutſches kulturelles Wirken in ſich barg, nie als Selbſtzweck betrachtet; ſie war für ihn vielmehr das vornehmſte Mittel zur Verwirklichung ſeines kulturellen und politiſchen Programms. Obgleich er ein ſehr fähiger Redner geweſen iſt, trat das geſprochene Wort in dieſem Kampf doch ganz in den Hintergrund.

Koſeritz' geſamtes Wirken iſt letzten Endes nur aus ſeinem Glauben an die Aufgabe des deutſchen Volkes zu verſtehen. Vom deutſchen Volke kommt ſeiner Meinung nach das Heil der Welt: Die Veredelung der Menſchheit durch den deutſchen Geiſt und die deutſche Bildung. Wie überall, ſo müſſen ſich beide vor allem auch in Braſilien ſegensreich und veredelnd auswirken. Mit der Verkündigung dieſes Gedankens nahm Koſeritz als erſter Deutſchbraſilianer ganz bewußt den Kampf auf gegen die Vorherrſchaft der franzöſiſchen Kultur, „gegen die gallofluminenſer Civiliſation, die bisher dem Lande das Geſetz diktiert und der braſilianiſchen Wiſſenſchaft den Stempel des Franzoſentums aufgedrückt hat"[67]. Für ihn gab es keinen Zweifel hinſichtlich der „Überlegenheit deutſchen Wiſſens und deutſcher Forſchung über franzöſiſche Hohlheit und Phraſengeklingel"[68]. Wenn er auch ſein letztes Ziel, die Brechung des franzöſiſchen Kultureinfluſſes, nicht verwirklichen konnte, ſo hat er ſeinen Gedanken doch nicht erfolglos vertreten. Es gegelang ihm wenigſtens, beim Luſobraſilianer eine gewiſſe Achtung gegenüber den großen deutſchen Kulturleiſtungen zu erzwingen.

Die Verbreitung deutſchen Geiſtes, deutſcher Wiſſenſchaft und deutſcher Bildung war für Koſeritz, der voll und ganz im Geſchehen ſeiner Zeit ſtand, vornehmlich gleichbedeutend mit der Verwirklichung der Gewiſſensfreiheit, mit der Verbreitung der großartigen naturwiſſenſchaftlichen und techniſchen Errungenſchaften der Neuzeit, der rationalen Erkenntniſſe (z. B. des Darwinismus) und der materialiſtiſchen deutſchen Philoſophie (Häckel, Hartmann, Büchner, Moleſchott uſw.), alſo mit der Verbreitung alles deſſen, was der liberalen Auffaſſung vom „Fortſchritt" entſprach. Deutſche Kultur erblickte Koſeritz aber nicht zuletzt auch in der deutſchen Literatur und Kunſt. Offen trat er immer wieder für ſie in luſobraſilianiſchen Kreiſen ein. Wir wiſſen leider nicht, welche der deutſchen Dichter und Klaſſiker er neben Schiller beſonders ſchätzte; ſeine älteſte Tochter hat u. a. auch Goethes „Hermann und Dorothea" ins Portugieſiſche übertragen. Als einen großen deutſchen Lyriker verehrte er Ferdinand Schmid (Dranmor)[69], einen zeitgenöſſiſchen Kaufmann in Rio, den Dichter des „Dämonenwalzers" und des „Requiem", von denen das zweite Werk gleichfalls von ſeiner Tochter ins Portugieſiſche überſetzt wurde. Von den deutſchen Künſtlern hatte ihn Richard Wagner, als er 1883 in Rio ſeinen „Lohengrin" hörte, ungeheuer begeiſtert[70].

---

[63] Zitiert nach Fauſel, S. 163.

[64] „Dt. Poſt" Nr. 982 v. 31. 5. 1890, zitiert bei Fiſcher.

[65] Koſ., Bilder, S. 97.

[66] Koſ., Bilder, S. 67.

[67] Koſ. Kal. 1884, S. 60ff.

[68] Ebenda.

Auch unter den Luſobraſilianern feierte Koſeritz mehrere bedeutende Männer als Vorkämpfer deutſchen Geiſtes und deutſcher Bildung. Vor allem gilt das von dem Literaturhiſtoriker Sylvio Roméro[71], den er, wie er mit beſonderem Stolze betonte, perſönlich vom Contismus zur „Jenenſer Schule" bekehrte. Außer dieſem ſind für ihn auch der Philoſoph und Dichter Tobias Barreto de Menezes ſowie Alfredo d' Escragnolle de Taunay[72], der ſich trotz ſeiner franzöſiſchen Abſtammung in literariſcher Hinſicht gänzlich vom franzöſiſchen Einfluß fernhielt, Träger deutſcher Wiſſenſchaft und deutſchen Geiſtes; ſie haben furchtlos den Kampf gegen Voreingenommenheit und für literariſch-naturwiſſenſchaftliche Erziehung aufgenommen. Auch Silveira Martins müſſen wir hier erwähnen, der, wie Koſeritz bezeugt, „unſern Schiller auswendig kann, der ſo ſehr ſchwärmt für deutſches Wiſſen und deutſche Literatur"[73].

In erſter Linie und ganz natürlicherweiſe ſind für Koſeritz nicht die Luſobraſilianer, ſondern die Deutſchſtämmigen im Lande zur Verbreitung des Fortſchrittes durch deutſches Weſen berufen: „In Rio Grande wie in Santa Catharina hat das germaniſche Element eine culturgeſchichtliche Aufgabe zu löſen…"[74], ſo ruft Koſeritz immer wieder aus. Das gleiche gilt für Paraná[75] und in gewiſſer Hinſicht auch für São Paulo. Die verachteten Deutſchen dürfen nicht länger mehr als Sklavenerſatz, als Laſt- und Arbeitstiere geſcholten werden. Sie ſind die erſten Träger der „Religion der Arbeit" in Braſilien geweſen, die Verkünder deutſcher Arbeitsfreude und deutſchen Fleißes. Darüber hinaus muß das geſamte Deutſchtum im Lande, das bisher völkiſch nur dahinvegitierte, auch zum Vorkämpfer deutſcher Kultur im engeren Sinne des Wortes, d. h. zum Verbreiter deutſcher Bildung und deutſchen Geiſtes werden. Durch dieſe Zielſetzung gab Koſeritz dem Deutſchen in Südbraſilien eine volksdeutſche Miſſion und Idee, eine

---

[69] Vgl. Koſ. Kal. 1886, S. 82ff.

[70] Koſ., Bilder, S. 290ff.

[71] Koſ. Kal. 1884, S. 60ff.

[72] Koſ. Kal. 1885, S. 77ff.

[73] Koſ. Kal. 1881, S. 51ff.

[74] Koſ., Bilder, S. 241.

[75] Ebenda, S. 159.

Aufgabe, die in ſeiner völkiſchen Eigenart begründet war. So erhielt das Deutſchtum in Braſilien zum erſtenmal in ſeiner Geſchichte ein Sendungsbewußtſein, ohne welches auf die Dauer kein Volk, geſchweige denn eine Volksgruppe zu leben vermag.

Die kulturgeſchichtliche Aufgabe, die Karl von Koſeritz dem Deutſchtum in Braſilien ſtellte, umfaßt verſchiedene Teilaufgaben. Sie liegt einmal auf koloniſatoriſch-wirtſchaftlichem Gebiet und ſodann vor allen Dingen auf dem Gebiete der deutſchen Kultur und Bildung. Aber auch in dieſen beiden Teilaufgaben erſchöpft ſie ſich noch nicht. Die kulturgeſchichtliche Sendung des Deutſchtums in Braſilien verlangt auch ſeine aufbauende Tätigkeit in der Verwaltung und Politik des Landes.

Die volksdeutſchen Kulturaufgaben ſtellen ſich wie folgt dar: Als Träger der „Religion der Arbeit" haben die Deutſchſtämmigen bereits Ungeheures geleiſtet. Ohne die deutſche Einwanderung ſtünde Südbraſilien noch auf der Stufe eines Viehzüchterlandes. Erſt die Deutſchſtämmigen haben den Ackerbau, das Handwerk und die Induſtrie ins Land gebracht ſowie den Handel und Verkehr belebt[76]. Koloniſieren und Ackerbau treiben können, wie die Erfahrung einwandfrei bewieſen hat, in Braſilien mit größtem Erfolg nur germaniſche Einwanderer. Die koloniſatoriſche Aufgabe in Braſilien iſt bis jetzt jedoch nur zu einem Bruchteile gelöſt. Daher gilt es, eine deutſche Maſſeneinwanderung und Maſſenanſiedlung zu bewerkſtelligen. Von ihrer Durchführung hängt die Löſung der geſamten deutſchen kulturgeſchichtlichen Aufgabe in Braſilien ab. Die Forderung einer deutſchen Maſſeneinwanderung ſpielt daher in der Propagandatätigkeit Koſeritz' eine Hauptrolle[77].

Das Intereſſe des Deutſchen Reiches als Auswandererland ſteht, wie Koſeritz nachweiſt, vollkommen im Einklang mit demjenigen Braſiliens als Einwandererland. Leider war dieſe Tatſache im Reiche nicht genügend bekannt. Hier beſtand im Gegenteil ſeit 1859 durch den Erlaß des von der Heydt'ſchen Reſkriptes, das ſeit Anfang der 70er Jahre auf das geſamte Reichsgebiet ausgedehnt worden war, ein Anwerbeverbot von Koloniſten für Braſilien. In zahlreichen Aufſätzen verſuchte daher Koſeritz, Stimmung für die Aufhebung dieſes Miniſterialerlaſſes zu machen, der

---

[76] Koſ. Kal., S. 112 und 1879, S. 115ff.

[77] Koſeritz betrachtete die deutſche Auswanderungsfrage vom geſamtdeutſchen Geſichtspunkt und ſtellte deshalb die Forderung auf: „Kannſt Du Dich in Deinem Vaterland ernähren, ſo bleibe daheim, denn Du findeſt kein zweites Deutſchland." Auswandern dürfen deshalb nur die Proletarier, denen ihr Vaterland trotz Mühe und Not nur eine beſitzloſe Zukunft bieten kann. Sie ſollen in Braſilien kleine Grundbeſitzer werden, nicht aber unfreie Arbeiter der „Neger-Barone". So werden ſie denn auch gleichzeitig der deutſchen Induſtrie neue Märkte in Braſilien erſchließen, ganz im Gegenſatz zu den USA., die durch die deutſche Einwanderung zum Konkurrenten der deutſchen Erzeugniſſe auf den Weltmärkten geworden ſind. In Südbraſilien bedeutet jeder deutſche Proletarier für die Wirtſchaft ſeiner Stammesheimat drei- bis viermal ſoviel als im Reiche, weil hier ſeine Kaufkraft im ſelben Verhältnis wächſt, und er auf lange Sicht Verbraucher und werbender Verbreiter deutſcher Erzeugniſſe ſein wird. Auch Braſilien ſelbſt wird durch ſeine Erſchließung nicht zum Konkurrenten, ſondern zum Rohſtofflieferanten der deutſchen Induſtrie werden.

Braſilien als Auswandererland in Verruf gebracht hatte[78]. 1869, 1872 und 1880 veranlaßte er deshalb Petitionen an den Reichstag, aber erſt nach ſeinem Tode, 1895, wurde das von der Heydtſche Reſkript für die drei braſilianiſchen Südſtaaten aufgehoben. Viel zu ſpät, denn inzwiſchen war der Vertrag mit Holtzweißig, der deutſche Koloniſten für Rio Grande do Sul anwerben ſollte, längſt hinfällig geworden; Caetano Pinto hatte ſeit Mitte der 70er Jahre etwa 40000 Norditaliener in die Provinz gebracht, deren Siedlungen ſchon recht bald die ſog. alten deutſchen Kolonien abriegelten und ihr weiteres Wachstum unterbanden.

In Braſilien ſelbſt ſuchte Koſeritz ebenfalls einen ſtimmungsmäßigen Umſchwung zugunſten einer deutſchen Maſſeneinwanderung herbeizuführen. Seit Erſcheinen ſeines „Relatorio“, 1867, warb Koſeritz in unzähligen Aufſätzen für ſeinen Siedlungsgedanken. Seine Verwirklichung ſetzte die Überwindung des Widerſtandes der Großgrundbeſitzer und der luſitaniſtiſchen Bedenken ſowie die Durchführung mancher politiſcher Reformen voraus. 1883 gründete er in Rio zu dieſem Zweck zuſammen mit ſeinen Freunden, den bewährten Koloniſatoren Dr. Blumenau und Gruber, und namhaften luſobraſilianiſchen Politikern die Zentrale Geſellſchaft für Einwanderung (Sociedade Central de Immigração)[79]. Sie ſtand unter der Leitung des deutſchfreundlichen Senators und Schriftſtellers Alfredo d’Escragnolle de Taunay. Leider gelang es ihr nicht, die pſychologiſchen und ſtaatspolitiſchen Vorausſetzungen für eine deutſche Einwanderung großen Stils zu ſchaffen.

Noch einen anderen Erfolg brachte Koſeritz’ Propaganda den deutſchen Einwanderern zu ſeinen Lebzeiten: 1881 wurde auf ſeine Veranlaſſung zwiſchen Braſilien und dem Deutſchen Reiche ein Konſularvertrag abgeſchloſſen. Er beſeitigte die im erſten Kapitel angedeuteten Mißſtände bei der Regelung der Hinterlaſſenſchaften der Reichsdeutſchen dadurch, daß dieſe nun von den deutſchen Konſulaten geordnet wurden. Angehörige verſchiedener Konfeſſionen konnten jetzt, inſofern ſie die reichsdeutſche Staatsangehörigkeit beſaßen, vor den Konſulaten eine rechtskräftige Ehe eingehen.

Von einer deutſchen Maſſeneinwanderung hing für Koſeritz, wie ſchon betont, die Erfüllung der kulturgeſchichtlichen Aufgabe, die dem Deutſchtum in Braſilien ſeiner Meinung nach zukommt, ab. Ohne ſie mußten alle bisherigen deutſchen Leiſtungen Bruchwerk bleiben. Wir verſtehen nun, warum ſich Koſeritz mit ſolcher Hartnäckigkeit immer wieder für ſie einſetzte. Die deutſchen Auswanderer waren in Braſilien ja ſeiner Überzeugung nach auch keineswegs für die deutſche Volkswirtſchaft verloren, ſollten ſie doch wirtſchaftlich eng mit dem Stammvolk zuſammenarbeiten und die Handelsbeziehungen zwiſchen beiden Ländern, zwiſchen Braſilien und dem Deutſchen Reiche, ſtärken. Koſeritz ſelbſt gründete unter dieſem Geſichtspunkt in verſchiedenen Städten der Provinz Ortsgruppen des „Centralvereins für Handelsgeographie und Förderung deutſcher Intereſſen im Auslande", die er dann unter ſeinem Vorſitz zu einem Zweigverein des Centralvereins zuſammenſchloß.

---

[78] In den Dienſt des Werbefeldzuges ſtellte ſich vor allem der Zentralverein für Handelsgeographie mit ſeinem Organ, dem „Export“. Zuſammen mit dem Vorſitzenden des Zentralvereins, ſeinem Freunde Dr. Jannaſch, hat Koſeritz die „Rathſchläge für Auswanderer nach Südbraſilien“ herausgegeben. Weitere Arbeiten von ihm ſind im „Globus“, in Hallbergers „Über Land und Meer“ und in Fröbels „Rudolſtädter Auswanderungszeitung“ (z. B. die Beſchreibung der Prov. R. Gr. d. S.) erſchienen. — Der hauptſächlichſte Gegner einer deutſchen Auswanderung nach Braſilien war J. J. Sturz, der die geſamte Preſſe und alle deutſchen Regierungen zu beeinfluſſen verſtand.

[79] Vgl. Koſ., Bilder, S. 298ff.

Für ein ſehr geeignetes Mittel zur Förderung der wirtſchaftlichen Beziehungen zwiſchen Deutſchland und Braſilien, zwiſchen Deutſchbraſilianertum und Stammvolk, hielt er das Ausſtellungsweſen. Schon 1866 und 1875 ſoll er den portoalegrenſer Gewerbeausſtellungen vorgeſtanden haben[80]. Vor allem aber war die große Ausſtellung von 1881 ſein Gedanke und ſein Werk. Ihretwegen zog er ſich zahlreiche Anfeindungen zu. Ter Brüggen, der deutſche Konſul, hielt das Unternehmen für verfrüht und war erboſt, daß Koſeritz zur Errichtung der Ausſtellung lediglich den Centralverein heranzog und nicht die offizielle Unterſtützung des Reiches, d. h. ſeiner Perſon in Anſpruch nahm. Zu welchem unglücklichen Ende die Ausſtellung durch Ter Brüggens Hetze ſchließlich führte, wurde bereits dargelegt. — Auch ſonſt hat Koſeritz viel zum wirtſchaftlichen Fortſchritt Braſiliens, nicht zuletzt auch der deutſchen Siedlungen, beigetragen[81]; ſo ſetzte er ſich beiſpielsweiſe für das ſogenannte Barra-Projekt, die Cahy-Schleuſe und den Ausbau des Hafens von Torres ein.

Der wirtſchaftliche Fortſchritt und die koloniſatoriſche Erſchließung des Landes durch die Deutſchſtämmigen iſt, wie wir bereits betonten, nur ein Teil der kulturgeſchichtlichen Aufgabe des Deutſchtums in Südbraſilien. Durch die Koloniſation wäre dieſe Aufgabe erſt halb gelöſt. Das Deutſchtum ſoll auch Kulturträger im engeren Sinne des Wortes ſein. Die Verwirklichung dieſer geſamten Aufgabe, einſchließlich ihrer wirtſchaftlichen Seite, hängt in erſter Linie davon ab, daß die deutſchen Einwanderer und ihre Nachkommen ihr Volkstum pflegen, hochhalten und bewahren. Das müſſen ſie nicht allein um ihretwillen, ſondern gerade auch um Braſiliens willen tun[82].

> „Das Verſchwinden der deutſchen Sprache auf unſeren Niederlaſſungen wäre ein großer Schaden nicht nur für das deutſche Element, ſondern auch für die ganze Zukunft des Landes, mit der deutſchen Sprache würden auch deutſche Sitten[83], deutſches Pflichtgefühl, deutſche Arbeitskraft von den Kolonien verſchwinden, und der deutſche Nachwuchs würde gänzlich braſilianiſiert werden, was dem Lande nur zum Nachteil gereichen könnte . . .

Wenn nun aber das Deutſchtum in Braſilien zum erfolgreichen Träger deutſcher Kultur und deutſcher Bildung werden ſoll, muß es durch die erſehnte großzügige deutſche Einwanderung geſtärkt werden; denn noch iſt es zahlenmäßig ſo ſchwach, daß das romaniſche Element es zu erſticken droht. Trotzdem hat das Deutſchtum bisher ſeine Eigenart „nirgends auf der Welt ſo rein und unvermiſcht“[84] erhalten wie in Südbraſilien. Ja, „deutſche Sprache und Sitte, deutſche Arbeitsliebe und deutſche Treue werden unter uns bewahrt, wie vielleicht nirgends ſonſt im Auslande...“[85], betonte Koſeritz. Ungeachtet dieſer Tatſache hält das Reich den von der Heydtſchen Erlaß weiterhin aufrecht und läßt lieber Millionen ſeiner Auswanderer im angelſächſiſchen Schmelztiegel der USA. untergehen. Schon allein aus völkiſcher Verantwortung heraus, meinte Koſeritz, müßte das Deutſche Reich ſeinen Auswandererſtrom von Nordamerika weg nach Südbraſilien hin lenken, wo das Deutſchtum eine Sendung zu erfüllen hat und wo es in geiſtiger, kultureller und wirtſchaftlicher Wechſelbeziehung zum Stammesland bleibt.

---

[80] Allg. Dt. Biographie, Bd. 51.

[81] 1870 veröffentlichte er ein volkswirtſchaftliches Werk, das erſte Lehrbuch der Nationalökonomie in Braſilien (Vgl. Bilder, S. 135).

[82] Koſ. Kal. 1879, S. 130.

[83] Wie ſehr er ſelber an den deutſchen Sitten hing, beweiſen ſeine Worte über das Weihnachtsfeſt, wo er u. a. ſagt, daß „ein wahres gemütliches Familienleben ohne Weihnachtsfeſt undenkbar iſt, und daß man die Völker bedauern muß, die kein Weihnachtsfeſt im deutſchen Sinne kennen" (Koſ. Kal., 1886 S. 52ff)

Koſeritz wußte aber ſehr wohl, daß zuerſt das in Braſilien anſäſſige Deutſchtum ſelber kulturell gehoben werden müſſe, falls es ſeine kulturelle Miſſion erfüllen ſolle. Er hat ſich in dieſer Hinſicht ſtets perſönlich verantwortlich gefühlt, ſei es als Journaliſt oder als Politiker:

> „Ich bin mir nicht nur der culturgeſchichtlichen Aufgabe bewußt, die dem germaniſchen Elemente hier geworden, ſondern auch der Verantwortlichkeit, die ſpeciell auf mir laſtet. Nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen werde ich meine Pflicht tun ...[86].“

Und als er am 2. Juli 1889 ſein 25jähriges Schriftleiterjubiläum in der deutſchſprachigen Landespreſſe feierte, konnte er von ſich ſagen:

> „Ein Ziel habe ich nur im Auge, eine Richtung für meine Handlungsweiſe als Redakteur: Die Hebung des hieſigen Deutſchtums, die Wahrung ſeiner Intereſſen und die Bedingungen ſeines Fortſchrittes[87].“

Ein voller kultureller Einſatz des Deutſchtums ſetzt in erſter Linie ein Handinhandgehen der im Lande geborenen und der eingewanderten Deutſchſtämmigen voraus. Der Gegenſatz zwiſchen dieſen beiden Elementen, der ſich durch die ganze deutſchbraſilianiſche Geſchichte hindurchzieht, muß deshalb überwunden werden. „Mißtrauen auf der einen, wie Überhebung auf der andern Seite iſt nicht gerechtfertigt[88].“ Getrennt oder gar gegeneinander können beide Teile gar nichts erreichen, nur durch ein enges Zuſammengehen können Erfolge erzielt werden.

Das wichtigſte Mittel zu einer Hebung der kulturellen Lage des Deutſchtums iſt die Schule. Im Gegenſatz zu Hillebrand beſaß Koſeritz weit mehr Verſtändnis für ein bodenſtändiges deutſchbraſilianiſches Schul- und Erziehungsweſen. Natürlich dachte er es ſich ſeiner Weltanſchauung entſprechend auf der Grundlage der Naturwiſſenſchaften und der Literatur aufgebaut; den „myſtiſch-religiöſen Zug im deutſchen Volksgeiſt“ betrachtete er als Überbleibſel einer früheren Entwicklungsſtufe der Menſchheit. Gerade an die glaubensmäßigen Kräfte im Deutſchtum aber hätte er appellieren müſſen, um ſie für eine völkiſche Erziehung fruchtbar zu machen. Koſeritz hat ſich perſönlich immer mit großem Eifer für den Ausbau des deutſchbraſilianiſchen Schulweſens eingeſetzt. „Zahlreiche Schulen auf den Anſiedlungen verdanken ausſchließlich ſeiner Initiative ihre Exiſtenz[89].“ Immer wieder beklagt er den Mangel einer „höheren, ſpezifiſch deutſchen Bildungsanſtalt“[90]. Paſtor Borchards höheres Bildungsinſtitut in São Leopoldo bezeichnete er als den „vielleicht ſegens- und folgenreichſten Schritt von allen, die bisher für die Hebung der deutſchen Verhältniſſe getan worden ſind“[91]. Ebenſo begrüßte er ſpäter D. Dr. Rotermunds Verſuch zur Gründung einer höheren Schule; auch wirkte er ſelbſt tatkräftig bei der Errichtung des Hilfsvereins in Porto Alegre und ſeiner Realſchule, der heutigen Hindenburg-Schule, mit.

---

[84] Koſ. Bilder, S. 242.

[85] Ebenda, S. 241.

[86] „Koſ. Dt. Zeitung“ vom 29. 12. 1881, Jg. 1, Nr. 1.

[87] Koſ. Kal. 1927, S. 22.

[88] Koſ. Kal. 1879, S. 130.

Ebenſoſehr wie ſich Koſeritz mit ſeinem großen Einfluß für die Entwicklung des deutſchbraſilianiſchen Schulweſens einſetzte, trat er auch für eine Ordnung der verwahrloſten kirchlichen Verhältniſſe unter den Deutſchſtämmigen ein. Er begrüßte ſowohl die Gründung deutſch-proteſtantiſcher wie auch deutſch-katholiſcher Gemeinden. Er tat das allerdings in erſter Linie deswegen, weil er in den Kirchengemeinden mehr als nur religiös-konfeſſionelle Gemeinſchaften erblickte. Sie waren ihm beſonders als Pflegeſtätten deutſchen Volkstums wichtig. Aus dieſem Grunde forderte er die oft rein wirtſchaftlich eingeſtellten Koloniſten immer wieder dazu auf, Kirchen zu bauen und Gemeinden zu gründen. „Darauf müſſen alle im Intereſſe des Deutſchtums hinarbeiten, denn die Hebung einer Nationalität beruht faſt einzig und allein auf der Kirche und dem Hauſe[92].“ Die konfeſſionellen Unterſchiede waren für ihn von nicht ſo großer Bedeutung. Als Ideal mag ihm in den erſten Jahren ſeines deutſchbraſilianiſchen Kampfes die Gründung einer deutſchen Volks- und Nationalkirche vorgeſchwebt haben[93], obgleich er damals in den 60er Jahren offen Paſtor Borchards Beſtrebungen zur Gründung einer evangeliſchen Synode unterſtützte.

Schon zu dieſer Zeit bekämpfte Koſeritz den Ultramontanismus und den Jeſuitenorden. Der Kampf verſchärfte ſich und griff auch auf die evangeliſche Geiſtlichkeit über, als zahlreiche, von Bismarck aus dem Reich vertriebene Jeſuiten ſich in Rio Grande do Sul niederließen, und als mit den neuen proteſtantiſchen Geiſtlichen viele ſtreng orthodoxe und pietiſtiſche Miſſionare in die Provinz kamen. Da Koſeritz inzwiſchen durch das Studium von Büchner, Moleſchott und beſonders von Häckel und Hartmann, deren Werke er als die großartigſten Denkmäler des Jahrhunderts feierte, in den Bann des theoretiſchen Materialismus geraten war, mußte ihn dieſe Entwicklung zu heftigem Widerſpruch reizen. Er bekämpft fortan das Kirchenchriſtentum überhaupt. Das Evangelium büßte für ihn ſeinen religiöſen Wert ein, blieb jedoch „eine gar erhabene Philoſophie und Moral, die gerade in ihrer Einfachheit erſchütternd wirkt“[94].

---

[89] Export, Jg. 1890, S. 349ff.

[90] Koſ. Kal. 1879, S. 126 und Bilder, S. 375.

[91] Zitiert nach Fauſel, Rotermund, S. 17.

[92] Ebenda, S. 14.

[93] Ebenda, S. 20.

[94] Koſ. Kal. 1876, S. 86.

Man wird Koſeritz ganz und gar nicht gerecht, wenn man annehmen wollte, er habe dieſen Kampf, der das geſamte Deutſchtum in Erſchütterung verſetzte, aus dogmatiſchen Gründen vom Zaune gebrochen. Es war vielmehr die Sorge um die Zukunft des Deutſchtums, die ihn dazu trieb; auch R. Köhne betont ausdrücklich, daß nur volkspolitiſche Gründe für Koſeritz maßgebend geweſen ſeien[95]. Und er ſelbſt bemerkt, daß er ſeinen Kampf gegen die Jeſuiten „nicht nur im allgemeinen Intereſſe der Menſchheit..., ſondern auch im ſpeziellen Intereſſe des Deutſchtums der hieſigen Provinz“[96] geführt habe. Koſeritz glaubte die kulturgeſchichtliche Aufgabe des braſilianiſchen Deutſchtums gefährdet, da ſeiner Meinung nach die erwähnten katholiſchen und evangeliſchen Geiſtlichen keinerlei Verſtändnis für das deutſche Volkstum und vor allem auch nicht für die großen naturwiſſenſchaftlichen Errungenſchaften ihrer Zeit beſaßen[97]. Sie galten ihm deswegen als fortſchrittsfeindlich! Heute wiſſen wir, wie ſehr Koſeritz die volkserhaltende Kraft beider Konfeſſionen unterſchätzt hat. Zum Teil hat das Koſeritz ſelber noch zu ſeinen Lebzeiten eingeſehen. Es iſt das Verdienſt des Gründers der zweiten Evangeliſchen Synode, des Pfarrer Rotermund, Koſeritz mit der evangeliſchen Kirche ausgeſöhnt zu haben. Rotermund, ſelbſt eine überragende Perſönlichkeit und Koſeritz durchaus ebenbürtig, hatte ihn zuerſt als Feind des Chriſtentums aufs heftigſte bekämpft. Er beſaß jedoch ein ſehr großes Verſtändnis für die deutſch-völkiſchen Belange und auch für die naturwiſſenſchaftlichen Erkenntniſſe ſeiner Zeit. Koſeritz gegenüber ſuchte er den Nachweis zu führen, daß Naturwiſſenſchaft und evangeliſche Theologie durchaus nicht einander ausſchlöſſen. Zu Beginn der 80er Jahre fanden ſich die beiden großen Männer auf dem Boden des gemeinſamen Kampfes für das deutſche Volkstum und der gegenſeitigen perſönlichen Hochachtung. Jeder von ihnen ſtellte ſeine eigene Überzeugung, ohne ſie jedoch zu verleugnen, zugunſten der deutſchen Sache zurück.

Seit dieſer Zeit befürwortete Koſeritz die Bemühungen Rotermunds um die Gründung einer evangeliſchen Synode und unterſtützte ihn aufs wärmſte in ſeinem Kampf um die religiöſe Gleichberechtigung, die beſonders mit dem Kirchturmſtreit von Santa Maria[98] akut wurde. Andererſeits ſetzte ſich Rotermund in ſeiner „Deutſchen Poſt“ ebenſo entſchieden für Koſeritz und ſeine deutſchbraſilianiſche Politik ein.

Mit den Jeſuiten hat ſich Koſeritz allerdings nie ausgeſöhnt, wenngleich er ſeinerſeits Mitte der 80er Jahre auch dieſen Hader im Intereſſe des Deutſchtums begrub[99]. — Uns intereſſiert in dieſem Zuſammenhang weniger die gegenſeitige Befehdung ſelbſt, die wohl auf allen Seiten gleich erbittert und heftig geführt worden iſt, als vielmehr ihr volkspolitiſches Ergebnis. Dieſes iſt zweifellos anders ausgefallen, als es Koſeritz erſtrebt hatte. Durch die Koſeritz'ſche Polemik gegen die Kirchen wurden die Konfeſſionen zur Abwehr und damit zu einer eigenen „Politik" gezwungen, die andere als volkspolitiſche Geſichtspunkte in den Vordergrund ſtellte. Dies äußerte ſich zuerſt in der Gründung des „Deutſchen Volksblattes" durch die Jeſuiten (1871) und in der Übernahme des „Boten" durch Paſtor Rotermund (1875)[100]. Koſeritz kann nicht davon freigeſprochen werden, die konfeſſionelle Spaltung des riograndenſer Deutſchtums — wenngleich nicht verurſacht — ſo doch gefördert zu haben, wozu ſeine ſpätere enge Zuſammenarbeit mit Rotermund, deſſen entſchiedene antijeſuitiſche Haltung von Fiſcher und Fauſel bezeugt wird, noch ein übriges beigetragen hat. Allerdings muß man ihm dabei ſtets zugute halten, daß er ſich auch in dieſem Kampfe nur von den beſten Abſichten für das Deutſchbraſilianertum leiten ließ.

---

[95] Auslanddeutſchtum und evangeliſche Kirche, Jahrb. 1936, S. 310ff.

[96] Koſ. Kal. 1876, S. 85ff.

[97] Koſeritz ſelbſt wurde Freimaurer. Er weihte am 16. 9. 1876 in Porto Alegre den Tempel der erſten deutſchbraſilianiſchen Loge: „Zur Eintracht“. Er gab auch eine Freimaurerzeitung: „Acacia“ heraus und verfaßte u. a. die Kampfſchriften: „Rom vor dem Tribunal der Jahrhunderte“, Porto Alegre 1872, und „A Maçonaria e a Igreja“, 1873.

[98] Die evang. Gemeinde in Sta. Maria hatte in Widerſpruch zu Art. 5 der Verfaſſung einen Kirchturm errichtet. Der Polizeichef der Provinz ließ deshalb die Kirche ſchließen. Mit Hilfe Karl von Koſeritz' und Silveira Martins ſetzte die Synode aber ſchließlich durch, daß die Gemeinde ihre Gottesdienſte wieder in der Kirche feiern konnte (1887).

Koſeritz' ſtaatspolitiſches Programm und ſein Einſatz zu ſeiner Verwirklichung

Wie bereits dargelegt, hat Koſeritz immer wieder die Notwendigkeit der Erhaltung und Verteidigung des deutſchen Volkstums durch die Deutſchblütigen in Braſilien betont, ebenſo wie er ſtets die Aufrechterhaltung enger kultureller und wirtſchaftlicher Beziehungen zwiſchen ihnen und ihrem Stammesvolke verlangte. Natürlich blieben wegen dieſer Forderung die üblichen luſobraſilianiſchen Angriffe auf ihn nicht aus:

> „Man hat die Leiter der Bewegung angeklagt, ſie wollten einen Staat im Staate bilden, ſie verfolgten politiſche Zwecke und wollten womöglich Rio Grande zu einer preußiſchen Provinz machen und was des Unſinns mehr iſt . . .[101]".

Solche Verleumdungen konnten Koſeritz nicht beirren. Es konnte ihm nur leid tun, „daß der Braſilianer im allgemeinen ſich immer noch nicht zu der Anſchauung emporſchwingen kann, daß Sprache und eventuell Religion keinen Unterſchied zwiſchen Söhnen desſelben Landes (Staates) bilden"[102]. *Die Zugehörigkeit zu einem anderen Volkstum als dem portugieſiſchen hindert die Deutſchſtämmigen nach Koſeritz' Meinung nicht daran, gute Braſilianer zu ſein; ja, ſie wären ſchlechte Braſilianer, wenn ſie ihr Volkstum verrieten.* Trotz des Feſthaltens an ihrem angeſtammten Volkstum aber bilden die Deutſchſtämmigen Südbraſiliens keinen Fremdkörper im Lande; denn hier iſt ihre Heimat, die *neue* Heimat des Einwanderers und *die* Heimat ſeiner Kinder. Der Siedler iſt nicht nur ausgewandert, um wirtſchaftlich vorwärts zu kommen, ſondern auch, um eigenen Boden und mit ihm eine neue Heimat zu erwerben. Hier bindet ihn nun die dem Urwald abgerungene Scholle und ſein wirtſchaftliches Intereſſe. Daher iſt ſein Daſein auf Gedeih und Verderb mit dem Schickſal des Landes, ſeines neuen Vaterlandes und des Vaterlandes ſeiner Kinder, verbunden. Es hat wohl keiner den Gedanken eines bodenſtändigen und bodenverwurzelten Deutſchtums in Braſilien ſo klar und ſcharf ausgeſprochen wie Koſeritz. Als er bei ſeinem Beſuche in Rio das dortige Deutſchtum kennenlernte, da wurde ihm der Unterſchied zwiſchen dem in Braſilien verwurzelten Siedler, dem bodenſtändigen Deutſchbraſilianer, und dem nur vorübergehend im Lande weilenden Braſildeutſchen offenbar. Von Rio aus hat er damals die folgenden Worte geſchrieben:

---

[99] Ihering, S. 88.

[100] 1880 gründete Rotermund die „Deutſche Poſt", den „Boten" konnte er nicht lange halten.

[101] Koſ. Kal. 1880, S. 169.

[102] Koſ. Kal. 1879, S. 127.

> „Daß ich mich in die hieſigen Verhältniſſe nicht hineinfinde, iſt natürlich, denn dieſelben ſind eben grundverſchieden von den unſeren. Im eigentlichen Sinne des Wortes gibt es hier kein Deutſchthum, ſondern ein Deutſchländerthum, wie man bei uns auf den Colonien ſagen würde. Die Deutſchen von Rio ſind eben nur Fremde; ſie intereſſieren ſich für Braſilien und ſeine Schickſale nur ſo weit, als dieſe mit ihren unmittelbaren Intereſſen colidiren. . . . Sie ſind ins Land gekommen, um Geld zu verdienen; . . . Es beſteht eben keine Spur von Zuſammenhang zwiſchen beiden Gruppen. Die hieſigen Deutſchen betrachten Braſilien meiſtentheils als Übergangsſtation; der Schwerpunkt ihrer Intereſſen liegt in Deutſchland; ſie laſſen ſich matrikuliren und vertrauen hinſichtlich des nöthigen Schutzes auf die deutſche Macht. Wir dort ſind ein Coloniſtenvolk, welches im Lande bleibt, Grundbeſitz erwirbt und Familien gründet; der Schwerpunkt unſerer Intereſſen liegt hier in Braſilien; wir laſſen uns naturaliſiren, und begreifen, daß wir uns am politiſchen Leben des Landes betheiligen und Einfluß gewinnen müſſen, um uns reſpektirt zu machen. Der Unterſchied iſt ſo koloſſal, daß es ſchließlich ganz natürlich erſcheint, wenn zwiſchen beiden Theilen keine näheren Berührungspunkte beſtehen . . .[103]“

Aus der Erkenntnis der heimatlichen und wirtſchaftlichen Verbundenheit des Deutſchbraſilianertums mit dem braſilianiſchen Boden, die von Tag zu Tag ſchickſalhafter wird, kommt Koſeritz zu einer ſcharfen Trennung der „politiſchen Sphäre“ von allen übrigen völkiſchen Lebensgebieten. Politiſch ſollen die deutſchſtämmigen Siedler und ihre Nachkommen voll und ganz Braſilianer ſein. Hier in Braſilien iſt allein ihr politiſches Wirkungsfeld:

> „Voll und ganz ſchließen wir uns dort (in Südbraſilien) dem braſilianiſchen Leben an und ſetzen alle Kraft ein für die Entwickelung und den Fortſchritt des Landes, an welches uns die engſten Bande der Liebe wie des Intereſſes feſſeln. Nichtsdeſtoweniger aber bewahren wir im innerſten Herzen dem alten Stammlande eine treue Liebe und haben ſie ſtets bethätigt, wenn bange Stunden an daſſelbe herantraten . . ., wir halten alle geiſtigen Beziehungen zu Deutſchland ebenſo feſt, wie wir uns in politiſcher Beziehung entſchieden an Braſilien anſchließen[104].“
>
> „Wir leben in Braſilien nicht unter deutſcher Flagge, aber wir gehören der Sprache und Sitte nach zu Deutſchland; wir hängen mit allen Fibern unſeres Herzens an dem alten Vaterland, ſtaatlich aber ſind wir braſilianiſche Staatsbürger voll und ganz — . . .[105].“

Es könnte nun jemand behaupten, Koſeritz’ ſtaatspolitiſcher Gedanke ſtünde im Widerſpruch zu ſeinen volks- oder kulturpolitiſchen Zielen. Gerade das Gegenteil iſt richtig. Beide bilden eine harmoniſche Einheit, ergänzen ſich einander zum Koſeritz’ſchen deutſchbraſilianiſchen Gedanken; denn die Politik iſt für Koſeritz ebenfalls eine Kulturaufgabe des Deutſchtums, und wenn es ſeine volkspolitiſche Aufgabe erfüllen ſoll, wenn es zum Kulturträger werden ſoll, dann muß es durch die Erringung eines ſtaatspolitiſchen Einfluſſes zuerſt ſein Anſehen heben und ſich auch hier in der Landespolitik als Kulturträger erweiſen:

---

[103] Koſ. Bilder, S. 137f.

[104] Koſ., Bilder, S. 241.

[105] Export, 1886, S. 606f.

> „Gelingt es dem deutſchen Elemente, den ihm von Rechts wegen zuſtehenden Einfluß zu erringen, ſo wird das Vaterland unſerer Kinder einſtens reich, blühend und mächtig werden, denn deutſche Gewiſſenhaftigkeit, deutſches Pflichtgefühl, deutſche Treue und Liebe zu den Inſtitutionen werden dann regenerirend wirken[106].“

Dieſer Gedanke Karl von Koſeritz’, den ich bereits als ſeinen deutſchbraſilianiſchen Gedanken bezeichnete, iſt ſeine eigentliche und bedeutendſte theoretiſche Leiſtung und Erkenntnis. Hillebrand hatte, wie wir ſahen, einen ſolchen noch nicht gekannt. Bei ihm war es noch nicht wie bei Koſeritz zu einer klaren Scheidung zwiſchen der ſtaatspolitiſchen und der volkspolitiſchen Seite des Problems gekommen. Der Gedanke, daß die deutſchen Einwanderer und ihre Nachkommen ihr deutſches Volkstum erhalten müſſen, weil ſie in Braſilien gerade als Träger deutſchen Volkstums und deutſcher Kultur eine Aufgabe zu erfüllen haben, daß ſie alſo gerade um Braſiliens willen ihre Eigenart erhalten müſſen und um ſeinetwillen nicht verluſitanern dürfen, wird programmatiſch zum erſtenmal von Karl von Koſeritz vertreten.

Mit Karl von Koſeritz und den „Achtundvierzigern“ beginnen die Deutſchen Braſiliens volksdeutſch zu denken; vor ihnen herrſchten rein etatiſtiſche Vorſtellungen, entweder luſobraſilianiſche oder deutſchſtaatliche. Die Angriffe von luſobraſilianiſcher Seite auf Koſeritz’ deutſchbraſilianiſchen Gedanken haben wir bereits erwähnt. Aber auch unter den Deutſchſtämmigen des Landes hatte er ſeine Gegner. Auf der einen Seite befürwortete Ferdinand Schmid, der als Dichter unter dem Pſeudonym Dranmor bekannt wurde, ein möglichſt raſches und vollſtändiges Aufgehen der deutſchen Einwanderer und ihrer Nachkommen im luſitanoiden Schmelztiegel[107]. Da er aber mit dieſer Anſicht bei der Maſſe des Deutſchbraſilianertums auf allgemeine Ablehnung ſtieß, war er ein verhältnismäßig harmloſer Gegner. Bedeutend ernſter zu nehmen war Wilhelm Ter Brüggen, der ebenſo wie Koſeritz zu den „Brummern“ gehörte. Als reichsdeutſcher Wahlkonſul vertrat er die Gedanken jener rein etatiſtiſch denkenden reichsdeutſchen Kreiſe, welche im Deutſchbraſilianer „nur ein Glied der deutſchen Kolonie ſehen und ihn ſomit in ſeiner Heimat zum Fremden ſtempeln möchten“[108]. Er bekämpfte infolgedeſſen Koſeritz’ deutſchbraſilianiſchen Gedanken aufs heftigſte und lehnte eine Einbürgerung der deutſchen Einwanderer ſowie ihre Beteiligung an der Landespolitik ab. Hinſichtlich ihres Schutzes ſollten ſich die Deutſchen nicht auf ihre eigenen Kräfte, ſondern auf das mächtige Deutſche Reich verlaſſen. Koſeritz hingegen forderte gerade eine möglichſt zahlreiche Einbürgerung der deutſchen Einwanderer und eine rege Beteiligung aller Eingebürgerten und im Lande geborenen Deutſchbraſilianer an der Verwaltung und Politik des braſilianiſchen Staates:

---

[106] Koſ. Kal. 1879, S. 128.

[107] Gehſe, S. 144.

[108] Jhering, S. 90.

> „Das deutſche Element . . . muß ſich den ihm gebührenden Platz erringen, und das kann nur erreicht werden durch regere Beteiligung am öffentlichen Leben der Nation[109].“

Die Einwanderer und ihre Nachkommen müſſen allerdings zuerſt einmal ihre volle politiſche Gleichberechtigung erkämpfen. Wenn das aber erreicht iſt, können ſie auch ihre weiteren Belange am beſten ſelbſt wahrnehmen. Das Reich braucht dabei nur das von der Heydtſche Reſkript aufzuheben und durch eine Lenkung des Auswandererſtromes nach Südbraſilien das dortige Deutſchtum zu ſtärken, dann wird es ſich auch politiſch binnen kurzem durchſetzen. Eine ſtaatspolitiſche Abhängigkeit der Deutſchſtämmigen vom Reiche aber lehnte Koſeritz immer wieder ganz entſchieden ab. „Deutſchland darf hier nie etwas anderes wollen, als Märkte finden für ſeinen Handel und ſeine Induſtrie“, ſagte er[110]. Die Deutſchbraſilianer wollen und müſſen „ohne jedwede politiſche Abhängigkeit vom Stammlande“ ſein[111]. „Die hieſige deutſche Kolonie wird nie in ein Verhältnis der politiſchen Abhängigkeit zum Stammlande treten[112].“ Noch deutlicher wird er an einer anderen Stelle: „...ich bemerke es hier ausdrücklich: von einer ſtaatlichen Abhängigkeit von Deutſchland kann für die Deutſchen Braſiliens niemals die Rede ſein[113].“

Koſeritz’ großer Gegenſatz zu Ter Brüggen in dieſer für die geſamte Entwicklung des Deutſchtums ſo wichtigen Frage führte anläßlich der deutſchbraſilianiſchen Ausſtellung zum Austritt Koſeritz’ aus der Schriftleitung der „Deutſchen Zeitung“ und zu einer daran anſchließenden heftigen Preſſefehde zwiſchen beiden. Aus dieſem Kampfe aber, der, wie die „Deutſche Poſt“ ſchrieb, eigentlich ein Kampf um die Führerſchaft des Deutſchtums in Braſilien war, ging Koſeritz als Sieger hervor:

> „Will man die Wahrheit ſagen, ſo muß man einräumen, daß Koſeritz der Führer iſt; — es mag uns lieb oder leid ſein, wir mögen dem Deutſchtum zu dieſem Führer Glück wünſchen, oder es von Herzen bedauern: — es iſt ſo, Herr von Koſeritz beſitzt von allen Menſchen in der Provinz bei den Deutſchen das meiſte Zutrauen[114].“

Durch ſeine bejahende Einſtellung zum braſilianiſchen Staat und von ſeinem deutſchbraſilianiſchen Gedanken her kam Koſeritz zu einem konkreten ſtaatspolitiſchen Programm. Als Vorausſetzung für die Verwirklichung der geſamten Aufgabe des Deutſchtums in Braſilien ſchien es ihm am wichtigſten zu ſein, das völkiſch-kulturelle, geſellſchaftliche und politiſche Vorurteil, das der Luſobraſilianer gegenüber dem Deutſchſtämmigen hegte, zu brechen. Koſeritz hat infolge ſeiner engen Zuſammenarbeit mit ſeinen luſitaniſchen Mitbürgern ihre völkiſche Unduldſamkeit perſönlich vielleicht am ärgſten empfunden; er wußte darüber aus eigener Erfahrung ein Lied zu ſingen:

> „. . . meine ganze politiſche Exiſtenz iſt ein fortwährender Kampf nicht ſo ſehr gegen meine Feinde als gegen meine Freunde geweſen, die mich eben nur ertragen, weil es nicht anders geht. Beſeelte mich

---

[109] Koſ. Kal. 1879, S. 128.
[110] Koſ. Kal., 1880, S. 167.
[111] Ebenda.
[112] Koſ., Bilder, S. 242.
[113] Export, 1886, S. 606 f.
[114] „Dt. Poſt“ vom 4. 3. 1882, zitiert nach Export 1882, Nr. 18, S. 266 f.

> nicht der Wunſch, das beſtehende Vorurteil zu brechen, . . . ſo hätte ich dieſem wüſten und aufreibenden Treiben (Partei, Parlament!) wahrlich ſchon lange den Rücken gedreht, aber die Bahn muß gebrochen werden . . .[115]."

Sie muß gebrochen werden, ſagt Koſeritz, ein Rückzug kam für ihn nicht in Frage; iſt doch nach ſeinen eigenen Worten der Politiker eine Art Soldat, der marſchieren muß, und ſei es auch in den Tod hinein[116]. Koſeritz hatte genau mit denſelben Schwierigkeiten zu kämpfen wie Hillebrand. Keine Partei, weder die Liberalen, noch die Konſervativen, wünſchten ehrlich, daß er und das Deutſchbraſilianertum in der Landespolitik eine Rolle ſpielten. Leute vom Schlage Silveira Martins und Henrique d'Avilas, die aufrichtig eine ſtaatspolitiſche Eingliederung des Deutſchtums befürworteten, gab es unter den Luſobraſilianern nur ſehr wenige. Bei allen anderen war die Überwindung ihrer Voreingenommenheit gegenüber ihren deutſchblütigen Mitbürgern nur eine gezwungene, ein durch die Klugheit gebotenes Zugeſtändnis[117].

Auch auf Seiten des Deutſchtums ſelbſt hatte Koſeritz große Widerſtände zu überwinden. Es galt beſonders den Koloniſten das „Gefühl der Unterordnung, an dem der weniger gebildete Deutſche fremden Nationalitäten gegenüber heute noch leidet"[118], zu nehmen und ſie politiſch zu erziehen. Der „beſchränkte Untertanenverſtand"[119] muß endlich überwunden werden. Viele Koloniſten hielten ſich auch nur deswegen vom öffentlichen Leben zurück, weil ſie die portugieſiſche Staatsſprache nicht beherrſchten. Deshalb forderte Koſeritz immer wieder ihre Verbreitung:

> „Die Landesſprache muß auf den Colonien neben der deutſchen allgemein werden, wie ſie es bereits in den Städten iſt, damit die Kinder deutſcher Eltern ſich am öffentlichen Leben beteiligen, ihre Bürgerrechte ausüben und öffentliche Ämter verwalten können[120]."

Seine Forderung nach politiſcher Gleichberechtigung begründet Koſeritz in erſter Linie mit den wirtſchaftlichen Leiſtungen der Deutſchſtämmigen. Sie haben wirtſchaftlich-koloniſatoriſch Unerhörtes in Braſilien vollbracht. Sie zahlen einen Steuerbetrag, der weit über ihren zahlenmäßigen Anteil an der Bevölkerung der Provinz hinausgeht. Es iſt deshalb nicht mehr als recht und billig, wenn die deutſchſtämmige Bevölkerung eine ihren Leiſtungen entſprechende Stellung fordert und ihr auch die Möglichkeit gegeben wird, die Verwendung der Steuern zu kontrollieren.

Das ſtärkſte, weil zeitgemäße Argument aber war für Koſeritz die liberale Gedankenwelt, die ja auch von den politiſchen Gegnern, den Konſervativen, anerkannt wurde. Mit ihr konnte er gegenüber den Luſobraſilianern ſeine Forderung nach der politiſchen Gleichberechtigung der Proteſtanten und Eingebürgerten am überzeugendſten begründen. Vor dem Liberalismus war auch die Forderung nach Gewiſſensfreiheit, Abſchaffung der Staatsreligion, Einführung der Zivilehe, Erleichterung der Naturaliſation uſw., ja ſelbſt die Erhaltung des Volkstums gerechtfertigt. Die liberale Gedankenwelt war deshalb die ſchärfſte Waffe, die Koſeritz zugunſten des Deutſchtums damals ins Feld führen konnte.

---

[115] Koſ. Kal. 1879, S. 128.

[116] Koſ., Bilder, S. 23.

[117] Jhering, S. 88.

[118] Koſ. Kal. 1879, S. 122.

[119] Ebenda.

[120] Koſ. Kal. 1879, S. 130.

Der Liberaliſmus gab Koſeritz außerdem aber auch eine Möglichkeit der Zuſammenarbeit mit den luſobraſilianiſchen Parteien; denn mit ſeinem deutſchbraſilianiſchen Gedanken ſelber wäre er bei ihnen natürlich auf völliges Unverſtändnis geſtoßen. So bildeten die liberalen Ideen das Bindeglied zwiſchen ſeinem eigentlichen ſtaats- und volkspolitiſchen Programm und der Politik der Parteien bzw. des Landes.

Wegen ſeines Verhältniſſes zu den Parteien hat man Koſeritz oft genug den Vorwurf der Unbeſtändigkeit und Charakterloſigkeit gemacht[121]. Tatſächlich arbeitete er, wie wir bereits bei der Darſtellung ſeines Lebenslaufes feſtſtellten, bald mit dieſer und bald mit jener Partei, bald mit den Konſervativen und bald mit den Liberalen zuſammen. Nichts aber wäre ungerechter, als Koſeritz deswegen den Vorwurf des Wankelmutes zu machen. Koſeritz war ein Charakter durch und durch und ein Mann von feſten Grundſätzen, denen er nie in ſeinem Leben untreu geworden iſt. Ich möchte diesbezüglich nur auf zwei Beiſpiele verweiſen, die typiſch für ſeine Haltung ſind und das Geſagte vollauf rechtfertigen: Einmal auf ſein Verhältnis zu Silveira Martins[122] und dann auf ſeine Stellungnahme zum Kabinett Paranaguá. Das letztere hatte er zuerſt aus perſonellen Gründen abgelehnt. Als er dann aber einſehen mußte, daß gerade dieſes Kabinett ſich ehrlich um die Durchführung jener liberalen Gedanken bemühte, für die er ſelber ſeit 20 Jahren gekämpft hatte, ſtellte er ſich ſofort ganz offen auf ſeine Seite und widerrief ſeine frühere Gegnerſchaft, obwohl er dieſem Kabinett keine weiteren acht Tage Lebenszeit zubilligte[123]. So hat er es ſtets vorgezogen, lieber perſönliche Dinge und Gegenſätze hintanzuſetzen, als ſeinen weltanſchaulichen Grundſätzen und politiſchen Zielen untreu zu werden.

Die luſobraſilianiſchen Parteien aber nahm Koſeritz nur wie ſie waren. Bekanntlich gab es damals in Braſilien keine Weltanſchauungsparteien, ſondern nur Cliquen, die um die Macht im Staate kämpften, ob ſie ſich konſervativ oder liberal nannten, war einerlei. „Die herrſchende Partei beſetzt alle Stellen, die andere ſtrebt nach der Herrſchaft — das iſt der einzige charakteriſtiſche Unterſchied zwiſchen den beiden Parteien des Landes, ... welche ſich beſtändig heftig bekämpfen." So urteilt Ihering[124]. Koſeritz ließ ſich in ſeiner Zuſammenarbeit mit dieſen Parteien einzig und allein von dem Geſichtspunkt des jeweils größten Entgegenkommens gegenüber dem Deutſchtum und gegenüber ſeinem unabänderlichen Programm[125] leiten. Er benutzte alſo die Parteien nur als Werkzeuge und als Mittel zur Verwirklichung ſeiner eigenen Ziele; im Grunde genommen haßte und verachtete er ſie, denn in der Zuſammenarbeit mit dieſen „prinzipienloſen, ideenloſen, nur dem perſönlichen Machtſtreben dienenden Parteien" ſah er ſtets einen Notbehelf. Ich habe immer, ſo ſagt er von ſich ſelbſt, „... in allen Parteikämpfen nur die Intereſſen des teuto-braſilianiſchen Elements im Auge gehabt", ich habe „ſtets gearbeitet, um dieſem Elemente die ihm gebührende Stellung zu verſchaffen ..."[126].

---

[121] Vgl. die Ausführungen Fiſchers S. 544f.

[122] Vgl. S. 117.

[123] Koſ., Bilder, S. 68.

[124] S. 73.

[125] Export, 1890, S. 349f.

[126] Koſ. Kal. 1881, S. 81.

Den geſchloſſenen Beitritt aller Deutſchſtämmigen zu einer beſtimmten luſo-braſilianiſchen Partei lehnte Koſeritz ab, weil er ihn für gänzlich erfolglos hielt, und weil er „nur lähmend auf die fernere Entwicklung des deutſchen Elements“[127] wirken könne. Beide Parteien waren ſeiner Meinung nach ohne jede Zukunft[128]. „Wir Bürger deutſcher Abkunft“, ſchreibt er, „ſollten uns gar nicht an dieſe (Partei-)Verhältniſſe kehren. Unſer Objektiv muß die Schaffung einer teuto-braſilianiſchen Partei ſein...“[129]. Zur Verwirklichung dieſes ſeines Lieblingsgedankens aber hielt er damals das Deutſchtum zahlenmäßig für zu ſchwach und vermutlich auch nicht für politiſch reif genug. Noch erlaubt „die politiſche Konſtellation“ den Deutſchſtämmigen kein ſelbſtändiges Vorgehen. In São Paulo, Paraná und Eſpirito Santo allerdings ſollen ſie ſchon jetzt dieſen Weg beſchreiten. Hier ſtehen noch keine großen deutſchen Belange auf dem Spiele, deshalb können ſich die Deutſchbraſilianer in dieſen Provinzen ruhig organiſieren und ihren eigenen Kandidaten bei den Wahlen aufſtellen; wenn ihre Stimmen natürlich auch verloren ſind, ſo beweiſt dieſes Vorgehen doch, daß das Deutſchtum ſelbſtändig zu handeln weiß und ſeinen Anteil an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten fordert. In den beiden Südſtaaten hingegen muß, ſolange die deutſche Maſſeneinanwanderung nicht ſtattgefunden hat, mit der Koſeritz ja immer rechnet, vorläufig ein anderer Weg eingeſchlagen werden. Wenn die wichtigen Forderungen und Wünſche des dortigen Deutſchtums nachhaltig vertreten werden ſollen,

> „... muß jeder innerhalb der Partei, der er ſich nach Intereſſe oder Überzeugung anſchließt, ſuchen ſo viel Geltung als möglich zu erlangen und konſequent daran feſthalten, ohne Parteirückſichten, überall deutſche Intereſſen zu vertreten. In allen Fragen, die das deutſche Element und ſeine Intereſſen nicht berühren, ſei er Parteimann; wo dieſe aber ins Spiel kommen, muß er ſtets bedenken, daß deutſches Blut in ſeinen Adern rollt, und für ſie eintreten[130].“

Das ſchönſte Beiſpiel in dieſer Hinſicht, das gleichzeitig ein Zeichen ſeiner Charakterſtärke iſt, hat Koſeritz ſelber durch ſeine wechſelnden Beziehungen zu Silveira Martins gegeben, deſſen große politiſche Fähigkeiten er ſchon früh erkannte. Koſeritz hatte mit ihm zuſammen, wie bereits erwähnt, das liberale Parteiblatt, die „Reforma“, gegründet. Als Silveira Martins jedoch im Deutſch-Franzöſiſchen Krieg (1870/71) eine antideutſche Haltung einnahm und „erzfranzöſiſche Correſpondenzen“ veröffentlichte, trennte er ſich von ſeinem Freunde. Das fiel Koſeritz damals wirklich nicht leicht; er ſelbſt ſchrieb über dieſe Trennung:

> „Wohl reſpektierte ich Silveira Martins, wohl tat es mir weh, öffentlich mit einem Manne zu brechen, deſſen Talent ich ſo ſehr geliebt hatte, — aber wenn ich Recht habe, kann ich nicht ſchweigen und es gibt keine Autorität, der ich mich beuge, ſobald ich das Bewußtſein habe, auf dem Boden des Rechts zu ſtehen[131].“

Als in der nun folgenden Preſſefehde Silveira Martins Koſeritz perſönlich verunglimpfte, was dieſer beſonders haßte, wurden die beiden ehemaligen Kampfgenoſſen „Todfeinde und fügten ſich ſo viel Böſes zu, als nur immer möglich war“[132].

---

[127] Koſ. Kal. 1879, S. 131.
[128] Ebenda.
[129] Koſ. Kal. 1879, S. 132.
[130] Koſ. Kal. 1879, S. 132.
[131] Koſ. Kal. 1881, S. 66.
[132] Koſ. Kal. 1881, S. 66.

1879 verzichtete Silveira Martins aber auf ſeinen Poſten als Bundesfinanzminiſter, weil in der neuen Wahlgeſetzesvorlage die Deutſchbraſilianer wieder übergangen wurden. Er erklärte damals, er würde es auf keinen Fall länger dulden, daß „ſeine riograndenſer Landsleute germaniſchen Urſprungs in ihren politiſchen Rechten noch hinter den Kindern von Sklaven zurückſtänden“[133]. Dieſen hatte man nämlich ſchon durch ein Geſetz vom 28. 9. 1871 (lei do ventre livre) die volle Gleichberechtigung zugeſtanden. Die mutige und charaktervolle Haltung Silveira Martins, die für einen damaligen Parteipolitiker etwas Unerhörtes war, verfehlte auch auf Koſeritz ihre Wirkung nicht. Er ſtellte ſeine perſönliche Feindſchaft zu Silveira Martins hintan und veröffentlichte in ſeinem Volkskalender eine ehrende Lebensbeſchreibung des ſtandhaften Politikers[134]. „Ich... durfte in dieſem Augenblicke keinen perſönlichen Rückſichten Gehör geben, mich nicht den Einflüſterungen der Eigenliebe beugen...“, ſchreibt er dort. „Eine deutſche Frage trennte uns, eine andere deutſche Frage näherte uns wieder...“ Tatſächlich ſchloſſen beide Männer ihren Freundſchaftsbund ſpäter aufs neue[135]. Ein ſchöneres Beiſpiel als dieſes kann es für Koſeritz' charaktervolle Perſönlichkeit und volksdeutſche Treue nicht geben.

Koſeritz hartnäckiger Kampf für das Deutſchtum ſollte nicht vergeblich ſein. Allmählich beſſerte ſich manches in der tatſächlichen Lage der Deutſchſtämmigen und ſchließlich ſetzten auch die erſehnten Reformen ein. Zuerſt war Koſeritz beſtrebt, eine Beteiligung der Deutſchbraſilianer an der munizipalen Selbſtverwaltung durchzuſetzen. Als er in den 60er Jahren kategoriſch eine angemeſſene Vertretung der deutſchſtämmigen Bevölkerung in der Kammer von São Leopoldo forderte, ging faſt „ein Entrüſtungsſchrei durchs Land“[136]. Aber er ſetzte ſeinen Willen durch. Höher noch ſtieg die Wut, als es ihm 1865/66 gelang, hunderte deutſcher Familienväter, die man widerrechtlich in den Paraguay-Krieg ſchleppen wollte, zu befreien[137]. Um möglichſt erfolgreich für ſeine Volksgenoſſen wirken zu können, um ſie gegen jede Unterdrückung und Ausbeutung ſchützen zu können, hatte er ſich eingehend mit den Landesgeſetzen beſchäftigt und ohne akademiſches Studium ſeine Zulaſſung als Rechtsanwalt durchgeſetzt. Als ſolcher war er auch Leiter des „Deutſchen Rechtsſchutzvereins“[138] und — wie in dem obengenannten Fall des Paraguay-Krieges — ſtets in uneigennützigſter Weiſe bemüht, ſeinen Stammesgenoſſen in ihrer Geſetzesunkenntnis zu helfen und ihnen Ratſchläge zu geben[139]. Im 1. Kapitel dieſer Arbeit wurde bereits die in rechtlicher Hinſicht bedenkliche Lage der deutſchen Anſiedler geſchildert. Koſeritz hat auch im Gerichtsweſen die Bahn für eine gerechte Beurteilung der Deutſchſtämmigen gebrochen[140].

---

[133] Koſ. Kal. 1881, S. 75.

[134] Koſ. Kal. 1881, S. 81.

[135] Koſ. Kal. 1927, S. 22.

[136] Koſ., Bilder, S. 140.

[137] Andererſeits ſoll er ſich jedoch für eine freiwillige Teilnahme der Deutſchſtämmigen am Kriege eingeſetzt haben, weil er damit ein weiteres moraliſches Anrecht auf ihre ſtaatspolitiſche Gleichberechtigung zu begründen hoffte (Gehſe, S. 138).

[138] Allg. Dt. Biographie, Bd. 51.

[139] Ebenda.

[140] Siehe u. a. Koſ., Bilder, S. 140.

Durch ſeinen Einfluß und ſeine Beziehungen zu Mitgliedern der Provinzialverſammlung brachte er bereits in den 70er Jahren manche für die deutſchen Siedlungen wichtigen Fragen ins Rollen. Auf dieſem Wege ſetzte er die freiſinnige Schulreform, die Aufhebung der läſtigen Sackſteuer, das Wegebaugeſetz, die Stundung der Landſchuld usw. durch[141].

1876 kandidierte Koſeritz für die Provinzialverſammlung und zwar als „candidato avulso", weil ſein Gegner Bittencourt ihn nicht auf der Wahlliſte der konſervativen Partei dulden wollte. Es gelang ihm jedoch nicht, ein Mandat zu bekommen. „Der Schlag traf mich hart, denn ich knüpfte an meine parlamentariſche Tätigkeit die ſchönſten Hoffnungen für die Organiſierung und künftige Haltung des Deutſchtums[142]." Wenn dieſer Verſuch auch mit einem Mißerfolg endete, ſo war er doch der erſte Schritt des Deutſchbraſilianertums in die Provinzialpolitik. Es hatte dadurch erklärt, daß es ſich mit der bloßen Beteiligung an der lokalen Selbſtverwaltung nicht mehr zufrieden geben werde.

Eine vielleicht zuerſt von Koſeritz und ſeinen Freunden kaum erwartete Wirkung hatte der Verzicht Silveira Martins auf das Finanzminiſterium. Die begeiſterten Empfänge, die die deutſchſtämmigen Mitbürger Silveira Martins überall bereiteten, konnten nicht unbeachtet bleiben. Als dann José Antonio Saraiva bei der Übernahme der neuen Kabinettsbildung die Bedingung ſtellte, daß Nichtkatholiken und Eingebürgerten durch die Wahlreform volle politiſche Gleichberechtigung zugebilligt würde, mußte auch der Kaiſer nachgeben. Das Wahlgeſetz vom 9. 1. 1881 verwirklichte mit der Einführung des direkten Wahlrechts auch die uneingeſchränkte Wählbarkeit der Naturaliſierten und Nichtkatholiken. Nun war allen Deutſchbraſilianern endlich die Möglichkeit gegeben, Senator und Landtagsabgeordneter zu werden; auch die höheren Regierungs- und Militärſtellen ſtanden ihnen jetzt offen. Der Erfolg beſaß vor allem eine große moraliſche Bedeutung. Die politiſche Minderberechtigung hatte dem Anſehen der Deutſchſtämmigen ſchwer geſchadet; die Durchſetzung ihrer Gleichberechtigung mußte es wieder ſteigern und erhöhen. Deshalb war dieſes Geſetz für die weitere Entwicklung des Deutſchbraſilianertums von größter Wichtigkeit. Unter dieſem Geſichtspunkt wurde es von Koſeritz als großer Sieg gefeiert.

Die politiſche Gleichberechtigung war erreicht. Nun konnte Koſeritz mit gutem Gewiſſen alle Deutſchſtämmigen zur Einbürgerung und politiſchen Mitarbeit auffordern. „. . . jetzt können wir in Wirklichkeit in Braſilien ein zweites Vaterland finden[143]."

> „Jetzt, wo dem Naturaliſierten vollſte Gleichberechtigung mit dem Eingeborenen geboten iſt, iſt es Pflicht aller Deutſchen, die hier bleiben wollen, ſich naturaliſieren zu laſſen" „. . . und alle Kräfte einzuſetzen für ſeine [Braſiliens] Größe und Fortſchritt[144]."

---

[141] Koſ. Kal. 1881, S. 135f.

[142] Ebenda, S. 64ff.

[143] Export, 1881, S. 21.

[144] „Dt. Zeitung", Jg. 1881, Nr. 10, zitiert nach Gehſe, S. 146.

Koſeritz' Appell wurde Folge geleiſtet. Viele ließen ſich einbürgern, und die Teilnahme der Deutſchſtämmigen am öffentlichen Leben des Landes iſt ſeit dieſer Zeit ſtark geſtiegen. So konnte Koſeritz ſchon 1883 ſchreiben:

> „Die deutſchen Coloniſten ſind hineingezogen ins öffentliche Leben, ſie zahlen Steuern, aber ſie verwalten ſie auch. In den Kammern von São Leopoldo, Santa Cruz, Eſtrella, Monte Negro, S. Sebaſtião, Santa Chriſtina, Santa Maria uſw. ſitzen deutſche Räthe; die Offizierspoſten der deutſchen Nationalgarde-Corps ſind mit Deutſchen beſetzt, die Polizei- und Subſtitutrichterſtellen ebenſo, und das deutſche Element . . . ‚iſt ein Faktor‘, mit dem gerechnet werden muß[145]."

1881 kandidierte Koſeritz auf der Liſte der liberalen Partei, deren Mitglied er ſeit 1878 war[146], zur Aſſembléa Géral, alſo zum braſilianiſchem Reichstag, leider wieder erfolglos. Schuld daran war nur die Uneinigkeit des Deutſchtums; viele Katholiken, die von Koſeritz' ärgſten Gegnern, den Jeſuiten, geführt wurden, hielten ſich — nach ſeinem Kampf gegen die Konfeſſionen — aus Oppoſition zur konſervativen Partei[147]. Außerdem verſuchte auch Ter Brüggen mit allen Mitteln Koſeritz' Wahl zu hintertreiben. Nichtsdeſtoweniger hat aber auch dieſer Schritt als erſter Vorſtoß des Deutſchbraſilianertums in die braſilianiſche Landespolitik ſeine Bedeutung.

Im gleichen Jahre, 1881, rückten die erſten deutſchſtämmigen Abgeordneten in die Provinzialkammer ein: Friedrich Hänſel und Wilhelm Bartholomay, zwei wackere Mitſtreiter und Geſinnungsgenoſſen Koſeritz', ebenſo wie er „Brummer". 1883 bis 1885 wird neben Hänſel dann noch Koſeritz ſelbſt in die Vertretung der Provinz gewählt. Hier wirkt er nun bis zur Erklärung der Republik unverdroſſen für ſeine Ziele und als begabter Redner und Politiker nicht ohne Erfolg. Nach 1885 erhöht ſich die Anzahl der deutſchſtämmigen Abgeordneten auf drei und vier. 1889 erſcheint dort auch der Baron von Kahlden, ein tüchtiger Koloniſator und ebenfalls ein „Achtundvierziger". Bereits 1887 taucht in der Provinzialverſammlung auch Koſeritz' alter Widerſacher Ter Brüggen als Vertreter der konſervativen Partei auf, die ſich, um nicht zu kurz zu kommen, nun auch nicht mehr dem Deutſchbraſilianertum verſchließen konnte. Ter Brüggen hatte ſich alſo inzwiſchen zu Koſeritz' Standpunkt der politiſchen Mitarbeit im braſilianiſchen Staate bekehrt. — In Santa Catharina wurde der erſte Deutſchbraſilaner, Leopold F. Höſchl aus Blumenau, auch ein Liberaler, erſt kurz vor dem Sturz der Monarchie (1888) in die dortige Provinzialkammer gewählt[148]. Hier ſetzte ſich aber ſchon recht früh Alfredo d'Escragnolle de Taunay, ein Freund Koſeritz', ſehr für das Deutſchtum ein. Er war der Vertreter der deutſchen Siedlungsgebiete von Santa Catharina in der Senatorenkammer und trat für dieſelben liberalen Forderungen wie Karl von Koſeritz ein, trotzdem er Mitglied der konſervativen Partei war.

---

[145] Koſ., Bilder, S. 140.

[146] Export, 1890, S. 349.

[147] Ihering, S. 87f., und Köhne in „Auslanddeutſchtum und evangeliſche Kirche", Jahrb. 1936, S. 317f.

[148] Deeke, Joſé: Das Munizip Blumenau, 2. Teil, S. 50.

Koſeritz war keineswegs ſchon mit dem Erreichten zufrieden. Noch war nicht die Gewiſſensfreiheit, die Abſchaffung der Staatsreligion und die Durchführung der Zivilehe verwirklicht. Auch galt es, die „Große Naturaliſation", d. h. eine erleichterte Maſſeneinbürgerung durchzuſetzen. Vor allem aber mußte noch die luſobraſilianiſche Unduldſamkeit reſtlos überwunden werden, denn die tatſächliche Beteiligung der Deutſchſtämmigen blieb ja noch weit hinter den Forderungen zurück, die das Deutſchtum ſtellen konnte und ſtellen mußte. Schon 1879[149] hatte Koſeritz betont, daß der Steuerleiſtung entſprechend von Rechts wegen „mindeſtens ⅓ der hieſigen Volksvertretung[150] deutſchen Urſprungs" ſein müßte, und daß ebenſo „⅓ aller öffentlichen Ämter ſich in Händen von Leuten deutſchen Namens" befinden ſollten. Sein Kampf ging deshalb ununterbrochen weiter.

1883 fuhr Koſeritz zweimal nach der Reichshauptſtadt Rio de Janeiro[151]. Es ging ihm wohl vor allen Dingen darum, durch die Anweſenheit ſeiner eigenen Perſon auch hier eine Breſche zu ſchlagen. Genaueres über den Zweck dieſer Reiſen wiſſen wir nicht. Die Behauptung, daß er Ackerbauminiſter oder Generalkonſul für das Deutſche Reich zu werden hoffte[152], beſitzt aber immerhin große Wahrſcheinlichkeit, und ſicher wäre er hier der rechte Mann am rechten Platz geweſen. Als poſitiven Erfolg ſeines Aufenthaltes in Rio konnte er jedoch nur die Gründung der ſchon erwähnten Einwanderungsgeſellſchaft und die ehrenden Empfänge durch den Kaiſer buchen. Koſeritz war ein überzeugter Anhänger der Monarchie, die er für die geeignete Staatsform in Braſilien hielt. Seine verſchiedenen Unterredungen mit Peter II. haben ihn auch menſchlich mit dieſem ehrwürdigen Monarchen verbunden, den er vorher wegen ſeiner Haltung in der Frage der politiſchen Gleichberechtigung der Deutſchſtämmigen und der deutſchen Einwanderung oft heftig angegriffen hatte. Obgleich ſich der Kaiſer über die ungerechte Beurteilung ſeiner Perſon durch Koſeritz beſchwerte, erkannte er aber die außerordentlich großen Verdienſte Koſeritz' um das Wohl des Landes ausdrücklich an.

Eine andere Anerkennung wurde Koſeritz zuteil, als er 1886 zum erſten und einzigen Mal, Deutſchland, ſeine Geſchwiſter und ſeine alte Mutter beſuchen konnte. An vielen Orten des Reiches wurde er damals als Vorkämpfer des Deutſchtums in Braſilien gefeiert. Er beteiligte ſich auch an den Vorarbeiten zur ſüdamerikaniſchen Ausſtellung in Berlin und am Kongreß zur Förderung der deutſchen Intereſſen in Überſee, wozu der Centralverein für Handelsgeographie ihn eigens nach Deutſchland eingeladen hatte[153].

Die Ausrufung der braſilianiſchen Republik am 15. 11. 1889 brachte Koſeritz und ſeine Mitkämpfer dem Ziele um einen gewaltigen Schritt näher. Die Republik führte vor allem die Trennung von Staat und Kirche durch. Das bedeutete für die Proteſtanten die völlige Religions- und Gewiſſensfreiheit. Gleichzeitig erfolgte auch die Einführung der Zivilehe und der Standesregiſter. Ferner brachte die Revolution die ſog. „Große Naturaliſation“. Durch ſie wurde ohne weiteres allen Perſonen, die am 15. 11. 1889 in Braſilien anſäſſig waren, das braſilianiſche Staatsbürgerrecht gewährt. Wer es nicht erwerben wollte, mußte ausdrücklich dagegen Einſpruch erheben. Da das die Koloniſten jedoch höchſtens ausnahmsweiſe taten, wurde die Maſſe der Deutſchſtämmigen auf dieſe Weiſe zu braſilianiſchen Staatsbürgern. Praktiſch konnte ſich dieſe Maſſeneinbürgerung zuſammen mit der ſchon erreichten Gleichberechtigung und dem geſteigerten Anſehen der Deutſchſtämmigen nun um ſo ſtärker auswirken, weil Braſilien durch die Verfaſſung vom 24. 2. 1891 einen betont bundesſtaatlichen Aufbau erhielt. Die Dezentraliſation des Rieſenreiches, d. h. die größere Selbſtändigkeit der früheren Provinzen als Staaten und die vollkommenere Autonomie der Munizipien war ſtets ein Ziel geweſen, das Koſeritz im Intereſſe des Deutſchbraſilianertums, aber auch des Landes ſelber erſtrebt hat[154].

---

[149] Koſ. Kal. 1879, S. 127.

[150] Die Provinzialverſammlung von Rio Grande do Sul beſtand aus 30 Mitgliedern.

[151] Auf dieſer Reiſe ſchrieb er ſeine „Bilder aus Braſilien".

[152] Allg. Dt. Biographie und „Ausland" 1890, S. 504.

[153] Auf der anſchließenden Erholungsreiſe nach der Schweiz und nach Italien entſtanden ſeine „Impressões da Italia" (P. Alegre 1888).

Obwohl ſo die Republik eigentlich in ſtaatspolitiſcher — ſelbſtverſtändlich nicht in volkspolitiſcher — Hinſicht Koſeritz’ Programm verwirklicht hat, begrüßte er die neuen Ereigniſſe keineswegs. Er war ja „ein ſtrammer Anhänger der konſtitutionellen Regierung ſeines Kaiſers Dom Pedro II.[155]“. Die republikaniſche Staatsform hielt er in Braſilien für verfrüht. Auch die Mehrzahl aller Deutſchbraſilianer war kaiſertreu[156], und ſie wäre, wenn Koſeritz ſie dazu aufgefordert hätte, ſicher zur Verteidigung der Monarchie bereit geweſen. Aber ſollte Blut fließen? Das mußte Koſeritz gerade im Intereſſe des Deutſchtums zu vermeiden ſuchen. Aber diesmal fiel es Koſeritz tatſächlich nicht leicht, ſich auf den Boden der Tatſachen zu ſtellen. „Das war ein Kampf, den ich am 15. November mit mir ſelber durchgekämpft habe!“ ſo ſchrieb er damals. „... die Entſcheidung iſt mir wahrlich nicht leicht geworden; aber das Bewußtſein der Verantwortung trug den Sieg davon über alle anderen Bedenken.“ „Wie mich mein Lebenlang die Rückſicht auf das Deutſchtum in der Politik geleitet hat, ſo auch in dieſem Fall[157].“

Als Monarchiſt, als Schriftleiter des liberalen Parteiorgans und als eigentlicher und geiſtiger Führer ſeiner Partei, als welcher er ſeit der Verbannung Silveira Martins’ galt, war Koſeritz ſtändig in Gefahr, verhaftet und gleichfalls des Landes verwieſen zu werden. Wiederholt wurde er wegen ſeiner politiſchen Stellungnahme vom Polizeichef verwarnt und getadelt, beſonders auch wegen ſeines mannhaften Eintretens für das Deutſchtum, gegen das die luſobraſilianiſche Unduldſamkeit, der Luſitanismus, in dieſen unruhigen Tagen wieder ſehr zu eifern begann. Bei Koſeritz’ großem Einfluß, den er insbeſondere auch auf die deutſchſtämmige Koloniebevölkerung ausübte, gaben ſich aber ſeine Gegner vorerſt damit zufrieden, daß er ernſtlich alles verſuchte, um Ruhe und Ordnung aufrechtzuerhalten und unnützes Blutvergießen zu vermeiden. Als Koſeritz ſah, daß ſeine Bemühungen nicht vergeblich waren, zog er ſich zur Erholung von all den ſeeliſchen Erregungen der letzten Zeit auf einige Tage nach Pedras Brancas zurück. Hier aber wurde er auf Betreiben ſeiner republikaniſchen Widerſacher am 14. Mai 1890 ohne jeden Rechtsgrund verhaftet und acht Tage lang in ſeinem eigenen Hauſe gefangen gehalten. Erſt auf die energiſchen Proteſte ſeiner Freunde hin gelang es, ihn zu befreien. Die Aufregung und die ſchmähliche Behandlung ſowie die vorhergehenden Überanſtregungen hatten ihn jedoch ſo erſchöpft, daß er am 30. Mai in Porto Alegre einem Herzſchlag erlag. Seine Beerdigung geſtaltete ſich zu einer großartigen Kundgebung, wie ſie das Deutſchtum Braſiliens noch nie zuvor erlebt hatte.

---

[154] Vgl. Koſ., Bilder, S. 43, 46 und 47.

[155] Lange, Südbraſilien, S. 67.

[156] Mit Ausnahme des Munizip S. Bento, das ſogar die erſte rein republikaniſche Kammer im Kaiſerreich beſaß. (Vgl. Gedenkbuch zur Jahrhundert-Feier Florianopolis, 1929, S. 54.)

[157] „Koſ. Dt. Zeitung“ vom 21. 12. 1889, zitiert nach Henry Lange „Ausland“, 1890, S. 504.

*

Man hat Karl von Koſeritz in ſeiner Bedeutung und in ſeinem Beſtreben oft, manchmal vielleicht nicht ohne Abſicht verkannt und ſogar ſeinen Charakter anzuzweifeln geſucht, jedoch ſeine Unbeſtechlichkeit und ſein ehrliches Wollen ſtehen über allen Verleumdungen ſeiner Gegner[158]. Rotermund, der, wie wir wiſſen, Koſeritz zuerſt heftig befehdete, hat ihm ein einwandfreies Zeugnis ausgeſtellt[159]. Oft verſuchte man auch, den Vertreter des theoretiſchen Materialismus zum praktiſchen Materialiſten und ſkrupelloſen Geſchäftsmann zu ſtempeln. Eine ſolche tendenziöſe Verleumdung des großen deutſchbraſilianiſchen Führers, der mit ſeinem theoretiſchen Materialismus eine durchaus geſunde, idealiſtiſche, ja kämpferiſche Ethik verband, ſcheint mir durch genügende Beiſpiele in der vorliegenden Arbeit widerlegt zu ſein. Auf Geld und irdiſche Reichtümer war Koſeritz nicht aus. Er iſt faſt ſo arm geſtorben, wie er nach Braſilien kam; nach ſeinem Tode mußten ſeine Freunde ſogar durch eine Ehrengabe ſeine gänzlich mittellos Hinterbliebenen vor der ärgſten Not bewahren[160].

Eine Kritik der „Ära Koſeritz" müßte mehr den Liberalismus ſelbſt als ſeinen hervorragenden deutſchbraſilianiſchen Vertreter treffen. Sie müßte vor allem feſtſtellen, daß Karl von Koſeritz nicht nur mit ſeinen poſitiven Leiſtungen und Erfolgen, ſondern gerade auch mit ſeinen Fehlern und Schwächen dem heutigen Deutſchbraſilianertum richtungweiſend ſein kann, indem es dieſe letzteren in Zukunft zu vermeiden ſucht.

Die Schwäche des Koſeritz'ſchen Liberalismus liegt darin begründet, daß er die Bedeutung des Blutes und der Raſſe nicht zu erkennen vermochte. Er konnte deswegen auch nicht die Notwendigkeit einer unbedingten völkiſchen Selbſterhaltung überzeugend verkündigen. So wurde das Deutſchbraſilianertum durch Koſeritz in die

---

[158] Es lohnt ſich m. E. nicht, auf die gehäſſigen Angriffe ſeiner beiden ärgſten Gegner Ter Brüggen und v. Frankenberg, der Koſeritz' Nachfolger bei der „Dt. Zeitung" war, näher einzugehen.

[159] Fauſel, D. Dr. Rotermund, S. 158ff.

[60] Fiſcher, S. 546f.

„ſtaatspolitiſche Sphäre" hineingehoben, ohne daß es gleichzeitig in ſeiner völkiſchen Baſis ſicher verankert geweſen wäre. Während es in die Landespolitik hineinrückte, lockerten ſich gleichzeitig und im ſelben Maße ſeine völkiſchen Grundmauern. Als größte Gefahr erwies ſich hierbei die falſche Sicht in das Weſen des Braſilianertums, das man mit dem Luſobraſilianertum einfach gleichſetzte. Dieſe falſche Vorſtellung vom Braſilianertum als etwas Luſitaniſch-Völkiſches iſt ja ſtets mit einer nicht genügend tiefen Erkenntnis vom Weſen des Volkes und Volkstums verbunden geweſen. Je mehr Karl von Koſeritz' Perſönlichkeit in Vergeſſenheit geriet und je mehr der Druck des Luſobraſilianertums nachließ, mußte ſich der Erfolg des Liberalismus praktiſch dahin auswirken, daß die deutſchſtämmigen Politiker ſich nicht mehr als Vertreter eines deutſchbraſilianiſchen Gedankens im Gegenſatz zum luſobraſilianiſchen fühlten, ſondern in ihren politiſchen Gedankengängen oft auch völkiſch verluſitaniſierten. Politiker, die ſich als Vertreter des deutſchen Volkstums und deutſchſtämmiger Belange fühlen, ſind faſt eine Seltenheit geworden. Den meiſten Deutſchbraſilianern gilt es als eine Selbſtverſtändlichkeit, daß die Luſobraſilianer und die luſitaniſierten Braſilianer ſich als die eigentlichen und hundertprozentigen Braſilianer bezeichnen. Erſt heute iſt es möglich, vom Boden der völkiſchen Weltanſchauung her, ſcharf und ſtreng zwiſchen einer volks- und einer ſtaatspolitiſchen Sphäre zu trennen und darauf aufbauend zu einem einwandfreien politiſchen Begriffswerkzeug zu gelangen. Dies letztere war Koſeritz noch nicht möglich; ſo ſchillert z. B., was man allerdings zum Teil von ſeinem Standpunkt des Einwanderers her verſtehen muß, der Begriff des Vaterlandes in den mannigfaltigſten Farben[161].

Wie ſich Koſeritz als deutſchbraſilianiſcher Politiker mit ſeiner völkiſchen Miſchehe abgefunden hat, muß einer ſpäteren Unterſuchung überlaſſen bleiben. Seine Kinder, er hatte nur Töchter, haben ſelber wieder Luſobraſilianer geheiratet, ſo daß ſeine Familie heute — das typiſche und warnende Schickſal faſt jeder völkiſchen Miſchehe — gänzlich für den deutſchen Volksorganismus verloren iſt.

Auch Koſeritz' Einſtellung zur Raſſenfrage bedürfte noch der Klärung. An manchen Stellen wird deutlich, wie wenig er erkannt hat, daß die Erhaltung des deutſchen Volkstums in Braſilien unweigerlich mit der Reinerhaltung von Art und Raſſe verbunden iſt. So tröſtet er beiſpielsweiſe, wenn auch noch ganz zu Beginn ſeines Wirkens für das Deutſchtum (1867), die ängſtlichen Gegner einer deutſchen Maſſeneinanwanderung damit, daß er ihnen erklärt, die Deutſchblütigen „werden ſich vollkommen mit der braſilianiſchen Bevölkerung vermiſchen"[162]. Zur Verbreitung der portugieſiſchen Staatsſprache empfahl er damals auch die Anlage einiger rein luſobraſilianiſcher Schneiſen in den deutſchen Siedlungen[163], ein Gedanke, der große Ähnlichkeit mit dem heute amtlich geförderten Syſtem der völkiſchen Miſchkolonien hat. Auch die Vorſtellung, daß ein Luſobraſilianer, Silveira Martins, Führer einer deutſchbraſilianiſchen Partei ſein könnte[163a], deutet in die gleiche Richtung einer nicht genügend tiefen Erkenntnis vom Weſen des Volkstums und der Raſſe.

---

[161] Vgl. z. B. Koſ., Bilder, S. 210 ff.

[162] Koſ. Relatorio, S. 50.

[163] Koſ. Relatorio, S. 52.

[163a] Koſ. Kal. 1881, S. 51.

Auch politiſche und taktiſche Fehler hat Koſeritz genug gemacht. So unterließ er es vor allem, für einen geſchulten, politiſchen, deutſchbraſilianiſchen Führernachwuchs zu ſorgen. Dadurch ſtand nach ſeinem Tode und der bald darauf folgenden Ermordung Hänſels, am 1. 10. 1892, das Deutſchbraſilianertum führerlos da. Auch dieſes Verſagen könnte man aus ſeiner liberalen Weltanſchauung begründen, die eine politiſche, d. h. in erſter Linie charakterliche Erziehung und glaubensmäßige Stärkung des völkiſchen Sendungsbewußtſeins als nebenſächlich erſcheinen ließ, denn die Erziehung hat der Liberalismus ja immer nur allzuleicht mit verſtandesmäßiger Schulung gleichgeſetzt.

Koſeritz' größter politiſcher Fehler, den er ſpäter vergeblich wieder rückgängig zu machen ſuchte, war ſein unfruchtbarer und hitziger Kampf gegen die beiden Konfeſſionen. Er führte letzten Endes zu einer gewiſſen „Politiſierung" der Konfeſſionen und untergrub dadurch Koſeritz' eigenen Plan eines Zuſammenſchluſſes aller deutſchſtämmigen Braſilianer auf dem Boden des gemeinſamen Volkstums.

Bleibt nach dieſer ſo negativen Kritik am Liberalismus der „Ära Koſeritz" überhaupt noch ſo viel Poſitives übrig, daß man Koſeritz als das Vorbild eines deutſchbraſilianiſchen Politikers feiern kann? Zweifellos. Seine Verdienſte um das Deutſchbraſilianertum ſind unerhört groß. Sein eigner Kalender widmete ihm den ſtolzen Nachruf:

> „Verachtet, geſchmäht, unterdrückt und verfolgt, ſo fandeſt Du das Deutſchtum. Angeſehen geehrt, einflußreich, ſo ſteht es da durch Deine Kraft[164]."

Dieſer Satz iſt keine Phraſe. Wenn wir die Lage des Deutſchtums zur Zeit Hillebrands mit derjenigen bei Koſeritz' Tod vergleichen, ſo finden wir dieſen Nachruf vollauf beſtätigt. Als Koſeritz ſtarb, war die formal-politiſche, zum großen Teil auch die ſtaatspolitiſche Gleichberechtigung der Deutſchbraſilianer verwirklicht. Daß die völkiſche Gleichberechtigung allerdings noch ausſtand, hat Koſeritz ſelber erkannt und noch mehr vielleicht gefühlt; gerade dieſer Anſpruch war aber infolge ſeiner bereits erwähnten unklaren Vorſtellung vom Braſilianertum nicht genügend ſtark durch ihn begründet worden und konnte deshalb nach ſeinem Tod bald verweht und vergeſſen werden.

Außer der formal-politiſchen Gleichberechtigung hat Karl von Koſeritz eine teilweiſe politiſche Aktivierung des Deutſchbraſilianertums, eine Stärkung ſeines Gemeinſchaftsbewußtſeins und eine nicht zu unterſchätzende Steigerung des Anſehens der deutſchen Kultur und des Deutſchtums überhaupt erreicht. Seine Forderung nach einer Organiſation, die das geſamte Deutſchbraſilianertum erfaſſen ſoll, iſt leider bis heute noch unverwirklicht geblieben. Das größte Verdienſt Karl von Koſeritz' liegt in der erſtmaligen Verkündung eines deutſchbraſilianiſchen

---

[164] Koſ. Kal. 1891, S. 140.

Gedankens, in der Schaffung eines deutſchbraſilianiſchen Sendungsbewußtſeins. An dieſen Gedanken wird auch heute ein ſelbſtbewußtes Deutſchbraſilianertum, indem es ihn gleichzeitig völkiſch verankert, klärt und läutert, wieder anknüpfen müſſen. Die Trennung zwiſchen einer ſtaats- und einer volkspolitiſchen Sphäre bleibt auch künftig grundlegend für jede politiſche Betätigung des Deutſchbraſilianertums. So ſtellt bis heute in vieler Hinſicht die „Ära Koſeritz“ den Höhepunkt deutſchbraſilianiſcher Geſchichte und politiſchen Einſatzes dar. Nie wieder hat bisher ſeit Karl von Koſeritz ein deutſchbewußter Braſilianer einen ſo großen Einfluß in Braſilien ausgeübt wie er. Trotzdem hat ſeltſamerweiſe das Deutſchbraſilianertum die Bedeutung ſeines großen Führers noch nicht erkannt. Beweis genug dafür iſt, daß bis heute keine ausführliche Lebensbeſchreibung von ihm vorhanden iſt[165]. Nur ein ſchlichter Grabſtein, der ihm 36 Jahre nach ſeinem Tode geſetzt wurde, kündet in Porto Alegre von ihm:

„Du warſt des Deutſchtums großer Führer
Und Deiner neuen Heimat treuer Sohn.“

Schrifttum

Export. Organ des Zentralvereins für Handelsgeographie und Förderung deutſcher Intereſſen im Auslande. Berlin. Verſch. Jahrgänge.

Erich Fauſel, D. Dr. Rotermund. Ein Kampf um Recht und Richtung des evang. Deutſchtums in Südbraſilien. São Leopoldo 1936.

— Das deutſchbraſilianiſche Gymnaſium und ſeine verſchiedenartigen Vorläufer. Dt. Evang. Blätter für Braſilien. Jg. 18, Heft 1/2.

Martin Fiſcher, Die Preſſe in Rio Grande do Sul. Ihr Werden und Weſen, eine Kulturgeſchichte des riograndenſer Deutſchtums. (Dieſe Arbeit iſt nicht im Druck erſchienen und liegt als Manuſkript in der Bücherei des DAI. in Stuttgart.)

Hans Gehſe, Die deutſche Preſſe in Braſilien von 1852 bis zur Gegenwart. In: Schriftenreihe des deutſchen Inſtituts für Auslandkunde, Münſter i. W. 1931.

Handelmann, Geſchichte Braſiliens. Berlin 1860.

Hermann Ihering, Rio Grande do Sul. Bd. XI u. XII „Übers Meer“. Taſchenbibliothek f. dt. Auswanderer, Gera, Reuß 1885.

Carlos de Koſeritz, Relatorio da administração central das colonias de São Pedro do Rio Grande do Sul. Porto Alegre 1867.

Koſeritz’ deutſcher Volkskalender (für Braſilien) 1874ff. Hrsg. Krahe & Comp., Porto Alegre.

— Bilder aus Braſilien. Leipzig u. Berlin 1885.

---

[165] Auch der vorliegende Aufſatz will eine ſolche keineswegs erſetzen. Er will vielmehr nur die Aufmerkſamkeit auf die bedeutendſte Perſönlichkeit der deutſchbraſilianiſchen Geſchichte lenken und richtungweiſend für eine künftige Koſeritz-Biographie ſein. Etwas Endgültiges zu ſchreiben, war dem Verfaſſer ſchon deswegen nicht möglich, weil ihm wichtiges Material nicht zur Verfügung ſtand. Zu einer Lebensbeſchreibung müßten vor allem auch die Parlamentsakten und -berichte ſowie Koſeritz’ journaliſtiſche Erzeugniſſe in portugieſiſcher Sprache herangezogen werden. Dadurch wäre dann auch die Möglichkeit gegeben, Koſeritz’ enges Verhältnis zum Luſobraſilianertum, das ebenſo wie ſeine Bedeutung für die geſamtbraſilianiſche Geſchichte in der obigen Arbeit nur geſtreift wurde, eingehender zu unterſuchen.

Koſeritz, Rathſchläge für Auswanderer nach Südbraſilien (Rio Grande do Sul). Ein Aufſatz, enthalten in Jannaſchs gleichnamigem Werk. Berlin o. J.

Henry Lange, Südbraſilien, die Provinz São Pedro do Rio Grande do Sul, Santa Catharina und Paraná mit Rückſicht auf die deutſche Koloniſation. Leipzig 1888. 2. erweiterte Auflage.

Aurelio Porto, Die deutſche Arbeit in Rio Grande do Sul. São Leopoldo 1934.

Revista do Archivo Publico do Rio Grande do Sul. N°s 15.—16, Sept.—Dez. 1924. Porto Alegre. Enthält u. a. den wichtigen Bericht Hillebrands: Relatorio apresentado pelo director da colonia Dr. João Daniel Hillebrand ao governo da Provinicia. 1854.

Ferdinand Schröder, Die deutſche Einwanderung nach Braſilien bis zum Jahr 1859. Berlin 1930.

Die übrige Literatur iſt an Ort und Stelle genannt.

Das deutſche Volkslied in Lothringen

Von Joſef Müller-Blattau, Freiburg i. Br.

Durch die Lebensarbeit von Dr. Louis Pinck und ſeine Ausgabe der „Verklingenden Weiſen“[1] iſt Deutſch-Lothringen als eine klaſſiſche Volksliedlandſchaft neu entdeckt worden. Dieſe glückliche Prägung der Rede Hans Naumanns anläßlich der Verleihung des Görres-Preiſes der Univerſität Bonn an Dr. L. Pinck führt in die Mitte des Problems. Bisher hatten ſich nur ferne deutſche Sprachinſeln wie die Gottſchee, das Banat, das Kuhländchen, das Wolgagebiet als Sammelbecken älteſten deutſchen Volksliedgutes erwieſen. Lothringen iſt keine Sprachinſel, ſondern Randgebiet deutſchen Volkstums wie das Elſaß. Daß es dennoch zur Volksliedlandſchaft wurde, muß darum an andern Beſonderheiten ſeiner geographiſchen Lage und ſeiner völkiſchen Eigenart liegen.

Ein Blick auf die Karte, die Pfarrer Pinck dem dritten Band ſeiner Verklingenden Weiſen beilegte, gibt uns erſten Aufſchluß. Lothringen beſteht aus zwei in ſich verſchiedenen Teilen, die gebildet und geſchieden werden durch die Sprachgrenze. Zwei Volkstümer, das franzöſiſche und das deutſche, bilden hier ſeit Jahrhunderten eine politiſche Einheit. In ihrem Volksliedgut aber, das der unmittelbarſte Ausdruck des Volkstums iſt, ſind ſie ſcharf gegeneinander abgeſetzt.

„Chants populaires recueillis dans le pays messin“ nennt der Comte de Puymaigre ſeine Volksliedſammlung aus Franzöſiſch-Lothringen, die in erſter Auflage 1864, in zweiter (in zwei Bänden) 1881 erſchien. Bezeichnend iſt, daß er nicht den Namen Lothringen, noch auch die politiſche Verwaltungsbezeichnung „Moselle“ wählt. Er ordnet Franzöſiſch-Lothringen mit dem Barrois, Luxemburg und dem Gebiet der drei Biſtümer in den größeren Zuſammenhang des Pays Messin ein. Es ſind typiſch franzöſiſche Volkslieder, die er gibt; Verbindungsfäden gehen nicht nur nach Innerfrankreich, ſondern ins ganze Gebiet der romaniſchen Sprachen.

Für Deutſch-Lothringen fehlte (trotz eines Aufſatzes von Comte de Puymaigre mit zwölf deutſchen Volksliedern in „Folk-Lore“, Paris 1885) eine Sammlung in älterer Zeit, wie ſie J. B. Weckerlin ſchon 1883 und Mündel 1884 für das elſäſſiſche Lied gegeben haben. Erſt 1909 (nach der mir vorliegenden Ausgabe, nach Dr. Pincks Auskunft ſchon 1906) erſchien ein „Lothringer Liederhort“, herausgegeben von Pfarrer Heyſer unter Mitarbeit einer ganzen Anzahl von

---

[1] Bisher drei Bände im Bärenreiter-Verlag, Kaſſel, ein vierter iſt in Arbeit.

Amtsbrüdern. Das Büchlein ſollte ein Liederbuch für Vereine werden; darum wurde viel neueres Liedgut aufgenommen. Daneben aber ſtehen, oft merkwürdig für den Gebrauch „gereinigt“ und zurechtgeſtutzt, überraſchend viel alte Lieder. Auf manche von ihnen hatte bereits N. Houpert, Redakteur am „Lorrain“, in ſeinem Vortrag „Das deutſche Volkslied in Lothringen“[2] hingewieſen; im Satz von C. Wolfram waren ſie in Vereinen viel geſungen worden. Vom wirklichen Leben des Volksliedes aber zeugten erſt die „Verklingenden Weiſen“.

Durch ſie erwies ſich zu aller Überraſchung, daß in Lothringen altes deutſches Liedgut lebt, völlig unberührt von jedem franzöſiſchen Einfluß. Der Hauptgewährsmann Pfarrer Pincks, der liederreiche Papa Gerné, hat in ſeinem Liedbeſtand von über 250 Liedern zwei franzöſiſche Verszeilen; der alte Kantor Neu, der aus Althorn bei Bitſch nach Pompey (Franzöſiſch-Lothringen) auswanderte, bildete dort mit ſeiner Familie eine förmliche Sprach- und Liedinſel. — Nach Weſten alſo war und iſt Deutſch-Lothringen mit ſeiner Sprache und ſeinem Liedgut völlig abgeriegelt. Aber auch vom Reich war es getrennt ſeit 1738, da man das Herzogtum Lothringen an Frankreich verſchacherte. So konnte es nur bedingt an der ſteten Neuſchöpfung des Volksliedes durch das Geſamtvolk teilnehmen. Die alte Überlieferung heimiſchen Brauchtums und heimiſcher Lieder blieb bewahrt.

Bis 1730 etwa reicht in Deutſchland die klaſſiſche Tradition des älteren deutſchen Volksliedes, ſo wie ich ſie in meinem Buch „Das Deutſche Volkslied“[3] von den Weiſen her beſchrieben habe. Die Überlieferung des mittelalterlichen Volksliedes läßt ſich zunächſt bis etwa 1550 in gerader Linie verfolgen. Dann ſetzt Verſchüttung und Überfremdung ein; dennoch läßt ſich in z. T. mühſeliger Quellenarbeit die Fortdauer der Weiſen und Weiſentypen, vor allem in der Verwandlungsform des Tanzliedes, bis in die Zeit J. S. Bachs und des Augsburger Tafelkonfekts aufzeigen. In dieſem geſchichtlichen Augenblick wurde Lothringen abgetrennt; ſo blieb es ein Sammelbecken jener älteren Überlieferung, die im Innern des Reiches zerſchlagen und durch neues Liedgut überdeckt wurde.

Nach 1870 erſt ſetzte mit der Rückkehr Lothringens zum Reich die Überlagerung ein. Aus den Kaſernen, Vereinen, Schulen drang ein neues „allgemeines“ Liedgut ins Land und drohte die alten Lieder zu verdrängen. Es war ein Glück, daß hier in Deutſch-Lothringen keine großen Städte waren wie im Elſaß, deren Einfluß einebnend wirken konnte. So verlor ſich das alte Gut wenigſtens nicht ganz; es zog ſich zurück von den großen Verkehrswegen in ſtille abſeitige Dörfer. Der Krieg aber machte alle begonnene Arbeit zunichte.

Es mußte erſt die neue Trennung vom Mutterlande kommen, um das alte Liedgut für das Volkstum fruchtbar zu machen. Das aber konnte nur einer vollbringen, der ſelbſt im Lande wurzelte, Land und Leute kannte und ihnen Freund und Berater war. Wie groß die Arbeit und wie überwältigend die Ergebniſſe waren, kann nur der ermeſſen, der ähnliche Arbeit geleiſtet. Doch nun iſt der Schatz gehoben, und es liegt an uns, ihn nach ſeiner Bedeutung für Land und Volk zu erforſchen.

---

[2] Jahrbuch der Geſellſchaft für lothringiſche Geſchichte und Altertumskunde 1890.

[3] Berlin 1932.

Man muß Lothringen einmal ſelbſt durchwandert haben, um zu erkennen, warum ſich dort ein in Deutſchland längſt verklungener Volksliedreichtum ſo lange halten konnte. Der Boden ſelbſt iſt von merkwürdiger Erhaltſamkeit. An verſchwiegenen Quellen ſtehen noch Felsbilder aus keltiſcher und römiſcher Zeit. Alte Kreuze und Kapellen künden von einer ſtarken und unmittelbaren mittelalterlichen Volksfrömmigkeit. Und die ſtillen Dörfer, oft auf Hügeln und abſeits der großen Verkehrsſtraßen, ſind rechte Fundgruben alten deutſchen bäuerlichen Brauchtums geblieben. In dieſes eingebettet, von der Dorfgemeinſchaft, ihrer Geſelligkeit und ihren Feſten getragen, haben ſich die alten Lieder erhalten.

Wer ſingt? Die eigentlichen Träger ſind die „Alten", die Altersfolge der 60—80jährigen, der der Papa Gerné und Udils Kättel, ſ' Bickel-Kättel[4], die Freunde Baro und Manque, der Maurer Keib, die Brüder Kuhn oder der Großknecht W. Meyer angehören. Von ihnen haben es die „Jüngeren", die 40—60jährigen gelernt: der Sohn Gerné, die Tochter der alten Frau Herbeth, Frau Schwartz u. a. m. Die „Jüngſten" kennen wir aus Pincks Goethe-Volksliedern, etwa den Schreinergeſellen Anton Mißler, deſſen Singen durch neueres Lied und Geſangverein bereits verändert iſt[5], oder die Söhne Altmeyer[6], die mit dem rüſtigen Vater alles vierſtimmig ſingen.

Wie ſingen ſie? Die echte Singart haben im Grunde nur die beiden älteren Generationen bewahrt. Ein kurzer Augenblick der inneren Sammlung — dann ſingen dieſe Alten, verhalten, ernſt, mit vollem Einſatz der Perſönlichkeit. Im Singen knüpft ſich der Faden der Erinnerung, Strophe reiht ſich an Strophe. Einmal unterbrochen, müſſen ſie ganz von vorn anfangen; den Text geſondert zu diktieren, bringen ſie nicht über ſich. Er hängt mit der Weiſe untrennbar zuſammen.

Was ſingen ſie? Der Papa Gerné hat Pfarrer Pinck einmal ſeine Einteilung gegeben, die eine echte mittelalterliche Stufenfolge der Inhalte iſt. Zu oberſt ſteht das geiſtliche Lied; dann folgt die „Gſchicht" (Erzähllied oder Ballade), dann das Schätzelslied (Liebeslied) und ſchließlich das Rundelied (Tanzlied). Eine daran anſchließende Teilung trennt die Stände: Soldaten, Jäger, Schäfer; eine dritte meint die beſondere Lebensſituation: Hochzeit-, Trink-, Vexierlied. —

Damit iſt auch für unſere Betrachtung der Grundriß gegeben. Wir wählen die erſte Stufenfolge der Inhalte und gliedern danach. Unſer Bemühen geht dahin, jede Gattung, ja jedes Lied in dem ihm eigenen Lebenszuſammenhang zu erfaſſen und ſeine Weiſe zu deuten. Durch die reichen Anmerkungen und die Bilder von H. Bacher hat der Herausgeber der Verklingenden Weiſen ſelbſt dieſen Weg gewieſen. Ein gut Teil der Lieder haben wir ſelbſt noch, durch ihn geleitet, von ſeinen Gewährsleuten gehört. Auf ſeine Anregung hat zudem das Berliner Lautarchiv eine Reihe der wichtigſten Lieder und Liederſänger aufgenommen, ſo daß eine beſonders gute und ſichere Grundlage für die wiſſenſchaftliche Auswertung gegeben iſt.

---

[4] Vgl. Verklingende Weiſen I, S. 273ff.

[5] Goethe, Volkslieder, hrsg. von Dr. L. Pinck. Heidelberg 1932.

[6] Ebenda S 55.

*

Vom geiſtlichen Lied denn zuerſt. Aus ſeinem Bereich wählen wir das Lied auf die liebenswerte Schutzpatronin Lothringens und des Elſaſſes, die heilige Odilia, als Ausgangspunkt. Dr. L. Pinck hat in einer aufſchlußreichen Sonderſtudie[7] eine ſolche Fülle von Varianten mitgeteilt, daß wir hier in die im Volkslied wirkenden Kräfte einen beſonderen Einblick tun. Was iſt der Grund?

„Odilia iſt für das Volk nicht eine Heilige, deren Namen nur im Martyrologium ſteht, ſondern eine Heilige, die mitten unter ihm lebt, eine wahre Volksheilige.“ Sie iſt des Landes Stolz; Sproß eines mächtigen eingeſeſſenen Geſchlechtes. Und nicht nur dies. Ihre Verehrung knüpft an den uralten Quellenkult der Vorzeit an. Denn dieſe Heilige, die ſelbſt aus den Felſen des Berges eine wunderwirkende Quelle entſpringen ließ, um einen Kranken zu laben, iſt Schützerin vieler altheiliger Quellorte. Zu dieſen Waſſern aber, beſonders zu der Quelle am Odilienberg, der man beſondere Heilkraft zuſchrieb, wallfahrtete ſeit Menſchengedenken das Lothringer Volk. „Von weit her machten ſie zu Fuß ihre Bittfahrten, namentlich wenn ſie leidender Augen wegen einen ‚Gang verſprochen‘ oder einen ‚Gang zu machen‘ hatten[8].“

Für ſolche Bittfahrten mag unſer Lied urſprünglich beſtimmt geweſen ſein. Es tritt damit ein in den Kreis der Fahrtenlieder, von deren Kraft und Frömmigkeit uns ſchon die Lieder der elſäſſiſchen Geißler[9] künden. Dieſe Lieder lebten und leben außerhalb der Kirche im Geſang des Volkes. In ihm hat ſich die ſchönſte und unvergänglichſte künſtleriſche Schöpfung des deutſchen Mittelalters bis auf den heutigen Tag erhalten.

---

[7] Archiv für elſäſſiſche Kirchengeſchichte 8 (1933). Ergänzende Varianten verdanke ich dem Deutſchen Volksliedarchiv, Freiburg i. Br.

[8] Pinck Odilia-Lied, S. 287. Man vergleiche dazu Goethes Worte in „Wahrheit und Dichtung“ 3. Teil, 11. Buch: „Einer mit hundert, ja tauſend Gläubigen auf den Ottilienberg begangenen Wallfahrt denk' ich noch immer gern. Hier, wo das Grundgemäuer eines römiſchen Kaſtells noch übrig, ſollte ſich in Ruinen und Steinſitzen eine ſchöne Grafentochter aus frommer Neigung aufgehalten haben. Unfern der Kapelle, wo ſich die Wanderer erbauen, zeigt man ihren Brunnen und erzählt manches Anmutige. Das Bild, das ich mir von ihr machte, und ihr Name prägte ſich tief bei mir ein. Beide trug ich lange mit mir herum, bis ich endlich eine meiner zwar ſpäteren, aber darum nicht minder geliebten Tochter damit ausſtattete, die von frommen und reinen Herzen ſo günſtig aufgenommen wurde.“ Gemeint iſt, wie zur Berichtigung meiner allzu wörtlichen Deutung in „Das elſäſſiſche Volkslied“ (S. 420) angemerkt ſei, die Ottilie in den „Wahlverwandſchaften“.

[9] Paul Runge, Die Geſänge der Geißler, Leipzig 1896; A. Hübner, Die deutſchen Geißlerlieder, Berlin 1931; J. Müller-Blattau, Die deutſchen Geißlerlieder, Zeitſchrift für Muſikwiſſenſchaft Jg. XVII (1935), S. 6ff.

Die Legende, die unſerm Lied zugrunde liegt, gibt ihm überdies eine beſondere Stellung. Herzog Attichs Tochter Odilia war blind geworden. Der erſchreckte Vater läßt ſie in ein Fäßchen ſchlagen und in einen Fluß ausſetzen. Nun ſollte alſo das Schickſal über ſie entſcheiden. „Sie ſchwamm drei Nächt' und auch drei Tag', ſie ſchwamm der Mühle wohl unter das Rad." Die Odilienmühle zu Scherweiler ſoll es geweſen ſein, deren Müller das Fäßchen fand und Odilia aufzog bis zu ihrem zwanzigſten Jahr. Von den Bürgern als „gefundenes Kind" verläſtert, zieht ſie aus, um den Vater zu ſuchen und die Mutter zu beweinen. Als ſie für den Vater betet, ſteht der hölliſche Satan vor ihr, den Vater auf dem Rücken. Durch inbrünſtiges Gebet gelingt es der Tochter, den Vater zu befreien...

Im Lied ſelbſt iſt Odilia kein Herzogskind mehr, ſondern ein Kind des Volkes. Der Herzog wird zum Küfer, zumal die heilige Odilia als Landespatronin des weinreichen Elſaßlandes auch die Patronin der Winzer iſt! So wird unſer Lied ſchließlich gar zu einem Standeslied der Küfer. Die Erinnerung an die alten Zuſammenhänge lebt freilich noch im Volk. Der alte Schuſter Peter Gangloff, von dem Dr. Pinck das Lied zuerſt hörte, ſagt nach der erſten Strophe: „Es iſch nit richtig, es iſch doch e Graf gewenn ihre Vatter." Und bei der Witwe Sadler iſt auch noch die Bezeichnung „Pfalzgraf" da.

Reicher als bei jedem andern Lothringer Lied ſind hier die Varianten, die wir zunächſt auf die Grundſubſtanz abhören. Zwei Faſſungen ſind zudem auch in ihrer ruhigen und andächtigen Singweiſe auf der Platte[10] feſtgehalten. Das Wortgut der erſten Strophe lautet:

Als Sankt Udil (blind) geboren war
Und ihr Vater ein Küfer war,
Ein Fäßchen tut er binden (ja binden).

Dabei iſt die Füllung durch Senkungen wechſelnd. Der Auftakt der erſten Zeile wuchert bis zu der Form „Als die heilige Sankt Odil..." Die letzte Zeile lautet wohl auch, mit oder ohne Wiederholung des letzten Wortes:

Er ſetzt ſie auf das Waſſer, oder
Er wollt ſie lehren ſchwimmen.

Dreizeilig iſt unſer Lied. Die erſte Gruppe der Faſſungen gibt ihm eine denkbar einfache Form: Schwebezeile auf der Quint (als Anzeile), zwei Fallzeilen mit dem Grundriß a—d (als Abzeilen). Aus der gleichen Subſtanz iſt auch die Urzeile unſeres älteſten deutſchen geiſtlichen Rufliedes „Chriſt iſt erſtanden" gefügt: $\underline{a}\;g\;a\;\overset{\frown}{c\;d}\;\underline{a} \mid \underline{a}\;g\;a\;f\;\overset{\frown}{e\;f}\;\underline{d}$. Daß der Dreizeiler auch als Gefüge von zwei Anzeilen und einer Abzeile erſcheinen könnte, wird ſpäter noch beſprochen werden.

Wie ſind nun, über dieſem ureinfachen Grundriß, die Zeilenmelodien im lebendigen Singen rhythmiſch und melodiſch ausgeformt? Da iſt zuerſt die Faſſung (I a) des Peter Gangloff[11]. Die erſte Zeile lautet melodiſch faſt wie bei Chriſt iſt erſtanden, die zweite durchmißt im Fall den ganzen Raum der Oktav, die dritte iſt durch Wortwiederholung (binden, ja binden) zerdehnt; der Fall a—d wird vom Grundton her angeſungen, die Zeile ſomit als d—a—d ſchlußkräftig gerundet. Rhythmiſch entſteht durch Dehnung der Schlüſſe und überſchüſſige Senkungen faſt durchweg ein fünfſchlägiges Maß, das wir auch bei Erzählliedern antreffen und das man als „rhapſodiſch“ bezeichnen kann. Noch deutlicher wird dies in der etwas ausgezierten Faſſung (b) des Alex Zimmer[12], wo die Fünfſchlägigkeit durchgeht und ſich als Dehnung der zwei Einheiten der zweiten Takthälfte auf drei erweiſt. Die Vierhebigkeit von Wort und Weiſe wird dadurch nicht berührt. — Bis zu welcher Freizügigkeit des rhythmiſchen Bildes es dabei kommen kann, zeigt die folgende Faſſung (c) von Johann Keib. Er iſt einer der beſten und zuverläſſigſten Sänger Dr. Pincks; ſeine Weiſe iſt nicht etwa „verderbt“, ſondern deutet auf ganz freies Verfügen über den Grundſtoff. — Die erſte Zeile iſt durch einen Einſchub (Klammer!) zerdehnt; in der zweiten und dritten beginnt ein dreiteiliges Maß durchzuſchimmern.

---

[10] Berliner Laut-Archiv 1405.
[11] Verklingende Weiſen I, S. 162 und Odilia-Lied, S. 292.

Aber auch das Gegenteil iſt im Liedgebrauch vorhanden und überliefert: die rhythmiſche Straffung in einem ebenen vierſchlägigen Takt. Von den beiden Faſſungen der Familie Bleß[13] wähle ich die ausgeglichenſte (d), die den Tatbeſtand am klarſten zeigt.

Es iſt eine aus dem alten Volkslied wohlbekannte Tatſache, daß die ebene Prägung (in einer Art von $^{4}/_{4}$ Takt) ♩ | ♩ ♩ ♩ ♩ | ♩ ♩ 𝅗𝅥 bei geringer Dehnung der Hebungen in die ſchwebendere Art eines $^{6}/_{4}$ Taktes ♪ | ♩ ♪ ♩ ♪ | ♩ ♪ ♩ überwechſeln kann. Die beiden folgenden Faſſungen bringen dieſen neuen „Modus“ zur Geltung. Die erſte (e) ſtammt von Witwe Sadler, die ſo auf die Platte ſang[14]; die zweite (f) wurde in Lothringen notiert von Profeſſor André Pirro, Paris[15]. In unſerer Niederſchrift ſind die überſchüſſigen Auftakt-Senkungen ohne jedes Taktmaß wiedergegeben, da ſie ſich einer ſtrengen Feſtlegung entziehen.

Das Gleitende des Rhythmus gibt beiden Weiſen das beſondere Gepräge. Bei der erſten fällt am erſten Zeilenende die frühzeitige Aufhöhung ins d beſonders ins Gewicht; der Anſchluß der zweiten verzichtet nun auf d bzw. c und beginnt einfach im Anſchlußton a. Die zweite Faſſung dagegen überſpannt beide Male dieſe Aufhöhung, indem ſie das d zweimal der ſtärkſten Hebung zuteilt. Und bei der Fortſetzung der zweiten Faſſung, der freilich die zweite Zeile fehlt, wird die erſte Zeile gar als eine klare Fallzeile e—a geprägt. Eine weitere Strophe gibt für die gleiche Zeile, dem Wortgut entſprechend, den eingeebneten Eingang. In allen Faſſungen iſt ſchließlich das ſtändig wechſelnde Ausſingen des letzten Zeilenbogens d—a—d bemerkenswert[16].

Ganz ähnlich wie bei f wechſeln auch bei g, der Faſſung des Großknechts Wilhelm

---

[12] Odilia-Lied, S. 304.

[13] Ebenda S. 297 u. 298.

[14] Ebenda S. 293.

[15] Ebenda S. 294.

[16] Nur kurz ſeien zwei Faſſungen erwähnt, welche die Tonalität wechſeln. Die eine gibt Pinck nach der Aufzeichnung von Lehrer Edel (Odilia-Lied, S. 296): die erſte Zeile endet wie üblich auf a, die zweite aber fällt ſtatt nach d nur nach e (E-Moll). Und in e endet denn auch die letzte Zeile einer zweiten Faſſung (von Frau Riff auf Walze geſungen), während die erſtgenannte gar nach d (D-Dur) ſich wendet.

Meyer[17], die Melodiebilder der Zeilen innerhalb der Strophen des gleichen Liedes. Ein merkwürdiges Schwanken ſetzt ein — hin zu einem neuen Zeilen-Schlußton f, den in der 1. Strophe die erſte, in der 2. die zweite Zeile bringt. Die übrigen feinen Einzelheiten zeigt das Notenbild; dieſe eine aber führt uns zu einer neuen Melodiegeſtalt unſeres Liedes.

Noch einmal blicken wir auf die Weiſe von „Chriſt iſt erſtanden" zurück. Ein alter Alleluja-Anhang des Liedes bringt die Urſubſtanz erneut zutage: Anzeile auf a; ſelbſtändiger Quintfall auf f; ſelbſtändiger Quintfall auf d. Das ergibt als Grundplan der Finaltöne a, f, d (II). Nach ihm fragen wir die nun folgenden Faſſungen ab.

Die Faſſung (II a) der Frau Schwartz, die wir von ihr geſungen[18] und als Aufnahme hörten, gibt den Grundriß ſehr klar: a, f, d. Eine alte Rufform des Mittelalters, gebildet aus drei ſelbſtändigen Zeilenformeln, ragt hier bis in unſere Gegenwart hinein. Eine bezeichnende Variante der Frau Baumgarten (Walzenaufnahme) notierten wir in Tonbuchſtaben hinzu. Witwe Hoegnard[19] und Organiſt Mouth[20] ſingen ähnlich, aber mit charakteriſtiſchen Varianten. Wie ſchließlich durch Vorfügung einer neuen ſelbſtändigen Zeile der Dreizeiler zum Vierzeiler werden kann, zeigt die Faſſung (c) der Marie Touba[21]. Der Grundriß iſt jetzt (g) a, f, d; die letzte Textzeile wird wiederholt.

Aber da iſt (mit gleicher Textdoppelung) noch ein anderer Vierzeiler, der ganz andern Aufbau hat[22]. Dieſe Faſſung (III a) iſt dadurch bemerkenswert, daß die beiden erſten Zeilen Anzeilen ſind und beide wohl urſprünglich auf e, dem obern Ganzton der d-Tonalität mündeten. Die vierte und Schlußzeile hat, wie wir erwarten, den Fall a—d. Die dritte überſchüſſige Zeile gibt eine Art tonale Vermittlung g e c — f g a. Aus der weiteren Betrachtung kann ſie ausſcheiden.

Denn der Dreizeiler der zugrunde zu liegen ſcheint, führt auf eine neue dritte Grundmöglichkeit der Dreizeilenſtrophe: zwei Anſingezeilen gehen der einen Abzeile voraus. Eine Miſchform brachte mich zuerſt darauf. Lehrer Joſef Edel hat eine Faſſung von Michael Henſel notiert, deren Zeilengrundriß dreimal wechſelt[23]. Die erſte Strophe (a) läßt die erſte Zeile auf e, die zweite auf c, die dritte auf d ausgehen. Dabei iſt erſichtlich die ſtark verkürzte zweite Zeile in ihren vier Schlußtönen aus einer urſprünglichen Lage a g f e wie in der erſten Zeile zu f e d c abgeſunken. Der Grundriß e e d könnte alſo Ausgangspunkt geweſen ſein. In den weiteren Strophen wird dann freilich a a d und (mit Abſinken der erſten Zeile in den Unterganzton) g a d mehrfach deutlich.

Dieſe Form des Dreizeilers e e d läßt urplötzlich die alte Nennung in einer Dresdner Handſchrift aus der Mitte des 16. Jahrhunderts „zu ſingen in dem thon Sand Utilia, die wart blint geboren"[24], in neuem Lichte erſcheinen. Die Weiſe iſt hier dem 1530 entſtandenen ſechszeiligen Lied Georg Grünwaldts „Kommt her zu mir, ſpricht

---

[17] Odilia-Lied, S. 295.

[18] Ebenda S. 303.

[19] Faſſung b, Odilia-Lied, S. 302.

[20] Odilia-Lied, S. 299.

[21] Ebenda S. 298.

[22] Ebenda S. 304 o.

[23] Ebenda S. 300.

[24] Bäumker, Katholiſches Kirchenlied I (1886), S. 220.

Gottes Sohn" zugeordnet. Böhme bemerkt im Altdeutſchen Liederbuch[25] mit Recht, daß die Überlieferung nur ein dreizeiliges Odilien-Lied kennt, deſſen Melodie alſo zu jenem Lied gedoppelt werden müßte. Das hilft weiter. In der Tat beſteht die ſechszeilige Melodie von „Kommt her zu mir" aus zwei gleichen Dreizeilern, die nur im Schlußton verſchieden ſind. Das Ende des erſten Dreizeilers wird nämlich aus dem Grundton d nach dem unteren Ganzton c abgebogen — einzig um die wiederholende Fortführung zu ermöglichen. Doch von dieſer Veränderung aus bahnen ſich im Leben des Liedes neue an. Die Abſchlußzeilen werden immer mehr verſchieden, auch die Anzeilen der zweiten Hälfte werden abgewandelt. Schließlich iſt die Doppelung der Dreizeiler kaum noch zu erkennen.

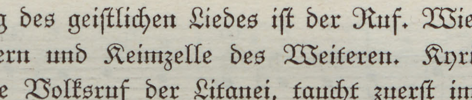
Wir ſtellen hier darum nur der Kürze halber die beiden Anzeilen der erſten und die Schlußzeile der zweiten zum Dreizeiler zuſammen, in zwei Faſſungen aus dem Konſtanzer Geſangbuch (1600) und Rheinfelſiſchen Geſangbuch (1666). Es iſt kein Zweifel, daß dieſer Grundriß und ſeine Ausformung dem Dreizeiler der Gruppe III unſeres Odilien-Liedes entſpricht. Die Tonangabe jener Dresdner Handſchrift ſtimmt; die älteſte melodiſche Faſſung des Liedes muß dieſe ſein! Daß weiterhin in Lothringen auch jüngere, rhythmiſch völlig eingeebnete Durfaſſungen auftreten[26] und daß die von Pinck aus dem Elſaß aufgebrachten[27] einzig dieſe neuere Geſtalt zeigen, ſei abſchließend angemerkt.

Die älteſte Gattung des geiſtlichen Liedes iſt der Ruf. Wie das Wort ſchon ſagt, iſt eine Rufzeile Kern und Keimzelle des Weiteren. Kyrie eleiſon, der magiſch gehandhabte griechiſche Volksruf der Litanei, taucht zuerſt im früheren Mittelalter in der deutſchen Überlieferung auf. Deutſche Zeilen wachſen an: Chriſt uns genade — Kyrie eleiſon. Und aus dieſer Großzeile wird ſchließlich durch Doppelung ein Vierzeiler:

Chriſt iſt erſtanden — Kyrie eleiſon
Von des Todes Banden — Alleluja.

Die fremdſprachigen Rufe weichen deutſchen Rufzeilen. „Nu helf uns der Heiland", heißt es in einem der Geißlerlieder; „nu helf uns das heilig Grab (der heilig Geiſt)" im Fahrtenlied der Kreuzfahrer[28].

Oben ſchon war die muſikaliſche Grundform des Rufliedes angedeutet: Anzeile—Fallzeile. Der Tonraum iſt der zwiſchen Grundton und Quint der Tonart. Dabei kann die Anzeile ganz verſchieden geprägt ſein, als Aufſtieg zur Quint, als Antönen und Umſingen der Quint oder gar als ſelbſtändige (Fall-) Zeile.



---

[25] Bäumker, Katholiſches Kirchenlied I, S. 746.

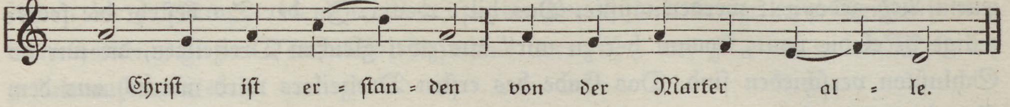
[26] Odilia-Lied, S. 301.

[27] Ebenda S. 307.

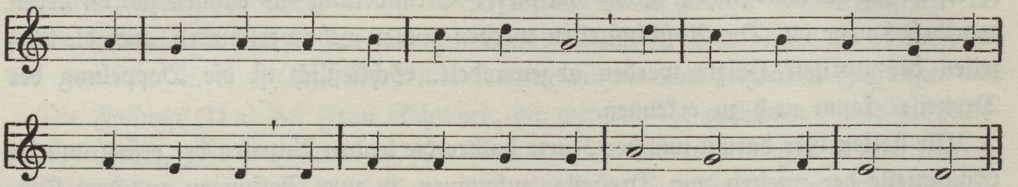
[28] Die ganze Entwicklung des Rufs, die hier nur kurz ſkizziert wird, habe ich ausführlich beſchrieben und belegt in der Abhandlung „Zu Form und Überlieferung der älteſten deutſchen geiſtlichen Lieder", Zeitſchrift für Muſikwiſſenſchaft, Jg. XVII (1935), Heft 4.

Die Faſſungen des Odilienliedes

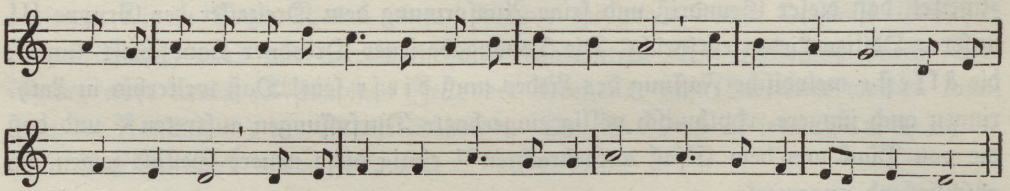
I.


Chriſt iſt er - ſtan - den von der Marter al - le.

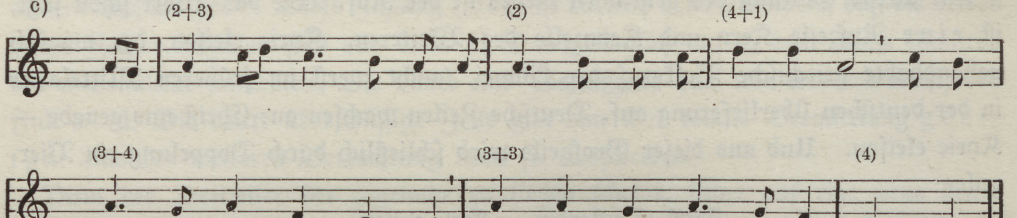
a)



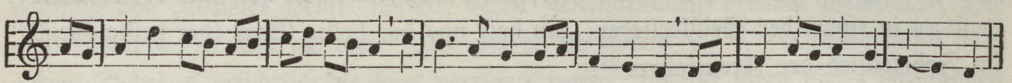
b)



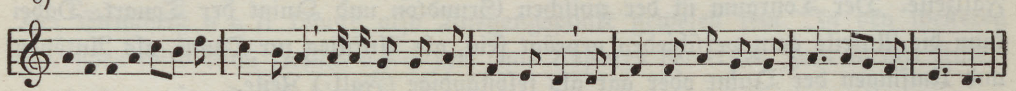
c)


(2+3)
(2)
(4+1)
(3+4)
(3+3)
(4)

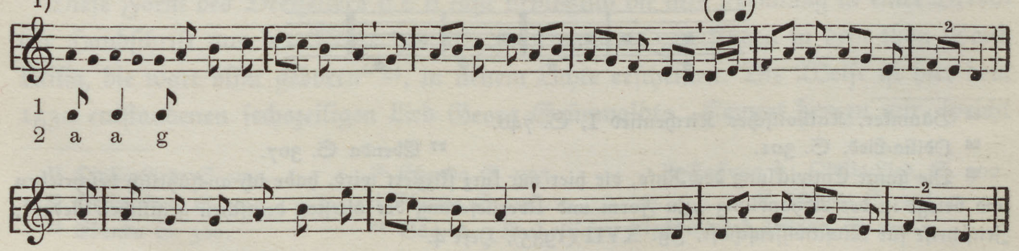
d)



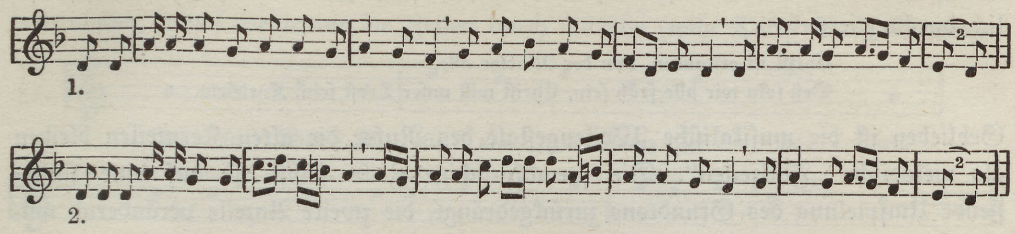
e)



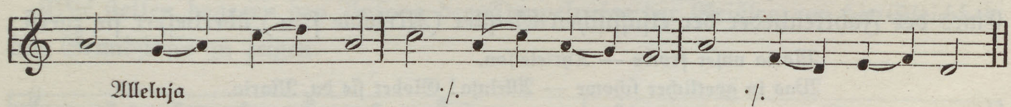
f)



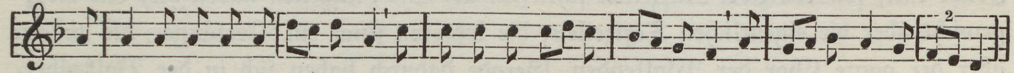
g) 1. (Fortſ.)



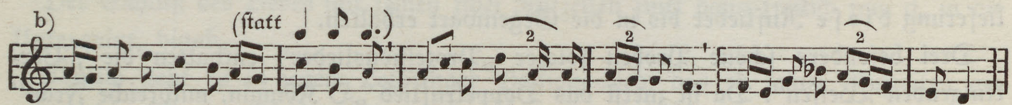
II.



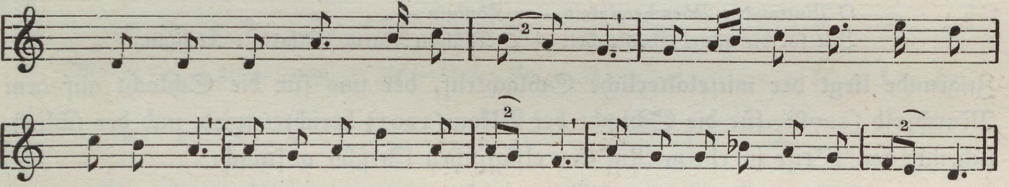
a) (c d e c)



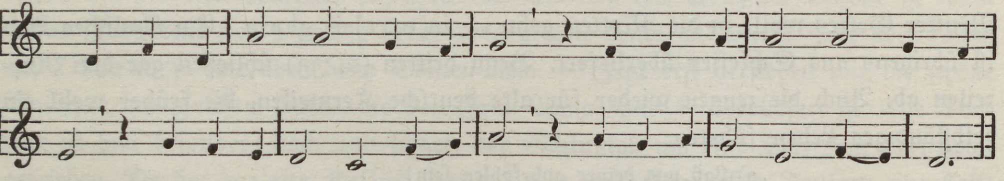
b)



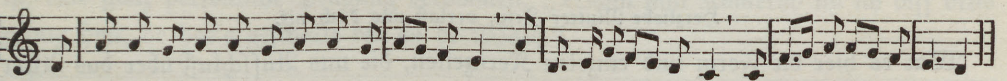
c)



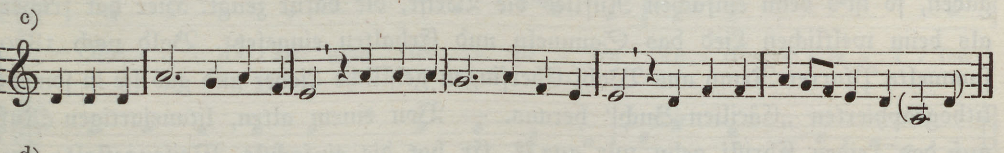
III. a)



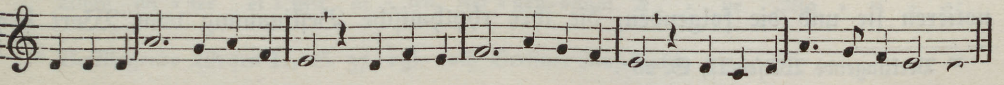
b)



c)



d)



Wie aber bereits das älteſte dieſer Lieder „Chriſt iſt erſtanden“ zeigt, wird ſchließlich durchtextiert:

Chriſt iſt erſtanden, von der Marter alle.
Deß ſoln wir alle froh ſein, Chriſt will unſer Troſt ſein, Kyrieleis.

Geblieben iſt die muſikaliſche Weiſengeſtalt des Rufs; die alten Kernzeilen bleiben als melodiſche „Fallzeilen“. Die fremdſprachige Zeile ſelbſt iſt auf eine ſchließende Umſpielung des Grundtons zurückgedrängt, die zweite Anzeile verändernd umgebogen.

Bleibt noch eine zweite Form des Rufliedes, die ich als Doppelrufform bezeichne. Eines der Fahrtenlieder der elſäſſiſchen Geißler (Melodie ſ. u.) überliefert ſie zuerſt:

Maria unſer frowe — Kyrieleiſon.
Was in goetlicher ſchowe — Alleluja! Globet ſis du, Maria.

Nicht eine, ſondern zwei Rufzeilen ſchließen ab. Die Rufzeilen haben hier das Übergewicht über die eigentlichen Textzeilen; die letzteren ſingt ein Vorſänger, die andern aber der ganze Chor der Wallenden. Gerade dadurch haben ſich in der Volksüberlieferung dieſe Ruflieder bis in die Gegenwart erhalten.

Drei beſonders ſchöne Proben ſolcher „Prozeſſionslieder“ enthalten die „Verklingenden Weiſen“. Da iſt zuerſt das Doppelruflied „O Königin, mildreiche Frau“ (1, 41), deſſen zweite Strophe lautet:

O Mutter der Barmherzigkeit — o Königin —
Bitt für die ganze Chriſtenheit — O Königin Maria / Maria o Königin.

Zugrunde liegt der mittelalterliche Schlachtruf, der uns für die Schlacht auf dem Marchfeld (1278), für die Schlacht bei Akkon (1291) berichtet wird, und der ſchließlich mit der Weiſe in einem Ruf der elſäſſiſchen Geißler auftaucht:

Maria, Mutter, reine Maid — erbarm dich über die Chriſtenheit.

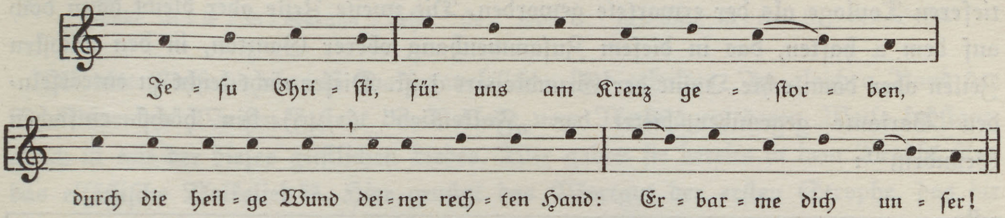
In dem zweiten lothringer Doppelruf (3, 15) ſind die Rufzeilen noch lateiniſch: Mutter Gottes wollt in die Metten gehn — in excelsis gloria. Ein ähnliches Lied iſt übrigens aus Schleſien überliefert. Beim dritten (2, 33) ſchließen gar drei Rufzeilen ab. Auch die zeugen wieder für alte deutſche Kernzeilen, die früher wohl ein ſelbſtändiges Leben führten:

a) Laß uns deiner anbefohlen ſein!
b) Um was ich dich bitt, abſchlags doch nit;
Herzliebe Mutter Jeſu, verlaß uns doch nit.

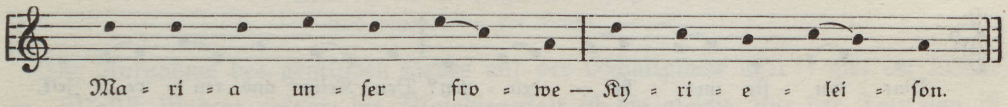
War es hier die Form und einzelne Kernzeilen, die uns Aufſchluß über das Alter gaben, ſo iſt's beim einfachen Ruflied die Weiſe, die dafür zeugt. Hier hat früher als beim weltlichen Lied das Sammeln und Erhalten eingeſetzt. Bald nach 1870 ſammelte Pfarrer Remy aus Wahl-Eberſingen geiſtliche Lieder und gab ſie in ſeinem lithographierten „Cäcilien-Buch“ heraus. — Von einem alten, litaneiartigen Ruf auf das Leiden Chriſti gehn wir aus[29]. Er hat die einfachſte Weiſengeſtalt; wir notieren ſie und die folgenden, die ihre rhythmiſche Beſtimmung vom Wort her empfangen, ohne jede Einengung durch Taktmaß. So wird der Bau der Weiſe am deutlichſten, zumal wenn wir die Zeilen durch Striche (nicht Taktſtriche!) abtrennen.

---

[29] Verklingende Weiſen II, S. 287.

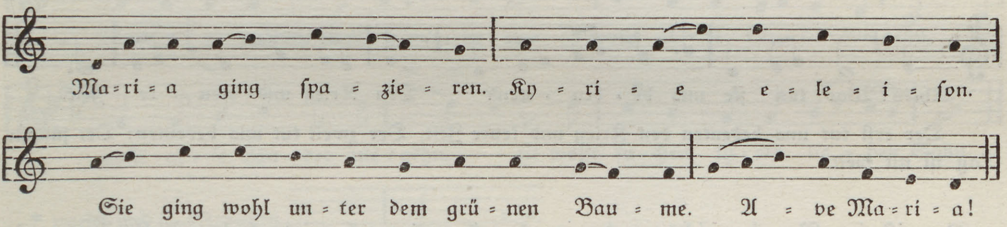

Je = ſu Chri = ſti, für uns am Kreuz ge = ſtor = ben,
durch die heil = ge Wund dei = ner rech = ten Hand: Er = bar = me dich un = ſer!

Wir ſtellen dagegen den Anfang des Doppelrufes der Geißler, um die Gleichheit des Grundſtoffs zu zeigen.

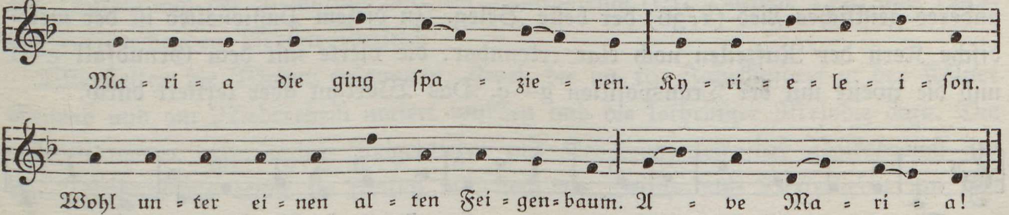

Ma = ri = a un = ſer fro = we — Ky = ri = e = lei = ſon.

Der Schluß des Liedes mit ſeinen zwei Rufzeilen ſinkt dann freilich zum d, in die Unterquint, hinab.

Ähnlich ſteht es in jenem Lothringer Paſſions-Lied, das ob ſeiner Rufzeilen geradezu den Namen Eleiſon-Lied erhalten hat. Die erſte Faſſung (2, 402) lautet:


Ma = ri = a ging ſpa = zie = ren. Ky = ri = e e = le = i = ſon.
Sie ging wohl un = ter dem grü = nen Bau = me. A = ve Ma = ri = a!

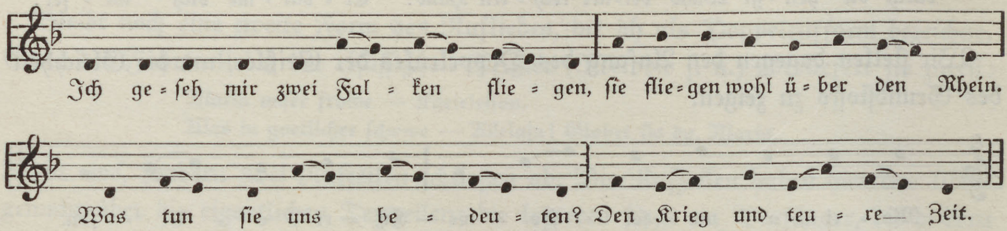
Da hat die erſte Rufzeile den gleichen Grundriß wie eben; die Anzeile iſt tonal etwas ſchwankend von a nach g herabgebogen. Die dritte und vierte Zeile aber fallen auf f und d, ſo wie oben beim Odilien-Lied. — Jetzt erſt verſtehen wir die ſchöne Variante des gleichen Liedes, die von Frau Anna Baro[30] überliefert iſt. Die Tonlage iſt hier beſonders hoch und ſcharf, der Schlußton um eine Terz (auf fis) hochgetrieben. Da hat das alte Ruflied, das auf eine neutrale mittlere Tonlage eingeſtellt iſt, eine ganz perſönliche Prägung bekommen. „Wann min Kamerad un ich diſſ drus gſung han, do hat's geſchallt bis an de Wald."


Ma = ri = a die ging ſpa = zie = ren. Ky = ri = e = le = i = ſon.
Wohl un = ter ei = nen al = ten Fei = gen = baum. A = ve Ma = ri = a!

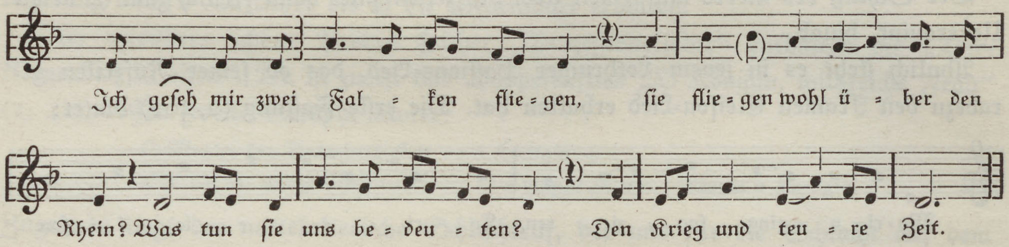
---

[30] Verklingende Weiſen II, S. 37, vgl. auch Berliner Laut-Archiv 1390, 37.

In dieſer Faſſung iſt der Beginn in ſeiner Tonartlichkeit noch ſchwankender geworden. Die Anzeile iſt zum geſchloſſenen Bogen g—d—g in einer um einen Ton tieferen Tonlage als der erwartete geworden. Die zweite Zeile aber bleibt dann doch auf dem a haften, das in dieſem Zuſammenhang oberer Ganzton, in den nächſten Zeilen aber dann echte Quint der Grundtonart d iſt. Dieſer nicht leicht zu enträtſelnden Variante gegenüber bietet das „Falkenlied" (1, 49) den höchſt einfachen Grundriß[31]:


Ich ge-ſeh mir zwei Fal-ken flie-gen, ſie flie-gen wohl ü-ber den Rhein.
Was tun ſie uns be-deu-ten? Den Krieg und teu-re— Zeit.

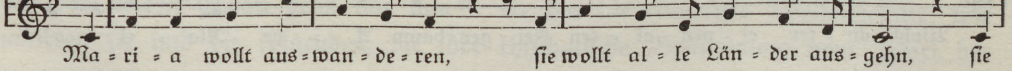
(Verſuch einer Feſtlegung)


Ich geſeh mir zwei Fal-ken flie-gen, ſie flie-gen wohl ü-ber den
Rhein? Was tun ſie uns be-deu-ten? Den Krieg und teu-re Zeit.

Der erſt tut uns bedeuten den Krieg und teure Zeit, Der zweit tut uns bedeuten: Der jüngſte Tag iſt nit weit.

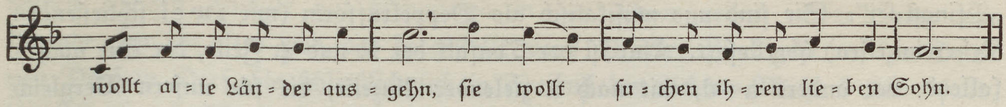
Das iſt im Grunde nichts anderes als eine viermal wiederholte Fallzeile a—d. Nach Ausweis der wenigen Quellen müſſen wir ſolch einfache Reihung gleicher Fallzeilen als eine urtümliche Sprachtonform unſerer deutſchen Liedweiſe annehmen. Die einzige Gliederung iſt durch die zweite Zeile gegeben, die etwas höher anſetzend, im e geöffnet bleibt und damit die Geſamtform als eine Folge zweier Großzeilen klärt. — Der Urtümlichkeit der Weiſe entſpricht das Wortgut. Die Erzählung von der armen Seele, die Gott Vater begegnet, wird eingeleitet von den mythiſchen Strophen, die wir dem Notenbeiſpiel beigaben.

Wie ſich ſo die Grenzen von Erzähllied und Ruflied verwiſchen, dafür iſt ein anderes geiſtliches Lied (1, 36) der beſte Beleg. In dieſem Paſſionslied iſt der melodiſche Kern der Rufzeilen noch klar erkennbar: die vierte mit dem Grundfall c—f und die zweite mit der Transpoſition g—c. Das Wortgut aber textiert durch.


Ma-ri-a wollt aus-wan-de-ren, ſie wollt al-le Län-der aus-gehn, ſie

---

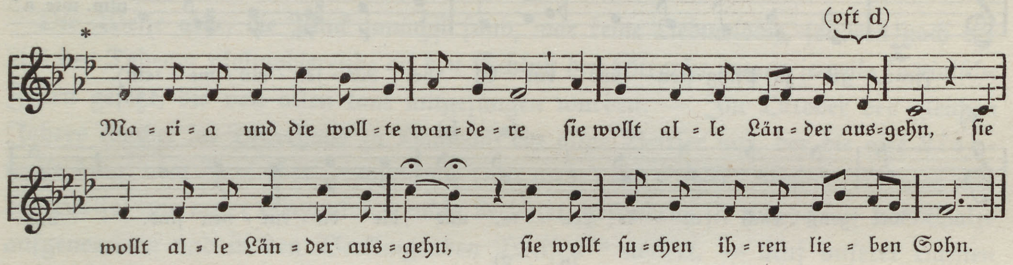
[31] Berliner Laut-Archiv 1401.


wollt al-le Län-der aus-gehn, ſie wollt ſu-chen ih-ren lie-ben Sohn.

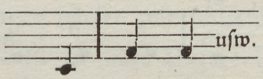
Die alte Rufform aber iſt uns im weltlichen Lied erhalten. Im gleichen Band der Verklingenden Weiſen[32] ſteht die Ballade vom Nachtjäger, deren Weiſe ſubſtanzgleich iſt mit der dieſes geiſtlichen Liedes. Wir gaben ſie bereits in dem Bericht über das elſäſſiſche Volkslied[33]. Hier genügt das Wortgut der erſten Strophe, das die Ruf- bzw. Kehrreimzeilen deutlich zeigt:

Woher, wohin, du wildes Tier
— Und allemal und alle Tag —
Denn ich bin der Jäger und ſchieß dich hier
— Und allemal bei der Nacht. —

Die Aufnahme des geiſtlichen Liedes auf der Schallplatte aber[34] gibt die Weiſe in „Moll". Anders geſagt: die Melodiegeſtalt iſt die gleiche, nur der Tonraum iſt ein anderer — jener nämlich, den wir bei den vorangehenden geiſtlichen Liedern feſtſtellten.


*
(oft d)
Ma-ri-a und die woll-te wan-de-re ſie wollt al-le Län-der aus-gehn, ſie
wollt al-le Län-der aus-gehn, ſie wollt ſu-chen ih-ren lie-ben Sohn.

* zweite und ff. Strophen



Der gleiche Vorgang wiederholt ſich bei dem Kronelied[35], das wir von Katharina Müller in der Kirche zu Heckenranſpach hörten. Die hat es von ihrer Mutter und Großmutter gelernt und als junges Mädchen mit andern beim Gabenſammeln zur Ausſchmückung der Maikönigin (Muttergottes) auf dem Maialtar geſungen. „Kronen heiſchen" nannte man das Anſingen, um ſolche Gaben zu erbetteln. Denn eines der Mädchen iſt dabei die Maibraut, weißgekleidet, mit einem Krönchen auf dem Haupt. — Das aber deutet zugleich auf einen alten heidniſchen Maibrauch, der als Volksbrauch der Maibraut und des Mairösleins (Erk-Boehme 1239 und 1242) mit entſprechenden Liedern fortlebt.

Wir ſtellen die Weiſen zuſammen: Zwei, die im 19. Jahrhundert in der Kölner Gegend und am Niederrhein notiert wurden und die lothringer Melodie dazu. Die erſteren waren urſprünglich Reigenlieder mit Kehrreimzeilen; der Volksbrauch des 19. Jahrhunderts kennt ſie freilich nur noch als Heiſch- und Bettellieder um das

---

[32] S. 186.

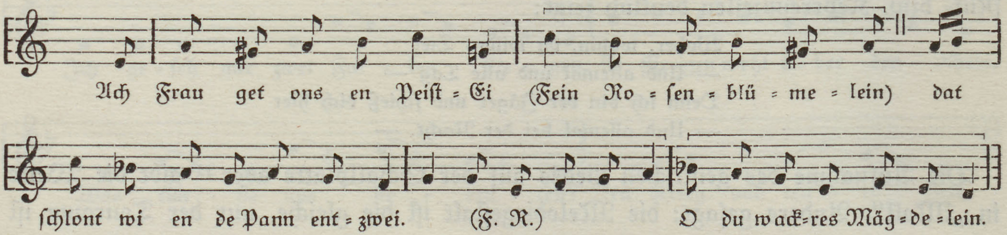
[33] Jg. 1 dieſer Zeitſchrift, S. 418.

[34] Berliner Laut-Archiv 1385.

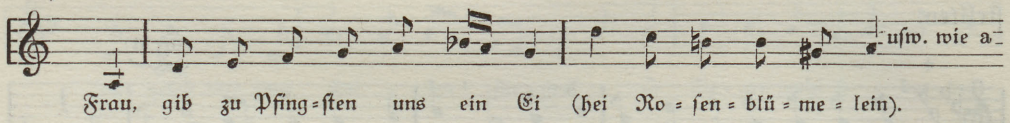
[35] Verklingende Weiſen III, S. 35.

„Pfingſt-Ei". Sie ſind uns muſikaliſch als Doppelrufform (mit zwei ſchließenden Kehrreimzeilen) überliefert. Klar iſt der Tonfall der 2. und 4. Zeile, der eine nach a fallend, der andere a—d, mit nach a zielender Anzeile, die für unſern Vergleich unweſentlich iſt. — Merkwürdig iſt das Verhältnis der Anzeilen. Die erſte wird nach g herabgebogen. Aber wie dies angebahnt wird von a oder c aus, iſt verſchieden. Bei der dritten Zeile iſt der Fall nach f beiden gemeinſam; die lothringer Faſſung aber bleibt auf dem g haften.

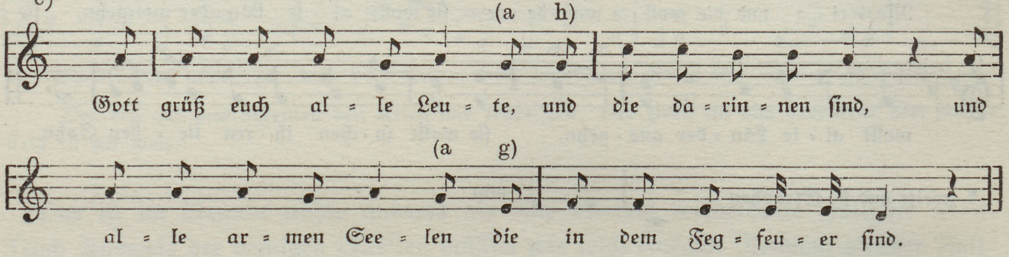
a)


Ach Frau get ons en Peiſt-Ei (Fein Ro-ſen-blü-me-lein) dat
ſchlont wi en de Pann ent-zwei. (F. R.) O du wack-res Mäg-de-lein.

b)


uſw. wie a
Frau, gib zu Pfing-ſten uns ein Ei (hei Ro-ſen-blü-me-lein).

c)


(a h)
Gott grüß euch al-le Leu-te, und die da-rin-nen ſind, und
(a g)
al-le ar-men See-len die in dem Feg-feu-er ſind.

Im ganzen hat das lothringer Lied den gleichen Grundriß — und die Varianten, die im Text noch die Kehrreimzeilen erhalten haben, geben zugleich noch eine urtümlichere Form. Das geiſtliche „Kronelied" muß alſo letzte ehrwürdige Überlieferung eines alten deutſchen weltlichen Maireigens ſein. Dafür zeugt außer jenem Vergleich auch die Tonart aus d; in der Anmerkung zu dieſem Lied gibt der verdienſtvolle Entdecker dazu eine jüngere „Dur"-Variante.

Zum Abſchluß ſei noch die Geſchichte eines anderen geiſtlichen Liedes berichtet, deren Beginn Pfarrer Pinck erzählt, deren Fortgang und Abſchluß wir ſelbſt miterleben. Es iſt in ſeiner beſonderen bäuerlichen Eigenart ſchönſtes Sinnbild der Verwurzelung dieſer Frömmigkeit im deutſchen Heimatboden.

In den Verklingenden Weiſen[36] berichtet Dr. Pinck von einem alten Glasfenſter aus dem 15. Jahrhundert, das ſich in der ſpätgotiſchen Kirche zu Settingen befindet[37]. Es ſtellt die Häſcher des Herodes dar, wie ſie offenbar auf der Verfolgung der flüchtenden heiligen Familie mit Schnittern in den Ähren reden. War's eine alte Legende oder ein altes Lied, das dargeſtellt war? Pfarrer Pinck geht auf die Suche von Dorf zu Dorf, bis ſchließlich ſich in Freibuß der Ackerer Michael Klein fand, der Wort und Weiſe zur „Flucht nach Ägypten" kannte. Er hatte ſie in ſeiner Jugend von dem alten Schäfer des Dorfes gelernt. Das Wortgut war nun da: die Erzählung von neidiſchen Juden, die dem Kinde nachſtellen. Sie fragen einen Ackersmann am Wege, der eben ſeinen Acker beſtellt; der ſchickt ſie auf die falſche Spur, weil er ſeinen Heiland nicht verraten will. In wunderbarer Weiſe wird er belohnt: als er den Pflug dreht, ſteht ſein Korn ſchon in voller Blüte, und als er die Egge wendet, iſt es ſchon zur Sichel bereit. Ein inhaltliches Seitenſtück gibt es nur im alten niederländiſchen Volkslied. Van Duyſe überliefert in „Het oude nederlandsche Lied" (Nr. 534, 535, 536) drei Lieder, welche die gleiche Szene ſchildern; man vergleiche in Nr. 534 u. 536 die Anrede an den „Ackermann", in Nr. 535 die Strophe 10:

---

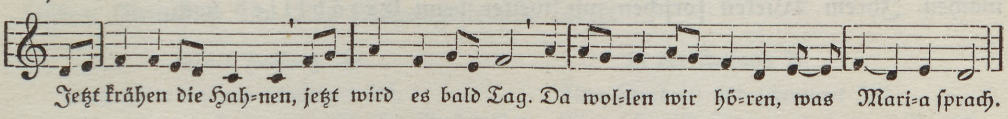
[36] II, S. 199.

[37] Abbildung II, S. 18.

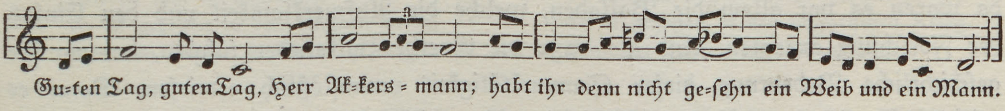
> . . . sy sloegh haer benedictie al over dat landt;
> dat koren was rijp aen haer rechter handt.

Die Weiſe aber, die Pinck zunächſt fand, war keine Liedmelodie, ſondern nach der Art des Tedeum pſalmodierend; an den Schluß der Strophe waren jeweils lateiniſche Zeilen geſetzt, die von allen laut mitgeſungen wurden. — Im Oktober des gleichen Jahres tauchte im Pfarrhaus zu Hambach ein alter Bettler auf, der die alte Liedweiſe ſang, vom Text aber „nummemeh (nur mehr) ene Stolle" wußte. So war alſo die Weiſe, wie unſer Sammler freudig berichtet, gefunden; ſie wurde auf der Walze aufgenommen und in den Verklingenden Weiſen[38] notiert. — Auf unſerer eigenen Volksliedfahrt in Lothringen hörten wir ſchließlich, von Dr. Pinck geführt, eine andere Variante dazu und ſchrieben ſie auf. Unſere Gewährsmännin iſt ſchon in den Verklingenden Weiſen[39] genannt, dort auch der Text. Die Weiſe wird nachſtehend zum erſtenmal wiedergegeben[40], mit der Variante des Bettlers und zwei Hauptſtrophen des Textes:

a)


Jetzt krähen die Hah=nen, jetzt wird es bald Tag. Da wol=len wir hö=ren, was Mari=a ſprach.

b)


Gu=ten Tag, guten Tag, Herr Ak=kers = mann; habt ihr denn nicht ge=ſehn ein Weib und ein Mann.

Die Melodie hat beſtimmte Eigenheiten, die mir bisher einzig in den altertümlichſten Formen des mittelalterlichen Volksliedes begegnet waren. Die erſte Großzeile mündet in f, prägt alſo erſt dieſe Tonartlichkeit aus; die zweite ſteht auf d. Die erſte Anzeile biegt recht auffällig nach c aus.

---

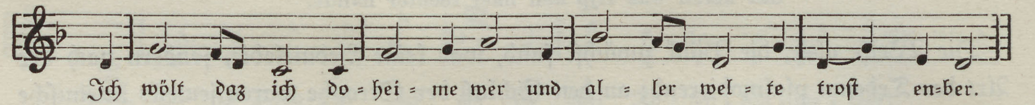
[38] II, S. 316.

[39] II, S. 317.

[40] Vgl. auch Berliner Laut=Archiv 1378, geſungen von W. Meyer.

Das älteſte deutſche Weihnachtslied (Sys willekomen, heirre Kerſt) zeigt gleichen Grundſtoff, nur zum Vierzeiler erweitert. Die erſte Zeile, die erſt nach c ausbiegt, mündet ſchließlich in a, der Terz von f; die vierte Zeile fällt nach d. Dies iſt der eigentliche Kern. — Die Textgeſchichte erhärtet einen noch engeren Zuſammenhang der Weiſen: das eine der oben als Entſprechung zu unſerm lothringiſchen genannten niederländiſchen Lieder iſt weihnachtlich und hat den Kehrreim: „Zijt willekom Heer Koninck ...“

Eine ſpätmittelalterliche Weiſe aus dem Elſaß hat gleichen Beſtand: Heinrich Loufenbergs „Ich wöllt, daß ich daheime wär“. Es iſt das einzige Lied des großen Straßburger Dichterkomponiſten aus dem 15. Jahrhundert, das bis in die Gegenwart im Gebrauch geblieben iſt. Die Originalnotation aus der 1870 verbrannten Straßburger Handſchrift gab Böhme nach Wackernagels Abſchrift im Altdeutſchen Liederbuch.


Ich wölt daz ich do=hei=me wer und al=ler wel=te troſt en=ber.

Zwei Tonräume alſo ſind es, in denen ſich die älteſten deutſchen geiſtlichen Lieder bewegen, dem auf d und dem auf f. Dort im erſten iſt a—d der Haupttonfall, gemittelt durch f, die kleine Terz. Hier im zweiten iſt c—f der Haupttonfall, gemittelt durch a, die große Terz. Daraus ergeben ſich die Grundriſſe aller Melodiegeſtalten, die wir bisher beſchrieben, und auch die notwendigen weiteren Veränderungen und Ausweichungen etwa der Zeilenſchlüſſe in die Terz, in den oberen oder unteren Ganzton. Über dieſen Grundmöglichkeiten, die den Sängern Gefühlsbeſitz, uns bewußte Erkenntnis ſind, iſt der beſonderen Ausformung der Zeilen und der Geſamtform je nach Wortgut und Gehalt weiteſter Spielraum gelaſſen. Hier ſetzen die ſchöpferiſchen Kräfte der Geſtaltung und Umgeſtaltung ein, die das Leben des Volksliedes ausmachen. Ihrem Wirken forſchen wir weiter beim Erzähllied nach.

*

Als 1926 und 1928 die beiden erſten Bände der Verklingenden Weiſen erſchienen, da waren es vor allem die Balladen, welche die Aufmerkſamkeit und den Einſatz der Forſchung anregten. Und als 1932 die Goethe-Volkslieder folgten, da war die geſchichtliche Bedeutung dieſer Sammeltätigkeit unumſtößlich erwieſen. Denn es wiederholte ſich da nach dem Weltkrieg die gleiche Lage noch einmal, aus der der junge Goethe 1770/71 ſeine Balladen „aus denen Kehlen der älteſten Müttergens aufgehaſcht“ hatte. Der letzte Augenblick, dieſe Erzähllieder zu ſammeln und zu erhalten, war gekommen und wurde genutzt. Nicht nur, daß zu 9 von den 12 Balladen Goethes die Weiſen in Deutſch-Lothringen noch lebten — der Beſtand war noch reicher als man erwartete; ſo reich, daß nur die Sprachinſel Gottſchee mit ihrer einzigartigen Abgeſchloſſenheit ihn übertraf. Als 1935 der erſte Balladenband des großen deutſchen Volksliedwerks[41] fertig vorlag, da zeigt ſich, daß von 31 Nummern des älteſten deutſchen Beſtandes ein Sechſtel noch in Lothringen lebte und daß die Weiſe eines Liedes, der Legende vom Grafen Backewill, einzig aus Lothringen überliefert war. Sie bildet darum mit Recht den Ausgangspunkt.

Da die Geſchichte des Inhalts und des Textes in jenem Balladenband[42] ausführlich behandelt iſt, ſeien hier nur die Grundzüge angedeutet. Der Markgraf von Backewill (Bacqueville) zog in den ungariſchen Krieg und geriet in die Sklaverei der Türken. Er leidet alle erdenkliche Pein und ſoll ſchließlich getötet werden. In der letzten Nacht wird er nach inbrünſtigem Gebet im Schlaf in die Heimat entrückt. Unter einem Baum nahe bei ſeinem Schloſſe erwacht er. Als Bettler zieht er vor ſein Haus, in dem eben ſeine Gattin, die ihn für tot hält, mit einem andern Hochzeit feiern will. Er wird vorgelaſſen, gibt ſich zu erkennen und alles kommt zu gutem Ende.

Ein ähnliches Grundmotiv hat die alte deutſche Ballade vom Grafen von Rom. In unſerm Lied hat es ſich an ein normanniſches Adelsgeſchlecht angeſchloſſen. Die Geſchichte iſt aus mündlicher Überlieferung bereits zu Anfang des 17. Jahrhunderts bezeugt, der Weg geht dann über Erzählung und Dramatiſierung im 17. und 18. Jahrhundert bis zur Liedfaſſung auf fliegenden Blättern am Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts. Die Weiſe war verſchollen, bis ſie ſich jetzt in Lothringen fand.

Den älteſten Beleg der Weiſe[43] treffen wir in dem „Illuſtrirten Liederheft" des Proſper Hoffmann[44]. Seiner Faſſung, einem ſehr einfachen Sprech-Sington, entſpricht die der Frau Schwarz, die wir ſelbſt hörten (A). Papa Gerné und nach ihm ſein Sohn[45] ſingen die Weiſe etwas ausgeformter; die Melodie iſt ſelbſtändiger und kurvenreicher geworden (B). Ihre Faſſung iſt abgedruckt in jenem Balladenband[46], freilich, ohne daß die erſtgenannte dagegengeſtellt wird. Gerade der Vergleich verheißt wichtige Aufſchlüſſe.

Um recht zu deuten, prägen wir uns erſt einmal das metriſche Gerüſt und den melodiſchen Grundriß ein. Die Eingangsſtrophe lautet

in der Faſſung A:	in der Faſſung B:
Nun höret an und ſchweiget ſtill,	Nun höret an und ſchweiget ſtill,
Ich will euch ſingen vom Grafen Backewill,	Was ich euch ſingen und ſagen will
Wie es ihm iſt ergangen;	Von einem armen Grafen Backen (!).
Er iſt gezogen in den Ungarn-Krieg,	Er iſt gezogen in den ungariſchen Krieg,
Von den Türken wurde er gefangen.	Von den Türken wird er gefangen.

---

[41] Deutſche Volkslieder mit ihren Melodien, hrsg. vom Deutſchen Volksliedarchiv, 1. Teil Balladen, Berlin und Leipzig 1935.

[42] S. 128ff.

[43] Ich verdanke dem Deutſchen Volksliedarchiv, Freiburg i. Br., die Abſchrift und den Hinweis, daß ſie im zweiten Band der „Balladen" zu Nr. 35 („König und Marquiſe") abgedruckt werden wird.

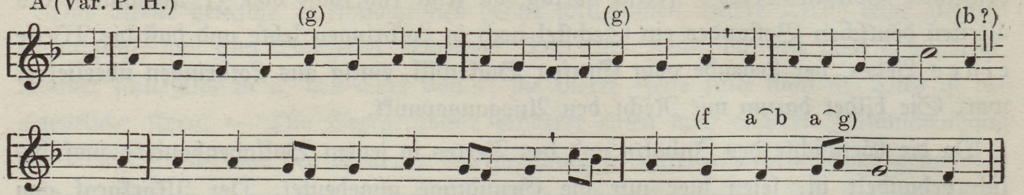
[44] Aus Großrederchingen, Kreis Saargemünd „1880".

[45] Berliner Laut-Archiv 1389.

[46] Deutſche Volkslieder I, 122.

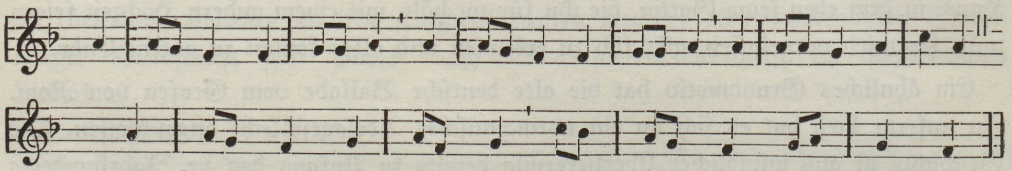
Wir verſetzen die Melodie entſprechend in eine einfach hebige Bewegung von Vierteln. So erhält ſie folgende einfachſte Geſtalt:

A (Var. P. H.)



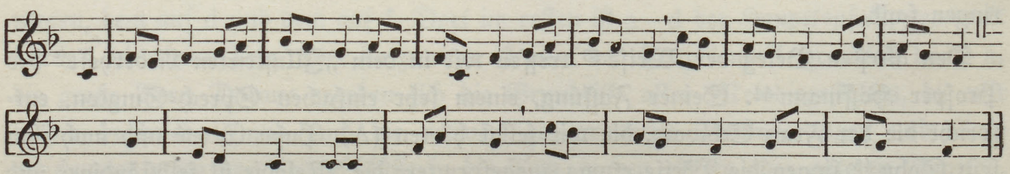
Das Lothringer Volk aber bedient ſich zum Abſingen eines andern „Modus", einer anderen metriſchen Prägung des gleichen Sachverhalts. Aus ♩ | ♩ ♩ ♩ ♩ wird ♩ | ♫ ♩ ♩; das ergibt folgende neue Geſtalt:

A



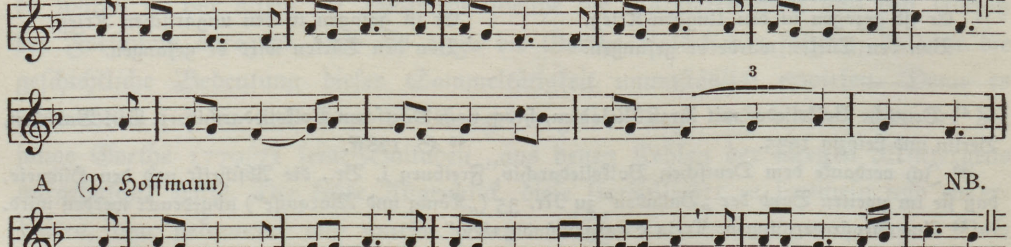
Nun ſtellen wir die Faſſung B unſerer Melodie gleich in dieſes metriſche Gerüſt, ſo daß ſich folgende Grundgeſtalt ergibt:

B

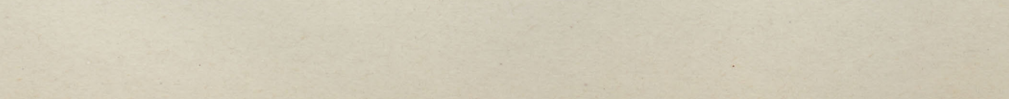


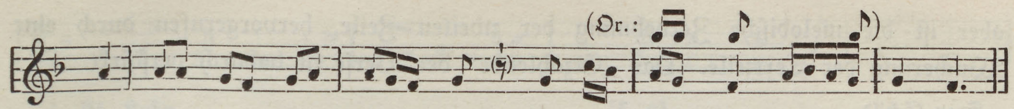
Es iſt damit nicht gemeint, daß die Weiſen einmal ſo beſtanden haben müßten. Aber nur von dieſem Grundgerüſt des innigſten Zuſammenhangs von Wort und Weiſe erfaſſen wir die freiere „erzählende" Handhabung durch die Singenden. Die Änderungen ſind ſcheinbar gering und doch für die Weiſengeſtalt entſcheidend. Kürzung oder Dehnung des Auftaktes, Längung der Zeilenenden, Pauſen zum Atemholen erſchaffen das endgültige Bild, das wir in die Starrheit unſerer Notenſchrift nur mit Mühe einfangen können.

A (Frau Schwarz)

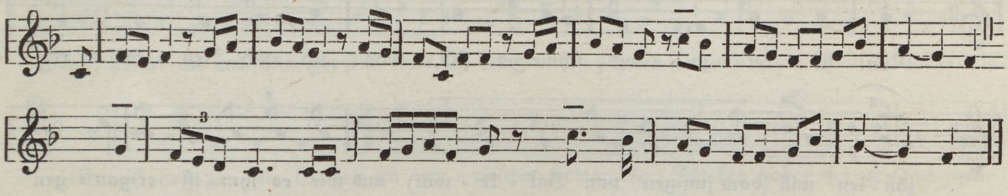


A (P. Hoffmann)





B (P. Gerné)

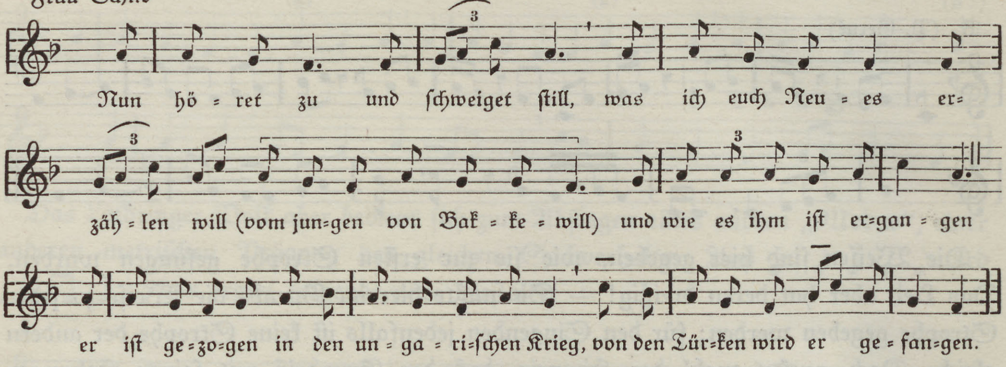


Die Weiſen ſind hier gegeben, wie ſie zur erſten Strophe geſungen wurden. Das Lied aber hat deren dreißig! — So müßte hier im Grunde die Weiſe zu jeder Strophe gegeben werden; für den Singenden jedenfalls iſt keine Strophe der andern gleich. Doch genügt wohl der Hinweis, daß der Grundriß mit ſeinen Hebungen unverändert gleich bleibt, in den Senkungen aber ganz beliebig gefüllt werden kann. Je nach der Zahl der Senkungen entziehen ſich die Zeilen einer Feſtlegung im geregelten Takt; ſie bleiben aber dennoch durch die Hebungen metriſch feſt und genau gegliedert. Dies Ineinander von Geſetz und Freiheit gibt dem Vortrag das Gepräge und ermöglicht das Fortſpinnen des Liedes in vielen Strophen.

Zwei Grundgeſtalten der Weiſe lernten wir kennen. Zuſammen mit ihren Varianten geben ſie uns einen Einblick in die Art, wie das ſingende Volk mit den Zeilenformen des Erzählliedes umgeht. — Im Bewußtſein der Singenden lebt zunächſt der fünfzeilige Grundriß, angeordnet als zwei + drei Zeilen. Die erſte Faſſung erſcheint gleich in zwei Varianten. Frau Schwarz hat, wie wir ſahen, den einfachſten Sprech-Sington. Dabei unterſcheiden ſich wie bisher An- und Abzeilen; Zeile eins und zwei ſowie Zeile vier ſind Anzeilen, Zeile drei eine Abzeile als Halbſchluß, Zeile vier der Ganzſchluß. Daß er den Grundriß c—f hat, nehmen wir vorweg an und finden es durch alle Faſſungen beſtätigt. Die zwei erſten Anzeilen haben noch einfacheren Grundriß; ſie tönen den Raum a f a aus in der kaum erweiterten Form á g f̀ — á g à. Der Halbſchluß von Zeile drei erfolgt im oberen Terzraum a g a c a. Danach iſt die neue Anzeile etwas verändert: á g f̀ — ǵ f g. So weiſt ſie ſtärker auf den Abſchluß, die nun folgende Fallzeile c—f hin. Die Varianten Proſper Hoffmanns beziehen ſich vor allem auf die Schlüſſe. Der Halbſchluß der dritten Zeile iſt in g a b c b etwas ſtärker ausgeſungen, der Schlußton aber wohl nur die ungenaue Schreibung eines Zwiſchentones zwiſchen b und a; die Anknüpfung der neuen Zeile mit a entſcheidet. Die fünfte und Abſchlußzeile iſt an die vierte unmittelbar angeknüpft und dann ſtärker ausgeſungen. Gerade ſo, wie ſie hier iſt, kann ſie nur aus dem lebendigen Singgebrauch ſtammen.

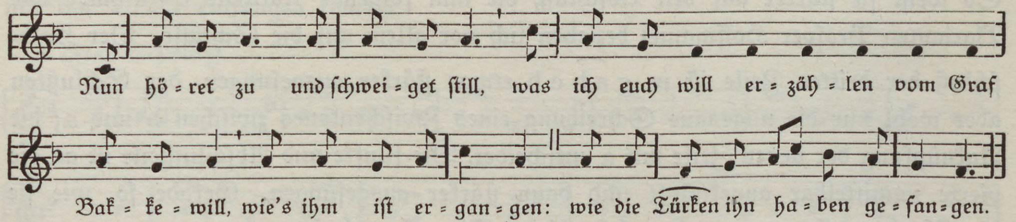
Eine dritte Variante der Faſſung A, geſungen von Frau Schild, notierten wir nach der Walze. Die kleinen Verzierungen und Dehnungen ſind am Notenbild unmittelbar abzuleſen. Der Leitton h iſt faſt gefliſſentlich vermieden. Am bezeichnendſten aber iſt die melodiſche Zerdehnung der zweiten Zeile, hervorgerufen durch eine Wucherung der Textzeile. Das „Erzählende" der Verſe iſt dadurch verſtärkt.

Frau Schild

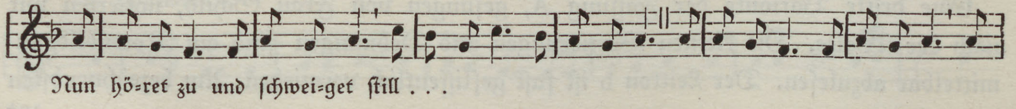

Nun hö-ret zu und ſchweiget ſtill, was ich euch Neu-es er-
zäh-len will (vom jun-gen von Bak-ke-will) und wie es ihm iſt er-gan-gen
er iſt ge-zo-gen in den un-ga-ri-ſchen Krieg, von den Tür-ken wird er ge-fan-gen.

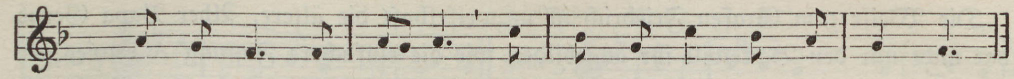
Eine merkwürdige Schrumpfform und eine etwas ſtärker ausgeformte Faſſung ſtellen wir dazu. Dem alten Nicola Kuhn ſchien der Fünfzeiler-Text nicht mehr ganz gegenwärtig zu ſein. Die Anzeilen ſang er bei gleichem Grundriß ſtärker an als Frau Schwarz, einmal von unten (c), einmal von oben (c'); die Halbſchlußzeile blieb unverändert. Dann aber wußte er nur noch eine Zeile und gab ihr gleich einen ſtark abſchließenden Schwung; auch ſo erhielt die Form (nun als Vierzeiler) Abſchluß und Rundung. Anders bei Altmeyer. Der Anſchlagton der zweiten Zeile (c) verleitet ihn offenſichtlich zu einem größeren Bogen, hätte er nicht ſchließlich noch nach der Terz a aufgebogen, wäre ein richtiger ſchließender Quintfall c—f erfolgt. Unzweifelhaft aber empfindet er die gemäßigte Schlußkraft dieſer Zeile; die Halbſchlußformel der nächſten bleibt aus, ſie wird zur Anzeile wie die übernächſte. Das Ergebnis iſt, daß unverſehens der Grundriß ſich in zwei und drei Zeilen (gegen den Text!) aufgeteilt hat: eine neue Möglichkeit des Fünfzeilers, die wir bei Charles Kuhn, dem Bruder von Nicola, überraſchend ausgebildet finden. Hier iſt die zweite Zeile denn wirklich zum Quintfall geworden und der fünften völlig gleich. Bei einigen Strophen freilich wird auch ſie durch die Formel f—g halbſchlußartig aufgebogen.

a) N. Kuhn

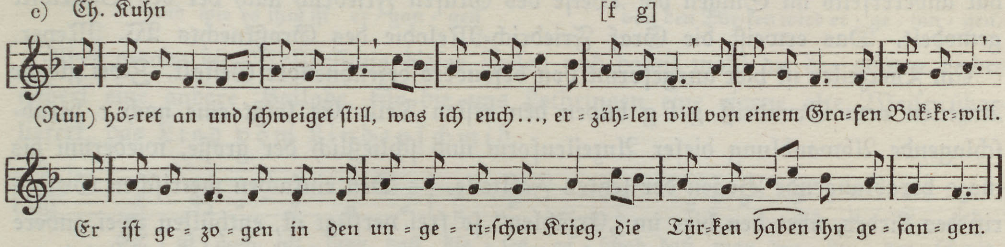

Nun hö-ret zu und ſchwei-get ſtill, was ich euch will er-zäh-len vom Graf
Bak-ke-will, wie's ihm iſt er-gan-gen: wie die Türken ihn ha-ben ge-fan-gen.

b) Altmeyer


Nun hö-ret zu und ſchwei-get ſtill . . .

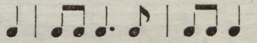


c) Ch. Kuhn

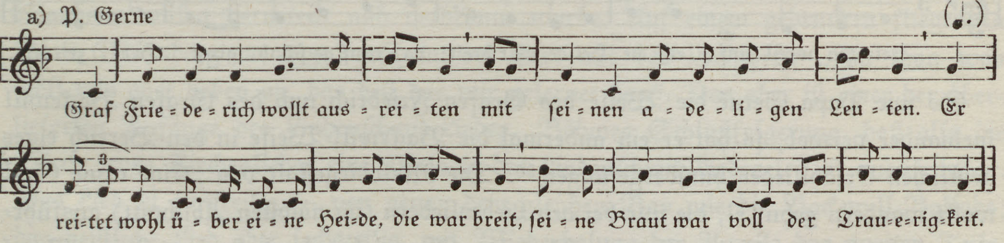

[f g]
(Nun) hö-ret an und ſchweiget ſtill, was ich euch …, er-zäh-len will von einem Gra-fen Bak-ke-will.
Er iſt ge-zo-gen in den un-ge-ri-ſchen Krieg, die Tür-ken haben ihn ge-fan-gen.

Nun erſt wird Papa Gernés handwerklich durchgebildete Faſſung B recht klar: die Zeilen drei und fünf ſind gleich, völlig geſchloſſene Fallzeilen. Die drei Anzeilen aber, die ſich wie Zeile vier bei Frau Schwarz auf g öffnen, ſind im Grundriß dreifach variiert:

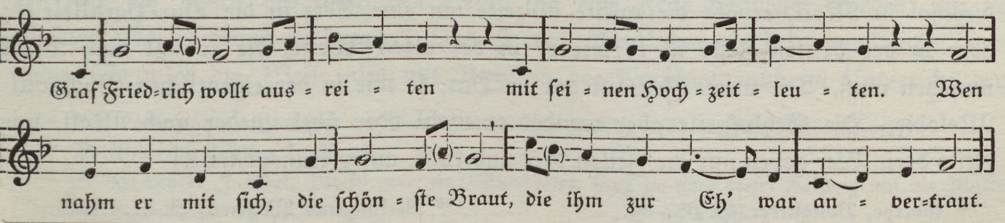
f e f — b a g; f e f — b a g; f d c — a f g

wobei die dritte aber wieder ihrer beſonderen Gewichtslage entſprechend die eigenartigſte Faſſung hat. Er überträgt dabei[47] Züge der melodiſch ausgebildeteren Weiſe zum Grafen Friedrich auf unſere Melodie. Wir geben ſie zum Vergleich nach den Faſſungen der Goethe-Lieder (Papa Gerné und W. Meyer), letztere nach der Schallplattenaufnahme[48] überprüft. Bei Papa Gernés Weiſe ſchimmert der aus dem Grafen Backewill vertraute metriſche Grundriß  noch durch. Aber er iſt von Zeile zu Zeile je nach dem Text mit aller Freiheit abgewandelt. Die beiden Anzeilen kehren in Papa Gernés Backewill-Weiſe wieder; die Geſtalt der zweiten iſt wohl die urſprüngliche. Dann folgt im Backewill die abſchließende dritte Zeile, die der Schlußzeile des „Grafen Friedrich" gleicht. Die letzte Großzeile (Graf Friedrich, Zeile drei und vier) kehrt als Zeile vier und fünf im Backewill wieder.

a) P. Gerne


(♩.)
3
Graf Frie-de-rich wollt aus-rei-ten mit ſei-nen a-de-li-gen Leu-ten. Er
rei-tet wohl ü-ber ei-ne Hei-de, die war breit, ſei-ne Braut war voll der Trau-e-rig-keit.

b) W. Meyer


Graf Fried-rich wollt aus-rei-ten mit ſei-nen Hoch-zeit-leu-ten. Wen
nahm er mit ſich, die ſchön-ſte Braut, die ihm zur Eh' war an-ver-traut.

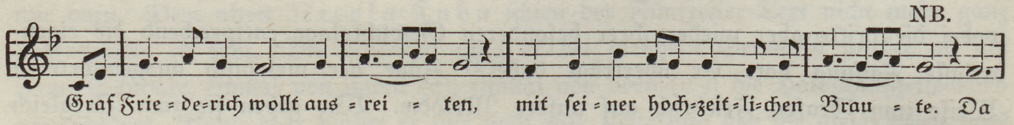
---

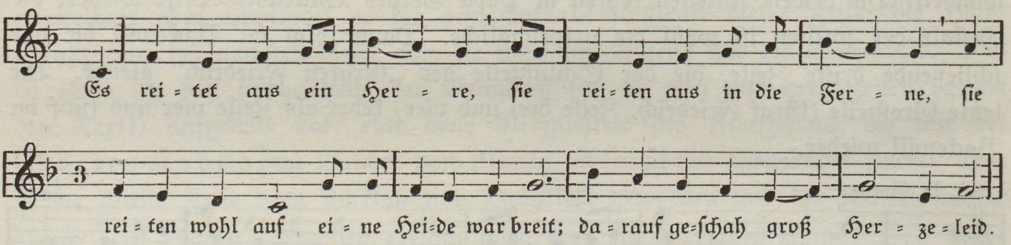
[47] Vgl. Quellmalz in Dt. Vldr. S. 133.

[48] Berliner Laut-Archiv 1380.

Die Weiſe zum Grafen Friedrich iſt unzweifelhaft die ältere. Aber Papa Gerné hat nicht nur den Backewill ihr angebildet, wie die einfachere Faſſung A erwies; er hat andererſeits im Singen die Weiſe des Grafen Friedrich nach der des Backewill gemodelt. Das erweiſt die Graf Friedrich-Melodie des Großknechts W. Meyer.

Ein Vierzeiler iſt hier ausgeformt von beſonders bezeichnender Geſtalt. Zwei gleiche Anzeilen vom Grundriß g f g bilden den erſten Teil. Es folgt eine nach c herabſchlagende Abwandlung dieſer Anzeilenform und ſchließlich der große, wiederum bis ins c herablangende Bogen der letzten Fallzeile. — Den einfachen metriſchen Grundriß des Liedes, über den hier im „Erzählen“ ſo frei verfügt iſt, enthüllen zwei andere Faſſungen der Weiſe[49]. Die erſte führt den Grundriß ♩ | 𝅗𝅥 ♩ 𝅗𝅥 ♩ | 𝅗𝅥 ♩ 𝅗𝅥 bis auf eine Dehnung des Anfangs und Verkürzung des Endes der Zeile 3 (Nb) völlig durch. Die zweite beginnt mit der uns wohl bekannten Umſetzung in den geraden Takt; im zweiten Teil, der in den ungeraden Takt umſchlägt, vermeidet ſie alle Dehnungen und rechtfertigt ſo unſere bisherige Deutung.


NB.
Graf Frie - de-rich wollt aus - rei - ten, mit sei - ner hoch-zeit-li-chen Brau - te. Da
NB.
dro-ben auf grü - ner Hei - de so weit, ge - schah der Braut groß Her - ze - leid.


Es rei - tet aus ein Her - re, sie rei-ten aus in die Fer - ne, sie
3
rei - ten wohl auf ei - ne Hei-de war breit; da - rauf ge-schah groß Her - ze - leid.

So wie Papa Gerné die Weiſe des Grafen Friedrich und des Grafen Backewill ineinander verwob, ſo hat er ein andermal die Backewill-Weiſe in den Bereich eines geiſtlichen Erzählliedes hinübergeſungen[50]. Die Melodiegeſtalt von „Eine arme Seel wollt wandern gehn“[51], die wir bei den Liebesliedern (im nächſten Abſchnitt) ausführlicher behandeln, erſcheint hier als Vorbild. Ihr entſprechend beginnt Papa Gerné diesmal in Moll, erhöht die zweite Anzeile um eine Terz in die Dur-Parallele[52]; aber in der dritten Zeile iſt er wieder in der alten Weiſe, die er jetzt nach Moll umſetzen muß. Die vierte Zeile iſt gar in Dur, ſo wie in der eigentlichen Backewill-Melodie. Die Schlußzeile aber wendet er wohl oder übel wieder nach Moll, wie Zeile drei. Wir geben nur die Zeilen drei und fünf, auf g transponiert.

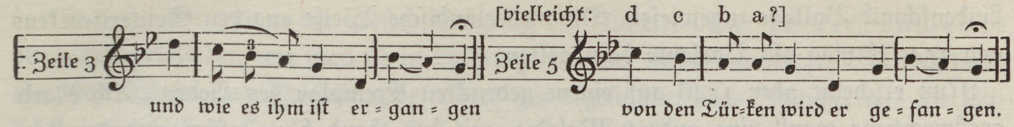
---

[49] Goethe, Volkslieder, S. 68—69.

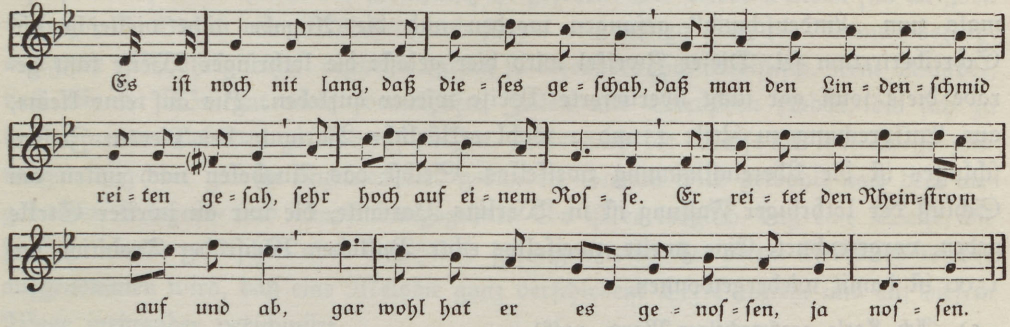
[50] Verklingende Weiſen I, S. 81.

[51] Ebenda I, S. 53.

[52] Vgl. Abſchnitt III, Beiſp. 2.


[vielleicht: d c b a?]
Zeile 3
und wie es ihm iſt er-gan-gen
Zeile 5
von den Tür-ken wird er ge-fan-gen.

Aber gerade die Mollfaſſung dieſer Zeilen und damit wohl die des ganzen Liedes nähert eine andere Ballade, für die uns Lothringen eine eigene alte Weiſe überliefert, das Lied vom Lindenſchmid.


Es iſt noch nit lang, daß die-ſes ge-ſchah, daß man den Lin-den-ſchmid
rei-ten ge-ſah, ſehr hoch auf ei-nem Roſ-ſe. Er rei-tet den Rhein-ſtrom
auf und ab, gar wohl hat er es ge-noſ-ſen, ja noſ-ſen.

Über die lothringiſche Textauffaſſung im Vergleich zu der in Goethes Volksliedhandſchrift und anderen gemeindeutſchen hat W. Lipphardt[53] eingehend gehandelt, ſo daß wir uns hier auf die Weiſe beſchränken können. Pfarrer Pinck hörte ſie nur noch von einer einzigen, der alten Bickel-Kättel und veröffentlichte ſie in den Verklingenden Weiſen[54] und in den Goethe-Liedern[55]. Es iſt verwunderlich, daß man dieſe ehrwürdige Weiſe bisher nicht ſtärker beachtet hat. Denn ſie ermöglicht uns eine wiſſenſchaftliche Entſcheidung von größter Tragweite.

Zwei Weiſen ſtreiten ſeit Böhmes Darlegungen im Altdeutſchen Liederbuch[56] und im Liederhort[57] um den Vorrang, der echte Lindenſchmid-Ton zu ſein. Die eine Melodie war die des geiſtlichen Liedes „Kommt her zu mir ſpricht Gottes Sohn", „neu gedichtet und geſungen" von Georg Grünwald, der 1530 zu Kufſtein um ſeines Glaubens willen verurteilt und verbrannt wurde. Auf einem gedruckten fliegenden Blatt (Nürnberg ca. 1535) erſcheint der Text mit der Beiſchrift „Im thon was wöll wir aber heben an, das beſt das wir gelernet han". Das aber iſt einer der überlieferten Anfänge des Lindenſchmid-Liedes. Böhmes Schlußfolgerung, daß alſo die Weiſe jenes Kirchenliedes eine Melodie des Lindenſchmid-Liedes ſei, iſt unanfechtbar. Das Lied iſt fünfzeilig — von genau dem gleichen Bau wie die Backewill-Ballade; das geiſtliche Lied aber ſechszeilig, mit Wiederholung der Anzeile des zweiten Teils. Iſt alſo die Weiſe des weltlichen Liedes um eine Zeile vermehrt worden, um zu Grünewalds Dichtung zu taugen? Das iſt wahrſcheinlicher als der umgekehrte Vorgang. So wird die Weiſe alſo mit Recht in der Forſchung und im Unterricht der

---

[53] Das Lothringiſche Volkslied im Deutſchunterricht, Zeitſchr. für deutſche Bildung 1937.

[54] Verklingende Weiſen I, S. 96.

[55] S. 89; Lehrer J. Edel, Pincks getreuer Mitarbeiter, ſang ſie nach dieſer Faſſung auf die Platte (Berliner Laut-Archiv 1387).

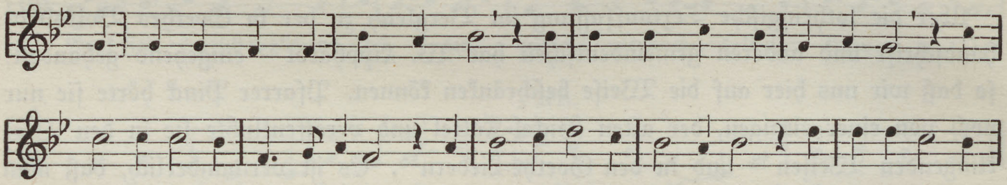
[56] S. 459ff.

[57] Zu Nr. 246 und 247.

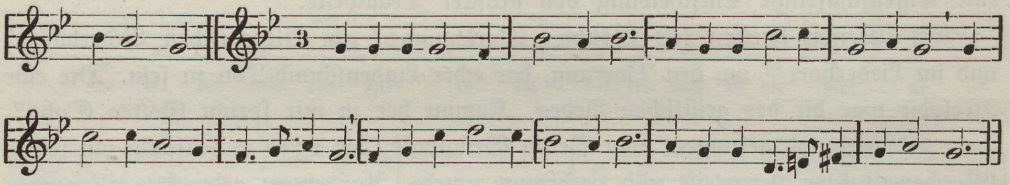
Lindenſchmid-Ballade zugewieſen. Die niederländiſche Weiſe aus den Souterliedekens von 1540[58] mag als Variante dazu gelten.

Nun erſcheint aber 1546 auf einem gedruckten Exemplar des Liedes „Ach Karle großmechtiger man" eine andere Melodie, mit der Hand hinzugefügt und der ausdrücklichen Beiſchrift „Linden Schmid Thon"[59]. Die gleiche Weiſe notiert noch im 17. Jahrhundert Werlin in ſeiner großen Melodienſammlung zu dem Lied: „Am Weihnachtsabend in der Still[60]." Böhme zweifelt ſehr daran, ob dieſe Weiſe jemals zum „Lindenſchmid" geſungen worden und die Angabe nicht vielleicht ein Schreiberirrtum ſei. Dieſer Zweifel wird hier gelöſt: die lothringer Weiſe läßt gerade dieſe ſonſt gar nicht überlieferte Weiſe wieder aufleben. Bis auf eine kleine, aus Entſprechung zu Zeile 1 und 2 wohl erklärliche Variante des vierten Zeilenſchluſſes iſt die Übereinſtimmung zweifellos. Selbſt das Ausholen nach unten am Schluß der lothringer Faſſung iſt in Werlins Variante, die wir an zweiter Stelle geben, vorgezeichnet. Eine zweite, zweifellos echte Balladen-Weiſe der Tradition um 1500 iſt damit wiedergewonnen.

a) (Ach Karle großmechtiger Mann. 1546)



b) (Am Weihnachtsabend in der Still. 1640)



Hier erleben wir recht handgreiflich ein Stück volkstümlichen Stegreifſingens, das ganze Liedkreiſe zueinander in Bewegung ſetzt. Pfarrer Pinck berichtet, daß wenn man Papa Gerné auf ſeine „Varianten" aufmerkſam machte, er nur ſagte: „Ja, m'r konn's a ſo ſinge." Und ſein Sohn[61] erwiderte in gleicher Lage: „Ja, das ſin jo a Lieder, wo m'r us em Kopp ſingt, un do iſch m'r nit e ſo an die Werter gebun as bi dene Lieder, wu m'r us em Buch ſingt." Nichts iſt bezeichnender für die Stellung des Volks zu „ſeinem Lied" als dieſe Worte. Was John Meier bereits 1906 ausſprach, erweiſt ſeine Richtigkeit aufs neue, daß „das Volk, jeder einzelne im einzelnen Falle, eine unbedingt autoritäre und herrſchende Stellung zum Liede einnimmt". Dies freie Verfügen über Wort und Weiſe iſt ein Zeichen lebendigſten Lebens des Liedes.

*

---

[58] Altd. Liederbuch Nr. 376.

[59] Liliencron, Hiſt. Volkslieder. Nachtrag Nr. 69.

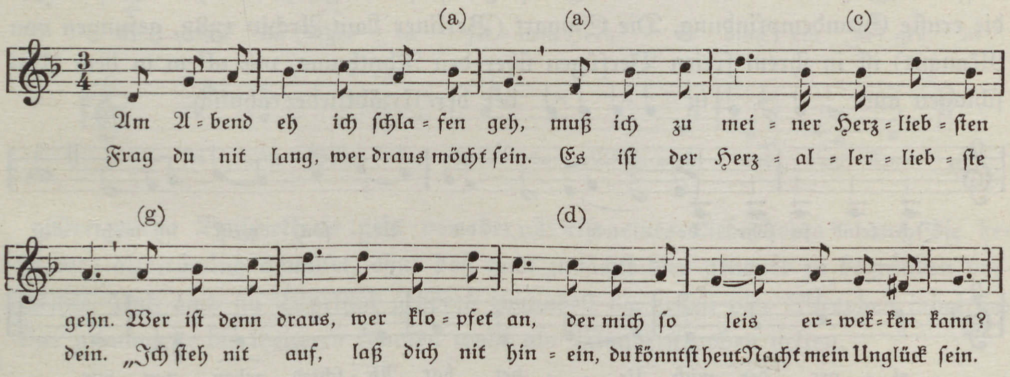
[60] Erk-Böhme II, S. 37.

[61] Verklingende Weiſen II, S. 376.

Die dritte Gruppe in der großen Stufung der Inhalte bilden die Liebeslieder oder Schätzelslieder, wie man ſie in Lothringen nennt. Gerade an dieſer Gattung wird man das Weſen des Volkslieds beſonders gut ergründen. Das Innigſte und Perſönlichſte menſchlichen Erlebens, die Liebe in Luſt und Leid, wird hier getragen und geſungen von einer Gemeinſchaft. Das aber erzeugt notwendig Verallgemeinerung und Typiſierung von Inhalt und Form. Auch die Perſonen ſind nicht als einzelne, ſondern als Typen im Sinne der Gemeinſchaft geſehen. Die Lieder wenden ſich an „den Schatz", ob Burſch oder Mädchen, und ſingen von und zu ihm; die Gattungsbezeichnung der „Schätzelslieder" erſcheint darum ſo beſonders charakteriſtiſch. Kein Wunder, daß wir im Wortgut viele formelhafte Zeilen und Strophen finden, die ſich zu immer neuen Gebilden zuſammenſchließen. Aber auch die Weiſe iſt keineswegs gattungsmäßig oder gar an einzelnes Lied gebunden, ſondern wird gewählt nach dem allgemeinen Erlebnis- und Empfindungsgehalt. So iſt es möglich, daß eine Weiſe, die ſonſt zu einem geiſtlichen oder Erzähllied geſungen wird, bei einem Liebeslied wieder aufgenommen wird, daß eine Melodie ganz verſchiedene Texte anzieht und auf dieſem Wege ineinander verſchmilzt.

Um dieſen Erſcheinungen nachzuſpüren, die das eigentliche Leben des Liedes in der Gemeinſchaft ausmachen, wählen wir aus der Fülle der in den Verklingenden Weiſen gegebenen „Schätzelslieder" ſolche aus, die als „alt" nach Haltung und Singart der Weiſe und dementſprechend als Träger „ſchwererer Empfindung" erſcheinen. Sie müſſen tief im Herzen des Lothringer Volkes wurzeln, daß ſie ſich bis an die Schwelle der Gegenwart erhielten und nicht durch „neue Lieder" verdrängt wurden.

Gleich das erſte, das dem unerſchöpflichen Liedſchatz Papa Gernés zugehört[62], eröffnet eine Fülle von Beziehungen. Wir geben die erſten beiden Textſtrophen hinzu; was dann folgt, ſind Formelſtrophen, die jedem andern Liebeslied auch zugehören könnten.


(a)
(a)
(c)
Am A-bend eh ich ſchla-fen geh, muß ich zu mei-ner Herz-lieb-ſten
Frag du nit lang, wer draus möcht ſein. Es iſt der Herz-al-ler-lieb-ſte
(g)
(d)
gehn. Wer iſt denn draus, wer klo-pfet an, der mich ſo leis er-wek-ken kann?
dein. „Ich ſteh nit auf, laß dich nit hin-ein, du könntſt heut Nacht mein Unglück ſein.

Die erſte Großzeile hat eine ganz beſondere Prägung. Ihre Anzeile iſt in g b g geſchloſſen, die Abzeile öffnet ſich auf den obern Ganzton a. Die Zeilenanfänge aber ſind tonal als d g a b und f b c d deutlich abgeſetzt und in Entſprechung gebracht. —

---

[62] Verklingende Weiſen I, S. 205.

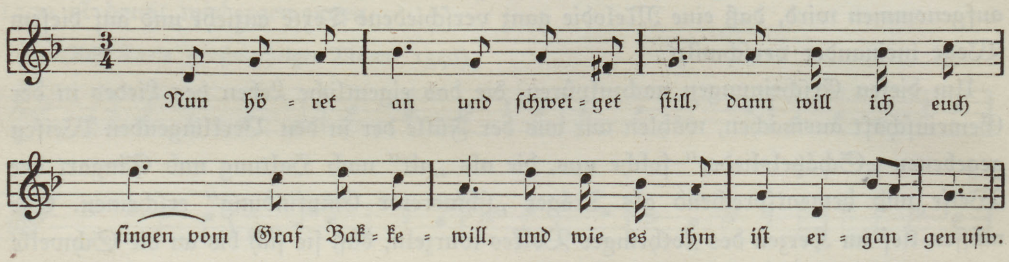
Die zweite Großzeile öffnet ihre Anzeile g—d auf c; die Abzeile ſingt den Grundfall d—g in charakteriſtiſcher Weiſe aus. — Die gleiche Weiſe wird in Lothringen mit geringen (im Beiſpiel in Tonbuchſtaben angegebenen Varianten) geſungen zu einem geiſtlichen Lied[63]:

Eine arme Seel wollt wandern gehn,
Maria wollt auch mit ihr gehn.
Sie reiſen bis vor die Himmelstür,
Sankt Petrus ſprach: Wer iſt dafür.

und zu einem Erzähllied vom „ewigen Juden“[64]:

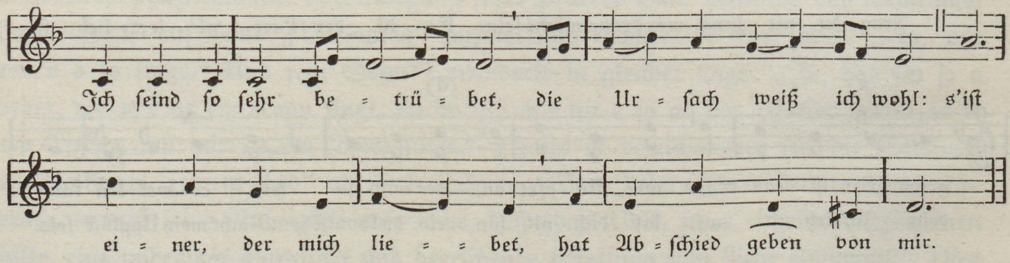
Nun höret an, ihr Chriſtenleut
Bei dieſer höchſt betrübten Zeit,
Ein Wunderwerk tu ich euch kund:
Merkt auf mit Fleiß zu dieſer Stund!

Am bezeichnendſten aber für das Alter und die feſte Verwurzelung der Weiſe iſt, daß Papa Gerné eine Faſſung des Grafen Backewill ſo beginnt:


3/4
Nun hö = ret an und ſchwei = get ſtill, dann will ich euch
ſingen vom Graf Bak = ke = will, und wie es ihm iſt er = gan = gen uſw.

So gibt die Volksüberlieferung ſelbſt der Forſchung die entſcheidenden Aufſchlüſſe.

Ein anderes Lied, ein Abſchiedslied (III, 98), weiſt in ſeiner Melodie auf den Typus des Eleiſonliedes und insbeſondere auf das Lied von den zwei Falken (Notenbeiſpiel 1,5) zurück. Was an Wortgut folgt, iſt formelhaft; die erſte Strophe gibt die ernſte Grundempfindung. Die Singart (Berliner Laut-Archiv 1383, geſungen von Manque) iſt in ihrem freien Verfügen über den Rhythmus, vor allem in dem Umſchlagen aus 𝅗𝅥 ♩ 𝅗𝅥 ♩ in ♩ ♩ ♩ ♩ der der Erzähllieder ähnlich.


Ich ſeind ſo ſehr be = trü = bet, die Ur = ſach weiß ich wohl: s'iſt
ei = ner, der mich lie = = bet, hat Ab = ſchied geben von mir.

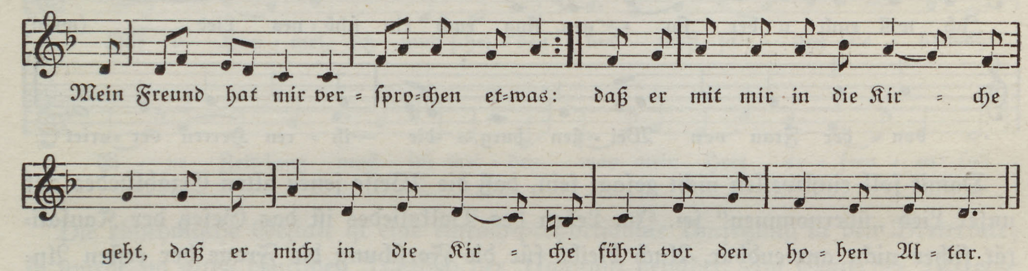
Ein drittes Beiſpiel, das Lied vom Ring (III, 246), zeigt in rhythmiſcher Straffung einen uns wohlvertrauten Grundſtoff. Auch hier folgen formelhaft abgewandelte Strophen der erſten, die die Grundempfindung trägt. Die erſte Zeile wird in Wort und Weiſe wiederholt, die zweite nur im Wortgut. Sie öffnete ſich auf g, der Dominante (c e g) des anfangs angeſchlagenen F-Dur; die melodiſche Abwandlung der Zeile zur Wiederholung des Textes feſtigt dieſe Dominante durch klare Wendung nach c. Die ſchließende Kleinzeile aber ſtellt ſchließlich den Grundton d heraus. Dieſes Schwanken zwiſchen der Tonalität von f und d iſt ein Merkmal des mittelalterlichen Liedes. Zweizeilig fanden wir dieſen Grundriß beim Lied von den „Häſchern des Herodes", dem wir entſcheidende Aufſchlüſſe verdanken. Dreizeilig erſcheint er bei einer ſchönen Variante des „Nachtjägers", deren dargebotene Form (vgl. auch Berliner Laut-Archiv 1384) wir ſelbſt noch in Lothringen aufzeichneten. Die Variante des erſten Zeilenſchluſſes, die die Verwandtſchaft beſſer klärt, findet ſich Verklingende Weiſen III, 422. Dort möge man auch die neuere Form[65], die das ganze Lied nach Dur wendet, einſehen. — Unſer „Schätzelslied"[66] bietet die Erweiterung zum Vierzeiler mit charakteriſtiſcher Verkürzung der Zeileneinſchnitte zu einem $^2/_4$-Takt durch den Singgebrauch.

---

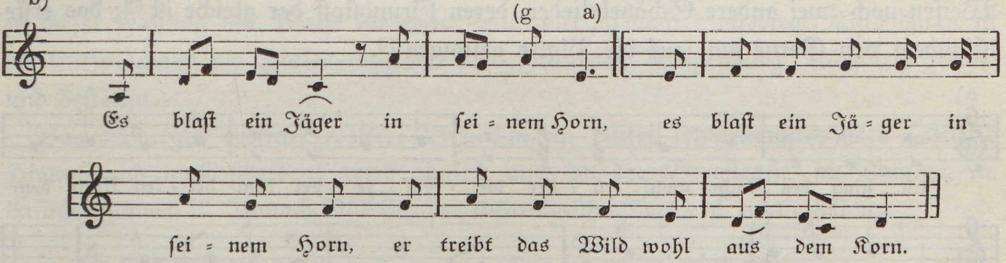
[63] Verklingende Weiſen I, S. 53.

[64] Ebenda II, S. 53.

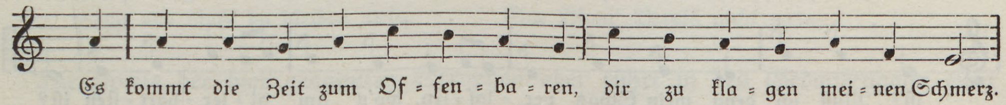
a)


Mein Freund hat mir ver - ſpro-chen et-was: daß er mit mir in die Kir - che
geht, daß er mich in die Kir - che führt vor den ho - hen Al - tar.

b)


(g a)
Es blaſt ein Jäger in ſei - nem Horn, es blaſt ein Jä - ger in
ſei - nem Horn, er treibt das Wild wohl aus dem Korn.

Der zweite Beiſpielkreis geht von der Weiſe eines Liebesliedes[67] aus, die beſonders altertümlich anmutet, ohne daß man zunächſt dies genauer zu begründen vermöchte. Und auch im Wortgut gehören zumindeſt die erſten vier Strophen inhaltlich klar zuſammen; die weiteren könnten wohl als Wanderſtrophen gelten.

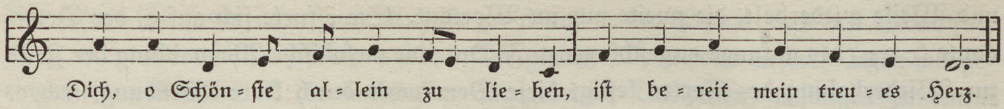

Es kommt die Zeit zum Of - fen - ba - ren, dir zu kla - gen mei - nen Schmerz.

---

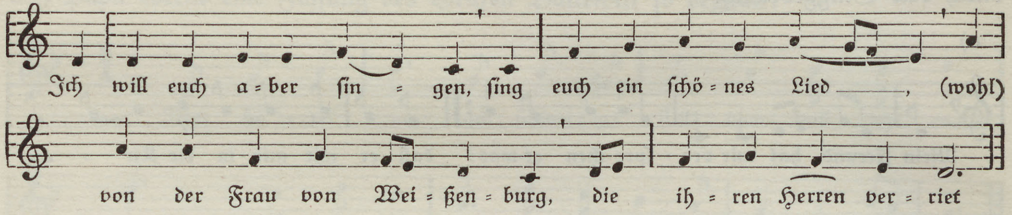
[65] Verklingende Weiſen III, S. 157.

[66] Vgl. Berliner Laut-Archiv 1384.

[67] Verklingende Weiſen II, S. 211 und Berliner Laut-Archiv 1376, geſungen von Keib.

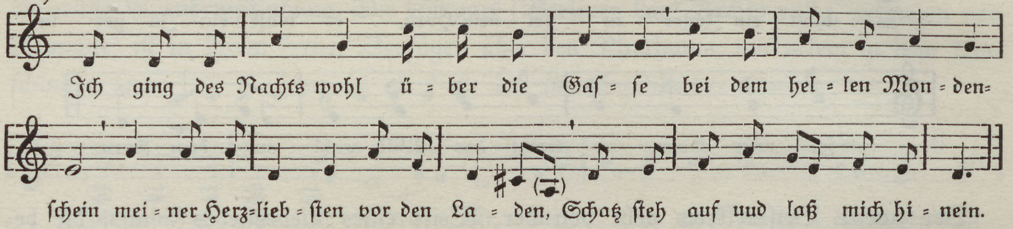

Dich, o Schön = ſte al = lein zu lie = ben, iſt be = reit mein treu = es Herz.

Merkwürdig iſt der Grundriß der Weiſe. Erſt am Ende der zweiten Großzeile wird die Tonalität als auf d beruhend geklärt. Danach wäre der melodiſche Schlußfall der erſten Großzeile als in der Schwebe gehaltener Halbſchluß auf dem oberen Ganzton zu erklären. Nicht minder ſchwierig iſt das Verhältnis von An- und Abzeile zu deuten. Für die Anzeile der zweiten Großzeile ergibt ſich klar ein Ausbiegen nach dem untern Ganzton (c). Und man iſt verſucht zu glauben, daß dies auch für die beginnende Anzeile galt, dieſe aber einem zunächſt angetönten Hauptton a entſprechend nach g ſtatt nach c hin abgebogen wurde. Es gibt eine einzige Weiſe alten Urſprungs, die den entſprechenden gleichen Grundriß hat, die der „Frau von Weißenburg" [68]. Sie folge hier zum Vergleich, im Rhythmus und Text etwas vereinfacht.

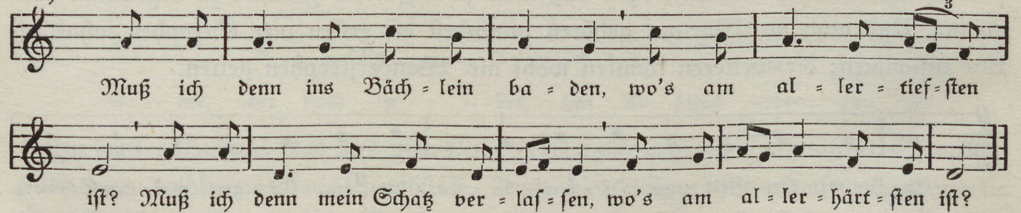

Ich will euch a = ber ſin = gen, ſing euch ein ſchö = nes Lied ——, (wohl)
von der Frau von Wei = ßen = burg, die ih = ren Herren ver = riet

Damit ſoll einſtweilen nicht geſagt ſein, daß die Weiſe jenes alten Erzählliedes auf unſer Lied „übernommen" ſei. Im Leben des Volksliedes iſt das Geſetz der Kauſalität ſicher nicht anwendbar. Auch bleibt für die Forſchung die Frage der erſten Anzeile immer noch in der Schwebe. — Indeſſen überliefern ja die Verklingenden Weiſen noch zwei andere Schätzelslieder, deren Grundſtoff der gleiche iſt [69]; das erſte iſt zudem von Gerné jun. auf die Platte geſungen [70].

a)


Ich ging des Nachts wohl ü = ber die Gaſ = ſe bei dem hel = len Mon = den-
ſchein mei = ner Herz-lieb = ſten vor den La = den, Schatz ſteh auf uud laß mich hi = nein.

b)


3
Muß ich denn ins Bäch = lein ba = den, wo's am al = ler = tief = ſten
iſt? Muß ich denn mein Schatz ver = laſ = ſen, wo's am al = ler = härt = ſten iſt?

---

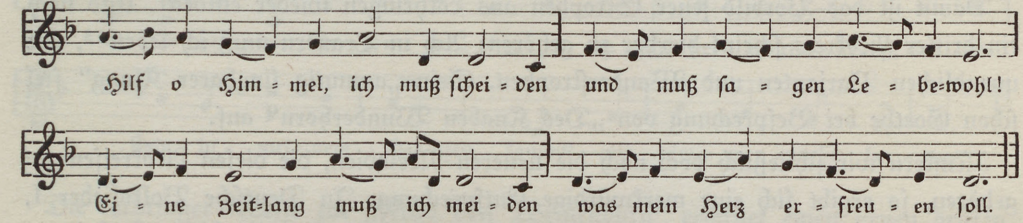
[68] Deutſche Volkslieder I, S. 301.

[69] Verklingende Weiſen I, S. 197 und II, S. 203.

[70] Berliner Laut-Archiv 1389.

Die Verwandlungsformen ſind höchſt aufſchlußreich. Die erſte Weiſe hat den für die Melodie ſo bezeichnenden ebenen Viertel-Gang in einen Dreier-Rhythmus verwandelt, den ſie recht frei und dem Wortgut entſprechend handhabt. Die Weiſe beginnt auf dem eigentlichen Grundton d, um dann erſt die Quint a anzuſchlagen. Der Schluß der dritten Zeile iſt durch das Abgleiten nach cis—a (ſtatt c!) in eine moderne Dominantfunktion der Grundtonart umgefärbt — dies die ſtärkſte Veränderung der im melodiſchen Zug ſonſt ſo unmittelbar entſprechenden Weiſenform. Die zweite Melodie gibt dem ebenen Gang der Viertel ♩ ♩ ♩ ♩ | ♩ ♩ ♩ ♩ bzw. ♩ ♩ | ♩ ♩ ♩ ♩ | ♩ ♩ eine rhythmiſche Prägung, die wir in vielen Liedern des 19. Jahrhunderts finden: ♪ ♪ | ♩. ♪♪♪ | ♩ ♩ und führt ſie eiſern durch. Hier iſt die Anzeile, die ſonſt nach c ausbog, in e offengehalten, doch läßt ſich die andere Form unſchwer herſtellen.

Auf dieſes Lied folgt in den Verklingenden Weiſen[71] ein weiteres Lied, deſſen Weiſe ſich als ſubſtanzgleich erweiſt: „Hilf o Himmel, ich muß ſcheiden.“


Hilf o Him-mel, ich muß ſchei-den und muß ſa-gen Le-be-wohl!
Ei-ne Zeit-lang muß ich mei-den was mein Herz er-freu-en ſoll.

Die rhythmiſche Geſtalt iſt eine einfach-proportionale Umſetzung in den Dreiertakt; ſo wurde im alten deutſchen Tanzlied der Nachtanz gebildet. Am Gang der Melodie und ihrem Metrum wird dadurch nichts geändert. — Es iſt nun das Erſtaunliche, daß in dieſer Faſſung der Weiſe die erſte Zeile wirklich nach c ausbiegt. Und damit iſt die Entſprechung zur Balladenmelodie der „Frau von Weißenburg“ endgültig geklärt und beſtätigt.

Das Wortgut eröffnet weitere Beziehungen. Unſer letztgenanntes Lied „Hilf o Himmel, ich muß ſcheiden“ wird ähnlich auch an der Bergſtraße, im Taunus, im Elſaß geſungen[72]. Danach läßt ſich der lothringiſche Text erſt richtigſtellen:

Alle Leute, die dich haſſen,
Sagen dies und jenes mir.
Sagen mir, ich ſoll dich laſſen,
Soll mein Herz nicht ſchenken dir.

Und ſo lang das Feuer brennet
Und die Felſen (Reben) tragen Wein
Und ſo lang das Waſſer rinnet,
Sollſt und mußt du bleiben mein.

Aber ich hab es geſchworen,
Dir auf ewig treu zu ſein,
Dich hab ich mir auserkoren,
Ohne dich kann ich nicht ſein.

Sollt ich aber unterdeſſen
Auf dem Todtbett ſchlafen ein,
Kannſt auf meinen Grabſtein ſetzen
Eine Blum' Vergiß nicht mein.

Die zweite der hier genannten Strophen aber führt in den Gedankengang einer Liebesklage zurück, von der wir ausgingen. Dort heißt es:

---

[71] III, S. 204.

[72] Erk-Böhme Nr. 792, Mündel S. XII.

In dem Lieben, in dem Leiden,
In der Trübſal, in der Not,
Ja, von dir kann ich nicht ſcheiden,
Bis uns ſcheid't der bittre Tod.

Ja, von dir kann ich nicht laſſen
Und von keiner Treu abſtehn.
Soll der Himmel die Sternlein laſſen,
Soll der Mond zugrunde gehn.

Soll die Sonn' ihren Schein verlieren,
Berg und Felſen fallen ein,
So ſollſt du an mir nicht ſpüren,
Daß ich dir will untreu ſein.

Ein altes, in Süddeutſchland viel geſungenes Abſchiedslied (Erk-Böhme Nr. 782), das auch aus dem Elſaß (Mündel Nr. 51) überliefert iſt, beginnt ſo:

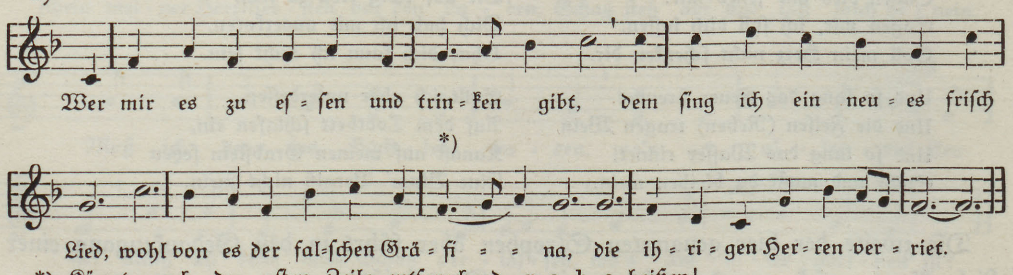
Warum biſt du denn ſo traurig,
Bin ich aller Freuden voll:
Meinſt, ich ſollte dich verlaſſen?
Du gefällſt mir alſo wohl.

Eh' ich dich, mein Kind, will laſſen,
Muß der Himmel fallen ein,
Und die Sternlein ſich erblaſſen,
Sonn' und Mond verfinſtert ſein.

Damit iſt das Vorbild jener Strophen aus Lothringen wieder entdeckt. Und noch ein dritter Liedkreis ſcheint hierher zu gehören: Ach in Trauern muß ich leben[73], mit unendlichen Varianten und Wanderſtrophen. Sein „anmutig ſingbarer Klang" fiel ſchon Goethe bei Beſprechung von „Des Knaben Wunderhorn" auf.

Muſtern wir ſchließlich doch noch die neueren Melodien, die dieſen Liedkreiſen zugehören, ſo ergibt ſich eine merkwürdige Entſprechung. In Deutſche Volkslieder I, 313 iſt eine neuere Weiſe zur „Frau von Weißenburg" mitgeteilt, die in Lothringen von Dr. Pinck und Walter Henſel aufgenommen und auch von uns noch gehört wurde. Ich ſtelle die Weiſenformen von der Bergſtraße und aus dem Elſaß dazu, die zu jenen Liebesliedern gehören und deutlich zeigen, wie der alte Reichtum der Weiſe auf harmoniſch bedingte Formeln zurückgeſtellt und eingeebnet wird. Die eine iſt auf den Raum über dem Grundton (f—c'), die andere ſehr ſtark auf den Unterraum (f—c) eingeſchränkt. Aber auch hier bieten die Verklingenden Weiſen ſchließlich die ſchönſte und ausgeglichenſte Faſſung (c= Verklingende Weiſen III, S. 223). Sind es nur Entſprechungen des Typus, die ſich da zeigen, oder hat die alte Verwandtſchaft zur Weiſe der „Frau von Weißenburg" bis in die neueren Melodien nachgewirkt? Das wird ſich endgültig nie entſcheiden laſſen — der Tatbeſtand aber bleibt.

a)

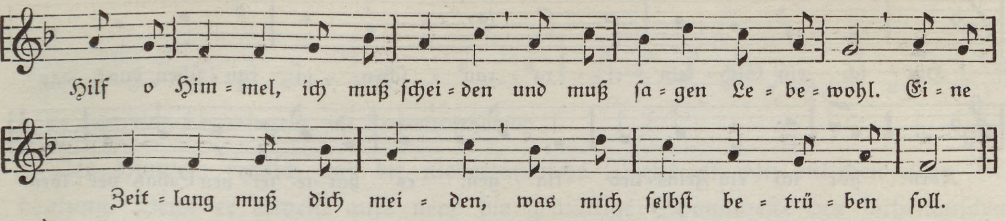

Wer mir es zu eſ-ſen und trin-ken gibt, dem ſing ich ein neu-es friſch
*)
Lied, wohl von es der fal-ſchen Grä-fi-na, die ih-ri-gen Her-ren ver-riet.

*) Könnte auch, der erſten Zeile entſprechend, g a b c heißen!

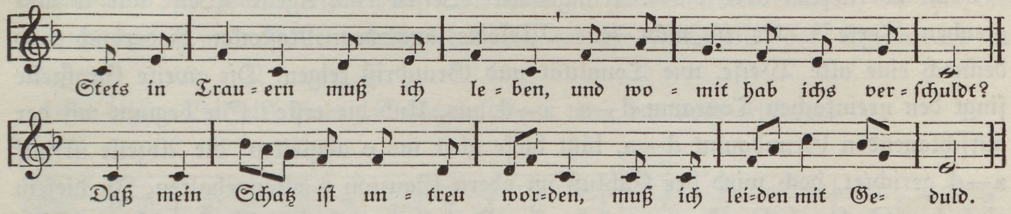
---

[73] Erk-Böhme Nr. 722, Mündel Nr. 43.

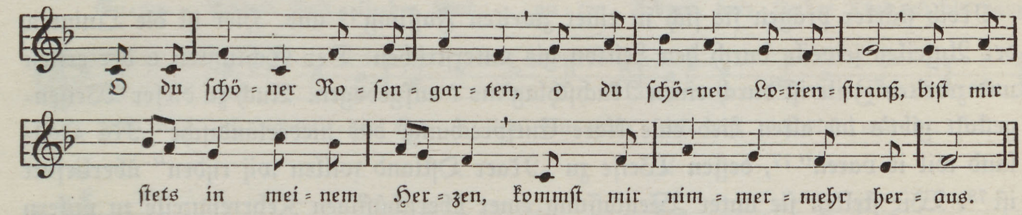
b)


Hilf o Him = mel, ich muß ſchei = den und muß ſa = gen Le = be = wohl. Ei = ne
Zeit = lang muß dich mei = den, was mich ſelbſt be = trü = ben ſoll.

c)


Stets in Trau = ern muß ich le = ben, und wo = mit hab ichs ver = ſchuldt?
Daß mein Schatz iſt un = treu wor=den, muß ich lei=den mit Ge= duld.

d)

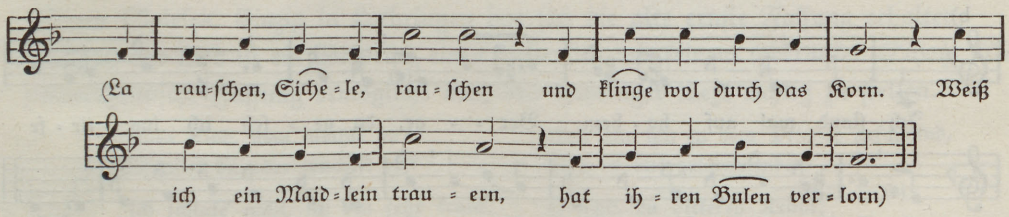

O du ſchö = ner Ro = ſen = gar = ten, o du ſchö=ner Lo=rien = ſtrauß, biſt mir
ſtets in mei = nem Her = zen, kommſt mir nim = mer = mehr her = aus.

Die lothringer Weiſe zur „Frau von Weißenburg" eröffnet einen neuen dritten Liedkreis von hohem Alter. Im Roſtocker Liederbuch, einer handſchriftlichen Liedſammlung von etwa 1470, treffen wir auf das niederdeutſche Fragment:

Nu wol hen, lat ruſchen,
men ſut wol wo id ghent.
Jk hadden leveken uterkoren . . .

Eine einfache Mollweiſe iſt dazu notiert.

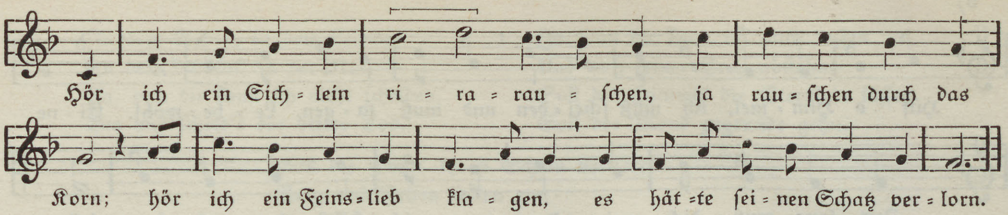
In Forſters Liedern[74] iſt die Strophe vollſtändig; die Weiſe geht nun in Dur. Wir geben ſie in Werlins vereinfachter Faſſung (1646, Erk-Böhme Nr. 678 a), unter Beifügung des alten Textes:


(La rau=ſchen, Sich=e = le, rau = ſchen und klinge wol durch das Korn. Weiß
ich ein Maid=lein trau = ern, hat ih = ren Bulen ver = lorn)

Hier und in einer fränkiſchen Faſſung des 19. Jahrhunderts erſcheint die lothringer Weiſe der „Frau von Weißenburg" wieder einer unſerer ſchönſten deutſchen Liebesklagen zugeordnet. Die fränkiſche Variante gibt ſogar die dritte Zeile in genauerer Entſprechung.

---

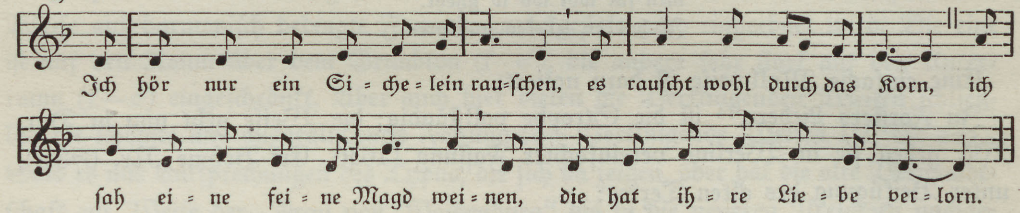
[74] V. Band 1556.


Hör ich ein Sich = lein ri = ra = rau = ſchen, ja rau = ſchen durch das
Korn; hör ich ein Feins = lieb kla = gen, es hät = te ſei = nen Schatz ver = lorn.

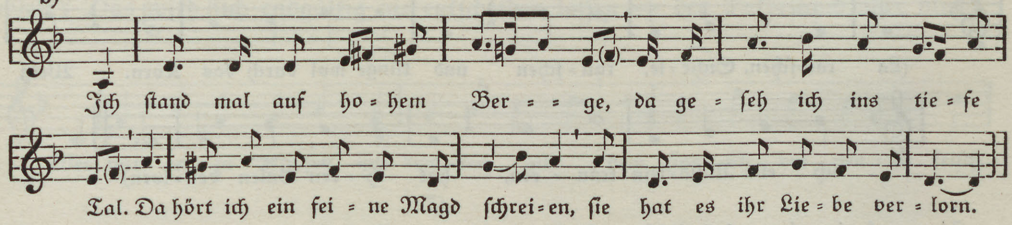
Nun überliefern aber die Verklingenden Weiſen eine eigene Weiſe aus d zum gleichen Texte[75]. Es iſt nicht jene Melodie aus dem Roſtocker Liederbuch und dennoch eine alte Weiſe, wie Tonalität und Grundriß zeigen. Die zweite Großzeile ſingt den ureinfachen Tonraum d—a: a—d aus. Und die erſte? Sie beginnt mit der aufſchlagenden Grundquint d—a, läßt dieſe aber ins e abgleiten; die Abzeile iſt auf a—d gerichtet, doch wird der Schluß im obern Ganzton e offengehalten. In dieſem einfachen Sachverhalt erkennen wir die im Volkslied wirkenden Verwandlungskräfte.

Noch ſtärker prägen ſie ſich in einer zweiten Faſſung[76] aus. Hier iſt die Quint a der Anzeilen jeweils durch den Leitton gis unterſtrichen. Der Schlußton e der erſten und zweiten Zeile iſt durch einen Nachſchlag ins f aufgebogen. Auch zu dieſer Weiſengeſtalt gibt's im alten Lied eine klare Entſprechung, das niederländiſche „Na Ooſtland wil ik varen"[77], deſſen Weiſe zu „Naer Oſtland willen wij rijden" überliefert iſt[78]. Wir ſtellen ſie unter Weglaſſung einer überſchüſſigen Kehrreimzeile zu unſern beiden lothringer Faſſungen; ſie unterſcheidet ſich von ihnen nur dadurch, daß die erſte Zeile in d—a—d geſchloſſen iſt. Die Andeutung der Verwandtſchaft mag genügen; nur der Angelpunkt, an dem weitere Forſchung einzuſetzen hat, kann hier gegeben werden.

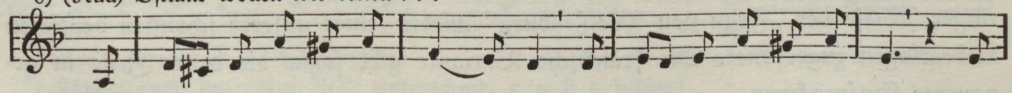
a)


Ich hör nur ein Si = che = lein rau=ſchen, es rauſcht wohl durch das Korn, ich
ſah ei = ne fei = ne Magd wei = nen, die hat ih = re Lie = be ver = lorn.

b)


Ich ſtand mal auf ho = hem Ber = = ge, da ge = ſeh ich ins tie = fe
Tal. Da hört ich ein fei = ne Magd ſchrei = en, ſie hat es ihr Lie = be ver = lorn.

c) (Nach Oſtland wollen wir reiten . . .



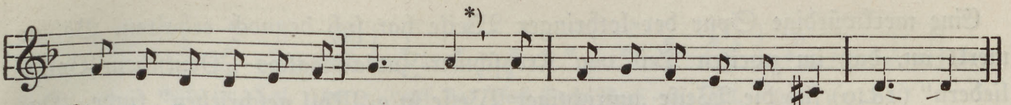
---

[75] Verklingende Weiſen I, S. 195.

[76] Ebenda II, S. 427.

[77] 15. Jahrhundert, Erk=Böhme Nr. 407.

[78] Erk=Böhme Nr. 408a.

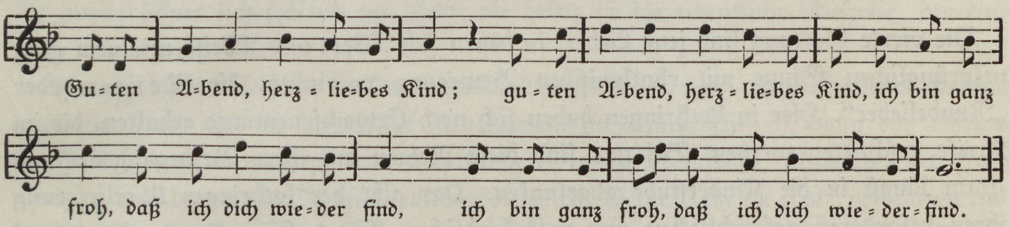


*) Hier eine Kehrreimzeile mit Textwiederholung.

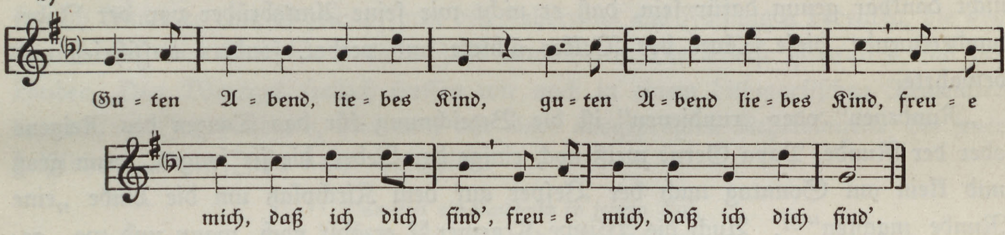
Der Hinweis freilich auf die niederländiſche Weiſe iſt von entſcheidender Bedeutung. Denn er erweiſt aufs neue die gewaltige Spannweite des lothringiſchen Liedvorrats; es ſind Weiſen vom Oberrhein bis zu den Niederlanden, die uns dies einzigartige Sammelbecken unverſehrt bis an die Schwelle der Gegenwart bewahrte.

Ein letztes Beiſpiel eines „Schätzelsliedes" mag das noch erhärten.

a)


Gu-ten A-bend, herz-lie-bes Kind; gu-ten A-bend, herz-lie-bes Kind, ich bin ganz
froh, daß ich dich wie-der find, ich bin ganz froh, daß ich dich wie-der-find.

b)


Gu-ten A-bend, lie-bes Kind, gu-ten A-bend lie-bes Kind, freu-e
mich, daß ich dich find', freu-e mich, daß ich dich find'.

An erſter Stelle ſteht die lothringiſche Faſſung[79], an zweiter eine vom Niederrhein[80], dieſe letzte in Dur. Böhme bemerkt dazu: „Dies Lied mag urſprünglich ernſt und traurig geweſen ſein, wird jetzt aber zum Scherz und Zeitvertreib geſungen, iſt ſogar zu einem Geſellſchaftsſpiel geworden." Hier erleben wir an einem bezeichnenden Beiſpiel das Abſinken eines alten Liebesliedes in den Bereich geſelligen Spieles. Einzig in Lothringen hat ſich die alte ernſte Faſſung erhalten.

Denn das Lied iſt ein Geſpräch eines Liebenden mit ſeinem todkranken Schatz. Die niederrheiniſche Faſſung ermöglicht uns, den lothringer Text richtig zu ſtellen.

Liebes Kind, was machſt du?
Schlafeſt du oder wacheſt du?

Ich ſchlafe nicht, ich bin ſehr krank.
Ich werd' es nicht mehr machen lang.

Geh nur hin zu dem Prieſter geſchwind,
Daß er uns zuſammenbind'.

O Tod, du bitteres Kraut,
Du willſt mir nehmen meine junge Braut.

Was nun folgt, iſt ein Lobpreis der Geliebten — der Ernſt ſcheint vergeſſen, die Grundempfindung des Liedes iſt ins Gegenteil umgeſchlagen. Von hier aus mochte die Umdeutung zum Heiteren und Spieleriſchen ſich anbahnen. —

---

[79] Verklingende Weiſen II, S. 253.

[80] Erk-Böhme Nr. 728 b.

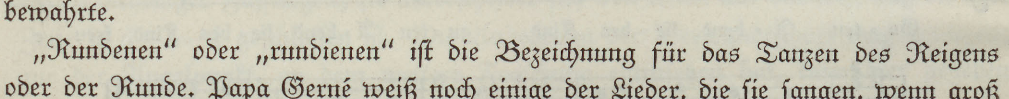
Eine merkwürdige Spur der lothringer Weiſe hat ſich dennoch erhalten. Böhme merkt an, daß im zweiten Teil von Kretzſchmer-Zuccalmaglios „Deutſchen Volksliedern" (1840) ſich die Weiſe „unrichtiger Weiſe in g-Moll geſchrieben" finde. Das iſt nur einer von den vielen Vorwürfen, die Zuccalmaglio, dem Sammler und Volksliedfinder, einſt von der Volksliedforſchung gemacht wurden. Erſt unſre Gegenwart hat ſeine Leiſtung richtig erkennen und würdigen gelernt. Gerade der Typus der echten Mollweiſe, die vorzüglich am Niederrhein beheimatet iſt, verdankt ihm Rettung, Umgeſtaltung und kräftiges Fortleben. Hier iſt ein neuer Beweis, daß er um das echte Volksliedgut wußte: die von ihm angeführte Moll-Weiſe lebt wirklich im Volke. Er hat recht behalten!

*

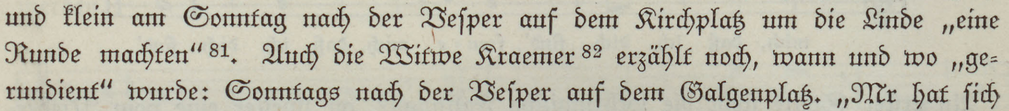
Die vierte Gattung ſind jene Lieder, in denen ſich Wort und Weiſe in einem ganz urſprünglichen Sinne mit rhythmiſcher Bewegung verbinden, die Reigen oder „Rundelieder". Hier in Lothringen haben ſich noch Erwachſenentänze erhalten, die im Kreiſe geſchritten werden. Bei uns ſind dieſe Reigen mit ihrer Bewegungsart und -form längſt in die Kinderſtube abgeſunken. Das gibt der lothringer Überlieferung ihren beſonderen geſchichtlichen und volkskundlichen Wert. Wir können Dr. Pinck nicht dankbar genug dafür ſein, daß er nicht wie ſeine Amtsbrüder vor der Jahrhundertwende dieſe Tänze des Volkes ächtete und verbot, ſondern aufſchrieb und bewahrte.

„Rundenen" oder „rundienen" iſt die Bezeichnung für das Tanzen des Reigens oder der Runde. Papa Gerné weiß noch einige der Lieder, die ſie ſangen, wenn groß und klein am Sonntag nach der Veſper auf dem Kirchplatz um die Linde „eine Runde machten"[81]. Auch die Witwe Kraemer[82] erzählt noch, wann und wo „gerundient" wurde: Sonntags nach der Veſper auf dem Galgenplatz. „Mr hat ſich d'Händ gin un g'ſchlenkert un iſch im Ringelerum gang." Burſchen und Mädchen waren daran beteiligt. „Dis geht ſchöner, wann die mitnand ſinge as aleen. Die Buwe ſinge gröwer un die Maidle räner (reiner) un dis geht ſchön z'ſamme." Die älteren Leute ſtanden ringsherum — und wenn der Paſtor etwa nachkam, dann verſchwanden die Tanzenden gar ſchnell in die „Kellerhäls" (Eingänge) hinein und riegelten die Tür ab. — Es war hier, wie einſtmals im Mittelalter. Alle Verbote der Kirchen vermochten es nicht, die Menſchen von ihren alteingewurzelten Bräuchen und Liedern abzubringen. Ja ſie hielten nur um ſo zäher daran feſt.

a)



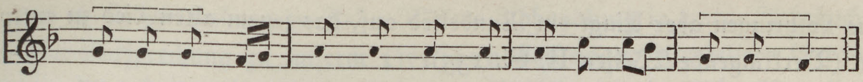
b)


Es ſteht ein Lind in je-nem Tal, da-rauf da ſaß Frau Nach-ti-gall,

---

[81] Verklingende Weiſen I, S. 310.

[82] Ebenda III, S. 458.


juch im Tal, da = rauf da ſaß Frau Nach = ti = gall, juch im Tal!

Es gibt ein altes Reigenlied (a), das Heinrich Loufenberg geiſtlich wendete. So ſteht es in der Straßburger Liederhandſchrift (ca. 1430, B 121 fol. 376):

Es ſteht ein Lind im Himmelreich,
der blühen alle Äſte . . .
Ganz Jeſu nach

Die Melodiegeſtalt[83] iſt ureinfach. Die erſte Zeile wendet ſich, in einer Art melodiſcher Modulation (f—c′—f′ → c′) hervorgerufen durch den Fall in die Quint, nach c; die zweite öffnet ſich fallend zur Terz; die dritte iſt die eigentliche Rufzeile: der einfache Quintfall c′—f.

Die lothringer Weiſe (b = Verklingende Weiſen I, S. 255) entſpricht dieſer Geſtalt durchaus. Auch hier die melodiſche Modulation zur Quint (h—c), dann das Öffnen im Fall hier ſchon nach g, vom Dreiklang c—e—g beeinflußt, ſchließlich der Fall c—f, zu dem die zweite Textzeile wiederholt wird. Denn „juch im Tal" iſt keineswegs ſelbſtändige Kehrreimzeile, ſondern unterſtreicht nur den Zeilenſchluß. Am Schluß freilich könnte es eine Schrumpfform des Kehrreims aus Faſſung a bedeuten, die von da aus auch dem Ende der zweiten Zeile anwucherte. Die Weiſe iſt uraltes Gut des Landes. Das Wortgut freilich treffen wir auch in einem dithmarſiſchen Reigenlied des 16./17. Jahrhunderts, hier auch mit einer ausgeprägten Kehrreimzeile, die jener geiſtlichen „Gang Jeſu nach" entſpricht.

Dar ſteit ein Lindbom in jenem Dal,
Js bawen breit und nedden ſchmal.
— Van Gold dre Roſen —

Aus jenem Bauernlande Dithmarſchen haben wir auch die erſte geſchichtliche Nachricht von ſolchen Reigenliedern. J. A. Köſter, genannt Neocorus, berichtet in ſeiner Chronik, 1590—1600, über die Reigentänze ſeiner Bauern. Eben, vor 30 Jahren iſt der Paartanz aufgekommen „alſo von frembden Orten ingeföhret". Daneben aber tanzen ſie noch die alten Reihen „darin ſe alle mit einander ſo dantzen willen, nha der Rege anvaten". Er ſpricht von den dazu geſungenen Liedern und nennt darunter vor allem Erzähllieder. Er ſagt ausdrücklich: „Den un dat de Geſenge edder Geſchichte (ſo heißen ſie ja auch in Lothringen) deſte ehr gelehret und beter beholden worden und lenger im Gebruke bleven, hebben ſe de alle faſt den Dentzen bequemet." Und er nennt zugleich an erſter Stelle ein Sagenlied:

Her Hinrich und ſine Bröder alle dre — vull grone —
Se buweden ein ſchepken tor ſe — umb de adelige roſenblome.

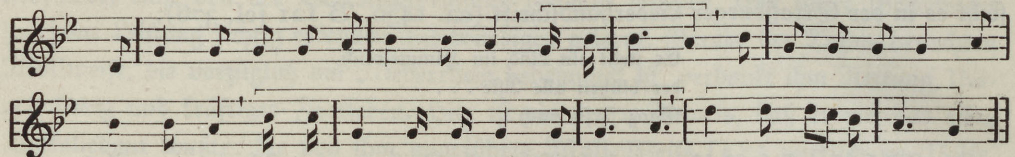
Zwei Textzeilen und zwei Kehrreimzeilen, eine kürzere und eine längere (Klein- und Großzeile) hat das Lied. Die Weiſe iſt nicht erhalten.

---

[83] Sie wird hier erſtmals in neuer Übertragung nach Wackernagels Abſchrift gegeben.

Aus Lothringen aber klingt ein Rundelied auf, das jenem alten Lied zu entſprechen ſcheint (Verklingende Weiſen II, S. 135):

Es wohnt ein Müller in jenem Tal — von der Roſe.
Ein Edelmann wohnt nicht weit davon — von deri von der Roſeblume
Feine Mädchen ſchöne.



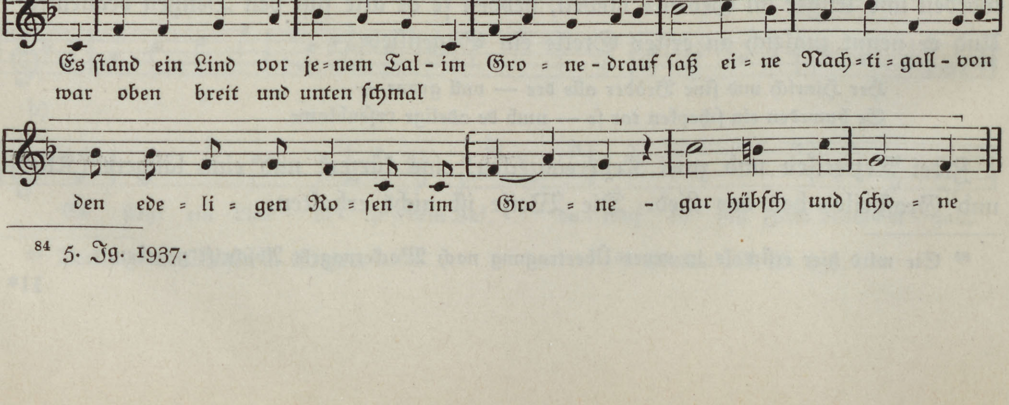
Hier iſt die Form erweitert zu jener Doppelrufform, die wir vom geiſtlichen Ruflied her kennen: zwei Kehrreimzeilen bilden den Schluß. Die Lothringer Weiſe zeigt klar, wie das in die Liedgeſtalt hineinwirkt. Die Kleinzeile des erſten Kehrreims (g b a) wird über dem gleichen Grundriß erweitert zur Anzeile des zweiten Kehrreims. Und deſſen zweite Zeile wird danach zur klaren Fallzeile aus der Quint in den Grundton der Tonart.

Weite Zuſammenhänge der Volksüberlieferung eröffnen ſich. Im Vorjahr (1936) wurde dem Deutſchen Volksliedarchiv zu Freiburg i. Br. von dem Schriftwart der Mai-Geſellſchaft in Brüggen-Erft, Kr. Bergheim, Rheinland, ein Lied zugeſandt, das bei den Zuſammenkünften der Jugend am Maibaum noch jetzt immer geſungen wird. Hier der Text der erſten Strophe, den Prof. John Meier im neueſten Jahrbuch für Volksliedforſchung[84] beſpricht und erläutert.

Es ſtand ein Lind vor jenem Tal — im Grone —
War oben breit und unten ſchmal — im Grone —
Drauf ſaß eine Nachtigall, die ſang
Von den edeligen Roſen im Grone; gar hübſch und ſchone.

Das Erſtaunliche iſt zunächſt, daß der alte aus Dithmarſchen überlieferte Kehrreim hier unzerſtört ſich erhalten hat, und zwar vermehrt um eine Schlußzeile, die der Lothringer Faſſung (Doppelrufform) entſpricht. Zu zweit aber: der Text unſeres erſten Rundeliedes kehrt hier wieder, in einer auf drei Zeilen erweiterten Faſſung.

Die Weiſe iſt nicht minder bemerkenswert. Daß die erſte Zeile (Text und Kehrreim) wiederholt wird zu neuem Text, iſt klar. In der dritten Zeile verunklärt der verbindende Einſchub „die ſang" das Melodiebild. Rücken wir ſie metriſch zurecht, ſo heißt die Grundform:

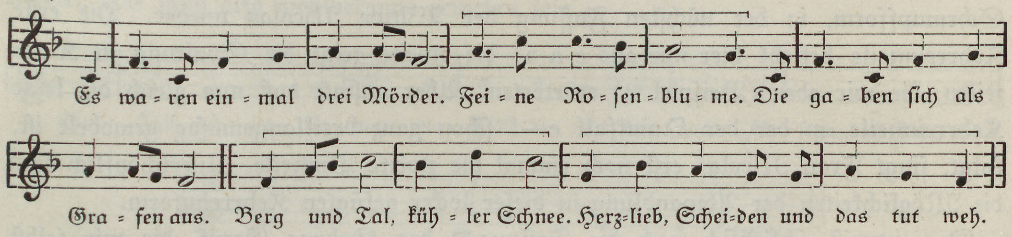

Es ſtand ein Lind vor je-nem Tal - im Gro - ne - drauf ſaß ei - ne Nach - ti - gall - von
war oben breit und unten ſchmal
den ede - li - gen Ro - ſen - im Gro - ne - gar hübſch und ſcho - ne

---

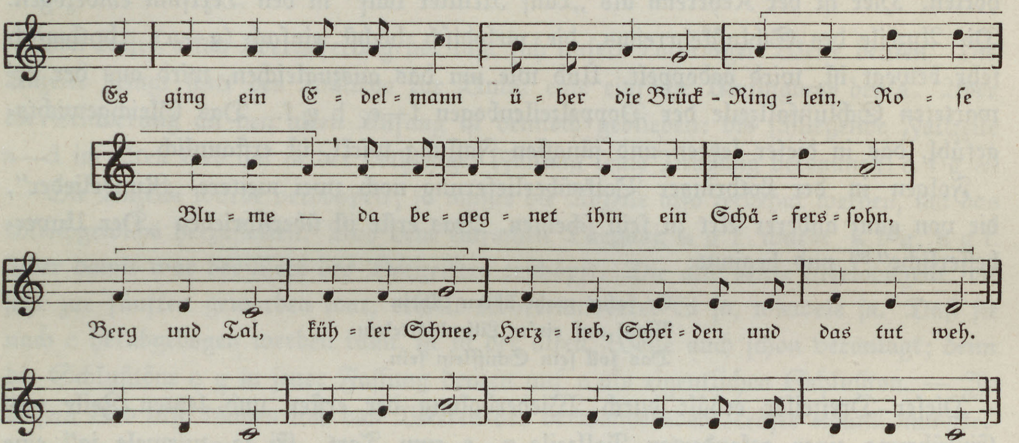
[84] 5. Jg. 1937.

So gab ich ſie im Anhang zu John Meiers Abhandlung in jenem Jahrbuch. Sie iſt die Dur-Entſprechung zu unſerm zweiten Lothringer Rundelied. Gerade das ſelbſtändige Ruf-Daſein der letzten Kehrreimzeile zeigt das deutlich. Nur ihre Anzeile „von den edeligen Roſen im Grone“ ſcheint noch nicht ausreichend gedeutet. Dazu bieten ſich zwei weitere Rundelieder aus Lothringen.

a)


Es wa-ren ein-mal drei Mörder. Fei-ne Ro-ſen-blu-me. Die ga-ben ſich als
Gra-fen aus. Berg und Tal, küh-ler Schnee. Herz-lieb, Schei-den und das tut weh.

b)


Es ging ein E-del-mann ü-ber die Brück-Ring-lein, Ro-ſe
Blu-me — da be-geg-net ihm ein Schä-fers-ſohn,
Berg und Tal, küh-ler Schnee, Herz-lieb, Schei-den und das tut weh.

Das erſte, das Lied von den drei Mördern[85], ſteht in Dur. Die Entſprechung iſt in manchen Einzelheiten anders. Die erſte Kehrreimzeile iſt eine volle Zeile (2 Takte). Die erſte Großzeile (Text und Kehrreim) wird zwar zu neuem Text wiederholt; aber eine dritte Textzeile ſchließt ſich dann nicht an, ſondern es folgt gleich der doppelte Kehrreim. Und hier iſt nun die Gliederung der Anzeile „Berg und Tal — kühler Schnee“ völlig klar; ſie beſteht aus zwei metriſch ſich entſprechenden Kurzzeilen. Den gleichen Beſtand, wenn auch in Moll, zeigt das zweite Lied vom Edelmann und Schäfer[86]. Ich ſtelle zum Vergleich eine weitere Faſſung des Kehrreims dazu, die ich ſelbſt zum Lied vom Edelmann und Schäfer notierte. Sie ſpielt den Schluß des Liedes nach Dur hinüber. Damit iſt der Kreis geſchloſſen.

Die Varianten, die Dr. Pinck[87] zu unſerem zweiten Rundelied mitteilt, zeigen nun, wie im Volksgebrauch die alten Kehrreimlieder weiterhin umgeſungen werden und die bekannteren jüngeren Faſſungen entſtehen. Papa Gerné ſingt das Lied vom

---

[85] Verklingende Weiſen II, S. 114.

[86] Ebenda I, S. 259.

[87] Ebenda II, S. 362.

„Edelmann und Knecht" anders und einfacher, faſt wie ein Kinderlied. Es iſt im ganzen der Doppelzeilenbogen f—c, c—f; nur daß die Abzeile nochmals von unten her, vom f angeſungen wird. Obendrein wiederholt er jede Zeile, er verzögert den Textſchluß der zweiten Zeile durch Klangſilben und gibt dem endgültigen Schluß erſt die zwingende Fallform c—f. Das iſt Handwerk des Volksſängers.

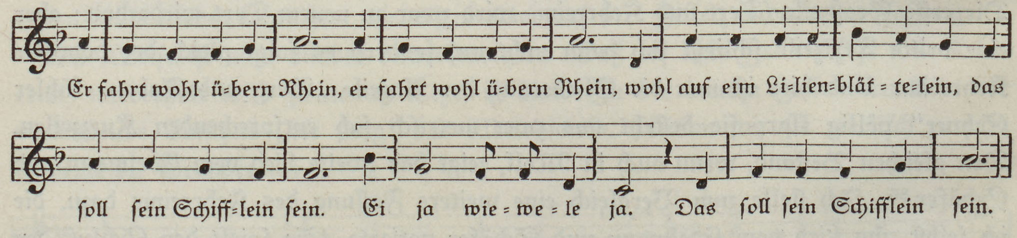
Kehrreimzeilen waren hier nicht vorhanden. Sie kehren aber in charakteriſtiſcher Schrumpfform, in der nächſten Faſſung der Witwe Nicolas wieder. Die erſte Kehrreimzeile beſteht hier nur aus c a a; die zweite zeigt die Spaltung in Kurzzeilen, die wir oben (Beiſpiel 4) erörterten. Aber anſtatt daß nun gleich die letzte Kehrreimzeile, in der der Quintfall c—f ſchon ganz dreiklangsmäßig gemodelt iſt, folgt, ſingt Frau Nicolas erſt noch einmal die zweite Textzeile. Unerſchöpflich ſind die Möglichkeiten der Abwandlung in dieſer locker gefügten Kehrreimform.

Das erweiſt ſchließlich noch die Faſſung[88] des Sohnes Gerné, die wir ſelbſt hörten. Hier iſt der Kehrreim als „Lauf Müller lauf" in den Textſinn einbezogen. Die Anzeile des Schlußkehrreims, die melodiſch höchſt einfach (g—a), rhythmiſch ſehr bewegt iſt, wird gedoppelt. Und wie um das auszugleichen, wird aus der erwarteten Schlußfallzeile der Doppelzeilenbogen f—c, b g f. Das Gleichgewichtsgefühl, das in dieſer letzten und jüngſten Faſſung wirkt, iſt erſtaunlich.

Folgen in der Lothringer Volksüberlieferung noch zwei weitere „Rundelieder", die von ganz anderer Art zu ſein ſcheinen. Das erſte iſt überſchrieben „Der Unverbeſſerliche"[89] und beginnt:

Er fahrt wohl übern Rhein
Wohl auf ein'm Lilienblättelein
Das ſoll ſein Schifflein ſein.

Dieſer Dreizeiler erhält durch Wiederholung der erſten und letzten Zeile und Einführung einer geſonderten Fallzeile g—c zum Text „Ei ja, wiewele ja" eine wohlgebaute ſechszeilige Melodie, deren Tonraum d—a auf alte Überlieferung zu deuten ſcheint.


Er fahrt wohl ü-bern Rhein, er fahrt wohl ü-bern Rhein, wohl auf eim Li-lien-blät - te-lein, das
ſoll ſein Schiff-lein ſein. Ei ja wie - we - le ja. Das ſoll ſein Schifflein ſein.

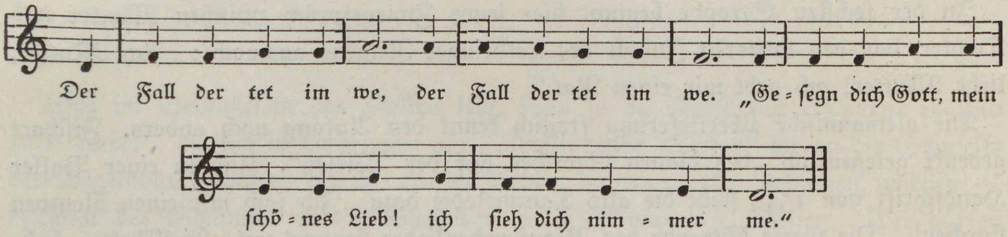
In der Tat iſt auf fliegenden Blättern vom Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts dies Lied überliefert[90]. Die zweite Strophe lautet da:

Und da ich nüber kam,
da kreiten alle hanen
der lichte tag brach an.

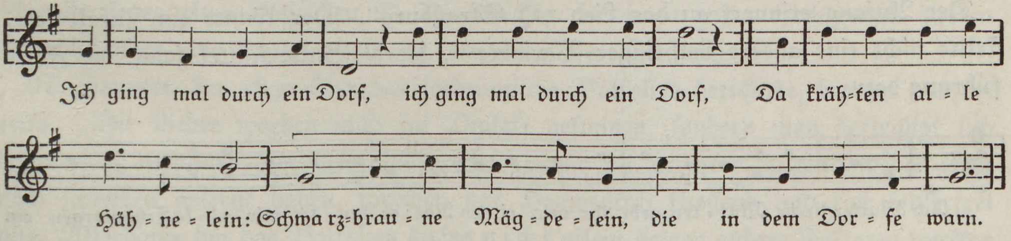
---

[88] Verklingende Weiſen II, S. 362.
[89] Ebenda II, S. 225.
[90] Altdeutſches Liederbuch Nr. 73.

Und nun folgt die ernſt-heitere Geſchichte von der Werbung und daß die jüngſte der drei Schweſtern den Burſchen einläßt, die älteſte aber „zum laden“ hinauswirft. Im alten Lied heißt's zum Schluß „Geſegn dich Gott, mein ſchönes lieb! ich ſich dich nimmer me“. Im Lothringer Reigen iſt der Vorgang nicht mehr ſo klar und der Schluß anders: Das Freien laß ich nicht! Die Weiſe iſt im geraden Takt im Schmeltzls Quodlibet (1544), im ungeraden in Hainhofers Lautenbuch (1603) überliefert. Sie muß alſo wohlbekannt geweſen ſein.


Der Fall der tet im we, der Fall der tet im we. „Ge-ſegn dich Gott, mein
ſchö-nes Lieb! ich ſieh dich nim-mer me.“

Von dieſer alten Überlieferung her läßt ſich unſere Lothringer Weiſe deuten. Die Anzeile bringt ſtatt des Anſtiegs zur Quint eine einfache Umſingung des a. Aber die Erinnerung an den alten Anfang iſt dennoch geblieben: die ſchließende Fallzeile a—d im alten Lied hat in der Lothringer Faſſung ſeine Prägung bekommen: d f g a! — Die Anzeile wurde verdoppelt; ſo mußte die Abzeile alſo zerdehnt werden, um das Gleichgewicht herzuſtellen. Aus dem einfachen Taggang a g f wurde a b^ag, a g f. Aber damit war der Text des Dreizeilers erſchöpft. Die alte dritte Melodiezeile, die jetzt zur fünften geworden war, erhielt Kehrreimworte: Ei ja, wiewele ja. Daß ſie nach c herabgebogen werden kann, iſt in der alten Weiſe auch ſchon veranlagt; denn die Schlußtöne e g in jener Faſſung deuten auf c als eigentlichen Schlußton. — In dieſem Lied alſo können wir das Wirken der verwandelnden Kräfte einmal unmittelbar belauſchen. Daß wir richtig gedeutet haben, erhärtet eine jüngere Lothringer Faſſung[91], die andern binnendeutſchen Varianten vor allem aus Heſſen[92] entſpricht. Hier iſt die gleiche Geſtalt in Dur ausgeformt: der Vierzeiler, die Kehrreimzeile und endlich die ſchließende Fallzeile.


Ich ging mal durch ein Dorf, ich ging mal durch ein Dorf, Da kräh-ten al-le
Häh-ne-lein: Schwarz-brau-ne Mäg-de-lein, die in dem Dor-fe warn.

Das letzte Rundelied (Verklingende Weiſen II, 239), das Papa Gerné ſang, beginnt ſo:

Die Holvinger Mädchen, die wollen graſen gehn . . .

---

[91] Verklingende Weiſen II, S. 387.

[92] Erk-Böhme Nr. 157e.

Dabei iſt die Ortsbezeichnung beliebig, aber der Anfang recht alt. Aus dem 18. Jahrhundert iſt er uns überliefert als:

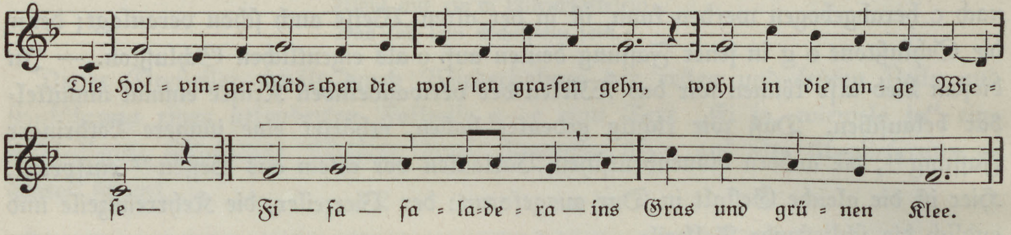
> Die niederländiſchen Mägdelein, die gingen früh ins Gras[93].

Und im Wunderhorn[94] beginnt das Lied:

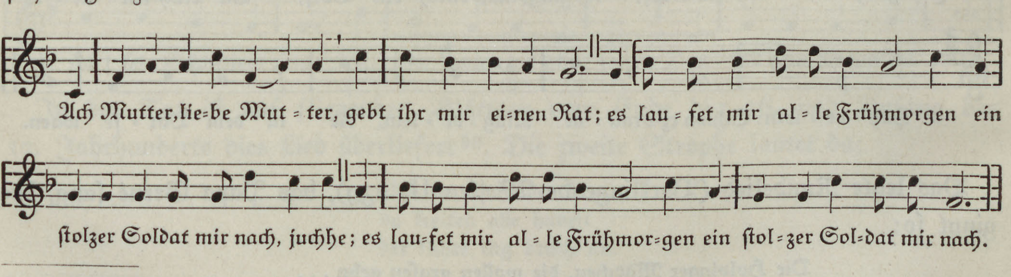
> Es wollt ein Mädel graſen, wollt graſen im grünen Klee.

In der ſechſten Strophe beginnt hier jenes Zwiegeſpräch zwiſchen Mutter und Tochter, das den weiteren Inhalt des Lothringer Reigens ausmacht: „Ach Mutter, liebe Mutter! ach gebt mir einen Rat.“

Die alemanniſche Überlieferung freilich kennt den Anfang noch anders. Fiſchart gedenkt gelegentlich „des blauen Storches auf der Wieſen“. Und in einer Basler Handſchrift von 1544 ſteht die alte Tanzmelodie dazu „Ich ſach mir einen blouwen ſtorchen“. Die vierte Strophe des Blauſtorchenliedes beginnt mit „Ei Mutter, liebe Mutter, was gibſt mir für einen Rat“. Die alte Melodie iſt uns im Volksgebrauch nicht mehr erhalten, wohl aber eine neuere, die nach 1850 in Schwaben aufgezeichnet wurde[95]. Ich ſtelle ſie mit der lothringiſchen Weiſe zuſammen. Dabei ergibt ſich, daß die Einſchubzeile in Schwaben und Franken nur noch geſprochen wird. Sie lautet „Vors Michels Doni, Blaudermanns Gredel“. Hier in Lothringen hat ſie noch ihre echte Melodiezeile. Das deutet auf höheres Alter. Und dadurch, daß die Einſchubzeile ſich mit der letzten Textzeile zu einem melodiſchen Bogen verbindet, iſt die Faſſung völlig in ſich ausgewogen.


Die Hol - vin - ger Mäd - chen die wol - len gra - ſen gehn, wohl in die lan - ge Wie - ſe —
Fi — fa — fa - la - de - ra — ins Gras und grü - nen Klee.

Der Anfang erinnert an das Lied „O Straßburg“. Das könnte ein Zufall ſein, ſtellte nicht eine andere Lothringer Variante[96], die s' Bickel-Kättel ſang, die Fortführung dazu:


Ach Mutter, lie - be Mut - ter, gebt ihr mir ei - nen Rat; es lau - fet mir al - le Frühmorgen ein
ſtolzer Soldat mir nach, juchhe; es lau - fet mir al - le Frühmor - gen ein ſtol - zer Sol - dat mir nach.

---

[93] Altdeutſches Liederbuch Nr. 86.

[94] Verklingende Weiſen II, S. 30.

[95] Erk-Böhme Nr. 71 b.

[96] Verklingeude Weiſen II, S. 391.

Erhellt ſich dadurch die Geſchichte des Straßburg-Liedes, vielleicht in dem Sinne, daß es am Ende des 18. Jahrhunderts auf eine alte wohlbekannte Reigenmelodie gedichtet wurde? Der Rhythmus iſt in der Tat der einer „Allemande“, alſo eines typiſchen deutſchen Tanzliedes; er wird bereits im 17. Jahrhundert als ſolcher aufgeſtellt und beſchrieben. Und der Text iſt der alte des „Blauenſtorchen“; auch das deutet auf ein ehrwürdiges Alter unſeres Reigens. Hier wird weitere Forſchung anzuſetzen haben.

*

Was im Bewußtſein des Volkes lebt, kann ſo die Forſchung erhärten: es ſind „alte Lieder“, die ſich in Lothringen als „Verklingende Weiſen“ bis an die Schwelle der Gegenwart erhalten haben. Lauter Lieder, die vor 1870 geſungen wurden — beſtätigt der Sammler und Herausgeber der Verklingenden Weiſen. Wir dürfen es nun genauer ſagen. Dieſe Lieder ſind ehrwürdige Reſte des alten gemeindeutſchen Volksliedgutes, wie es im Mittelalter erwuchs, um und nach 1500 zur höchſten Blüte gelangte und um 1730 zerſchlagen, überfremdet und von neuen Strömungen überdeckt zu Ende ging.

Nun erſt wurde es zum Problem. Hamann, Herder, Goethe — die erſten, die danach zu fragen begannen, hatten noch je verſchieden dieſes alte Liedgut lebendig erlebt. Die ihre Arbeit fortſetzten aber, Arnim, Brentano, Uhland, konnten nicht mehr glauben, daß das alte Erbe noch irgendwo lebendig ſei, daß der Schatz des alten gemeindeutſchen Volksliedes noch bewahrt werde und ſei es in noch ſo entlegenem Gebiet.

Nicht lange darnach begann man die Volkslieder der Sprachinſeln zu entdecken. Da waren alſo noch Volksliedräume, die die klaſſiſche Volksliedüberlieferung getreulich weitergeführt und bewahrt hatten. Es war die völkiſche Abgeſchloſſenheit, das Inſeldaſein und die Mundart, die ſo erhaltſam wirkten. Lothringen aber — davon gingen wir aus — iſt keine Sprachinſel. So ſind auch hier (und das iſt das Beſondere und Einmalige) die Lieder nicht in der Mundart erhalten, ſondern in der Sprache jenes alten klaſſiſchen Volksliedreiches: in einem guten Hochdeutſch älteren Sprachſtandes mit kaum merkbarer mundartlicher Färbung.

N. Houpert, der 1890 über das lothringiſche Volkslied berichtete, bezeugt das bereits. „Die Lieder werden nicht im Dialekt geſungen, ſondern man befleißigt ſich dabei einer möglichſt korrekten Ausſprache. Leute, die in ihrer Jugend weder leſen noch ſchreiben gelernt haben, ſprechen das Hochdeutſch fließend und faſt fehlerfrei aus. Allerdings hat das Volkslied dieſes nicht allein getan; andere Faktoren wirkten ebenfalls mit, ſo namentlich der Umſtand, daß die Geiſtlichkeit ſich beim Predigen und Unterrichten der deutſchen Sprache bediente.“ Die Aufzeichnung der Verklingenden Weiſen und unſere eigene Beobachtung können das nur beſtätigen.

Was für die lothringiſche Volksliedüberlieferung gilt, kann übrigens auch von der elſäſſiſchen Überlieferung der alten Lieder geſagt werden. Mit einem Unterſchied!

Der junge Goethe war es, der das Elſaß als Volksliedraum entdeckte. An den Außenkreis hatten ſich die alten Lieder gerettet und dort erhalten, obwohl oder weil der politiſche Zuſammenhang ſeit einem Jahrhundert verloren war. — Was dort 1770/71 ſich ereignete, hat ſich in einmaliger Weiſe jetzt in Lothringen erneuert. Die Volkslieder ſtammen auch hier aus „den Kehlen der älteſten Müttergens“, ſtanden in Gefahr völlig zu verklingen. Aber es geſchah 160 Jahre ſpäter! Die politiſche Bedeutung Lothringens für das alte Reich iſt längſt verklungen; aber ſeine geiſtige Sendung leuchtet um ſo heller auf: daß es an Volkslied und Volksbrauch die bewahrende und erhaltende Kraft ſeines Bodens, die unerſchütterliche Zähigkeit ſeines Volkstums bewähre — in einer Zeit, da es wiederum vom Reich getrennt und auf ſich ſelbſt geſtellt iſt.

Ein volksbiologiſcher Querſchnitt durch die Schweiz nach dem Kriege

Von Albrecht Burkardt, Berlin

Mit zwei Textabbildungen und zwei Karten

Über die ſprachliche Entwicklung der geſamten Schweiz hat H. Ammann letzthin berichtet[1]. Es iſt jedoch ohne weiteres verſtändlich, daß hier, wo noch neben dem wirtſchaftlichen, ſprachlichen und bekenntnismäßigen Gefüge die politiſchen Einheiten in Geſtalt der einzelnen Kantone hinzutreten, die Geſamtzahlen uns kein überſichtliches Bild bieten können. Wir faſſen hier noch einmal kurz die Entwicklung bis zum Kriegsende zuſammen. Die Sprachenſtatiſtik zeigt uns bis 1910 ein ſtarkes Anwachſen italieniſch Sprechender, von 161923 auf 302578 (8,1 v. H.) der Geſamtbevölkerung. Dieſe Zunahme bedeutet jedoch kein Wachstum des bodenſtändigen italieniſchen Schweizertums, ſondern iſt ausſchließlich durch die ſtarke Einwanderung von Reichsitalienern bedingt. Der entſprechende Ausgleich tritt deutlich zutage in der erſten Zählung nach dem Weltkriege 1920, durch die Abnahme auf 238544, gleich 6,1 v. H. Bedauerlich, jedoch unaufhaltſam iſt der langſame Abſtieg der Rätoromanen, der, wie wir ſpäter ſehen werden, nicht auf ein Nachlaſſen der biologiſchen Volkskraft, ſondern ausſchließlich auf einer Auflockerung der rätoromaniſchen Inſelſtellung durch die Einführung neuer Verkehrswege mit ihrer aufkommenden Fremdeninduſtrie beruht. Der deutſche Anteil ſenkt ſich von 1880—1910 von 71,4 auf 69,1 v. H., um bis 1930 durch die Kriegsabwanderung, die das bodenſtändige Schweizertum wieder vermehrt zur Geltung bringt, auf 71,9 aufzuholen. Der franzöſiſche Sprachanteil hält ſich von 1880—1920 in gleicher Höhe, 21,4—21,2, um erſt ſtärker im Jahre 1930 auf 20,4 v. H. abzuſinken, hier ſchon als erſtes Anzeichen des verhältnismäßig raſcheren Schwindens ſeiner biologiſchen Volkskraft.

*

Um ein Bild der gegenwärtigen Entwicklung der Schweiz zu gewinnen, müſſen wir zunächſt eine kurze volksbiologiſche Rückſchau halten. Seit 1870 beſitzen wir eine vortreffliche Aufſtellung des Schweizer Statiſtiſchen Bundesamtes, die die eheliche Fruchtbarkeit nach Bezirken beleuchtet (vgl. Tab. 1 und Abb. 1). Hier finden wir eine eingehende Gliederung nach oben erwähnten Scheidungen, deren Zuſammenfaſſung wir uns etwas näher betrachten wollen.

Bereits in der Zeitſpanne 1871—1890 ſehen wir einen geringen Unterſchied in der wirtſchaftlichen Gliederung, die gewerblichen Bezirke haben geringere (225), die ge-

---

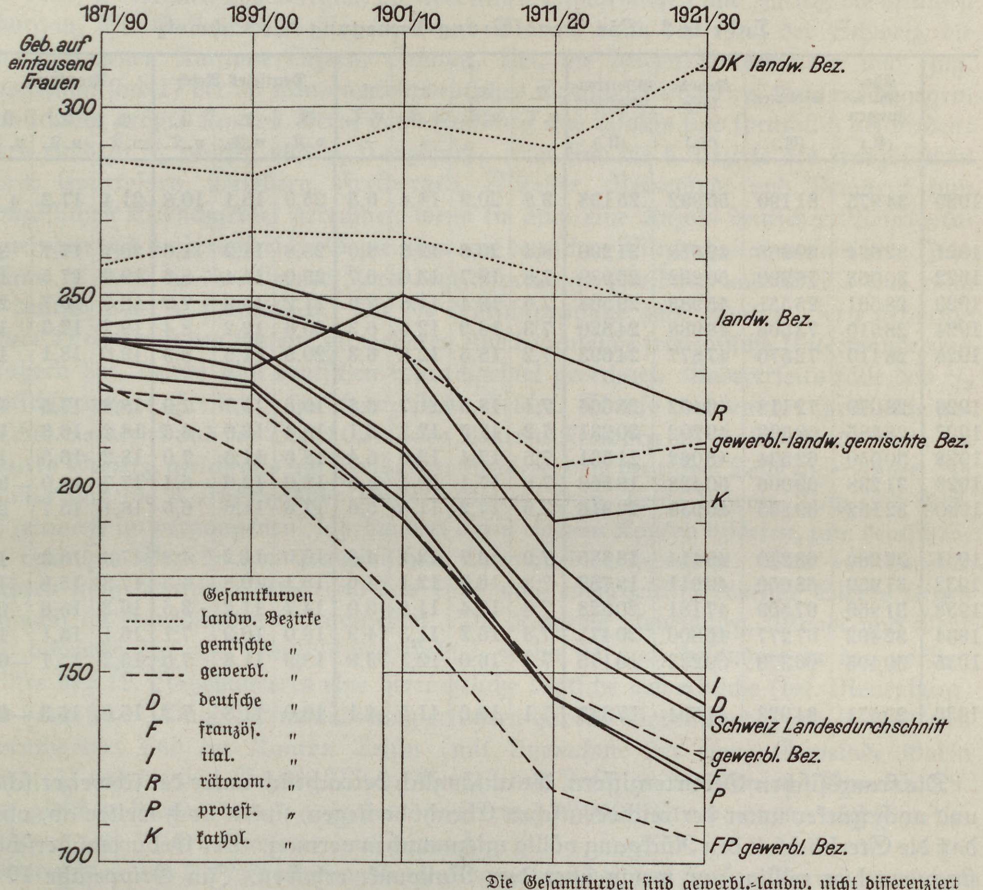
[1] H. Ammann, 70 Jahre Sprachenzählung in der Schweiz. In: Deutſches Archiv für Landes- und Volksforſchung Jg. I, 1937, S. 139—146. Vgl. auch H. Ammann, Die Italiener in der Schweiz. Baſel, 1917; H. Ammann Die Sprachverhältniſſe des Berner Jura. In: Deutſche Erde. Jg. 12, 1913, S. 194—202; Jg. 13, 1914/15, S. 2—14; H. Weber, Sprachverſchiebungen in Graubünden. In: Staat und Volkstum. Bücher des Deutſchtums, Bd. 2, 1926. S. 499—514.

Tabelle 1. Die eheliche Fruchtbarkeit der Schweiz nach Bezirken*)

Gliederung der Bezirke:	Geburten auf 1000 Frauen: im Jahresdurchſchnitt				
	1871/90	1891/1900	1901/10	1911/20	1921/30
I A gewerblich proteſtantiſche	221	216	181	136	115
darunter deutſche	219	219	185	142	118
franzöſiſche	227	208	167	119	105
italieniſche	—	215	200	187	—
I B gewerblich katholiſche	241	238	220	169	178
darunter a) deutſche	248	244	230	178	183
b) franzöſiſche	225	226	194	134	197
c) italieniſche	—	243	226	172	138
d) rätoromaniſche	—	—	—	204	—
II A gewerblich-landwirtſchaftlich gemiſcht proteſtantiſche	244	241	220	188	173
darunter a) deutſche	251	247	227	188	182
b) franzöſiſche	217	226	201	158	148
c) rätoromaniſche	239	—	—	191	159
II B gewerblich-landwirtſchaftlich gemiſcht katholiſche	251	257	256	235	254
darunter a) deutſche	253	258	255	248	264
b) franzöſiſche	258	285	275	218	238
c) italieniſche	241	245	245	215	211
d) rätoromaniſche	—	244	247	267	252
III A landwirtſchaftlich proteſtantiſche	237	253	229	212	175
darunter a) deutſche	244	264	248	222	—
b) franzöſiſche	226	225	199	194	175
c) rätoromaniſche	209	204	195	—	—
III B landwirtſchaftlich katholiſche	271	276	286	264	253
darunter a) deutſche	285	281	295	289	312
b) franzöſiſche	274	284	285	262	233
c) italieniſche	240	254	254	207	184
d) rätoromaniſche	253	238	277	248	—
I gewerbliche zuſammen	225	221	191	146	127
II gewerblich-landwirtſchaftlich gemiſchte zuſammen	247	247	235	205	211
III landwirtſchaftliche zuſammen	257	266	265	255	244
A proteſtantiſche zuſammen	229	226	191	143	120
B katholiſche zuſammen	253	254	243	190	195
a) deutſche zuſammen	238	237	211	163	141
b) franzöſiſche zuſammen	233	227	196	143	122
c) italieniſche zuſammen	241	246	235	179	144
d) rätoromaniſche zuſammen	238	230	250	235	219
Schweiz Durchſchnitt	237	235	209	159	137

*) Ehelich Lebendgeborene auf 1000 verh. Frauen im Alter von 15 bis 49 Jahren. Seit dem Jahrzehnt 1921/30 werden auch die konfeſſionell gemiſchten Bezirke als paritätiſch ausgeſondert. Wir geben hier dieſe Daten für 1921/30 wieder: paritätiſch insgeſamt 101. I Gewerblich paritätiſche: deutſche 128, franzöſiſche 63, rätoromaniſche 183, gewerblich paritätiſch insgeſamt 101. II gewerblich-landwirtſchaftlich gemiſchte paritätiſche 193, desgleichen rätoromaniſche 193. Quelle: Schweizer ſtatiſtiſche Jahrbücher 1921—1936 und briefliche Mitteilungen des Statiſtiſchen Bundesamts Bern.

miſchten (247) und die landwirtſchaftlichen (257) etwas höhere Fruchtbarkeitszahlen. Bis zum Jahrzehnt 1921—1930 erfolgt ein ſtarkes Auseinandergehen der drei Kurven (127 : 211 : 244). Die gewerblichen Bezirke ſind ſtark abgeſunken, die gemiſchten halten eine Mittelſtellung, die landwirtſchaftlichen haben ſich faſt auf gleicher Höhe gehalten. In ähnlich, wenn auch wenig ſtarkem Maße, erfolgt eine Streuung bei den Konfeſſionen. Urſprünglich nur wenig verſchieden (Prot. 229, Kath. 253), ſenken ſich die Bezirke mit proteſtantiſcher Bevölkerung im letzten Jahrzehnt auf 120, die katholiſchen dagegen auf 195. Bei den vier Sprachengruppen war 1871—1890 keine nennenswerte Verſchiedenheit. An der Spitze ſtanden die italieniſche, zuunterſt die franzöſiſche Bevölkerung, Deutſche und Rätoromanen in der Mitte. In der Zeitſpanne 1921—1930 ſehen wir die Rätoromanen weiter an der Spitze, dies freilich nur infolge des Überwiegens des landwirtſchaftlichen Anteils ihrer Bevölkerung. In weitem Abſtande folgen die Italiener mit 144, dann die deutſch Sprechenden mit 141, noch um 19 höher als die franzöſiſch Sprechenden mit 122), bei einem Durchſchnitt der Geſamtſchweiz von 137.



Die Geſamtkurven ſind gewerbl.-landw. nicht differenziert

Abb. 1. Die eheliche Fruchtbarkeit in der Schweiz nach Bezirken

Für die Nachkriegszeit beſitzen wir eingehende Gliederungen, mit denen wir uns im Hinblick auf die künftigen Verſchiebungen etwas eingehender befaſſen wollen.

Betrachten wir zunächſt die Bevölkerungsbewegung der Geſamtſchweiz (vgl. Tab. 2). Nach der kurzen Nachkriegserholung im Jahre 1921, bedingt durch das Anſchwellen der Heiratsziffer nach Friedensſchluß, ſehen wir ein langſames aber doch beharrliches Abſinken der Geburten- und Überſchußziffern bei nur geringer Verminderung der Sterblichkeit. Zum Vergleiche fügen wir die Zahlen des Deutſchen Reiches und Frankreichs hinzu. Die Geburtlichkeit des Deutſchen Reiches, die ſich nach Kriegsende noch weſentlich über der ſchweizeriſchen hält, ſinkt bedeutend ſtärker ab, 1931 überholt die Schweiz die Geburtenziffer des Reiches, um ſeit 1934 infolge der ſtarken Zunahme im Reiche ſtärker abzuſtehen.

Tabelle 2. Die Bevölkerungsbewegung der Schweiz

	Eheſchließungen (E.)	Geburten (G.)	Todesfälle (T.)	Geburtenüberſchuß (Ü.)	E. v.T.	G. v.T.	T. v.T.	Ü. v.T.	Deutſches Reich			Frankreich		
									G. v.T.	T. v.T.	Ü. v.T.	G. v.T.	T. v.T.	Ü. v.T.
1920	34975	81190	55992	25198	9,8	20,9	14,4	6,5	25,9	15,1	10,8	21,4	17,2	4,2
1921	32624	80808	49518	31290	8,4	20,8	12,8	8,0	25,8	14,2	11,6	20,7	17,7	3,0
1922	30063	76290	50292	25989	7,8	19,7	13,0	6,7	23,0	14,4	8,6	19,3	17,5	1,8
1923	28561	75551	45983	29568	7,6	19,4	11,8	7,6	21,2	13,9	7,2	18,7	16,7	2,0
1924	28510	73508	48988	24520	7,3	18,9	12,6	6,3	20,6	12,2	8,4	19,2	17,3	1,9
1925	28110	72570	47877	24693	7,2	18,5	12,2	6,3	20,8	11,9	8,3	19,6	18,1	1,5
1926	28079	72118	46452	25666	7,1	18,3	11,7	6,5	19,6	11,7	7,9	18,8	17,5	1,3
1927	28585	69533	49202	20231	7,2	17,5	12,3	5,1	18,4	12,0	6,5	18,2	16,6	1,6
1928	30050	69594	48062	21531	7,5	17,4	12,0	5,4	18,6	11,6	7,0	18,2	16,5	1,7
1929	31238	69006	50438	18568	7,8	17,1	12,4	4,6	18,0	12,6	5,4	17,7	18,0	—0,3
1930	32132	69855	46939	22916	7,9	17,2	11,5	5,6	17,6	11,0	6,5	18,1	15,7	2,4
1931	32269	68249	49414	18835	7,9	16,7	12,1	4,6	16,0	11,2	4,8	17,4	16,3	1,2
1932	31959	68650	49911	18739	7,8	16,7	12,1	4,6	15,1	10,8	4,3	17,3	15,8	1,5
1933	31969	67509	47181	20328	7,8	16,4	11,5	5,0	14,7	11,2	3,5	16,3	15,8	0,5
1934	32492	67277	46806	20471	7,8	16,2	11,3	4,9	18,0	10,9	7,1	16,1	15,1	1,0
1935	30495	66378	50233	16145	7,3	16,0	12,1	3,9	18,9	11,8	7,0	15,2	15,7	—0,5
1936	29571	64928	47594	17333	7,1	15,6	11,5	4,1	19,0	11,8	7,2	15,0	15,3	—0,3

Die franzöſiſchen Geburtenziffern, die anfänglich beträchtlich unter der ſchweizeriſchen und noch ſtärker unter der reichsdeutſchen Ebenhöhe liegen, ſinken noch weiter ab, ohne daß die Sterblichkeit den Rückgang völlig mitzumachen vermag. Der Geburtenüberſchuß ſtagniert hier völlig, nur wenig über dem Nullpunkt erhaben. Im Grippejahr 1929 tritt zum erſten Male ein diesmal noch vorübergehender Sterbeüberſchuß auf. Seit dem Jahre 1935 beginnt dieſer Sterbeüberſchuß eine dauernde Erſcheinung zu bleiben, denn auch das Nachlaſſen der Sterblichkeit im Jahre 1936 vermag nicht mehr einen Geburtenüberſchuß zu ergeben.

*

Eine Ausſonderung der Schweizer Bevölkerungsbewegung nach völkiſchen Geſichtspunkten oder nach völkiſchen und bekenntnismäßigen kombiniert erfolgt nicht. Doch ſind wir dank der trefflichen Statiſtik des Schweizer Bundesamtes in der Lage, eben infolge der weitgehenden örtlichen Differenzierung, uns ein ſehr genaues Bild der einzelnen Volksgebiete zu machen. Nur für die beiden gemiſchten an der Grenze der Sprachengebiete liegenden Städte Biel und Freiburg, erſtes $^{2}/_{3}$, letztes $^{1}/_{3}$ deutſchſprachig, ſowie für die ſprachlichen Minderheiten der großen Städte verſagt dieſe

Methode, die bekanntlich auf den Zahlen der einzelnen politiſchen Gemeinden fußt. Es wäre daher dringend zu wünſchen, daß eine Scheidung, wenn nicht für das ganze Land, ſo doch wenigſtens für die größeren Städte, wie Zürich, Baſel, Bern, Genf, St. Gallen und dann die eben erwähnten Biel und Freiburg ſowie Lauſanne auch nach ſprachlichen Geſichtspunkten vorgenommen würde, wie dies das tſchechoſlowakiſche ſtatiſtiſche Staatsamt für den tſchechoſlowakiſchen Staat ausführt.

Bodenſtändig rein deutſches Volkstum zeigen die nordweſtlichen Kantone Baſel Stadt und Land, Solothurn und Aargau, die nördlichen Schaffhauſen und Zürich, die öſtlichen Thurgau, St. Gallen, beide Appenzell und Glarus, dann das Herz der Schweiz, die binnengelegenen Kantone Luzern, Schwyz, Uri, die beiden Unterwalden und Zug. Insgeſamt ſind 17 der 25 Kantone rein deutſches Sprachgebiet. Drei Kantone dagegen, nämlich der größte Kanton Bern, dann Freiburg und Wallis ſind ſprachlich geſchieden: Bern rund zu $^4/_5$ deutſch und $^1/_5$ franzöſiſch. Hier ſind die 6 Bezirke des franzöſiſchen Jura, Courtelary, Delsberg, Freibergen, Münſter, Neuenſtadt und Pruntrut zum franzöſiſchen Sprachgebiet gerechnet, wenn ſie auch eine Anzahl deutſcher Mehrheitsgemeinden und noch zahlreiche Gemeinden mit deutſchen Minderheiten aufweiſen. Insgeſamt iſt rund $^1/_5$ des Berner Jura deutſchſprachig. Freiburg und Wallis ſind rund $^1/_3$ deutſch und $^2/_3$ franzöſiſch. Die $^2/_3$ deutſchſprachige zum Kanton Bern gehörige Stadt Biel, die in den letzten Jahrzehnten eine bedeutende franzöſiſche Unterwanderung erfahren hat, wurde zum deutſchen Sprachgebiet gerechnet. Andererſeits fällt das $^1/_3$ deutſchſprachige Freiburg ins franzöſiſche Gebiet. Ebenſo werden der ſprachlich gemiſchte Seebezirk und der Bezirk Senſe des Kantons Freiburg und die Gemeinde Jaun des Bezirks Greierz, gleichfalls auf Freiburger Gebiete, dem deutſchen Teile zugerechnet. In Wallis ſind die 6 Oberwalliſer Bezirke Goms, Brig, beide Raron, Viſp und Leuk, die zeitweiſe im vergangenen Jahrhundert einen eigenen Kanton bildeten, zum deutſchen, die reſtlichen Bezirke zum franzöſiſchen Sprachgebiet gerechnet. Das vor hundert Jahren noch deutſche Sitten und das 1880 noch mehrheitlich deutſche Siders liegen demnach im franzöſiſchen Sprachgebiet. Die Kantone Neuenburg, Waadt und Genf ſind bodenſtändig rein franzöſiſches Gebiet, wenn ſie auch beſonders in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine beträchtliche deutſche gewerbliche (beſ. Neuenburg) und bäuerliche (Waadt) Einwanderung erfahren haben. Bodenſtändig rein italieniſches Sprachgebiet ſind der Kanton Teſſin (mit Ausnahme der einen Gemeinde Gurin [Bosco]) und die drei Bezirke Miſox, Bergell und Puſchlav des Kantons Graubünden. Im gleichen Kanton leben außerdem noch rund 40000 Rätoromanen, ungefähr $^1/_3$, während faſt $^2/_3$ des Kantons deutſchſprachig iſt.

Betrachten wir die Bevölkerungsbewegungszahlen der drei großen Sprachengruppen (vgl. Tab. 3—5 und Abb. 2) näher. Eine Gegenüberſtellung der drei Kurven zeigt die deutſchen Geburten an erſter, die italieniſchen an zweiter Stelle und die franzöſiſchen als die niedrigſten. Dieſe Reihenfolge wird während der ganzen Zeitſpanne 1921—1935 beibehalten. Merkwürdigerweiſe nehmen in der umgekehrten Reihenfolge die drei Sprachengruppen im Jahrfünft 1931—1935 gegenüber dem Jahrfünft 1921—1925 in den Geburtenzahlen ab. Am ſtärkſten iſt die Abnahme bei den Franzoſen (—15,5 v. H.), etwas ſchwächer bei den Italienern (—13,4 v. H.). Am geringſten iſt die Abnahme bei den geburtenreicheren Deutſchen (—9,6 v. H.). Auf Grund anderweitiger Erfahrungen hätte man eigentlich erwarten müſſen, daß die Geburtenreicheren, alſo in dieſem Falle der deutſche Volksteil, raſcher abnehmen.

Bei den Verſtorbenen ſteht die italieniſche Sprachgruppe weit über der franzöſiſchen und deutſchen, die beide ſich die Waage halten. Die Sterblichkeit der drei Volksteile in den beiden verglichenen Jahrfünften 1931—1935 gegen 1921—1925 iſt bei dem

Tabelle 3. Die Bevölkerungsbewegung der deutſchen Schweiz

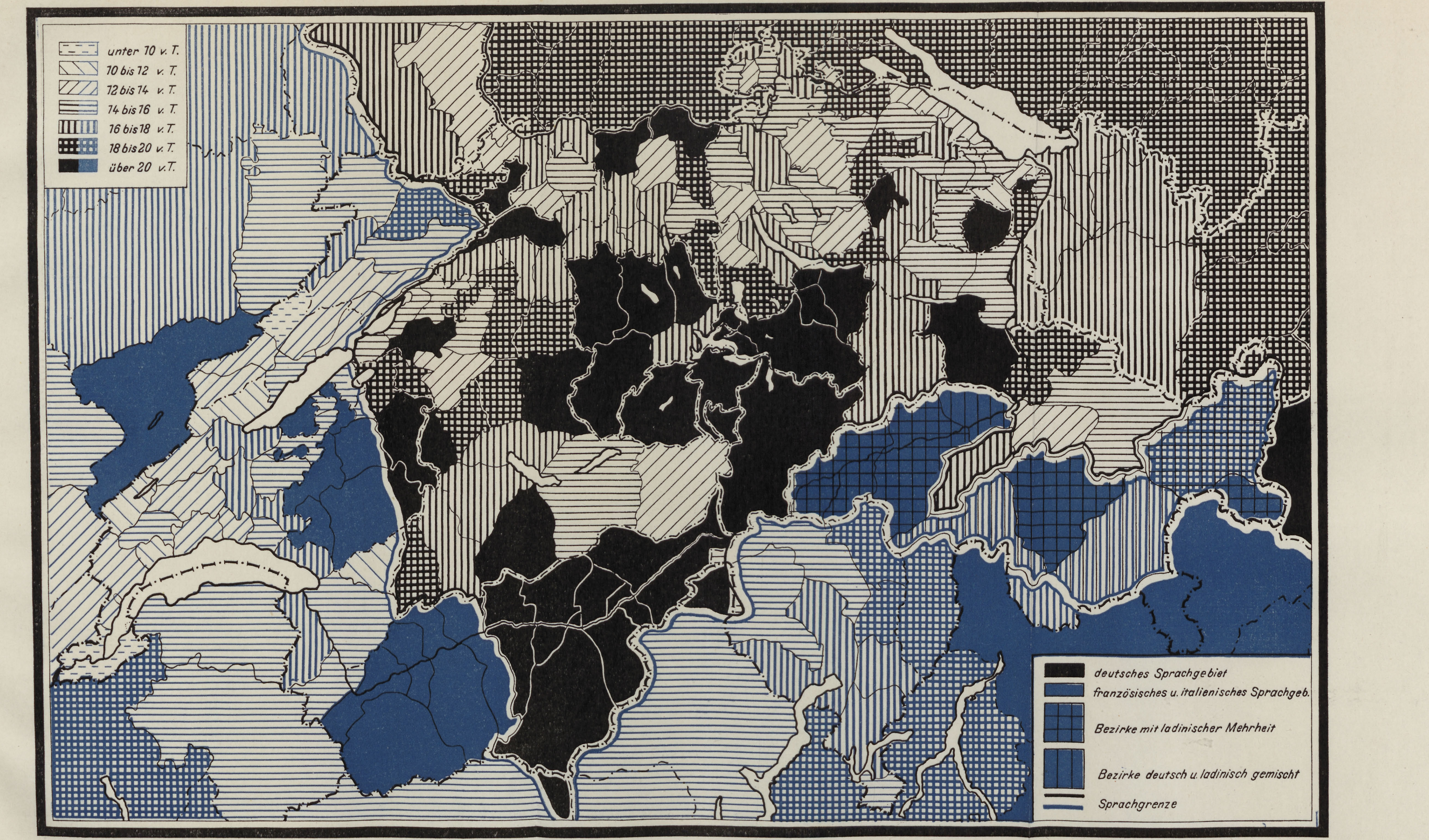
	Geburten (G.)	Todesfälle (T.)	Geburten-überſchuß (Ü.)	G. v.T.	T. v.T.	Ü. v.T.
1921	59270	34425	24845	21,2	12,4	8,8
1922	56929	35449	20480	20,4	12,7	6,5
1923	55884	32102	23782	20,0	11,5	8,5
1924	54710	34482	20227	19,4	12,2	7,2
1925	54610	33648	20962	19,3	11,9	7,4
1926	54238	32409	21829	19,0	11,3	7,7
1927	52255	34161	18094	18,2	11,9	6,3
1928	52144	33738	18406	18,4	11,6	6,4
1929	51888	35458	16430	17,7	12,1	5,6
1930	52727	32136	19791	17,9	11,9	6,0
1931	51301	34574	16727	17,3	11,7	5,6
1932	51616	34988	16628	17,2	11,6	5,6
1933	50817	33533	17284	16,9	11,2	5,7
1934	50714	33082	17631	16,8	11,0	5,8
1935	50008	35373	14635	16,4	11,6	4,8
1921—1925	*56281*	*34222*	*22059*	*20,0*	*12,2*	*7,8*
1926—1930	*52050*	*33744*	*18906*	*18,2*	*11,7*	*6,5*
1931—1935	*50893*	*34312*	*16581*	*16,9*	*11,4*	*5,5*

Tabelle 4. Die Bevölkerungsbewegung der franzöſiſchen Schweiz

	Lebend-geburten (G.)	Todesfälle (T.)	Überſchuß (Ü.)	G. v.T.	T. v.T.	Ü. v.T.
1921	18071	12309	5762	19,5	13,3	6,2
1922	17080	12106	4974	18,6	13,2	5,4
1923	16517	11405	5112	18,1	12,5	5,6
1924	15781	11959	3822	17,3	13,1	4,2
1925	15170	11611	3559	16,6	12,7	3,9
1926	14989	11476	3513	16,4	12,6	3,8
1927	14409	12453	1956	15,7	13,6	2,1
1928	14701	11850	2851	16,0	12,9	3,1
1929	14475	12288	2187	15,6	13,2	2,4
1930	14396	11530	2866	15,5	12,4	3,1
1931	14270	12265	2005	15,3	13,5	2,1
1932	14315	12376	1939	15,3	13,2	2,1
1933	13834	11380	2454	14,7	12,1	2,6
1934	13806	11499	2327	14,7	12,3	2,5
1935	13571	12635	1136	14,4	13,2	1,2
1921—1925	*16524*	*11878*	*4646*	*18,0*	*12,9*	*5,1*
1926—1930	*14594*	*11917*	*2677*	*15,8*	*12,9*	*2,9*
1931—1935	*13959*	*11987*	*1972*	*14,9*	*12,8*	*2,1*

deutſchen und franzöſiſchen Anteil völlig gleich (+ 0,3 v. H.), als erſtes Anzeichen der zunehmenden Überalterung dieſer beiden Gruppen, dagegen beſſert ſich die Sterblichkeit des italieniſchen Teiles ganz erheblich (—9,5 v. H.). Jedoch bleibt dieſe in der italieniſchen Schweiz immer noch 10 v. H. höher gegenüber der deutſchen und

Die Geburten der Schweiz im Jahre 1935


unter 10 v. T.
10 bis 12 v. T.
12 bis 14 v. T.
14 bis 16 v. T.
16 bis 18 v. T.
18 bis 20 v. T.
über 20 v. T.
deutsches Sprachgebiet
französisches u. italienisches Sprachgeb.
Bezirke mit ladinischer Mehrheit
Bezirke deutsch u. ladinisch gemischt
Sprachgrenze

Verlag von S. Hirzel in Leipzig

STADTBIBLIOTHEK ELBING

Tabelle 5. Die Bevölkerungsbewegung der italieniſchen Schweiz

	Lebendgeburten (G.)	Todesfälle (T.)	Überſchuß (Ü.)	G. v. T.	T. v. T.	Ü. v. T.
1921	3439	2642	797	20,8	15,9	4,9
1922	3256	2632	624	19,8	15,9	3,9
1923	3106	2337	769	18,6	13,9	4,7
1924	2957	2380	577	17,1	13,6	3,5
1925	2758	2470	289	16,6	14,8	1,8
1926	2835	2436	399	16,9	14,5	2,4
1927	2825	2414	411	16,9	14,4	2,5
1928	2727	2387	340	16,3	13,9	2,0
1929	2612	2535	77	15,5	15,0	0,5
1930	2705	2351	354	15,9	13,8	2,1
1931	2654	2459	195	15,4	14,3	1,1
1932	2688	2367	321	15,6	13,7	1,9
1933	2830	2137	693	16,4	12,4	4,0
1934	2757	2172	585	15,9	12,5	3,4
1935	2799	2425	374	16,1	13,9	2,2
1921—1925	*3172*	*2556*	*616*	*19,2*	*15,4*	*3,8*
1926—1930	*2741*	*2429*	*312*	*16,3*	*14,4*	*1,9*
1931—1935	*2746*	*2312*	*434*	*15,9*	*13,4*	*2,5*

franzöſiſchen Schweiz. Dieſe an und für ſich gering erſcheinenden Unterſchiede der Geburten- und Sterbezahlen wirken ſich jedoch bei dem Geburtenüberſchuß ganz erheblich aus. Der Überſchuß der Franzoſen verringert ſich um 57,5 v. H. (alſo um mehr als die Hälfte), der italieniſche um 29,5 v. H. (wegen des Rückganges der Sterblichkeit weſentlich günſtiger als bei den Franzoſen). Der Überſchuß der Deutſchen verringert ſich am wenigſten mit 24,8 v. H. (hauptſächlich infolge der gegenüber den Franzoſen geringeren Geburtenabnahme).

Wir erſehen demnach, daß die Volksbiologie der deutſchen Schweiz in der Nachkriegszeit zwar ungünſtiger geworden iſt, beſonders im Vergleich mit dem Deutſchen Reiche, daß jedoch beim Vergleich mit dem franzöſiſchen Anteil eine verhältnismäßige Beſſerung zu verzeichnen iſt. Beim Vergleich mit den gleichvölkiſchen Nachbarn iſt die Lage wie folgt:

Das Reich hatte urſprünglich als Nachwirkung des Kriegsendes einen beträchtlich höheren Geburtenſtand als die deutſche Schweiz aufzuweiſen. Der Abſtieg der Geburten im Reich vollzog ſich jedoch viel raſcher, ſo daß bereits 1930 die Deutſchſchweizer höher lagen. Erſt ſeit 1934 folgt wieder der bekannte Umſchwung zugunſten der Reichsziffern dank der großzügigen Bevölkerungspolitik. Die Sterblichkeit der deutſchen Schweiz liegt zunächſt etwas unter der der Reichsdeutſchen, dann ab 1930 ungefähr in gleicher Höhe. Beim Geburtenüberſchuß finden wir die gleiche Erſcheinung wie bei den Geburten. Zu Beginn der Zeitſpanne iſt der Überſchuß der Deutſchſchweizer erheblich niedriger, 1929 vollzieht ſich der Umſchwung zugunſten der deutſchen Schweiz, die ab 1934 wieder ins Hintertreffen gerät. — Im Vergleich mit Frankreich ſehen wir die franzöſiſche Schweiz zwar in der Geburtenhöhe etwas unter der Frankreichs, doch ſteht dieſes infolge Überalterung mit einer bedeutend höheren Sterbeziffer im Nachteil. So iſt in der franzöſiſchen Schweiz noch immer ein, wenn auch kärglicher Geburtenüberſchuß vorhanden, während in Frankreich bereits während drei Jahren (1929, 1935 und 1936) ein Sterbeüberſchuß beobachtet wurde. Beim Vergleich mit Italien iſt die italieniſche Schweiz ſehr im Nachteil. Während die italieniſchen Geburtenziffern bis 1922 noch über 30 v. T. liegen, betragen die der Schweizer Italiener nur knapp $^2/_3$. Selbſt die Sterblichkeit, die zu Beginn der Zeitſpanne noch erheblich unter der reichsitalieniſchen zurücklag (rund 15 : 18), ſteht 1935 in gleicher Höhe (13,9). Daher kommt es, daß Italien einen erheblichen Geburtenüberſchuß, durchweg 10 v. T. jährlich aufweiſt, während der der italieniſchen Schweiz rund 2 v. T., alſo nur $^1/_5$ beträgt. Freilich darf dabei nicht überſehen werden, daß die Grenzgebiete der Schweiz, die oberitalieniſchen Provinzen, beſonders diejenigen weſtlich Mailand bedeutend weniger Geburten und teilweiſe kaum mehr Geburtenüberſchüſſe aufweiſen, ganz im

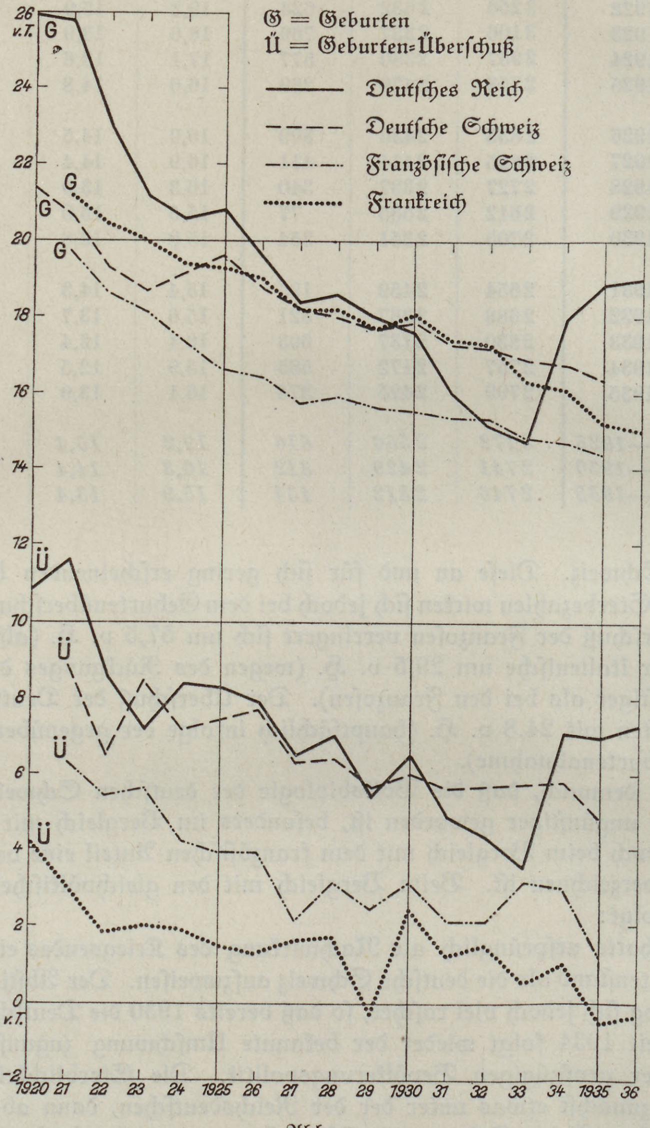


Abb. 2

Gegenſatz zu dem geburtreichen Süd- und Inſelitalien. Mit den benachbarten italieniſchen Provinzen von Piemont und Ligurien verglichen iſt daher der volksbiologiſche Abſtand der Teſſiner nur gering.

*

Um ein genaueres Bild von der volksbiologiſchen Lage der deutſchen Schweiz zu gewinnen, müſſen wir angeſichts der reichhaltigen politiſchen, konfeſſionellen und wirtſchaftlichen Gliederung auf die einzelnen Gebiete der Schweiz näher eingehen. Wir gruppieren zu dieſem Zwecke das deutſche Sprachgebiet in 5 Gebiete, deren räumliche Lage und wirtſchaftliche und bekenntnismäßige Eigenarten ſich einigermaßen entſprechen. Zunächſt betrachten wir die ſprachliche und konfeſſionelle Entwicklung der deutſchen Schweiz ſeit 1880 (vgl. Tab. 6). Hier ſpiegelt ſich zunächſt die Entwicklung der Geſamtſchweiz wieder. Die Deutſchen nehmen in ihrem eigenen Sprachgebiet bis 1910 verhältnismäßig ab (insgeſamt von 96,35 auf 92,70, demnach —3,65 v. H. anteilsmäßig), und zwar hauptſächlich in der Zeitſpanne von 1888 auf 1900 (Zunahme der deutſchen 11,7 v. H., der franzöſiſch Sprechenden 48,8 v. H. und der italieniſch Sprechenden 376,8 v. H.) bei einer Durchſchnittszunahme der deutſchen Schweiz um 13,9 v. H. (im Jahrzehnt 1900—1910 entſprechende Zahlen: D. +11,8, F. +29,5 und I. +112 v. H. bei einer Geſamtzunahme um 14,2 v. H.). Dieſe relative Abnahme der Deutſchen iſt aber keineswegs auf eine Verminderung der biologiſchen Volkskraft zurückzuführen, wie ſchon aus Tab. 2 hervorgeht, ſondern iſt lediglich bedingt durch die zahlenmäßige ſtärkere Zuwanderung von franzöſiſchen Schweizern und Nichtſchweizern und von Reichsitalienern gegenüber den Reichsdeutſchen, die bei den erſten beiden infolge ihrer geringeren Zahl in der deutſchen Schweiz den Geſamtbeſtand erheblich beeinfluſſen. Sehr eindrucksvoll iſt daher die Entwicklung des Jahrzehnts 1910—1920. Hier beträgt die Geſamtzunahme der Deutſchſchweiz 4,1, v. H. bei einem Verluſte der Italiener von 46,1 v. H. infolge Rückwanderung in den Kriegsjahren. Im letzten Jahrzehnt 1920—1930 hält der Zuwachs der Deutſchen mit der Geſamtbevölkerung Schritt, beide +6,1 v. H. Der Maſſenandrang von Reichsitalienern hat aufgehört (Zuwachs nur +4,3 v. H.).

Der Anteil der franzöſiſch Sprechenden iſt hauptſächlich durch Zuwanderung in die Städte Zürich, Baſel, Bern und Biel von 1880—1930 ununterbrochen geſtiegen, von 19361 auf 56064 oder anteilsmäßig von 0,96 v. H. auf 1,89 v. H. (+0,93), ergibt alſo abſolut beinahe eine Verdreifachung, relativ faſt eine Verdoppelung in 50 Jahren. Auch hier iſt dieſe Steigerung keineswegs auf einen erhöhten Geburtenüberſchuß zurückzuführen, ſondern ausſchließlich auf Zuwanderung. Ohne dieſe wäre infolge der ſchon ſeit 1870 beſtehenden ſchwächeren Geburtenlage eine relative Abnahme des franzöſiſchen Anteils der deutſchen Schweiz erfolgt.

Die Italiener nehmen nach einem anfänglichen Rückgang (bedingt durch die Beendigung größerer Eiſenbahnbauten) ſtark anſpringend bis 1910 zu (von 0,66 v. H. bis 3,79 v. H.). Das Kriegsjahrzehnt bringt einen erheblichen Ausgleich auf 1,96 v. H., dem noch ein leichtes Abgleiten auf 1,93 v. H. im Jahre 1930 folgt. Immerhin hat ſich ihre Zahl in den 50 Jahren reichlich vervierfacht, anteilsmäßig faſt verdreifacht.

Die Rätoromanen, die an der Grenze des deutſchen Sprachgebietes, aber mit deutſchen Sprachinſeln reichlich vermiſcht, in den Tälern Graubündens wohnen, haben nur einen geringfügigen zahlenmäßigen Zuwachs. Anteilsmäßig erleiden ſie einen beträchtlichen und unaufhaltſamen Rückgang, der nur in dem Kriegsjahrzehnt geringfügig unterbrochen wird und ſich ſeitdem weiter fortſetzt (insgeſamt von 1,91 auf 1,45 v. H. alſo ein Verluſt von $^1/_4$ des ohnedies verhältnismäßig geringen Anteils).

Tabelle 6. Die Entwicklung der deutſchen Schweiz 1880—1930

	Wohnbevölkerung	Proteſtanten	Katholiken	Juden	Sonſtige	Deutſche	Franzöſiſche	Italieniſche	Rätoromaniſche	Sonſtige
1880	2009848	1261870	735658	4899	7421	1936447	19361	13261	38366	2413
v. H.		62,78	36,60	0,24	0,37	96,35	0,96	0,66	1,91	0,12
Zunahme	+52576	+32639	+21297	+643	—2003	+52674	+3286	—3197	—458	+271
Zunahme v. H.	+2,6	+2,6	+2,9	+13,1	—27,0	+2,7	+16,9	—24,0	—1,2	+11,2
Veränderung v. H.		—0,01	0,10	0,03	—0,11	0,10	0,14	—0,17	—0,08	0,01
1888	2062424	1294509	756955	5542	5418	1989121	22647	10064	37408	2684
v. H.		62,77	36,70	0,27	0,26	96,45	1,10	0,49	1,83	0,13
Zunahme	+285798	+150562	133862	+3057	—1683	+233263	+11025	+37908	+242	+3360
Zunahme v. H.	+13,9	+11,7	+17,7	+55,2	—31,1	+11,7	+48,8	+376,8	+0,6	+125,2
Veränderung v. H.		—1,22	+1,24	0,03	—0,10	—1,80	0,33	1,55	—0,21	0,01
1900	2348222	1445071	890817	8599	3735	222384	33672	47972	38150	66044
v. H.		61,55	37,94	0,37	0,16	94,65	1,43	2,04	1,62	0,26
Zunahme	+332979	+156751	159341	+4368	+12519	+263001	+9927	+53642	+1413	+4996
Zunahme v. H.	+14,2	+10,8	+17,9	+50,7	+335	+11,8	+29,5	+112	+3,7	+83
Veränderung v. H.		—1,78	+1,24	0,11	0,41	—1,95	0,20	1,75	0,14	0,15
1910	2681201	1601822	1050158	12967	16254	2485385	43599	101614	39563	11040
v. H.		59,17	39,18	0,48	0,57	92,70	1,63	3,79	1,48	0,41
Zunahme	+110827	+101176	+1899	+1761	+5991	+150826	+4793	—46819	+2401	+374
Zunahme v. H.	+4,1	+6,3	+0,2	+13,5	+36,9	+6,1	+11,0	—46,1	+6,3	+3,4
Veränderung v. H.		1,23	—1,50	0,05	0,22	+1,73	0,10	—1,83	0,02	0,03
1920	2792028	1702998	1052057	14728	22245	2636211	48392	54795	41964	10666
v. H.		61,00	37,68	0,52	0,79	94,43	1,73	1,96	1,50	0,38
Zunahme	+71238	+92864	+71424	—1925	+8875	+160425	+7672	+2427	+1083	—369
Zunahme v. H.	+6,1	+5,4	+6,8	—13,1	+40,4	+6,1	+15,7	+4,3	+2,6	—3,4
Veränderung v. H.		—0,40	0,23	—0,10	0,26	—0,05	0,16	—0,03	—0,05	—0,03
1930	2963266	1795862	1123481	12803	31120	2796636	56064	57222	43077	10297
v. H.		60,60	37,91	0,43	1,05	94,38	1,89	1,93	1,45	0,35

Bei den Bekenntniſſen nehmen die Proteſtanten bis 1910 relativ ab, von 62,78 auf 59,17 v. H., gleichfalls bedingt durch die ſtarke Einwanderung der katholiſchen Reichsitaliener. Nach dem Kriege erholen ſie ſich auf 61,00 infolge der ſtarken italieniſchen Abwanderung, ihre Zunahme hält von 1888 an mit der Geſamtzunahme nicht Schritt (+11,7 und +10,8 gegenüber +13,9 und +14,2 v. H. Geſamtzunahmen). Im letzten Jahrzehnt haben ſie bereits infolge der geringeren Zunahme (+5,4 gegenüber +6,1 v. H. des Geſamtgebietes) wieder einen Rückgang um 0,40 v. H. anteilsmäßig aufzuweiſen. Dieſer Rückgang beruht im Gegenſatz zu dem der Vorkriegsjahre ausſchließlich auf dem ſtärkeren Geburtenrückgang.

Tabelle 7. Die konfeſſionelle Gliederung der Schweiz nach Staatsbürgern und Ausländern*)

A Schweizer Staatsbürger

	Wohnbevölkerung	Proteſtanten	Katholiken	Juden	Sonſtige
1900	3315445	1806957	1115376	4972	4714
v. H.		*54,54*	*33,65*	*0,15*	*0,14*
Zunahme	+437848	+158394	+94738	+1303	+14828
Zunahme v. H.	*+13,2*	*+8,7*	*+26,2*	*+8,5*	*+315,5*
1910	3753293	1965351	1210114	6275	19542
v. H.		*52,10*	*32,24*	*0,17*	*0,52*
Zunahme	+127027	+150880	+111328	+3153	+11292
Zunahme v. H.	*+3,4*	*+7,7*	*+9,2*	*+50,3*	*+57,9*
1920	3880320	2116231	1321442	9428	30834
v. H.		*54,54*	*34,06*	*0,24*	*0,79*
Zunahme	+186080	+110711	+111819	+375	+10038
Zunahme v. H.	*+4,8*	*+5,4*	*+8,5*	*+3,9*	*+32,6*
1930	4066400	2226942	1433261	9803	40672
v. H.		*55,01*	*35,25*	*0,24*	*0,01*

B Ausländer

	Wohnbevölkerung	Proteſtanten	Katholiken	Juden	Sonſtige
1900	3315445	109200	264288	7292	2644
v. H.		*3,29*	*7,97*	*0,22*	*0,08*
Zunahme	+437848	+ 33263	+119236	+4895	+11293
Zunahme v. H.	*13,2*	*+30,5*	*+45,1*	*+67,1*	*+427,1*
1910	3753293	142463	383424	12287	13937
v. H.		*3,80*	*10,22*	*0,33*	*0,37*
Zunahme	+127027	**—28097**	**—119555**	**—636**	**—1348**
Zunahme v. H.	*+3,4*	*—19,7*	*—31,2*	*—5,2*	*—9,7*
1920	3880320	114366	263869	11551	12599
v. H.		*2,95*	*6,80*	*0,30*	*0,33*
Zunahme	+186080	**—10972**	**—30813**	**—3381**	**—1697**
Zunahme v. H.	*+4,8*	*—9,6*	*—11,7*	*—29,3*	*—13,5*
1930	4066400	103394	233056	8170	10902
v. H.		*2,54*	*5,73*	*0,20*	*0,27*

---

*) Die Zu- oder Abnahme bezieht ſich ſtets auf das laufende Jahrzehnt.

Die Katholiken nahmen von 1880—1910 auch relativ zu (+2,58 v. H. anteilsmäßig), zum größeren Teil bedingt durch die reichsitalieniſche Zuwanderung, zum kleineren Teil durch eine günſtigere Geburtenlage. Im Kriegsjahrzehnt beobachten wir eine erhebliche Abnahme durch die Abwanderung der Italiener, nach dem Kriege wieder einen leichten Anſtieg bei geringfügigem Rückgang der Italiener. Daß auch im Kriegsjahrzehnt eine geringe Zunahme der Katholiken unter Berückſichtigung der italieniſchen Abwanderung erfolgt iſt, zeigt uns Tab. 7 in einer Aufſtellung der konfeſſionellen Gliederung der Schweizer Staatsbürger, die erſt ſeit dem Jahre 1900 und leider nur für die Geſamtſchweiz vorliegt. Wir erſehen hieraus, daß beſonders im Jahrzehnt 1910—1920 dem Zuwachs der Inlandſchweizer ein ſtarkes Abwandern der Ausländer gegenüberſteht. Auch noch im letzten Jahrzehnt beobachten wir einen weiteren, wenn auch zahlenmäßig geringen Rückgang der Nichtſchweizer.

Die Glaubensjuden ſteigen von 1880 bis nach Kriegsende von 4899 auf 14728 oder von 0,24 v. H. auf 0,52 v. H. an, im letzten Jahrzehnt erfolgt eine abſolute und relative Abnahme auf 12803 bzw 0,43 v. H. Immerhin iſt ihre Zahl 1930 gegenüber 1880 noch das Zweieinhalbfache, ihr verhältnismäßiger Anteil beinahe das Doppelte. Das Anwachſen der „Sonſtigen" ſeit 1900 beruht auf einer Zunahme der in den Vorſpalten nicht Erfaßten. Insgeſamt ergibt ſich ein Anſtieg ſeit 1900 von 3735 auf 31120 alſo reichlich auf das Achtfache, anteilsmäßig von 0,16 auf 1,05 v. H. auf das Sechseinhalbfache.

Wir gelangen nun zur Beſprechung der jüngſten volksbiologiſchen Lage der einzelnen Schweizer Gebiete (vgl. Tab. 8). In der Binnenſchweiz, die die um den Vierwaldſtädter See gelegenen Kantone Luzern, Uri, Schwyz, Obwalden, Nidwalden und Zug umfaßt, von deren Gebiet auch geſchichtlich der Anſtoß zur Entſtehung der Schweiz ausging, ſehen wir eine auffallend ausgeglichene Bevölkerungslage. Zahlenmäßig hält ſich die Geburtenzahl (ſtets wie bei allen folgenden Zahlen das Jahrfünft 1931 bis 1935 gegenüber 1921—1925 im Durchſchnitt verglichen) auf völlig gleicher Höhe gegenüber einer Abnahme von 9,6 v. H. der geſamten Deutſchſchweiz. Im Verhältnis (i. V.) erfolgt ein mäßiger Abſtieg von 23,3 auf 21,5 v. T.

Der Geburtenüberſchuß der Binnenſchweiz (vgl. Tab. 9) ſteigt ſogar in den beiden Jahrfünften abſolut um 2,9 v. H. gegenüber einer Abnahme der deutſchen Schweiz um 24,8 v. H., verhältnismäßig erfolgt ein geringer Abſtieg von 10,1 im erſten auf 9,6 v. T. im letzten Jahrfünft. Die Binnenſchweiz ſtellt demnach im Vergleich mit ihrer näheren und weiteren Umgebung eine geruhſame Inſel im abgleitenden Völkermeer dar. Der ſtreng konſervative, bodenſtändige, jedoch im Notfalle ſich trotzig behauptende Charakter der Bevölkerung, der vor 600 Jahren zu dem ſchweren Exiſtenzkampf und damit zum Urſprung des Staates überhaupt geführt hat, wahrt auch heute noch in vollem Maße den Beſtand des Volkskörpers und gibt damit angeſichts der kargen Lebensmöglichkeiten im eigenen Gebiete ein Bevölkerungsüberſchußgebiet ab für die induſtriereichen Kantone der übrigen deutſchen Schweiz und für die ausſterbenden Dörfer der franzöſiſchen Weſtſchweiz.

In der induſtriereichen deutſchen Nordſchweiz (Kantone Zürich und Schaffhauſen) ſehen wir zwar einen geringen abſoluten Geburtenanſtieg um 2,1 v. H. im Vergleich beider Jahrfünfte (vgl. Tab. 10). Zu berückſichtigen iſt allerdings die weſentliche größere Bevölkerungszunahme in den letzten 15 Jahren (im Durchſchnitt Nordſchweiz +15,9 v. H., Binnenſchweiz +9,6 v. H.).

Verhältnismäßig iſt daher der Abſtieg etwas ſtärker von 16,2 auf 14,2 v. T. Der Geburtenüberſchuß fällt infolge des ſtärkeren Wachstums der Bevölkerung und der damit verbundenen Vermehrung der Sterbefälle abſolut um 22,6 v. H. (relativ von

Tabelle 8. Die Entwicklung der deutſchſprachigen Gebiete der Schweiz 1920—1930 *)

	Wohnbevölkerung 1930	Proteſtanten	Katholiken	Juden	Sonſtige	Deutſch ſprechende	Franzöſiſch ſprechende	Italieniſch ſprechende	Rätoromaniſch ſprechende	Sonſtige
Binnenſchweiz	343547	34659	306752	568	1568	333060	2284	7010	508	685
v. H.		*10,09*	*89,29*	*0,16*	*0,46*	*96,95*	*0,66*	*2,04*	*0,01*	*0,02*
Zunahme	+19678	+4038	+15527	—50	+163	+18887	+219	+495	+78	—1
Zunahme v. H.	*+5,7*	*+11,6*	*+5,1*	*—8,8*	*+10,4*	*+5,7*	*+9,6*	*+7,1*	*+15,3*	*0,0*
Oſtſchweiz	634816	335154	295335	1151	3176	574918	2415	15748	39812	1923
v. H.		*52,80*	*46,52*	*0,18*	*0,50*	*90,58*	*0,38*	*2,48*	*6,27*	*0,30*
Zunahme	+7382	+7746	+425	+424	+336	+6589	+188	+806	+16	+191
Zunahme v. H.	*+1,26*	*+2,3*	*+0,2*	*+36,9*	*+10,6*	*+1,1*	*+7,8*	*+5,1*	*+0,0*	*+9,9*
Nordſchweiz	668893	497982	152457	6138	12316	634810	9748	18459	1776	4100
v. H.		*74,46*	*22,97*	*0,92*	*1,84*	*94,91*	*1,46*	*2,76*	*0,26*	*0,61*
Zunahme	+79863	+48661	+28332	+941	+3811	+74305	+2603	+2525	+717	+287
Zunahme v. H.	*+11,9*	*+9,8*	*+18,6*	*+15,4*	*+31,0*	*+11,7*	*+26,9*	*+14,0*	*+40,5*	*+7,0*
Weſtſchweiz	651413	371258	266791	3553	9811	626338	11758	10810	604	1903
v. H.		*56,99*	*40,96*	*0,54*	*1,51*	*96,15*	*1,81*	*1,66*	*0,09*	*0,29*
Zunahme	+56922	+33205	+19756	—65	+4026	+53553	+2075	+782	+191	+321
Zunahme v. H.	*+8,7*	*+8,9*	*+7,4*	*—1,9*	*+41,2*	*+8,6*	*+17,8*	*+7,2*	*+31,8*	*+16,9*
Südſchweiz	664597	556809	102146	1393	4249	627510	29859	5195	347	1686
v. H.		*83,78*	*15,37*	*0,21*	*0,64*	*94,43*	*4,49*	*0,78*	*0,05*	*0,25*
Zunahme	+22157	+14706	+7357	—445	+539	+20259	+2587	—569	+81	—11
Zunahme v. H.	*+3,3*	*+2,6*	*+7,2*	*—31,8*	*+12,7*	*+3,2*	*+8,6*	*—10,9*	*+23,1*	*—0,1*

---

*) Die Zunahme bezieht ſich ſtets auf das Jahrzehnt 1920—1930.

Tabelle 9. Die Bevölkerungsbewegung der Binnenſchweiz

(Luzern, Uri, Schwyz, Obwalden, Nidwalden und Zug.)

	Geburten (G.)	Todesfälle (T.)	Geburten-überſchuß (Ü.)	G. v. T.	T. v. T.	Ü. v. T.
1921	7659	4490	3169	23,6	13,8	9,8
1922	7540	4491	3049	23,4	13,9	9,4
1923	7640	4262	3378	23,5	13,5	10,4
1924	7496	4433	3063	23,0	13,6	9,4
1925	7448	4297	3151	22,7	13,1	9,6
1926	7693	4072	3621	22,9	12,0	10,9
1927	7470	4348	3122	22,4	13,3	9,1
1928	7455	4362	3093	22,1	12,9	9,2
1929	7309	4350	2959	21,5	12,8	8,7
1930	7550	4187	3363	23,0	12,2	9,8
1931	7445	4199	3246	21,6	12,2	9,4
1932	7661	4327	3334	22,0	12,4	9,6
1933	7745	4039	3706	22,1	11,5	10,6
1934	7514	3939	3575	21,3	11,2	10,1
1935	7418	4449	2969	20,4	12,5	8,4
1921—1925	*7557*	*4287*	*3270*	*23,3*	*13,2*	*10,1*
1926—1930	*7495*	*4263*	*3323*	*22,2*	*12,6*	*9,6*
1931—1935	*7557*	*4191*	*3366*	*21,5*	*11,9*	*9,6*

Tabelle 10. Die Bevölkerungsbewegung der deutſchen Nordſchweiz

(Kantone Zürich und Schaffhauſen)

	Geburten (G.)	Todesfälle (T.)	Geburten-überſchuß (Ü.)	G. v. T.	T. v. T.	Ü. v. T.
1921	10147	6649	3498	17,2	11,3	5,9
1922	9719	6863	2856	16,5	11,6	4,9
1923	9474	6254	3220	16,0	10,6	5,4
1924	9295	6759	2536	15,6	11,3	4.3
1925	9417	6651	2766	15,7	11,1	4,6
1926	9374	6429	2945	15,4	10,6	4,8
1927	9278	7038	2240	15,0	11,3	3,7
1928	9467	6966	2501	15,0	11,0	4,0
1929	9902	7693	2209	15,3	11,9	3,4
1930	10170	6917	3253	15,4	10,4	4,9
1931	10080	7463	2617	14,9	10,6	3,9
1932	9788	7631	2157	14,3	10,6	3,2
1933	9629	7374	2255	13,9	10,6	3,3
1934	9794	7429	2365	14,1	10,7	3,4
1935	9763	7646	2117	13,9	10,9	3,0
1921—1925	*9610*	*6637*	*2973*	*16,2*	*11,2*	*5,0*
1926—1930	*9638*	*7009*	*2629*	*15,2*	*11,0*	*4,2*
1931—1935	*9811*	*7509*	*2302*	*14,2*	*10,9*	*3,3*

Tabelle 11. Die Bevölkerungsbewegung der deutſchen Nordweſtſchweiz
(Kantone Baſel Stadt und Land, Solothurn und Aargau)

	Geburten (G.)	Todesfälle (T.)	Geburten-überſchuß (Ü.)	G. v.T.	T. v.T.	Ü. v.T.
1921	12843	7099	5744	21,6	11,9	9,7
1922	12877	7231	4646	19,7	13,8	7,8
1923	11866	6532	5334	19,7	10,8	8,9
1924	11653	7185	4468	19,2	11,8	7,4
1925	11918	6751	5167	19,5	10,2	9,3
1926	11742	6755	4987	19,0	10,0	8,1
1927	11378	7092	4286	18,2	11,3	6,9
1928	11303	6933	4300	17,9	11,1	6,8
1929	11358	7387	3991	17,7	11,5	6,2
1930	11649	6834	4815	17,9	10,5	7,4
1931	11296	7258	4038	17,3	11,1	6,2
1932	11574	7282	4292	17,4	10,9	6,5
1933	11013	7146	3967	16,4	10,6	5,8
1934	11188	6852	4336	16,6	10,2	6,4
1935	10854	7291	3613	16,0	10,7	5,3
1921—1925	*12231*	*7149*	*5072*	*20,3*	*11,9*	*8,4*
1926—1930	*11486*	*7010*	*4476*	*18,2*	*11,1*	*7,1*
1931—1935	*11185*	*7156*	*4029*	*16,9*	*10,9*	*6,0*

Tabelle 12. Die Bevölkerungsbewegung der deutſchen Südweſtſchweiz
(Das deutſche Sprachgebiet der Kantone Bern, Freiburg und Wallis.)

	Geburten (G.)	Todesfälle (T.)	Geburten-überſchuß (Ü.)	G. v.T.	T. v.T.	Ü. v.T.
1921	15089	7975	7214	23,5	12,3	11,2
1922	14200	8195	5985	22,1	12,8	9,3
1923	14332	7352	6972	22,2	11,4	10,8
1924	13810	7915	5915	21,3	12,2	9,1
1925	13546	7910	5636	20,8	12,1	8,7
1926	13397	7559	5838	20,5	11,6	8,9
1927	12709	7693	5004	19,4	11,8	7,6
1928	12655	7352	6083	19,2	11,5	7,7
1929	12408	7899	4507	18,7	11,9	6,8
1930	12311	7273	5038	18,5	10,9	7,6
1931	11871	7684	4191	17,9	11,6	6,3
1932	11999	7807	4192	18,0	11,7	6,3
1933	12035	7412	4623	18,0	11,1	6,9
1934	11744	7420	4304	17,5	11,1	6,4
1935	11549	7870	3979	17,1	11,7	5,4
1921—1925	*14195*	*7851*	*6344*	*22,0*	*12,2*	*9,8*
1926—1930	*12696*	*7602*	*5094*	*19,3*	*11,6*	*7,7*
1931—1935	*11840*	*7642*	*4198*	*17,7*	*11,4*	*6,3*

Tabelle 13. Vergleichende Bevölkerungsbewegung der Teilgebiete der deutſchen Südweſtſchweiz

(ſiehe Tabelle 12)

	Geburten v. T.			Geburtenüberſchuß v. T.		
	Deutſch-Bern	Deutſch-Freiburg	Deutſch-Wallis	Deutſch-Bern	Deutſch-Freiburg	Deutſch-Wallis
1921	22,4	29,1	34,6	10,5	15,1	17,9
1922	20,9	29,3	33,1	8,3	16,9	17,4
1923	21,0	28,3	33,3	9,9	16,5	18,0
1924	20,1	29,2	31,4	8,2	17,3	15,0
1925	19,7	27,3	30,7	7,9	13,6	14,1
1926	19,4	27,9	29,3	8,1	16,5	13,7
1927	18,1	28,0	28,1	6,7	15,2	14,2
1928	28,0	25,6	30,1	6,8	12,9	16,4
1929	17,5	25,7	29,7	5,8	14,3	13,7
1930	18,8	25,3	29,0	6,6	14,6	15,1
1931	16,7	23,4	29,2	5,4	11,0	14,5
1932	16,7	24,9	29,3	5,5	12,7	14,5
1933	16,9	24,4	28,5	5,9	13,3	14,4
1934	16,2	23,6	28,4	5,4	12,6	15,1
1935	15,9	23,1	27,3	4,6	10,9	12,8

Tabelle 14. Die Bevölkerungsbewegung der deutſchen Oſtſchweiz

(Kantone St. Gallen, beide Appenzell, Thurgau, Glarus und das deutſche und rätoromaniſche Sprachgebiet Graubündens.)

	Geburten (G.)	Todesfälle (T.)	Geburtenüberſchuß (Ü.)	G. v. T.	T. v. T.	Ü. v. T.
1921	13532	8312	5220	21,0	12,9	8,1
1922	12593	8669	3924	19,6	13,5	6,1
1923	12580	7702	4878	19,6	12,0	7,6
1924	12456	8191	4265	19,4	12,7	6,7
1925	12281	8039	4242	19,2	12,6	6,6
1926	12032	7594	4438	18,8	11,9	6,9
1927	11409	7980	3429	17,5	12,1	5,4
1928	11264	7909	3355	17,7	12,4	5,3
1929	10891	8127	3991	17,1	10,8	6,3
1930	11047	7725	4815	17,3	9,7	7,6
1931	10607	7970	2637	16,7	12,5	4,2
1932	10594	7981	2613	16,8	12,1	4,1
1933	10395	7562	2833	16,4	11,9	4,5
1934	10474	7443	3031	16,5	11,7	4,8
1935	10424	8167	2257	16,5	12,9	3,6
1921—1925	*12688*	*8182*	*4506*	*19,8*	*12,8*	*7,0*
1926—1930	*11329*	*7323*	*4006*	*17,8*	*11,5*	*6,3*
1931—1935	*10499*	*7825*	*2674*	*16,6*	*12,4*	*4,2*

5,0 auf 3,3 v. T.). Immerhin zeigt auch die Nordſchweiz im Verhältnis zu ihrer gewerbereichen und vorwiegend ſtädtiſch ſiedelnden Bevölkerung (die Städte Zürich und Winterthur machen allein über die Hälfte des Volksbeſtandes aus) noch eine erhebliche Tendenz zur Selbſterhaltung, wenn ſich auch immer mehr die Verſchiebung im Altersaufbau der alteingeſeſſenen Bewohner (im Gegenſatz zu den vorwiegend jüngeren Schichten der Zuwanderer) bemerkbar zu machen ſcheint.

*

In der deutſchen Nordweſtſchweiz, umfaſſend die Kantone Baſel Stadt und Land, Solothurn und Aargau, finden wir einen Geburtenrückgang von 8,6 v. H. (verhältnismäßig von 20,3 auf 16,9 v. T.) und einen ſtarken Rückgang des Geburtenüberſchuſſes um 20,4 v. H. (i. V. von 8,4 auf 6,0 v. T.) (vgl. Tab. 11). Hier zeigt ſich ſchon der weſtliche, geburtenſchwächende Einfluß beſonders in dem an der äußerſten Spitze des Gebietes gelegenen Hauptorte Baſel.

*

Die deutſche Südweſtſchweiz umfaßt die deutſchſprachigen Teile des Kantons Bern, d. h. ſämtliche Berner Bezirke ohne Courtelary, Delsberg, Freibergen, Münſter, Neuenſtadt und Pruntrut, die deutſchſprachigen Teile der Kantone Freiburg und Wallis (vom Kanton Freiburg der Senſe- und der Seebezirk und die Gemeinde Jaun vom Bezirk Greierz, und vom Kanton Wallis die 6 Oberwalliſer Bezirke Goms, Brig, beide Raron, Viſp und Leuk). Mit Zermatt erreicht die Südſchweiz den ſüdlichſten Teil des geſchloſſenen deutſchen Sprachgebietes überhaupt. Betrachten wir zunächſt die Bevölkerungsbewegung der ganzen Südweſtſchweiz (vgl. Tab. 12). Der Geburtenſtand der Südweſtſchweiz, der im Jahre 1921 ſich noch auf der Höhe der Binnenſchweiz hielt, hat ſich erheblich geſenkt, im Vergleich der beiden Jahrfünfte um —16,5 v. H. (durchſchnittlicher Verluſt der deutſchen Schweiz —9,6 v. H.), i. V. ein Abſtieg von 22,0 auf 17,5 v. T., auch der Geburtenüberſchuß ſinkt ganz erheblich (um 34,1 v. H. oder relativ von 9,8 auf 6,3 v. T.). Die drei Teilgebiete der Südſchweiz zeigen ein ſehr verſchiedenes Verhalten, wie aus Tab. 13 zu erſehen iſt. Das deutſche Bernergebiet ſteht dabei weit unter der Geburtenhäufigkeit des Deutſch-Freiburger oder gar des Deutſch-Walliſer Gebietes. Der Freiburger Bezirk Senſe erreicht an Geburtenhäufigkeit die Oberwalliſer Bezirke, während der ſprachlich und konfeſſionell ſtark gemiſchte Seebezirk auffallend zurückbleibt und ſich damit den benachbarten Bezirken des Kanton Bern angleicht.

Die Oſtſchweiz gliedert ſich in die rein deutſchen Kantone St. Gallen, beiden Appenzell, Thurgau und Glarus und in die deutſch und rätoromaniſch gemiſchten Teile des Kantons Graubünden, ohne die rein italieniſchen Bezirke Maloja-Bergell, Miſox und Puſchlav. Hier ſinken wie in der Südweſtſchweiz die Geburten weit weniger als im Landesdurchſchnitt ab (—17,2 v. H., i. V. von 19,8 auf 16,6 v. T.), während die Geburtenüberſchüſſe mit einem Verluſt von 40,7 v. H. die Spitze halten, verhältnismäßig erfolgt ein Abſtieg von 7,0 auf 4,2 v. T. (vgl. Tab. 14). Der überwiegend kleingewerbliche Kanton Appenzell Außer-Rhoden zeigt bereits ſeit 1930 ſteigende Sterbeüberſchüſſe, während das kleinere Inner-Rhoden ſeinen Volksbeſtand noch völlig wahrt. In Graubünden begegnen ſich die drei Sprachgebiete der Deutſchen, Rätoromanen und Italiener. Das italieniſche Sprachgebiet iſt in den Tälern ſüdlich der Gebirgskämme, von kleinen Minderheitenſiedlungen abgeſehen, vom übrigen Teil ſcharf abgegrenzt, dagegen ſind die deutſchen und rätiſchen Sprachgebiete bereits weitgehend miteinander vermengt. Da eine reinliche Trennung der Bevölkerungsbewegung nach Sprachgruppen in der Schweiz nicht beſteht, ſo iſt es naturgemäß ſchwierig, Vergleiche in ſolchen

Miſchgebieten zu ziehen. Immerhin laſſen ſich die Bezirke Graubündens in mehrheitlich deutſche, deutſch und romaniſch gemiſchte und überwiegend romaniſche unterſcheiden (abgeſehen von den oben erwähnten italieniſchen). Eine kurze Überſicht (vgl. Tab. 15) zeigt den jüngſten Stand der Entwicklung. Die 5 überwiegend rätoromaniſchen Bezirke ſtehen an Geburten- und Geburtenüberſchußzahlen weitaus an der Spitze, die 4 meiſt deutſchen Bezirke ſtehen erſchreckend niedrig, während die deutſch-rätoromaniſch gemiſchten ſich in der Mitte und ungefähr in der Höhe der italieniſchen Bezirke halten. Inwieweit hier allerdings neben den rein völkiſchen Unterſchieden auch die Bekenntniſſe einwirken, läßt ſich nicht mit Sicherheit feſtſtellen, da auffallenderweiſe die 4 deutſchen Bezirke überwiegend proteſtantiſch (69,1 v. H.), dagegen die 5 rätoromaniſchen Bezirke meiſt katholiſch (70,9 v. H.) ſind.

Tabelle 15. Die Bevölkerungsbewegung der Bezirke Graubündens nach den Sprachen geordnet im Jahre 1935

Anzahl	Bezirke	Wohnbevölkerung 1930	Deutſche v. H.	Rätoromaniſche v. H.	Proteſtanten v. H.	Katholiken v. H.	Bevölkerungsbewegung 1935					
							G.	T.	Ü.	G. v. T.	T. v. T.	Ü. v. T.
4	deutſche	60287	86,2	7,0	69,1	29,9	964	818	146	16,0	13,6	2,4
3	deutſch-rätoromaniſch gemiſcht	19168	49,7	41,3	57,9	41,0	294	198	96	15,3	10,3	5,0
5	überwiegend rätoromaniſch	34319	20,7	76,8	28,9	70,9	820	482	238	24,1	14,2	9,9
3	italieniſch .	12567	Ital. v. H. 94,9		16,3	83,1	254	190	64	20,3	15,2	5,1
	Durchſchnitt Graubündens	126341	53,7	30,9	51,3	48,0	2332	1688	644	18,4	13,3	5,1

Wir kommen nun zur Betrachtung der franzöſiſchen Weſtſchweiz. Zunächſt verzeichnen wir die ſprachliche und bekenntnismäßige Entwicklung ſeit 1880 (vgl. Tab. 16). Die Zahl der deutſch Sprechenden auf dieſem Gebiete ſinkt ſowohl an Zahl wie im Verhältnis der Geſamtbevölkerung von 1880—1900, teilweiſe wohl die Auswirkung einer raſchen Aſſimilierung mangels einer fürſorglichen Schulpolitik für die ſprachlichen Minderheiten, zum Teil auch als Auswirkung einer induſtriellen Rückentwicklung im Berner Jura und in Neuenburg. Insgeſamt fällt der Anteil von 13,42 v. H. (1880) auf 10,67 v. H. (1900). Seit dieſem Jahre erfolgt wieder ein raſcher Anſtieg bis auf 12,41 v. H. im Jahre 1930. Immerhin iſt ſelbſt 1930 der Stand von 1880 noch nicht wieder erreicht. Die Bewegung der italieniſch Sprechenden vollzieht ſich ganz entſprechend wie im deutſchen Sprachgebiet. Auffallend iſt noch das ſtarke Anwachſen der ſonſtigen, keine der vier Landesſprachen Sprechenden von 4196 (1880) auf 13814 (1930), i. V. von 0,60 auf 1,48. Hierin ſpiegelt ſich die Entwicklung Genfs als Sitz überſtaatlicher Stellen und die klimatiſche Vorzugsſtellung der Genfer Seegebiete wieder. Eine Scheidung der Bevölkerungsbewegung nach ſprachlichen Minderheiten iſt mangels entſprechender Unterlagen nicht möglich, wir wiſſen alſo nicht, wie die rund 115000 Deutſchen ſich volksbiologiſch zu der franzöſiſch ſprechenden Mehrheit verhalten. Dagegen kommen wir zu überraſchenden Ergebniſſen, wenn wir die Entwicklung der drei rein franzöſiſchen Kantone Genf, Waadt und Neuenburg mit den franzöſiſchen Teilen der drei gemiſchten Kantone vergleichen (ſiehe Tab. 17). In den

Tabelle 16. Die Entwicklung der franzöſiſchen Schweiz 1880—1930 *)

	Wohnbevölkerung	Proteſtanten	Katholiken	Juden	Sonſtige	Deutſch ſprechende	Franzöſiſch ſprechende	Italieniſch ſprechende	Räto-romaniſch ſprechende	Sonſtige
1880	693422	402592	285349	2460	3021	93051	588423	7638	114	4196
v. H.		*58,06*	*41,15*	*0,35*	*0,44*	*13,42*	*84,86*	*1,10*	*0,02*	*0,60*
Zunahme	+23208	+16093	+6631	+56	+428	**—1182**	+23287	+1458	+75	**—430**
Zunahme v. H.	*+3,3*	*+4,0*	*+2,3*	*+2,3*	*+14,2*	*—1,3*	*+4,0*	*+19,9*	*+65,8*	*—10,2*
Veränderung		*+0,36*	*—0,41*	—	*+0,05*	*—0,60*	*+0,50*	*+0,17*	*+0,01*	*—0,08*
1888	716630	418685	291980	2516	3449	91869	611710	9096	189	3766
v. H.		*58,42*	*40,74*	*0,35*	*0,49*	*12,82*	*85,36*	*1,27*	*0,03*	*0,52*
Zunahme	+99871	+47997	+51156	+1131	**—413**	**—4715**	+85112	+17668	+59	+1747
Zunahme v. H.	*+13,9*	*+11,5*	*+17,5*	*+44,9*	*—12,0*	*—5,1*	*+13,9*	*+194*	*+31,1*	*+46,3*
Veränderung		*—1,26*	*+1,28*	*+0,10*	*—0,12*	*—2,15*	*—0,02*	*+2,01*	—	*+0,16*
1900	816501	466682	343136	3647	3036	87154	696822	26764	248	5513
v. H.		*57,16*	*42,02*	*0,45*	*0,37*	*10,67*	*85,34*	*3,28*	*0,03*	*0,68*
Zunahme	+86407	+33331	+42756	+1786	+8534	+15864	+51936	+12354	+137	+6116
Zunahme v. H.	*+10,6*	*+7,5*	*+12,5*	*+48,9*	*+28,1*	*+18,2*	*+7,4*	*+45,9*	*+54,8*	*+111*
Veränderung		*—1,79*	*+0,72*	*+0,15*	*+0,91*	*+0,74*	*—2,41*	*+1,05*	*+0,01*	*+0,61*
1910	902908	500013	385892	5433	11570	103018	748758	39118	385	11625
v. H.		*55,37*	*42,74*	*0,60*	*1,28*	*11,41*	*82,93*	*4,33*	*0,04*	*0,61*
Zunahme	+20194	+19377	**—3956**	+624	+4149	+2543	+26067	**—9620**	+174	+1030
Zunahme v. H.	*+2,2*	*+3,9*	*—1,0*	*+11,5*	*+35,8*	*+2,5*	*+3,5*	*—24,7*	*+45,2*	*+8,9*
Veränderung		*+0,90*	*—1,37*	*+0,06*	*+0,42*	*+0,02*	*+1,03*	*—1,14*	*+0,02*	*+0,08*
1920	923102	519390	381936	6057	15719	105561	774825	29498	559	12659
v. H.		*56,27*	*41,37*	*0,66*	*1,70*	*11,43*	*83,95*	*3,19*	*0,06*	*1,37*
Zunahme	+8242	+4858	+4592	**—1127**	**—81**	**+10046**	**—1120**	**—1966**	+127	+1155
Zunahme v. H.	*+0,9*	*+0,9*	*+1,2*	*—18,6*	*—0,5*	*+9,5*	*—0,2*	*—6,7*	*+22,6*	*+9,2*
Veränderung		*+0,03*	*+0,13*	*—0,13*	*—0,02*	*+0,98*	*—0,85*	*—0,24*	*+0,01*	*+0,11*
1930	931344	524248	386528	4930	15638	115607	773705	27532	686	13814
v. H.		*56,30*	*41,50*	*0,53*	*1,68*	*12,41*	*83,10*	*2,95*	*0,07*	*1,48*

*) Die Zahlen des Zuwachſes u. a. beziehen ſich ſtets auf das laufende Jahrzehnt.

Tabelle 17. Vergleichende Bevölkerungsbewegung der drei rein-franzöſiſchen Kantone und der drei Teilgebiete der gemiſchten deutſch-franzöſiſchen Kantone

	A. Die 3 rein-franzöſiſchen Kantone Genf, Waadt und Neuenburg				B. Franzöſiſches Sprachgebiet der Kantone Bern, Freiburg und Wallis			
	Geburten	Überſchuß	G. v.T.	Ü. v.T.	Geburten	Überſchuß	G. v.T.	Ü. v.T.
1921	10330	2574	16,7	4,2	7741	3188	25,5	10,5
1922	9724	1836	15,8	3,6	7356	3138	24,3	10,3
1923	9091	1659	14,8	2,7	7526	3453	24,5	11,4
1924	8687	823	14,2	1,3	7094	2999	23,4	9,9
1925	8363	831	13,7	1,4	6807	2728	22,5	9,0
1926	8068	454	13,2	0,7	6921	3059	22,8	10,1
1927	7813	**—310**	13,7	**—0,5**	6596	2266	21,8	7,5
1928	7998	248	12,9	0,4	6703	2603	22,0	8,6
1929	8073	**— 37**	13,0	**—0,1**	6402	2224	21,1	7,3
1930	7989	444	12,8	0,7	6407	2422	21,1	8,0
1031	8018	**— 81**	12,7	**—0,1**	6252	2086	20,6	6,9
1932	8006	**—271**	12,6	**—0,4**	6309	2210	20,8	7,3
1933	7562	**— 12**	11,9	0,0	6272	2466	20,6	8,1
1934	7522	**—175**	11,9	**—0,3**	6284	2502	20,6	8,2
1935	7470	**—764**	11,8	**—1,2**	6101	1900	19,9	6,2

Tabelle 18. Vergleichende Bevölkerungsbewegung der beiden Sprachgebiete des Kantons Bern

	Deutſch-Berner Gebiet				Franzöſiſch-Berner Juragebiet			
	Geburten	Überſchuß	G. v.T.	Ü. v.T.	Geburten	Überſchuß	G. v.T.	Ü. v.T.
1921	12664	5928	22,4	10,5	2441	1185	22,6	11,0
1922	11815	4690	21,0	8,3	2252	905	21,0	8,4
1923	11951	5644	21,0	9,9	2205	907	20,6	8,5
1924	11464	4667	20,1	8,2	2098	812	19,6	7,6
1925	11294	4555	19,7	7,9	2045	719	19,3	6,8
1926	11166	4659	19,4	8,1	2040	775	19,2	7,3
1927	10483	3853	18,1	6,7	1988	627	18,9	6,0
1928	10460	3933	18,0	6,8	1948	665	18,5	6,3
1929	10215	3397	17,5	5,8	1936	530	18,6	5,1
1930	10952	3857	18,8	6,6	1860	629	17,9	6,0
1931	9769	3169	16,7	5,4	1812	576	17,4	5,5
1932	9842	3107	16,7	5,5	1775	504	17,0	4,8
1933	9911	3509	16,9	5,9	1767	588	17,0	5,7
1934	9645	3191	15,9	4,6	1713	494	16,5	4,6
1935	9501	2714	15,9	4,6	1626	358	15,6	3,4

rein franzöſiſchen Kantonen ſinken die Geburten bereits in der Mitte des letzten Jahrzehnts auf die Ebenhöhe der Todesfälle herab, ſeit 1927 finden wir zunehmende Sterbeüberſchüſſe. Im Gegenſatz dazu hält ſich das franzöſiſche Sprachgebiet der drei gemiſchten Kantone Bern, Freiburg und Wallis auf einer ſtattlichen Geburtenhöhe mit entſprechenden Geburtenüberſchüſſen. Dieſe Unterſchiede beruhen nicht allein auf der

Tabelle 19. Vergleichende Bevölkerungsbewegung der beiden Sprachgebiete des Kantons Freiburg

	Deutſches Sprachgebiet				Franzöſiſches Sprachgebiet			
	Geburten	Überſchuß	G. v. T.	Ü. v. T.	Geburten	Überſchuß	G. v. T.	Ü. v. T.
1921	1116	578	29,1	15,1	2865	1158	27,4	11,1
1922	1120	648	29,3	16,9	2810	1303	26,9	12,5
1923	1087	635	28,3	16,5	2845	1467	27,2	14,1
1924	1125	664	29,2	17,3	2715	1353	36,0	13,0
1925	1052	528	27,3	13,6	2529	1106	24,3	10,6
1926	1080	640	27,9	16,5	2648	1349	25,4	12,9
1927	1086	591	28,0	12,9	2481	944	23,9	9,1
1928	999	504	25,6	12,9	2424	1039	23,3	10,0
1929	1005	561	25,7	14,3	2293	857	22,0	8,2
1930	991	528	25,3	14,6	2308	900	22,2	8,7
1931	922	433	23,4	11,0	2220	788	21,4	7,6
1932	981	503	24,9	12,7	2290	838	22,0	8,1
1933	966	528	24,4	13,3	2341	1084	22,4	10,4
1934	943	498	23,6	12,6	2306	1028	22,1	9,9
1935	928	439	23,1	10,9	2282	816	21,6	7,7

Tabelle 20. Vergleichende Bevölkerungsbewegung der beiden Sprachgebiete des Kantons Wallis

	Deutſches Oberwallis				Franzöſiſches Unterwallis			
	Geburten	Überſchuß	G. v. T.	Ü. v. T.	Geburten	Überſchuß	G. v. T.	Ü. v. T.
1921	1309	678	34,6	17,9	2435	845	26,9	9,3
1922	1265	667	33,1	17,4	2294	930	25,0	10,2
1923	1286	593	33,3	18,0	2376	1079	25,8	11,7
1924	1221	584	31,4	15,0	2281	934	24,8	10,1
1925	1200	553	30,7	14,1	2233	903	24,0	9,7
1926	1151	539	29,3	13,7	2232	935	23,8	10,0
1927	1140	560	28,1	14,2	2128	708	22,6	7,5
1928	1196	650	30,1	16,4	2331	899	24,7	9,5
1929	1188	549	29,7	13,7	2173	837	22,8	8,8
1930	1168	607	29,0	15,1	2239	893	23,4	9,3
1931	1182	587	29,2	14,5	2220	720	23,1	7,5
1932	1176	582	29,3	14,5	2244	868	23,5	9,1
1933	1158	586	28,5	14,4	2818	888	23,1	9,2
1934	1156	615	28,4	15,1	2211	866	22,9	9,0
1935	1120	526	27,3	12,8	2193	726	22,6	7,5

volksbiologiſch troſtloſen Lage des Stadtkantons Genf, der ſeit 1922 erhebliche Sterbeüberſchüſſe infolge ſeiner niedrigen Geburtenziffern von meiſt unter 10 v. T. aufweiſt. Auch die ländliche Waadt hat kaum nennenswerten Geburtenüberſchuß und weiſt 1935 bereits einen geringfügigen Sterbeüberſchuß auf. Auch der Kanton Neuenburg, Sitz einer hochentwickelten Uhreninduſtrie, iſt ſeit 1926 ein Sterbeüberſchußgebiet, das mangels einer genügenden Zuwanderung einem raſchen Bevölkerungsſchwund anheimfällt (1920: 131349 Einwohner, 1935: nurmehr 118800!). Andererſeits ſind beſonders das Freiburger und ein Teil des Walliſer franzöſiſchen Sprachgebietes, Landſtriche mit hohem Geburtenſegen, die die einzigen volksbiologiſchen Lichtpunkte der franzöſiſchen Weſtſchweiz darſtellen. Merkwürdigerweiſe finden wir dieſe volkspolitiſchen „Hochdruckgebiete" gerade in der Nähe der Sprachgrenze, wie wir es übrigens auch in etwas ſchwächerem Maße im Großſtaat Frankreich beobachten können, wo die nordweſtlichen Grenzzonen vom Kanal bis ans Kohlenbecken von Briey einen erheblich höheren Geburtenſtand mit Geburtenüberſchüſſen aufweiſen, während beſonders im Innern Frankreichs, beſonders am Nordrand des Gebirgsmaſſivs und in der Gironde ein großes „volksbiologiſches Vakuum" mit dauerndem Sterbeüberſchuß ſich zeigt. Wir wollen hier noch kurz dieſer Erſcheinung eines volksbiologiſchen Überdrucks in der Nähe der politiſchen oder ſprachlichen Grenze in der weſtlichen Schweiz etwas nachgehen. Zu dieſem Zwecke vergleichen wir innerhalb der drei gemiſchten Kantone den deutſchen Geburtenſtand mit dem franzöſiſchen. Im Kanton Bern (vgl. Tab. 18) waren zu Beginn der beobachteten Zeitſpanne die franzöſiſchen Geburten ein wenig zahlreicher, während langſam und mit Unterbrechungen das deutſchſprachige Gebiet an Geburtenzahl obenauf gelangt. Dieſe Verlagerung zeigt ſich beim Geburtenüberſchuß noch etwas deutlicher, wo teilweiſe ſchon Unterſchiede bis zu 1,0 v. T. zugunſten des Berner Deutſchtums auftreten. Dabei iſt zu berückſichtigen, daß das deutſche Sprachgebiet in der Großſtadt Bern und dem induſtriereichen Biel zwei erheblich geburtenärmere Gebiete aufweiſt, während der franzöſiſche Jura keine größeren Städte zu verzeichnen hat. In dem letzten Gebiet beobachten wir wieder randſtändige Bezirke mit Geburtenhochdruck. So weiſt der unmittelbar an der Sprachgrenze gelegene Bezirk Delsberg höhere Geburtenzahlen und erhebliche Überſchüſſe auf (1935: G. 19,5, Ü. 8,8), während der von der Sprachgrenze entfernterliegende Pruntruter Bezirk (ebenſo wie der kleine Bezirk Neuenſtadt) bereits einen Sterbeüberſchuß aufweiſt (ſiehe Tab. 23). Auch im deutſchberner Gebiet ſelbſt finden wir in ſchwächerem Maße den gleichen Vorgang, die ſprachgrenzſtändigen Bezirke Laufen, Aarberg, Laupen, Schwarzenburg und Saanen weiſen durchweg höhere Geburtenüberſchußzahlen auf als die mehr binnenſtändigen Bezirke.

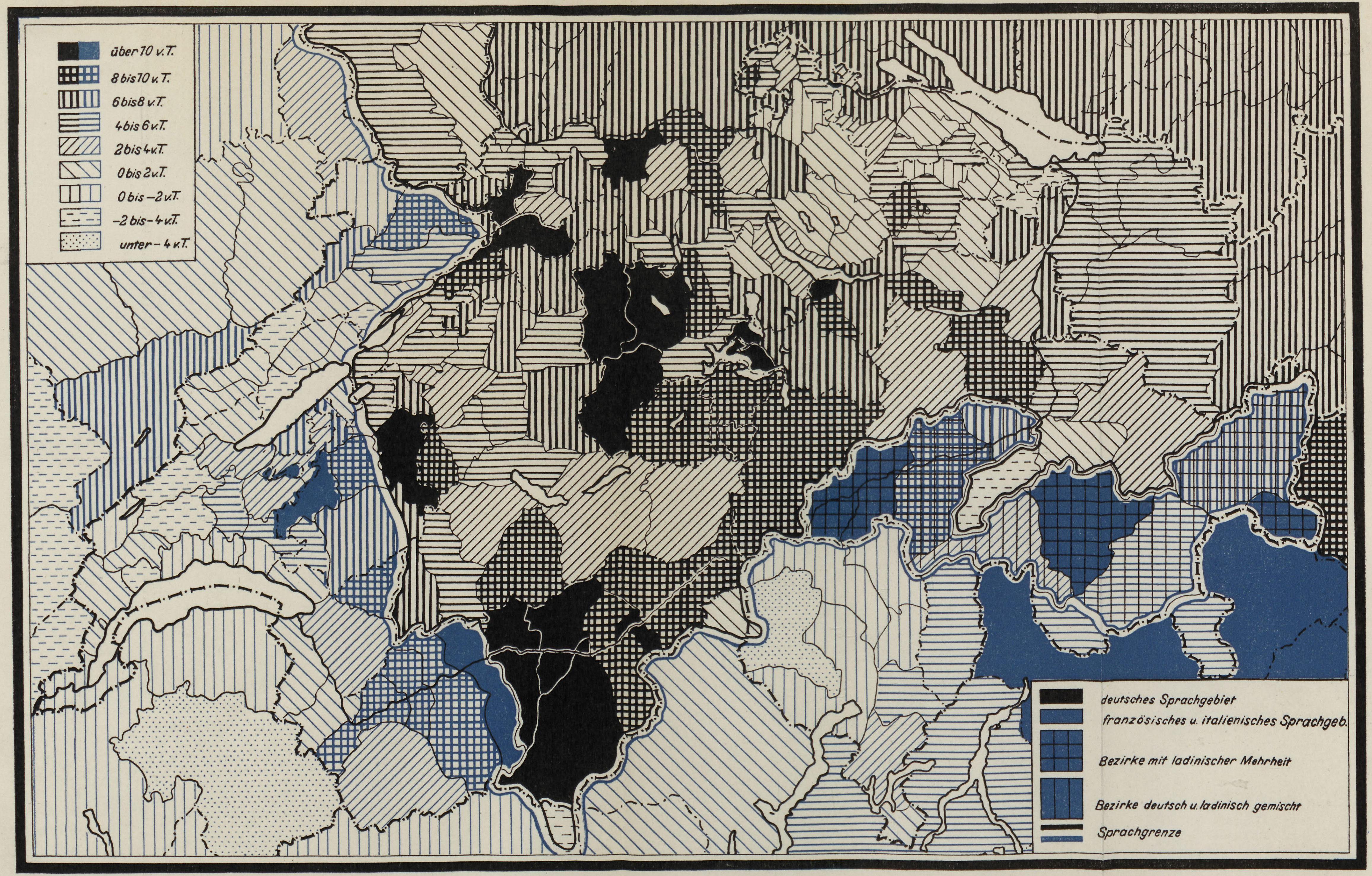
Im Kanton Freiburg (vgl. Tab. 22) ſteht der deutſche Bezirk Senſe mit ſeiner Geburtenzahl weitaus an der Spitze (27,0 v. T.), entſprechend hoch iſt auch ſein Geburtenüberſchuß (15,6 v. T.). Weit unter dieſer Höhe hält ſich der Seebezirk mit ſeinem Landſtädtchen Murten. Zuſammengefaßt iſt das deutſchſprachige Freiburger Gebiet (vgl. Tab. 19) ſtändig dem franzöſiſchen Teil überlegen, wobei die dem franzöſiſchen Sprachgebiet zugerechnete, jedoch $^1/_3$ deutſchſprachige Stadt Freiburg noch günſtige Ziffern aufweiſt. Sehr erheblich iſt der Abſtand zwiſchen der deutſchen und franzöſiſchen Geburtenlage im Kanton Wallis (vgl. Tab. 20). Hier ſiedeln die Deutſchen in den kargen Tälern Oberwallis, in einzelnen Gemeinden ſogar bis über die Bergkämme hinweg. Die Geburtenzahl von Deutſchwallis iſt durchweg 5—8 Tauſendſtufen höher, der deutſche Geburtenüberſchuß reicht verhältnismäßig faſt an das Doppelte des franzöſiſchen heran. Im Ganzen betrachtet iſt die Geburtenlage in den drei Miſchkantonen dem Deutſchtum durchaus günſtig, und zwar anſteigend vom Bernergebiet über das Freiburger zum Walliſer.

In der italieniſchen Schweiz, die die ſüdlich der Alpenkämme gelegenen Täler umfaßt, finden wir ein ſtarkes Anſteigen der deutſch Sprechenden, von 1294 (1880) auf 12070 (1930), i. V. von 0,91 auf 7,03 v. H. (vgl. Tab. 21). Bodenſtändiges deutſches Volkstum gibt es im Teſſin nur in dem von Oberwallis her beſiedelten, 1506 Meter über dem Meere gelegenen Dorfe Gurin (Bosco). Das Anwachſen der deutſch Sprechenden iſt hauptſächlich bedingt durch das zahlreiche Einſtrömen von Deutſchſchweizern in die

Karte II

Burkardt: Ein volksbiologiſcher Querſchnitt durch die Schweiz nach dem Kriege

Der Geburtenüberſchuß der Schweiz im Jahre 1935


über 10 v. T.
8 bis 10 v. T.
6 bis 8 v. T.
4 bis 6 v. T.
2 bis 4 v. T.
0 bis 2 v. T.
0 bis –2 v. T.
–2 bis –4 v. T.
unter –4 v. T.
deutsches Sprachgebiet
französisches u. italienisches Sprachgeb.
Bezirke mit ladinischer Mehrheit
Bezirke deutsch u. ladinisch gemischt
Sprachgrenze

Deutſches Archiv für Landes- und Volksforſchung II.

Verlag von S. Hirzel in Leipzig

STADTBIBLIOTHEK ELBING

Tabelle 21. Die Entwicklung der italieniſchen Schweiz 1880—1930*)

	Wohnbevölkerung	Proteſtanten	Katholiken	Juden	Sonſtige	Deutſch ſprechende	Franzöſiſch ſprechende	Italieniſch ſprechende	Rätoromaniſch ſprechende	Sonſtige
1880	142832	2647	139775	14	296	1294	233	141024	225	66
v. H.		*1,85*	*97,87*	*0,01*	*0,27*	*0,91*	*0,15*	*98,74*	*0,16*	*0,04*
Zunahme	**—4132**	+707	**—4882**	**—3**	+46	+813	+33	**—5054**	+35	+41
Zunahme v. H.	*—2,9*	*+26,7*	*—3,5*	*—21,4*	*+11,6*	*+63,0*	*+14,8*	*—3,6*	*+15,6*	*+62,1*
Veränderung		*+0,57*	*—0,62*	—	*+0,05*	*+0,61*	*+0,03*	*—0,71*	*+0,03*	*+0,04*
1888	138700	3354	134393	11	442	2107	256	135970	260	107
v. H.		*2,42*	*97,25*	*0,01*	*0,32*	*1,52*	*0,18*	*98,03*	*0,19*	*0,08*
Zunahme	+12020	+1050	+10818	+7	+145	+1304	+167	+10476	—7	+80
Zunahme v. H.	*+8,7*	*+31,3*	*+8,0*	*+63,7*	*+32,8*	*+61,9*	*+65,2*	*+7,7*	*—2,7*	*+74,8*
Veränderung		*+0,50*	*—0,57*	—	*+0,07*	*+0,74*	*+0,10*	*—0,87*	*—0,02*	*+0,05*
1900	150720	4404	145711	18	587	3411	423	146446	253	187
v. H.		*2,92*	*96,68*	*0,01*	*0,39*	*2,26*	*0,28*	*97,16*	*0,17*	*0,13*
Zunahme	+936	+36	+846	+2	+52	+153	+41	+750	**—6**	**—2**
Zunahme v. H.	*+0,6*	*+0,8*	*+0,6*	*+11,1*	*+8,8*	*+4,5*	*+9,7*	*+0,5*	*—2,4*	*—1,1*
Veränderung		*+0,01*	*—0,04*	—	*+0,03*	*+0,09*	*+0,03*	*—0,10*	*—0,10*	*—0,01*
1910	151656	4440	146557	20	639	3564	464	147196	247	185
v. H.		*2,93*	*96,64*	*0,01*	*0,42*	*2,35*	*0,31*	*97,06*	*0,16*	*0,12*
Zunahme	+13534	+3749	+4761	+174	+4811	+5286	+639	+7253	+72	+384
Zunahme v. H.	*+8,9*	*+84,4*	*+3,2*	*+870*	*+753*	*+148*	*+138*	*+4,8*	*+29,1*	*+208*
Veränderung		*+2,03*	*—5,04*	*+0,11*	*+2,90*	*+3,01*	*+0,36*	*—3,62*	*+0,03*	*+0,24*
1920	165190	8189	151318	194	5489	8850	1103	154349	319	569
v. H.		*4,96*	*91,60*	*0,12*	*3,32*	*5,36*	*0,67*	*93,44*	*0,19*	*0,34*
Zunahme	+6600	+2004	+5023	+46	**—434**	+3220	+225	+2931	+106	+118
Zunahme v. H.	*+4,0*	*+24,4*	*+3,3*	*+23,7*	*—7,9*	*+37,5*	*+20,5*	*+1,9*	*+33,1*	*+20,7*
Veränderung		*+0,98*	*+0,60*	*+0,02*	*—0,40*	*+1,67*	*+0,10*	*—1,89*	*+0,06*	*+0,06*
1930	171790	10193	156341	240	5016	12070	1328	157280	425	687
v. H.		*5,94*	*91,00*	*0,14*	*2,92*	*7,03*	*0,77*	*91,55*	*0,25*	*0,40*

---

*) Die Zahlen des Zuwachſes beziehen ſich ſtets auf das laufende Jahrzehnt.

Tabelle 22. Die Bevölkerungsbewegung der deutſchen Schweiz nach Kantonen und Bezirken im Jahre 1935

	Geburten	Todesfälle	Überſchuß	G. v. T.	T. v. T.	Ü. v. T.
1. K. Luzern	4099	2437	1662	20,8	10,7	10,1
1a) Entlebuch	478	230	248	27,3	13,1	14,2
1b) Hochdorf	547	315	232	21,2	12,2	9,0
1c) Luzern	1357	1020	337	16,0	12,0	4,0
1d) Surſee	836	400	436	24,9	11,9	13,0
1e) Willisau	881	472	409	26,5	14,1	12,4
2. K. Uri	533	317	216	22,7	13,5	9,2
3. K. Schwyz	1370	870	500	21,6	13,7	7,9
3a) Einſiedel	177	109	68	22,0	13,6	8,4
3b) Gerſau	49	26	23	25,8	13,7	12,1
3c) Höfe	160	91	69	24,6	14,2	10,4
3d) Küßnacht	110	59	51	24,4	13,1	11,3
3e) March	333	217	116	22,0	14,5	7,5
3f) Schwyz	541	368	173	20,0	13,6	6,4
4. K. Obwalden	400	211	189	20,0	10,5	9,5
5. K. Nidwalden	349	107	142	22,6	13,4	9,2
6. K. Zug	667	407	260	18,8	11,5	7,3
7. K. Zürich	9008	7014	1994	13,9	10,8	3,1
7a) Affoltern	195	177	18	13,9	12,6	1,3
7b) Andelfingen	259	294	—35	14,2	16,1	—1,9
7c) Bülach	457	287	170	16,7	10,5	6,2
7d) Dielsdorf	235	188	47	14,0	11,2	2,8
7e) Hinwil	495	460	35	13,6	13,0	0,6
7f) Horgen	688	566	122	17,8	15,4	2,4
7g) Meilen	475	391	84	16,1	13,3	2,8
7h) Pfäffikon	300	265	35	15,1	13,6	1,5
7i) Uſter	339	398	41	14,7	13,9	1,8
7k) Winterthur	1026	892	134	13,9	12,1	1,8
7l) Zürich	4539	3196	1343	13,7	9,6	4,1
8. Schaffhauſen	755	632	123	14,5	12,2	2,3
8a) Klettgau, Ober=	39	60	—21	12,6	19,2	—6,6
8b) Klettgau, Unter=	76	40	36	19,0	10,0	9,0
8c) Reiat	75	53	22	17,9	12,7	5,2
8d) Schaffhauſen	472	389	83	14,3	11,8	2,5
8e) Schleitheim	45	34	11	16,7	12,6	4,1
8f) Stein	48	56	—8	12,0	14,0	—2,0
9. K. Baſel (Stadt)	2107	1842	265	12,5	10,9	1,6
9a) Stadtbezirk	2023	1740	283	12,5	10,7	1,8
9b) Landbezirk	84	102	—18	12,0	14,6	—2,6
10. Baſel (Land)	1389	950	439	14,6	10,0	4,6
10a) Arlesheim	660	462	198	13,7	9,6	4,1
10b) Lieſtal	3442	236	108	16,4	11,2	5,2
10c) Siſſach	266	161	105	15,6	9,5	6,1
10d) Waldenburg	119	91	28	12,7	9,8	2,9
11. K. Solothurn	2682	1509	1173	18,0	10,1	7,9
11a) Balsthal=Gäu	190	89	101	23,2	10,9	12,3

	Geburten	Todesfälle	Überſchuß	G. v. T.	T. v. T.	Ü. v. T.
11b) Balsthal-Thal	254	118	136	21,6	10,0	11,6
11c) Bucheggberg	108	63	45	18,9	11,0	7,9
11d) Dorneck	158	102	56	18,2	11,7	6,5
11e) Gösgen	248	122	126	19,4	9,6	9,8
11f) Kriegſtetten	442	253	189	18,9	10,8	8,1
11g) Lebern	395	201	194	16,7	8,4	8,3
11h) Olten	486	298	188	16,2	9,9	6,3
11i) Solothurn	197	176	21	14,3	12,8	1,5
11k) Thierſtein	204	87	117	25,8	10,8	14,6
12. K. Aargau	4676	2940	1736	17,6	11,1	6,5
12a) Aarau	511	319	192	16,0	10,0	6,0
12b) Baden	824	441	383	18,3	9,8	8,5
12c) Bremgarten	469	292	177	15,4	8,0	7,4
12d) Brugg	289	241	48	13,8	11,5	2,3
12e) Kulm	402	270	132	17,7	11,9	5,8
12f) Laufenburg	346	201	145	24,4	14,2	10,2
12g) Lenzburg	406	246	160	17,5	10,7	6,8
12h) Muri	292	207	85	18,9	14,4	5,5
12i) Rheinfelden	230	171	59	16,1	12,0	4,1
12k) Zofingen	587	371	216	17,3	10,9	6,4
12l) Zurzach	320	181	139	21,8	12,4	9,4
13. K. Bern (deutſcher Teil)	9501	6787	2714	15,9	11,3	4,6
13a) Aarberg	299	238	61	27,9	22,2	5,7
13b) Aarwangen	520	218	202	17,3	10,6	6,7
13c) Bern (Bezirk)	2006	1626	380	13,1	10,6	2,5
13d) Biel (Bezirk)	513	439	74	13,1	11,2	1,9
13e) Büren	199	145	54	14,6	10,6	4,0
13f) Burgdorf	602	372	230	18,3	11,3	7,0
13g) Erlach	119	82	37	14,7	14,1	4,6
13h) Fraubrunnen	225	136	89	15,0	9,1	5,9
13i) Frutigen	292	172	120	22,5	13,3	9,2
13k) Interlaken	426	336	90	15,0	11,8	3,2
13l) Konolfingen	597	417	180	18,6	13,0	5,6
13m) Laufen	176	114	62	18,7	12,1	6,6
13n) Laupen	162	100	62	18,2	11,2	7,0
13o) Nidau	224	166	58	14,8	11,0	3,8
13p) Oberhasle	93	70	23	13,7	13,3	3,4
13q) Saanen	116	68	48	18,7	11,0	7,7
13r) Schwarzenburg	206	124	82	20,4	12,3	8,1
13s) Seftigen	384	268	116	18,1	12,6	5,5
13t) Signau	503	309	194	20,1	12,3	7,8
13u) Simmenthal, Nieder-	205	177	28	16,1	13,9	2,2
13v) Simmenthal, Ober-	114	83	31	16,1	11,7	4,4
13w) Thun (Bezirk)	735	510	225	16,7	11,6	5,1
13x) Trachſelwald	447	309	138	18,6	12,8	5,8
13y) Wangen	338	208	130	17,4	10,7	6,7
14. K. Freiburg (deutſcher Teil)	928	489	439	23,1	12,2	10,9
14a) Seebezirk	291	220	71	18,3	13,8	4,5
14b) Senſe	625	264	361	27,0	11,4	15,6
15) K. Wallis (deutſcher Teil)	1120	594	526	27,3	14,5	12,8
15a) Brig	232	150	82	22,5	14,5	8,0
15b) Goms	111	74	37	26,4	17,6	8,8

	Geburten	Todesfälle	Überſchuß	G. v. T.	T. v. T.	Ü. v. T.
15c) Leuk	214	130	84	27,4	16,6	10,8
15d) Raron öſtlich und weſtlich .	219	96	123	30,4	13,3	17,1
15e) Viſp	344	144	200	28,9	12,1	16,8
16. K. St. Gallen	4675	3547	1128	16,4	12,5	3,9
16a) Gaſter	212	137	75	24,4	15,8	8,6
16b) Goſſau	216	164	51	15,9	12,1	3,8
16c) Rheinthal, Ober-	364	250	114	19,6	13,5	6,1
16d) Rheinthal, Unter-	335	239	96	15,8	11,2	4,6
16e) Rorſchach (Bezirk)	344	240	104	15,0	10,5	4,5
16f) St. Gallen (Bezirk) . . .	852	820	32	12,5	12,0	0,5
16g) Sargans	238	252	186	20,1	11,6	8,5
16h) Seebezirk	347	232	115	19,2	12,8	6,4
16i) Toggenburg, Alt-	262	135	127	21,3	11,5	9,8
16k) Toggenburg, Neu-	193	140	53	16,0	11,7	4,3
16l) Toggenburg, Ober- . . .	178	168	10	15,6	14,7	0,9
16m) Toggenburg, Unter- . . .	408	292	116	17,4	12,4	5,0
16n) Werdenberg	299	245	54	15,6	12,8	2,8
16o) Wil	227	232	—5	15,7	16,0	—0,3
17. K. Appenzell A.-Rh. . . .	653	719	—66	13,7	15,1	—1,4
17a) Hinterland	326	308	18	14,5	13,2	1,3
17b) Mittelland	146	186	—40	11,4	14,5	—3,1
17c) Vorderland	181	225	—44	13,1	16,3	—3,2
18. K. Appenzell Inn-Rh. . .	297	206	91	21,1	14,6	6,5
19. K. Thurgau	2150	1760	390	15,7	12,8	2,9
19a) Arbon	311	288	23	13,0	12,1	0,9
19b) Biſchofszell	314	220	94	16,3	11,5	4,8
19c) Dieſenhofen	80	104	24	17,0	22,1	—5,1
19d) Frauenfeld	296	231	65	15,4	12,0	3,4
19e) Kreuzlingen	277	268	9	13,8	13,4	0,4
19f) Münchwilen	368	260	108	18,4	13,0	5,4
19g) Steckborn	253	161	92	19,8	12,6	7,2
19h) Weinfelden	251	228	23	15,6	14,2	1,4
20. K. Glarus	571	437	134	16,2	11,5	3,8
21. K. Graubünden (deutſcher u. rätoromaniſcher Teil). .	2078	1498	580	18,2	13,1	5,1
21a) Albula (meiſt rätoromaniſch)	155	85	70	22,1	12,1	10,0
21b) Glenner (meiſt rätoromaniſch)	287	181	106	24,3	15,3	9,0
21c) Heinzenberg	121	141	—203	17,3	20,2	—2,9
21d) Hinterrhein (deutſch-räto-romaniſch gemiſcht) . . .	43	37	6	17,2	14,8	2,4
21e) Imboden (deutſch-räto-romaniſch gemiſcht) . . .	131	92	39	21,1	14,8	6,3
21f) Inn (meiſt rätoromaniſch).	125	94	31	18,7	14,2	4,5
21g) Landquart, Ober-	282	229	53	15,5	12,5	3,0
21h) Landquart, Unter-	271	198	73	19,9	14,5	5,4
21i) Maloja-Oberengadin (gem.)	120	69	51	10,9	6,3	4,6
21k) Münſterthal (meiſt rätoro-maniſch)	45	20	25	28,1	12,5	15,6
21l) Pleſſur	290	250	40	13,2	11,4	1,8
21m) Vorderrhein (meiſt rätoro-maniſch)	208	102	106	28,1	13,8	14,3

durch die Fremdeninduſtrie, hier als Hotellerie bezeichnet, mit ihren zahlreichen abhängigen Gewerben begünſtigten Orte. Es findet ſein natürliches Gegengewicht in der maſſenhaften Zuwanderung italieniſch Sprechender in das deutſche und franzöſiſche Sprachgebiet beſonders vor 1910. In geringerem Maße haben auch die franzöſiſch Sprechenden zugenommen von 233 (1880) auf 1328 (1930), i. V. von 0,15 auf 0,77 v. H., während der italieniſch ſprechende Anteil in der gleichen Zeitſpanne von 98,74 auf 91,75 v. H. zurückging. Entſprechend dem Anwachſen der deutſch Sprechenden verläuft auch die Zunahme der Proteſtanten, von 2647 auf 10193, i. V. von 1,85 auf 5,94 v. H. Auf der anderen Seite finden wir einen Rückgang der Katholiken von 97,87 v. H. auf 91,00 v. H.

In der Überſicht der deutſchſprachigen Bezirke der Schweiz (ſiehe Tab. 22 und die beiden beigefügten Karten) ſehen wir ſämtliche Bezirke der Binnenſchweiz mit Ausnahme von Luzern mit über 20 v. T. Geburten, eine Höhe, die als volksbiologiſches Mindeſtmaß den Volksbeſtand gewährleiſtet. Die gleiche Höhe finden wir außerdem noch in den Solothurner Bezirken, beiden Balsthal und Thierſtein, und in den Aargauer Bezirken Laufenburg und Zurzach der deutſchen Nordweſtſchweiz, ferner in den Berner Bezirken Aarberg, Frutigen, Schwarzenburg und Signau, im Freiburger Bezirk Senſe und in ſämtlichen 6 Deutſch-Walliſer Bezirken der deutſchen Südweſtſchweiz.

In der Oſtſchweiz erreichen nur Gaſter, Sargans, Alttoggenburg vom Kanton St. Gallen, der Kanton Appenzell Inner-Rhoden und die rätoromaniſchen Bezirke Albula, Glenner, Münſter und Vorderrhein und der gemiſchte Bezirk Imboden von Graubünden den volksbiologiſchen Sollſtand von 20 v. T. Entſprechend verhalten ſich die Überſchußzahlen. Über 10 v. T. haben in der Binnenſchweiz nur die Luzerner Bezirke Entlebuch, Surſee und Williſau, die Schwyzer Bezirke Gerſau, Höfe und Küßnacht, in der Nordweſtſchweiz die Solothurner Bezirke Balsthal-Gäu, Balsthal-Thal und Thierſtein und der Aargauer Bezirk Laufenburg. Von den Deutſch-Berner Bezirken erreicht keiner dieſe Höhe, dagegen der Freiburger Senſe Bezirk und die Walliſer Bezirke Leuk, beide Raron und Viſp. In der Oſtſchweiz finden wir nur die drei rätoromaniſchen Bezirke Albula, Münſter und Vorderrhein in dieſer Höhe. Sterbeüberſchüſſe weiſen der Zürcher Bezirk Andelfingen und die beiden Schaffhauſener Bezirke Oberklettgau und Stein auf. Die deutſche Südweſtſchweiz hat keine Sterbeüberſchußgebiete, dagegen finden wir ſolche in der Oſtſchweiz in dem St. Galler Bezirk Wil, in den Appenzell-Außenrhodiſchen Bezirken Mittelland und Vorderland ſowie Dieſſenhofen (Thurgau) und Heinzenberg (Graubünden).

In der franzöſiſchen Schweiz (ſiehe Tab. 23) weiſt bereits die Mehrzahl der Bezirke der drei rein franzöſiſchen Kantone Sterbeüberſchüſſe auf, auch die hier noch vorhandenen Geburtenüberſchüſſe ſind ſehr gering. Im franzöſiſchen Berner Jura haben die beiden Bezirke Neuenſtadt und Pruntrut Sterbeüberſchüſſe, dagegen weiſen hier noch die Bezirke Glane (Freiburg), Hérens und Siders (beide in Wallis) Geburtenüberſchüſſe von über 10 v. T. auf. In der italieniſchen Schweiz haben bereits 5 Bezirke Lenio, Leventina, Locarno, Riviera und Valle Maggia Sterbeüberſchüſſe (ſiehe Tab. 24).

Recht eindrucksvoll geſtaltet ſich die Zuſammenſtellung der Schweizer Bezirke nach ihrer Geburtenhöhe geordnet (ſiehe Tab. 25). Von den deutſchſchweizer Bezirken haben 59 über 18 v. T. Geburten, 70 deutſche bleiben darunter, die 27 Bezirke der rein franzöſiſchen Kantone bleiben ſämtliche darunter, nur 12 Bezirke der gemiſchten Kantone erreichen dieſe Höhe, ebenſo noch 3 italieniſche Bezirke. Die Binnen- und Nordſchweiz verhalten ſich entgegengeſetzt, die Binnenſchweiz hat 14 Bezirke darüber und einen darunter, die Nordſchweiz einen Bezirk darüber und 16 darunter, in den übrigen deutſchſchweizer Gebieten überwiegen teils die über 18, teils die unter 18 v. T.

Tabelle 23. Die Bevölkerungsbewegung der franzöſiſchen Schweiz nach Bezirken 1935

	Geburten (G.)	Todesfälle (T.)	Überſchuß (Ü.)	G. v.T.	T. v.T.	Ü. v.T.
1. K. Genf	1646	2271	**—625**	9,4	13,0	**—3,6**
1a) Genf-Stadt	1098	1578	**—480**	8,7	12,5	**—3,8**
1b) Genf-Land	548	639	**—145**	11,4	14,4	**—3,0**
2. K. Waadt	4426	4439	**—13**	13,0	13,1	**—0,1**
2a) Aigle	348	294	54	14,0	11,8	2,2
2b) Aubonne	108	108	0	14,2	14,2	0,0
2c) Avenches	73	81	**— 8**	15,2	16,9	**—1,7**
2d) Coſſonay	141	179	**—38**	12,6	16,0	**—3,4**
2e) Echallens	155	117	38	17,2	13,0	4,2
2f) Grandſon	152	151	1	11,8	11,7	0,1
2g) Lauſanne (Bezirk)	1229	1347	**—118**	13,1	14,3	**—1,2**
2h) La Vallée	69	79	**—10**	11,3	12,9	**—1,6**
2i) Lavaux	147	159	**—12**	14,1	15,1	**—1,0**
2k) Morges	237	247	**—10**	12,9	13,4	**—0,5**
2l) Moudon	153	132	21	14,7	12,7	2,0
2m) Nyon	179	189	**—10**	12,1	12,8	**—0,7**
2n) Orbe	211	148	**—37**	12,3	14,5	**—2,2**
2o) Oron	102	69	33	17,0	11,5	5,5
2p) Payerne	174	146	28	14,9	12,5	2,4
2q) Pays d'Enhaut	62	75	**—13**	10,9	13,2	**—2,3**
2r) Rolle	74	89	**—15**	11,6	13,9	**—2,3**
2s) Vevey (Bezirk)	521	476	45	12,1	11,1	1,0
2t) Yverdon	291	253	38	16,0	13,9	2,1
3. K. Neuenburg	1398	1524	**—126**	11,8	12,8	**—1,0**
3a) Boudry	232	274	**—42**	14,2	16,8	**—2,6**
3b) Chaux-de-Fonds	310	434	**—124**	8,4	11,8	**—3,4**
3c) Locle	199	182	17	11,6	10,6	1,0
3d) Neuenburg (Bezirk)	360	348	12	12,2	11,8	0,4
3e) Val de Ruz	109	101	8	12,1	11,2	0,9
3f) Val de Travers	188	185	3	12,1	11,9	0,2
4. K. Bern (franz. Teil)	1626	1268	358	15,6	12,2	3,4
4a) Courtelary	299	282	17	12,5	11,8	0,7
4b) Delsberg	368	204	164	19,5	10,7	8,8
4c) Freibergen	150	95	55	17,2	10,9	6,3
4d) Münſter	379	264	115	15,7	10,9	4,8
4e) Neuenſtadt	58	71	**—13**	12,9	15,8	**—2,9**
4f) Pruntrut	372	352	20	15,8	16,6	**—0,8**
5. K. Freiburg (franz. Teil)	2282	1466	816	21,6	13,9	7,7
5a) Broye	333	231	102	22,1	15,4	6,7
5b) Glâne	363	210	153	23,7	13,7	10,0
5c) Greierz	540	378	162	21,2	14,8	6,4
5d) Saane	877	517	360	21,7	12,8	8,9
5e) Veveyſe	181	135	46	21,5	16,0	5,5
6. K. Wallis (franz. Teil)	2193	1467	726	22,6	15,1	7,5
6a) Conthey	270	170	100	26,0	16,5	9,7
6b) Entremont	175	151	24	20,1	17,3	2,8
6c) Hérens	227	136	91	27,0	16,2	10,8
6d) Martigny	362	229	133	23,5	14,9	8,6
6e) Monthey	236	221	15	17,6	16,4	1,2
6f) St. Maurice	112	102	10	14,4	13,1	1,3
6g) Siders	486	252	234	25,6	13,3	12,3
6h) Sitten	325	206	119	23,3	14,5	8,8

Geburten zählenden Bezirke. Ebenſo wirkungsvoll iſt auch die Stufung der Bezirke nach den Geburtenüberſchüſſen (vgl. Tab. 26). Von 72 Bezirken mit über 6 v. T. Überſchuß ſind 61 deutſche und 11 franzöſiſche, letzte ſämtlich in den gemiſchten Kantonen, unter dieſer Höhe finden ſich 68 deutſche, 35 franzöſiſche und alle 11 italieniſchen Bezirke.

Zuletzt noch eine kurze Aufſtellung der Schweizer Städte nach Sprachgebieten geſondert (vgl. Tab. 27). Von den deutſchſprachigen Städten hat nur Heriſau im Kanton Appenzell-Außerrhoden einen Sterbeüberſchuß, umgekehrt haben von den franzöſiſchen Städten nur Freiburg und Montreux Geburtenüberſchüſſe, ebenſo auch die beiden italieniſchen Orte.

Tabelle 24. Die Bevölkerungsbewegung der italieniſchen Schweiz nach Bezirken
1935

	Geburten	Todesfälle	Überſchuß	G. v. T.	T. v. T.	Ü. v. T.
1. K. Teſſin	2545	2235	310	15,8	13,9	1,9
1a) Bellinzona	370	251	119	17,1	11,6	5,5
1b) Lenio	109	112	—3	18,8	19,3	—0,5
1c) Leventina	144	149	—5	14,8	15,3	—0,5
1d) Locarno	454	461	—7	16,2	16,5	—0,3
1e) Lugano	921	743	178	16,2	13,1	3,1
1f) Mendriſio	396	343	53	14,0	12,2	1,8
1g) Riviera	91	95	—4	16,3	17,0	—0,7
1h) Valle-Maggia	60	81	—21	14,3	19,3	—5,0
2. K. Graubünden (ital. Teil)	254	190	64	20,0	14,9	5,1
21n) Bernina	110	82	28	21,6	16,1	5,5
21o) Maloja-Bergel	28	21	7	16,5	12,4	4,1
21p) Moeſa	116	87	29	19,7	14,8	4,9

Einen Rückblick auf die vielgeſtaltige Schweizer Landkarte werfend, ſehen wir zahlreiche geburtenſtarke Inſeln, die in der Höhe der Geburten- und Überſchußzahlen ſogar die niederländiſchen Gebiete der Provinzen Nordbrabant und Limburg und das flämiſche Limburg übertreffen. Dieſe finden ſich faſt ausſchließlich in der Binnenſchweiz und in den beiden Kantonen Freiburg und Wallis.

Zuſammengefaßt iſt die Geburtenlage des Schweizer Deutſchtums noch zum großen Teile befriedigend, wenn ſich auch ſchon zahlreiche morſche Stellen im volksbiologiſchen Gefüge zeigen. Dagegen iſt die franzöſiſche Schweiz dem biologiſchen Verſagen nahegerückt, das nur noch durch die zahlenmäßig ſchwächeren, jedoch geburtenreicheren Freiburger und Walliſer Bezirke etwas anfgehalten wird.

In bezug auf die Entfaltung der drei Sprachgebiete hat die induſtrielle Entwicklung ungefähr ſeit 1880 das franzöſiſche Sprachgebiet mehr und mehr vernachläſſigt und die deutſchen Sprachgebiete bevorzugt, ähnlich wie wir es im letzten Jahrzehnt in Belgien beobachten konnten, wo eine Verlagerung des induſtriellen Schwergewichtes aus dem walloniſchen Hennegau in das flämiſche Limburg ſich anbahnte.

Die Volksbiologie geſtattet, mehr als jeder andere Zweig der volkskundlichen Forſchung, auch einen Blick in die Zukunft zu werfen. Was im Jahre 1935 als Geburten ſich darſtellt, das finden wir im Jahre 1955 unter gewiſſen, mehr oder weniger feſtſtehenden Abzügen als Zwanzigjährige und damit als Wehr- und Zeugungsfähige wieder, die die Verteidigung des heimiſchen Bodens und den Weiterbeſtand der Volks-

Tabelle 25. Die Bezirke der Schweiz nach ihrer Geburtenhöhe geordnet.

mit Geburten v. T.	Anzahl der Bezirke											
	insgeſamt	in der Binnenſchweiz	in der Nordſchweiz	in der Nordweſtſchweiz	in der Südweſtſchweiz	in der Oſtſchweiz	davon mit rätoroman. Mehrheit	in der deutſchen Schweiz	in den 3 rein franz. Kantonen	in den 3 gem. dtſch.-franz. Kantonen	in der franzöſiſchen Schweiz	in der italieniſchen Schweiz
über 24	21	6	—	2	6	4	(3)	18	—	3	3	—
22—24	12	4	—	1	2	1	(1)	8	—	4	4	—
20—22	16	3	—	2	2	4	—	11	—	4	4	1
18—20	25	1	1	6	8	6	(1)	22	—	1	1	2
16—18	36	1	5	8	5	7	—	26	3	2	5	5
14—16	36	—	5	3	5	10	—	23	7	3	10	3
12—14	30	—	6	5	3	5	—	19	9	2	11	—
10—12	8	—	—	—	—	2	—	2	6	—	2	—
unter 10	2	—	—	—	—	—	—	—	2	—	2	—
Summe	186	15	17	27	31	39	(5)	129	27	19	46	11
davon												
über 18	74	1	1	11	18	15	(5)	59	—	12	12	3
unter 18	112	1	16	16	13	24	—	70	27	7	34	8

Tabelle 26. Die Bezirke der Schweiz nach dem Geburtenüberſchuß geordnet

mit Geburtenüberſchuß v. T.	Anzahl der Bezirke											
	insgeſamt	in der Binnenſchweiz	in der Nordſchweiz	in der Nordweſtſchweiz	in der Südweſtſchweiz	in der Oſtſchweiz	davon mit rätoroman. Mehrheit	in der deutſchen Schweiz	in den 3 rein franz. Kantonen	in den 3 gem. dtſch.-franz. Kantonen	in der franzöſiſchen Schweiz	in der italieniſchen Schweiz
über 12	13	4	—	2	3	2	(2)	12	—	1	1	—
10—12	8	2	—	2	1	1	(1)	6	—	2	2	—
8—10	23	5	1	5	4	4	(1)	19	—	5	5	—
6—8	27	3	1	8	7	5	—	24	—	3	3	—
4—6	36	1	3	5	10	9	—	27	2	2	4	4
2—4	24	—	4	2	5	6	—	17	4	1	5	1
0—2	32	—	5	2	1	7	—	15	11	3	14	2
—0 bis 2	8	—	1	—	—	1	—	2	2	1	3	3
—2 bis —4	13	—	1	1	—	3	—	5	8	1	9	—
unter —4	3	—	1	—	—	1	—	2	—	—	—	1
Summe:	186	15	17	27	31	39	(5)	129	27	19	46	11
davon												
über 6	72	14	2	17	15	12	(4)	61	—	11	11	—
unter 6	114	1	15	10	16	27	(1)	68	27	8	35	11

ſubſtanz ſichern. Gerade für die kleine Schweiz, die heute alle ihre Kräfte anſpornt, um ihren Platz an der Sonne zu behaupten, iſt ein ſolcher Ausblick von erheblicher Bedeutung.

Wir betrachten hier zunächſt den Zuwachs der Geſamtſchweiz und der drei größeren, ſprachlich geſchiedenen Landesteile.

Das Schweizer Staatsgebiet zeigt in dem Jahrfünft 1931—1935 einen Geburtenüberſchuß von 94518. Hiervon entfallen allein auf die deutſchſprachige Schweiz 82905, auf die franzöſiſche 9861 und die italieniſche 2168 Überſchuß. Der Anteil des Geburtenüberſchuſſes in der deutſchſprachigen Schweiz beträgt 87,3 v. H., der des franzöſiſchen Sprachgebietes 10,4 und der Zuwachs der italieniſchen Schweiz 2,3 v. H. der geſamten Schweiz. Damit überſteigt der Geburtenüberſchuß im deutſchen (einſchließlich rätoromaniſchen) Sprachgebiet den Hundertſatz der Deutſchen (und Rätoromanen) um 14 Hundertſtufen, (87,3 gegen 73,0); der Überſchuß des franzöſiſchen Volksteils beträgt dagegen nur rund die Hälfte des Hundertſatzes der franzöſiſchen Bevölkerung (10,4 gegen 20,4). Für das italieniſche Sprachgebiet laſſen ſich dieſe Vergleiche nicht anſtellen, da 35 v. H. der italieniſch Sprechenden außerhalb

Tabelle 27. Die Bevölkerungsbewegung der Schweizer Städte 1935

	Geburten v. T.	Todesfälle v. T.	Geburtenüberſchuß v. T.
I. Die Städte der deutſchen Schweiz			
A. Binnenſchweiz			
Luzern	15,2	13,0	2,2
B. Nordſchweiz			
Zürich	13,5	9,4	3,9
Winterthur	13,1	13,0	1,0
Schaffhauſen	13,3	12,5	0,5
C. Nordweſtſchweiz			
Baſel	12,5	10,8	1,7
Solothurn	14,3	12,8	1,5
Olten	15,9	9,9	6,0
Aarau	12,3	9,6	2,7
D. Südweſtſchweiz			
Bern	11,8	10,5	1,3
Biel	12,9	11,8	1,8
Thun	16,6	11,5	5,1
E. Oſtſchweiz			
St. Gallen	12,2	12,0	0,2
Rorſchach	14,4	10,9	3,5
Heriſau	13,1	13,7	**—0,6**
Arbon	11,1	11,1	0,0
Chur	13,0	12,7	0,3
II. Die Städte der franzöſiſchen Schweiz			
Genf	8,8	12,6	**—3,8**
Lauſanne	13,1	13,9	**—0,8**
Vevey	12,2	12,6	**—0,4**
Montreux	12,7	11,2	1,5
Neuenburg	11,0	11,6	**—0,6**
Chaux de Fonds	8,4	11,8	**—3,4**
Le Locle	10,0	10,4	**—0,4**
Freiburg	20,3	13,6	6,7
III. Die Städte der italieniſchen Schweiz			
Bellinzona	13,0	9,8	3,2
Lugano	16,3	11,7	4,6

des italieniſchen Sprachgebietes wohnen (1930). Immerhin dürfte auch unter Berückſichtigung dieſes Faktors der Zuwachs der italieniſch Sprechenden unter ihrem Bevölkerungsanteil liegen. Für den Geſamtzuwachs (natürlicher Zuwachs und Überſchuß der Wanderbewegung) ſtellen ſich die Zahlen noch um ein weniges für das deutſche Sprachgebiet günſtiger, für das franzöſiſche ungünſtiger. Der Geſamtzuwachs der Schweiz beträgt in dieſem Jahrfünft in runden Zahlen 104800. Hiervon entfällt auf das deutſche (einſchließlich rätoromaniſche) Sprachgebiet 92800 (88,6 v. H.), auf das franzöſiſche 9650 (9,2 v. H.) und auf das italieniſche 2350 (2,2 v. H.) Geſamtzuwachs.

In abſehbarer Zeit dürfte der natürliche Bevölkerungszuwachs der franzöſiſchen Schweiz völlig zum Erliegen kommen. An eine vermehrte Einwanderung aus dem franzöſiſchen Muttergebiet iſt ſchon deswegen gar nicht zu denken, da Frankreich ſelbſt noch in größerem Maße als die franzöſiſche Weſtſchweiz an den Nöten der Volksverarmung und Vergreiſung leidet. Die italieniſche Schweiz fällt rein gebiets- und zahlenmäßig nicht erheblich ins Gewicht. So iſt damit zu rechnen, daß die deutſchſprachige Schweiz ihren verhältnismäßigen Anteil erheblich vergrößert, beſonders wenn es gelingen ſollte, mehr als bisher den Überſchuß im eigenen, wenn auch beſchränkten Raume anzuſiedeln und die noch vorhandenen Ödländereien urbar zu machen. Gelingt dies, ſo iſt damit wieder der Grundſtock für neues ſprießendes Volkstum gelegt.

Zum Schluſſe ſpreche ich Herrn Direktor Brüſchweiler, dem Leiter des Schweizer Statiſtiſchen Bundesamtes in Bern, deſſen Liebenswürdigkeit ich dieſes reichhaltige und zu einem großen Teil bisher noch nicht veröffentlichte Zahlenmaterial verdanke, auch an dieſer Stelle meinen Dank aus.

Tſchechen und Slowaken

Von Erich Wolters-Wien

Mit zwei Karten

Der Begriff des „Tſchechoſlowaken" dürfte unter den Volksbegriffen Europas der merkwürdigſte ſein. Er iſt in Anlehnung an den Staatsbegriff der Tſchechoſlowakei entſtanden, der die Anerkennung von zwei Völkern, den Tſchechen und den Slowaken, beinhaltet. Für ein wahrhaftes Verſtändnis der inneren Notwendigkeiten des tſchechoſlowakiſchen Staates iſt es jedoch eine unumgängliche Notwendigkeit, die völkiſche Begriffsbildung klar zu ſcheiden.

Iſt ſchon der Ausdruck „tſchechoſlowakiſches Volk" eine rein vom Staatlichen her diktierte Fiktion, ſo iſt es der Ausdruck „Tſchechoſlowake" nicht weniger. Für die Verſchwommenheit dieſer Bezeichnung „Tſchechoſlowake" zeugt z. B. folgender intereſſante Fall: Die Verwaltung des Univerſitätskollegiums in Preßburg gibt in ihrem letzten Jahresbericht (1937) über die „Tätigkeit des Vereines zur Errichtung und Erhaltung des Univerſitätskollegiums und der Erhaltung der akademiſchen Menſa" die Zahl der nach der Nationalität gegliederten Akademiker des Kollegiums wie folgt wieder:

Von den angenommenen Studenten ſind ausgewieſen:

297	Slowaken	70	v. H. aller Akademiker,
53	Tſchechen	12,5	v. H. „ „ ,
18	Tſchechoſlowaken	4,2	v. H. „ „ .

Aus dem Vorangegangenen erſcheint es tatſächlich einmal notwendig, das Volk der Tſchechen und das Volk der Slowaken ihrer zahlenmäßigen Größe nach möglichſt klar und eindeutig auseinanderzuhalten, dieſe beiden zahlenmäßig alſo zu trennen und ſoweit als möglich ihre geographiſche Verteilung zu zeigen. Dieſes Vorhaben erſcheint um ſo notwendiger, da verhältnismäßig wenigen das veröffentlichte Zahlenmaterial über beide, doch tatſächlich jedes für ſich, ein volkliches Eigenleben aufweiſenden Bevölkerungsgruppen, bekannt ſein dürfte. Jedoch wollen wir uns in folgenden Darlegungen in der Hauptſache bewußt auf Daten, die uns darüber die amtliche tſchechoſlowakiſche Statiſtik bietet, beſchränken.

Das Zahlenmaterial der tſchechoſlowakiſchen Volkszählung, ſoweit dasſelbe die Volkstumszugehörigkeit der Bewohner des Staates ausweiſt, iſt durchgängig nur für Tſchechoſlowaken, Deutſche, Madjaren, Ruſſen und Kleinruſſen (meiſt Ukrainer), Juden, Rumänen und Zigeuner veröffentlicht. Nur in ganz wenigen Ausnahmen findet man amtliches Zahlenmaterial für Tſchechen und Slowaken getrennt vorliegen. In folgendem ſeien dieſe wenigen Daten zuſammenfaſſend wiedergegeben.

Dabei müſſen wir zunächſt die Wahrnehmung machen, daß die tatſächliche Geſamtſumme der Tſchechen wie auch die der Slowaken aus der amtlich veröffentlichten Statiſtik gar nicht feſtſtellbar iſt. Es wurden nämlich nur die Daten von den ſtaatsangehörigen (einheimiſchen) Tſchechen wie Slowaken getrennt ausgewieſen. Für die ſtaatsfremden Tſchechen und Slowaken, d. h. alſo im allgemeinen für diejenigen unter ihnen, die das Heimatsrecht z. B. infolge längerer Abweſenheit vom Mutterlande im Zeitpunkte der Volkszählung nicht beſaßen, ſind die Daten amtlich nur für Tſchechoſlowaken, alſo der Geſamtſumme von Tſchechen und Slowaken, ausgewieſen. Die Zahl der ſtaatsfremden Tſchechoſlowaken ergibt ſich in den einzelnen Ländern der tſchechoſlowakiſchen Republik nach der Volkszählung 1930 wie folgt:

Tabelle 1. Zahl der ſtaatsfremden Tſchechoſlowaken[1]

	abſolut	v. H. aller Tſchechen und Slowaken
Böhmen	18704	0,40
Mähren-Schleſien	21435	0,82
Slowakei	27145	1,14
Karpathenrußland	550	1,59
Sudetenländer	40139	0,55
Karpathenländer	27695	1,15
Staatsgebiet	67834	0,70

Dieſe 67 834 Tſchechen und Slowaken müſſen alſo im weiteren Verlauf unſerer Unterſuchung unberückſichtigt bleiben, da für ſie keine Ausgliederung in Tſchechen und Slowaken möglich iſt.

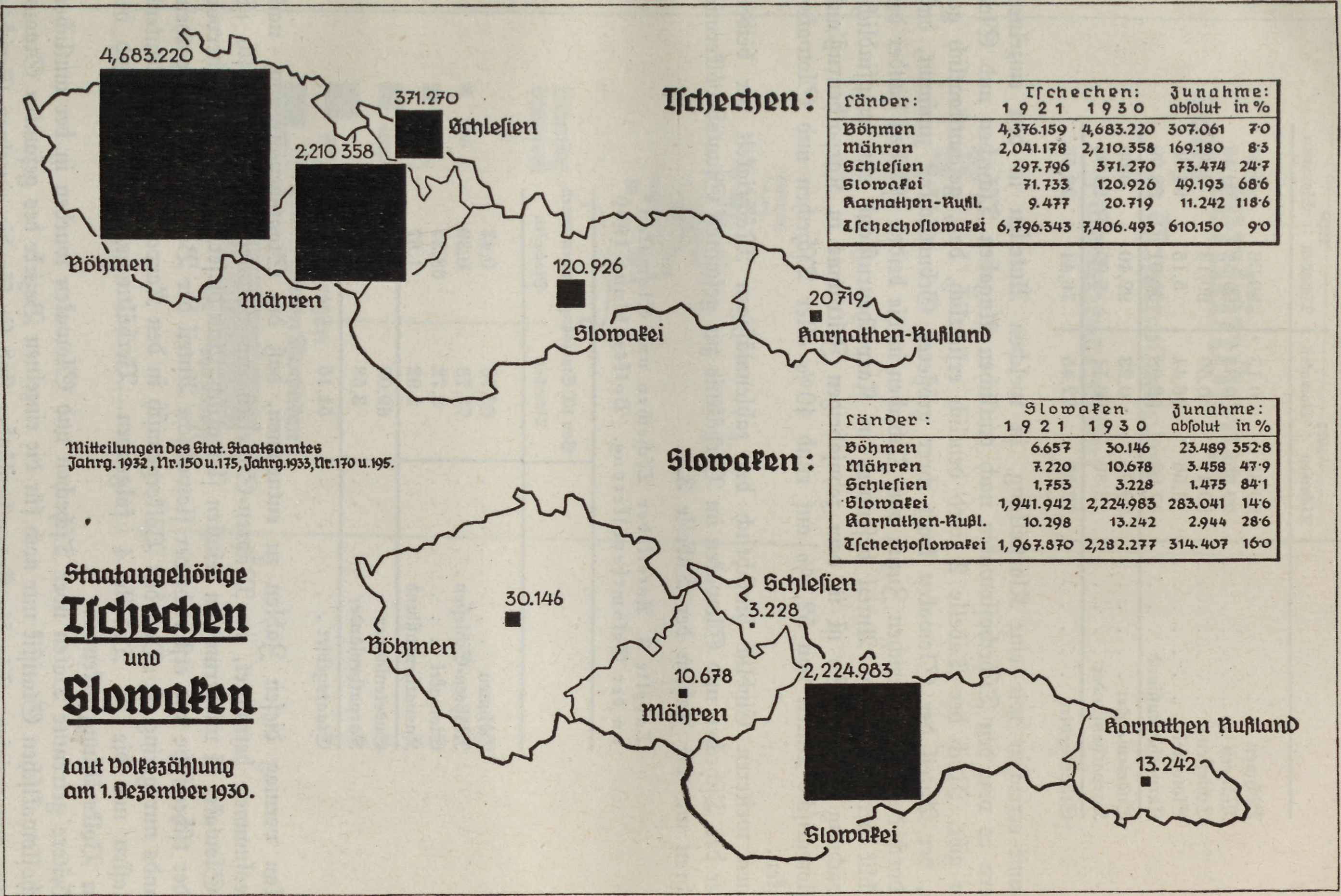
In Abbildung 1 ſind nun die offiziell mitgeteilten Daten der ſtaatsangehörigen Tſchechen und Slowaken für die einzelnen Länder der Republik dargeſtellt und auch in den beigegebenen Zahlentabellen angeführt. Bei Betrachtung dieſer Zahlenbilder fällt bereits auf, daß die Zahl der Tſchechen in den Karpathenländern bedeutend größer iſt als die Zahl der Slowaken in den Sudetenländern. Es ſei nebenbei erwähnt, daß die deutſche Minderheit in den Karpathenländern nach der amtlichen Zahl mit ihren 160 750 ſtaatsangehörigen Deutſchen noch größer iſt als die amtlich feſtſtellbare tſchechiſche Minderheit mit ihren 1930 noch 130 645 Köpfen. Dabei iſt allerdings zu bemerken, daß durch die äußerſt ſtarke Zunahme der Tſchechen die Zahl der Karpathendeutſchen ſehr bald überflügelt ſein wird.

Aus den Zahlen in Abb. 1 geht hervor, daß ſich der Schwerpunkt in der geographiſchen Verteilung der ſlowakiſchen Bevölkerung, vor allem aber in der Verteilung der tſchechiſchen Bevölkerung etwas in Richtung zueinander verlagert. Dieſe allerdings bisher verhältnismäßig geringe Verlagerung erweiſt ſich bei den Tſchechen gegen den Oſten hin ſtärker als umgekehrt das Einſickern der Slowaken in die Sudetenländer, wodurch ſich eine allerdings geringe Schwerpunktsverlagerung nach dem Oſten zu ergibt.

So ſehen wir in der Abb. 1, daß die Anteile der Tſchechen in Böhmen und Mähren kleiner werden, — in Schleſien, der Slowakei und Karpathenrußland jedoch im Steigen begriffen ſind. Das Umgekehrte trifft demnach für die Slowaken zu.

---

[1] Tſchechoſlowakiſche Statiſtik, Band 98.


4,683.220
Böhmen
2,210 358
Mähren
371.270
Schleſien
120.926
Slowakei
20 719
Karpathen-Rußland
30.146
Böhmen
10.678
Mähren
3.228
Schleſien
2,224.983
Slowakei
13.242
Karpathen Rußland

Staatangehörige

Tſchechen

und

Slowaken

laut Volkszählung am 1. Dezember 1930.

Mitteilungen des Stat. Staatsamtes Jahrg. 1932, Nr. 150 u. 175, Jahrg. 1933, Nr. 170 u. 195.

Tſchechen:

Länder:	Tſchechen: 1921	1930	Zunahme: abſolut	in %
Böhmen	4,376.159	4,683.220	307.061	7·0
Mähren	2,041.178	2,210.358	169.180	8·3
Schleſien	297.796	371.270	73.474	24·7
Slowakei	71.733	120.926	49.193	68·6
Karpathen-Rußl.	9.477	20.719	11.242	118·6
Tſchechoſlowakei	6,796.343	7,406.493	610.150	9·0

Slowaken:

Länder:	Slowaken 1921	1930	Zunahme: abſolut	in %
Böhmen	6.657	30.146	23.489	352·8
Mähren	7.220	10.678	3.458	47·9
Schleſien	1,753	3.228	1.475	84·1
Slowakei	1,941.942	2,224.983	283.041	14·6
Karpathen-Rußl.	10.298	13.242	2.944	28·6
Tſchechoſlowakei	1,967.870	2,282.277	314.407	16·0

Abb. 1

Tabelle 2. Anteil der Slowaken an den Tſchechoſlowaken[2]

	Auf 100 Tſchechoſlowaken entfallen			
	1921		1930	
	Tſchechen	Slowaken	Tſchechen	Slowaken
Böhmen	99,85	0,15	99,36	0,64
Mähren	99,65	0,35	99,52	0,48
Schleſien	99,41	0,59	99,13	0,86
Slowakei	3,56	96,44	5,15	94,85
Karpathenrußland	47,92	52,08	60,01	38,99
Sudetenländer	99,77	0,23	99,40	0,60
Karpathenländer	3,89	96,11	5,95	94,05
Staatsgebiet	77,55	22,45	76,44	23,56

Damit erreichen wir eine Klarſtellung, in welchen Anteilen in den einzelnen Ländern es von den Tſchechoſlowaken nach amtlichen Angaben Tſchechen und Slowaken gibt. Nach der Tabelle 2 wird deutlich erſichtlich, daß, geſamtſtaatlich geſehen, der Anteil der Slowaken kraft ihrer größeren Geburtlichkeit zunimmt, daß aber durch den überzahlreichen Zuzug von Tſchechen in die beiden öſtlichen Länder der Republik der ſlowakiſche Anteil beſonders in Karpathenrußland eine empfindliche Schwächung erfährt. So iſt in dem zehnjährigen Zeitraume in Karpathenrußland der ſlowakiſche Anteil von 52,1% auf rund 40% aller Tſchechen und Slowaken geſunken.

Einen weiteren Einblick hinſichtlich der zahlenmäßigen Mächtigkeit der beiden Völker der Tſchechen und Slowaken im Verhältnis zur geſamten Staatsbevölkerung gewähren uns die Zahlen der Tabelle 3.

Tabelle 3. Anteil der Tſchechen und Slowaken[2] an der Geſamtbevölkerung. Volkszählung 1930

	Von 100 Staatsangehörigen waren	
	Tſchechen	Slowaken
Böhmen	66,76	0,43
Mähren-Schleſien	73,73	0,39
Slowakei	3,72	68,37
Karpathenrußland	2,92	1,87
Sudetenländer	69,08	0,42
Karpathenländer	3,58	56,47
Staatsgebiet	51,15	15,76

Man vermag dieſen Zahlen zu entnehmen, daß die Staatsbevölkerung, nach Landesſummen betrachtet, in Mähren-Schleſien am vorwiegendſten tſchechiſch iſt. Die Slowakei iſt wiederum am reinſten ſlowakiſch. Aus dieſer Überſicht geht hervor, daß der tſchechiſche und erſt recht der ſlowakiſche Anteil der Bevölkerung Karpathenrußlands nur gering iſt. Daß das Völkergemiſch in den Karpathenländern bedeutend iſt, laſſen uns die in Tabelle 4 folgenden Verhältniszahlen auf Grund der letzten Volkszählung erkennen.

Weitere getrennte Daten über Tſchechen und Slowaken wurden in der amtlichen tſchechoſlowakiſchen Statiſtik nur noch für die einzelnen Bezirke des geſamten Staatsgebietes ausgewieſen. Für die Karpathenländer ſind ſie für die einzelnen Gerichtsbezirke als auch politiſchen Bezirke veröffentlicht. Die Durchſchnittsgröße der Ge-

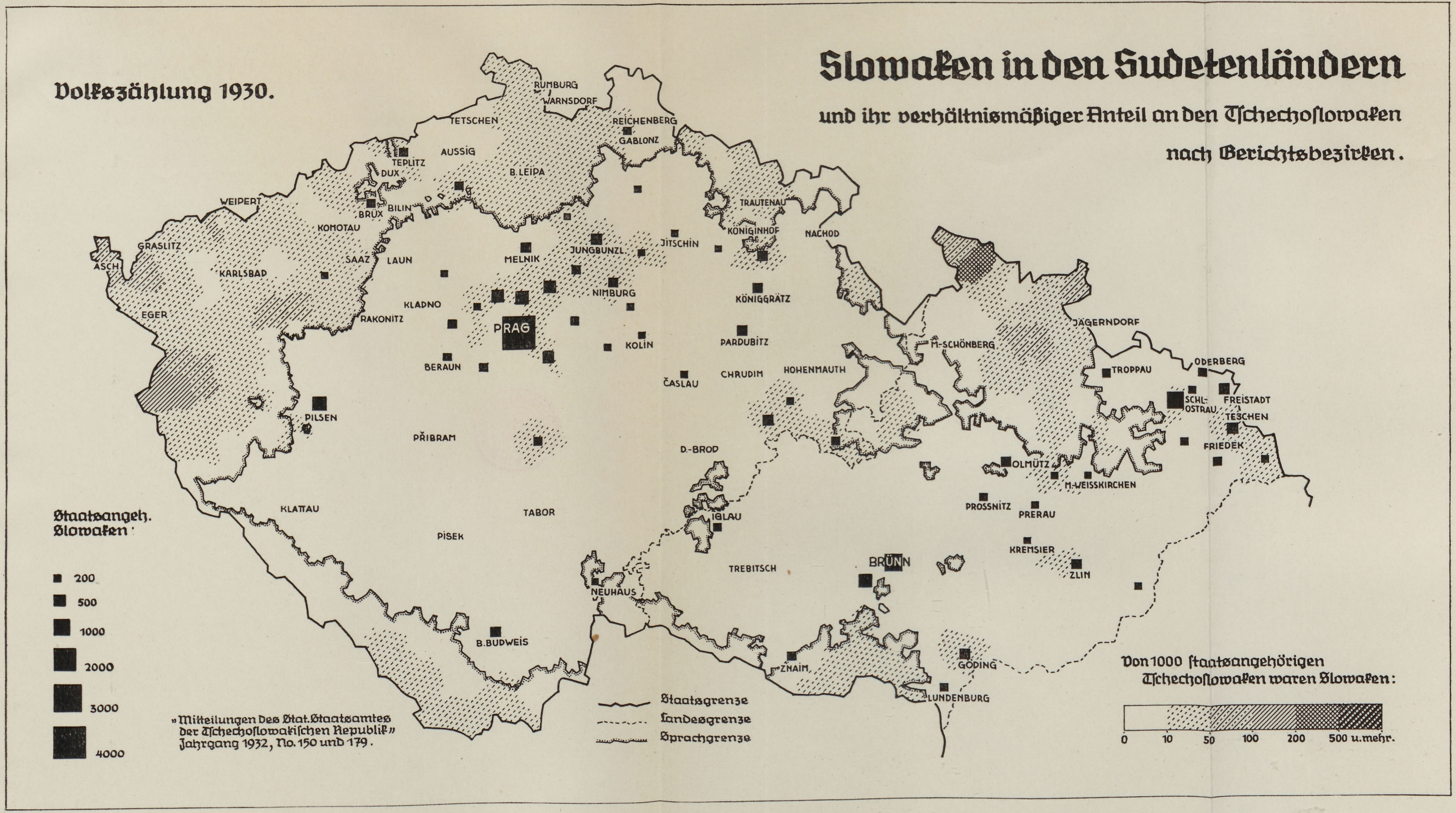
---

[2] Tſchechoſlowakiſche Statiſtik, Bd. 98.

Slowaken in den Sudetenländern

und ihr verhältnismäßiger Anteil an den Tſchechoſlowaken nach Berichtsbezirken.

Volkszählung 1930.


RUMBURG
WARNSDORF
TETSCHEN
REICHENBERG
GABLONZ
AUSSIG
TEPLITZ
DUX
B. LEIPA
WEIPERT
BILIN
BRÜX
KOMOTAU
TRAUTENAU
KÖNIGINHOF
NACHOD
GRASLITZ
SAAZ
LAUN
MELNIK
JUNGBUNZL.
JITSCHIN
ASCH
KARLSBAD
NIMBURG
KÖNIGGRÄTZ
KLADNO
EGER
RAKONITZ
PRAG
KOLIN
PARDUBITZ
BERAUN
ČASLAU
CHRUDIM
HOHENMAUTH
M.-SCHÖNBERG
JÄGERNDORF
TROPPAU
ODERBERG
SCHL.-OSTRAU
FREISTADT
TESCHEN
FRIEDEK
PILSEN
PŘIBRAM
D.-BROD
OLMÜTZ
M.-WEISSKIRCHEN
PROSSNITZ
PRERAU
KLATTAU
TABOR
PISEK
IGLAU
KREMSIER
ZLIN
TREBITSCH
BRÜNN
NEUHAUS
B. BUDWEIS
ZNAIM
GÖDING
LUNDENBURG
Staatsangeh. Slowaken:
■ 200
■ 500
■ 1000
■ 2000
■ 3000
■ 4000
Staatsgrenze
Landesgrenze
Sprachgrenze
Von 1000 ſtaatsangehörigen Tſchechoſlowaken waren Slowaken:
0
10
50
100
200
500 u. mehr.

»Mitteilungen des Stat. Staatsamtes der Tſchechoſlowakiſchen Republik« Jahrgang 1932, No. 150 und 179.

Verlag von S. Hirzel in Leipzig

STADTBIBLIOTHEK ELBING

richtsbezirke weicht jedoch in dieſen Ländern nur unweſentlich von der der politiſchen Bezirke ab. Wir wählen hier zur Wiedergabe die politiſchen Bezirke, da innerhalb dieſer auch die größeren Städte eine Ausgliederung erfahren.

Tabelle 4. Verteilung der Nationalitäten[3] in den Karpathenländern. Volkszählung 1930

	Von 100 Staatsangehörigen waren in	
	der Slowakei	Karpathenrußland
Slowaken	68,37	1,87
Madjaren	17,58	15,44
Deutſche	4,53	1,87
Tſchechen	3,72	2,92
Ruſſen, Ruthenen, Ukrainer	2,80	63,02
Juden (n. d. Nat.)	2,01	12,87
Sonſtige	0,99	2,01
Summe	100,—	100,—

In Karte III und IV wurde die Zahl der Slowaken jedes einzelnen Gerichtsbezirkes in den Sudetenländern und die Zahl der Tſchechen jedes einzelnen politiſchen Bezirkes der Karpathenländer zur Darſtellung gebracht. In dieſen Zahlenbildern wurden auch gleichzeitig die Anteilsprozente der Tſchechen und der Slowaken an der Geſamtzahl der Tſchechoſlowaken kenntlich gemacht. Diejenigen Gerichtsbezirke von Böhmen, Mähren-Schleſien, Slowakei und Karpathenrußland, für die im Jahre 1930 mehr als 200 Slowaken bzw. Tſchechen ausgewieſen werden, ſind in Tabelle 5 und 6 angeführt. Von den 227 beſtehenden Gerichtsbezirken Böhmens gibt es 37, in denen mehr als 200 Slowaken gezählt wurden. In Mähren-Schleſien ſind dies von 106 insgeſamt 22. In 59 Bezirken der Sudetenländer wurden alſo mehr als 200 Slowaken ausgewieſen. Wurden in den Sudetenländern in Tabelle 5 die Gerichtsbezirke nach der jeweiligen Zahl der Slowaken aneinandergereiht, ſo wurden die Slowakeibezirke in Tabelle 6 nach der Zahl der Tſchechen geordnet. Hier mit Einſchluß der Städte Preßburg, Kaſchau, Munkatſch und Užhorod (Ungvar).

Tabelle 5. Gerichtsbezirke in Böhmen und Mähren-Schleſien mit mehr als 200 Slowaken, aneinandergereiht nach der Zahl der Slowaken. Tſchechoſlowakiſche Volkszählung 1930

	Tſchechen	Slowaken	Von 100 Tſchechoſlowaken ſind Slowaken
Böhmen[4]			
Hauptſtadt Prag	772551	5064	0,65
Prag Oſt	34294	845	2,40
Pilſen	152117	840	0,55
Brandeis a. E.	48774	672	1,36
Řičany	41089	580	1,39
Jungbunzlau	51577	540	1,04
Hlinſko	22037	525	2,33
Prag Nord	25914	501	1,90
Jaroměř	32328	472	1,44
Königgrätz	68405	449	0,65
Melnik	45383	448	0,98

---

[3] Tſchechoſlowakiſche Statiſtik, Bd. 98.

[4] Zpravy statniho Uřadu Statistickěho Republiky Československě. Jg. 1932, Nr. 150.

	Tſchechen	Slowaken	Von 100 Tſchecho-ſlowaken ſind Slowaken
Budweis	67023	446	0,66
Königſaal	44904	406	0,90
Pardubitz	64423	397	0,61
Brüx	31488	372	1,17
Neubenatek	31905	368	1,14
Böhm. Brod	35595	349	0,97
Leitmeritz	21004	341	1,60
Beraun	37854	323	0,85
Teplitz-Schönau	24979	323	1,28
Wotiz	16113	321	1,95
Skutetſch	21229	305	1,42
Polička	24088	303	1,24
Reichenberg	18673	285	1,50
Prag Weſt	23757	266	1,11
Liban	18690	246	1,30
Jičin	30276	241	0,79
Beneſchau	29339	237	0,80
Časlau	44699	234	0,52
Horſchitz	25113	229	0,90
Poděbrad	31419	228	0,72
Neuhaus	27791	225	0,80
Turnau	32452	225	0,69
Poderſam	4401	222	4,80
Weiswaſſer	11716	217	1,82
Kouřim	27429	212	0,77
Schlan	60160	204	0,34
Mähren-Schleſien[5]			
Mähr.-Oſtrau	102096	1429	1,38
Brünn Stadt	93760	809	0,86
Tſchech.-Teſchen	22659	545	2,35
Freiſtadt	51765	520	0,99
Göding	37120	483	1,28
Olmütz Stadt	47422	439	0,92
Zlin	29414	388	1,30
Friedek	55528	384	0,69
Troppau	49869	347	0,69
Znaim	33655	335	0,99
Lundenburg	39562	309	0,77
Iglau	37731	305	0,80
Mähr. Weißkirchen	28620	270	0,93
Proßnitz	58492	270	0,46
Miſtek	36591	267	0,72
Schleſ. Oſtrau	48610	265	0,54
Leipnik	21549	226	1,04
Jablunkau	9211	225	2,38
Wal. Klobouk	23879	212	0,88
Kremſier	43072	207	0,48
Prerau	50720	206	0,40

Die Slowaken in den Sudetenländern ſowie die Tſchechen in den Karpathenländern müßten nun noch nach Berufen und nach ihrer ſozialen Stellung im Berufe bekannt ſein, was jedoch nicht der Fall iſt. Erſt dann wäre ein abſchließendes Urteil über die Gründe der beſtehenden geographiſchen Verteilung von Tſchechen und Slowaken möglich.

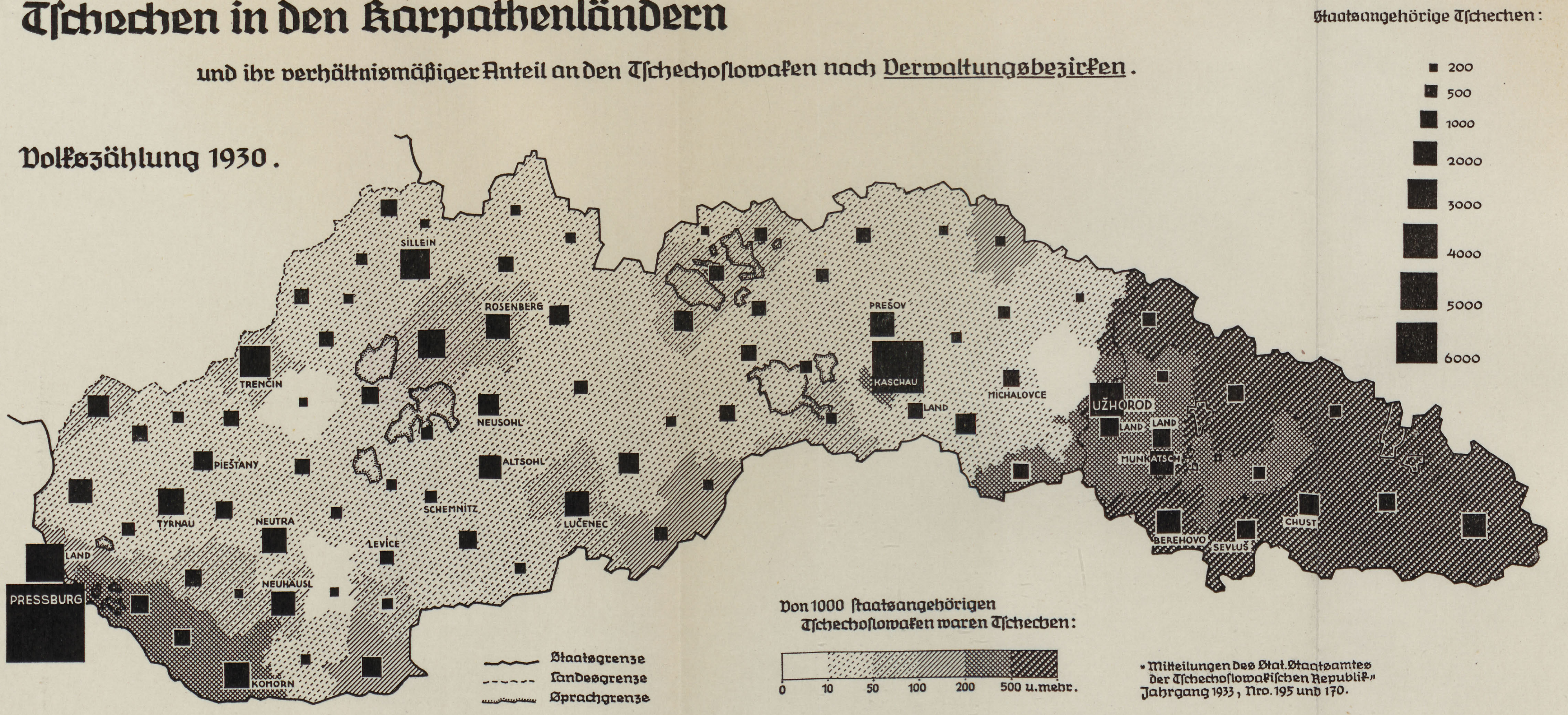
---

[5] Mitteilungen des ſtatiſtiſchen Staatsamtes. Jg. 1932, Nr. 179.

Tſchechen in den Karpathenländern

und ihr verhältnismäßiger Anteil an den Tſchechoſlowaken nach Verwaltungsbezirken.

Volkszählung 1930.


Staatsangehörige Tſchechen:
200
500
1000
2000
3000
4000
5000
6000
SILLEIN
ROSENBERG
TRENČIN
NEUSOHL
ALTSOHL
PIEŠTANY
TYRNAU
NEUTRA
SCHEMNITZ
LEVICE
LUČENEC
LAND
PRESSBURG
NEUHÄUSL
KOMORN
PREŠOV
KASCHAU
LAND
MICHALOVCE
UŽHOROD
LAND
LAND
MUNKATSCH
BEREHOVO
SEVLUŠ
CHUST
Staatsgrenze
Landesgrenze
Sprachgrenze
0
10
50
100
200
500 u. mehr.

Von 1000 ſtaatsangehörigen Tſchechoſlowaken waren Tſchechen:

„Mitteilungen des Stat. Staatsamtes der Tſchechoſlowakiſchen Republik“ Jahrgang 1933, Nro. 195 und 170.

Verlag von S. Hirzel in Leipzig

STADTBIBLIOTHEK ELBING

Tabelle 6. Politiſche Bezirke und Städte in der Slowakei und Karpathenrußland. Tſchechoſlowakiſche Volkszählung 1930

Politiſche Bezirke	Tſchechen	Slowaken	Von 100 Tſchechoſlowaken ſind Tſchechen
Slowakei [6]			
Preßburg Stadt	25177	34836	41,95
Kaſchau Stadt	11131	31114	26,34
Preßburg Land	5878	41197	12,49
Trentſchin	3645	50943	6,68
Sillein	3355	63750	5,—
T. Sv. Martin	2895	48897	5,59
Türnau	2794	66700	4,02
Komorn	2530	5380	31,98
Lutſchenec	2457	46845	4,98
Neutra	2389	62326	3,69
Preſ̌ov	2352	53734	4,19
Neuſchloß	2282	37442	5,74
Roſenberg	2257	34297	6,17
Malacky	2238	46752	4,57
Zvolen	1980	53221	3,59
Skalica	1859	30700	5,71
Banſka Byſtrica	1794	40551	4,24
Poprad	1617	18344	8,10
Mikulaš	1537	51041	2,92
Piſchtian	1435	38439	3,60
Parkan	1411	6121	18,73
Šamorin	1149	2845	28,77
Hlohovec	1103	40908	2,63
Michalovce	1078	40644	2,58
Galanta	1070	20091	5,06
Prievidca	1068	51544	2,03
Čadca	1060	42907	2,41
Streda Dun.	965	1231	43,94
Kral. Chlumec	961	3008	24,21
Zipſer Neudorf	951	28115	3,27
Neuſtadt a. W.	950	40974	2,27
Käsmark	934	14498	6,05
Roſenau	933	22484	3,98
Senica	888	32657	2,65
Kaſchau Land	878	49310	1,75
Puchov	873	29148	2,91
Šahy	871	5112	14,56
Bardejov	848	20993	3,88
Topolčany	845	60927	1,37
Dol. Kubin	828	19513	4,07
Leutſchau	823	21213	3,73
Jlava	797	23629	3,26
Levice	710	29941	2,32
Brezno	681	47833	1,40
St. Lubovna	671	12071	5,27
Sabinov	658	29941	2,15
Feledince	621	3930	13,65
Humene	571	18980	2,92
Göllnitz	533	16656	3,10
Banſka Stiavnica	532	20841	2,49

---

[6] Mitteilungen des ſtatiſtiſchen Staatsamtes. Jg. 1933, Nr. 195.

Politiſche Bezirke	Tſchechen	Slowaken	Von 100 Tſchechoſlowaken ſind Tſchechen
Kremnitz	500	17811	2,73
Moldava	498	7439	6,27
Myjava	488	25058	1,91
Modrý Kamen	468	23430	1,96
Zeliezovce	445	4058	9,88
Zlaté Moravce	427	32612	1,29
Vel. Bytka	421	27627	1,50
Nová Banja	383	27848	1,36
Krupina	381	21581	1,73
Vranov	381	24213	1,55
Medcilaborce	358	2502	12,52
Pov. Biſtrica	351	26422	1,31
Tornala	351	2278	13,35
Stará Ďala	344	14192	2,37
Revuca	343	18434	1,83
Naměſtovo	333	28100	1,17
Trſtená	327	15367	2,08
Kyſ. Nov. Měſto	287	31536	0,90
Snina	280	11108	2,46
Šala	272	20454	1,31
Vrable	213	25531	0,83
Karpathenrußland [7]			
Užhorod Stadt	4572	3458	56,94
Munkatſch Stadt	2284	380	85,74
Berehovo	2279	836	73,16
Rachov	2107	319	86,85
Chuſt	1575	270	85,37
Užhorod Land	1384	3137	30,61
Munkatſch Land	1297	1590	44,93
Sevluš	1240	272	82,01
Tačovo	1040	124	89,35
Swaljawa	948	838	53,08
Berezny Vel.	620	493	55,71
Irſchawa	472	721	39,56
Volové	451	68	86,89
Perečin	450	736	37,94

Militärgarniſonen ſpielen in einzelnen Bezirken, was die Zahlen der Slowaken, bzw. Tſchechen anbelangt, gewiß eine weſentliche Rolle. Die hohe Zahl an Slowaken in folgenden Bezirken können zum großen Teil auf dieſen Umſtand zurückgeführt werden.

Es betrifft dies zunächſt einmal die Hauptſtadt Prag, dann die Gerichtsbezirke Pilſen, Jaroměř, Budweis, Pardubitz, Neubenatek, Leitmeritz, Reichenberg, Tſchaſlau, Neuhaus in Böhmen, — Brünn, Göding, Olmütz, Troppau, Iglau, Mähriſch-Weißkirchen, Proßnitz und Kremſier in Mähren-Schleſien. Hier gibt alſo die Zahl der im Zeitpunkte der Volkszählung 1930 beim Militärdienſte befindlichen Slowaken eine ausſchlaggebende Rolle.

Auffallend iſt auch, daß einige Bahnknotenpunkte in den Sudetenländern durch eine höhere Zahl von Slowaken hervortreten. Den größten Teil der in dieſen Ländern anweſenden Slowaken kann man jedoch wohl als Deputatsangeſtellte in

---

[7] Mitteilungen des ſtatiſtiſchen Staatsamtes. Jg. 1933, Nr. 170.

Meierhöfen und größeren Gütern antreffen. Dies mag beſonders bei den Slowaken in den deutſchen Gebieten der Sudetenländer zutreffen. Da der Stichtag für die letzte Volkszählung der 1. Dezember 1930 war, alſo im Winter gezählt wurde, können wir es hier nicht mit ſlowakiſchen Saiſonarbeitern, die im Winter wieder in ihre Heimatbezirke zurückkommen, zu tun haben.

Für die Verteilung der Tſchechen in den Karpathenländern wirkt in noch ſtärkerem Maße als bei den Slowaken in den Sudetenländern die Zahl der Tſchechen in Garniſonen der ſlowakiſchen Städte beeinfluſſend. Nur auf dieſe Weiſe werden wir uns die übergroße Zahl der Tſchechen in der Stadt Preßburg, der Stadt Kaſchau, in Preßburg-Land, in den Bezirken Trentſchin, Sillein, Türnau, Komorn, Lučenec, Neutra, Preſ̌ov, Roſenberg, Rim. Sobota, Leutſchau in der Slowakei und in Berehovo, Chuſt, Stadt Munkatſch, Stadt Uzhorod (Ungvar) in Karpathenrußland erklären können.

Den größten Teil der Tſchechen in den Karpathenländern können wir als Staatsbeamte, ſtaatliche Aufſichtsorgane, und als tſchechiſche Legionäre, die ſich hier ankauften, betrachten. Wir werden durchaus nicht fehlgehen, wenn wir das ſtarke Anwachſen der Tſchechen in den Karpathenländern beſonders auf den Ausbau der Adminiſtrative mittels tſchechiſcher Beamter zurückführen. Dieſe Annahme liegt um ſo näher, da wir in den hiſtoriſchen Ländern der Tſchechoſlowakiſchen Republik eine Parallelerſcheinung bezüglich der ſudetendeutſchen Gebiete feſtſtellen müſſen.

Um dies zu verdeutlichen, iſt in Tabelle 7 die Zunahme der Tſchechen in den Karpathenländern und deren Zunahme für die deutſchen Gemeinden der Sudetenländer für den gleichen Zeitraum nebeneinandergeſtellt.

Tabelle 7. Tſchechen 1921 und 1930

Tſchechen	1921	Zunahme bis 1930		1930
		abſolut	v. H.	
In den Karpathenländern[8] . .	81210	+60435	+74,4	141645
In den politiſchen Gemeinden mit deutſcher Mehrheit der Sudetenländer insgeſamt[9]. .	273487	+78806	+28,9	352293

---

[8] Tſchechoſlowakiſche Statiſtik, Bd. 98.

[9] Gemeindelexica, Volkszählung 1921 und 1930 in Böhmen und Mähren-Schleſien. Hier Tſchechen und Slowaken.

Forſchungen zur Siedlungsgeſchichte und zu den Siedlungsformen der Sudetenländer

Von Kurt v. Maydell, Prag

Wenn im folgenden über den Stand und die Aufgaben der Siedlungsgeſchichtsforſchung in den Sudetenländern mit beſonderer Berückſichtigung der Siedlungsformenforſchung berichtet werden ſoll, ſo iſt unter den „Sudetenländern" nicht der entſprechende geographiſche Begriff zu verſtehen, ſondern der hiſtoriſch-politiſche. Geographiſch-morphologiſch[1] umfaßt er ſtreng genommen das ganze Böhmiſche Maſſiv; man hat ſich allerdings daran gewöhnt, nur den innerhalb der „Böhmiſchen Länder" liegenden Teil darunter zu verſtehen, unter Ausſchließung der bayriſchen, ſächſiſchen und ſchleſiſchen Abdachung. Anderſeits gehört das Gebiet jenſeits der Bruchlinie Znaim—Brünn—Mähriſche Pforte, alſo Südoſtmähren und Oſtſchleſien, morphologiſch bereits zu den Weſtkarpathenländern. Hiſtoriſch-politiſch hingegen deckt ſich der Begriff „Sudetenländer" mit eben den genannten „Böhmiſchen Ländern" im Rahmen der heutigen Tſchechoſlowakei, alſo mit Böhmen und Mähren—Schleſien.

Die Siedlungsformenforſchung als hiſtoriſch-geographiſche Grenzdiſziplin könnte nun natürlich auch ſehr wohl auf dem geographiſch-morphologiſchen Begriff aufbauen. Ihre Verwertbarkeit für die Siedlungsgeſchichte wird dabei einerſeits zwar durch Zerreißung hiſtoriſcher Zuſammenhänge gemindert. Andrerſeits haben aber ſiedlungsgeſchichtliche Beziehungen ſtets in ſtärkſtem Maße über die hiſtoriſch-politiſchen Grenzen hinübergegriffen und verbieten eine allzu einſeitige Beſchränkung auf den geſchichtlichen Raum. Hinzu kommt noch die Schwierigkeit, daß die politiſchen Grenzen ſich im Laufe der Jahrhunderte, welche für das Thema in Frage ſtehen, gewandelt haben, in älterer Zeit weſentlich auch gerade infolge ſiedlungsgeſchichtlicher Vorgänge[2].

---

[1] F. Machatſchek, Landeskunde der Sudeten- und Weſtkarpathenländer, Stuttgart 1927; H. Haſſinger, Die Tſchechoſlowakei, Wien 1925; F. Koláček, Zeměpis Československa (Landeskunde der Tſchechoſlowakei), Prag 1934.

[2] Vgl. hierzu H. Hirſch, Zur Entwicklung der böhmiſch-öſterreichiſch-deutſchen Grenze (Jahrb. d. Vereins f. Geſchichte d. Deutſchen in Böhmen 1); J. Pfitzner, Die älteſte Geſchichte der Stadt Zuckmantel in Schleſien (Zeitſchr. d. Vereins f. Geſchichte Schleſiens 58); derſ., Die Beſiedlung der Sudeten im Mittelalter (Deutſche Hefte f. Volks- u. Kulturbodenforſchung 1); K. Lechner, Geſchichte der Beſiedlung und der urſprünglichen Grundbeſitzverteilung des Waldviertels (Jahrb. f. Landeskunde v. Nieder-Öſterreich 1924); J. Strnad, Das Land im Norden der Donau (Archiv f. öſterr. Geſchichte 94); V. Schmidt, Verſuch einer Siedlungsgeſchichte des Böhmerwaldes, Oberplan 1922; derſ., Kulturelle

Wenn trotzdem eine Aufarbeitung des Forſchungsmaterials im Rahmen heutiger politiſcher Räume ratſam erſcheint, ſo iſt das vor allem durch praktiſche Vorausſetzungen bedingt, beſonders durch die kartographiſchen Unterlagen. Es erweiſt ſich mehr und mehr, daß ſchon für eine tiefere Erfaſſung der Ortsformen ſelbſt die Meßtiſchblätter 1 : 25 000 nicht völlig ausreichen. Andrerſeits iſt es heute wohl nicht mehr notwendig, eigens zu betonen, daß die Flurformen unbedingt und überall in die Unterſuchung miteinbezogen werden müſſen, und dieſe ſind im gewöhnlichen Kartenmaterial überhaupt nicht greifbar. Die genaueren Unterlagen, ſo die Kataſterblätter, können aber nur bei den entſprechenden Archiven und Ämtern eingeſehen werden, und ſo ergibt ſich für jede räumlich umfaſſendere Unterſuchung ihre Aufarbeitung innerhalb heutiger politiſcher Grenzen praktiſch von ſelbſt. Für die Erforſchung kleinerer Landſchaften wird auch ein unmittelbares Hinübergreifen über dieſe Grenzen ſtets möglich und vielfach notwendig ſein. Auch iſt es klar, daß bei größeren Arbeiten die Verhältniſſe in den andersſtaatlichen Nachbargebieten wenigſtens ſoweit herangezogen werden müſſen, als der Forſchungsſtand es erlaubt[3], nötigenfalls durch perſönliche Fühlungnahme und Zuſammenarbeit der einzelnen Forſcher. Dieſen Weg hat denn auch die deutſche Siedlungsformenforſchung in neuerer Zeit mit Erfolg beſchritten.

Doch nicht vom Verbreitungsgebilde der Siedlungsformen in den Sudetenländern ſoll hier die Rede ſein, da dieſes noch einer eingehenderen Unterſuchung und Darſtellung bedarf; hier kommt es darauf an, den Stand der bisherigen Forſchung zu umreißen und Richtlinien für die weitere aufzuzeigen. Dabei iſt es natürlich nicht möglich, die Siedlungsformenforſchung iſoliert zu betrachten, ſie ſoll vielmehr auf dem ihr gebührenden Platz in den ganzen Fragenkomplex hineingeſtellt werden, den man in ſeiner Geſamtheit als Siedlungsgeſchichte bezeichnet.

Iſt ſomit der zentrale Blickpunkt der vorliegenden Darſtellung ein durchaus hiſtoriſcher, ſo wird man doch von den geographiſchen Vorausſetzungen auszugehen haben, da ſie die Grundlage jeder Siedeltätigkeit bilden. Umgekehrt muß ja auch jede ſiedlungsgeographiſche Arbeit das Gegenwartsbild in ſeinem geſchichtlichen

---

Beziehungen zwiſchen Südböhmen und Paſſau (Mitteilungen d. Vereins f. Geſchichte d. Deutſchen in Böhmen = MVGDB. 45); H. Sperl, Die Grenzen zwiſchen Böhmen und dem Mühllande und die Heimat der Witigonen (ebd. 38); E. A. Seeliger, Geſchichte des Friedländiſchen bis zum Ausbruch des 30jährigen Krieges (Heimatkunde des Bezirks Friedland in Böhmen III).

[3] Für Sachſen iſt eine umfaſſende Arbeit von J. Leipoldt zu erwarten, die ältere von A. Hennig, Die Dorfformen Sachſens, Dresden 1912, muß bei der Jugend und dem neuerdings ſo beſchleunigten Ausbau der Siedlungsformenforſchung als vielfach überholt bezeichnet werden. Für das Vogtland ſpeziell J. Leipoldt, Die Geſchichte der oſtdeutſchen Koloniſation im Vogtland auf der Grundlage der Siedlungsformenforſchung, Plauen i. V. 1927. Für Schleſien H. Schlenger, Formen ländlicher Siedlung in Schleſien, Breslau 1930, und W. Bernard, Das Waldhufendorf in Schleſien, Breslau 1931. Für Öſterreich A. Klaar, Die Siedlungstypen Nieder-Öſterreichs (Jahrb. f. Landeskunde v. N.-Ö. 23) und derſ., Die Siedlungsformen des oberöſterreichiſchen Mühlviertels (ſiehe Deutſches Archiv für Landes- und Volksforſchung, Jg. 1, 1937, Heft 1, S. 131). Neuerdings noch W. Emmerich, Bemerkungen zur Beſiedlung des Fichtelgebirges und ſeiner Vorlande (Von Land und Kultur, Beiträge z. Geſchichte d. mitteldeutſchen Oſtens, R. Kötzſchke z. 70. Geburtstag dargebracht, Leipzig 1937).

Werden begreifen; die rein „rationaliſtiſche“ Betrachtungsweiſe der Geographie, die die verſchiedenen Erſcheinungsformen nur auf Grund naturgegebener Bedingungen zu erklären ſuchte, iſt mit Recht aufgegeben worden[4]. Der hiſtoriſche bzw. geographiſche Blickpunkt wird ſich ſomit nur in der Ausführlichkeit und zentralen Stellung des einen oder anderen Abſchnittes äußern können und dürfen.

Die geographiſchen Vorausſetzungen laſſen ſich nun in zwei Gruppen einteilen. Die lokalen, die die einzelne Siedlung unmittelbar in ihrer Geſtaltung beeinfluſſen, ſind infolge ihres Charakters allerdings ohne genaue Ortskenntnis nicht faßbar. Im Einzelfalle müſſen ſie berückſichtigt werden, ſo vor allem die örtliche Geländegeſtalt, hier ſeien ſie aber nur erwähnt. Von größter Wichtigkeit ſind hingegen die allgemeinen Vorausſetzungen, die einer ganzen Gegend ihren Stempel aufdrücken, indem ſie das Siedlungswerk begünſtigen oder hindern, meiſt mittelbar, entſprechend dem jeweiligen Entwicklungsgrade der landwirtſchaftlichen Technik des Menſchen. Das iſt auch der tiefere Grund, weshalb ſich Siedlungsformen zeitlich unterſcheiden und geſchichtlich auswerten laſſen. Die geographiſchen Faktoren dieſer zweiten Art laſſen ſich unter den zwei Begriffen Boden und Klima zuſammenfaſſen.

An Arbeiten, die in dieſer Hinſicht einen Überblick über das geſamte Gebiet der Sudetenländer geſtatten, ſind vor allem die geographiſchen Handbücher von Machatſchek, Haſſinger und Koláček zu nennen[5], mit reichhaltigen Literaturverzeichniſſen und erſteres mit inſtruktiven Kartenbeilagen. Grundlegend für die Frage iſt aber nunmehr der umfangreiche, 1935 von der Prager Akademie der Wiſſenſchaften herausgegebene Atlas Republiky Československé; eine weitgehende Auswertung des in ihm enthaltenen zahlreichen Kartenmaterials wird in Zukunft die Grundlage für die Feſtſtellung der natürlichen Siedellandſchaften zu bieten haben. Für die klimatiſchen Einflüſſe ſind hierbei die Iſothermen- und Iſohyetenkarten in erſter Linie maßgebend[6]. An dieſer Stelle wird es allerdings notwendig ſein, einiges über die Bedeutung der Höhenlinien zu ſagen, die mit Vorliebe namentlich zur Feſtſtellung der Urlandſchaft herangezogen werden. So hat Pfitzner[7] feſtgeſtellt, daß für das ganze Gebiet der Sudeten — nicht der Sudetenländer — die Urlandſchaft beiderſeits des Gebirges durchweg nur bis an die 250-m-Höhenlinie heranreicht. Für den größten Teil Sachſens konnte Leipoldt[8] die 250- bis 300-m-Linie als entſprechende Grenze ſichern. Hingegen reicht die Siedlungsgrenze im Vogtlande nach Leipoldt bis an 450 m hinauf, im Regnitzlande noch höher.

---

[4] A. Gradmann, Die Arbeitsweiſe der Siedlungsgeographie in ihrer Anwendung auf das Frankenland (Zeitſchr. f. bayr. Landesgeſchichte 1, S. 316ff.).

[5] Siehe Anm. 1; über den Stand der geographiſchen Forſchung in den Sudetenländern unterrichtet ſeit 1927 Firgenwald, Vierteljahrsſchr. f. Geologie u. Erdkunde in d. Sudetenländern.

[6] Vgl. auch H. Schindler, Klimatographie von Mähren und Schleſien, 1918; F. Auguſtin, Die Temperaturverhältniſſe in den Sudetenländern (S.-B. d. kgl.-böhm. Geſellſchaft d. Wiſſenſchaften in Prag, math.-naturw. Kl. 1, 2).

[7] J. Pfitzner, Die Beſiedlung der Sudeten im Mittelalter (Deutſche Hefte f. Volks- u. Kulturbodenforſchung 1).

[8] J. Leipoldt, Boden und Urlandſchaft in Sachſen. In: Frenzel-Radig-Reche, Grundriß d. Vorgeſchichte Sachſens, Leipzig 1936. Gegen ſeine Ergebniſſe wenden ſich neuerdings freilich K. Tackenberg und W. Kadig (in der Kötzſchke-Feſtſchrift 1937).

Nun hat Pfitzner aber auch feſtgeſtellt, daß in den Sudeten die maßgeblichen Temperatur- und Niederſchlagslinien — 8° min. durchſchnittliche Jahrestemperatur, 650—700 mm max. jährliche Niederſchläge — nahezu mit der 250-m-Linie zuſammenfallen, und gerade das iſt die Erklärung für die beobachtete Divergenz. Die Meereshöhe ſpielt für die Beſiedlung eben nur inſofern eine Rolle, als ſie ein Faktor iſt, der die Wärme- und Niederſchlagsverhältniſſe mitbeſtimmt, auch in unſeren Breiten aber nicht der einzige: die Lage der Landſchaft zu den Gebirgen, namentlich der Regenſchatten, ſpielt mindeſtens eine gleich wichtige Rolle, und ebenſo agrariſch beſonders günſtige oder ungünſtige Böden. Die klimatiſchen Verhältniſſe gehen alſo allein aus den Iſothermen und Iſohyeten unmittelbar hervor, und man tut daher gut, die Iſohypſen nur gegebenenfalls als Erklärung heranzuziehen.

Bedeutend ſchwieriger als die Ermittlung der klimatiſchen Siedlungsvorausſetzungen geſtaltet ſich diejenige der verſchiedenen Bodengüte. Der geologiſch-tektoniſche Aufbau der Erdoberfläche iſt hierfür nämlich nicht allein maßgebend, und die geologiſchen Karten reichen daher bei weitem nicht aus. Wichtig ſind vor allem der Verwitterungsgrad, die Tiefe und die chemiſche Zuſammenſetzung der Oberflächenkrume, welche gar nicht einmal immer der darunterliegenden geologiſchen Formation anzugehören braucht. Auch wo das der Fall iſt, verhält ſie ſich aber infolge verſchiedenartiger kriſtalliner Zuſammenſetzung agrarwirtſchaftlich durchaus nicht eindeutig. Es wird daher notwendig ſein, die zahlreichen Anbau- und Fruchtbarkeitskarten des Atlas Republiky Československé weitgehend heranzuziehen, ſolange keine entſprechende eingehendere Unterſuchung über die Böden der Sudetenländer vorliegt[9]. Überhaupt iſt es aber noch eine Aufgabe, die die Siedlungsgeographie zu erfüllen haben wird, an Hand der klimatiſchen und bodenbeſtimmten Vorausſetzungen die natürlichen Siedlungslandſchaften der Sudetenländer herauszuarbeiten[10].

Dabei werden vor allem 4 Zonen Berückſichtigung finden müſſen:

1. Die natürlichen Freilandſchaften, d. h. die auf Grund der geographiſchen Vorausſetzungen ſchon urſprünglich waldfreien Gebiete. Hierfür liegt bereits die Urlandſchaftskarte von Schlüter vor[11], leider bis jetzt ohne Begleittext, ſo daß die Kriterien, auf denen ſie aufbaut, nicht unmittelbar zu überprüfen ſind. Zu unterſcheiden wäre hierbei auch der eigentlich ſiedlungsleere Wald vom „lichten Heide-

---

[9] Die Arbeit von B. Müller, Wirtſchaftsgeologie der Tſchechoſlowakei, Reichenberg 1921, iſt vorwiegend induſtriell eingeſtellt.

[10] Einen erſten Verſuch ſtellt dar V. Novák: Schematický náčrt klimazonálnich typů půd Republiky Československé (Schematiſcher Grundriß der klimazonalen Bodentypen der Tſchechoſlowakiſchen Republik) (Sborník českoslov. akademie zemědelské 1). Siehe auch Beck-Managetta, Entwicklungsgeſchichte der Pflanzendecke in den Ländern der Tſchechoſlowakiſchen Republik (Hochſchulwiſſen 1).

[11] O. Schlüter, Wald, Sumpf und Siedlungsland im früheren Mittelalter (Atlas d. Sudetenländer 1:75000, hrsg. v. Geogr. Inſt. d. Deutſchen Univerſität Prag), 1932. — Der bis jetzt fehlende Begleittext ſoll demnächſt im Druck erſcheinen.

wald“ als Schweifgebiet, wie das Leipoldt für Sachſen getan hat[12]. Die Frage der Klimaſchwankungen und damit der Veränderlichkeit der Waldgebiete ſpielt nur für die vorgeſchichtliche Beſiedlung eine Rolle und iſt daher im Zuſammenhange mit dieſer zu erörtern.

2. Die für den Ackerbau brauchbaren, urſprünglich jedoch waldbedeckten oder verſumpften Gebiete, die zumeiſt im Mittelalter koloniſiert worden ſind. Hier wie bei Zone I werden nach Maßgabe der Notwendigkeit auch qualitative Unterteilungen vorzunehmen ſein.

3. Für den Ackerbau meiſt bereits zu ungünſtige, jedoch für die Weidewirtſchaft geeignete Gebiete.

4. Abſolut ſiedlungsfeindliche Gebiete, in den Sudetenländern wohl nur die höchſten Teile der Randgebirge.

Von beſonderem Intereſſe für die Siedlungsgeſchichte iſt die Frage nach der Abgrenzung der Zonen I und II, alſo nach der Urlandſchaft einerſeits, dem Koloniallande andrerſeits. Hat man dieſe auf Grund der geographiſchen Vorausſetzungen ermittelt, ſo bedarf das gewonnene Bild doch der Überprüfung, vor allem durch die Ergebniſſe der Vorgeſchichtsforſchung. Dieſe haben z. B. gezeigt, daß Südböhmen nicht ſo völlig ſiedlungsleer geweſen iſt, wie man das ſonſt hätte annehmen können[13]. Hierzu haben letzthin L. Franz und K. Rudolph gemeinſam Stellung genommen[14]; letzterer gelangt als Botaniker[15] zu dem Ergebnis, daß es ſich hier nicht um natürliches „Steppenheidegebiet“ im Sinne Gradmanns[16] handeln kann, die vorgeſchichtlichen Bewohner dieſer Landſtriche alſo wohl Rodungen vorgenommen haben müſſen.

Andrerſeits zeigt die Verbreitung der Funde auch in den Sudetenländern z. T. ein auffälliges Zurückweichen der frühgeſchichtlichen gegenüber den vorgeſchichtlichen Siedlungsräumen ſeit der Bronzezeit[17]; man bringt dieſe Erſcheinung nach Gradmann mit einer Klimaverſchlechterung in Zuſammenhang. Zu überblicken ſind derartige Erſcheinungen vor allem auf Grund einer Kenntnis der vor- und frühgeſchichtlichen Fundverbreitung[18]. Für die Siedlungsgeſchichte beſonders wichtig iſt natürlich der Stand der Beſiedlung in frühgeſchichtlicher, für die Sudetenländer alſo in germaniſcher und frühſlawiſcher Zeit.

---

[12] Leipoldt, a. a. O.

[13] Ob die kleinen bei Schlüter eingezeichneten Freilandſchaften dieſes Gebiets auf Grund geographiſcher Kriterien oder der Kenntnis vorgeſchichtlicher Funde ermittelt wurden, iſt mangels Begleittext nicht zu erſehen.

[14] L. Franz und K. Rudolph, Urwald-Fragen (Sudeta 13) mit einer Kartenſkizze des böhmiſchen „Steppenheidegebiets“.

[15] Zur Frage der pollenanalytiſchen Unterſuchungen iſt K. Rudolph, Die bisherigen Ergebniſſe der botaniſchen Moorunterſuchungen in Böhmen (Beiheft zum Botaniſchen Zentralblatt 45 Abt. 2), mit Karten, heranzuziehen.

[16] R. Gradmann, Das mitteleuropäiſche Landſchaftsbild nach ſeiner geſchichtlichen Entwicklung (Geographiſche Zeitſchrift 7).

[17] Vgl. z. B. J. Pfitzner, Beſiedlungs-, Verfaſſungs- und Verwaltungsgeſchichte des Breslauer Bistumslandes I, Reichenberg 1926, S. 44f.

[18] Auf botaniſcher Grundlage haben K. Rudolph und F. Firbas, Die Moore des Rieſengebirges, und F. Firbas, Die Geſchichte der nordböhmiſchen Wälder und Moore ſeit der letzten Eiszeit (Beiheft z. Bot. Zentralbl. 53 Abt. 2) den Klimawechſel auch für Nordböhmen feſtgeſtellt.

An Arbeiten, die die geſamte Vor- und Frühgeſchichte dieſer Länder behandeln, ſind hier vor allem die von Menghin und Schránil zu nennen[19]. Beiden Werken ſind leider keine Karten beigegeben, ein für den Erforſcher einer Nachbardiſziplin recht mißlicher Umſtand. In den neueren Arbeiten iſt dieſer Mangel allerdings behoben, ſie behandeln aber nur räumliche oder zeitliche Teilabſchnitte, die Möglichkeit, ſich ſchnell und überſichtlich über den geſamten Forſchungsſtand zu orientieren, iſt alſo zur Zeit noch nicht gegeben[20]. Beſonders zu erwähnen ſind hier jedoch die Arbeiten von Preidel[21] und Beninger-Freiſing[22], die wenigſtens einen Überblick über die Funde der Germanenzeit erlauben, alſo eine relativ ſpäte und daher, wie geſagt, ſiedlungsgeſchichtlich beſonders wichtige Periode, die zudem ſchon in die Zeit nach der letzten Klimaverſchlechterung fällt.

Sind mit der Ermittlung der geographiſchen Vorausſetzungen und der vor- und frühgeſchichtlichen Fundverbreitung die Grundlagen gelegt, ſo kann die Darſtellung ſich nunmehr der eigentlichen Siedlungsgeſchichte zuwenden[23], die ihrerſeits in mehrere Spezialzweige zerfällt, je nach dem ausgewerteten Quellenmaterial und der angewandten Methode. Man kann dabei namentlich 4 Quellengruppen unterſcheiden:

1. Das rein ſchriftliche Quellenmaterial: Chroniken, Urkunden, Stadtbücher, Urbare, Kataſter u. a. m.
2. Die ſprachlichen Erſcheinungen: namentlich Orts- und Flurnamen, aber auch Mundarten.

---

[19] O. Menghin, Einführung in die Vorgeſchichte Böhmens und Mährens, Reichenberg 1926 J. Schránil, Die Vorgeſchichte Böhmens und Mährens, Reichenberg 1926, der in ſeinem deutſchgeſchriebenen Buch leider nur die tſchechiſchen Ortsnamen verwendet, was für den deutſchen Leſer die Benutzung außerordentlich erſchwert. Das großangelegte Werk von A. Stocký, Pravěk země České I, Věk kamený (Die Urzeit Böhmens I, Die Steinzeit), Prag 1926, mit 6 farbigen Karten, iſt infolge des Todes des Verfaſſers leider nicht fortgeführt worden. Vgl. ferner J. L. Červinka, Morava za pravěku (Mähren in der Urzeit), Brünn 1902 (mit Fundkarte); derſ., Pravěk zemí Českých (Die Urzeit der böhmiſchen Länder), 1927; derſ., Slované na Moravě a Říše Velkomoravská (Die Slawen in Mähren und das Großmähriſche Reich), 1928; J. Černý, Příspěvky k historickému zeměpisu Moravy (Beiträge zur hiſtoriſchen Geographie Mährens), 1917 (Časopis Matice Moravské 41); E. Šimák, Čechy a Morava za doby římské (Böhmen und Mähren in der römiſchen Zeit), 1923. — Auf das bereits unüberſehbare Einzelſchrifttum kann hier nicht eingegangen werden, darüber unterrichtet ſeit 1925 die Vierteljahrsſchrift Sudeta, Zeitſchrift für Vor- und Frühgeſchichte.

[20] Im Seminar für Urgeſchichte der Deutſchen Univerſität in Prag gibt es eine Reihe handſchriftlicher, von E. Streit entworfener Karten für die einzelnen Perioden, die aber nur Böhmen umfaſſen und auch noch nicht abgeſchloſſen ſind.

[21] H. Preidel, Germanen in Böhmen im Spiegel der Bodenfunde, Reichenberg 1926 (mit 1 Fundkarte); derſ., Die germaniſchen Kulturen in Böhmen und ihre Träger, Reichenberg 1930 (ohne Karte).

[22] E. Beninger und H. Freiſing, Die germaniſchen Bodenfunde in Mähren, Reichenberg 1933 (mit 2 Fundkarten).

[23] Über die Aufgaben der Siedlungsgeſchichte im allgemeinen vgl. Deutſche Siedlungsforſchungen, Rudolf Kötzſchke zum 60. Geburtstag dargebracht, Berlin 1927, und W. Uhlemann, Siedlungsgeſchichtliche Aufgaben im Rahmen einer geſamtdeutſchen Volks- und Kulturbodenforſchung (Deutſche Hefte für Volks- und Kulturbodenforſchung 1).

3. Die materiellen Kulturdenkmäler: vor allem die Siedlungsformen (Orts-, Flur-, Hof- und Hausformen), ferner auch kunſtgeſchichtliche und volkskundliche Denkmäler[23a].

4. Die geiſtigen Kulturdenkmäler, vor allem wieder die volkskundlicher Art.

Jede wirklich vollſtändige Siedlungsgeſchichte eines Landes müßte alle dieſe Quellengruppen berückſichtigen. Es iſt für den einzelnen Forſcher jedoch unmöglich, dieſes Geſamtgebiet zu beherrſchen, nur eine Zuſammenarbeit mehrerer bei ſonſtiger Arbeitsteilung kann zu den gewünſchten Ergebniſſen führen. Dabei gilt auch hier das gleiche, was ſchon bei der Beſprechung der geographiſchen und urgeſchichtlichen Forſchungszweige geſagt wurde: es iſt notwendig, daß die einzelnen Teildiſziplinen ihre Ergebniſſe für die Nachbarwiſſenſchaften in überſichtlichen und großangelegten, dabei jedoch eingehenden Darſtellungen unter ſtarker Heranziehung von Karten bereitſtellen.

Damit beſchränkt ſich das Forſchungsgebiet des Siedlungshiſtorikers in engerem Sinne auf diejenigen Fragenkomplexe, die es unmittelbar mit den Siedlungen zu tun haben und es erlauben, die einzelnen Siedlungsperioden räumlich, zeitlich und ſachlich gegeneinander abzugrenzen. Er hat alſo neben dem ſchriftlichen Quellenmaterial als unmittelbare Zeugniſſe vor allem die Siedlungsformen heranzuziehen. Ferner ſind namentlich die ſprachwiſſenſchaftlichen Ergebniſſe ſtärkſtens zu berückſichtigen, während die der anderen Forſchungszweige zur Zeit nur fallweiſe ausgewertet werden können[24].

Der Geſamtentwicklung der Geſchichtswiſſenſchaft entſprechend iſt auch in den Sudetenländern, wie anderweitig, die Auswertung des ſchriftlichen Quellenmaterials für die Siedlungsgeſchichte die älteſte der genannten Teildiſziplinen. Hat ſie doch vor allen anderen den Vorteil voraus, allein eine Datierung zu ermöglichen, weshalb jene auch immer wieder zu dieſem Zwecke auf ſie zurückgreifen müſſen. Bekanntlich leidet ſie aber auch beſonders unter der Lückenhaftigkeit und Ungleichwertigkeit der Quellen; es war daher ein weſentlicher Fortſchritt, der weit mehr bedeutete als eine bloße Vervollſtändigung des Bildes, daß man begann, ihre jüngeren Schweſterwiſſenſchaften durchaus gleichwertig mit heranzuziehen.

Die beſondere nationale Verteilung der Bevölkerung in den Sudetenländern brachte es ferner mit ſich, daß allen ſiedlungsgeſchichtlichen Arbeiten über dieſes Gebiet, mögen ſie nun aus deutſcher oder tſchechiſcher Feder ſtammen, von vornherein ein gemeinſamer Zug eigen iſt. Sie ſind im Grunde alle beherrſcht vom deutſch-tſchechiſchen Problem, von der Frage nach dem Anteil jedes dieſer beiden Völker an der Beſiedlung und kulturellen Erſchließung des Landes. Die Tatſache, daß dieſer Dualismus noch heute in vollem Maße fortbeſteht, verleiht der Siedlungsgeſchichte der Sudetenländer aber auch grundſätzliche Bedeutung für die Klärung vieler geſchichtlicher Fragen des oſtdeutſchen und oſtmitteleuropäiſchen Raumes überhaupt[25].

[23a] Zur Volkskunde ſiehe namentlich E. Lehmann, Sudetendeutſche Volkskunde, Leipzig 1926, und G. Jungbauer, Deutſche Volkskunde mit beſonderer Berückſichtigung der Sudetendeutſchen, Brünn-Prag-Reichenberg 1937.

[24] Dieſe Einteilung der Forſchungsarbeit kommt in den beiden muſtergültigen Werken, Aubin-Frings-Müller, Kulturſtrömungen und Kulturprovinzen in den Rheinlanden, Bonn 1926, und Ebert-Frings-Gleißner-Kötzſchke-Streitberg, Kulturräume und Kulturſtrömungen im mitteldeutſchen Oſten, Halle 1936, deutlich zum Ausdruck, wiewohl beide Arbeiten an ihren Gegenſtand von einem etwas anderen Geſichtspunkt aus herangehen.

Auf die große Kontroverſe der ſudetendeutſchen Geſchichte um die ſogenannte „Bretholz-Theorie“ kann hier nicht näher eingegangen werden[26]. Es möge an dieſer Stelle genügen feſtzuſtellen, daß ſie heute nicht nur von der tſchechiſchen, ſondern auch dem überwiegenden Teil der deutſchen Forſchung zugunſten der „Koloniſationstheorie“ abgelehnt wird; dieſe führt das heutige Sudetendeutſchtum durchaus auf die Koloniſation des 12.—14. Jahrhunderts zurück, wenn dabei auch nicht geleugnet wird, daß Reſte der Markomannen und Quaden bei der Abwanderung zurückgeblieben ſind und ſich neben den Slawen wohnend eine Zeitlang erhalten haben. Much hat die Frageſtellung treffend dahin zuſammengefaßt, nicht ob, ſondern wieviel und wie lange Germanenreſte ſich erhalten hätten, ſei zu unterſuchen[27]. Eine Reihe Unentwegter veröffentlicht allerdings noch immer Arbeiten im Bretholzſchen Sinne[28], man kann ſich bei ihrer Lektüre aber vielfach des Eindruckes nicht erwehren, daß ſie nicht unmittelbar auf den Quellen aufbauen, ſondern dieſe bloß in nicht ſelten gezwungener Weiſe im Sinne ihrer Theſe ausdeuten; die Richtigkeit dieſer Theſe ſteht ihnen dabei leider a priori feſt. Richtig iſt bei allen dieſen Arbeiten allerdings das Ergebnis, daß das Deutſchtum der Sudetenländer in ſeinen Anfängen nicht erſt dem 13. Jahrhundert entſtammt, ſondern älter iſt. Das wird nun aber auch namentlich von ſprachwiſſenſchaftlicher Seite betont, die deutliche Spuren bereits für das 12. Jahrhundert nachgewieſen hat[29], ohne daß deshalb eine Abſtammung von Markomannen und Quaden belegt erſcheint. Für das Egerland hat neuerdings wieder Käubler[30] die Frage anſcheinend ſelbſtändig im Sinne der Markomannentheorie zu beantworten geſucht, nur ſind ſeine Bemerkungen über die Ortsnamen ſchon früher im gleichen Sinne von Bachmann[31] vorgetragen worden, ohne deshalb letzten Endes Anerkennung zu finden. Auch aus dem ſonſt von Käubler angeführten Quellenmaterial läßt ſich nur ſchließen, daß das Deutſchtum des Egerlandes weſentlich älter iſt als in den meiſten ſonſtigen Gebieten der Sudetenländer. Bei der geographiſchen Lage des Egerlandes iſt das eine völlig natürliche Erſcheinung, die für die altertümlichen Ortsnamen und Siedlungsformen ausreichende Erklärung bietet.

---

[25] Vgl. Th. Mayer, Aufgaben der Siedlungsgeſchichte in den Sudetenländern (Deutſche Hefte für Volks- und Kulturbodenforſchung 1, S. 129ff.).

[26] Über die einſchlägige Literatur unterrichten, W. Woſtry, Das Koloniſationsproblem MVGDB. 60; Th. Mayer a. a. O.; neuerdings am vollſtändigſten V. Novotný, České Dějiny (Böhmiſche Geſchichte) I 4, S. 475ff.

[27] Mitteilungen des Inſtituts für Öſterreichiſche Geſchichtsforſchung 40, S. 316.

[28] Vor allem in der Zeitſchr. des Deutſchen Vereins für Geſchichte Mährens und Schleſiens = ZVGMS.

[29] Vgl. die unten angeführten Arbeiten von Schwarz.

[30] R. Käubler, Die ländlichen Siedlungen des Egerlandes, Leipzig 1935.

[31] A. Bachmann, Geſchichte Böhmens I, S. 71ff., dazu E. Schwarz, Die Ortsnamen der Sudetenländer als Geſchichtsquelle, München-Berlin 1931, S. 393. Gegen Käubler in dem von mir angedeuteten Sinne nun auch Emmerich in ſeinem oben Anm. 3 genannten Beitrag S. 132f.; vgl. auch R. Fiſcher, Altdeutſche Namen im Egerlande (Der Ackermann aus Böhmen 4).

Die einzige Arbeit, die es bisher auf Grund der ſchriftlichen Quellen unternommen hat, den Verlauf der Beſiedlung in ſlawiſcher und deutſchkolonialer Zeit wenigſtens für ganz Böhmen und das ganze Mittelalter zu ſchildern, und zwar über die grundſätzlichen Fragen hinaus bis in die topographiſchen Einzelheiten eingehend, ſtammt von Lippert[32]. Bewußt ſtellt er die im erſten Bande behandelte, heidniſch-ſlawiſche Zeit der chriſtlich-deutſchkolonialen gegenüber, deren Auswirkungen im zweiten Bande dargeſtellt werden. Für die Zweiteilung iſt ihm alſo nicht die deutſche Koloniſation allein maßgebend, ſondern das Eindringen der weſteuropäiſchen Kultur durch Chriſtentum und Deutſchtum in ihren ſozialen und wirtſchaftlichen Auswirkungen. Trotzdem und obwohl die Ausführungen Lipperts im einzelnen z. T. überholt ſind, enthält ſein Werk doch auch die einzige Geſamtdarſtellung der mittelalterlichen deutſchen Koloniſation Böhmens, die wir zur Zeit beſitzen. Mittelbar ſind für dieſe allerdings auch die Arbeiten von Wichtigkeit, die den vorkolonialen Siedlungsraum Böhmens auf Grund der Urkunden zu erfaſſen ſuchen. Friedrich[33] hat in dieſem Sinne die vor 1200 urkundlich erwähnten Orte in chronologiſcher Reihenfolge zuſammengeſtellt und daran treffende Bemerkungen u. a. auch über die ſyſtematiſch beigegebenen Siedlungsformen geknüpft. Beſondere Beachtung verdienen ſeine Ausführungen über die älteſten Handelswege Böhmens, das Umfaſſendſte, was bis jetzt in dieſer Hinſicht vorliegt[34]. Hier findet ſich auch die wichtige Feſtſtellung, daß dieſe Handelswege nicht nur infolge der Beſiedlung entſtanden ſind, ſondern ihrerſeits als Leitlinien für dieſe eine wichtige Rolle geſpielt haben. Sein Verſuch, die Ortsnamen für die Rekonſtruktion der Urlandſchaft auszuwerten, wies methodiſch neue Wege, ging aber zu weit, da es nicht angeht, aus jedem Hinweis auf Bäume in dieſen Namen bereits auf urſprünglichen Wald zu ſchließen[35]. Seine Zuſammenſtellung wird neuerdings in mancher Einzelheit ergänzt und berichtigt durch eine Arbeit von Kloß[36], auch hinſichtlich der nicht wenigen von ihm als echt benutzten Fälſchungen.

---

[32] J. Lippert, Sozialgeſchichte Böhmens in vorhuſſitiſcher Zeit, 2 Bände, Prag-Wien-Leipzig, 1896—1898.

[33] W. Friedrich, Die hiſtoriſche Geographie Böhmens bis zum Beginn der deutſchen Koloniſation, Wien 1912.

[34] Vgl. hierzu außer der genannten Arbeit von Lippert und zahlreichem Einzelſchrifttum das grundlegende ältere Werk von J. K. Hraše, Zemské stězky, strážnice a brány v Čechách (Die Landesſteige, Wachtpoſten und Tore in Böhmen), 1885.

[35] Das hat ſchon Haſſinger a. a. O. S. 185 Anm. 1 beanſtandet.

[36] F. Kloß, Das räumliche Bild der Grundherrſchaften in Böhmen bis zum Ende des 12. Jahrhunderts. MVGDB. 70, 71, 72.

Endlich iſt hier die zur Zeit noch nicht abgeſchloſſene Arbeit Šimáks[37] zu nennen, die zum Unterſchied von den bisher genannten Werken auch zahlreiche ungedruckte Quellen verwertet. Šimák ſetzt es ſich zwar zur Aufgabe, die deutſche mittelalterliche Koloniſation hiſtoriſch-topographiſch zu erfaſſen, bezieht dabei aber auch die vorhergehende ſlawiſche Zeit weitgehend mit ein, ſo daß ſeine Arbeit in gewiſſem Grade durchaus als hiſtoriſche Topographie Böhmens im Mittelalter gelten kann. Zur Zeit fehlen allerdings noch die Zuſammenſtellungen für ganz Südweſtböhmen. An älteren Werken iſt noch die topographiſche Arbeit von Sedláček[38] heranzuziehen, mag ſie auch in Einzelheiten vielfach bereits überholt ſein.

Schon im Titel ſetzt ſich eine vollſtändige hiſtoriſche Topographie Mährens und Schleſiens die Arbeit von Hoſák zur Aufgabe[39], ebenfalls unter Verwertung zahlreicher ungedruckter Quellen. Auch dieſes Werk iſt noch nicht abgeſchloſſen, es fehlt aber heute nur noch der das Teſchner Schleſien behandelnde Teil. Die Benützung iſt vorläufig, ſolange der Index noch ausſteht, dadurch erſchwert, daß die Arbeit nach den alten Kreiſen und innerhalb derſelben nach den ehemaligen Herrſchaften angeordnet iſt, ſo daß eine Orientierung ohne genauere Kenntnis dieſer älteren Einteilungen auf Schwierigkeiten ſtößt[40].

Für Mähren fehlt es, im Gegenſatz zu Böhmen und Schleſien, an älteren hiſtoriſch-topographiſchen Arbeiten für das Geſamtgebiet. Viel mehr, als der Titel verſpricht, hält allerdings die neueſte Arbeit von Berger[41], indem ſie nicht nur vielfach über das heute deutſche Siedlungsgebiet Nordmährens hinausgreift, ſondern außerdem auch für die Entſtehung der nach der großen mittelalterlichen Koloniſationsperiode gegründeten Ortſchaften zahlreiche Daten verzeichnet. So kann ſie wenigſtens für einen großen Teil Mährens — und Schleſiens — als brauchbare Unterlage weiterer Forſchung dienen.

Anſonſten ſtößt gerade die Erforſchung der Siedlungsgeſchichte für dieſe jüngeren Koloniſationsperioden inſofern auf gewiſſe Schwierigkeiten, als das Intereſſe der Forſchung ſich bislang faſt ausſchließlich der altehrwürdigen mittelalterlichen Beſiedlung zugewandt hat[42]. So iſt denn das diesbezügliche Quellenmaterial zumeiſt noch heute nur in den Archiven zugänglich, teilweiſe allenfalls im ſehr ungleichwertigen Einzelſchrifttum verſtreut, von dem ſpäter noch zu reden ſein wird. Gewiſſe Zuſammenfaſſungen, die allerdings durchaus überprüft werden müſſen, liegen in den 6 Topographien aus dem Ende des 18. und der Mitte des 19. Jahrhunderts vor[43]. Auf ſie ſtützen ſich denn auch für die jüngeren Zeiträume weitgehend Arbeiten wie die von Berger oder Praſek.

---

[37] In der von ihm fortgeführten Böhmiſchen Geſchichte von Novotný I 4, die z. Z. in Lieferungen erſcheint. Leider gibt er die einzelnen Quellenbelege vielfach nicht an.

[38] A. Sedláček, Historicko-topografický slovník kralovství Českého (Hiſtoriſch-topographiſches Wörterbuch des Königreichs Böhmen) I—XII, Prag 1896/97.

[39] L. Hoſák, Historický mistopis země Moravskoslezské (Hiſtoriſche Topographie des Landes Mähren-Schleſien); erſcheint z. Z. in Lieferungen.

[40] Leider ſcheinen ſeine Angaben nicht immer ganz zuverläſſig zu ſein. Für Schleſien vgl. auch die älteren Arbeiten von V. Praſek, Historická topografie země Opavské (Hiſtoriſche Topographie des Troppauer Landes), Troppau 1889 (Vlastivěda Slezská II, VI, IX); derſ., Historická topografie země Těšinské (Hiſtoriſche Topographie des Teſchner Landes), Troppau 1889 (ebd. IX); derſ., K topografii a etnogrofii Niska části Rakouské (Zur Topographie und Ethnographie des öſterreichiſchen Neißegebiets) (Věstník Matice Opavské 1913).

[41] K. Berger, Die Beſiedlung des deutſchen Nordmährens im 13. und 14. Jahrhundert, Brünn 1933.

[42] Für Mähren und Schleſien im 18. Jh. bieten einen Einblick F. Slavik und V. Praſek, Osady familiantské čili kolonie za 18. století na Moravě a ve Slezsku založené (Die Familiantenſiedlungen

Das Intereſſe an dieſen jüngeren Siedlungsperioden hängt allerdings weniger mit der Entſtehung neuer Ortſchaften zuſammen, die das Geſamtbild in den Sudetenländern nicht mehr weſentlich zu beeinfluſſen vermochten; wichtig iſt für dieſe Zeiträume vielmehr die Frage, wieweit ſich das Deutſchtum über die Huſſitenzeit hinüber erhalten und allenfalls — beſonders nach dem Dreißigjährigen Kriege — wieder ausgedehnt hat[44]. So iſt es heute noch ungeklärt, ob das Deutſchtum in den ländlichen Siedlungen etwa des Saazer oder Pilſner Beckens — die Städte waren bekanntlich im Mittelalter überwiegend deutſch — ſchon in vorhuſſitiſcher Zeit allmählich eingeſickert iſt oder ſich erſt nach dem Kriege im Zuge des notwendig gewordenen Wiederaufbaues niedergelaſſen hat. Eine Antwort auf dieſe Fragen iſt vor allem aus den alten Urbaren und Pfarrmatrikeln zu erwarten, die für die vorhuſſitiſche Zeit natürlich nur ſelten erhalten ſind. Einige Stichproben haben ſogar für die Umgebung Prags ein nicht unbedeutendes ländliches Deutſchtum ergeben[45]. Aufſchlüſſe ſind auch aus der ſog. Steuerrolla für Böhmen und den Lahnenregiſtern für Mähren zu erwarten; dieſe Quellen müſſen nur inſofern mit Vorſicht benutzt werden, als ſie vielfach deutſche Zunamen einfach ins Tſchechiſche überſetzen[46].

---

oder Kolonien, die im 18. Jh. in Mähren und Schleſien gegründet worden ſind) (Selský archiv I.1). Zum Grundſätzlichen vgl. auch J. Pfitzner, Grundſätzliches zur Siedlungsgeſchichtsforſchung, gezeigt an der Beſiedlung der Grafſchaft Glatz (Mitt. d. öſterr. Inſt. f. Geſchichtsforſchung 43).

[43] Für Böhmen J. Schaller, Topographie des Königreichs Böhmen, 16 Bände und Regiſterband, 1785—1791 und J. G. Sommer, Das Königreich Böhmen, ſtatiſtiſch-topographiſch dargeſtellt, 16 Bände Prag 1833—1849; für Mähren F. J. Schwoy, Topographie vom Markgraftum Mähren, 6 Bände Wien 1793, derſ., Topographiſche Schilderung des Markgraftums Mähren, Prag-Leipzig 1786, und G. Wolny, Die Markgrafſchaft Mähren, 6 Bände, Brünn 1835—1842 (2. Aufl. 1846); für Schleſien R. Kneifel, Topographie des k. k. Anteils von Schleſien, 4 Bände, Brünn 1804—1806 und F. Ens, Das Oppaland und der Troppauer Kreis nach ſeinen geſchichtlichen, bürgerlichen und örtlichen Eigentümlichkeiten, 4 Bände, Wien 1835—1837.

[44] Vgl. auch W. Weizſäcker, Über die Nationalitätenverhältniſſe in Böhmen von den Huſſitenkriegen bis zur Schlacht am Weißen Berge, MVGDB. 62.

[45] H. Zatſchek, Volksgeſchichtliche Aufgaben für die ältere ſudetendeutſche Geſchichte (Zeitſchrift f. ſudetendeutſche Geſchichte 1, S. 46 ff.). Ein Teil der vorhuſſitiſchen Urbare iſt abgedruckt bei J. Emler, Decem registra censuum Bohemica compilata aetate bellum husiticum praecedente, Prag 1881. Vgl. auch J. Šuſta, Zur Geſchichte und Kritik der Urbarialaufzeichnungen (S.-B. d. Wiener Akademie d. Wiſſenſchaften, phil.-hiſt. Kl. 138 Abh. 8); Vacek, Urbaře a pozemkové knihy (Urbare und Grundbücher) (Časopis pro dějiny venkova 13).

[46] Bis jetzt liegt nur eine Bearbeitung des ſchon im Mittelalter rein deutſchen Elbogner Kreiſes vor in R. Schreiber, Der Elbogner Kreis und ſeine Enklaven nach dem 30jährigen Kriege, Prag 1935. Für Mähren bringt die Zeitſchrift des Deutſchen Vereins für Geſchichte Mährens und Schleſiens ſeit 1929 in ihrer Beilage für Familienforſchung ſchätzenswerte Auszüge aus den Lahnenregiſtern.

Die gleichen Quellen werden vielfach auch auf die Frage Antwort geben können, wie weit mittelalterlicher deutſcher Siedlungsboden in der Huſſitenzeit tſchechiſch geworden iſt; namentlich in Oſtböhmen ſcheint das in größerem Ausmaße der Fall geweſen zu ſein. Hierfür, wie für die mittelalterliche Beſiedlung überhaupt ſtellen aber auch die Orts- und Flurnamen eine geradezu grundlegende Quellengruppe vor.

Über dieſe Quellengruppe hier ausführlich zu berichten, erübrigt ſich angeſichts der eingehenden Forſchungsberichte von Schwarz[47], deſſen Arbeiten über dieſen Fragenkomplex für die Sudetenländer grundlegend geworden ſind[48]. Auch die Mundartenforſchung[49] iſt hier heranzuziehen, vermag doch beim Schweigen der anderen Geſchichtsquellen gerade ſie über Herkunft und Vorſtoßrichtung der Siedler faſt allein etwas auszuſagen. Am längſten wird man in Anbetracht der noch notwendigen umfaſſenden Vorarbeiten auf die beſonders wichtigen Ergebniſſe der Flurnamenforſchung zu warten haben; für die hier angeſchnittene Frage iſt übrigens ihre Ausdehnung auf das heute tſchechiſche Sprachgebiet dringend zu wünſchen.

Eine eigene Gruppe unter den ſiedlungsgeſchichtlichen Arbeiten bilden die über die Städte. Auf die bereits unüberſehbare Menge der einzelnen Stadtgeſchichten kann hier ſchon aus Raumgründen nicht eingegangen werden, genannt ſeien jedoch die zuſammenfaſſenden Arbeiten von Zycha[50] und Weizſäcker[51]. Viel Literatur verzeichnet Peterka[52]. Über die Städte Mährens hat Reutter[53] gehandelt, und zwar im Sinne der Bretholz-Theorie, wonach auch die deutſchen Städte des Landesinnern auf angebliche Germanenreſte zurückgehen ſollen. Über die Grundrißgeſtaltung ſudetenländiſcher Städte hat Hönig[54] eigene Unterſuchungen angeſtellt. Schließlich ſei hier eine ungedruckte Prager Diſſertation von R. Fitz über Troppau erwähnt, die, als erſte Arbeit dieſer Art in den Sudetenländern, die Entwicklung der Flur dieſer Stadt verfolgt hat.

Als letzte, aber keineswegs unwichtigſte der oben angeführten Quellengruppen ſtehen hier endlich die Siedlungsformen zur Diskuſſion. Sind ſie doch ein unmittelbares

---

[47] E. Schwarz, Aufgaben der deutſchen Sprachforſchung in den Sudetenländern I (Deutſche Hefte für Volks- und Kulturbodenforſchung 1) und derſ., Fortſchritte und Aufgaben der ſprachwiſſenſchaftlichen Volksforſchung in den Sudetenländern (Heft 1 S. 216 dieſer Zeitſchrift).

[48] Genannt ſei hier nur ſeine umfaſſende Arbeit, Die Ortsnamen der Sudetenländer als Geſchichtsquelle, München-Berlin 1931.

[49] E. Schwarz, Sudetendeutſche Sprachräume, München 1935.

[50] A. Zycha, Über den Urſprung der Städte in Böhmen und die Städtepolitik der Přemysliden, MVGDB. 52, 53, und derſ., Prag, Ein Beitrag zur Rechtsgeſchichte Böhmens im Beginn der Koloniſationszeit, ebenda 49, 50.

[51] Zuletzt W. Weizſäcker, Eindringen und Verbreitung der deutſchen Stadtrechte in Böhmen und Mähren (Heft 1 S. 95 dieſer Zeitſchrift).

[52] O. Peterka, Die bürgerlichen Braugerechtigkeiten in Böhmen, 1917.

[53] H. Reutter, Städtegründungen in Mähren und Schleſien, ZVGMS. 35.

[54] A. Hönig, Deutſcher Städtebau in Böhmen, Berlin 1921, und derſ., Sudetendeutſche Stadtanlagen (Städtebau 32, Januarheft), mit einigen Änderungen wiederabgedruckt in Deutſchmähr.-Schleſ. Heimat 1937, Heft 7/8; für Mähren noch F. Koláček, Půdorysy moravských měst (Grundriſſe mähriſcher Städte), Brünn 1930.

Ergebnis des Siedlungswerkes ſelbſt, müſſen alſo aus deſſen Gange heraus in ihrer Vielfalt gedeutet werden können. Daraus erhellt aber auch umgekehrt, daß ſie als Quelle für die Erforſchung eben dieſes Siedlungswerkes weitgehend in Frage kommen müſſen. Gerade das Verbreitungsbild der Formen in den Sudetenländern zeigt das mit größter Eindringlichkeit[55].

Ein weſentlicher Mangel der Forſchung war dabei bislang das Fehlen einer einheitlichen Terminologie der Formen, ohne die ein fruchtbarer Vergleich der Ergebniſſe aus den verſchiedenen Einzelgebieten gar nicht möglich iſt. Eine ſolche Terminologie mußte natürlich erſt erarbeitet werden, da trotz des umfaſſenden Rahmens der bahnbrechenden Arbeit von Meitzen[56] ihre Brauchbarkeit für den geſamten kolonialen Oſten erſt erprobt werden mußte. Sie liegt nun jedoch in der von der Leipziger Schule R. Kötzſchkes erarbeiteten, uns von Ebert vorgelegten Terminologie[57] in hinlänglichem Maße vor; einzelne landſchaftliche Abweichungen vom Schema ſind allerdings unvermeidlich und letzten Endes nur natürlich.

Auf Grund dieſer Terminologie, die mir bereits 1933 im Rohbau zugänglich war[58], habe ich in den letzten Jahren die geſamten Kataſterblätter Böhmens, Mährens und Schleſiens durchgeſehen, wie ſie im Maßſtabe 1:2880 als Beilage zum ſog. Stabilen oder Franziszeiſchen Kataſter aus den 20er bis 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts vorliegen[60]. Sie haben den Vorteil, ein Bild der Siedlungsformen aus der Zeit vor der weitgehenden induſtriellen Verbauung der letzten hundert Jahre zu bieten, durch die ſie vielfach bis zur Unkenntlichkeit verändert worden ſind, z. B. im Oſtrauer Kohlenrevier. Dabei ergab ſich die erfreuliche Tatſache, daß die Ebertſche Terminologie ſich als vollauf anwendbar erwies, nur ſtellenweiſe mit ganz geringen Abweichungen.

Die bisher in der Terminologie herrſchende verwirrende Vielfalt iſt wohl hauptſächlich dafür verantwortlich zu machen, wenn die Siedlungsformen bis heute auch in den Arbeiten über die Sudetenländer eine verhältnismäßig untergeordnete Rolle geſpielt haben. Dieſer Mangel hat denn auch letzthin den tſchechiſchen Geographen Pohl veranlaßt, ſelbſtändig eine ſolche Terminologie für Böhmen zu erarbeiten[61]. Ihre Typen decken ſich vielfach mit den in der deutſchen Forſchung mehr oder weniger eingebürgerten, zeigen aber auch nicht ſelten Abweichungen, und dieſes leider nicht gerade zum Vorteil einer klaren Einteilung. Daß Pohl die Ebertſche Terminologie noch nicht kannte, iſt ihm angeſichts der Erſcheinungsdaten beider Arbeiten natürlich nicht zum Vorwurf zu machen; als Vorteil iſt die Kenntnisnahme weſt- und ſüdeuropäiſcher, namentlich ſüdſlawiſcher Typenaufſtellungen als Vergleichsmaterial zu werten. Man vermißt jedoch eine hinreichende Berückſichtigung der neueren deutſchen terminologiſchen Arbeiten, die trotz ihrer teilweiſen Mängel verſchiedene Unklarheiten doch ſchon überwunden hatten. Die bei Pohl recht unſcharfe Unterſcheidung zwiſchen Gaſſen-, Straßen- und Reihendörfern iſt zwar in der deutſchen Forſchung eigentlich auch erſt durch Ebert durchgehend klar formuliert worden. Sehr auffallend iſt jedoch bei Pohl die Art, in der die grundlegenden, genetiſch bedingten Unterſchiede zwiſchen Gewann- und Waldhufenflur vor verſchiedenen zweitrangigen, geländebedingten, rein formellen Kennzeichen völlig zurücktreten, ein Fehler, der hätte vermieden werden können.

---

[55] Für Böhmen habe ich dieſes Bild kurz ſkizziert in meinem Aufſatz, Die Orts- und Flurformen Böhmens. In: Heimatbildung, Sudetendeutſche Monatshefte für Volksbildung 1936, Heft 2/3.

[56] A. Meitzen, Siedlungs- und Agrarweſen der Weſtgermanen und Oſtgermanen, der Kelten, Römer, Finnen und Slawen, 3 Bände und Atlasband, Berlin 1896.

[57] W. Ebert, Ländliche Siedelformen im deutſchen Oſten, Berlin 1936.

[58] Derſ., Denkſchrift zur Beſtimmung der Siedelformen im deuſchen Oſten, 1932. (Als Manuſkript gedruckt.)

[60] Im Landesarchiv in Prag und Kataſtralmappenarchiv in Brünn. Für Mähren-Schleſien konnten dabei ſämtliche Orte erfaßt werden, für Böhmen ergaben ſich infolge abhandengekommener Karten leider einige Lücken, die auf Grund neuerer Unterlagen ergänzt werden mußten; das Geſamtbild wird dadurch aber nicht geſtört.

[61] J. Pohl, Typy vesnických sídel v Čechách (Die Typen der ländlichen Siedlungen in Böhmen) — (Národopisný věstník Československý 27/28.)

Sehr aufſchlußreich iſt bei ihm eine, möchte es zunächſt ſcheinen, reine Äußerlichkeit: die in den Fußnoten angeführten Arbeiten. Es zeigt ſich hier nämlich mit großer Deutlichkeit, wie wenig bisher von tſchechiſcher Seite über Siedlungsformen gearbeitet worden iſt; die ſudetendeutſche Forſchung läßt Pohl allerdings völlig unbeachtet. Ganz ſo ſchlimm ſteht es nun weder mit dem tſchechiſchen, noch dem ſudetendeutſchen ſiedlungsgeſchichtlichen Schrifttum. Mit der Terminologie haben ſich beide zwar weniger abgegeben, wohl aber ſind hier ſchon bemerkenswerte Ausführungen über das Verbreitungsbild verſchiedener Formen zu finden ſowie über deren Deutung, die ſich naturgemäß nicht rein aus der Terminologie, ſondern eben aus dem Verbreitungsbilde und dem Vergleich mit durch andere Methoden erarbeitetem Quellenmaterial ergeben kann. Dieſe Deutung und ihre Anwendung für eine genetiſche Auffaſſung iſt aber doch das, worauf es letzten Endes ankommt.

Von den ganz gelegentlichen Bemerkungen, mit denen die geographiſchen Handbücher von Machatſchek und Haſſinger ſowie andere allgemeiner gehaltene Werke[62] auch die Siedlungsformen ſtreifen, ſoll hier nicht die Rede ſein. Wohl aber verdient an erſter Stelle wieder die Sozialgeſchichte Böhmens von Lippert[63] der Erwähnung. Bei der Beſprechung der altſlawiſchen, vorkolonialen Verhältniſſe geht er nämlich ausführlich auch auf die Siedlungsformen des Haufendorfes bzw. Weilers und der Platzdörfer bzw. „Rundlinge“ ein, erſtere als eine wilde Ausbauform nach Auflöſung der altſlawiſchen Hauskommunion (Zadruga) deutend. Dieſe Auffaſſung bedarf allerdings noch ſehr der Überprüfung. Völlig zutreffend ſchildert Lippert hingegen jedenfalls die grundlegenden Unterſchiede zwiſchen den Siedlungsformen der bayriſch-öſterreichiſchen Koloniſation mit ihren geſchloſſenen Klein- und Mitteltypen einerſeits, der oſtmitteldeutſchen Koloniſation mit ihren Waldhufendörfern andrerſeits; er zeichnet in großen Zügen auch bereits ein richtiges Verbreitungsbild dieſer

---

[62] Siehe oben Anm. 1 u. 23a.

[63] Siehe oben Anm. 32.

Formen in Böhmen, das allerdings vielfach noch ergänzt und vor allem gedeutet werden muß.

Einen weiteren weſentlichen Fortſchritt brachte dann auch in dieſer Frage die Arbeit von Friedrich[64]. Er gibt ſeiner Ortstabelle auch regelmäßige Angaben über die Ortsformen bei und gelangt an Hand derſelben zu fraglos richtigen Schlüſſen. So ergibt ſich auch bei ihm, in Übereinſtimmung mit Lippert, ein Zuſammenfallen der Verbreitungsgebiete von Haufendörfern mit altſlawiſchen Siedlungslandſchaften. Neu und ſehr bemerkenswert iſt dann ſeine Feſtſtellung, daß der vielbeſprochene „Rundling“ ſich im Inneren Böhmens ſo gut wie nicht findet, wohl aber ſchon vor 1200 in den Randgebieten, er alſo wohl als frühkoloniale Form des ſlawiſchen Landesausbaues anzuſehen iſt. Weſentlich iſt auch ſeine Bemerkung, daß das Vordringen älterer Siedlungsformen bei Taus und Nachod, wo das tſchechiſche Sprachgebiet noch heute bis an die Staatsgrenze reicht, mit den dort über die Gebirge führenden alten Handelswegen zuſammenhängt.

Mit dieſen Auffaſſungen ſtimmt im weſentlichen auch die tſchechiſche Forſchung überein, nur die ältere Arbeit von Peiſker[65] wurde z. T. ſchon von Friedrich in einigen Punkten zurechtgeſtellt. Jünger ſind hingegen die Arbeiten bzw. entſprechenden Abſchnitte von Niederle, Novotný, Černý und Vacek[66], die die angeführten Ergebniſſe weiter ausbauen und auch für alle Fragen frühſlawiſcher Kultur heranzuziehen ſind, wie letzthin noch die Arbeit von Saturník[67].

Wir haben bereits eine der umſtrittenſten Fragen auf dem Gebiete der Siedlungsformen berührt, die ſog. „Rundlingsfrage“, die auch für die Sudetenländer eine wichtige Rolle ſpielt. Es handelt ſich bei ihr bekanntlich darum, ob der Rundling als ſlawiſche Ortsform anzuſehen iſt, wie urſprünglich Meitzen angenommen hatte, oder nicht; weiter, ob er als altſlawiſch, ſlawiſch-kolonial oder gar von den Germanen übernommen zu gelten habe. Auch eine gelegentliche Anwendung in deutſch-frühkolonialer Zeit ſteht zur Diskuſſion. Neuerdings haben ſich zwei Arbeiten, die eine aus deutſcher, die andere aus tſchechiſcher Feder[68], für die Sudetenländer wiederum mit dieſer Frage beſchäftigt und vor allem das Verbreitungsgebiet des Rundlings in ihnen feſtzuſtellen geſucht. Dieſes Verbreitungsgebiet iſt nach meiner Kenntnis der Siedlungsformen in beiden Arbeiten im weſentlichen durchaus richtig gezeichnet worden und ergibt etwa das gleiche Reſultat, wie es bereits Friedrich vorweggenommen hat. Wie weit das Bild in ſeinen Einzelzügen ſtimmt, läßt ſich freilich eben noch nicht beantworten; einzelne Abweichungen von meiner Anſicht, die man nicht lediglich als ſtrittige Fälle bezeichnen kann, konnte ich feſtſtellen.

---

[64] Siehe oben Anm. 33.

[65] J. Peiſker, Die Knechtſchaft in Böhmen, 1890.

[66] L. Niederle, Slovanské Starožitnosti (Slawiſche Altertümer) 4 Bände, Prag 1902—1925; V. Novotný, České dějiny I 1—4 (Böhmiſche Geſchichte), 1913 ff. (im Erſcheinen, mit viel Sonderſchrifttun); F. Černý, Příspěvky k historikému zeměpisu Moravy (Beiträge zur hiſtoriſchen Topographie Mährens) — (Časopis Matice Moravské 41/42); Vacek, K agrárním dějinám českým staré doby (Zur tſchechiſchen Agrargeſchichte der alten Zeit) — (Agrární archiv 6).

[67] Th. Saturník, O pravu soukromém u Slovanů v dobách starších (Vom Privatrecht bei den Slawen in älterer Zeit) — (= L. Niederle II 2), Prag 1934.

[68] K. Zimmermann, Die Rundlinge Böhmens, ungedruckte Diſſertation, Prag 1932 und F. Koláček, Okrouhlice na Moravě (Die Rundlinge in Mähren), Brünn 1934.

Daran dürfte z. T. die Problemſtellung Schuld tragen. Es fragt ſich, ob es überhaupt ratſam iſt, eine einzelne Siedlungsform außerhalb des Zuſammenhanges mit den anderen Formen für ſich zu betrachten, namentlich, ſolange die Terminologie ſo ſtrittig iſt, wie gerade in dieſem Falle. Es ergibt ſich ja ſchon rein arbeitstechniſch dabei die Fehlerquelle, daß verſchiedentlich wirkliche Rundlinge überſehen, dagegen andere, nur ähnliche Formen aufgenommen werden. Weſentlich aber iſt es, daß die ganze Rundlingsfrage terminologiſch dringend der Überprüfung bedarf, wie dieſes auch Ebert entſchieden gefordert hat. Es zeigt ſich nämlich, daß in den verſchiedenen Arbeiten unter dem Rundling oft ganz verſchiedene Dinge verſtanden werden. Vielfach macht ſich dabei im ſudetenländiſchen Einzelſchrifttum, das noch angeführt werden ſoll, das Beſtreben geltend, ihn als die ſlawiſche Form ſchlechtweg dem deutſchen Waldhufendorfe gegenüberzuſtellen, und dabei wird dann unter dem Rundling die ganze Schar der ſlawiſchen Klein- und Kurzformen zuſammengefaßt. Dieſes Schema iſt aber allzu einfach. Es wirft einerſeits das fraglos frühkoloniale Rundangerdorf mit Radialwaldhufen zuſammen mit den älteren ſlawiſchen, oft gar nicht einmal runden Formen, ſo auch den Haufen- und Gaſſendörfern. Andrerſeits kommt bei dieſer Einteilung aber der Umſtand nicht zur Geltung, daß ſich die bayriſch-öſterreichiſche Koloniſation ebenfalls relativ kurzer Formen, nämlich Straßen-, Straßenanger- und Platzdörfer, bediente. Eine gewiſſe Auflockerung der Begriffsbildungen tut hier daher not.

Nicht eigentlich ſiedlungsgeſchichtlich, ſondern ſozialbiologiſch ausgerichtet ſind die beiden Aufſätze von Bürger über ſudetendeutſche Dörfer[69], enthalten allerdings auch manchen guten Gedanken zur Typologie und Deutung der Siedlungsformen. Auf eine genauere Zeichnung des Verbreitungsbildes iſt in ihnen der Themaſtellung entſprechend allerdings verzichtet worden, und ſo hat denn bis jetzt von allen Siedlungsformen eigentlich nur der Rundling in den Sudetenländern monographiſche Darſtellungen gefunden[70]. Entſprechend dem oben Ausgeführten iſt das jedoch kein Fehler, es gilt zunächſt vielmehr, ſich ein terminologiſch brauchbares Geſamtbild der Formen und ihrer Verbreitung zu ſchaffen.

Zu den Siedlungsformen gehören ſtrenggenommen natürlich auch die verſchiedenen Haus- und Hoftypen. Das iſt lange ziemlich überſehen worden, und ſo beſitzen wir für ſie, neben gelegentlichen Ausführungen im Einzelſchrifttum, noch keine brauchbare Unterſuchung für die Geſamtheit der Sudetenländer. Für die Hausformen hat freilich Schier in weiterem Rahmen die Grundlagen in vorzüglicher Weiſe geſchaffen[71];

---

[69] E. G. Bürger, Aufriß einer vergleichenden Naturgeſchichte Mährens, Groß-Ullersdorf 1928 (und in der Deutſch-mähriſchen Heimat 1928/29); derſ., Die Wandlungen des Waldhufendorfes (Sudetendeutſches Jahrb. 1929).

[70] Für die Flurformen kann ich lediglich auf meinen Aufſatz, Die Gelängeflur in den Sudetenländern (Deutſch-mähriſch-ſchleſiſche Heimat 1937, Heft 5/6) verweiſen.

[71] B. Schier, Hauslandſchaften und Kulturbewegungen im öſtlichen Mitteleuropa, Reichenberg 1932.

auf ihnen gilt es nun weiter aufzubauen. Das kann, dem Forſchungsgegenſtand entſprechend, nur durch das Studium an Ort und Stelle geſchehen, der Stoff muß alſo in landſchaftsweiſer Aufarbeitung bewältigt werden. Anders die Hofformen; für dieſe bieten die Kataſterblätter vorzügliche, noch gar nicht ausgenutzte Forſchungsunterlagen. Leider iſt gerade die Terminologie der Hofformen noch recht wenig ausgebaut. Beliebte Begriffe wie „Fränkiſcher Hof", „Vierkanter" u. a. m. ſind viel zu unbeſtimmt und erſchöpfen den vorhandenen Formenreichtum keineswegs. So kommt der durchgehende Unterſchied in der Stellung des Wohnhauſes zur Zufahrtsſeite, auf den Berger aufmerkſam gemacht hatte[72], dabei nicht zur Geltung: in Nordmähren herrſcht die Giebelſtellung vor, während in Südmähren die Wohnhäuſer durchweg mit der Traufenſeite zur Straße liegen. Es wird alſo zunächſt einmal notwendig ſein, für die Hofformen eine ausreichende Terminologie zu erarbeiten, bevor ſie als vollwertige Quelle in das Gebäude der Siedlungsformenforſchung eingefügt werden können[73].

Bei einer ſiedlungsgeſchichtlichen Darſtellung über größere Gebiete iſt es beim heutigen Forſchungsſtande und dem Umfange des Arbeitsgebietes nicht nur zuläſſig, ſondern oft ſogar unvermeidlich, daß lediglich die eine oder die andere Frage eingehender behandelt werden kann und man ſich auf eine der angeführten Teildiſziplinen beſchränken muß. Anders ſteht es mit Arbeiten, die nur über landſchaftliche Teilgebiete handeln, hier bietet der Umfang des Quellenmateriales keine unüberwindlichen Schwierigkeiten für eine allſeitige Erfaſſung. Wenn dieſe Forderung freilich zur Zeit nur erhoben und noch nicht immer erfüllt werden kann, ſo liegt das am heutigen Forſchungsſtande. Für die Ortsnamenforſchung in den Sudetenländern hat freilich Schwarz in ſeinen obengenannten Werken[74] für das Geſamtgebiet die Grundlagen geſchaffen, auf denen eine vertiefte Erfaſſung der Teillandſchaften aufbauen kann. Die Siedlungsformenforſchung krankt hingegen in den Sudetenländern, wie geſagt, durchaus noch am Fehlen eines ſolchen Fundamentes, d. h. einer eindeutigen Terminologie und eines Geſamtüberblicks, der allein eine ſinnvolle Auswertung der landſchaftlichen Einzelerſcheinungen gewährleiſtet. Das gilt in erhöhtem Maße auch von allen den landſchaftlichen Teilarbeiten, denen wir uns nun zuzuwenden haben, ſo weit ſie den Siedlungsformen überhaupt mehr als einen flüchtigen Seitenblick gönnen. Von einer wirklich erſchöpfenden Auswertung dieſer Formen ſind auch die beſten Arbeiten dieſer Art noch recht weit entfernt.

Im Rahmen des Aufſatzes kann auf die vielen Unterſuchungen über die Geſchichte einzelner Orte, beſonders der Städte, nicht eingegangen werden. Ihre Zahl iſt ſchon faſt unüberſehbar[75], ihr Wert dabei jedoch äußerſt ungleich, da ſie vielfach nicht von wirklichen Fachleuten geſchrieben worden ſind. Die meiſten Stadtgeſchichten bringen dabei außerhalb ihrer engeren Themaſtellung meiſt nur die Geſchichte der Herrſchaft und ſind daher für die Siedlungsgeſchichte der Umgebung nicht zu verwerten. Auf einzelne Werke, die ſich in dieſer Hinſicht vorteilhaft von den anderen abheben, wird im folgenden hinzuweiſen ſein, im allgemeinen aber muß es der landſchaftlichen Teilforſchung überlaſſen werden, hier die Spreu vom Weizen zu ſondern und die Ergebniſſe für umfaſſendere Unterſuchungen bereitzuſtellen.

---

[72] In ſeinem Anm. 41 genannten Werk.

[73] Brauchbare Wege weiſt u. a. A. Haberlandt, Zur Begriffsbildung für Siedlungs- und Haustypen in Niederöſterreich (Jahrb. f. Landeskunde Niederöſterreichs 26).

[74] Siehe oben Anm. 48, 49.

[75] Vgl. für die Zeit ſeit 1915 die Angaben in der Bibliografie české historie I—V (1915—1932), Prag 1922—1934, ſowie J. Klik, Bibliografie vědecké práce o české minulosti za posledních 40 let

Es bleibt alſo übrig, dieſe landſchaftlichen Arbeiten einer kurzen Betrachtung zu unterziehen. Dabei fällt es auf, daß die einzelnen Teilgebiete in ihnen äußerſt ungleich vertreten ſind. Vor allem ſticht nicht nur bei den deutſchen Arbeiten — bei dieſen liegt das nahe —, ſondern auch bei den tſchechiſchen ein Umſtand hervor, den zu erwähnen wir bereits Gelegenheit hatten: das ſichtliche Vorherrſchen des Intereſſes am Grenzgebiet mit ſeinem nationalen Dualismus.

Demgegenüber gibt es faſt keine ſiedlungshiſtoriſchen Arbeiten über einzelne innerböhmiſche oder innermähriſche Landſchaften, obwohl auch ſie keineswegs problemlos ſind; man denke nur an die Dreiheit der Platz-, Haufen- und Gaſſendörfer. Für dieſe Gebiete iſt man faſt ausſchließlich auf die angeführten Werke über Geſamtböhmen angewieſen, während für Mähren auch eine dieſen entſprechende Arbeit noch fehlt. Ein gewichtiger Grund dieſer Erſcheinung iſt freilich die Tatſache, daß es ſich hier durchweg um vorkoloniales, wenn auch nicht nur um Altſiedlungsland handelt. Eine Scheidung in Gebiete urſprünglicher Beſiedlung aus vor- und frühſlawiſcher Zeit und ſolche inneren Landesausbaues iſt urkundlich noch nicht greifbar, weil die ſchriftliche Überlieferung zu ſpät einſetzt. Zum Teil ermöglichen ſprachwiſſenſchaftliche Beobachtungen, wie die über die Lhota- und Újezdorte, eine ſolche Scheidung; es wird abzuwarten ſein, wie weit ſich die Siedlungsformen als Quellen für eine ſolche Differenzierung brauchbar erweiſen werden. Erwähnung verdient in dieſem Zuſammenhange eine Arbeit von Hellich über die Wüſtungen der Poděbrader Gegend[76], in der für die Gaſſendörfer ein hohes Alter angeſetzt wird. Eine Arbeit Šimáks[77] über Houſka behandelt, wie ſchon der Titel andeutet, in Anlehnung an Pekařs vorhergegangenes Buch über Koſt[78], wie dieſes mehr die Geſchichte der Herrſchaft als deren Beſiedlung. Gleichwohl enthalten beide Werke auch ſiedlungsgeſchichtlichen Stoff. Auf einige, heute bereits tſchechiſche, ehemals deutſche junge Sprachinſeln machen zwei kurze Beiträge in den MVGDB. aufmerkſam[79]. Die naturgemäß überaus reichhaltige Literatur über Prag kann hier nicht näher angeführt werden.

(Bibliographie der wiſſenſchaftlichen Arbeit über die tſchechiſche Vergangenheit in den letzten 40 Jahren = Regiſter zum Český Časopis Historický 1895—1934), Prag 1935.

[76] J. Hellich, Příspěvek k podobě zaniklých osad na Poděbradsku (Ein Beitrag zur Geſtalt der untergegangenen Siedlungen im Poděbrader Gebiet) — (Časopis pro dějiny venkova 10).

[77] J. V. Šimák, Kniha o Housce (Das Buch über Houſka) I, 1931.

[78] J. Pekař, Kniha o Kosti (Das Buch über Koſt), 2 Bände, Prag 1909.

[79] F. Lauſecker, Ein verlorener Poſten (Deutſch-Nepomuk bei Rožmital), MVGDB. 2; Anonym, Die deutſchen Kolonien der ehemaligen Staatsdomäne Pardubitz, ebenda 3.

Auch die Randgebiete haben im ſiedlungsgeſchichtlichen Einzelſchrifttum eine zur Zeit noch ſehr ungleiche Behandlung erfahren. Beſonders knapp iſt dabei bisher Südmähren weggekommen, für das man neben den Beiträgen von Eſchler und neuerdings Klebel[80] faſt nur auf eine Anzahl von Arbeiten über einzelne Orte angewieſen iſt. Etwas beſſer iſt es um den Weſtteil dieſes Gebietes beſtellt, für den noch Beiträge von Hruſchka[81] über einige jüngere Siedlungen vorliegen, vor allem aber die Geſchichte der Stadt Zlabings von Reutter[82], in der auch die Beſiedlung der Umgegend behandelt wird. Heranzuziehen iſt ferner die Arbeit von Lechner[83] über das benachbarte öſterreichiſche Waldviertel, in der auch der angrenzende Teil Mährens berückſichtigt iſt.

Im Gegenſatz hierzu verfügt die Iglauer Sprachinſel ſchon über ein recht reichhaltiges ſiedlungsgeſchichtliches Schrifttum. Auf die älteren Arbeiten von Schleſinger und Simböck[84] iſt die grundlegende Abhandlung von Altrichter gefolgt[85], in dem die Sprachinſel ihren eigentlichen Hiſtoriker gefunden hat. Von Wichtigkeit iſt auch die Arbeit von Schwab[86]; tſchechiſcherſeits hat Dobiáš[87] einen Beitrag zu ihrer Beſiedlungsgeſchichte geliefert. Für das Gebiet der öſtlich der Sprachinſel gelegenen Herrſchaft Neuſtadt in Mähren liegt eine Studie von Svoboda vor[88], während die Beſiedlung des weſtlich von Iglau liegenden Pilgramer Gebietes durch Dobiáš in mehreren vorbereitenden Arbeiten und zuſammenfaſſend in ſeiner vorzüglichen Geſchichte der Stadt ſamt Umgebung — der ganzen ehemaligen Herrſchaft — behandelt worden iſt[89]. Von deutſcher Seite iſt A. Mayer[90] im Sinne der Bretholz-Theorie auf die älteſte Geſchichte Pilgrams eingegangen.

---

[80] Eſchler, Zur Geſchichte der Beſiedlung Südmährens durch die Deutſchen, ZVGMS. 3; E. Klebel, Kirchliche Verfaſſungsfragen und die deutſche Siedlung in Südmähren (Jahrb. d. Reichsverbandes f. d. kathol. Auslandsdeutſchtum 1935); ferner eine ungedruckte Diſſertation von E. Bachmann, Prag 1929.

[81] R. Hruſchka, Die Entſtehung der ſüdweſtmähriſchen Orte Neu-Hart, Margarethen und Neuhof, ebenda 30, und derſ., Kurze Beiträge zur Geſchichte Südweſtmährens, ebenda 34.

[82] H. Reutter, Geſchichte der Stadt Zlabings, ebenda 16.

[83] Siehe oben Anm. 2.

[84] L. Schleſinger, Die deutſche Sprachinſel von Iglau, MVGDB. 23; M. Simböck, Die Iglauer Sprachinſel und ihre Beſiedlung, ZVGMS. 7, und derſ., Iglau und die Iglauer deutſche Sprachinſel, Iglau 1905.

[85] A. Altrichter, Koloniſationsgeſchichte der Iglauer Sprachinſel, ZVGMS. 12, mit Nachtrag, ebenda 17; zu nennen iſt auch derſ., Dörferbuch der Iglauer Sprachinſel, Iglau 1924.

[86] E. Schwab, Das geſchichtliche Recht der Iglauer Sprachinſel, Wien 1919.

[87] J. Dobiáš, Německé osidlení ostrůvku Jihlavského (Die deutſche Beſiedlung der Iglauer Sprachinſel) — (Časopis archivní školy 7).

[88] J. F. Svoboda, Osídlení panství Novoměstského na Moravě (Die Beſiedlung der Herrſchaft Neuſtadt in Mähren) — (Národopisný Věstník Československý 20, 21).

[89] J. Dobiáš, Osídlení Pelhřimovska do válek husitských (Die Beſiedlung des Pilgramer Gebietes bis zu den Huſſitenkriegen), ebenda 12, mit Nachtrag ebenda 13; derſ., Zaniklé osady na Pelhřimovsku (Untergegangene Siedlungen im Pilgramer Gebiet), ebenda 13; derſ., Lhoty i Lhotky na Pelhřimovsku (Die Lhota — und Lhotka Orte im Pilgramer Gebiet) — (Vlastivědný Sborník Čech jihovýchodných 1); vor allem aber derſ., Dějiny královského města Pelhřimova a ieho okolí (Geſchichte der kgl. Stadt Pilgram und ihrer Umgebung) I, Pilgram 1927.

[90] A. Mayer, Sudetendeutſche Studien I, ZVGMS. 32.

Die weiter ſüdweſtlich liegende „Sprachinſel" — richtiger Sprachzunge — von Neuhaus-Neubiſtritz iſt zuerſt von Tupetz[91] und bald darauf von Klimeſch[92] auch ſiedlungsgeſchichtlich behandelt worden. Wie für Südmähren und ebenſo Südböhmen ſind auch für dieſes Gebiet die eingangs erwähnten Arbeiten von Lechner und Hirſch[93] heranzuziehen. Überblickt man von hier aus die Verteilung der in dieſen ſiedlungsgeſchichtlichen Arbeiten behandelten Landſchaften des Böhmiſch-Mähriſchen Höhenzuges, ſo muß man allerdings feſtſtellen, daß eine ſchon 1930 von Th. Mayer[94] aufgeſtellte Forderung heute noch nicht erfüllt iſt. Es fehlt durchaus noch an einer über die Sprachgrenzen hinübergreifenden Geſamtdarſtellung für die Beſiedlung des ganzen Höhenzuges und auch zwiſchen den einzelnen behandelten Teilgebieten klaffen noch Lücken.

Ungewöhnlich reichhaltig iſt ſchon heute das ſiedlungsgeſchichtliche Schrifttum über Südböhmen vertreten. Schon Peiſker[95] hat ſich gerade mit dieſem Gebiet eingehender befaßt. Grundlegend wurde ſodann die Koloniſationsgeſchichte von V. Schmidt, ergänzt durch zwei kleinere Beiträge desſelben Verfaſſers, und vor allem ſeine Siedlungsgeſchichte des Böhmerwaldes[96]. Zu nennen ſind ferner die ältere Arbeit von Puffer[97] und die neuere des Bretholz-Anhängers A. Mayer[98]. Räumliche bzw. ſachliche Teilgebiete behandeln Pangerl, Pröckl, Klimeſch und neuerdings Zatſchek[99]. Hierzu treten endlich die ſchon eingangs genannten Arbeiten von Lechner, Hirſch, Strnad und Sperl[100] für das böhmiſch-öſterreichiſche und die von Muggenthaler[101] für das böhmiſch-bayriſche Grenzgebiet ſamt Vorland. Daß trotz dieſes reichhaltigen Schrifttums die Erforſchung der Siedlungsgeſchichte Südböhmens noch ſehr ausbaufähig iſt, zeigt eine bisher leider noch ungedruckte Diſſertation von Wilder[102], die als erſte der hier zu erwähnenden Abhandlungen gerade die Siedlungsformen in den Mittelpunkt der Unterſuchung ſtellt. Wenn auch von dieſer Arbeit geſagt werden muß, daß ſie dieſe Formen noch nicht völlig erſchöpfend auswertet, ſo liegt das allein daran, daß ihrem Verfaſſer der Überblick über die Formenverbreitung im Geſamtgebiet der Sudetenländer und damit das Vergleichsmaterial noch fehlte. Ähnliches gilt für den Aufſatz Klaars[103] über die Siedlungsformen des Mühlviertels, ſoweit darin das angrenzende Südböhmen mitberückſichtigt worden iſt.

---

[91] Th. Tupetz, Geſchichte der deutſchen Sprachinſel von Neuhaus und Neubiſtritz, MVGDB. 26.

[92] J. M. Klimeſch, Zur Geſchichte der deutſchen Sprachinſel von Neuhaus und Neubiſtritz, ebenda 28.

[93] Siehe oben Anm. 2.

[94] In ſeiner oben Anm. 25 genannten Arbeit.

[95] J. Peiſker (Unter dem Pſeudonym V. O. Pokanſky), Jak se odnarodilo horní Povltaví (Wie das obere Moldaugebiet entnationaliſiert wurde), Prag 1885; derſ., Die Knechtſchaft in Böhmen, 1890, auch dieſe Arbeit zumeiſt auf Grund ſüdböhmiſchen Quellenſtoffes.

[96] V. Schmidt, Beiträge zur Agrar- und Koloniſationsgeſchichte der Deutſchen in Südböhmen, MVGDB. 34, 35, 36, 38; derſ., Geſchichtliches von der Stritſchitzer deutſchen Sprachinſel, ebenda 34; derſ., Kulturelle Beziehungen zwiſchen Südböhmen und Paſſau, ebenda 45; derſ. Verſuch einer Siedlungsgeſchichte des Böhmerwaldes, Oberplan 1923.

[97] Puffer, Die Beſiedlung des Böhmerwaldes, 2 Teile, Wien 1909/10 (Jahresbericht der Vereins-Realſchule im XIX. Bezirk in Wien).

[98] A. Mayer, Die Beſiedlung des Böhmerwaldes, Wien 1932.

[99] M. Pangerl, Die Stiftung von Goldenkron und ihre Bedeutung für die Geſchichte der Deutſchen in Böhmen, MVGDB. 11; V. Pröckl, Das böhmiſche Weitragebiet, ſeine Germaniſierung und ſeine weiteren Geſchicke, ebenda 14; J. M. Klimeſch, Die Herren von Michelsberg als Beſitzer von Welleſchin, ebenda 22, 23; derſ., Die Ortsnamen im ſüdlichen und ſüdweſtlichen Böhmen, ebenda 47, 48, 49; derſ., Beiträge zur hiſtoriſchen Topographie des Böhmerwaldgebiets, ebenda 58; H. Zatſchek, Die Witigonen und die Beſiedlung Südböhmens (dieſe Zeitſchrift Jg. 1, 1937, S. 110—130).

[100] Siehe oben Anm. 2.

[101] H. Muggenthaler, Die Beſiedlung des Böhmerwaldes. Ein Beitrag zur bayriſchen Koloniſationsgeſchichte, Paſſau 1929.

Schreitet man nun nach Nordweſten vom Hohen zum Mittleren und Niederen Böhmerwald fort, ſo kommt an Geſamtdarſtellungen dieſes Teilgebietes nur die eben genannte Arbeit von Muggenthaler in Frage. Ferner iſt die Abhandlung von Albrecht[104] über die ſlawiſche Beſiedlung Weſtböhmens hier zu nennen, ſie beſchränkt ſich aber auf die Zeit vor der deutſchen Koloniſation. Dagegen liegt eine Anzahl von Arbeiten über kleinere Teillandſchaften vor, namentlich über die verſchiedenen Freibauerngebiete. So handelt über die deutſchen „küniſchen" Freibauern Blau, über die tſchechiſchen Choden von Taus Pangerl und ausführlicher Roubik[105]; den Nachlaß Pangerls über die Choden von Pfraumberg hat Loſerth veröffentlicht[106]. Die Unterſuchungen von Beer und Köferl[107] über die Tachauer Gegend haben hauptſächlich die neuzeitliche Koloniſation derſelben zum Gegenſtand. Von geographiſcher Seite liegt eine Abhandlung über das Tillengebirge von Herneck mit eingehenderer Berückſichtigung auch der Siedlungsformen vor[108]; ſeine Ergebniſſe werden allerdings zu überprüfen ſein. So dürften bei ſeiner Behauptung, die dortigen „Rundlinge" ſeien durchweg deutſche Gründungen, terminologiſche Unklarheiten eine Rolle geſpielt haben. Bereits an der Grenze zum Egerlande liegt das Königswarter Gebiet, das von Urban und Gradl behandelt worden iſt[109].

Die bibliographiſche Ernte wird ſofort weniger ergiebig, wenn man ſich nun dem öſtlich angrenzenden, teilweiſe eingedeutſchten Altſiedlungsland des Pilſner

---

[102] O. Wilder, Siedlungsformen und Beſiedlungsgang im ſüdlichen Böhmen, ungedruckte Diſſertation, Prag 1932.

[103] A. Klaar, Die Siedlungsformen des oberöſterreichiſchen Mühlviertels und des böhmiſchen Grenzgebietes (Heft 1 dieſer Zeitſchrift).

[104] F. Albrecht, Zur Beſiedlung Weſtböhmens durch die Slawen bis zum Einſetzen der deutſchen Koloniſation, Pilſen 1910/11. (Programm des deutſchen Staatsgymnaſiums.)

[105] G. Blau, Geſchichte der küniſchen Freibauern im Böhmerwalde. Ein Beitrag zur heimiſchen Rechts-, Wirtſchafts-, Familien- und Beſiedlungsgeſchichte, Pilſen 1932; M. Pangerl, Die Choden zu Taus, MVGDB. 13; F. Roubik, Dějiny Chodů u Domažlic (Die Geſchichte der Choden bei Taus), Prag 1931.

[106] M. Pangerl, Die Choden von Pfraumberg, MVGDB. 20.

[107] K. Beer, Über die Geſchichte des ehemaligen Tachauer „Kreiſes", zugleich ein Beitrag zur Frage der Herkunft der Deutſchen in Böhmen, ebenda 63; J. Köferl, Siedlungsgeſchichte der Waldhäuſeln auf der Herrſchaft Tachau, ebenda 48.

[108] E. Herneck, Siedlungsgeographie des Tillengebirges, Brüx 1908/09 (Jahrb. des Staatsgymnaſiums).

[109] M. Urban, Zur Geſchichte der Stadt und Herrſchaft Königswart, MVGDB. 19; H. Gradl, Beiträge zur Geſchichte Nordweſtböhmens II, ebenda 26.

Beckens zuwendet. Auch für dieſes iſt natürlich die genannte Arbeit von Albrecht an erſter Stelle zu nennen, ſodann ſind aber noch die geſchichtlichen Darſtellungen über die beiden großen Klöſter dieſer Gegend, Tepl und Kladrau, heranzuziehen, über die Langhammer und W. Mayer[110] geſchrieben haben. Für die Mieſer Gegend kommen zwei Studien von Chevalier und Willinger[111] in Betracht, für das Pilſner Gebiet zwei von Machaček[112]. Mit dem Vordringen des Deutſchtums in der Neuzeit befaßt ſich die Abhandlung von Reſl[113].

Recht gut durch ſiedlungsgeſchichtliches Schrifttum vertreten iſt das vergleichsweiſe kleine Egerland dank dem Umſtande, daß es lange innerhalb Böhmens eine Sonderſtellung einnahm und daher das Intereſſe der Hiſtoriker beſonders lebhaft erweckte. Für die ſlawiſche Vorbeſiedlung iſt neben Albrecht, der auch hier wieder zu nennen iſt, vor allem der Abſchnitt von Schwarz in deſſen oben genanntem Werk über die Ortsnamen der Sudetenländer[114] anzuführen. Seinen eigentlichen Geſchichtsforſcher hat aber das Egerland in Gradl gefunden, der nach einer Reihe von kürzeren Vorarbeiten, namentlich über die ältere Geſchichte dieſes Gebiets und die Beſitzungen des Kloſters Waldſaſſen[115], eine Geſamtdarſtellung ſeiner Geſchichte veröffentlichte[116]. Über die koloniſatoriſche Tätigkeit des genannten Kloſters liegt ferner eine beſondere Unterſuchung von Muggenthaler vor[117].

Die Siedlungsformen des Egerlandes hat bereits Leipoldt in ſeiner Arbeit über das benachbarte Vogtland geſtreift[118]. Eingehender behandelt ſie Käubler[119]; auch ſeine Auswertung dieſer Formen iſt nicht völlig erſchöpfend, hauptſächlich deshalb, weil er die frühkolonialen Typen etwas zu ſehr generaliſiert hat. Auf einem anderen Blatt ſteht ſein nicht geglückter Verſuch, für das Egerland die germaniſch-deutſche Siedlungskontinuität nachzuweiſen, wofür er auch die Siedlungsformen heranzieht; davon war jedoch oben ſchon die Rede. Eine eigene Stellung in der ſiedlungsgeſchichtlichen Literatur nimmt eine Arbeit von John ein[120], die im Rahmen der Geſchichte des Dorfes Oberlohma bei Franzensbad auch ſeine Flurgeſchichte näher unterſucht. Sie verdient daher an dieſer Stelle einer beſonderen Erwähnung, obwohl hier im allgemeinen über das einzelne Orte betreffende Schrifttum nicht berichtet werden ſoll. Als neueſter Beitrag für das Egerland iſt ſchließlich der von Pfitzner zu nennen[121], in dem u. a. nachdrücklich auf die axiale Lage dieſer Landſchaft im Berührungspunkt der mitteldeutſchen und bayriſchen Koloniſation mit ihren unterſchiedlichen Siedlungsformen hingewieſen wird.

---

[110] J. Langhammer, Über die Gründer und die Gründung des Stiftes Tepl, ebenda 59; W. Mayer, Gründung und Beſiedlung des Benediktinerkloſters Kladrau, ebenda 36.

[111] L. Chevalier, Skizze einer Geſchichte des Bergbaues in Mies, ebenda 34; Willinger, Ältere deutſche Flurnamen im Mieſer Gerichtsbezirk (Beilage zur „Deutſchen Heimat"), 1928.

[112] F. Machaček, Dvě studie k dějinám Plzně a Plzenska (Zwei Studien zur Geſchichte Pilſens und des Pilſner Gebiets), Pilſen 1931.

[113] J. Resl, Poněmčení západních Čech v XVI století (Die Eindeutſchung Weſtböhmens im 16. Jh.), Pilſen 1929; vgl. auch P. Felix, Über das Vordringen des deutſchen Elements bei Pilſen im 17. Jh., MVGDB. 14.

[114] E. Schwarz, Die ſlawiſche Beſiedlung des Egerer Bezirks auf Grund der Ortsnamen (im oben Anm. 48 genannten Werk S. 382ff.).

[115] H. Gradl, Waldſaſſener Gebiet in Böhmen, MVGDB. 20; derſ., Beiträge zur Geſchichte Nordweſtböhmens I, ebenda 21; derſ., Unterſuchungen zur deutſchen und böhmiſchen Geſchichte (Regio Egere), ebenda 22 (in einem Teil der Auflage beſchlagnahmt); derſ., Zur älteſten Geſchichte der Regio Egere, ebenda 24; derſ., Die Ortsnamen im Fichtelgebirge und in deſſen Vorlanden (Archiv f. d. Geſchichte und Altertumskunde v. Oberfranken 18).

[116] H. Gradl, Geſchichte des Egerlandes, Prag 1893.

[117] H. Muggenthaler, Koloniſatoriſche und wirtſchaftliche Tätigkeit eines Ziſterzienſerkloſters im 12. und 13. Jh., München 1924; vgl. jedoch die Beſprechung durch Pfitzner MÖIG 42.

[118] Siehe oben Anm. 3.

[119] Siehe oben Anm. 36.

Für das Erzgebirge und ſein böhmiſches Vorland ſind neben der älteren Arbeit von Berlet die neueren Beiträge von Adamek und Karell[122] anzuführen, in denen auch die neuzeitliche Beſiedlung der höheren Gebirgslagen gut zur Geltung kommt. Über das als Grundherrſchaft für dieſes Gebiet wichtige Kloſter Oſſeg hat Scheinpflug in zwei Studien gehandelt[123], derſelbe bietet auch Material für die Geſchichte des weiter im Landesinnern gelegenen Kloſters Plaß[124]. Für das Kloſter Poſtelberg liegt ein Beitrag von Schmidt-Reder vor[125]. Die Siedlungsformen des Außig-Karbitzer Bezirks, eines zumeiſt altbeſiedelten Gebietes, ſchildert ausführlich Umlauft[126]; ſeine zahlreichen „ſlawiſchen Rundlinge" ſind freilich meiſt recht unregelmäßig, es wird daher zu überprüfen ſein, wieweit auch hier terminologiſche Unſchärfe dieſes Bild veranlaßt hat. Auffällig iſt für das Saazer noch mehr, als vorhin das Pilſner Becken, das gänzliche Fehlen ſiedlungsgeſchichtlicher Arbeiten; man iſt hier noch völlig auf das örtliche Einzelſchrifttum angewieſen.

Für das ganze böhmiſch-mähriſch-ſchleſiſche Gebiet öſtlich des Elbedurchbruches, alſo die eigentlichen Sudeten ſamt ihrem Vorlande, hat Pfitzner[127] eine umfaſſende Arbeit geliefert, die alle ſiedlungsgeſchichtlichen Fragen dieſer Landſchaften erörtert, beim räumlichen Umfange des Gebietes auf eine Beleuchtung von Einzelheiten allerdings verzichten mußte, ſollte der Rahmen eines Zeitſchriftenaufſatzes nicht geſprengt werden. Das gilt daher, mitbedingt durch den heutigen Forſchungsſtand, auch für die Siedlungsformen. Für etwa das gleiche Gebiet bietet M. Klante Aufſchlüſſe über die vorwiegend neuzeitliche Glashüttenkoloniſation. Alle anderen hier zu nennenden Arbeiten behandeln nur Teile dieſes Geſamtraumes.

---

[120] A. John, Oberlohma. Die Geſchichte eines Egerländer Dorfes, Prag 1913.

[121] J. Pfitzner unter „Egerland" im Handwörterbuch für das Grenz- und Auslanddeutſchtum, 1937. Neuerdings noch der Anm. 3 genannte Beitrag von Emmerich.

[122] E. Berlet, Das ſächſiſch-böhmiſche Erzgebirge, 1900; E. Adamek, Geſchichte und Entwicklung des Siedlungsweſens in Nordweſtböhmen, Wien 1924 (in: Wenſch, Das Erzgebirge und ſein Vorland). V. Karell, Das Erzgebirge und ſeine Beſiedlung (in: Uhligs Heimatbücher 4, 1924).

[123] B. Scheinpflug, Der Bergbau auf dem Dominium Oſſeg und in ſeiner näheren Umgebung (beſ. Kloſtergrab und Rieſenberg), MVGDB. 15; derſ., Studien zur Geſchichte von Oſſeg, ebenda 18, 19.

[124] B. Scheinpflug, Materialien zur Geſchichte von Plaß und ſeiner Umgebung, ebenda 12—15.

[125] O. Schmidt-Reder, Das böhmiſche Benediktinerkloſter Porta apostolorum, ebenda 23.

[126] F. J. Umlauft, Siedlungsformen des Außiger Bezirks (Heimatkunde des Bezirks Außig II).

[127] Siehe oben Anm. 7.

[128] M. Klante, Schleſiſches Glas (Schleſiſches Jahrb. f. deutſche Kulturarbeit im geſamtſchleſiſchen Raum 8).

Wir beginnen, in unſerem Rundgange fortſchreitend, mit Nordböhmen zwiſchen Elbe und Iſer, für das eine ſtattliche Reihe von Teilarbeiten vorliegt. Über ſeine nördlichſten Landſchaften unterrichtet eine ſiedlungsgeographiſche Studie von Zepnick[129], über die Umgebung von Böhmiſch-Kamnitz ein Beitrag von Linke[130]. Für Leitmeritz ſamt Umgebung ſind zur Zeit noch die im weſentlichen ſtadtgeſchichtlichen Arbeiten von Lippert und Hieke[131] heranzuziehen, während für die Gegend von Böhmiſch-Leipa ein rein ſiedlungsgeſchichtlich ausgerichteter Beitrag von Aſchenbrenner vorliegt[132]. Über jüngere Ausbauſiedlungen der gleichen Gegend handelt u. a. eine Studie von Paudler[133]. Sehr gut iſt das Friedländiſche vertreten: neben den Beiträgen von Seeliger und Gierach iſt vor allem der von Schier über die Siedlungsformen zu nennen[134], die hier freilich bis auf ein geringes Teilgebiet im Norden ſo einheitlich durch koloniale Waldhufendörfer vertreten ſind, daß ſich nur wenig Probleme ergeben können. Dieſe Landſchaft iſt außerdem in den umfaſſenderen Arbeiten über den geſamten Jeſchken-Iſer-Gau ſtets mitbehandelt, von denen an erſter Stelle die Beſiedlungsgeſchichte von Schier[135] zu nennen iſt, während der neueſte kurze Beitrag von Gierach[136] die bisherigen Ergebniſſe zuſammenfaßt. Beſondere Erwähnung verdienen, als zur Zeit noch erſte vollſtändige und ſyſtematiſche Veröffentlichungen dieſer Art, die von Gierach und Schwarz herausgegebenen Orts- und Flurnamenbücher dieſes Gaues[137], denen weitere über andere ſudetendeutſche Bezirke folgen ſollen. Ein auch rein ſiedlungsgeſchichtlich grundlegendes Werk iſt hier im Entſtehen. Von tſchechiſcher Seite hat ſich der Siedlungshiſtoriker Šimák in mehreren Beiträgen mit der Siedlungsgeſchichte des Jeſchken-Neiße-Gebiets und der ſüdlich angrenzenden, ſprachlich bereits tſchechiſchen Landſchaften befaßt[138]. Für ganz Nordböhmen ſind endlich noch die Abhandlung von Schmidt über das benachbarte ſächſiſche Elbegebiet[139] und die von Mucke über ehemals lauſitziſch-wendiſche Siedlungen in Böhmen[140] heranzuziehen.

---

[129] K. Zepnick, Siedlungsgeographiſche Studien im nördlichſten Böhmen (Arbeiten d. geogr. Inſt. d. Deutſchen Univerſität in Prag NF. Heft 2, 1922).

[130] K. Linke, Geſchichte der Stadt Böhmiſch-Kamnitz und ihres Gerichtsbezirkes im Mittelalter, MVGDB. 19.

[131] J. Lippert, Leitmeritz von ſeiner Gründung bis zum Beginne ſeiner Tſchechiſierung, ebenda 5, 6; W. Hieke, Beiträge zur Geſchichte von Leitmeritz, ebenda 27.

[132] Aſchenbrenner, Beſiedlungsgeſchichte der Gegend von Böhm. Leipa (Heimatbildung, Oktober 1928 ff.).

[133] A. Paudler, Graf Joſef Kinſky, Böhm. Leipa 1885 (Jahrb. d. Staatsgymnaſiums).

[134] E. A. Seeliger, Geſchichte des Friedländiſchen bis zum Ausbruch des 30jährigen Krieges (Heimatkunde des Bezirks Friedland III). E. Gierach, Die Entſtehung der Herrſchaft Friedland, MVGDB. 70. B. Schier, Flur und Siedlung (Heimatkunde des Bezirks Friedland II).

[135] B Schier, Die Beſiedlung des Jeſchken-Iſer-Gaues, Reichenberg 1928 (in der Trungau-Feſtſchrift).

[136] E. Gierach, Die Beſiedlung des Jeſchken-Iſer-Gaues in Nordböhmen (Schleſiſches Jahrb. 9).

[137] E. Gierach, Die Ortsnamen des Bezirks Reichenberg (Sudetendeutſches Ortsnamenbuch Heft 1, 1932); E. Schwarz, Die Ortsnamen des Bezirks Gablonz (ebenda Heft 2, 1934); E. Gierach, Die Ortsnamen des Bezirks Friedland (ebenda Heft 3, 1935); E. Schwarz, Die Flurnamen des Bezirkes Gablonz (Sudetendeutſches Flurnamenbuch, Heft 1, 1935).

[138] J. V. Šimák, Kdy bylo osídleno Poještědí (Wann wurde das Jeſchkengebiet beſiedelt) — (Od Ještěda k Troskám 1); derſ., Nejstarší historie horního Ponísi (Die älteſte Geſchichte des oberen

Nach Nordoſtböhmen hinüber führt uns bereits die neueſte größere Arbeit Simáks[141] über die geſchichtliche Entwicklung dieſes Gebietes. Für das Braunauer Ländchen lag bereits vorher die Spezialſtudie von Lippert vor, neben der älteren Arbeit von Tomek und der jüngeren von Sedláček über das Mutterkloſter in Politz[142]. Für die weſtlich davon gelegenen Landesteile an der oberen Elbe kamen bisher hingegen nur örtliche Einzelſchriften, wie die von Hieke über Hohenelbe und von Leeder über Arnau in Frage[143].

Vollends mager wird das landſchaftliche Schrifttum, wenn wir nun weiter nach Oſtböhmen fortſchreiten: hier liegt eigentlich nur eine Abhandlung von Schneider vor[144], die dazu noch ganz im Zeichen der Bretholz-Theorie abgefaßt iſt. Dabei dürfte gerade dieſes Gebiet, wie auch die Siedlungsformen verraten, ſiedlungshiſtoriſch überaus intereſſant ſein; ſchon Lippert bemerkte in ſeiner Sozialgeſchichte[145], daß hier viel deutſches Rodungsgebiet in der Huſſitenzeit tſchechiſiert worden ſei.

Verhältnismäßig reichhaltig iſt hingegen das Schrifttum für die Schönhengſter Sprachinſel vertreten. Schon Loſerth hat für den böhmiſchen Anteil derſelben einen Beitrag geliefert[146]; über etwa das gleiche Gebiet hat tſchechiſcherſeits Cibulka gehandelt[147]. Hierzu tritt neuerdings ein Aufſatz von Pachowſky für das deutſche Sprachgebiet im Bezirk Politſchka[148]. Für den mähriſchen Anteil iſt namentlich die muſtergültige Stadtgeſchichte Zwittaus von Lick[149] zu nennen, in der auch die ganze Umgebung weitgehend in die Unterſuchung einbezogen worden iſt. Über die

---

Neißegebiets), Reichenberg 1930 (Prvních 10 let okresního osvětového sboru v Liberci); derſ., Dějinné paměti okresu Mnichovohradištského (Dem geſchichtlichen Gedächtnis des Münchengrätzer Bezirks) I, Münchengrätz 1917.

[139] O. E. Schmidt, Die Beſiedlung des ſächſiſchen Elbkeſſels (Neues Archiv f. ſächſiſche Geſchichte und Altertumskunde 48).

[140] E. Mucke, Lužicko serbske sydlišća w Čechach (Lauſitziſch-Sorbiſche Siedlungen in Böhmen) — (Lužica 38).

[141] J. V. Šimák, Historický vývoj Čech severovýchodních do 15 cěku (Die hiſtoriſche Entwicklung Nordoſtböhmens bis zum 15. Jh.), Böhm. Skalitz o. J. (1934).

[142] J. Lippert, Die ältere Koloniſation im Braunauer Ländchen, MVGDB. 26; V. Tomek, Příběhy kláštěra a města Police nad Medhují (Die Schickſale des Kloſters und der Stadt Politz a. d. Mettau), Prag 1881; A. Sedláček, Klášťěr Sv. Maří v Sv. Polí (Das Marienkloſter in Politz) Tabor 1889 (Jahresbericht des Gymnaſiums).

[143] W. Hieke, Zur Geſchichte von Hohenelbe, MVGDB. 33; E. Leeder, Beiträge zur Geſchichte von Arnau, ebenda 11, 12.

[144] K. Schneider, Geſchichte der Deutſchen Oſtböhmens, Reichenberg 1924.

[145] In ſeinem oben Anm. 32 genannten Werk.

[146] J. Loſerth, Zur Geſchichte des Landskroner Teiles der Schönhengſter Sprachinſel, MVGDB. 27.

[147] J. Cibulka, Osídlení Landšperska v předhusitské době (Die Beſiedlung des Landsberger Gebietes in vorhuſſitiſcher Zeit) — (Časopis společnosti přátel starožitnosti Českých 38).

[148] J. Pachowſky, Das deutſche Dorf im Bezirke Politſchka (Mitteilungen zur Volks- und Heimatkunde des Schönhengſter Landes 1935).

[149] E. Lick, Geſchichte der Stadt Zwittau und ihrer Umgebung, Zwittau 1910.

Erbhöfe des Gerichtsbezirks Zwittau handelt Steis[150]. An ſprachwiſſenſchaftlichen Arbeiten ſei hier nur der Beitrag von Schwarz[151] erwähnt, von den recht zahlreichen Schriften über einzelne Dörfer die von Schwab für Dörfles und Kornitz[152] wegen ihrer muſtergültigen flurgeſchichtlichen Unterſuchung.

Über zahlreiches ſiedlungsgeſchichtliches Schrifttum verfügt auch Nordmähren. Vor allem ſind hier neben verſchiedenen Einzelbeiträgen die zwei umfaſſenden Arbeiten Bergers über das Geſamtgebiet zu nennen[153], die übrigens auch für den Schönhengſtgau herangezogen werden müſſen. Das zweite, ſeine Lebensarbeit abſchließende Werk wurde oben bereits gewürdigt. Von den für die Koloniſation maßgebenden Grundherrſchaften hat der große Biſchof von Olmütz, Bruno von Schauenburg, eine monographiſche Würdigung durch Eisler erfahren[154]; über die Herren von Krawarn ſchrieb Rolleder, über das Kloſter Hradiſch bei Olmütz Hein, über das Kloſter Velehrad Hurt[155]. Eine eigene Darſtellung hat Hoſák der Entwicklung der deutſch-tſchechiſchen Sprachgrenze in Nordmähren gewidmet[156].

Außerdem iſt eine Reihe von Teilgebieten in eigenen ſiedlungsgeſchichtlichen Arbeiten behandelt worden. Von geographiſcher Seite ſchrieb Hielſcher[157] über das Altvaterland, und zwar ſeinen mähriſchen wie ſeinen ſchleſiſchen Anteil; für den Altſtädter Keſſel liegt die Abhandlung von Klein vor, für den Bezirk Sternberg die von Hawelka[158]. Dieſes Einzelſchrifttum iſt, wie manches andere, das daher hier nicht weiter angeführt werden ſoll, übrigens in der genannten großen Arbeit von Berger bereits weitgehend ausgewertet worden. Das gleiche gilt auch für die den Oſtteil Nordmährens behandelnden Unterſuchungen, von denen die von Haſſinger über die Mähriſche Pforte[159] fraglos die bedeutendſte iſt. Dazu treten Bergers Spezialſtudie über den Strelnawald und Liewehrs Arbeit über die Ortsnamen des Kuhländchens[160].

---

[150] A. Steis, Die Erbhöfe des Gerichtsbezirks Zwittau, Brünn 1935.

[151] E. Schwarz, Die Bildung der Schönhengſter Sprachinſel im Lichte der Ortsnamen und Mundarten (in der oben Anm. 48 genannten Arbeit S. 393ff., vorher ſchon in der Zeitſchr. f. Ortsnamenforſchung 5).

[152] E. Schwab, Beiträge zur mähriſchen Siedlungsgeſchichte, ZVGMS. 15.

[153] K. Berger, Die Koloniſation der deutſchen Dörfer Nordmährens, ZVGMS. 9, und ſein oben Anm. 41 genanntes Werk.

[154] M. Eisler, Geſchichte Brunos von Schauenburg, ZVGMS. 8, 9.

[155] Rolleder, Die Herren von Krawarn, ebenda 2; M. Hein, Die Gründung von Kloſter Hradiſch bei Olmütz, ebenda 32; R. Hurt, Dějiny cisterciácského kláštěra na Velehradě (Geſchichte des Ziſterzienſerkloſters Velehrad), Olmütz 1934.

[156] L. Hoſák, Vývoi národnostních hranic na severní Moravě od dob nejstaršich do roku 1848 (Die Entwicklung der Volksgrenzen in Nordmähren von den älteſten Zeiten bis z. J. 1848). — (Vlastivěda severní Moravy II).

[157] H. Hielſcher, Das Altvatergebirge, Königsberg i. Pr. 1936.

[158] F. Klein, Zur Geſchichte der Beſiedlung des Altſtädter Keſſels, ZVGMS. 32; E. Hawelka, Die Beſiedlung des politiſchen Bezirks Sternberg, ebenda 2.

[159] H. Haſſinger, Die mähriſche Pforte und ihre benachbarten Landſchaften, Wien 1914.

[160] K. Berger, Der große Strelnawald, ZVGMS. 19; F. Liewehr, Die Ortsnamen des Kuhländchens (Veröffentlichungen der ſlawiſt. Arbeitsgemeinſchaft a. d. Deutſchen Univerſität Prag I 1), Reichenberg 1926.

Wendet man ſich vom nordmähriſchen Randgebiet dem Inneren des Landes zu, ſo wird auch hier, wie in Böhmen, die bibliographiſche Ernte ſofort überaus unergiebig. Allerdings hat die Deutſch-Brodeker-Sprachinſel eine Behandlung durch Blöſl, die Brünner durch Schwarz erfahren und neuerdings auch die Wiſchauer durch Walter[161]. Hierzu tritt A. Meyers Aufſatz über ein angebliches „Germanenneſt“ bei Blanſko[162]; ſeine im Zeichen der Bretholz-Theorie erfolgte Deutung der dortigen Ortsnamen iſt jedoch von Schwarz dahin zurechtgeſtellt worden, daß es ſich hier um deutſchkoloniale, inzwiſchen allerdings tſchechiſierte Gründungen handelt. Das iſt aber auch alles, ſonſt iſt man durchweg auf das örtliche Einzelſchrifttum angewieſen. Noch ärger ſteht es um das Gebiet der mähriſchen Karpathen, Unterſuchungen über die Herausbildung der mähriſch-ungariſchen, bzw. mähriſch-ſlowakiſchen Grenze, wie neuerdings die von Húſek[163], bildet keinen vollwertigen Erſatz.

Das gleiche gilt aber auch für einen großen Teil Sudetenſchleſiens, von dem nur die weſtlichen, deutſchbeſiedelten Landſchaften ein dafür allerdings verhältnismäßig reichhaltiges Schrifttum aufweiſen. Außer den genannten Arbeiten von Pfitzner, Berger und z. T. Hielſcher[164] iſt vor allem Pfitzners eingehende Arbeit über das Breslauer Bistumsland zu nennen[165]. Für dieſes Teilgebiet treten ergänzend die Veröffentlichungen von Drechſler hinzu[166], deren durch Benützung zahlreicher ungedruckter Quellen geſteigerter Wert leider durch die rückhaltlos poſitive Einſtellung der Verfaſſerin zur Bretholz-Theorie gemindert wird. Für das Jägerndorf-Freiwaldau-Beniſcher Gebiet liegt eine leider noch unveröffentlichte Wiener Diſſertation von Latzke vor, die mir aber nicht zugänglich war. Alle dieſe Arbeiten gehen mehr oder weniger ausführlich auch auf die Siedlungsformen ein; in einem eigenen Aufſatze habe ich verſucht zu zeigen, wieviel bei einer erſchöpfenderen Auswertung aus dieſem Quellenſtoffe für das weſtſchleſiſche Gebiet noch herausgeholt werden kann[167].

---

[161] J. Blöſl, Die Sprachinſel Deutſch-Brodek-Wachtl, Znaim 1921; E. Schwarz unter „Brünn“ im Handwörterbuch f. d. Grenz- und Auslanddeutſchtum I; G. Walter, Die deutſchen Sprachinſeln bei Wiſchau und Neu-Raußnitz in Mähren und ihre Landſchaft (Zeitſchr. f. Erdkunde 5).

[162] A. Mayer, Ein altes Germanenneſt in Mähren, ZVGMS. 30, dazu Schwarz, Ortsnamen S. 107.

[163] J. Húſek, Hranice mezí zemi Moravsko-Slezskou a Slovenském (Die Grenze zwiſchen dem Lande Mähren-Schleſien und der Slowakei), Prag 1934.

[164] Siehe oben Anm. 7, 41, 157.

[165] J. Pfitzner, Beſiedlungs-, Verfaſſungs- und Verwaltungsgeſchichte des Breslauer Bistumslandes, Reichenberg 1926; vgl. auch ſeine oben Anm. 1 genannte Arbeit über Zuckmantel.

[166] A. Drechsler, Neukoloniſierung des Freiwaldauer Bezirks, ZVGMS. 28; dieſ., Altvaterland. Urkundenregeſten und zuſammenfaſſende Gedanken über die Dorfverhältniſſe im Neißer Fürſtentum; öſterr. Anteil, heute Bezirk Freiwaldau, Schleſien. 2 Teile, Olmütz o. J. (1931).

[167] K. v. Maydell, Die ländlichen Siedlungsformen Nordweſtſchleſiens und ihre Bedeutung als Geſchichtsquelle. (Heimat und Volk, Forſchungsbeiträge z. ſudetendeutſchen Geſchichte, W. Woſtry zum 60. Geburtstag dargebracht, Brünn 1937.) Für die Flurgeſchichte der Stadt Beniſch ſind meine Ausführungen durch den leider an ſehr unzugänglicher Stelle erſchienenen Aufſatz von W. Latzke, Beniſcher Flurgeſchichte (Beniſcher Ländchen 1935, Folge 9—12) zu ergänzen.

Überblickt man von hier aus abſchließend nochmals das ganze angeführte Schrifttum, ſo kann geſagt werden, daß für die Sudetenländer auf ſiedlungsgeſchichtlichem Gebiet bereits viel geleiſtet worden iſt, noch ſehr viel mehr, nicht zuletzt in der Siedlungsformenforſchung, aber zu tun übrigbleibt[168]. Erſt dann wird es möglich ſein, eine vollſtändige Geſchichte der Beſiedlung dieſer Länder zu ſchreiben.

---

[168] Die an der Deutſchen Univerſität in Prag von Th. Mayer begonnenen und von J. Pfitzner fortgeführten ſiedlungsgeſchichtlichen Übungen berechtigen zu der Hoffnung auf ein nunmehr häufigeres Erſcheinen ſolcher Arbeiten wenigſtens von ſudetendeutſcher Seite. Aus dieſem Kreiſe ſind letzten Endes auch meine Unterſuchungen auf dieſem Gebiete erwachſen. Schließlich ſei noch darauf hingewieſen, daß auch eine ſiedlungsgeſchichtliche Auswertung der ſudetenländiſchen Burgen neuerdings angebahnt iſt durch die Arbeiten von H. Weinelt, Probleme ſchleſiſcher Burgenkunde, gezeigt an den Burgen des Freiwaldauer Bezirks (Darſtellungen und Quellen z. ſchleſ. Geſchichte 36), 1936 und derſ., Grundriß der Schönhengſter Burgenkunde (Mitt. z. Volks- u. Heimatkunde des Schönhengſter Landes, 1937).

Volks- und Sprachenkarten Mitteleuropas

Seit 1914/18 ſind eine Reihe von Karten Mitteleuropas erſchienen, die teils mittelbar, teils unmittelbar das deutſche Volkstum berühren. Während die deutſchen Karten im allgemeinen mehrfache bibliographiſche Zuſammenſtellungen erfahren haben, liegt eine derartige Überſicht über die Karten Nichtdeutſcher bisher nicht vor. Das Deutſche Archiv für Landes- und Volksforſchung wird dieſe Zuſammenſtellung der Karten nach Ländern gruppiert in zwangloſer Folge vorlegen. Es iſt weniger Gewicht darauf gelegt worden, höchſte Vollſtändigkeit zu erzielen, der Leitgedanke war vielmehr, neben der Aufzählung der Karten die kartographiſch-methodiſche Entwicklung aufzuzeigen. Andererſeits ſoll die Vielfältigkeit der Auswertung in zahlreichen Beiſpielen erläutert werden. Die Schriftleitung.

Teil I: Polen

Bearbeitet von F. A. Doubek, Berlin

Mapa rozsiedlenia **ludności polskiej** w granicach etnograficznych i na najbliższych kresach (Carte de la répartition de la population polonaise dans ses limites ethnographiques et sur les confins). Hrsg. Polskie Zjednoczenie Postępowe (Union Progressiste Polonaise). Warſchau. Lithogr. Anſt. W. Główczewski. 1915. o. M. (1 : 1000000). 82 × 96 cm. Zweifarbig.

Dieſe Karte der polniſchen Fortſchrittsvereinigung beſtimmt die Umgrenzung des Gebietes aus ihrem Inhalt heraus, wie dies der Titel ganz deutlich beſagt. Sie umfaßt den oſteuropäiſchen Raum in einem Ausſchnitt, der von der Oſtſee bis zum Karpathenkamm einerſeits und von der Weſtgrenze des ehemaligen Großherzogtums Poſen bis zu einer Linie Dünaburg—Minſk—Czernowitz andererſeits reicht. Auf dieſem Gebiet ſind die Teilungsgrenzen Polens eingetragen und die Verteilung des polniſchen Volkstums in relativer Methode, in Farbabſtufungen von 10—25—35—50—100 kreisweiſe angegeben. Die genaue Zahl des jeweiligen Prozentſatzes iſt auf der Karte in den einzelnen Kreiſen beſonders angeführt. Dem polniſchen Volkstum werden vorbehaltlos die Maſuren, Kaſchuben und Oberſchleſier zugezählt. Die angegebenen Prozentziffern für das polniſche Volkstum im Königreich Polen ſind nach den Angaben von Gruenberg, in Galizien und dem preußiſchen Teilgebiet nach den Angaben der letzten Volkszählung vom Jahre 1910, und im litauiſchen, weißruſſiſchen und rutheniſchen Gebiet nach Maliſzewſki eingeſetzt. Dort, wo Gruenbergs (vgl. auch Gruenberg, J.: Mapa rozsiedlenia ludności polskiej na obszarze dawnej Rzeczypospolitej i krajow ościennych [Karte der Verbreitung der polniſchen Bevölkerung auf dem Gebiete der ehemaligen Republik und der benachbarten Länder]. 1 : 1000000. Lemberg 1913) und Maliſzewſkis (vgl. auch Maliszewski, E.: Mapa narodowościowa ziem Polskich [Carte des nationalités en Pologne]. 1:2000000. Warſchau 1919) Angaben ſich treffen, d. i. im nordöſtlichen Teil des heutigen polniſchen Staates, ſind beide angegeben und ihre Unterſchiede dadurch erklärt, daß Gruenberg alle katholiſchen Weißruſſen den Polen zugezählt hat. Die Herausgeber der Karte haben allerdings die Farbſtufen nach den bedeutend niedrigeren Angaben von Maliſzewſki gewählt. Weniger genau war man bei der Beurteilung der Zahlen der deutſchen Volkszählung vom Jahre 1910, wodurch in Oſtpreußen und in Oberſchleſien ſo hohe Ziffernwerte erreicht worden ſind. Zur Oſtgrenze des polniſchen Volkstums vgl. auch F. A. Doubek, „Die Oſtgrenze der polniſchen Volkstumsmehrheit" in der „Jomsburg", Jg. I, Heft 4, 1938, S. 474—481. [1

Thugutt, St.: Polacy na ziemiach dawnej Polski w 1910 r. (Die Polen auf dem Boden des ehemaligen Polen im Jahre 1910). In: Polska i Polacy (Polen und die Polen). Warſchau. Polskie Towarzystwo Krajoznawcze (Polniſche Landeskundliche Vereinigung). Kartogr. Anſt. B. Wierzbicki. 2. Aufl. 1915. o. M. 42 × 48 cm. Mehrfarbig.

Unter Bezugnahme auf die offiziellen Volkszählungsergebniſſe von 1910 (Öſterreich und Preußen), 1897 (Rußland) und deren Korrekturen durch die verſchiedenen Jahrbücher und Publikationen der ſtatiſtiſchen Behörden, bzw. durch ſpätere Erhebungen amtlicher Stellen oder privater Perſonen entwirft der Verfaſſer eine Karte der polniſchen Bevölkerung auf dem polniſchen Staatsgebiet von 1772 in relativer Methode, die in den Prozentſtufen von 0—2—5—15—50—75—100 den Anteil des polniſchen Volkstums kreisweiſe zur Darſtellung bringt. Die Wertung dieſer Prozentſtufen ſieht der Verfaſſer in ſeinen Begleitworten zur Karte ſo, daß ein 0—2 prozentiger Anteil nur hiſtoriſchen Erinnerungswert beſitze, die Gruppe 2—5 v. H. ſich vornehmlich aus polniſchem Großgrundbeſitz zuſammenſetze und damit einen gewichtigen ſozialen Wertfaktor bilde, die Gruppe von 5—15 v. H. eine beachtliche Minderheit darſtelle, die Gruppe von 15—50 v. H. bereits nicht nur hohen qualitativen Wert, ſondern auch ein beträchtliches quantitatives Gewicht habe; die Unterteilung der polniſchen Volkstumsmehrheit bei 75 v. H. habe nur den Zweck, Gebiete zu unterſcheiden, in denen entweder eine Minderheit fremder Nationalitäten in gewiſſer Stärke ſiedele, oder aber das polniſche Volkstum ein abſolutes Übergewicht beſitze.

Das rein polniſche über 75 v. H. Gebiet läßt ſich mit einer Linie Poſen—Rypin—Auguſtow—Breſt am Bug—Zamoſć—Sanok—Karpathenkamm bis Teſchen—Oppeln—Adelnau—Krotoſchin—Schmiegel—Poſen ungefähr umgrenzen (größere Inſeln mit nur 50—75 v. H. polniſcher Bevölkerung bei Bielitz, Kattowitz, Kaliſch und Lodz). Zwiſchen 50—75 v. H. Polen ſollen im Netzegau, im heutigen zu Polen gehörigen Pommerellen (Korridorgebiet), in den Südkreiſen Allenſtein, Neidenburg und Johannisburg von Oſtpreußen und in drei Inſeln um Suwalki, Lemberg und Tarnopol ſiedeln. Eine ganze Reihe von Kreiſen links der Oder, am Weſtrand Pommerns, am Unterlauf der Weichſel einſchließlich Marienburgs und Danzigs, im ſüdlichen Oſtpreußen, im ganzen Nordoſten bis Grodno, Kowno, Wilna, Dünaburg und im Südoſten in ganz Oſtgalizien ſind als 15—50 v. H. Polen beſiedelt dargeſtellt. Das übrige Gebiet des ehemaligen polniſchen Staates weiſt mit wenigen Ausnahmen im Oſten einen über 2 v. H. liegenden Prozentſatz polniſcher Bevölkerung auf. Vgl. zur Mehrheitsgrenze des polniſchen Volkstums die zu ganz ähnlichen Ergebniſſen kommende Karte im geographiſch-ſtatiſtiſchen Atlas von Romer (Nr. 16, Abſ. 1). [1a

Wiercieński, H.: Majoraty i osiadłości niemieckie w Królewstwie Polskiem w dniu 1 stycznia 1907 roku na podstawie danych statystycznych (Die deutſchen Majorate und Siedlungen im Königreich Polen am 1. Januar 1907 auf Grund ſtatiſtiſcher Angaben). Lublin. Kartogr. Anſt. A. Jarzyński. 1915. 1 : 850000. 50 × 66 cm. Farbig.

Dieſe Karte zeigt die Verteilung der deutſchen, richtiger proteſtantiſchen Bevölkerung im Bereich der Grenzen des ehemaligen Königreiches Polen im prozentuellen Verhältnis zur allgemeinen Bevölkerung in relativer Flächenmethode, wobei die Prozentwerte für jede einzelne Gemeinde beſonders angeführt ſind. Die farbenmäßig unterſchiedenen Prozentſtufen laufen von 1—5—10—20—40—über 40. Außerdem werden beſonders die durch Kaiſer Nikolaus I. und Kaiſer Alexander II. eingerichteten Majorate kenntlichgemacht. Die Geſamtziffer der deutſchen Bevölkerung Kongreßpolens im Jahre 1907 betrug auf Grund der ſtatiſtiſchen Erhebungen 609895. Für das Jahr 1914 errechnet Wiercieński auf Grund des natürlichen Bevölkerungszuwachſes von 2 v. H. jährlich die runde Zahl von 700000, was 5 v. H. der Geſamtbevölkerung bedeuten würde. Da Wiercieński in dem Begleittext ſagt: „Die Ausdehnung der Grenzen des deutſchen Reiches durch Erwerb von Ländern, die in ſeinem Oſten liegen, iſt das ſtändige Streben ſowohl der Behörden wie auch des Volkes der Deutſchen", iſt durch dieſe negative Tendenz einer Darſtellung des deutſchen „Dranges nach dem Oſten" der poſitive Wert der Karte hinſichtlich der zahlenmäßigen Verteilung des Deutſchtums zu betonen. [2

Romer, Eugen: Geograficzno-statystyczny Atlas Polski (Geographiſch-ſtatiſtiſcher Atlas von Polen [32 Tafeln]). Hrsg. die polniſchen Spar- und Vorſchußvereine unter dem Patronat des galiziſchen Landesausſchuſſes. Daraus: Karte 9: Polacy (Die Polen), mit Nebenkarte: Języki (Die Sprachen); Karte 12: Polacy na kresach (Die Polen in den Grenzländern); Karte 13: Polacy na Litwie i Rusi (Die Polen in Litauen und Ruthenien [Klein-Rußland]). Warſchau-Krakau. Verlag: Gebethner u. Wolff. Kartogr. Anſt. Freytag u. Berndt. 1916. Verſchiedene Maßſtäbe, vorwiegend 1 : 5000000. 28 × 30 cm. Mehrfarbig.

Vgl. dazu Romer, 2. Aufl., 1921 (ſ. Nr. 16). [3

Wakar, W.: 1. Ludność polska w dzielnicy pruskiej (Die polniſche Bevölkerung im preußiſchen Teilgebiet); 2. Ludność polska w Galicji, na Bukowinie i Śląsku (Die polniſche Bevölkerung in Galizien, in der Bukowina und in Schleſien); 3. Polacy w Galicji, obraz schematyczny (Die Polen in Galizien, ſchematiſches Bild); 4. Osadnictwo niemieckie 1893—1910 (Die deutſche Siedlung 1893—1910); 5. Ludność polska i litewska w gubernii Suwalskiej (Die polniſche und litauiſche Bevölkerung im Suwalker-Gouvernement); 6. Ludność Królestwa polskiego (Die Bevölkerung des Königreichs Polen); 7. Mapa narodowościowa Litwy (Nationalitätenkarte Litauens); 8. Mapa narodowości polskiej, wyznania katolickiego oraz polskiej własności ziemskiej na ziemiach Polskich (Karte der polniſchen Nation, katholiſchen Konfeſſion und des polniſchen Grundbeſitzes in den polniſchen Landen); 9. Mapa narodowości polskiej (Karte der polniſchen Nation). Hrsg. Biuro pracy społecznej (Amt für ſoziale Arbeiten). In: Wakar, W., Rozwój terytoryalny narodowości polskiej (Territoriale Entwicklung des polniſchen Volkstums). Kielce-Warſchau. Verlag: Swięcki, St.

Kartogr. Anſt. Swięcki, St. 1917/18. Verſchiedene Maßſtäbe. Verſchiedene Größen. Mehrfarbig.

Die hier angeführten Karten aus Wakars 3teiligem Werk ſind in dem „Atlas de l'encyclopédie polonaise" (ſ. Nr. 14) abgedruckt und auch an dieſer Stelle beſprochen. [4

Anſiedlungskarte der **polniſchen Bevölkerung** auf dem hiſtoriſchen Boden Polens. In: Polen, Entwicklung und gegenwärtiger Zuſtand. Bern. Verlag: Haller. 1918. 1:2000000. 54×60 cm. Zweifarbig.

Dieſe Karte des bekannten polniſchen Propagandawerkes, das bereits während der Jahre des Weltkrieges vorbereitet worden war, ſoll die Theſe unterſtützen, daß „Polen eine ausgeſprochen geographiſche und nationale Individualität bilde, die von der Tradition einer reichen, ununterbrochenen Entwicklung beſeelt iſt". Als Gebietsumgrenzung wurde der „hiſtoriſche Boden Polens" gewählt (vgl. Frejlich, a. a. O.), alſo ein Gebiet, daß das ſüdliche Kurland, das alte Großherzogtum Litauen, Weißruthenien, Poleſien, Wolhynien und die Ukraine bis an den Dnjepr und die Bukowina ebenſo umfaßt wie das geſamte Oberſchleſien, Teile Niederſchleſiens, Brandenburgs und Pommerns und den ſüdlichen Teil Oſtpreußens (ungefähr den Regierungsbezirk Allenſtein). Der Anteil der polniſchen Bevölkerung iſt in Prozentſtufen von 0—1(!)—10—25—50—75—100 eingetragen, und zwar in Flächenfärbung der einzelnen deutſchen, öſterreichiſchen und ruſſiſchen Bezirke. Die Grundlage für die Zahlenwerte bildeten die Volkszählungen, und zwar:

1. für das Großherzogtum Poſen, Weſtpreußen, Regierungsbezirk Allenſtein in Oſtpreußen, Regierungsbezirk Oppeln in Preußiſch-Schleſien und für Galizien die Zählung vom Jahre 1910;
2. für die übrigen Teile Oſtpreußens, Preußiſch-Schleſiens wie auch für Öſterreich-Schleſien die vom Jahre 1900;
3. für Ruſſiſch-Polen die vom Jahre 1897, mit Ausnahme von Litauen, wo neben den Zahlen aus dem Volkszählungsergebnis in Klammern die Ergebniſſe der adminiſtrativen Berechnung vom Jahre 1909 eingeſchaltet ſind, und des Gouvernements Cholm, wo die angeführten Zahlen den Diözeſandaten entnommen wurden. Für diejenigen Gebiete („Ober Oſt": die Bezirke Wilna, Troki, Lida, Grodno), in denen die deutſche Militärverwaltung während des Krieges (1916) eine Volkszählung durchgeführt hat, wurden dieſe Zahlen zugrunde gelegt. (Vgl. auch Dura, L.: Mapa rozsiedlenia ludności Polskiej z uwzględnieniem spisów władz okupacyjnych w 1916 r. [Siedlungskarte der polniſchen Bevölkerung mit Berückſichtigung der Zählungen der Okkupationsbehörden]. Hrsg. Biuro pracy społecznej [Amt für ſoziale Arbeiten]. Kartogr. Anſt. W. Główczewſki. Warſchau 1920. 1:1000000. 65×62 cm. Farbig.)

(Vgl. dazu auch den Aufſatz von F. A. Doubek, „Die Oſtgrenze der polniſchen Volkstumsmehrheit" in der „Jomsburg", Jg. I, Heft 4, 1938, S. 474—481.) [5

Überſichtskarte des **polniſchen Beſitzſtandes** im Verhältnis zum geſamten Grundbeſitz (mit Ausſchluß des ärariſchen). In: Polen, Entwicklung und gegenwärtiger Zuſtand. Bern. Verlag: Haller. 1918. o. M. 15×19 cm. Zweifarbig.

Denſelben Zielen wie die „Anſiedlungskarte der polniſchen Bevölkerung auf dem hiſtoriſchen Boden Polens" (ſ. Nr. 5) oder Frejlichs „Repartition de la population polonaise . . ." (ſ. Nr. 7), wie Czarnowſkis (ſ. Nr. 36) und andere Darſtellungen, dient auch dieſe Überſichtskarte des polniſchen Beſitzſtandes. Als Gebiet der Darſtellung ſind auch hier die Regierungsbezirke bzw. Gouvernements des „hiſtoriſchen Boden Polens" angegeben, die in vier Schraffenſtufen unterſchieden werden, je nachdem ob ſie ein Übergewicht des polniſchen Beſitzſtandes (abſolut oder relativ), ein Übergewicht des polniſchen Großgrundbeſitzes, des polniſchen Kleingrundbeſitzes oder ein Übergewicht des fremden Beſitzſtandes aufweiſen. Die Karte kommt zu dem Ergebnis, daß die Polen im Bereiche des ehemaligen Kongreßpolens, mit Ausnahme des Gouvernements Suwalki, ein abſolutes Beſitzſtandsübergewicht hätten. Ein relatives Übergewicht beſäßen ſie in den Gouvernements Minſk, Grodno und Suwalki ſowie in Oſtgalizien. Polniſcher Großgrundbeſitz überwiege in den Gouvernements Kowno, Witebſk, Wolhynien und Podolien, polniſcher Kleingrundbeſitz beſonders in Preußiſch-Maſuren, Oberſchleſien und Teſchen-Schleſien. In der Provinz Weſtpreußen und in den Gouvernements Mohilew und Kiew hingegen ſoll der deutſche bzw. weißrutheniſche oder ukrainiſche Bodenbeſitz das abſolute Übergewicht haben. Die ſtatiſtiſchen Zahlenunterlagen für dieſe Karte ſind mit Ausnahme des ehemals preußiſchen Gebietes durchaus älteren Datums und ſtammen aus den erſten Jahren des 20. Jahrhunderts. [6

Frejlich, Joseph: Repartition de la population polonaise sur le territoire de l'ancienne République de Pologne. In: Frejlich, Joseph, La strukture nationale de la Pologne.

Neuchâtel. Verlag: Gebr. Attinger. Kartogr. Anſt. Borel u. Co. 1918. 1 : 2750000. 48 × 53 cm. Zweifarbig.

Dieſe Karte des Anteils der polniſchen Bevölkerung in den einzelnen Kreiſen des polniſchen Reiches von 1772 fußt auf den Ergebniſſen der deutſchen, öſterreichiſchen und ruſſiſchen Vorkriegs- und Kriegszählungen für Oſtpreußen (Kreiſe des Allenſteiner Regierungsbezirkes), Weſtpreußen, Poſen, Oberſchleſien, Teſchen-Schleſien, Galizien, Königreich Polen, Litauen, Weißruthenien aus den Jahren 1902—1916. Das Erſcheinen dieſer Karte kurz nach dem Weltkrieg ſollte die politiſchen Bemühungen um die Wiedererrichtung des polniſchen Staates unterſtützen. Die Verteilung des polniſchen Volkstums wurde auf dem in der damaligen Zeit immer wiederkehrenden „Territoire de l'ancienne République de Pologne", das den Grenzen Polens von 1772 entſprechen ſoll, in relativer Methode, in Prozentſtufen von 2—5—10—20—30—40—50—60—70—80—100 kreisweiſe dargeſtellt. Unausgeſprochen bleibt, ob dieſe Karte eine Nationalitäten- oder Sprachenkarte ſein ſoll. Sie iſt eine höheren politiſchen Zwecken untergeordnete Verquickung dieſer beiden Prinzipien, was ſich ganz deutlich in der Einbeziehung des maſuriſchen und oberſchleſiſchen Gebietes einerſeits, und in der Nichtausgliederung der kaſchubiſchen Kreiſe andererſeits äußert. Im Gegenſatz zu Czarnowſki (ſ. Nr. 36) und in Ähnlichkeit zu Romer (ſ. Nr. 16), Maliſzewſki u. a. verläuft die Oſtgrenze des geſchloſſenen polniſchen Mehrheitsgebietes in nordſüdlicher Richtung, etwa über Suwalki, Bialyſtok, Lublin, Przeworſk und Krosno. (Vgl. dazu auch den Aufſatz von F. A. Doubek, „Die Oſtgrenze der polniſchen Volkstumsmehrheit" in der „Jomsburg", Jg. I, Heft 4, 1938, S. 474—481.) [7

Spett, Jakob: Nationalitätenkarte der öſtlichen Provinzen des deutſchen Reiches, nach den Ergebniſſen der amtlichen Volkszählung vom Jahre 1910. Wien. Verlag: Moritz Perles. Kartogr. Anſt. Juſtus Perthes, Gotha. 1918. 1 : 500000. 75 × 100 cm. Zweifarbig.

Vgl. zu dieſer bewußt der polniſchen Sache dienenden Karte die außerordentlich wertvolle Kritik und die eingehende Zurückweiſung durch W. Geisler: „Die Sprachen- und Nationalitätenverhältniſſe an den deutſchen Oſtgrenzen und ihre Darſtellung" in Petermanns Mitteilungen, Ergänzungsheft Nr. 217, Gotha 1934, 76 Seiten, 3 Tabellen und 5 farbige Karten. [8

Dzierżyński, J.: Atlas do geografji Polski [I. Przyroda, II. Ludność] (Atlas zur Geographie Polens [I. Natur, II. Bevölkerung]). Enthält im 2. Teil unter dem Titel „Narodowści" (Nationalitäten) 3 Kärtchen: a) Mapa etnograficzna (Ethnographiſche Karte); b) Ilość Polaków (Zahl der Polen); c) Ilość Niemców (Zahl der Deutſchen). Warſchau. Selbſtverlag. Kartogr. Anſt. B. Wierzbicki, Warſchau. 1918/19. o. M. 10 × 10, 12 × 12 und 7 × 7 cm. Einfarbig.

Die drei Kärtchen aus dem die Bevölkerungsfragen behandelnden Teil dieſer mit ganz einfachen Mitteln arbeitenden Kartenſkizzenſammlung ſind 1. eine ethnographiſche Karte Oſteuropas mit Eintragung der Polen, Ukrainer, Weißruthenen, Litauer und Deutſchen, 2. eine Karte der prozentuellen Verteilung der Polen, wobei die Prozentſtufen von unter 5 v. H., zu 15, zu 50, zu über 50 geſtuft ſind, 3. ein Kärtchen über die Verbreitung der Deutſchen, das wiederum von unter 2, 2—5—15—50 v. H. geſtuft iſt. Die ethnographiſche Karte rechnet die Kaſchuben genau ſo den Polen zu wie die Maſuren in Oſtpreußen und die Oberſchleſier; die Letten werden als ein Unterſtamm der Litauer dargeſtellt und ähnliches mehr.

Die Karte der Zahl der Polen erweckt durch die bereits angeführte Wahl des Prozentſatzes, vor allem in den Oſtgebieten, ein völlig ſchiefes Bild, die polniſche Volkstumsmehrheit iſt aber trotzdem auf den Raum beſchränkt, der uns aus den Kartendarſtellungen bei Romer u. a. bereits bekannt iſt. Die Karte über die Zahl der Deutſchen iſt inſofern intereſſant, als ſie außer den bekannten Hauptverbreitungsgebieten der Deutſchen den geſamten Oſtraum bis hinter Mohilew und Kiew als von Deutſchen unter 2 v. H. beſiedelt angibt. Der Wert der Karten bleibt auch dadurch zweifelhaft, daß nirgends Angaben über die zahlenmäßigen Unterlagen gemacht ſind. [9

Dmowski, Roman: Carte de la Pologne restituée, remise par Dmowski au Président Wilson et à la Conférence de paix (Document original 1918/19). Paris. 1919. 1 : 2000000. Mehrfarbig.

Dieſe Karte enthält neben den Grenzen des polniſchen Staates von 1772 die von R. Dmowſki der Friedenskonferenz vorgeſchlagenen Grenzen des neu zu belebenden Staates, die im Weſten den ganzen Regierungsbezirk Allenſtein einſchließlich des alten Ermlandes und Danzigs, Teile Pommerns und faſt ganz Oberſchleſien dem neuen Staate einbeziehen und im Oſten bis einſchließlich Dünaburg, Polock, Mozyr und Kamieniec-Podolſki reichen. Um die Berechtigung dieſer Grenzen zu unterſtützen, wurde in Flächendarſtellung der Hundertſatz polniſcher Bevölkerung kreisweiſe eingetragen, wobei „majorité polonaise, minorité au dessus 33 p. c., minorité de 20—33 p. c., minorité de 5—20 p. c., au dessus de 5 p. c., minorités en dehors des Frontières de l'Etat polonais proposées" unterſchieden wurden. Es iſt klar, daß bei der politiſchen Zweckſetzung dieſer Karte eine Sonderbehandlung der Maſuren, Kaſchuben und Oberſchleſier nicht zu erwarten iſt und daß bei einer ſolchen Prozentabſtufung die „Berechtigung" des Wunſchbildes von 1772 augenfällig zu machen verſucht wird.

Als Quellen wurden die offiziellen Statiſtiken von 1910 (Öſterreich), 1911 (Preußen), 1909 (Rußland, Polizeizählung und „Semſtvos"-Wahlzahlen), 1916/17 (deutſche Militärverwaltungszählung) angeführt. (Vgl. auch den Aufſatz von F. A. Doubek, „Die Oſtgrenze der polniſchen Volkstumsmehrheit" in der „Jomsburg", Jg. I, Heft 4, 1938, S. 474—481.) [10

Seyda, Maryan: Carte ethnographique de la Pologne prussienne. In: Seyda, Maryan, Territoires Polonais sous la Domination prussienne. Paris. Verlag: Section de Presse du Comité national Polonais. Kartogr. Anſt. „Agence Polonaise Central", Lauſanne. 1919. 1 : 2000000. 30 × 33 cm. Einfarbig.

Dieſe ethnographiſche Karte von „Preußiſch-Polen" benutzt die offiziellen preußiſchen Angaben aus der Volkszählung von 1910, iſt aber in der ganzen Art ihrer Darſtellung eine Unterſtützung der polniſchen Anſprüche bei den Friedensverhandlungen von Verſailles. Dieſes Preußiſch-Polen umfaßt nämlich nach der Kartendarſtellung nicht nur Oſt- und Weſtpreußen, Poſen und Oſtſchleſien, ſondern auch die öſtlichen Kreiſe Pommerns und der Mark Brandenburg ſowie das ganze übrige Schleſien. Dieſes Gebiet iſt in die Darſtellung der polniſchen Bevölkerung dadurch miteinbezogen, daß die relative Methode neben den Prozentſtufen 10—25—40—50—100 noch eine ſolche von 0,5(!)—10 v.H. enthält.

Dieſelbe politiſche Tendenz liegt auch der zweiten, dem Buche beigegebenen und auf preußiſche Zählungsergebniſſe ſich berufenden Karte „La nationalité des enfants dans les écoles primaires d'après la statistique du Gouvernement prussien de 1911" zugrunde. [11

Kostrzewski, J. und **Rajewski, I.:** Mapa narodowościowa ziem dotychczasowego zaboru pruskiego na podstawie urzędowego spisu ludności z 1910 r. (Nationalitätenkarte des derzeitigen preußiſchen Teilgebietes auf Grund der amtlichen Volkszählung vom Jahre 1910). Poſen. Verlag: M. Niemierkiewicz, Poſen. Kartogr. Anſt. H. Wagner u. E. Debes, Leipzig. 1919. 1 : 2000000. 30 × 40 cm. Mehrfarbig.

Über den Zweck dieſer Karte unterrichtet am beſten folgender Satz aus dem Begleittext der Karte: „Die Notwendigkeit einer Nationalitätenkarte des preußiſchen Teilgebietes liegt gerade im gegenwärtigen Zeitpunkt klar auf der Hand. Sie ermöglicht einer breiteren Öffentlichkeit eine genauere Kenntnis unſeres Beſitzſtandes, erleichtert die Organiſation der völkiſchen Kräfte und die Verteidigung der bedrohten Poſten und vermag ſchließlich auch zur Unterſtützung unſerer Forderungen auf der Friedenskonferenz zu dienen." In fünf verſchiedenen Farben iſt der Prozentſatz der polniſchen Bevölkerung (1—20 [!]—40—60—80— über 80 v. H.) im Großherzogtum Poſen, in Weſtpreußen und in den „polniſchen" Bezirken Schleſiens, Pommerns und Oſtpreußens eingetragen. Von der Mehrzahl ähnlicher Nationalitätenkarten unterſcheidet ſie ſich dadurch, daß der Prozentſatz der Polen in den Städten getrennt angegeben iſt, und zwar durch beſondere Signaturen der gleichen Prozentſtufen, deren bezirksweiſe Flächenfärbung ſich alſo nur auf die Landbevölkerung bezieht. Die zahlenmäßigen Grundlagen lieferten für den Regierungsbezirk Oppeln, für Poſen, Weſtpreußen und den Regierungsbezirk Allenſtein das Ergebnis der reichsdeutſchen Volkszählung vom Jahre 1910, für die mittel- und niederſchleſiſchen Bezirke, für Pommern und für das übrige Maſuren die Ziffern der Erhebungen vom Jahre 1905. Eine wirkliche polniſche Bevölkerungsmehrheit iſt auf dieſer Karte infolge des Mangels der 50 v. H.-Grenze nicht feſtſtellbar.

Beachtenswert iſt auch der Satz: „Die Maſuren und Kaſchuben rechnen wir natürlicherweiſe zu den Polen, als polniſch bezeichnen wir auch die ganze ſog. zweiſprachige Bevölkerung. Wir ſtützen uns dabei ausſchließlich auf das amtliche Material, obwohl wir wiſſen, daß die offizielle Statiſtik tendenziös iſt und die ziffernmäßige Stärke des polniſchen Elementes zu ſchmälern ſucht." [12

Rudnicki, M.: Główne narzecza, wzgl. dialekty pomorskie (Die Hauptmundarten, bzw. Dialekte Pommerellens). Hrsg. Das Baltiſche Inſtitut. In: Rudnicki, M., Charakterystyka językowa/Polskie Pomorze [Tom I: ziemie i ludzie], praca zbiorowa pod. Red. Józefa Borowika (Sprachliche Charakteriſtik/Polniſch-Pommerellen [Bd. I: Land und Leute], Sammelwerk unter Red. von J. Borowik). Thorn. Verlag: Gebethner u. Wolff. 1919. 1 : 1000000. 24 × 25 cm. Einfarbig.

Dieſe polniſche Mundartenkarte unterſcheidet für das Gebiet der Wojewodſchaft Pommerellen die auf dieſem Boden geſprochenen „pommerelliſchen" Mundarten. Sie weiſt im weſentlichen Übereinſtimmung auf mit der Mundartenkarte von K. Nitſch (ſ. Nr. 22) und weicht von ihr nur in Einzelheiten ab. Von beſonderer Wichtigkeit auf dieſer Karte iſt die genaue Abgrenzung des Gebietes, deſſen Bevölkerung die kaſchubiſche Sprache ſpricht und deren Zahl F. Lorentz mit 175000 Menſchen errechnet hat. Das kaſchubiſche Gebiet reicht demnach von der Küſte bis zu einer Südgrenze, die, nördlich von Konitz beginnend, in allgemein öſtlicher Richtung bis Czerſk verläuft, dann nach Norden umbiegt bis in die Höhe von Berent und dann in nordöſtlicher Richtung weiterlaufend, auf das Gebiet des Freiſtaates Danzig übertritt. [13

Zaleski, M. St. und **Wakar, M. W.**: Atlas de l'encyclopédie polonaise, Fasc. I: Vie économique de la Pologne; Fasc. II: Territoire et Population (Pologne historique). Hrſg. Comité National Polonais en Amérique. Aus Band II die Karten 14: Population polonaise; 17: Polonais dans la Pologne Prussienne; 19: Répartition des nationalités en Galicie (Tableau schématique); 20: Polonais en Galicie; 22: Répartition des Polonais en Galicie; 23: Polonais dans la Haute Hongrie; 26: Population polonaise et lithuanienne dans le gouv. de Suwalki; 27: Colonisation allemande 1893—1910 dans le Royaume de Pologne; 30: Polonais en Ruthenie; 31: Les Polonais en Lithuanie et Ruthénie Blanche; 32: Répartition des Lithuaniens. Freiburg/Schweiz. 1920. Verſchiedene Maßſtäbe. 35 × 35 cm (Atlasgröße). Mehrfarbig.

Dieſer politiſch-propagandiſtiſchen Zielen dienende Atlas des polniſchen Nationalkomitees in Amerika, in deſſen Redaktionsausſchuß ſich die Profeſſoren Eſtreicher, Lutoſtański, Rozwadowſki, die Geſandten Kowalſki, Modzelewſki, Piltz u. a. befanden, bringt auf Karte 14 unter dem Titel „Population polonaise“ eine Darſtellung polniſcher Bevölkerungsmehrheit, katholiſcher Bevölkerungsmehrheit und polniſcher Großgrundbeſitzmehrheit im Raume des „hiſtoriſchen Boden“ Polens, unter Einbeziehung des maſuriſchen und oberſchleſiſchen Gebietes ſowie der Zipſer Gegend und der Gebiete im Oſten innerhalb der Grenzen von 1772. Über die Ausbreitung des polniſchen Volkstums nach dem Oſten vgl. den Aufſatz von F. A. Doubek, „Die Oſtgrenzen der polniſchen Volkstumsmehrheit“ in der „Jomsburg“, Jg. I, Heft 4, 1938, S. 474—481. Eine Nachricht über die ſtatiſtiſchen Grundlagen der Karte fehlt. Dasſelbe gilt für Karte 17: „Polonais dans la Pologne prussienne“, die den Kreis Allenſtein in Oſtpreußen, die beiden weſtpreußiſchen Kreiſe, den Netzediſtrikt, Poſen und Oberſchleſien umfaßt. Bezirksweiſe iſt in relativer Methode der polniſche Prozentſatz in den Stufen 10—25—50—100 eingetragen. Außerdem bringt die Karte die „Weſtgrenze des polniſchen Sprachgebietes“, die im weſentlichen zu derGrenze von K. Nitſch ſtimmt (ſ. Nr. 22). Karte 19: „Répartition des Nationalités en Galicie (Tableau schématique)“ iſt eine ſchematiſche Darſtellung des galiziſchen Gebietes, die die Angabe der polniſchen Bevölkerung in den einzelnen Kreiſen in Flächendarſtellung bringt, wobei ein Quadratmillimeter 1000 Menſchen entſpricht. Die Zahlenangaben ſind den Volkszählungen von 1890 und 1910 entnommen. Als Verfaſſer zeichnet Wakar.

Karte 20: „Polonais en Galicie“ bringt auf Grund der Zählungen von 1890 und 1910 in Flächendarſtellung Zahleneintragungen und mit Hilfe verſchiedenfarbiger und verſchiedenartiger Linien folgende Angaben: polniſche $^2/_3$ Mehrheit, Polen zwiſchen $^1/_3$ und $^2/_3$, Polen von 25 bis 33 v. H., Polen zwiſchen 12 und 25 v. H. der Geſamtbevölkerung; Kreiſe mit einem polniſchen Bevölkerungszuwachs von über 10 v. H. der Geſamtbevölkerung zwiſchen den Jahren 1890 und 1910; Wahlgebiete auf rutheniſchem Boden, die eine Mehrheit polniſcher Stimmen ergeben haben; die Südgrenze des Teiles von Oſtgalizien, in denen die Ruthenen den geringſten Minderheitenſatz der Bevölkerung bilden; die Oſtgrenze der ausſchließlich der katholiſchen Kirche angehörenden Bevölkerung; Prozentſatz des polniſchen Grundbeſitzes, Prozentſatz der polniſchen Bevölkerung; Rutheniſche $^2/_3$ Mehrheit, u. a. Für die Karte zeichnet Wakar.

Karte 23: „Polonais dans Haute Hongrie“ zeigt auf dem Gebiet von Oberungarn ſowohl diejenigen Teile, in denen die Polen geſchloſſen ſiedeln, als auch ihre Streuſiedlungen innerhalb der anderen Nationalitäten. Weiterhin iſt der geſchloſſene Siedlungsraum der Slovaken angegeben, die „population, parlant des dialectes transitoires (Les Lachs)“, ſowie die Grenzen der Teile Oberungarns, die vor den Teilungen zu Polen gehört haben.

Unter Zuhilfenahme von Flächendarſtellung und verſchiedener Zeichen ſtellt Karte 26 die „population polonaise et lithuanienne dans le Gouvernement de Suwalki d'après le comité statistique de Varsovie 1910—1924“ dar und unterſcheidet: 90 v. H. polniſcher bzw. litauiſcher Bevölkerung, polniſche bzw. litauiſche Mehrheit, Polen bzw. Litauer über 5 v. H., Städte und Städtchen mit jüdiſcher Mehrheit, in denen die Polen bzw. Litauer innerhalb der chriſtlichen Bevölkerung überwiegen.

Die von Wakar entworfene Karte 27 behandelt in relativer Methode die „Colonisation allemande 1893—1910 dans le Royaume de Pologne“. Eigentlich handelt es ſich um eine Konfeſſionskarte, auf der einerſeits der Zuwachs der proteſtantiſchen Bevölkerung in den Prozentſtufen von 0,0—

0,5—1,6 der Geſamtbevölkerung, andererſeits der relative und abſolute Rückgang der proteſtantiſchen Bevölkerung dargeſtellt wird. Auf dieſer Grundlage ſind die Zahlen des Prozentſatzes der deutſchen Bevölkerung auf Grund der Angaben des ſtatiſtiſchen Komitees in Warſchau vom Jahre 1910 durch ziffernmäßige Eintragung in den einzelnen Kreiſen angegeben. Ein Bild deſſen, was der Kartentitel beſagt bzw. eines Anteils des Deutſchtums an der Geſamtbevölkerung iſt ſomit nicht gegeben.

Auf Karte 30: „Polonais en Ruthenie“ bringt Wakar in dem Raum zwiſchen Bug, Dnjeſtr, Pripet und Dnjepr in relativer Methode (Flächendarſtellung und Zahlenangaben) den Prozentſatz der Polen von der zivilen Bevölkerung, auf Grund der Volkszählung von 1897, den Zuwachs derſelben 1909, die Oſtgrenze der dicht ſiedelnden polniſchen Bevölkerung, den Prozentſatz der polniſchen Abgeordneten, die Wolhynien, Kiew und Podolien in der Duma repräſentierten, das abſolute Übergewicht des polniſchen Beſitzſtandes innerhalb des Großgrundbeſitzes, ſowie deſſen 25 prozentigen Anteil daran.

Ebenfalls von Wakar entworfen iſt Karte 31: „Les Polonais en Lithuanie et Ruthénie blanche“. Im Raum der ehemals ruſſiſchen Gouvernements Kowno, Witebſk, Suwalki, Grodno, Wilna, Minſk und Mohilew werden unter Verwendung der Zählungen von 1897 und 1910, wiederum in relativen Flächen- und Zahlendarſtellungen, die Nationalitätenverhältniſſe in ähnlicher Form vorgeführt wie das in den früheren Karten der Fall war.

Erwähnt ſei noch, daß auf Karte 32: „Répartition des Lithuaniens“ der Prozentſatz der litauiſchen Bevölkerung auf dem Gebiet der ehemaligen ruſſiſchen Gouvernements Kowno, Suwalki und Wilna und des nordöſtlichen Teiles von Oſtpreußen in Prozentſtufen von unter 2,5—10—25—50—75—über 75 zur Darſtellung gebracht wird, wobei durch eine ſtarke Linie das geſchloſſene Siedlungsgebiet der Bevölkerung litauiſcher Sprache beſonders kenntlichgemacht wird. Der Teil von ihr, der die Scheidelinie gegenüber der polniſchen Bevölkerung darſtellt, folgt im weſentlichen den Forſchungsergebniſſen von Rozwadowſki. (Vgl. auch Gorzuchowſki, Nr. 32)

Auf den beiden Karten 31 und 32 wird das Memelgebiet als ethnographiſch litauiſch bezeichnet. Auf Karte 31 wird es „Lithuanie prussienne“ genannt und ihm eine über 60prozentige litauiſche Bevölkerungsmehrheit zugeſprochen, auf Karte 32 gehört es ſogar zum „Territoire habité par la population de langue lithuanienne en masse compacte“. Außerdem wird der ganze nordöſtliche Teil Oſtpreußens bis ſüdlich des Pregels als litauiſch durchſiedelt angegeben. Vgl. zu den tatſächlichen Verhältniſſen die Arbeit von W. Horn, Der Volkswille im Memelgebiet (ſ. unter Nr. 21). [14

Świechowski, M. und **Niekrasz, St.**: Problem litewski. Dwie mapy polityczne z tekstem i tablicą statystyczną: I. Sytuacja Polityczna na wybreżu Baltyku w razie Federacji Litwy z Polską; II. Sytuacja Polityczna na wybreżu Baltyku w razie podziału Litwy i wcielenia terenów etnograficznie polskich na Litwie do Polski. (Das litauiſche Problem. Zwei politiſche Karten mit Text und ſtatiſtiſcher Tabelle: I. Die politiſche Situation an der Oſtſeeküſte im Falle einer Föderation Litauens mit Polen; II. Die politiſche Situation an der Oſtſeeküſte im Falle einer Teilung Litauens und Einverleibung der ethnographiſch polniſchen Gebiete Litauens mit Polen.) Hrsg. Tymczasowy Komitet Polityczny Ziemi Kowieńskiej (Interimiſtiſches politiſches Komitee des Kownoer Landes). o. O. Kartogr. Anſt. W. Główczewski Warſchau. o. J. (1921). 1 : 4000000. Je 30 × 31 cm. Mehrfarbig.

Dieſe Doppelkarte, die Oſtdeutſchland, Polen, Litauen und Lettland darſtellt, iſt eigentlich eine ausgeſprochen politiſche Karte und zieht das ethnographiſche Moment nur in dem Grenzraum zwiſchen Litauen und dem Wilnaer Gebiet zur Unterſtützung der politiſchen Planung einer Föderation zwiſchen Litauen und Polen heran. Sie kommt zu dem eigentümlichen Ergebnis, daß eine Entſcheidung des litauiſch-polniſchen Problems nicht auf Grund ethnographiſcher Gegebenheiten erfolgen kann, ſondern nur eine die völkiſchen Verhältniſſe nicht berückſichtigende Vereinigung des Kownoer und Wilnaer Landes zu einer mit Polen föderierten Einheit den Frieden und das Zuſammenleben der Völker garantieren könne. Dieſes Ziel richtet ſich aber ganz eindeutig gegen das Deutſche Reich (— ſo wird ja auch ganz Oſtoberſchleſien einfach Polen zugeeignet —) und erſtrebt eine Abſchnürung und Umklammerung Oſtpreußens.

Daß in dieſer Ausrichtung das Hauptziel der Karte gelegen iſt, beweiſt die Propagandazwecken noch ſtärker dienende Verwertung in einer zweiten Ausführung dieſer Doppelkarte unter dem Titel „Polska, Niemcy i Problem Litewski“ (Polen, Deutſches Reich und das litauiſche Problem) im Maßſtab 1 : 5000000, für die St. Niekrasz verantwortlich zeichnet und auf der durch bildhafte Darſtellung dieſes Endziel einer Föderation klar zum Ausdruck kommt. Während das Deutſche Reich als preußiſcher Soldat mit Pickelhaube und wilhelminiſchem Schnurrbart dargeſtellt iſt, ſymboliſiert

Rußland ein in Lumpen laufender Koſak; Polen iſt eine zugreifende Hand. Während nun im Falle einer völkiſchen Geſichtspunkten folgenden Regelung der litauiſch-polniſchen Frage der preußiſche Soldat in Oſtpreußen kniend über Litauen hinweg dem Koſaken einen Freundſchaftskuß gibt und damit die polniſche Hand am Zugreifen hindert, iſt dieſe Hand im Falle einer Föderation in der Lage, Oſtpreußen über Putzig und Memel abzuſchnüren und den deutſchen Soldaten damit zu erwürgen, was den ruſſiſchen Soldaten mit Wut und Enttäuſchung erfüllt. Das ganze iſt ein Beiſpiel übler Hetzpropaganda auf ſcheinbar ſachlichen Grundlagen. [15

Romer, Eugen: Geograficzno-statystyczny Atlas Polski, wydanie II (Atlas de la Pologne, Géographie et Statistique, ed. II-eme). Daraus: Karte 10: Polacy A/Polonais (auf Grund der offiziellen Vorkriegszählungen); Karte 11: Polacy B/Polonais (auf Grund von Studien und der während des Krieges durchgeführten Zählungen); Karte 14: Polacy na Kresach (Polonais dans les pays limitrophes); Karte 15: Polacy na Litwie i Rusi (Polonais en Lithuanie et en Ruthénie). Lemberg-Warſchau. Verlag: Książnica Polska Towarzystwa Nauczycieli Szkół wyższych (Poln. Büchereiverband der Mittelſchullehrer). Kartogr. Anſt. Freytag u. Berndt. 1921. Verſchiedene Maßſtäbe, vorwiegend 1 : 5000000. 28×30 cm. Mehrfarbig.

Die Karte Nr. 10 „Die Polen“ A (Karte 9 der 1. Aufl.) gibt die Verteilung der Polen auf dem Gebiet des Staates von 1772 mit Einbeziehung Oſtpreußens und ganz Schleſiens im Prozentſatz zur Geſamtbevölkerung nach der amtlichen Volkszählung vom Jahre 1910 für den ehemals öſterreichiſchen und preußiſchen Anteil mit Ausnahme der Regierungsbezirke Breslau, Gumbinnen und Königsberg, für die die Volkszählung vom Jahre 1905 verwendet wurde, und für Ruſſiſch-Polen nach den Volkszählungen von 1897 und 1909 an. Die Farbſkala bezeichnet die 25-, 50- und 75prozentigen „Iſarithmen“ der Polen. Um aber den territorialen Raum des Kartenbildes mit ſeinen geringen Prozentſätzen polniſcher Bevölkerung farbenmäßig zu füllen, wurden die 1—5prozentigen Iſarithmen der Polen eingetragen und mit blauen Farbtönen, gegenüber den höherwertigen gelben, bezeichnet, wobei als unterſte Stufe „unter 1 v. H.“! gewählt wurde, wodurch eine Einbeziehung von ganz Oſtpreußen zu erreichen war. Daß das maſuriſche und kaſchubiſche Gebiet als polniſch bezeichnet worden iſt, erklärt ſich aus der grundſätzlichen Einſtellung Romers zu dieſen Fragen, wie er ſie in ſeiner Arbeit „Polacy na kresach pomorskich i pojeziernych“ (Die Polen im pommerelliſchen und im Seen-Gebiet), Geographiſche Studien, Heft II, Lemberg 1919, niedergelegt und durch eine Karte der polniſchen Mehrheit dieſes Gebietes unterſtützt hat, wobei er ſie der Darſtellung im ſtatiſtiſchen Atlas für den preußiſchen Staat vom Jahre 1905, den Karten der Provinzen Poſen und Weſtpreußen unter Berückſichtigung der Anſiedlungen (1911) und der Nationalitätenkarte der Provinz Oſtpreußen (1907) von Paul Langhans und der Sprachenkarte vom preußiſchen Staat auf Grund der Zählungsergebniſſe vom Jahre 1861 von Richard Böckh ſowie Karten der preußiſchen Schulkinderzählung vom Jahre 1911, der Volkszählungsergebniſſe vom Jahre 1905 und 1910 gegenübergeſtellt. Während die Karten von Böckh, des ſtatiſtiſchen Atlaſſes und von Langhans in eine Darſtellung des polniſchen Mehrheitsgebietes umgezeichnet worden ſind, zeigt ſich die Abſicht einer für die Polen günſtigen Tendenzdarſtellung ganz beſonders in der Karte der „geographiſchen Verteilung der Gemeinden und der Polen nach der preußiſchen Zählung im Jahre 1910“ dadurch, daß der Farbwechſel zwiſchen blau und rot nicht etwa bei der 50 v. H.-Grenze liegt, ſondern vielmehr bei 35 v. H. Dadurch muß ein völlig ſchiefes und als bewußte Tendenzdarſtellung abzulehnendes Bild der Bevölkerungsverteilung in Weſt- und Oſtpreußen entſtehen, das auch durch die methodiſch ſonſt ſehr ſaubere Darſtellung nicht wettgemacht werden kann.

Das Hauptgewicht dieſer Karte lag, wie aus dem dem Atlas beigegebenen Begleittext zu erſehen iſt, auf der Deutlichmachung des polniſchen Koloniſationsſtromes gegen Oſten: „Sie zeigt die Engen von Przemyſl und Auguſtow, welche, einmal genommen, ein weites Feld für die Koloniſation in Podolien und Litauen geboten hatten. Längs ſolcher Tore und Engen dringen in die 75prozentigen Iſarithmen der Polen Einbuchtungen, welche auf die Wege der deutſchen Koloniſation hinweiſen.“

Auf einer Nebenkarte wird die Verteilung der oſteuropäiſchen Sprachengebiete von K. Nitſch dargeſtellt, wobei Volksinſeln (Streuvolkstum) nicht berückſichtigt worden ſind. Auf dieſer Karte iſt die Verbreitung des polniſchen Sprachgebietes genau in denſelben Ausmaßen dargeſtellt, wie dies K. Nitſch auf ſeiner Mundartenkarte bereits getan hat (ſ. Nr. 22). Beachtenswert iſt darüber hinaus die Einzeichnung der polniſchen Sprachgrenze vom Jahre 1000, die im Weſten bis Hamburg und Magdeburg gereicht haben ſoll, im Oſten aber hinter der heutigen 75 v. H.-Grenze des polniſchen Volkstums zurückgeblieben iſt. Außerdem gibt Nitſch hier noch die Grenze der polniſchen Sprache von 1750 an, die im Weſten noch beträchtlich über das heutige Sprachgebiet hinausgereicht und ſich im Oſten beſonders in nordöſtlicher Richtung gegenüber dem Jahre 1000 vorgeſchoben haben ſoll. Innerhalb dieſes „polniſchen" Sprachgebietes gibt aber Nitſch die Südgrenze des Pommerſchen, richtiger Pomeraniſchen, für das Jahr 1000 mit der Oder—Warthe—Netze—Weichſel-Linie an und verlagert ſie für das Jahr 1910 bedeutend weiter nach Norden in eine Linie, die etwa von Konitz nach Danzig führt.

Karte 11 des Atlas führt den Titel „Die Polen B", fehlt in der 1. Auflage und iſt auf Grund von Unterſuchungen und Kriegszählungen bearbeitet. Sie bedient ſich der Flächendarſtellung und gibt lediglich das polniſche Mehrheitsgebiet unter Berufung auf Materialien und Dokumente aus den Jahren 1914—1920 an. Während ſie ſich im Weſten kaum weſentlich von der erſten Karte unterſcheidet, ſind die Veränderungen im Oſten, vor allem Nordoſten ſehr beträchtlich. Dies hat nach Romer ihre Urſache in der Verwertung der Ergebniſſe der durch die deutſchen Militärbehörden durchgeführten Zählung vom Jahre 1916. Es iſt bezeichnend, daß dieſe Zählungsergebniſſe durch die im Dezember 1919 durchgeführte Zählung des polniſchen Oſtlandausſchuſſes (Zarząd Ziem Wschodnich) — entgegen Romers Darſtellung — keineswegs im vollen Umfang beſtätigt worden ſind; ein Vergleich mit der Nebenkarte des nordoſtpolniſchen Gebietes, das dieſe Zählungsergebniſſe wiedergibt, macht das ganz deutlich.

Karte 14 „Die Polen in den Grenzländern" (Karte 12 der 1. Aufl.) und Karte 15 „Die Polen in Litauen und Ruthenien" (Karte 13 der 1. Aufl) dienen dazu, die Weſt- und Oſtprobleme der polniſchen Volkstumsgrenzen genauer zu behandeln und noch günſtigere Ergebniſſe für das Polentum zu erzielen. Für die Weſtgebiete, auch hier mit Einſchluß des maſuriſchen und oberſchleſiſchen Gebietes wird dies in poſitivem Sinne auf Grund der polniſchen Schulkinderzahl, im negativen Sinne, auf Grund der Landerwerbungen durch die Anſiedlungskommiſſion gemacht, für die Oſtgebiete durch die Zahl der römiſch-katholiſchen Bevölkerung des Gouvernements Cholm und den polniſchen Grundbeſitz ſowie die polniſchen Wählerzahlen zu den „Semſtwos". In dieſem Sinne gehen für die Weſtgebiete die Romerſchen Darſtellungen konform mit ſeiner im Jahre 1919 erſchienenen Arbeit über „Die Polen im pommerelliſchen und im Seengebiet" (ſ. o.), hinſichtlich des Oſtens mit den Unterſuchungen Czarnowſkis (ſ. Nr. 36) und den Ausführungen des Propagandawerkes „Polen, Entwicklung und gegenwärtiger Zuſtand" (ſ. Nr. 5).

Vgl. zum Oſtproblem auch die Arbeit von E. Romer: Spis ludności na terenach administrowanych przez Zarząd Cywilny Ziem Wschodnich (Die Volkszählung auf dem Gebiete der Zivilverwaltung der Oſtgebiete), mit einer Karte 1 : 1000000, erſchienen in Prace Geograficzne Romera (Romers geographiſche Studien) VII, Lemberg-Warſchau 1920. [16

Ludność na **Górnym Sląsku** (Die Bevölkerung in Oberſchleſien). In: Sujkowski, Anton, Geografja ziem dawnej Polski [wyd. drugie] (Geographie der Länder des alten Polen [2. Aufl.]). Warſchau. Verlag: Arct, M. 1921. 11 × 14 cm. Einfarbig.

In einfacher Schraffendarſtellung wird die Verbreitung der polniſchen, deutſchen und tſchechiſchen Bevölkerung auf dem Gebiet des Regierungsbezirkes Oberſchleſien zur Darſtellung gebracht, wobei ſich die Weſtgrenze des polniſchen Gebietes ganz genau mit der der oberſchleſiſchen Mundart nach Taszycki (ſ. Nr. 38) deckt. Auch hier ſind die wirklichen Siedlungsverhältniſſe (Sprachinſelcharakter, Wald, unbeſiedeltes Gebiet uſw.) unberückſichtigt geblieben. Der Verlauf der polniſchen Weſtgrenze in Oberſchleſien deckt ſich im weſentlichen mit der tendenziöſen Darſtellung der „Nationalitätenkarte der öſtlichen Provinzen des deutſchen Reiches" von Jakob Spett (ſ. Nr. 8). [17

Wynik plebiscytu na **Górnym Śląsku** (Resultat du plebiscite en Haute Silésie). Hrsg. Instytut Gospodarstwa Społecznego (Institut économique et social). In: Dziewulski, Stefan, Wyniki plebiscytu na Górnym Śląsku (Die Abſtimmungsergebniſſe in Oberſchleſien). Warſchau. Verlag: Jan Cotty, Warſchau. Kartogr. Anſt. W. Główczewski, Warſchau. 1921 (April). 1 : 350000. 35 × 45 cm. Zweifarbig.

Dieſe vom ſozialwiſſenſchaftlichen Inſtitut bearbeitete Karte der Abſtimmungsergebniſſe in Oberſchleſien ſoll durch ihre Flächendarſtellungsmethode (rot: polniſche Stimmenmehrheit, blau: deutſche Stimmenmehrheit in den einzelnen Gemeinden) ein klareres Bild über die Ergebniſſe der Abſtimmung geben als die in abſoluter Methode gearbeitete Karte der polniſchen Abſtimmungskommiſſion. Eine beſondere Abgrenzung der Gemeindeeinheiten iſt aber auf dieſer Karte nicht vorgenommen worden, da „mangels von Karten mit Gemeindegrenzen für die Bezeichnung der Gemeinden willkürliche Formen gewählt werden mußten". Daß dieſe Darſtellungsmethode niemals ein auch nur annäherndes Bild der wirklichen Verhältniſſe ergeben kann, erhellt aus der einfachen Tatſache, daß bei Abſtimmungen ja nicht die Größe des Gebietes, ſondern die Anzahl der Stimmen entſcheidend iſt, ein Umſtand, dem auf dieſer Karte in keiner Weiſe Rechnung getragen wurde.

Intereſſant iſt ein Vergleich mit der Karte der Polen in Schleſien von A. Dudziński (1 : 750000), erſchienen in Prace Geograficzne Romera (Romers geographiſche Studien) IV, Lemberg 1919, die den Titel trägt „Rozmieszczenie gmin i Polaków na Śląsku podług spisu pruskiego z r. 1910“ (Geographiſche Verteilung der Gemeinden und der Polen in Schleſien nach der preußiſchen Zählung vom Jahre 1910). Trotz der kartographiſch ſehr ſauberen und genauen Ausführung iſt dieſe Darſtellung als Verfälſchung der wirklichen Verhältniſſe abzulehnen, da ſie den Farbwechſel von Blau zu Rot nicht bei der 50 v. H.-Grenze, ſondern bei der 35 v. H.-Grenze vornimmt.

Beide Karten alſo geben völlig ſchiefe Bilder der wirklichen Verhältniſſe. [18

Prawa Polski do **Śląska** na podstawie narodowościowej (Das Recht Polens auf Schleſien auf nationaler Grundlage). In: Morcinek, G., Śląsk (Schleſien). Poſen. Verlag: Wydawnictwo Polskie (R. Wegner). 11 × 16 cm. Einfarbig.

Dieſe graphiſch-ſtatiſtiſch-geographiſche Kartenſkizze, die Oſtoberſchleſien, heute polniſche Wojewodſchaft Schleſien, in ſeiner Lage zwiſchen dem angrenzenden Polen und dem Regierungsbezirk Oppeln darſtellt, ſucht das Anrecht Polens auf Schleſien dadurch zu erweiſen, daß ſie in zwei Kreiſen mit ausgeſchnittenem Sektor der deutſchen Bevölkerung, den überwiegenden Anteil des Polentums darzuſtellen verſucht. Als Quellen dafür werden genannt die polniſche Volkszählung vom Jahre 1931 und die reichsdeutſche Zählung vom Jahre 1925. Denen zufolge ſoll der Prozentſatz der Polen in der Wojewodſchaft Schleſien 92 v.H., auf dem „Gebiet Oberſchleſiens“ 93 v.H., im Regierungsbezirk Oppeln, der „in ſeinem weſtlichen Teile eingedeutſcht iſt“, 43 v. H. betragen haben. Es bleibt unklar, auf welche Art und Weiſe vor allem dieſe letzte Zahl ermittelt worden iſt, da nach der Zählung von 1925 nur 11 v. H. der Bevölkerung des beim Deutſchen Reich verbliebenen Teiles von Oberſchleſien die oberſchleſiſche Miſchmundart geſprochen haben. [19

Świechowski, M.: Mapka narodowościowa i polityczna obszarów b. W. Ks. Litewskiego (The ethnographical and political card of the territories of the Great Duchy of Lithuania). Hrsg. Tymczasowy Komitet Polityczny Ziemi Kowieńskiej (Provisory Political comitee of the Kowno lands). Kowno. Kartogr. Anſt. W. Główczewski, Warſchau. 1921. 1 : 2000000. 31 × 51 cm. Mehrfarbig.

Unter Benutzung der ſtatiſtiſchen Angaben der Volkszählungen von 1897 und 1919 (Kombination der ruſſiſchen und polniſchen Erhebungen) werden in allgemeiner Flächenfärbung, ohne Rückſicht auf adminiſtrative Grenzen, auf dem Territorium des ehemaligen Großherzogtums Litauen (Livland, Kurland, Litauen, Nordoſtpolen und das anſchließende Rußland bis zur Grenze von 1772) die Mehrheitsgebiete der litauiſchen, polniſchen, weißrutheniſchen und lettiſchen Bevölkerung zur Darſtellung gebracht, wobei noch Dichtigkeitsverhältniſſe von über 20, 16—20 und 12—16 Perſonen pro Qudratkilometer durch Schraffenſtufung mitberückſichtigt werden. Es ergibt ſich daraus der Umfang des litauiſchen (außerſtaatlichen) Volksbodens: Nordteil des Suwalker Gebietes, Teile der Bezirke Troki und Swienciany, des Gebietes des ehemaligen Gouvernements Kowno, ausſchließlich eines polniſchen Keiles im Tal der Niewiaża und des Oſtteils des Bezirkes Jezioro; auch das Memelgebiet mit einem Landſtreifen ſüdlich des Memelfluſſes iſt dem litauiſchen Volksboden zugezählt (ſ. auch Nr. 14, 21, 32); des polniſchen Volksbodens: die Bezirke Wilna, Oſzmiana, Lida, Grodno, Wolkowyſk, Braslaw, der Oſtteil der Bezirke Jezioro und Illukſzta, die Bezirke Troki und Swienciany ohne die litauiſchen Gemeinden, der halbe Bezirk Kowno und Teile der Bezirke Wilkomierz, Jezioro und Minſk; des weißrutheniſchen Volksbodens: das ganze Gebiet ſüdlich des Niemen, außer den Gemeinden Grodno, Wolkowyſk, das Gebiet der ehemaligen Gouvernements Minſk, Mohilew und Witebſk ohne Polniſch-Livland. (Vgl. dazu Oſtrowſki Nr. 34, Zaborſki Nr. 21 und vor allem Mapy rozsiedlenia ludności Polskiej i Litewskiej . . . (Les cartes de l'établissement de la population polonaise et lithuanienne sur le territoire de la République Lithuanienne et dans les régions Nord-Est de la République Polonaise). Hrsg. Instytut Badań Spraw Narodowościowych [Inſtitut zur Nationalitätenforſchung]. Warſchau 1929. 1 : 750000. 2 Bl. je 60 × 46 cm. Mehrfarbig. Vgl. Teil II: Litauen, Nr. 18.)

Beachtenswert ſind die auf dieſe Nationalitätenkarte aufgeſetzten politiſchen Grenzen und Linien, wie die Linie des litauiſch-bolſchewiſtiſchen Abkommens vom 12. Juli 1920, die gleichzeitig die proviſoriſche Grenze von „Mittellitauen“ darſtellte, die polniſch-litauiſche Demarkationslinie vom Juni 1920, die polniſche Oſtgrenze auf Grund des Rigaer Vertrags, die ſog. Curzon-Linie, die Oſtgrenze Polens von 1772, die Oſtgrenze der „Zivilverwaltung der Oſtgebiete“, die gleichzeitig die polniſch-bolſchewiſtiſche Kampffrontlinie vor der Bolſchewikenoffenſive im Juli 1920 iſt, die Umgrenzung des von der polniſchen Armee und den Truppen General Żeligowſkis beſetzten Gebietes um Wilna. [20

Machlejd, J. und **Zaborski, B.:** Mapa narodowościowa polskich kresów północnowschodnich i Litwy (La Pologne de Nord-Est et la Lithuanie, Carte des Nationalités). Warſchau. Verlag: Gebethner u. Wolff. Kartogr. Anſt. R. Wierzbicki, Warſchau. 1922. 1 : 1000000. 44 × 46 cm. Mehrfarbig.

Die Karte umfaßt im Bereich der Republik Polen das Wilnaer Land, die Wojewodſchaft Nowogrodek und die nördlichen Kreiſe der Wojewodſchaft Warſchau, weiter ganz Litauen, das Memelgebiet, den öſtlichen Teil Oſtpreußens, den ſüdlichen Teil von Kurland, das lettgalliſche Gebiet und einen Weſtſtreifen Rußlands. Jn relativer Methode und Flächendarſtellung wird unter Zuhilfenahme einer außerordentlich vielfältigen Farbabſtufung das polniſch-litauiſche, das polniſch-weißrutheniſche, das polniſch-lettiſche, das litauiſch-deutſche und das litauiſch-lettiſche Nationalitätsproblem behandelt, wobei, im Gegenſatz zu der Mehrzahl ethnographiſcher Karten, bis auf die kleinſte adminiſtrative Einheit, nämlich die Gemeinde bzw. Pfarrei zurückgegangen worden iſt. An zahlenmäßigen Unterlagen bedienten ſich die Verfaſſer der Ergebniſſe der privaten polniſchen Volkszählung vom Jahre 1919, der ruſſiſchen Zählung vom Jahre 1897, der lettiſchen Zählung vom Jahre 1920 und der deutſchen Militärzählung vom Jahre 1916 u. a. Quellen. Die ſtarke Expanſion des polniſchen Volkstums wird dadurch optiſch ſehr augenfällig gemacht, daß die vier grundſätzlichen Abſtufungen lauten: „Majorité des Polonais. Aucune des autres nationalités ne depasse 25 p. c. — Majorité des Polonais, Lithuaniens (Blanc-Ruthenes . . .) au dessus de 25 p. c. — Polonais au dessus de 25 p. c. Majorité des Lithuaniens (Blanc-Ruthenes . . .). — Majorité des Lithuaniens (Blanc-Ruthenes . . .). Aucune des autres nationalités ne depasse 25 p. c.“, ſomit alſo die Ablesbarkeit einer effektiv abſoluten Mehrheit des einen oder anderen Volkstums nicht gewährleiſtet iſt.

Die kraſſen Ergebniſſe der Karte ſind kurz folgende: Das Wilnaer Gebiet iſt zum überwiegenden Teil von einer polniſchen Bevölkerung bewohnt; im nördlichen Teil von Suwalki und im weſtlichen Gebiet des ehemaligen Gouvernements Kowno ſiedeln die Litauer in geſchloſſener Maſſe und greifen auf Oſtpreußen im Memelgebiet in Mehrheit und ſüdlich der Memel bis gegen Labiau und Pillkallen in über 25prozentiger Minderheit über (vgl. dazu auch Nr. 14 und 20); von Kowno nördlich erſtreckt ſich eine bedeutſame Jnſel polniſcher Mehrheit; eine Reihe von Gebieten des heutigen litauiſchen Staates längs der polniſch-litauiſchen Grenze ſind von einer polniſchen Mehrheit bewohnt; ein beträchtliches Gebiet Oſtpreußens ſowie das ganze Memelland iſt von einer litauiſchen Mehrheit bevölkert (zu den tatſächlichen Verhältniſſen vgl. W. Horn, Der Volkswille im Memelgebiet. Jn: Petermanns Mitteilungen 1936, Heft 4, Tafel 12—18); die ethnographiſche Grenze zwiſchen Polen und Weißruthenen iſt nicht ſcharf, ſondern bedeutet einen Miſchzonengürtel. [21

Nitsch, K.: Mapa dialektów zwartego obszaru polskiego (Karte der Dialekte des geſchloſſenen polniſchen Gebietes). Hrsg. Die Polniſche Akademie der Wiſſenſchaften. Jn: T. Benni, J. Loś, K. Nitsch, J. Rozwadowski, H. Ułaszyn: Gramatyka języka polskiego (Grammatik der polniſchen Sprache). Krakau. Verlag: Die Polniſche Akademie der Wiſſenſchaften. 1923. 1 : 2000000. 32 × 40 cm. Einfarbig.

Die Mundartenkarte des geſchloſſenen polniſchen Siedlungsgebietes und ihre beiden kleinen, rein ſprachliche Probleme behandelnden Nebenkarten eines der bekannteſten polniſchen Sprachgelehrten umgrenzt das geſchloſſene polniſche Volksgebiet im Nordoſten ungefähr mit der heutigen Staatsgrenze, der er im allgemeinen bis in die Gegend von Kempen in Südpoſen folgt. Hier verläuft ſie in ſüdlicher Richtung weiter, weſtlich an Oppeln vorbei bis gegen Neuſtadt, um dann über Ratibor und Teſchen den Jablonkapaß zu erreichen. Hier biegt ſie nach Oſten ab, geht an den Nordabhang der hohen Tatra heran und ſteigt dann, einen Teil der Zips mit einſchließend, in nordöſtlicher Richtung gegen Neu Sandez an. Von da an läuft ſie bis gegen den Duklapaß auf dem Kamm des karpathiſchen Waldgebirges, folgt nach Norden abbiegend im allgemeinen dem Lauf des San bis in die Gegend von Niſko, biegt dann nach Oſten ab, folgt dem Tanew bis in die Gegend von Tomaſzów, um nun, nach Norden abbiegend, im weſentlichen dem Bug zu folgen. Bei Breſt-Litowſk verläßt ſie ihn und geht in faſt rein nördlicher Richtung über Bialyſtok und Grodno der Staatsgrenze zu. Dieſer folgt ſie bis zur Drei-Staaten-Ecke zwiſchen Polen, Litauen und dem Deutſchen Reich, wo ſie auf oſtpreußiſches Gebiet übertritt und in ſüdweſtlicher Richtung über das maſuriſche Seengebiet nach Allenſtein und Oſterode ſtreicht. Sie überſchreitet wiederum die Staatsgrenze, ſtößt nördlich von Graudenz an die Weichſel, baucht ſich nach Oſten hin zwiſchen Marienwerder und Marienburg und um Stuhm herum aus, folgt dann wieder der Weichſel bis gegen Dirſchau und von da ab im weſentlichen der Grenze des Freiſtaates Danzig, einen kleinen ſüdweſtlichen Zipfel desſelben abſchneidend. (Vgl. dazu: Romer, Frejlich, Zaleſki, Maliſzewſki, Dura, Wąſowicz u. a.) [22

Mapa **narzeczy polskich** [ułożone na podstawie Kazimierza Nitscha mapy narzeczy polskich z objaśnieniami, Kraków 1919] (Karte der polniſchen Dialekte [verfertigt auf Grund von Kaſimir Nitſchs Karte der polniſchen Mundarten mit Erklärungen, Krakau 1919]). Jn: Lehr-Spławiński, T., und Kubiński, R., Gramatyka języka polskiego, Podręcznik szkolny (Grammatik der polniſchen Sprache, Schulhandbuch). Lemberg-Krakau. Verlag: Ossoliński-Institut. o. J. 1 : 5000000. 17 × 20 cm. Mehrfarbig.

Dieſe Schulhandbuchkarte iſt im weſentlichen eine vereinfachte Darſtellung der polniſchen Mundarten auf Grund der Dialektkarte von Nitſch (ſ. Nr. 22) und unterſcheidet ſich nur inſofern von dieſer, daß hier öſtlich der polniſchen Mehrheitsgrenze das geſamte Oſtgebiet des polniſchen Staates und darüber hinaus der Bereich des polniſchen Reiches von 1772 die Mundartbezeichnung „Sprache der Polen in den Oſtgebieten“ erhält. [23

Weinfeld, I., Szturm de Sztrem, E. und Piekałkiewicz, J.: Atlas statystyczny Polski, Taf. 21: Narodowości (Statiſtiſcher Atlas von Polen, Tafel 21: Nationalitäten). Warſchau-Bromberg. Verlag: „Bibljoteka Polska“. Kartogr. Anſt. „Bibljoteka Polska“. 1924/25. o. M. 16 × 16 cm. Zweifarbig.

Dieſer ſtatiſtiſche Atlas bringt in ſeinem 2. Heft als Tafel XXI eine Karte des heutigen Polens; in flächenmäßiger Darſtellung wird der Prozentſatz (unter 20, 20—35—50—85— über 85) der Polen in den einzelnen Wojewodſchaften eingetragen, worauf in Kreis- und Sektorendarſtellung die Nationalitätenverhältniſſe in der Form eingetragen ſind, daß Polen, Juden, Deutſche, Ukrainer, Weißruthenen u. a. durch Schraffen unterſchieden werden, wobei jeweils 1 Quadratmillimeter 5000 Einwohnern entſpricht. Dieſe Überſichtskarte iſt auf Grund der Volkszählungsergebniſſe vom Jahre 1921, für das Wilnaer Gebiet unter Benutzung der Zählung vom Jahre 1919, und für Oberſchleſien auf Grund der reichsdeutſchen Volkszählungen vom Jahre 1919 und 1910 und der Wahlſtatiſtik zum ſchleſiſchen Sejm vom Jahre 1922 hergeſtellt. [24

Wąsowicz, J.: Narodowości Rzeczypospolitej Polskiej (Carte ethnographique de la Pologne, dressée d'après le recensement officiel du 30. 9. 1921). Lemberg-Warſchau. Verlag: „Książnica-Atlas“. Kartogr. Anſt. „Książnica-Atlas“. 1927. 1 : 850000. 94 × 126 cm. Mehrfarbig.

Dieſe Karte, die als Blatt XIV des bekannten polniſchen Wandatlas (Atlas ścienny Polski) von E. Romer erſchienen iſt, ſtellt die genaueſte Auswertung der polniſchen Volkszählungsergebniſſe vom Jahre 1921 dar, ſoweit es ſich um diejenigen Gebiete des heutigen polniſchen Staates handelt, die durch die damalige Zählung erfaßt worden waren. Welche ſtatiſtiſchen Unterlagen Wąſowicz für die Teile, die 1921 nicht gezählt wurden (das Wilnaer Gebiet und Oſtoberſchleſien), ſowie für die ganzen Randgebiete des polniſchen Staates (Deutſches Reich, Litauen, Lettland, Rußland, Rumänien, Tſchechoſlowakei und Ungarn) benützt hat, iſt leider nicht erſichtlich; es iſt aber anzunehmen, daß es jeweils die zeitlich am nächſten liegenden Zählungen geweſen ſind, aus denen die für das Polentum günſtigſten Angaben gewählt wurden. Dem polniſchen Volkstum werden auch hier die Maſuren und Oberſchleſier ebenſo zugezählt, wie die Kaſchuben nicht beſonders herausgehoben werden. Die Methode enthält ſich jeglicher Schematik und gibt die Verteilung der verſchiedenen Nationalitäten anſcheinend nach deren kleinſten Einheiten (Gemeinden und Siedlungen) wieder. Die dargeſtellten Nationalitäten (wieweit es ſich hierbei aber um Sprachen handelt, iſt nicht auszumachen, doch läßt die Einbeziehung des Maſuriſchen und Oberſchleſiſchen auf eine jeweils zugunſten der Polen ſprechende Vermiſchung von Nationalitäten- und Sprachenkarte ſchließen) ſind die Polen, Ukrainer, Weißruthenen, Ruſſen, Deutſchen, Juden, Tſchechen und Slowaken, Litauer, Letten, Rumänen und Ungarn. Erwähnt ſei noch, daß ſämtliche Ortsnamen der Karte in polniſcher Sprache angegeben ſind.

Von demſelben Verf. iſt auch eine „Mapa etnograficzna wojew. Poznańskiego“ (Ethnographiſche Karte der Wojewodſchaft Poſen), erſchienen in Polski Przegląd Kartograficzny (Polniſche kartographiſche Rundſchau) 1926, nach grundſätzlich gleicher Methode bearbeitet worden. [25

Maliszewski, E.: Mapa etnograficzna Polski (Ethnographiſche Karte von Polen). Warſchau. Kartogr. Anſt. W. Główczewski, Warſchau. 1927. 1 : 7200000. 16 × 20 cm. Mehrfarbig.

Dieſe ethnographiſche Karte bringt die Verteilung der Polen, Litauer, Letten, Weißruthenen, Ukrainer, Ruſſen, Slowaken, Tſchechen und Deutſchen im oſteuropäiſchen Raum, der einerſeits von der Oſtſee bis zum ſchwarzen Meer, andererſeits von Berlin bis Moskau reicht. An Staatsgrenzen iſt lediglich die des heutigen polniſchen Staates eingetragen. Außerhalb dieſes Staatsgebietes zeichnet Maliſzewſki, abgeſehen von kleineren Inſeln, ein faſt geſchloſſenes polniſches Gebiet in Maſuren und in Schleſien bis einſchließlich Oppeln, ſowie im Oſten im Raume von Wilkomierz und Kowno. Der nordöſtliche Teil des polniſchen Staates bis nach Baranowicze im Süden reichend, weiſt ein geſchloſſenes polniſches Gebiet auf, in dem nur verſtreute weißrutheniſche und litauiſche Inſeln auftreten, wohingegen das geſchloſſene polniſche Sprachgebiet vielfach die Staatsgrenze im Norden und Oſten nicht unweſentlich überſchreitet. Südlich von Baranowicze und öſtlich des Bug erſcheint das weißrutheniſche Sprachgebiet, das aber den Pripet und den Königskanal nach Süden nicht überſchreitet, und das ukrainiſche Sprachgebiet, beide ſehr ſtark mit polniſchen Inſeln durchſetzt, die im Raume von Jaroslau, Lemberg, Tarnopol die Form einer breiten Zunge geſchloſſenen polniſchen Volkstums erreichen. Ein Vergleich mit der Karte von Wąſowicz (ſ. Nr. 25) zeigt, daß dieſe Karte von Maliſzewſki im weſentlichen nur eine ſehr generaliſierende und die Verhältniſſe zugunſten des polniſchen Volkstums verallgemeinernde Darſtellung der Volkszählungsergebniſſe vom Jahre 1921 iſt. [26

Pawłowski, St.: Rozmiesżczenie ludności polskiej w województwie Pomorskiem według spisu z r. 1921 (Répartition de la population polonaise dans la voïvodie de Pomeranie d'après le recensement officiel 1921). Hrsg. Geographiſches Inſtitut der Univerſität Poſen. In: Badania geograficzne nad Polską północnozachodnią, zeszyt 2—3 (Etudes géographiques sur la Pologne du Nord-Ouest, livraison 2—3). Poſen. Verlag: „Książnica-Atlas“, Lemberg-Warſchau. Kartogr. Anſt. Geographiſches Inſtitut der Univerſität Poſen. 1927. ca. 1 : 580000. 36 × 38 cm. Zweifarbig.

Dieſe in kartographiſcher Hinſicht gut gelungene Karte der Verbreitung des polniſchen Volkstums in der Wojewodſchaft Pommerellen auf Grund der Volkszählungsergebniſſe von 1921 bedient ſich der abſoluten topographiſchen Methode von F. Ratzel um die Dichte, Größe und den Charakter der Siedlungen ſowie die völkiſchen Verhältniſſe möglichſt augenfällig zur Darſtellung zu bringen. Die Siedlungspunkte werden hinſichtlich des Bevölkerungsſtandes in Gruppen von 0—200—500—1000—5000 Einwohner unterſchieden, wobei die drei unterſten den größten Teil der Dorfgemeinden und Güter umfaſſen, die beiden oberſten die Städte und Städtchen. Der Prozentſatz der polniſchen Bevölkerung in den einzelnen Siedlungen iſt in den vier Kategorien von 0—25—50—75—100 v. H. dargeſtellt, wobei die abſolute polniſche Mehrheit durch rote volle, die polniſche Minderheit durch blaue, hohle Zeichen zum Ausdruck kommt. Im Karteninhalt ſtützt ſich der Verfaſſer auf die Angaben des die Ergebniſſe der Volkszählung vom Jahre 1921 veröffentlichenden Gemeindelexikons der Republik Polen, wobei er allerdings die Frage offen läßt, „wieweit die im Gemeindelexikon dargeſtellten Verhältniſſe der Wirklichkeit entſprechen“ (S. 90). Das Siedlungsgebiet der Kaſchuben iſt nicht beſonders gekennzeichnet, ſondern mit dem übrigen dargeſtellten Gebiet gleichbehandelt. [27

Zaborski, Bogdan: Mapa wyznaniowa części południowej województwa Lwowskiego na podstawie danych spisu ludnosci z d. 30. IX. 1921 r. według gmin. (Carte des confessions de la partie méridionale de la voïvodie de Lwów [Lemberg] élaborée sur la base des données du recensement de la population du 30. IX. 1921 suivant les communes.) In: Zaborski, Bogdan, Uwagi metodyczne o mapach wyznaniowych z mapą części województwa Lwowskiego (Carte des confessions d'une partie du departement de Léopol avec les remarques générales sur ce type des cartes), Przegląd geograficzny (Geographiſche Rundſchau) VIII, Warſchau. Kartogr. Anſt. B. Wierzbicki. 1927/28. 1 : 300000. 35 × 65 cm. Farbig.

Dieſe Konfeſſionskarte von Zaborſki verdient gerade wegen des entſcheidenden Zuſammenhanges zwiſchen Konfeſſion und Nationalität in dem auf ihr dargeſtellten Raum des ſüdlichen Teiles der Lemberger Wojewodſchaft zwiſchen Krosno, Sanok, Przemyſl, Sambor, Lemberg und Stryj Beachtung. Sie iſt ein methodiſch ſehr intereſſanter Verſuch der Kombination von Bevölkerungsdichte und den verſchiedenartigen konfeſſionellen Gruppen der Römiſch-Katholiſchen, Griechiſch-Katholiſchen, Evangeliſchen und Juden. Die Bevölkerungsdichtendarſtellung ſtuft ſich gemeindeweiſe von über 175—150—125—100—75—50—25—0 Einwohner je qkm, wobei die Siedlungsintenſität durch Auflockerung der Vollflächen durch immer größer werdende weiße Punkte bzw. Kreiſe zur Darſtellung gelangt. Die Prozentſtufen der Konfeſſionen laufen für alle Gruppen von 0—10—25—40—50—60—75—90—100 v. H. und ſind untereinander durch Farbenintenſität bzw. durch Farbmiſchung unterſchieden. Als Quelle der Darſtellung iſt die polniſche Volkszählung vom 30. IX. 1921 genannt. Die Abſicht Zaborſkis beſteht darin, auf dieſe Art und Weiſe vor allem reine Gebiete von Miſchgebieten zu unterſcheiden und ſo ein möglichſt klares Bild der Vielgeſtaltigkeit der religiöſen Verhältniſſe von Oſtgalizien aufzuzeigen, wobei der nationalpolitiſche Zweck einer Darſtellung des zwar verſtreut, aber dicht ſiedelnden römiſch-katholiſchen, alſo vorwiegend polniſchen Volksteiles gegenüber den dünn beſiedelten großräumigen Gebieten der anderen Konfeſſionen, vor allem der griechiſch-katholiſchen Ukrainer (Ruthenen) unſchwer zu erkennen iſt. Der Begleittext zur Karte bringt neben einer kritiſchen Auseinanderſetzung mit den Methoden der Punkt- und Flächendarſtellung die notwendigen Erläuterungen zur Methodik der hier vorgelegten Karte.

Denſelben Zwecken dient auch die „Karte der römiſch-katholiſchen Bevölkerung im polniſch-rutheniſchen Teil Galiziens“ (Ludność rzymsko-katolicka w polsko-ruskiej częsci Galicyj) von St. Pawłowski (Prace geograficzne Romera = Romers geographiſche Studien III, Lemberg

1919), die Bevölkerungsdichte und Konfeſſionsanteile in Punktmethode zur Darſtellung bringt. Auch hier iſt die den Romerſchen geographiſchen Studien (vgl. auch Nr. 16, Abſ. 1, Nr. 18) eigene Tendenz einer Farbänderung bei 35 ſtatt bei 50 v. H. angewendet und führt zu einer unrichtigen und die Wirklichkeit entſtellenden Darſtellung. [28

Stoliński, Z.: Die Deutſchen in Polen (Hundertſatz der Deutſchen von der Geſamtzahl der Bevölkerung in den einzelnen Stadt- und Landkreiſen). Hrsg. Inſtitut zur Erforſchung der Minderheitsfragen. In: Stoliński, Zymunt, Die deutſche Minderheit in Polen. Warſchau. Verlag: Inſtitut zur Erforſchung der Minderheitsfragen. 1928. 22 × 22 cm. Einfarbig.

Dieſe Karte ſtellt die Verbreitung des Deutſchtums im heutigen polniſchen Staat in Hundertſatzſtufen von 1—3—5—10—15—20—25—30—35—47—65,4 v. H. für die einzelnen Land- und Stadtkreiſe dar. Die ſtatiſtiſche Quelle lieferte die polniſche Volkszählung vom Jahre 1921 hinſichtlich ihrer Angaben über das nationale Bekenntnis. Die höchſten Anteile an der Geſamtbevölkerung erreichen die Deutſchen in den Kreiſen der Landbrücke von Pommern nach Oſtpreußen, in einzelnen Grenzkreiſen des Poſniſchen und im Raume von Oberſchleſien. Insgeſamt gibt es acht Kreiſe, in denen mindeſtens jeder fünfte Bewohner ein Deutſcher iſt. Von insgeſamt 277 Kreiſen weiſt faſt die Hälfte, nämlich 123 Kreiſe, einen deutſchen Bevölkerungsanteil auf, der ſich vorwiegend zwiſchen 5 und 20 v. H. bewegt.

Dieſelbe Karte iſt in der Arbeit Stolinſkis: ,,Liczba i Rosmieszczenie Niemców w Polsce“. (Zahl und Verbreitung der Deutſchen in Polen), im Jahr 1927 in Warſchau erſchienen und war in demſelben Jahr auch in franzöſiſcher Sprache veröffentlicht worden.) [29

Fischer, Adam: Polskie grupy etniczne na Pomorzu (Die ethniſchen polniſchen Gruppen in Pommerellen). Hrsg. Das Baltiſche Inſtitut. In: Fischer, Adam, Zarys etnograficzny/Polskie Pomorze [Tom I: ziemie i ludzie], praca zbiorowa pod red. Józefa Borowika (Ethnographiſcher Abriß/Polniſch-Pommerellen [Bd. I: Land und Leute], Sammelwerk unter Red. von Joſef Borowik). Thorn. Verlag: Gebethner u. Wolff. 1929. 14 × 16 cm. Einfarbig.

Fiſcher unterſcheidet auf ſeiner Karte vier ethniſche Hauptgruppen: die pommerelliſche, zu der auch die Kaſchuben gehören, die großpolniſche, die kujaviſche und die maſuriſche. Die großpolniſche Gruppe reicht bis in die Höhe von Konitz und wird öſtlich durch den Lauf der Schwarzwaſſer begrenzt, die kujaviſche Gruppe erreicht mit ihrem nördlichſten Ausläufer die Gegend von Dirſchau, wogegen die Stämme zwiſchen Graudenz, Thorn, Culm und Löbau bereits den Übergang zur maſuriſchen Gruppe darſtellen. Der ganze davon nördlich liegende Teil wird von dem pommerelliſchen, im weſentlichen kaſchubiſchen Stamm erfüllt. Ein Vergleich mit der Mundartenkarte von Rudnicki und Nitſch erhellt auch hier die Sonderſtellung des Kaſchubiſchen und ſein Verbreitungsgebiet ganz deutlich. [30

Wąsowicz, Josef: Rozproszenie osadnictwa niemieckiego na Pomorzu (Die Streulage der deutſchen Siedlung in Pommerellen). Hrsg. Das Baltiſche Inſtitut. In: Wąsowicz, Josef, Przegląd stosunków narodowościowych/Polskie Pomorze [Tom I: ziemia i ludzie], praca zbiorowa pod red. Józefa Borowika (Überſicht über die Nationalitätenverhältniſſe/Polniſch-Pommerellen [Bd. I: Land und Leute], Sammelwerk unter Red. von Joſef Borowik). Thorn. Verlag: Gebethner u. Wolff. 1929. 1 : 3000000. 7 × 8 cm. Einfarbig.

Dieſes kleine Kärtchen der Wojewodſchaft Pommerellen ſtellt auf Grund des Ziffernmaterials über Konfeſſion und Nationalität der Einwohner der Culmer Diözeſe, die das Gebiet von Pommerellen umfaßt, die Streulage der deutſchen Siedlungen in Pommerellen dar, wobei ſie das Gebiet der Pfarrgemeinden mit deutſcher Mehrheit mit 50—75 v. H. und 75—100 v. H. Polen in relativer Flächendarſtellungsmethode bringt. Vergleicht man dieſes Kärtchen mit den Darſtellungen von Zaborſki, Pawlowſki, Wrzoſek u. a., ſo wird auch hier wieder die deutſche Landbrücke mit den hauptſächlichſten Stützpunkten im Zempelburger und Konitzer Kreis einerſeits und der Weichſelniederung andererſeits zwiſchen Pommern und Oſtpreußen deutlich ſichtbar. [31

Gorzuchowski, St.: Mapka Litwy, oraz Województw półn.-wschodn. Rzeczpospolitej (4 Kärtchen von Litauen und den nordöſtlichen Wojewodſchaften der Republik). Hrsg. Bibljoteka ,,Spraw narodowościowych“ (No. 7) (Bibliothek „Die Minderheitenfragen“ [Nr. 7]). In: Gorzuchowski, St. Ludność litewska na kresach Państwa Polskiego (Die litauiſche Bevölkerung in den Grenzgebieten des polniſchen Staates). Warſchau. Verlag: Inſtitut zur Erforſchung der Minderheitsfragen. 1929. 1:2500000. 22 × 24 cm. Einfarbig.

Auf vier Karten von Litauen und dem angrenzenden Nordoſtpolen wird die komplizierte ethnographiſche Frage der Volkstumsgrenze zwiſchen Litauern und Polen behandelt und die verſchiedenen

Auffaſſungen und Darſtellungen durch litauiſche (Gaigalat, Werbelis, Klimas, Gabrys), polniſche (Machlejd-Zaborſki, Swiechowſki, Maliſzewſki, Römer, Rozwadowſki, Wielhorſki) und deutſche Forſcher (Langhans, Tetzner) einander gegenübergeſtellt. [32

Rzeczypospolita **Polska,** Atlas statystyczny, Tab. VI (Die Republik Polen, ſtatiſtiſcher Atlas, Tafel VI). Hrſg.: Głowny Urząd Statystyzny Rzeczypospolitej Polskiej (Office central de statistique de la République Polonaise. Warſchau. Verlag: Das ſtatiſtiſche Hauptamt. Kartogr. Anſt. Główczewski, Warſchau. 1930. 1:2000000. 36 × 40 cm. Mehrfarbig.

Tafel VI des ſtatiſtiſchen Atlas der Republik Polen bringt die Verteilung der Nationalitäten auf dem Gebiet des heutigen polniſchen Staates in direkter Methode durch Punktdarſtellung, wobei ein Punkt 5000 Einwohner repräſentiert. Unterſchieden werden durch Farben die Polen, Ukrainer, Weißruthenen, Ruſſen, Juden, Tſchechen, Deutſchen, Litauer und die ſog. „Hieſigen“. Die Bevölkerung von Städten mit über 50000 Einwohnern werden durch Quadratkomplexe zur Darſtellung gebracht, wobei ein kleines Quadrat 10000 Bewohnern entſpricht. Die Anordnung der Punkte iſt ſo gewählt, daß gleichzeitig ein gewiſſes Bild der Siedlungsdichte des Landes entſteht. Die Quelle für die Karte iſt dieſelbe wie für ſämtliche Karten des Atlas, nämlich die Volkszählung vom Jahre 1921. [33

Ostrowski, Janusz: Mapa rozsiedlenia ludności polskiej w województwach Wileńskiem, Nowogródzkiem i wschodniej części Białostockiego. 1. Karte der Verbreitung der polniſchen Bevölkerung in den Wojewodſchaften Wilna, Nowogródek und Bialyſtok (öſtlicher Teil). 2. Karte der Verbreitung der weißrutheniſchen Bevölkerung in den Wojewodſchaften Wilna, Nowogrodek und Bialyſtok. 3. Karte der Verbreitung der litauiſchen Bevölkerung in der Republik Polen. Hrſg. Wojewódzki Komitet Regionalny (Wojewodſchaftsausſchuß für Landeskunde). In: Wilno i ziemia Wileńska [12 map, ilustrujących stosunki wyznaniowe, narodowościowe, szkolne itp. Województwa Wileńskiego] (Wilna und das Wilnaer Land [12 Karten über konfeſſionelle, nationale, ſchuliſche uſw. Verhältniſſe der Wojewodſchaft Wilna]). Wilna. Verlag: Wojewodſchaftsausſchuß für Landeskunde. Kartogr. Anſt. N. Mag u. S. 1931. 1:1000000. 34 × 43 cm. Zweifarbig.

Die drei hier genannten Karten gehören zu einer Kartenreihe, die als II. Band der großen Monographie „Wilno i ziemia Wileńska“ (Wilna und das Wilnaer Land) die im erſten Band (erſchienen 1930) veröffentlichten Artikel „anſchauungsmäßig illuſtrieren ſollen“. Die Angaben ſind für alle drei Karten gleichmäßig den Ergebniſſen der polniſchen Zählungen aus den Jahren 1919 und 1921 entnommen und in relativer Methode gemeindeweiſe in Prozentſtufen von 1—5—10—15—20—25—30—35—40—45—50—55—60—65—70—75—80—85—90—95—100 zur Darſtellung gebracht.

Bezeichnend für die Art der Karten einerſeits und für die Haltung ihres Verfaſſers andererſeits ſind die Ausführungen im Geleitwort zu den Karten: „Es könnte jemand ſagen, daß die ganzen Erwägungen über die Nationalitätenfragen unſeres Gebietes aus dem Suchen nach etwas Ungewöhnlichem in dem, was völlig normal iſt, beſtünden; denn, wenn die Bevölkerung weißrutheniſch ſpricht, ſo muß man ſie jedenfalls objektiv als weißrutheniſch bezeichnen ohne Rückſicht auf ihr Bewußtſein oder ihre Selbſtausſage. Aber wenn Gefühl und Selbſtbeſtimmung über die Nationalität nichts Beſtimmendes auszuſagen vermögen, dann müßte man diejenigen Maſuren, die in der Volksabſtimmung gegen Polen geſtimmt haben oder diejenigen hakatiſtiſch vorbereiteten Schleſier bei Breslau und Oppeln als Polen bezeichnen.“ [34

Szymańska, Bronislawa: La grande propriété foncière en Ponzanie et en Poméranie au point de vue national (Extrait des „Comptes rendus du IIIe Congrès des Géographes et Ethnographes slaves en Yougoslavie 1930“). Enthält an Karten: 1. Vojvodie de Posnanie, la grande propriété polonaise en 1923; 2. Vojvodie de Posnanie, la grande propriété polonaise en 1911; 3. Vojvodie de Poméranie, la grande propriété polonaise en 1928; 4. Vojvodie de Poméranie, la grande propriété polonaise en 1911; 5. Vojvodie de Posnanie, la grande propriété allemande en 1923; 6. Vojvodie de Posnanie, la grande propriété allemande en 1911; 7. Vojvodie de Poméranie, la grande propriété allemande en 1928; 8. Vojvodie de Poméranie, la grande propriété allemande en 1911. Belgrad. Verlag: „Dawidović“. Geogr. Inſtitut der Univerſität Poſen. 1932. ca. 1:2000000. 12 × 16 bzw. 12 × 13 cm. Einfarbig.

Die acht Karten über den polniſchen bzw. deutſchen Großgrundbeſitz in Poſen und Pommerellen in den Jahren 1911 und 1923 bzw. 1928 verſuchen zu zeigen die „grandes différences au profit de la propriété polonaise“ (vgl. dazu Wrzosek, Nr. 40). Das Jahr 1911 wurde von der Verfaſſerin deshalb als Vergleichsbaſis gewählt, weil es das „date du commencement d'une forte réaction de la part des Polonais tant du côté des grandes propriétaires que de celui des petits“ iſt.

Als Darſtellungsart wurde die relative Methode in Prozentſtufen von 0—15—30—45—60—75—100 v. H. gewählt. Trotz des Mangels der ſo wichtigen Mehrheitsgrenze (50 v. H.) iſt auf der Karte der Wojewodſchaft Pommerellen vom Jahre 1928 die deutſche Landbrücke von Pommern nach Oſtpreußen in dem höheren Prozentſatz deutſchen Großgrundbeſitzes in den Bezirken Zempelburg, Culm, Graudenz und Mewe noch deutlich zu erkennen. [35

Czarnowski, Olgierd: 1. Pourcentage de la population polonaise proprement dite (2000000) avec la population d'origine lithuano-ruthène complétement polonisée (700000) gu' Auguste Viquesnel évalue ensemble au nombre 2700000 dans les provinces Lithuano-ruthènes de l'ancienne Pologne pour l'année 1850. 2. Pourcentage des Polonais qui furent forcés pendant la domination russe d'embrasser la religion orthodoxe-russe dans les provinces lithuano-ruthènes de l'ancienne Pologne. 3. Pourcentage de la population de nationalité polonaise professant la religion catholique romaine pour l'année 1909 dans les provinces lithuano-ruthènes de l'ancienne Pologne. In: Czarnowski, Olgierd, Conditions Ethnographiques des anciennes provinces orientales de la Pologne. Paris. Verlag: Librairie franco-polonaise. 1932. 25 × 32 cm. Einfarbig.

Auf drei Karten der 10 ruſſiſchen Gouvernements Kowno, Witebſk, Wilna, Grodno, Minſk, Mohilew, Wolhynien und Podolien, die das Oſtgebiet des polniſchen Reiches von 1772 bilden, verſucht der Verfaſſer in Polemik gegen die Beſtimmungen des Friedens von Riga 1921 in relativer Darſtellungsmethode den Nachweis zu unterſtützen, daß Polen auch einen volkstumsmäßig begründeten Anſpruch auf dieſe Gebiete habe. Die ethnographiſchen Karten von Maliſzewſki und Romer (ſ. Nr. 16) entſprechen nach Auffaſſung und Darſtellung des Verfaſſers nicht der Wahrheit, da ſie, beeinflußt durch die in Polen noch immer herrſchende Theſe „nicht katholiſch = nicht polniſch“, 7 Millionen Menſchen „d'origine polonaise“, darunter der größte Teil der Intelligenz dieſer Gebiete, verſchweigen. Für Czarnowſki ſteht feſt — und das ſollen die Karten mit beweiſen — daß „le principe d'Etats nationaux n'aurait pas été violé par la reconstitution d'une Grande Pologne, dont l'étendue du côté de l'Est aurait répondu à ses frontières historiques ainsi qu'à la puissance de civilisation occidentale représentée par la classe des intellectuels polonais dans ces provinces“ (S. 149 f.). [36

Die Bevölkerung **Pommerellens** nach der Mutterſprache. Hrsg. Das Baltiſche Inſtitut. In: Zehn Theſen über Pommerellen. Thorn. Verlag: Baltiſches Inſtitut. 1933. 8,5 × 10 cm. Einfarbig.

Dem bekannten polniſchen Propagandaheft des baltiſchen Inſtituts, das in alle Weltſprachen überſetzt worden war, iſt eine Kartenſkizze beigegeben, die die Bevölkerung Pommerellens nach der Mutterſprache gliedert und ſie auf Grund der Zählung vom 9. Dezember 1931 nach Angaben des Statiſtiſchen Amtes zur Darſtellung bringt. Da die gewählten Symbole auf 10000 Perſonen abgerundet ſind, muß ein völlig ſchiefes Bild über die Verteilung der verſchiedenſprachigen Bevölkerung notwendigerweiſe entſtehen.

Dieſelbe Karte begegnet uns auch unter dem Titel „La population actuelle de la Poméranie“ bei A. Osborne „La propriété foncière et la population en Poméranie“ (Societé française de librairie Gebethner et Wolff, Paris o. J.). [37

Taszycki, Witold: Mapa narzecza śląskiego (Karte der ſchleſiſchen Mundart). In: Taszycki, Witold, Język polski na Śląsku w wiekach średnich (Die polniſche Sprache in Schleſien im Mittelalter). Historja Śląska (Geſchichte Schleſiens) I. hrsg. v. Kutrzeba, St. Krakau. Verlag: Polniſche Akademie der Wiſſenſchaften. 1933. ca. 1 : 2900000. 11 × 11 cm. Einfarbig.

Die Karte iſt lediglich eine Darſtellung desjenigen Teiles des polniſchen Sprachgebietes, der ſich durch ſeine mundartlichen Eigentümlichkeiten heraushebt und ſich gegenüber dem großpolniſchen bzw. kleinpolniſchen Dialekt des Polniſchen einerſeits und gegenüber der deutſchen und tſchechiſchen bzw. ſlowakiſchen Sprache andererſeits als „ſchleſiſche“ Mundart des Polniſchen abgrenzen läßt. Taszyckis Darſtellung iſt keine Karte der Verbreitung polniſcher Sprache oder polniſcher Bevölkerung, läßt aber das Mundartgebiet durch eine die wirklichen Siedlungsverhältniſſe nicht berückſichtigende Schraffendarſtellung als in ſich geſchloſſen erſcheinen. Die Weſtgrenze dieſes Gebietes läuft von der heutigen Staatsgrenze aus in nordſüdlicher Richtung, an Namslau und Brieg vorbei bis gegen

Neuſtadt (Kreis Neiße), biegt dann nach Südoſten ab und führt zwiſchen Leobſchütz und Ratibor durch an die Oder und Staatsgrenze. (Vgl. dazu Nr. 17, „Die Bevölkerung in Oberſchleſien".) [38

Zaborski, Bogdan: Antropogeograficzny Atlas Polski, zeszyt 2 A, arkusz I: Bydgoszcz-Gdynia (Atlas de géographie humaine de la Pologne, fasc. 2 A, feuille I: Bydgoszcz-Gdynia [Bromberg-Gdingen]). Karte 1: Wysokość podatku gruntowego (Montant de l'impôt foncier); Karte 2: Gęstość zaludnienia (Densité de la population); Karte 3: Narodowość mieszkańców (Nationalité des habitants). Warſchau. Verlag: Libraria Nowa. Kartogr. Anſt. W. Cukrzyński u. S., Warſchau. 1934. 1 : 300000. 67 × 90 cm. Mehrfarbig.

In der adminiſtrativen Grundkarte, die Zaborſki ſeinen drei Darſtellungen unterlegt, hat er eine Karte von Pommerellen geſchaffen, die in der Genauigkeit und Vielfältigkeit ihrer Eintragungen allen Anſprüchen, die an eine adminiſtrative Karte geſtellt werden können, durchaus gerecht wird. Sie zeigt neben Staats-, Wojewodſchafts- und Bezirksgrenzen auch die Grenzen der Gemeinden und Gemeindeteile, der Gutsbezirke und Städte, Waldgebiete, Seen, Bodengeſtalt, Anſiedlungen in Einzelhäuſern und dörflichen bzw. ſtädtiſchen Häufungen, Eiſenbahnlinien u. a. Beſonders wertvoll wird dieſe Darſtellung dadurch, daß jede Gemeinde durch eine beſtimmte Ziffernſignatur gekennzeichnet iſt, die ein ſchnelles und müheloſes Auffinden der 3165 dargeſtellten adminiſtrativen Einheiten in dem der Arbeit beigegebenen Gemeindeverzeichnis ermöglicht,

In der erſten Karte wird dann auf dieſer Grundlage die Grundſteuerhöhe auf Grund der amtlichen deutſchen Angaben vom Jahre 1910 in Stufen von unter 2—4—6—8—10—12—14—16— über 20 Mark je Hektar zum Zwecke der Ermittlung der Bodenwertigkeit bzw. Bodengüte eingetragen.

Wie ſich die Bevölkerungsdichte Pommerellens auf Grund der Angaben der 2. allgemeinen polniſchen Volkszählung vom 9. Dezember 1931 im einzelnen darſtellt, vermittelt die zweite Karte in einer Skalenfolge von 0—25—50—75—100—125—150— über 150 Einwohner je qkm.

In der Nationalitätenkarte ſchließlich entſcheidet ſich Zaborſki ebenfalls für die relative Methode, da durch dieſe die Beziehung von der Bevölkerung zu der ihr zugehörenden Bodenfläche am beſten zum Ausdruck gebracht wird. Fußend auf den Ergebniſſen der polniſchen Volkszählung von 1931 — die übrigens eine gemeindeweiſe Veröffentlichung nicht erfahren haben, wie dies für 1921 noch der Fall geweſen iſt — bringt Zaborſki den prozentuellen Anteil der Polniſch als Mutterſprache angebenden Bevölkerung in einer Skalenfolge von 0—12,5—25—37,5—50—62,5—75—87,5—100 v. H. für jede Dorfgemeinde bzw. jedes Gut geſondert zur Darſtellung.

Es muß aber bemerkt werden, daß es ſich aber keineswegs um eine „Nationalitäten"karte, ſondern vielmehr um eine „Sprachen"karte handelt — genauer ausgedrückt, um eine Karte der Verbreitung der polniſchen Sprache —, da ja die Zählung von 1931 ausdrücklich nach der Mutterſprache gefragt hatte. Dabei wird auch hier das Kaſchubiſche einfach der polniſchen Sprache zugezählt.

Außerdem verwendet Zaborſki in ſeiner Karte eine Farbenfolge von vier Grün- und vier Violettſtufen, die allerdings als ſolche eine optiſch gleich ſtarke Wirkung beſitzen, in ihrer graduellen Abſtufung untereinander aber keineswegs befriedigen. Ganz weſentliche Prozentſtufen wie zwiſchen 75, 87,5 und 100, bzw. 0, 12,5 und 25 v. H. ſind kaum zu unterſcheiden, was im Ergebnis eine viſuelle Unterdrückung eines 25prozentigen Anteils der einen oder anderen Sprache bedeutet.

Soll die Beziehung von Nationalität, richtiger Sprache und Bevölkerungsdichte, entſprechend zur Darſtellung kommen, ſo iſt unter allen Umſtänden unerläßlich, alle die Gebiete auszuſcheiden, die entweder völlig unbewohnt oder nur ganz ſchwach beſiedelt ſind wie Seen, Sümpfe, Sandflächen, Wälder uſw. (vgl. dazu Geislers Kritik der Spettſchen Karte [ſ. u. Nr. 8]). Obwohl Zaborſki, wie auch aus dem Begleittext zu den Karten klar hervorgeht, dieſer Anſchauung offenbar zuſtimmt, überdeckt er alle unbewohnten, bzw. ſiedlungsarmen Flächen gleichmäßig mit den Prozentfarbſtufen der polniſch ſprechenden Bevölkerung und gibt dadurch ein Verteilungsbild der Sprachen in Pommerellen, das den wirklichen Gegebenheiten ſcheinbar objektiv entſprechen ſoll, die Unterſchiede der völkiſchen Bedeutſamkeit dichtbeſiedelter gegenüber unbeſiedelten Räumen jedoch verwiſcht und ſo zu einer Tendenzdarſtellung zum Nachweis eines „faſt rein polniſchen Gebietes" wird.

(Vgl. dazu auch die kritiſche Beſprechung von F. A. Doubek „Die Nationalitätenverhältniſſe in Pommerellen nach der Zählung des Jahres 1931" in der „Jomsburg" Jg. I, Heft 2, 1937, S. 223—229.)

B. Zaborſki hat in der Sammelpublikation über die Sitzungsprotokolle und wiſſenſchaftlichen Referate der II. wiſſenſchaftlichen Tagung der Pommerellenkenner vom 3. Mai 1931 in Thorn, die unter dem Titel „Problem narodowościowy na Pomorzu“ (Das Nationalitätenproblem in Pommerellen) vom Baltiſchen Inſtitut, Thorn 1931 erſchienen iſt, eine den polniſchen Standpunkt vertretende methodiſch-kritiſche Betrachtung und Zuſammenſtellung der Nationalitätenkarten von Pommerellen nebſt Bemerkungen über ihre methodiſche Anlage (Przegląd szczegółowych map narodowościowych Pomorza oraz uwagi dotyczące metod ich sporządzania) für die Zeit von 1860—1930 veröffentlicht.

Abgeſehen von den verſchiedenen deutſchen Veröffentlichungen und den bereits hier herausgehobenen polniſchen Karten ſei auf die techniſch mißglückte Karte von W. Kutzner und K. Glabisz: Księstwo Poznańskie. Mapka rozmieszczenia Polaków, wg. urzęd. statyst. 1910 (Das Großherzogtum Poſen. Karte der Verbreitung der Polen auf Grund der amtlichen Statiſtik von 1910), 1 : 1000000 in der Arbeit von K. Glabiſz: „Gdzie nasze Kresy Zachodnie“? (Wo ſind unſere Weſtgebiete?), Poſen 1920, hingewieſen, die die Nationalitätenverhältniſſe gemeindeweiſe in der Art unterſcheidet, daß Gebiete mit polniſcher bzw. deutſcher Mehrheit über 75 v. H. und Miſchgebiete, in denen die Polen zwiſchen 25 und 50 v. H. der Geſamtbevölkerung ausmachen, differenziert werden.

Als methodiſch intereſſant iſt die Karte von J. Pastwa, Gęstość zaludnienia a stosunki narodowościowe na Pomorzu (Bevölkerungsdichte und Nationalitätenverhältniſſe in Pommerellen) im Pamiętnik II. Zj. Słow. Geogr. i Etnogr. w Polsce. 1927. Sekcja V. T. II., str. 35 (Gedenkbuch des II. Kongreſſes der ſlawiſchen Geographen und Ethnographen in Polen. 1927. Abt. V., Bd. II, S. 35) zu erwähnen, die Bevölkerungsdichte und Nationalität in punktmethodiſch-ſchematiſcher Aufgliederung des Gebietes zur Darſtellung bringt. In der oben genannten Sammelpublikation des Baltiſchen Inſtituts hat J. Paſtwa in ſeinem Referat „Średnia gęstość zaludnienia i narodowości na wsi województwa Pomorskiego w roku 1921“ (Mittlere Dichte und Nationalität der Landbevölkerung der Wojewodſchaft Pommerellen im Jahre 1921) die Prinzipien ſeiner Darſtellungsmethode ausführlich erörtert.

Schließlich iſt noch die Karte von J. Smoleński: Nadwyzki i niedobory ludności polskiej (Der polniſche Bevölkerungsüberſchuß und -unterſchuß) in den Prace Inst. Geograf. Uniw. Jagiell. (Arbeiten des geographiſchen Inſtituts der Jagielloniſchen Univerſität), Krakau 1927, zu nennen, auf der der Verf. für jeden Bezirk die polniſche ſowie auch nichtpolniſche Bevölkerungszahl auf Quadratkilometereinheit zur Darſtellung bringt und auf ſolche Art eine Kombination von Volksdichte und Volkstumszugehörigkeit auf einer Karte zu ſchaffen ſucht. [39

Wrzosek, Anton: Polska i niemiecka własność ziemska na Pomorzu i w okręgu Nadnoteckim w procentach ogólnej powierzchni gmin (Polniſcher und deutſcher Grundbeſitz in Pommerellen und im Netzediſtrikt im Hundertſatz der allgemeinen Gemeindefläche). Hrsg. Das Baltiſche Inſtitut. In: Wrzosek, Anton, Własność ziemska na Pomorzu według narodowości (Der Grundbeſitz in Pommerellen nach Nationalitäten). Thorn. Verlag: Mianowski-Kasse, Warſchau. Kartogr. Anſt. Cukrzyński u. S. 1935. 1:1000000. 20 × 27 cm. Mehrfarbig.

Eine ſynthetiſche Karte, die, auf den Konturen des „Anthropogeographiſchen Atlas Polens“ von Bogdan Zaborſki (ſ. Nr. 39) fußend, den polniſchen Bodenbeſitz der einzelnen Gemeinden in den Bezirken Pommerellens und des Netzediſtriktes auf Grund der Ergebniſſe der 2. allgemeinen polniſchen Volkszählung vom Jahre 1931 in Prozentſtufen von 0—25—50—75—100, mit Farbwechſel von grün zu rot bei der 50 v. H.-Grenze, zur Darſtellung bringt, wobei die Waldgebiete in ehrlicher Erkenntnis, daß ſie „tote Felder innerhalb der landwirtſchaftlichen Gebiete, auf denen ſich die hauptſächlichſten individuellen, ſozialen und völkiſchen Lebensvorgänge abſpielen, darſtellen“ (S. 7), ausgeſondert worden ſind. Die Karte ſoll die Hauptthese der Arbeit des Verfaſſers unterſtreichen, daß „der Hundertſatz deutſchen Bodenbeſitzes in Pommerellen und im nördlichen Teil von Poſen nahezu zweimal ſo groß iſt wie der Hundertſatz der deutſchen Bevölkerung“ (S. 19). Ein Vergleich mit der „Nationalitäten“karte von Zaborſki (ſ. Nr. 39) ergibt ganz deutliche Übereinſtimmungen mit den Verbreitungsgebieten der deutſchen Bevölkerung, da, wie Wrzoſek S. 14 ſelbſt ſagt, „nur ſelten ſich Fälle ergeben, wo ein Dorf mit hohem Hundertſatz deutſchen Bodenbeſitzes einen kleinen Prozentanteil deutſcher Bevölkerung aufweiſt“. [40

Teil II: Litauen

Bearbeitet von W. Eſſen und F. A. Doubek

Werbelis, K.: Die gegenwärtigen Grenzen der litauiſchen Sprache. In: K. Werbelis, Ruſſiſch-Litauen. Stuttgart. Verlag: J. Schrader. 1916. o. M. 24 × 25 cm. Farbig.

Dieſe Karte behandelt lediglich in einfacher Strichſkizzierung die ſüdweſtliche Sprachgrenze des Litauiſchen gegen das Weißruſſiſche und Polniſche. Die Unſicherheit dieſer Grenze wird verdeutlicht an den Anſichten über ſie von dem polniſchen Sprachwiſſenſchaftler J. Rozwadowſki, dem Forſcher der Weißruſſen E. Karſki, dem Litauer P. Matulionis und der litauiſchen Zeitſchrift „Lietuvos Ukininkas“ („Litauiſcher Landwirt“). Vgl. dazu die Arbeit von St. Gorzuchowſki, Ludnośc litewska na kresach Państwa Polskiego (Die litauiſche Bevölkerung in den Grenzgebieten des polniſchen Staates), Warſchau 1929 (ſ. auch Teil I: Polen, Nr. 32). [1

Aschmies, M.: Karte des litauiſchen und lettiſchen Sprachgebietes. In: M. Aſchmies, Land und Leute in Litauen. Breslau. Verlag: Priebatſch. o. J. (1916). o. M. 9 × 12 cm. Einfarbig.

Dieſe Schwarzweißkarte gibt in einfacher Schraffendarſtellung die Verbreitung des litauiſchen, bzw. lettiſchen Sprachgebietes im Bereiche der ehemaligen weſtruſſiſchen Gouvernements Kurland, Kowno, Suwalki und Wilna an, wobei der jeweilige Bevölkerungsanteil durch engere oder lockerere Strichführung zum Ausdruck gebracht wird. Das litauiſche Sprachgebiet ſoll nach dieſer Karte im Norden bis an die alte Gouvernementsgrenze zwiſchen Kowno und Kurland reichen, im Weſten bis an die Oſtſee im Raume von Polangen bis Labiau, im Südweſten bis zu einer Linie Labiau—Gumbinnen—Suwalki—Grodno, im Süden bis Lida und im Oſten bis Wilna, Poſtawy und Druja. Während für das Memelgebiet eine dichtere Beſiedlung litauiſch ſprechender Bevölkerung behauptet wird, iſt dieſe im ſüdlich der Memel gelegenen Teil Oſtpreußens als dünner bezeichnet. Dasſelbe gilt im Oſten für das Wilnaer Gebiet und für den öſtlichen Teil des Kownoer Gouvernements im Dreieck zwiſchen Dünaburg, Twerecz und Druja.

Im großen geſehen beſtehen ſtarke Ähnlichkeiten mit der Karte von Gaigalat (vgl. Nr. 4). [2

Viscont, A. — Vîdûnas, W.-St. (alias Storost): Carte Ethnographique du Peuple Lituanien (hrsg. von A. Viscont). In: Vîdûnas, St.: La Lituanie dans le Passé et dans le Présent. (Überſetzung und Anm. von Antoine Viscont.) Genf. Verlag: Atar. o. J. (1916). 1 : 1500000. 34 × 38 cm. Zweifarbig.

Im Raume zwiſchen Riga—Bialyſtok einerſeits, Königsberg—Minſk andererſeits wird auf einer adminiſtratoriſchen Karte der Gouvernements bzw. Regierungsbezirke und Kreiſe dieſer Gebiete in der Vorkriegszeit, die Verbreitung der litauiſch ſprechenden Bevölkerung in Prozentſtufen von 2—10—30—50—83 v. H. in relativer Methode kreisweiſe verzeichnet. Auf dem ehemaligen ruſſiſchen Gebiet trägt der litauiſche Volksboden die Bezeichnung „Lituanie Majeure“, auf dem Gebiet des Deutſchen Reiches, einſchl. des Memellandes den Namen „Lituanie Mineure“. Als Quelle der ethnographiſchen Eintragungen werden die Ergebniſſe der offiziellen Zählung von 1897 (Ruſſ. Litauen) u. 1900 (Preuß. Litauen) hinſichtlich der Mutterſprache genannt. Auf dem Gebiete Groß-Litauens weiſen ſämtliche Kreiſe des ehemaligen Gouvernements Kowno eine litauiſche Volkstumsmehrheit auf. Im ehemaligen Gouvernement Suwalki iſt ebenfalls mit Ausnahme der Kreiſe Auguſtow (unter 2 v. H.) und Suwalki (unter 10 v. H.) eine über 50 v. H. litauiſch ſprechende Bevölkerung angegeben. Auf dem Gebiet des ehemaligen Gouvernements Wilna weiſt nur der Kreis Troki eine litauiſch ſprechende Volkstumsmehrheit auf; die Kreiſe Wilna und Swienciany haben 30—50 v. H., die Kreiſe Lida und Oſzmiana 2—10 v. H. litauiſch ſprechende Bevölkerung. Vom ehemaligen Gouvernement Grodno beſitzt lediglich der Kreis Grodno 2—10 v. H. Litauer; vom ehemaligen Gouvernement Kurland hat der Kreis Libau-Grobin 2—10 v. H. und der Kreis Illukſzt 10—30 v. H. Litauer. In Klein-Litauen wird in den Kreiſen Memel, Heydekrug und Tilſit eine über 50 v. H., im Kreis Ragnit eine 30—50 v. H., in den Kreiſen Labiau, Niederung und Pillkallen eine 10—30 v. H., in den Kreiſen Inſterburg, Stallupönen, und Goldap eine 2—10 v. H. litauiſch ſprechende Bevölkerung eingezeichnet. [3

Gaigalat, W.: Ethnographiſche Karte von Litauen. In: W. Gaigalat, Litauen, das beſetzte Gebiet, ſein Volk und deſſen geiſtige Strömungen. Frankfurt. Verlag: Frankfurter Vereinsdruckerei. Kartogr. Anſt. C. Flemming, Glogau. 1917. 1 : 2000000. 22×24 cm. Farbig.

Dieſe ethnographiſche Karte des bekanntlich litauiſch eingeſtellten ehemaligen preußiſchen Abgeordneten unterſcheidet in Flächenfärbung das angeblich litauiſche Sprachgebiet ſowie deſſen ſprachlich gemiſchte Grenzzonen. Als geſchloſſen litauiſches Gebiet wird das ehemalige Gouvernement Kowno ausſchließlich ſeines öſtlichſten Teiles ſowie der Norden des Gouvernements Suwalki, der Weſten des Gouvernements Wilna und das heutige Memelgebiet bezeichnet. Als gemiſchtſprachige Grenzgebiete ſind in Oſtpreußen das öſtlich von Labiau, Inſterburg, Trakehnen und Goldap liegende Land bezeichnet; ferner der Oſtzipfel des Kownoer Gouvernements und das öſtliche Wilnaer Land bis gegen Wilejka hin, wobei Wilna ſelbſt noch dem geſchloſſenen litauiſchen Sprachgebiet zugezählt wird. [4

Klimas, P.: Lietuvos žemélapis (Karte von Groß-Litauen). In: P. Klimas, Lietuva jos Gyventojai ir Sienos (Litauen, ſeine Bewohner und Grenzen). Wilna. Verlag: M. Kuktos. 1917. 1 : 1680000. 25 × 28 cm. Einfarbig.

Auf dem Gebiete der ehemaligen ruſſiſchen Gouvernements Kowno, Suwalki und Wilna wird in einfacher Schraffierung das angeblich litauiſche Volkstumsgebiet zur Darſtellung gebracht. Während im Norden die Verwaltungsgrenze gleichzeitig auch die ethnographiſche Begrenzung darſtellt, überſchreitet im Nordoſten das Volkstumsgebiet die alte Gouvernementsgrenze und erſtreckt ſich bis an die Düna bei Dünaburg. Von dort verläuft die Oſtgrenze in faſt genauer Nordſüdrichtung über den Naroczſee bis Wileika und biegt öſtlich von Nowogrodek nach Weſten um. Die Südgrenze wird im weſentlichen durch die Memel zwiſchen Nowogrodek und Grodno gebildet. Die Südweſtbegrenzung ſtellt eine Linie Grodno—Seiny—Suwalki dar. Im Weſten iſt die ehemalige Staatsgrenze zwiſchen dem Deutſchen Reich und Rußland auch die Begrenzung des litauiſchen Volksbodens. [5

Žemlapis **Žemaičių vyskupijos** su etnografiniu Lietuvių plotu (Karte des Bistums Schamaiten mit dem Gebiet des ethnographiſchen Litauen). Hrsg. J. Franckevičius. Druck. „Švyturio". 1919. 1 : 1040000. 43 × 50 cm. Zweifarbig.

Dieſe Diözeſangrenzen und völkiſche Struktur in Zuſammenhang bringende Karte zeigt das Gebiet des ſchamaitiſchen Bistums, nämlich die alten ruſſiſchen Gouvernements Kurland und Kowno durch Randfärbung, und das von Litauern bewohnte Gebiet, das ſich im weſentlichen mit dem Gouvernement Kowno deckt, durch Flächenfärbung. Nur der Oſtzipfel des Gouvernements Kowno iſt nichtlitauiſch, dafür aber der Oſtzipfel des Gouvernements Kurland halblitauiſch eingezeichnet. Ganz Oſtpreußen, einſchließlich des heutigen Memelgebietes, iſt frei von Litauern. Ebenſo ſind die Gouvernements Suwalki und Wilna unberückſichtigt. [6

Carte de **Lituanie.** Druck: Tschannen u. Züttel. Bern (vor 1920). o. M. 25,5 × 28 cm. Einfarbig.

Außer den ehemaligen Staatsgrenzen zwiſchen dem Deutſchen Reich und Rußland, den Grenzen des „Ober-Oſt"-Gebietes, den ehemaligen Gouvernements- und Kreisgrenzen, zeigt dieſe Karte, die aus dem litauiſchen Staatsrat entſtanden iſt und 1920 bei der konſtituierenden Verſammlung des Völkerbundes vorgelegen hat, die von den Litauern geforderten Grenzen des neu zu begründenden Staates. Hierzu wird die ganze Oſtſeeküſte von Libau bis Cranz ſowie Inſterburg und Gumbinnen gerechnet. Die Weſtgrenze geht von dort über Suwalki, Auguſtów, Bialyſtok bis an den Bug bei Melnik. Die Südgrenze verläuft über Kamieniec Litewſki und Pruzany bis Baranowicze, von wo die Oſtgrenze über den Naroczſee bis Druja an der Düna führt. Im Norden iſt die alte Kownoer Gouvernementsgrenze gleichzeitig auch die Begrenzung dieſes neu zu begründenden Staates. Innerhalb dieſes Raumes ſind nun die „Territoires ethnographiques purement lituaniens", durch Schraffendarſtellung eingetragen. Sie erfüllen den ganzen Raum bis zu einer Südgrenze Auguſtów—Grodno—Memelmittellauf—Nowogrödek.

Die gleiche Karte kehrt unverändert, nur mit deutſchem Titel „Karte des neuen litauiſchen Staates", deutſcher Legende und ohne Angabe der Druckerei wieder als Beikarte des Buches des Schweizers Joseph Ehret „Litauen in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft", Bern 1919. [7

Lietuva-Lituanie, Territoire 125000 qkm, Population ca. 6 millions d'habitants. Werbepoſtkarte von Kümmerly et Frey. Bern. o. J. 1 : 5500000. 9 × 12 cm. Farbig.

Dieſe Propagandapoſtkarte vom Ende des Weltkrieges iſt eine vereinfachte Verkleinerung der von Tſchannen und Züttel in Bern gedruckten „Carte de Lituanie" (ſ. Nr. 7). Die Vereinfachung beſteht darin, daß das geſamte geforderte Staatsgebiet Litauens volle Flächenfärbung erhält und ſomit auf eine genauere Differenzierung der ethnographiſchen Verhältniſſe aus propagandiſtiſchen Gründen verzichtet. [8

Viscont A. — Gaigalat W.: Carte ethnographique du peuple Lituanien. In: W. Gaigalat La Lituanie. Le Territoire et l'orientation des ses Idées. Genf. Verlag: Atar. 1918. 1 : 1500000. 34 × 38 cm. Zweifarbig.

Hinſichtlich der Darſtellung und Verbreitung der litauiſch ſprechenden Bevölkerung handelt es ſich um genau dieſelbe Karte wie wir ſie bei Viscont, A. — Vidunas, W. St. (ſ. Nr. 3) getroffen haben. Bereichert iſt dieſe Karte in der vorliegenden Ausgabe durch Eintragung von den gemiſchtſprachigen Gebieten im Grenzbereich zwiſchen Polen und Litauen auf Grund der Forſchung von J. Rozwadowſki. Durch ſenkrechte Schwarzſchraffen auf demſelben Grenzſtreifen werden in unterſchiedlicher Strichführung auch die verſchiedenen Auffaſſungen von der litauiſch-polniſchen bzw. litauiſch-weißruſſiſchen Sprachgrenze eingetragen. (P. Koeppen 1851, Koreva, Narbutt und Erkert 1863, Kojalowicz 1865, Matulionis 1902, Verbicki (Lietuvos Ukininkas) 1906, J. Rozwadowſki 1914.) Vgl. auch Werbelis, Nr. 1, Gorzuchowſki (Nr. 17). [9

Lietuvos Žemelapis (Karte von Litauen). Hrsg. „Dirvos" B-ves leidinys (Buchhandlung der „Dirvas"-Geſellſchaft). Lithogr. Anſt. Lietuvos Valstybes Spaust. (Litauiſche Staatsdruckerei). o. J. 1 : 1050000. 35 × 45 cm. Farbig.

Dieſe ſehr einfache Karte bringt in roter Flächenfärbung eine Darſtellung des angeblich ethnographiſch litauiſchen Gebietes. Dieſes reicht in weſt-öſtlicher Richtung von der Oſtſee zwiſchen Libau und Labiau bis an die Düna öſtlich von Dünaburg und den Oberlauf der Memel, in nord-ſüdlicher Ausdehnung von der Nordgrenze des ehemaligen ruſſiſchen Gouvernements Kowno bis an die Memel bei Grodno. Es umfaßt alſo das ganze Memelgebiet, das oſtpreußiſche Land zwiſchen Labiau und Inſterburg, das ganze Kurland und das Wilnaer Gebiet bis Wilejka, Molodeczno, Lida und Grodno. [10

[Gabrys, J.]: Carte de la **Lituanie,** éditée par les soins du bureau d'information lituanien. Lausanne Inst. geogr. Kümmerly et Frey. Bern. 1918. 1 : 500000. 60 × 89 cm. Mehrfarbig.

In einem Kartenausſchnitt des Gebietes zwiſchen dem finniſchen Meerbuſen und Wolhynien einerſeits, Danzig und Smolenſk andererſeits wird durch grüne Linien eine Grenze des litauiſchen Staates „vor den Teilungen" und durch eine rote Linie die ungefähren Grenzen der Verbreitung einer „preußiſch-lettiſch-litauiſchen Raſſe" (la race borousso-letto-lituanienne) als Rahmen der Karte eingetragen. Das Gebiet dieſer fiktiven Raſſe reicht von Pernau, Dorpat und dem Peipus-See (Pleskau) im Norden bis knapp vor Smolenſk und Bobruiſk im Oſten, erſtreckt ſich ſüdlich von Pinſk bis an den Pripet, wird im Weſten durch den Bug zwiſchen Cholm und Malkinia begrenzt und ſchließt im Weſten ganz Oſtpreußen Weſtpreußen rechts der Weichſel, die Weichſelniederung und die Danziger Höhe bis Gdingen ein, ſowie auch die nördlichen Kreiſe der heutigen Wojewodſchaft Warſchau bis zu einer ſüdlichen Begrenzung Oſtrow—Ciechanow—Sierpc—Thorn. Innerhalb dieſes Gebietes werden durch Flächenfärbung die Sprachräume der Litauer (rot), Letten (blauviolett), Lettgaller (rotviolett) und „Litauer, einen litauiſch-ſlawiſchen Dialekt ſprechend" (roſa), die geſchloſſenen Gebiete in Vollfärbung, die Miſchgebiete durch ineinandergreifende Streifenſignatur dargeſtellt. Das geſchloſſene litauiſche Sprachgebiet reicht von der alten Gouvernementsgrenze zwiſchen Kurland und Kowno im Norden bis öſtlich von Swienciany und Wilna im Oſten, bis Seiny und Suwalki im Süden und Gumbinnen, Inſterburg und Labiau im Weſten. Eine litauiſche Miſchſprachzone reicht über dieſes Gebiet hinaus im Nordoſten bis über die Düna bei Dünaburg, bildet im Oſten und Süden einen breiten Gürtel bis an den Mittellauf der Memel (einſchließlich Grodno); im Weſten erſtreckt ſich dieſe angebliche Miſchzone bis zu einer Linie Lyck—Nordenburg—Königsberg—Pregelmündung. Die „litauiſch-ſlawiſchen Dialekt" ſprechenden Litauer reichen im Oſten und Süden noch weiter hinaus bis Dzisna an der Düna, bis vor Minſk, bis Pruzana im Süden und bis weſtlich von Bialyſtok. Das ganze übrige Gebiet innerhalb der roten Umgrenzungslinie iſt durch Streifenſignatur als „Race borousso-letto-lituanienne et nationalités étrangères, mixtes' gekennzeichnet.

Die Karte enthält außerdem noch ſieben hiſtoriſche Nebenkärtchen.

Vgl. auch J. Gabrys: Carte Ethnographique de l'Europe. Lausanne. Librairie Centrale des Nationalités; Bern, Kümmerly und Frey 1918. 1 : 5000000. 86 × 107 cm. Mehrfarbig. Gabrys gab dieſe Karte in ſeiner Eigenſchaft als Generalſekretär der „Union des Nationalités" heraus; er widmet die Karte Wilſon mit den folgenden Worten: „A Monsieur Woodrow Wilson, l'éminent Président de la Grande République américaine, défenseur convaincu des droits des peuples et créateur d'une Europe nouvelle sur la base de Nationalités satisfaites, je dédie cette carte éthnographique de l'Europe en modeste témoignage d'admiration et de reconnaissance". Die Karte wurde ſchon 1918 gedruckt, Widmung und Vorwort jedoch erſt 1919 geſchrieben. Im Vorwort werden nur Iren, Schotten und Litauer als Minderheiten erwähnt. Das litauiſche „ethnographiſche" Gebiet liegt im Blickpunkt der Karte und iſt in braunroter Farbe gedruckt. [11

Zaleski, M. St. und **Wakar, M. W.:** Atlas de l'encyclopédie polonaise, Fasc. I: Vie économique de la Pologne; Fasc. II: Territoire et Population (Pologne historique). Hrsg. Comité National Polonais en Amérique. Aus Band II die Karten 26: Population polonaise et lithuanienne dans le gouv. de Suwalki; 31: Les Polonais en Lithuanie et Ruthénie Bianche; 32: Répartition des Lithuaniens. Freiburg/Schweiz. 1920. Verſchiedene Maßſtäbe. Mehrfarbig.

Dieſe drei Karten des die polniſchen Intereſſen unterſtützenden Atlaswerkes ſollen vor allem die ethnographiſche Nachbarſchaft von Polen und Litauern aufzeigen. Die Karte 26: „Population polonaise et lithuanienne dans le gouv. Suwalki" ſtellt in relativer Methode dieſe Nachbarſchaft im ehemaligen ruſſiſchen Gouvernement dar (vgl. Nr. 14 des I. Teiles: Polen, Abſ. 4). Karte 31: „Les Polonais en Lithuanie et Ruthénie Blanche" zeigt hinſichtlich des litauiſchen Raumes die Auffaſſung Wakars vom litauiſchen Volksboden, der das ruſſiſche Gouvernement Kowno ausſchließlich ſeines öſtlichſten Zipfels ſüdlich von Dünaburg umfaßt; dazu kommt der nördliche Teil des ehemaligen Gouvernements Suwalki und ein Streifen längs der Weſtgrenze der heutigen Wojewodſchaft Wilna ſowie das ganze Memelgebiet. Eine über 75prozentige Bevölkerungsmehrheit weiſen nur der Weſten des Gouvernements Kowno und der Nordteil von Suwalki auf. Das übrige Gebiet hat nur 60—75 Prozent litauiſcher Bevölkerung, ſo auch das Memelgebiet (!), wogegen die Kreiſe Kowno, Jezioro und Sejny eine 25—32prozentige polniſche Minderheit aufweiſen.

Zu ganz ähnlichen Ergebniſſen kommt auch Karte 32: „Répartition des Lithuaniens"; da ſie den litauiſchen Volksboden jedoch auch hinſichtlich der niedrigeren Prozentſtufen zur Darſtellung bringt (unter 2,5—10—25—50—75—über 75), wird das „Territoire habité par la population de langue lithuanienne en masse compacte" im Oſten bis an die Düna bei Dziſna, im Süden bis an den Mittel- und Oberlauf der Memel und im Weſten bis gegen die maſuriſche Seenplatte und den Pregel überſchritten. (vgl. dazu Teil I: Polen, Nr. 14, Abſ, 9.) [12

Świechowski, M. und **Niekrasz, St.:** Problem litewski. Dwie mapy polityczne z tekstem i tablicą statystyczną: I. Sytuacja Polityczna na wybreżu Baltyku w razie Federacji Litwy z Polską; II. Sytuacja Polityczna na wybreżu Baltyku w razie podziału Litwy i wcielenia terenów etnograficznie polskich na Litwie do Polski. (Das litauiſche Problem. Zwei politiſche Karten mit Text und ſtatiſtiſcher Tabelle: I. Die politiſche Situation an der Oſtſeeküſte im Falle einer Föderation Litauens mit Polen; II. Die politiſche Situation Litauens an der Oſtſeeküſte im Falle einer Teilung Litauens und Einverleibung der ethnographiſch polniſchen Gebiete Litauens mit Polen.) Hrsg. Tymczasowy Komitet Polityczny Ziemi Kowieńskiej (Interimiſtiſches politiſches Komitee des Kownoer Landes). o. O. Kartogr. Anſt. W. Główczewski, Warſchau. o. J. (1921). 1 : 4000000. je 30 × 31 cm. Mehrfarbig.

Vgl. dazu die Bemerkungen in Teil I: Polen, Nr. 15. [13

Świechowski, M.: Mapka narodowościowa i polityczna obszarów b. W. Ks. Litewskiego (The ethnographical and political card of the territories of the Great Duchy of Lithuania). Hrsg. Tymczasowy Komitet Polityczny Ziemi Kowieńskiej)Provisory Political comitee of the Kowno lands). Kowno. Kartogr. Anſt. W. Głowczewski, Warſchau. 1921. 1 : 2000000. 31×51 cm. Mehrfarbig.

Vgl. dazu die Bemerkungen zu Teil I: Polen, Nr. 20. [14

Machlejd, J. und **Zaborski, B.:** Mapa narodowościowa polskich kresów północnowschodnich i Litwy (La Pologne de Nord-Est et la Lithuanie, Carte des Nationalités). Warſchau. Verlag: Gebethner u. Wolff. Kartogr. Anſt. R. Wierzbicki, Warſchau. 1922. 1 : 1000000. 44×46 cm. Mehrfarbig.

Vgl. dazu die Bemerkungen zu Teil I: Polen, Nr. 21. [15

Mapa sześciu okręgów przy wyborach do Sejmu **Litewskiego** w Kownie (Karte der ſechs Kreiſe bei den litauiſchen Sejmwahlen in Kowno). In: Statystyka narodowościowa na podstawie danych głosowania do Sejmów (Nationalitätenſtatiſtik auf Grund der Sejmwahlenergebniſſe). Druck. „Prima", Kowno. 1926. o. M. (1 : 650000). 55 × 60 cm. Zweifarbig.

Dieſe polniſche Karte verſucht auf Grund der Wahlzahlen zum Sejm vom Jahre 1926 ein Nationalitätenbild des litauiſchen Staatsterritoriums (ausſchließlich Memelgebiet) darzuſtellen. Methodiſch iſt die Karte ſo angelegt, daß lediglich die Prozentzahlen bei den einzelnen Orten, Gemeinden oder Städten, zugeſchrieben werden und zwar in ſchwarzer Farbe der Hundertſatz litauiſcher, in roter Farbe der Hundertſatz polniſcher Bevölkerung; außerdem ſind die Namen von Orten, in denen ſich mehr als 5 v. H. Polen befinden, rot geſchrieben. Der an ſich recht wenig überſichtlichen Karte iſt in 27 Tabellen das grundlegende Ziffernmaterial beigegeben, aus dem hervorgeht, daß auf dem geſamten Gebiet Großlitauens die Litauer rund 76, die Polen rund 10, die Juden rund 9, die Deutſchen und Ruſſen je etwas über 2 v. H. der Wähler ausmachen. Bezeichnenderweiſe beträgt in der Landeshauptſtadt Kowno der litauiſche Hundertſatz nur 29,92 und wird ſowohl von dem der Polen mit 31,48 und dem der Juden mit 31,8 übertroffen.

Charakteriſtiſch iſt der Schlußſatz des die Karte und die Tabellen begleitenden Textes: „Die Geſamtheit aller nationalen Minderheiten, die auf dem litauiſchen Staatsgebiet, ausſchließlich des Memellandes, nahezu ein Viertel der Geſamtbevölkerung ausmacht, ſtellt eine Maſſe dar, die nicht leicht genommen werden darf und deren Recht auf kulturelle Entwicklung geachtet werden muß.“

Dieſelbe Karte hat auch W. Wielhorsky in ſeiner Arbeit „Litwa Etnograficzna“ (Litauen in ethnographiſcher Hinſicht), Wilna 1928 abgedruckt und durch Eintragung

1. der vermutlichen Oſtgrenze des ethnographiſchen Litauens im 16. Jahrhundert, nach J. Jakubowſki,
2. der Oſtgrenze des ethnographiſchen Litauens und der litauiſchen Sprachinſeln im Jahre 1901 nach J. Rozwadowſki und
3. des Bereichs ſprachlichen und völkiſchen polniſchen Übergewichtes um Wilna, Kowno und Dünaburg im Jahre 1926 ergänzt. [16

Gorzuchowski, St.: Mapka Litwy, oraz Województw półn.-wschodn. Rzeczpospolitej (4 Kärtchen von Litauen und den nordöſtlichen Wojewodſchaften der Republik). Hrsg. Bibljoteka „Spraw narodowościowych“ (No. 7) Bibliothek „Die Minderheitenfragen“ [Nr. 7]). In: Gorzuchowski, St. Ludność litewska na kresach Państwa Polskiego (Die litauiſche Bevölkerung in den Grenzgebieten des polniſchen Staates). Warſchau. Verlag: Inſtitut zur Erforſchung der Minderheitsfragen. 1929. 1:2500000. 22×24 cm. Einfarbig.

Vgl. dazu die Bemerkungen zu Teil I: Polen, Nr. 32. [17

Mapy Rozsiedlenia ludności **Polskiej i Litewskiej** na terenie Republiki Litewskiej i na obszarach północno-wschodnich Rzeczypospolitej Polskiej (Les cartes de l'établissement de la population polonaise et lithuanienne sur le territoire de la République Lithuanienne et dans les régions Nord-Est de la République Polonaise). Hrsg. Instytut Badań Spraw Narodowościowych 1929 (Institut pour l'étude des questions minoritaires) Warſchau. Lithogr. Anſt. W. Cukrzyński. 2 Karten (1 : 750000). 60 × 46 cm. Mehrfarbig.

Das Warſchauer Inſtitut für Minderheitenforſchung legt hier 2 Karten über die Verbreitung der polniſchen, bzw. litauiſchen Bevölkerung auf dem Boden Großlitauens und des nordöſtlichen Teiles der Republik Polen vor, die die Situation der beiderſeitigen Minderheiten rechts und links der ſo lange umſtrittenen und bis heute noch immer behaupteten Theſe von 200000 Polen in Litauen gegenüber 75000 Litauern in Polen unterſtützen ſollen. Als ſtatiſtiſche Quellen werden für das großlitauiſche Gebiet die Wahlzahlen zur Volksvertretung vom Jahre 1923 genannt, für den polniſchen Teil das Ergebnis der Volkszählung von 1921 mit Korrektur durch die Sejm-Wahlzahlen von 1922 und die Schulkinderzählung des Kultusminiſteriums von 1926 und 1929.

Der Bevölkerungsanteil wird für beide Völker in einer Stufenfolge von unter 1, 1—5—10—20—30—50—75— über 75 v. H. angegeben, wobei bei der Darſtellung des polniſchen Volkstums die Farbabſtufung innerhalb einer und derſelben Farbe liegt (rotbraun), — wogegen bei der litauiſchen Bevölkerung die Farbabfolge vom blau zum braun führt. Die graduelle Abſtufung auf der Karte der polniſchen Bevölkerung iſt ſehr wenig differenziert, bei der litauiſchen hingegen ergeben ſich leicht erkennbare Stufen bei 10, 20, 30, 50 und 75 v. H. Namhafte polniſche Enklaven ergeben ſich öſtlich und nördlich von Kowno, litauiſche auf polniſchem Boden um Orany, Olkieniki und Swienciany und Twerecz. Gegenüber der Karte von Machlejd und Zaborſki (vgl. Nr. 15) ergeben ſich für beide Völker nicht unerhebliche Unterſchiede in den niederen Prozentſtufen (bis 20 v. H.), wonach die Polen in Großlitauen bis Schaulen und Poniewieſch ſiedeln, die Litauer in Polen bis gegen Lida und Braſlaw ſich ausdehnen. [18

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dozent Dr. E. Meynen, Berlin NW 7, Schadowſtraße 1b. — Mitarbeiter der Schriftleitung: Dr. Marg. Klante, Berlin. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig C 1, Königſtraße 2. — Druck A. Heine GmbH. in Gräfenhainichen. — Printed in Germany.

Grundlinien der Bevölkerungsentwicklung des preußiſchen Oſtens

Von Heinz Rogmann, Breslau

Der oſtmitteleuropäiſche Raum, ſeit der germaniſchen Frühzeit und der mittelalterlichen deutſchen Rückbeſiedlung das Gebiet nie aufhörender Begegnungen zwiſchen germaniſch-deutſchem und ſlawiſchem Weſen, gibt den weiten Bereich ab, in dem die Bevölkerungsentwicklung des preußiſchen Oſtens ſich vollzogen hat und vollzieht. Was dem Großraum das beſondere Gepräge gibt: die vielfältig auf- und abklingende Dynamik ſeines geſchichtlichen und biopolitiſchen Geſchehens, das Ineinanderverwobenſein ſeiner raſſiſchen und völkiſchen Subſtanzen, der Mangel an feſten und klar beſtimmbaren Begrenzungen, das iſt im kleineren Bilde durchaus auch dem preußiſchen Oſten — wenigſtens im Vorkriegsumfange — eigentümlich. Die zeitliche Beſchränkung auf das letzte vollendete und das gegenwärtige Jahrhundert läßt deutlicher die Grundlagen erkennen, die Oſten und Weſten voneinander unterſcheiden. Wirtſchaftlich, ſozial, kulturell beſtand und beſteht von Oſtpolen bis an den Atlantiſchen Ozean gewiſſermaßen eine geneigte Ebene. Die Unterſchiedlichkeiten im biologiſchen Verhalten haben Bevölkerungsbewegungen ganz großen Stils verurſacht. Auf jener ſchiefen Ebene drängte der hohe Geburtenüberſchuß der meiſt ländlichen Gebiete des Oſtens dem Saugſtrom nach, der, in den weſteuropäiſchen Stadt- und Induſtriegebieten entzündet, Millionen und Abermillionen wie mit magnetiſcher Kraft an ſich und in ſich hineinzog. Das wirtſchaftliche, ſoziale und ziviliſatoriſche Gefälle riß die Slawen ebenſo nach Weſten, wie es die Menſchen des preußiſchen Oſtens aus ihrer Heimat aushob und in die ſtädtiſch-induſtriell beſtimmte Sphäre des Weſtens verpflanzte. Wenn Burgdörfer immer wieder die Frage ſtellt, ob Europa im Begriff ſtehe, ein ſlawiſcher Erdteil zu werden, ſo klingt darin gleichzeitig die Sorge um das Zukunftsſchickſal des Frontraumes an, der, von Deutſchland aus geſehen, mit dem Begriff des deutſchen Oſtens und im engeren Sinne mit dem des preußiſchen Oſtens hinreichend umſchrieben iſt. Zu unterſuchen wäre, ob es mehr die natürlichen oder eher die ſozialen Faktoren ſind, die das bevölkerungspolitiſche Entwicklungsbild bisher geprägt haben. Dieſe einfache Diſpoſition — nach dem Gewicht der Geburtenüberſchuß- gegenüber dem der Wanderungsbewegung — muß für einen Aufſatz genügen, der nur Grundlinien andeuten kann, auf Details verzichten muß.

Als preußiſcher Oſten im Rahmen der nachfolgenden Ausführungen gelten die Provinzen Oſtpreußen, Weſtpreußen, Poſen, Schleſien ſowie die beiden pommerſchen Regierungsbezirke Köslin und Stettin und der brandenburgiſche Regierungsbezirk Frankfurt a. d. O. Für die Zeit nach 1919 ſcheiden die abgetrennten Gebiete aus der Betrachtung aus. Doch wird auch ſonſt meiſt der Nachdruck auf dem preußiſchen Oſten in ſeinem heutigen Umfange liegen.

Nach ſeiner Bevölkerungszahl war der preußiſche Oſten[1] im Jahre 1816 mit 21,5 v. H., 1831 mit 23,5 v. H., 1864 mit 26 v. H., 1910 mit 21,3 v. H. an der Bevölkerung des Reiches — im Umfange nach 1871 —, 1910 im Umfange von 1925 — mit 16,3, 1933 mit 15,8 v. H. an der Reichsbevölkerung beteiligt. Einen gedrängten Überblick über den jeweiligen Bevölkerungsſtand des preußiſchen Oſtens nach dem Gebietsumfang vom 1. Januar 1934 gibt die folgende Tabelle[2]:

Jahr	Oſtpreußen	Brandenburg (ohne Berlin)	Pommern	Grenzm. Poſen-Weſtpreußen	Niederſchleſien	Oberſchleſien	Preuß. Oſten	Deutſches Reich	Deutſches Reich (ausſchließl. preuß. Oſten)
				a) abſolut in 1000					
1816	915	1060	684	136	1401	368	4564	21989	17425
1843	1489	1534	1110	221	1986	658	6998	29748	22750
1871	1897	1931	1433	282	2369	900	8812	36323	27511
1910	2147	2429	1719	310	2992	1267	10864	58451	47587
1925	2256	2592	1879	333	3132	1380	11572	63181	51609
1933	2333	2726	1921	337	3204	1483	12004	66044	54040
				b) 1816 = 100					
1843	163	145	162	163	142	179	153	135	131
1871	207	182	210	207	169	245	193	165	158
1910	235	229	251	228	214	344	238	266	273
1925	247	245	275	245	224	375	254	287	296
1933	255	257	281	248	229	403	263	300	310

Im ganzen war die Bevölkerungsentwicklung des preußiſchen Oſtens bis zur Reichsgründung günſtiger als in Preußen und Reich. Aber ſchon ſeit den vierziger Jahren iſt eine ſtändig zunehmende Verlangſamung der Bevölkerungsentwicklung in den Oſtgebieten zu beobachten, die ſeit den ſiebziger Jahren von einem ausgeſprochenen Zurückbleiben hinter der Zunahme des reichsdeutſchen Bevölkerungsſtandes abgelöſt wurde. Weit ſtärker als im Durchſchnitt für den preußiſchen Oſten und das Deutſche Reich nahm der Bevölkerungsſtand in Oberſchleſien zu, günſtiger als im Durchſchnitt für den preußiſchen Oſten, jedoch ungünſtiger als im Reichsdurchſchnitt, entwickelte ſich der Bevölkerungsſtand Pommerns. Alle anderen Oſtprovinzen erreichten weder die durchſchnittliche Entwicklung des preußiſchen Oſtens noch des Deutſchen Reiches. Die weitaus ungünſtigſte Bevölkerungsentwicklung weiſt Niederſchleſien und hierin wieder der Regierungsbezirk Liegnitz auf. Schleſien enthält mit Oppeln den Bezirk günſtigſter und mit Liegnitz den Bezirk ungünſtigſter Bevölkerungsentwicklung des geſamten preußiſchen Oſtens.

Entſprechend der ungünſtigen Entwicklung der Bevölkerungszahl vollzog ſich auch die Entwicklung der Bevölkerungsdichte. Nach der Fläche vom 1. Januar 1934 betrug die Bevölkerungsdichte[3]:

Jahr	Oſtpreußen	Brandenburg	Pommern	Grenzmark Poſen-Weſtpreußen	Niederſchleſien	Oberſchleſien	Preußen	Deutſches Reich
1816	24,7	27,2	22,6	17,7	52,7	37,8	41,2	46,7
1871	51,3	49,5	47,3	36,5	89,1	92,6	72,8	77,2
1933	63,1	69,8	63,5	43,8	120,5	152,6	136,4	140,3

---

[1] Heinz Rogmann, Die Bevölkerungsentwicklung im preußiſchen Oſten in den letzten 100 Jahren. Berlin 1937, S. 13ff.

[2] Berechnet nach Wirtſchaft und Statiſtik, 1. Februarheft 1935, S. 112.

[3] Statiſtik des Deutſchen Reiches, Bd. 451, 1. Berlin 1935, S. 54.

Tiefere Einſichten ergeben ſich bei einem Vergleich der Bevölkerungsdichte nach Kreiſen. Die Kreiſe mit ungünſtiger Entwicklung und ungünſtigem Stande der Bevölkerungsdichte machen mehr als die Hälfte ſämtlicher Landkreiſe des preußiſchen Oſtens aus. Angeſichts der ſoeben veröffentlichten anſchaulichen Karte von Krebs[4] kann auf eine Charakteriſierung der einzelnen Kreiſe verzichtet werden. Es iſt auch nicht möglich, will man der Sonderlage jedes Kreiſes gerecht werden, im Rahmen dieſer kurzen Ausführungen allen Einzelurſachen nachzugehen, die die verſchiedene Entwicklung der Bevölkerungsdichte bewirkt haben und ferner bewirken. Geographiſche Lage, Bodenqualität, Höhenlage, Klima, Anteil an Wald und Seen ſpielen ebenſo eine Rolle wie Grundbeſitzverteilung, Vorkommen von gewerblichen Rohſtoffen, Verkehrslage u. a. m. Hinzu kommt die unterſchiedliche natürliche Bevölkerungsbewegung, die in verſchieden ſtarkem Maße die kreisweiſen Lebensräume beanſprucht, und die Wanderungsbewegung, die ſich aus ihnen in andere Gebiete entlädt. Eine Grundurſache der allgemein ungünſtigen Entwicklung der Bevölkerungsdichte iſt aber für den ganzen preußiſchen Oſten eindeutig zu erkennen: das iſt die vorwiegend agrariſche Struktur bei gleichzeitigem Mangel an Induſtrien. Auf die hier beſtehenden Zuſammenhänge wird bei der Wanderungsbewegung näher einzugehen ſein.

Ich übergehe eine Erörterung des Stadt-Land-Problems und wende mich der Altersgliederung zu. Die Bevölkerung des preußiſchen Oſtens zeigte bei ſämtlichen Volkszählungen ſeit 1871 eine ſtärkere Beſetzung der jüngſten und jüngeren Altersklaſſen als in Preußen und im Reich. Die mittleren Altersklaſſen dagegen waren im preußiſchen Oſten ungleich ſchwächer als im Staats- und Reichsdurchſchnitt beſetzt. Stärker war wiederum die Beſetzung der höheren und höchſten Altersklaſſen.

Am 31. Dezember 1933 hatte der preußiſche Oſten folgende Altersgliederung[5]:

Von je 100 der Bevölkerung ſtanden im Alter von	Reg.-Bez. Königsberg	Reg.-Bez. Gumbinnen	Reg.-Bez. Allenſtein	Reg.-Bez. Weſtpreußen	Provinz Oſtpreußen	Reg.-Bez. Köslin	Reg.-Bez. Stettin	Provinz Pommern
unter 15 Jahren	28,1	28,5	32,1	28,8	29,2	28,5	25,2	26,3
15 bis unter 65	63,8	62,9	59,9	63,5	62,7	63,7	66,4	65,5
65 u. darüber	8,1	8,6	8,0	7,7	8,1	7,8	8,4	8,2

Von je 100 der Bevölkerung ſtanden im Alter von	Provinz Grenzmark Poſen-Weſtpreußen	Reg.-Bez. Frankfurt a. d. O.	Reg.-Bez. Liegnitz	Reg.-Bez. Breslau	Provinz Niederſchleſien	Provinz Oberſchleſien	Deutſches Reich
unter 15 Jahren	28,4	23,9	26,0	25,8	25,9	31,6	24,2
15 bis unter 65	63,2	67,1	66,0	67,0	66,6	62,3	68,7
65 u. darüber	8,3	9,0	8,0	7,2	7,5	6,1	7,1

Dieſe rohe Überſicht genügt, um die Altersſtruktur der Bevölkerung des preußiſchen Oſtens, wie ſie ſich im Laufe der Jahrzehnte herausgebildet hat, zu erkennen. Mit der einzigen Ausnahme des Reg.-Bez. Frankfurt a. d. O. haben ſämtliche übrigen Regierungsbezirke und die Provinzen des preußiſchen Oſtens eine breitere Kinder- und Jugendlichenbaſis als das Deutſche Reich im Durchſchnitt. Die Altersklaſſen vom 15. bis zum 65. Lebensjahre ſind dagegen in allen Verwaltungsbezirken des preußiſchen Oſtens ſchwächer beſetzt als im Reichsdurchſchnitt. In den Altersſchichten vom 65. Lebensjahre an aufwärts hinwiederum zeigen — abgeſehen von Oberſchleſien — ſämtliche Verwaltungsbezirke des preußiſchen Oſtens eine ſtärkere Beſetzung als die Reichsbevölkerung im Durchſchnitt. Viel Kinder und Jugendliche, zu wenig Angehörige der produktiven Altersklaſſen, zuviel Greiſe — das iſt das einprägſame Bild des Altersaufbaues im preußiſchen Oſten.

---

[4] Norbert Krebs, Die Oſtgrenze des deutſchen Volkstums im Spiegel der Bevölkerungsverſchiebung. In: Deutſches Archiv für Landes- und Volksforſchung, Jg. 1, 1937, Heft 4, S. 801.

[5] Statiſtik des Deutſchen Reiches, Band 451, 2. Berlin 1936, S. 34f.

Die natürliche Bevölkerungsbewegung im preußiſchen Oſten iſt, worauf ſpäter noch näher einzugehen ſein wird, ſtändig günſtiger geweſen als im Durchſchnitt für das Reich. Das kommt auch in der ſtarken Beſetzung der jüngſten und jüngeren Altersſchichten zum Ausdruck. Das hervorſtechende Merkmal der Altersſtruktur des Oſtens iſt die ſchwache Beſetzung der produktiven Altersklaſſen. Sie iſt eindeutig eine Folge der Wanderungsbewegung. Über Jahrzehnte hin hat der Oſten Millionen von Menſchen nach der Mitte und nach dem Weſten abgegeben. Die fortwandernden jungen Menſchen gründeten in der Regel außerhalb ihrer Heimat Exiſtenz und Familie und fielen für die Volksvermehrung des Oſtens aus. Die Entwicklung ſeit den ſiebziger Jahren zeigt, daß auch im Oſten die Anteile der jüngſten Altersgruppe zunächſt ſtagnieren und ſpäter immer mehr zurückgehen. Man wird keinen Fehler begehen, wenn man dieſe Entwicklung nicht nur auf den allgemeinen Geburtenrückgang zurückführt, von dem auch der Oſten nicht ausgenommen iſt, ſondern darin z. T. ſchon die biologiſche Wirkung der Fortwanderung erkennt. Aber auch qualitativ iſt die Wanderungsbewegung von ungünſtigem Einfluß auf die Schichtung der Bevölkerung des Oſtens geweſen. Es ſind die Geſunden und die Tüchtigen ſowie die aktiven Raſſenelemente, die das Wagnis der Wanderung unternahmen, zurückblieb eine geſundheitlich und anlagemäßig negativ ausgeleſene Bevölkerung. Damit iſt keine Unterbewertung der gegenwärtig im Oſten lebenden Bevölkerung ausgeſprochen. Einzelforſchungen aber beſtätigen immer wieder den gleichen Sachverhalt: daß im Oſten die Anteile der geiſtig und körperlich Gebrechlichen über dem Reichsdurchſchnitt liegen, daß die Bevölkerung vor allem der am ſtärkſten ausgelaugten engeren Grenzgebiete in wirtſchaftlicher und ſozialer Hinſicht oft deutlich ein paſſives Verhalten zeigt u. dgl. m. Hinzu kommt das allgemein zu häufige Vorkommen von Menſchen im Greiſenalter. Die rieſigen Weſtwanderungen haben im Laufe der Jahrzehnte ſo große Lücken in Zahl und Qualität der Oſtbevölkerung geſchlagen, daß ſtärkſte Bedenken am Platze ſind, ſobald man ſich einmal den ungeſtümen fremden Volksdruck vergegenwärtigt, der an die Tore des preußiſchen Oſtens pocht.

Die natürliche Bevölkerungsbewegung des preußiſchen Oſtens iſt durch hohe Geburten- bei zugleich hohen Sterbeziffern gekennzeichnet.

Da es im Rahmen dieſer kurzen Ausführungen nicht möglich iſt, lückenloſe Überſichten zu geben, ſei die Geburtenbewegung an den folgenden Beiſpielen (Tab. S. 267) veranſchaulicht (Geburtenziffern auf 1000 Bewohner)[6].

Auch aus dieſer Überſicht ergeben ſich bereits die Anhaltspunkte, die bei einer lückenloſen jahrweiſen Geburtenzifferntabelle[6] ſeit 1816 zur Gewißheit werden: im großen Durchſchnitt bringt der preußiſche Oſten relativ mehr Kinder hervor als die preußiſche oder reichsdeutſche Bevölkerung insgeſamt. Mit niedrigeren Geburten-

---

[6] Rogmann, a. a. O., S. 212ff. (mit Einzelquellen).

Gebiete	1816/19	1841/43	1872/75	1901/05	1913	1925	1932
Reg.-Bez. Königsberg	52,9	40,9	41,6	34,2	30,6	24,9	19,8
„ Gumbinnen	60,2	41,5	41,4	36,0	31,1	25,5	19,2
„ Allenſtein .	—	—	—	38,3	33,3	29,9	22,1
„ Marienwerder bzw. Weſtpr.	57,4	47,6	47,2	42,2	35,6	25,6	20,7
„ Köslin . .	46,1	40,9	42,0	35,7	31,0	25,2	18,2
„ Stettin . .	42,0	40,8	41,3	35,1	27,0	22,8	16,7
„ Frankfurt a. O.	40,8	38,4	40,6	31,8	25,2	20,9	14,5
„ Schneidemühl	—	—	—	—	—	25,4	19,1
„ Liegnitz . .	44,6	37,4	39,2	34,0	28,0	23,2	15,9
„ Breslau . .	44,1	41,0	43,0	36,8	30,0	24,1	17,0
„ Oppeln . .	56,8	45,6	46,0	44,3	37,5	30,4	23,2
Preuß. Staat	44,3	40,1	41,4	36,0	29,0	21,7	15,6
Deutſches Reich . . .	—	38,1*	41,4	35,4	28,3	21,4	15,5

* 1841/45.

ziffern erſcheinen nur die Regierungsbezirke Frankfurt a. d. O. und Liegnitz, während die Geburtenbewegung des Regierungsbezirks Stettin gelegentlich höher, gelegentlich tiefer als die preußiſche und reichsdeutſche Kurve liegt. Als Bezirke mit günſtigſter Geburtenbewegung erweiſen ſich über die ganze Zeit hin die Bezirke Oppeln und Allenſtein. Noch eins tritt bei genauer Betrachtung einer jahrweiſe geſchloſſenen Überſicht hervor: in der Zeit des kontinuierlichen Geburtenrückgangs beſteht die Neigung zu einer Vergrößerung des relativen Abſtandes zwiſchen den öſtlichen Geburtenkurven und den Kurven von Reich und Staat. Das bedeutet, daß der Geburtenrückgang im Oſten ſich langſamer als in Reich und Staat vollzogen hat. Eins iſt jedenfalls ſchon jetzt klar: das zunehmende Zurückbleiben des Bevölkerungsſtandes des preußiſchen Oſtens hinter dem von Reich und Staat ſeit den ſiebziger Jahren iſt nicht die Folge der Geburtenbewegung. Wäre nur ſie ausſchlaggebend geweſen, ſo hätte der Bevölkerungsſtand des Oſtens ſogar erheblich ſchneller zunehmen müſſen als im Reichs- und Staatsdurchſchnitt. Über die Unterſchiedlichkeiten der Geburtenhöhe innerhalb der einzelnen öſtlichen Gebiete und ihre Verurſachung iſt viel geſchrieben worden. Zweifellos wirkte ſchon die größere oder kürzere Entfernung zum mitteldeutſchen Gebiet (Einfluß von Großberlin) auf die Geburtenbewegung ein, das beweiſen die ungünſtigen Geburtenkurven der Regierungsbezirke Frankfurt a. d. O., Liegnitz und Stettin, die günſtigen des Regierungsbezirks Oppeln und der Bezirke Oſtpreußens. Mit der verſchiedenen geographiſchen Lage verſchiebt ſich zugleich die raſſiſche und ſtammhafte Grundlage im Vergleich der Bevölkerungen der einzelnen Bezirke, die wirtſchaftlichen und ſozialen Unterſchiede werden ſtärker, ſchließlich werden auch, zumal es ſich um eine wenig „aufgeklärte“, in vielem ſogar um eine ganz natürlich-inſtinktiv reagierende Bevölkerung handelt, religiös-konfeſſionelle Einflüſſe nicht völlig außer Betracht gelaſſen werden können. Hinzu kommen zahlreiche andere Urſachen, wie z. B. die Altersgliederung, die ſich infolge der Wanderungsbewegung in den einzelnen Bezirken verſchieden entwickelte, der Grad der Verſtädterung, das Vorkommen von Induſtrien u. a. m. Alle dieſe Einflüſſe rechneriſch gegeneinander abwägen zu wollen, iſt unmöglich, es laſſen ſich auch die inneren Triebkräfte wohl als wirkende Elemente begreifen, nie aber völlig erklären. Bei einem Rückblick über die letzten hundert Jahre ſtellt ſich der preußiſche Oſten innerhalb der vom Oſten Europas nach Weſteuropa geneigten Geburtenebene unmißverſtändlich als verbindende Übergangszone dar. Das zu bedenken iſt wichtig, um die Geburtenbewegung des preußiſchen Oſtens nicht als iſolierten, ſondern als bedeutſamen Vorgang im Rahmen des größeren germaniſch-deutſch-ſlawiſchen biologiſchen Problems zu erkennen.

Ein paar Worte zur Totgeburtenbewegung ſeien angefügt. Überſichten[7], die uns ſeit 1855 zur Verfügung ſtehen, ergeben, daß die Totgeburtenbewegung des preußiſchen Oſtens allgemein günſtiger als im Durchſchnitt für Reich und Staat verläuft. Eine auffallend ungünſtige Totgeburtenbewegung aber verzeichnet ſtändig der Regierungsbezirk Liegnitz; nicht ganz ſo ungünſtig, doch ſchlechter als in Reich und Staat, iſt die Bewegung noch in den Bezirken Breslau und Frankfurt a. d. O. Die Urſachenforſchung hinſichtlich dieſer Unterſchiedlichkeiten iſt von der Wiſſenſchaft bisher noch nicht begonnen worden.

Neben der Geburtenbewegung kommt als zweiter Faktor der natürlichen Bevölkerungsbewegung die Sterbehäufigkeit in Betracht. Der allgemein günſtigen Geburtenbewegung ſteht eine allgemein ungünſtige Sterbebewegung im preußiſchen Oſten gegenüber. Auch hier ſeien an Stelle der jahrweiſen lückenloſen Überſicht nur Beiſpiele angegeben (Sterbeziffern auf 1000 Einwohner)[8]:

Gebiete	1816/19	1841/43	1872/75	1901/05	1913	1925	1932
Reg.-Bez. Königsberg	31,6	30,3	30,2	23,4	18,6	13,8	12,1
„ Gumbinnen	35,6	32,2	28,9	25,0	19,3	13,6	12,0
„ Allenſtein .	—	—	—	22,6	17,9	13,7	11,3
„ Marienwerder bzw. Weſtpr.	31,8	31,4	31,9	23,3	17,9	13,7	11,8
„ Köslin . .	27,7	23,5	24,0	19,6	16,4	12,6	10,9
„ Stettin . .	25,0	24,7	25,7	22,7	17,4	13,6	11,9
„ Frankfurt a.O.	22,2	24,7	28,4	21,3	17,1	13,7	12,2
„ Schneidemühl	—	—	—	—	—	13,5	11,3
„ Liegnitz . .	33,0	30,7	31,0	25,0	18,8	14,6	12,6
„ Breslau . .	30,5	31,9	31,9	26,6	20,2	14,7	12,7
„ Oppeln . . .	38,2	31,3	30,9	24,7	19,9	15,0	12,4
Preuß. Staat	29,4	28,4	29,1	20,8	15,8	12,6	11,1
Deutſches Reich. . .	—	27,5*	29,5	21,0	15,8	12,6	11,2

* 1841/45.

Auch bei Betrachtung dieſer Überſicht tritt ſchon, was eine jahrweiſe Tabelle noch genauer erkennen laſſen würde, die Sonderſtellung der drei Regierungsbezirke Köslin, Frankfurt a. d. O. und Stettin mit ihrer vergleichsweiſe günſtigen Sterbebewegung hervor, die erſt in den letzten Jahrzehnten Neigung zeigt, hinter der Verbeſſerung der Sterblichkeit in Reich und Staat zurückzubleiben. Auffallend iſt ferner die nachhaltig ungünſtige Tendenz der Sterbebewegung in den ſchleſiſchen Bezirken Breslau, Liegnitz und, ſeit den achtziger Jahren, auch Oppeln. Die Sterbebewegung in den übrigen öſtlichen Regierungsbezirken iſt weniger ſcharf ausgeprägt, jedoch ſtets ungünſtiger als im Reichs- und Staatsdurchſchnitt.

Bei der Frage nach den Urſachen der hohen Sterblichkeit des Oſtens iſt zunächſt daran zu denken, daß einer bedeutenden Geburtenhäufigkeit infolge der hohen Lebensgefährdung der Neugeborenen und der Kinder in den erſten Lebensjahren meiſt eine hohe allgemeine Sterblichkeit entſpricht. In der Tat hat der preußiſche Oſten, was ſich noch zeigen wird, eine überdurchſchnittlich hohe Säuglings- und Kinderſterblichkeit. Dennoch ergibt ein aufs Einzelne gehender Vergleich, daß zwar für die ältere Zeit mit ſteigenden Geburtenziffern auch die Sterbeziffern anſteigen, daß aber für die neuere Zeit dieſe Beziehungen ſo oft durch Ausnahmen unterbrochen werden, daß es ſchwer hält, ſeit etwa der Jahrhundertwende überhaupt noch eine ſolche Korrelation zu erkennen. Daß ſie, durch andere Einflüſſe verzerrt, dennoch beſteht, bedarf keiner Erörterung. — Als eine ſolche Urſache kommt der eigenartige Altersaufbau der Bevölkerung des preußiſchen Oſtens in Betracht. Die Sterblichkeit iſt unter ſonſt gleichen Vorausſetzungen dort am höchſten, wo Kinder und Alte unverhältnismäßig ſtark, die mittleren Altersſtufen dagegen ſchwach vertreten ſind. Nun werden, wie bereits beſchrieben, allen öſtlichen Bezirken im Wege der Fortwanderung über lange Jahrzehnte hin große Kontingente der mittleren Altersklaſſen entzogen, ſo daß gegenüber den empfangenden Gebieten die abgebenden Gebiete des Oſtens meiſt eine zugleich junge und überalterte Bevölkerung haben. Die ungünſtige Sterbebewegung des Oſtens wird dadurch z. T. erklärt, und ein Vergleich des Altersaufbaues der Bevölkerung der einzelnen Regierungsbezirke mit deren Sterbebewegungen beſtätigt, daß dieſe vom Altersaufbau mitbedingt werden. Umgekehrt wird aber auch der Altersaufbau von der Sterbebewegung beeinflußt. Dieſes wechſelſeitige Verhältnis von Urſache und Wirkung, primär ausgelöſt durch die Wanderungsbewegung, kompliziert den Zuſammenhang ſo ſehr, daß der Verſuch eines zahlenmäßigen Nachweiſes nur unzureichend gelingt. Es erhebt ſich, da die Wanderungsbewegung nicht ſelbſt nur Urſache der Gegenausleſe, der ungünſtigen Altersſtruktur und damit einer erhöhten Sterblichkeit, ſondern zugleich Folge einer Vorurſache iſt, die Frage, worin die letztlich alle dieſe Wirkungen auslöſende urſprüngliche Verurſachung beſteht. Es iſt nicht bereits hier der Ort, auf die Urſachen der Wanderungsbewegung einzugehen. Soviel aber ſoll vorweggenommen werden, daß die Haupturſache innerhalb einer ganzen Urſachenreihe in der Wirtſchaftsſtruktur des Oſtens zu ſuchen iſt. Dieſer Zuſammenhang beſteht inſofern, als im Oſten allgemein die agrariſche Struktur der Wirtſchaft bei gleichzeitigem Mangel an ausreichenden Induſtrien die Wanderungsbewegung auslöſt und andererſeits in den wenigen Induſtriegebieten und in den Städten des Oſtens der geringe Wohlſtand der Bevölkerung eine ebenſo günſtige Entwicklung der Sterbebewegung verhindert, wie ſie ſonſt in Stadt- und Induſtriegebieten zu beobachten iſt. — Daneben gibt es noch zahlreiche weitere Urſachen, die zur Erklärung der hohen Sterblichkeit des preußiſchen Oſtens herangezogen werden müſſen. Alle Schilderungen aus dem vergangenen Jahrhundert beweiſen, daß die Wohnverhältniſſe[9] im Oſten ſtets ſchlechter waren als im Durchſchnitt für Reich und Staat. Dieſe Imparität zwiſchen Oſten und Weſten beſteht z. T. noch heute. Die Ungunſt der Wohnverhältniſſe hat zur Erhöhung der Sterblichkeit im Oſten beigetragen. — Ähnlich verhält es ſich mit dem Geſundheitsweſen. Im Oſten gibt es, im Laufe der vergangenen Jahrzehnte zunehmend, mehr Gebrechliche als im Reichs- und Staatsdurchſchnitt. Von ſämtlichen Oſtprovinzen ſteht nur Oberſchleſien etwas günſtiger. Die Statiſtik unterſcheidet nicht zwiſchen erblichen Gebrechen und Erkrankungsgebrechen. Inſofern kann man zunächſt nicht feſtſtellen, ſondern nur vermuten, daß der Volkskörper des preußiſchen Oſtens allgemein eine wenig günſtige Erbgeſundheit aufweiſt, was wiederum mit der ganzen wirtſchaftlichen und ſozialen Entwicklung, insbeſondere der Fortwanderung, zuſammenhängt, die in erſter Linie die kräftigen und aktiven Elemente abgezogen hat, während die ſchwächeren und paſſiven Elemente im Oſten zurückgeblieben ſind. Soweit es ſich aber um Erkrankungsgebrechen handelt, kommt unmittelbar das Geſundheitsweſen in Betracht. Die hohen Gebrechlichen- und Sterbeziffern ſind eindeutig dadurch mitbedingt, daß die wirtſchaftlich und ſozial ungünſtige Lage der Bevölkerung im Oſten — man denke daran, daß dieſe Ausſage für einen Zeitraum von mehr als hundert Jahren gilt — mehr zum Verzicht auf rechtzeitige ärztliche Hilfe zwingt als in anderen Gebieten des Reiches. Zugleich iſt das Geſundheitsweſen im Oſten vergleichsweiſe weniger gut ausgebildet als im übrigen Reich, ſo daß auch die Möglichkeit der Inanſpruchnahme ärztlicher Hilfe und der Einrichtungen des Geſundheitsweſens beeinträchtigt iſt. Mir liegen ältere und neuere Überſichten[10] in hinreichender Anzahl vor, die beweiſen, daß der Oſten mit Ärzten, Apothekern, Hebammen und Krankenpflegeperſonen ſchlechter ausgeſtattet iſt als das Reich im Durchſchnitt. Hinſichtlich der Heilanſtalten[11] ergibt ſich ſogar die groteſke Tatſache, daß ſowohl die Bettenbereitſchafts- wie auch die Verpflegten- und Bettenausnutzungsziffern im Oſten durchſchnittlich geringer als im allgemeinen Durchſchnitt für das Staatsgebiet ſind. Die vorhandenen Einrichtungen blieben alſo in Vergangenheit und neuerer Zeit hinter denjenigen der übrigen Landesteile zurück, andererſeits wurden ſie in dem vorhandenen Umfang nicht einmal voll ausgenutzt. Die ungünſtige Entwicklung des Geſundheitsweſens und die ungünſtige wirtſchaftliche und ſoziale Lage im preußiſchen Oſten wirkten und wirken zuſammen, wodurch die Sterbebewegung erneut geſteigert wird. — Es gibt noch weitere Urſachen, die zur Erhöhung der Sterbebewegung im Oſten beitragen. Sie können hier nicht ſämtlich erörtert werden.

---

[7] Desgl., S. 217 (mit Einzelquellen).

[8] Desgl., S. 218ff. (mit Einzelquellen).

---

[9] Die Ergebniſſe der Reichswohnungszählung von 1927 ſind veröffentlicht in Statiſtik des Deutſchen Reiches, Bd. 362 I und II, Berlin 1930, ſowie in Preuß. Statiſtik, Bd. 299, Berlin 1930.

Die ungünſtige Sterbebewegung des Oſtens hat in gewiſſem Umfang die Bevölkerungsentwicklung negativ beeinflußt. Offen bleibt aber dabei, ob im Falle einer günſtigeren Sterbebewegung der zuſätzliche Geburtenüberſchuß ſich nicht vermittels noch ſtärkerer Fortwanderung einen Abfluß verſchafft hätte, da der Lebensraum des Oſtens in ſeiner bisherigen Geſtaltung der Bevölkerungszunahme relativ enge Grenzen ſetzt. Darüber wird indes erſt die Unterſuchung der Wanderungsbewegung Aufſchluß verſchaffen.

Über die Säuglingsſterblichkeit ſollen nur die wichtigſten Tatſachen hervorgehoben werden. Die uns ſeit 1875 zur Verfügung ſtehenden Statiſtiken[12] erhärten, daß die Säuglingsſterblichkeit im preußiſchen Oſten ſtändig höher iſt als im Durchſchnitt für Reich und Staat. Die drei ſchleſiſchen Bezirke treten mit beſonders hohen Säuglingsſterbeziffern hervor, während der Regierungsbezirk Köslin (wie ſchon bei der allgemeinen Sterblichkeit!) auffallend geringe Ziffern aufweiſt. Mit ſteigenden Anteilen der jüngſten Altersſtufen am Altersaufbau der Bevölkerung ſteigen auch die Anteile der Säuglingsſterblichkeit an der geſamten Sterblichkeit der einzelnen Regierungsbezirke, während ſie mit ſteigenden Anteilen der mittleren und höheren Altersſtufen ſinken. Die Überhöhung der Säuglingsſterblichkeit im Oſten wird aber in erſter Linie durch die ungünſtige wirtſchaftliche und ſoziale Lage großer Teile der Bevölkerung bedingt. Unzweckmäßige Sitten und Gebräuche bei der Kinderaufzucht treten hinzu. In gleicher Richtung wirken die ungünſtigen Wohnungsverhältniſſe und die unzureichende Entwicklung des Geſundheitsweſens ein. Nicht ſchon bewieſen, aber zu vermuten iſt, daß die ungünſtigere Erbgeſundheit der Bevölkerung des preußiſchen Oſtens ſich in einer erblich bedingten Erhöhung der Säuglingsſterblichkeit geltend macht. Da hierfür der Ausleſeprozeß der Fortwanderung entſcheidend iſt, dieſer aber von der unzureichenden Geſtaltung des ganzen öſtlichen Lebensraumes verurſacht wird, ſchließt ſich die Kette von Urſachen und Wirkungen wieder in gleicher Weiſe wie bei der allgemeinen Sterblichkeit und beim Altersaufbau.

---

[10] Vgl. die laufenden Überſichten in den Statiſtiſchen Jahrbüchern für das Deutſche Reich und für Preußen.

[11] W. Gajewſki, 50 Jahre preußiſcher Heilanſtalts-Statiſtik (1879—1929), Zeitſchr. d. Preuß. Stat. Landesamtes. Berlin 1934, 1. u. 2. Abt., S. 144ff.

[12] Vgl. die laufenden Überſichten in den Stat. Jahrbüchern für das Deutſche Reich und für Preußen.

Der vereinigte Einfluß der Geburten- und Sterbebewegung prägt ſich im Geburtenüberſchuß aus. Auch hierüber folgen anſtatt einer jahrweiſe geſchloſſenen Überſicht beiſpielhaft nur einige wenige Zahlenangaben (Geburtenüberſchußziffern auf 1000 Einwohner)[13]:

Gebiete	1816/19	1841/43	1872/75	1901/05	1913	1925	1932
Reg.-Bez. Königsberg	21,3	10,6	11,4	10,8	12,0	11,0	7,7
„ Gumbinnen	24,6	9,3	12,5	10,9	11,8	11,9	7,2
„ Allenſtein . .	—	—	—	15,8	15,4	16,2	10,8
„ Marienwerder bzw. Weſtpr.	25,6	16,2	15,2	18,9	17,7	11,9	8,9
„ Köslin . . .	18,4	17,3	18,0	16,1	14,6	12,6	7,3
„ Stettin . .	17,0	16,1	15,6	12,4	9,6	9,2	4,8
„ Frankfurt a. O.	18,6	13,7	12,2	10,5	8,1	7,3	2,3
„ Schneidemühl	—	—	—	—	—	11,9	7,8
„ Liegnitz . .	11,6	6,7	8,1	9,0	9,2	8,6	3,3
„ Breslau . .	13,5	9,1	11,1	10,2	9,8	9,5	4,3
„ Oppeln . .	18,6	14,1	15,1	19,6	17,6	15,4	10,8
Preuß. Staat	14,9	11,7	12,3	15,2	13,2	9,1	4,5
Deutſches Reich . . .	—	10,6*	11,9	14,4	12,4	8,8	4,3

* 1841/45.

Der Blick über die letzten 120 Jahre lehrt, daß die Geburtenüberſchußbewegung des preußiſchen Oſtens insgeſamt günſtiger geweſen iſt als im Reichs- und Staatsdurchſchnitt. Die Analyſe einer ſeit 1816 jahrweiſe geſchloſſenen Überſicht[13] wird im großen ganzen auch durch den vorſtehenden Auszug beſtätigt. Der Regierungsbezirk Königsberg, unter ſämtlichen (einſchl. der abgetrennten) Regierungsbezirken des preußiſchen Oſtens anfangs an fünftbeſter Stelle ſtehend, blieb im weiteren Verlauf ſtändig hinter der Geburtenüberſchußbewegung des Staates zurück. Erſt nach dem Weltkriege hat ſich das Verhältnis zugunſten Königsbergs verändert. Der Regierungsbezirk Gumbinnen hatte urſprünglich die günſtigſte Geburtenüberſchußbewegung im ganzen preußiſchen Oſten, blieb aber dann ſtark zurück, ſo daß er von 1835 bis zum Weltkriege durchweg eine ungünſtigere Geburtenüberſchußbewegung aufwies als Preußen. Auch hier hat ſich erſt nach dem Weltkrieg das Verhältnis gebeſſert. Im Regierungsbezirk Allenſtein lag die Geburtenüberſchußbewegung während der kurzen Zeit des Beſtehens dieſes Bezirks (ſeit 1895) oberhalb der des Staates. Nach dem Weltkriege übertraf ſie ſogar die Geburtenüberſchußbewegungen ſämtlicher öſtlichen Regierungsbezirke. Stettins Geburtenüberſchußbewegung übertraf von 1816—1880 diejenige Preußens, ſeit dieſer Zeit blieb ſie ſtändig, und zwar mit deutlicher Verſchlechterungstendenz, dahinter zurück. Der Bezirk Köslin ſtand mit ſeiner Geburtenüberſchußbewegung von 1816—1880 an den beſten Stellen. Seit dieſer Zeit hat er ſeinen günſtigen Platz mehr und mehr an die Bezirke Allenſtein und Oppeln abgeben müſſen. Trotzdem iſt ſeine Geburtenüberſchußbewegung auch nachher noch weit günſtiger geweſen als im geſamten Staat. Auch im Bezirk Frankfurt a. d. O. war die Geburtenüberſchußbewegung anfangs bedeutend günſtiger als im Staat, ſeit 1880 blieb ſie zunehmend zurück, ſo daß in dieſem Bezirk nach dem Weltkriege die Geburtenüberſchußbewegung die ungünſtigſte im ganzen preußiſchen Oſten war. Für den Regierungsbezirk Schneidemühl ſtehen nur Nachkriegsziffern zur Verfügung. Sie liegen günſtiger als im Reichs- und Staatsdurchſchnitt. Unter allen Bezirken des preußiſchen Oſtens ragen Breslau und Liegnitz als die Bezirke hervor, deren Geburtenüberſchußbewegung ſeit 1816, alſo ſeit mehr als einem Jahrhundert, bedeutend ungünſtiger geweſen iſt als im Staat. In der Reihe der Regierungsbezirke des preußiſchen Oſtens ſtehen ſie ſtets, nur mit einer unbedeutenden Einſchränkung für die Nachkriegszeit, an den beiden ſchlechteſten Stellen. Ganz im Gegenſatz dazu hat der Bezirk Oppeln, abgeſehen von der Zeit von 1835—1852, ſtändig eine ſehr günſtige Geburtenüberſchußbewegung aufzuweiſen. Vor dem Weltkriege ſtand er noch günſtiger als der Bezirk Allenſtein.

---

[13] Rogmann, a. a. O., S. 226 (mit Einzelquellen).

Eine Analyſe der Gründe dieſer ganz verſchiedenartigen Entwicklung iſt, ſoweit dies aus Raumgründen überhaupt möglich war, bereits bei der Beſchreibung der Geburten- und der Sterbebewegung erfolgt. Zu bedenken bleibt, daß der Einfluß der Geburten- und der Sterbebewegung auf die Höhe des Geburtenüberſchuſſes in den einzelnen Regierungsbezirken ſehr verſchieden war. Damit ſind der inneren Vergleichbarkeit der Geburtenüberſchußziffern von Bezirk zu Bezirk Grenzen geſetzt. Unwiſſenſchaftlich iſt es daher auch, wie dies von der polniſchen Propaganda bisweilen geſchieht, lediglich aus den höheren oder geringeren Geburtenüberſchüſſen der einzelnen Bezirke auf raſſiſche, völkiſche oder nationale Zuſammenhänge ſchließen zu wollen. — Eins aber ſei am Schluß noch einmal hervorgehoben: Allgemein günſtigen Geburtenziffern ſtehen im Oſten ungünſtige Sterbeziffern gegenüber; dieſe mindern aber im Durchſchnitt die öſtlichen Geburtenüberſchußziffern nicht unter die Durchſchnittsziffern von Reich und Staat herab, die Geburtenüberſchüſſe bleiben vielmehr meiſt oberhalb der Reichs- und Staatsdurchſchnitte. Somit iſt klar, daß es nicht in erſter Linie die natürliche Bevölkerungsbewegung geweſen iſt, die die eingangs beſchriebene ungünſtige Bevölkerungsentwicklung des preußiſchen Oſtens verurſacht hat. Entſcheidend bleibt die Wanderungsbewegung. Erkennt man die durch ſeine unzureichende innere Ausſtattung bedingte relative Begrenztheit des oſtdeutſchen Lebensraumes an, was im zweiten Hauptteil des Aufſatzes nachzuweiſen verſucht wird, ſo ergibt ſich nur der eine logiſche Schluß, daß bei noch ſtärkerer Geburtenüberſchußbewegung auch die Wanderungsbewegung des Oſtens noch ſtärker geworden wäre.

Der nunmehr folgende Teil der Unterſuchung wird die Wanderungsbewegung insgeſamt und getrennt nach Auswanderung und Binnenwanderung betrachten.

Der geſamte Wanderungsverluſt (alſo Aus- und Einwanderung, Ab- und Zuwanderung zuſammengerechnet) betrug für den preußiſchen Oſten von 1840—1910 im Vorkriegsumfange und von 1910—1933 ohne abgetrennte Gebiete faſt 4,5 Millionen Menſchen. Davon entfällt auf die Auswanderung — nach außerdeutſchen

Ländern — ein Verluſt von 1,125 Millionen Menſchen, auf die Binnenwanderung — vom preußiſchen Oſten in andere Reichsgebiete — ein Verluſt von 3 Millionen Menſchen. Die Abwanderung aus dem Oſten iſt alſo auf ſeine Bevölkerungsentwicklung von größerem Einfluß geweſen als die Auswanderung. So hoch die Wanderungsverluſte des preußiſchen Oſtens auf den erſten Blick erſcheinen mögen, ſie geben doch nicht die ganze Größe wieder. Bedenkt man, daß mit den fortgewanderten 4,5 Millionen zugleich auch ihre Kinder und Kindeskinder dem Oſten verloren gegangen ſind, ſo darf der ganze Verluſt wohl auf 8—10 Millionen Menſchen geſchätzt werden. Das iſt eine Rieſenziffer, die die volle Größe des Verluſtes zum Bewußtſein bringt. Die nachfolgende Gegenüberſtellung[14] gliedert die Wanderungsbilanz für größere Zeiträume auf (Wanderungsverluſte —, Wanderungsgewinne +):

	1840—1871	1871—1910	1910—1933
im Reich	—	— 2472000	+ 96000
in Preußen	— 538000	— 1619000	+ 310000
im preuß. Oſten	— 523000	— 3460000	— 422000

Die Tabelle umfaßt die Gebiete in ihrem während der angeführten Zeiträume beſtehendem Umfang. Die nachſtehende Überſicht[15] gibt die Zahlen bis 1910 für ſämtliche Gebiete im Vorkriegsumfang, der preußiſche Oſten enthält hier außerdem den Regierungsbezirk Stralſund, die Zahlen von 1910—1933 gelten für die Gebiete im Nachkriegsumfang, außerdem ſind noch kleinere Ausgleiche vorgenommen. Dann betragen die Wanderungsgewinne (+) bzw. -verluſte (—):

	1843—1871	1871—1910	1910—1933
im Reich	— 2483000	— 2475000	+ 96000
in Preußen	— 1096000	— 1634000	+ 310000
im preuß. Oſten	— 543000	— 3550000	— 417000

Aus beiden Überſichten ergibt ſich, daß innerhalb des Reiches und Preußens der preußiſche Oſten das Hauptfortwanderungsgebiet darſtellt, und daß die öſtlichen Wanderungsverluſte höher ſind als die des geſamten Deutſchen Reiches.

Gliedert man die in den beiden obigen Tabellen zuſammengefaßten Zeiträume[16] auf, ſo tritt das Auf und Ab der öſtlichen Wanderungsbewegung deutlich hervor. In den erſten vier Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts wieſen größere Gebiete des preußiſchen Oſtens noch Wanderungsgewinne auf, ſo für die Zeit von 1816—1843 Oſtpreußen von 135 500, Pommern von 61 200 Menſchen. Auch für die Zeit von 1840—1846 verzeichnete der preußiſche Oſten, ebenſo wie Preußen, noch einen Wanderungsgewinn. Aber die Periode von 1846—1849 ſchloß bereits mit einem Wanderungsverluſt von 83 000 Menſchen ab, etwas mehr als Preußen insgeſamt, das nur 81 000 Menſchen verlor. Die anſchließende Periode von 1849 bis 1852 war die letzte, in der der preußiſche Oſten noch einen Wanderungsgewinn —

---

[14] Vgl. Anm. 1, S. 91 und 232 f. (mit Einzelquellen).

[15] Statiſtik des Deutſchen Reiches, Berlin 1935, Bd. 431, 1, S. 66.

[16] Hierzu Quellen in Anmerkung 14.

27 000 Menſchen — verbuchen konnte. Er kam in erſter Linie dem Regierungsbezirk Breslau, dann den Bezirken Königsberg, Danzig, Gumbinnen und Marienwerder zugute. Aber ſchon in der nächſten Periode von 1852—1855 ergab ſich ein Wanderungsverluſt von 43 000 Menſchen. Von 1855—1858 ging er auf 3500 Menſchen zurück, ſtieg aber 1858—1861 auf 25 000, um von nun an in großen Sätzen in die Höhe zu ſchnellen, ſo daß er 1861—1864 bereits 70 000, 1864—1867 ſchon 124 000, 1867—1871 über 240 000 und 1885—1890 die Höchſtzahl von faſt 600 000 Menſchen erreichte. Mit dieſer Zahl übertraf der preußiſche Oſten die Wanderungsverluſte des ganzen preußiſchen Staates und des Deutſchen Reiches erheblich. Auch in der Periode 1890—1895 war der Wanderungsverluſt des preußiſchen Oſtens mit 408 000 Menſchen noch höher als der Wanderungsverluſt Preußens, der nur 296 000 Menſchen betrug. Die Zählperioden 1895—1900 und 1900—1905 erbrachten für Preußen und das Reich Wanderungsgewinne, im Oſten aber ſetzte ſich die bisherige Tendenz mit Wanderungsverluſten von 521 000 bzw. 399 000 Menſchen fort. In der letzten Periode vor dem Weltkriege ſtieg der Verluſt ſogar wieder auf 444 000 Menſchen an, wogegen Preußen nur einen Wanderungsverluſt von 47 000, das Reich nur einen ſolchen von 160 000 Menſchen hatte. Selbſt die Nachkriegszählung von 1925 ergab für die Zeit von 1910—1925 für den Oſten noch einen Wanderungsverluſt von 96 000 Menſchen, während Preußen einen Wanderungsgewinn von 451 000, das Reich einen ſolchen von 330 000 Menſchen aufwies. In der letzten Zählperiode — von 1925—1933 — bezifferte ſich der Wanderungsverluſt des preußiſchen Oſtens ſogar auf 326 000 Menſchen gegenüber nur 141 000 in Preußen und 234 000 im Deutſchen Reich. Mit dieſem Wanderungsverluſt iſt der preußiſche Oſten wieder an die Höchſtziffern der Vorkriegszeit herangekommen, wenn man berückſichtigt, daß es ſich um einen bedeutend kleineren Raum handelt als vor dem Kriege.

Die nachſtehende Überſicht[17] gibt die Wanderungsverluſte der einzelnen öſtlichen Provinzen durchſchnittlich jährlich auf das Tauſend der mittleren Bevölkerung an:

Provinzen	1841—1900	1900—1910
Oſtpreußen	— 5,2	— 9,1
Weſtpreußen	— 5,9	— 9,5
Pommern	— 7,2	— 8,1
Poſen	— 7,4	— 9,0
Schleſien	— 2,5	— 2,6

Für die Zeit von 1925—1933 betrug der Wanderungsverluſt in v. H. der Bevölkerung von 1925[18]:

Reg.-Bez. Königsberg	— 1,6	Reg.-Bez. Frankfurt a. O.	— 1,9
„ Gumbinnen	— 5,6	„ Schneidemühl	— 5,8
„ Allenſtein	— 7,9	„ Breslau	— 2,2
„ Weſtpreußen	— 2,7	„ Liegnitz	— 2,9
Provinz Oſtpreußen	— 4,2	Provinz Niederſchleſien	— 2,5
Reg.-Bez. Stettin (einſchl. Stralſund)	— 2,3	Reg.-Bez. Oppeln	— 2,8
Reg.-Bez. Köslin	— 6,4	Preußen	— 0,4
Provinz Pommern	— 3,8	Deutſches Reich	— 0,4

---

[17] Conrad-Heſſe, Politiſche Ökonomie, IV. Teil, Statiſtik, 1. Teil, 5. Aufl. Jena 1923, S. 237.

[18] Statiſtik des Deutſchen Reiches, Bd. 451, 1. Berlin 1935, S. 96ff.

Die höchſten Wanderungsverluſte wieſen vor dem Kriege Oſtpreußen, Weſtpreußen, Poſen und Pommern auf, während Schleſien weniger betroffen wurde. Dasſelbe Verhältnis hat ſich nach dem Kriege im verkleinerten preußiſchen Oſten erhalten. Einen Fingerzeig für dieſe Unterſchiede gibt die Wirtſchaftsſtruktur, die innerhalb Schleſiens mehr Induſtrie aufweiſt als in den anderen Gebieten.

Die Auswanderung hat, wie ſchon erwähnt, für die Bevölkerungsentwicklung des preußiſchen Oſtens nicht die gleiche Bedeutung gehabt wie die Abwanderungsbewegung. Die geſamten Wanderungsverluſte des preußiſchen Oſtens in ſeinem jeweiligen Umfange betrugen von 1840—1933 faſt 4,5 Millionen Menſchen, von denen 1,125 Millionen[19] auf die Auswanderung entfielen.

In der Zeit von 1844—1859 überſtieg der Auswanderungsverluſt den preußiſchen Durchſchnitt in den Regierungsbezirken Stettin, Köslin, Frankfurt a. d. O., in der Zeit von 1860—1866 in den Regierungsbezirken Stettin, Bromberg, Köslin, in der Zeit von 1867—1871 in den Regierungsbezirken Stettin, Bromberg, Marienwerder, Köslin und Danzig. Die beiden Provinzen Pommern und Weſtpreußen, ſpäter mit Poſen, ſtellten das Hauptauswanderungsgebiet des preußiſchen Oſtens dar. Aus dieſer Reihe iſt Pommern ſeit 1907 ausgeſchieden. Nach dem Kriege ſtand die Provinz Grenzmark Poſen-Weſtpreußen mit den höchſten Auswanderungsziffern an der Spitze. Im Durchſchnitt der ganzen Zeit ſeit 1844 hatte Schleſien, dann Oſtpreußen die geringſten Auswanderungsverluſte. Sie lagen faſt ſtets unter dem Staats- und Reichsdurchſchnitt.

Die deutſche Auswanderungsbewegung[20] begann im 18. Jahrhundert in den ſüdlichen Gebieten des Reiches, pflanzte ſich über den Weſten, wo ſie in den fünfziger Jahren ihren Höhepunkt erreichte, nach der Mitte fort und ging in den achtziger Jahren einem erneuten Höhepunkt in den öſtlichen Gebieten entgegen. Von hier ſtaute ſie ſich wieder nach Weſten zurück. Die zeitliche und regionale Verſchiedenheit der Auswanderungsintenſität läßt ſchon darauf ſchließen, daß neben allgemeinen Urſachen zeitlich und regional bedingte Sonderurſachen wirkſam geweſen ſein müſſen. Es kommen in erſter Linie religiöſe, politiſche, wirtſchaftliche und ſoziale Gründe in Betracht. Während jene Gründe im Südweſten und Weſten des Reiches ſchon im 18. Jahrhundert eine Auswanderungsbewegung geſchaffen hatten, blieb in den nördlichen und öſtlichen Gebieten Preußens bei der dort bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts noch herrſchenden Agrarverfaſſung, der Gebundenheit der landwirtſchaftlichen Bevölkerung und der geringen Entwicklung der Verkehrsmittel eine Auswanderung in größerem Umfange unmöglich. Im Gegenteil, dieſe Gegenden waren bis zum Beginn der vierziger Jahre noch Einwanderungsgebiete. Das änderte ſich aber allmählich. Je mehr die öſtlichen Gebiete an den großen Verkehr angeſchloſſen wurden, ihre Bevölkerung mit der des übrigen Landes in Berührung kam, je mehr infolgedeſſen auch hier, vor allem im Zuſammenhang mit der Steinſchen Agrarverfaſſungsreform, eine Steigerung der Lebensbedürfniſſe ſich geltend machte und der neue Geiſt dieſer Zeit eindrang, um ſo mehr griff auch hier die Auswanderungsbewegung um ſich. — Im Südweſten und Weſten war es vorzüglich der

---

[19] T. Bödiker, Die Auswanderung und Einwanderung des preußiſchen Staates, Zeitſchr. d. Kgl. Preuß. Bureaus. Berlin 1873, S. 11 und 1874, S. V ſowie Rogmann, a. a. O., S. 236 ff. (mit Einzelquellen)

[20] Für das Folgende das wichtigſte Schrifttum: Wilhelm Mönkmeier, Die deutſche überſeeiſche Auswanderung. Tübingen 1912; v. Waltershauſen-A. Sartorius, Auswanderung, Handwörterbuch der Staatswiſſenſchaften, 4. Aufl., 2. Bd. Jena 1924 (mit wichtigen Einzelquellen); Bödiker, vgl. Anm. 19; Friedrich Burgdörfer, Die Wanderungen über die deutſchen Reichsgrenzen im letzten Jahrhundert, Allg. Stat. Archiv, 20. Bd. Jena 1930.

Parzellenbetrieb, im Oſten das Vorherrſchen des Großgrundbeſitzes, das die geiſtigen und wirtſchaftlich-ſozialen Strömungen dieſer Zeit verſtärkte. Mit der Steinſchen Reform und ihrer den Abſichten Steins nicht entſprechenden Verwirklichung wurde im Oſten eine neue Verſtärkung der Geburtenbewegung ausgelöſt, die die bereits vorhandene ländliche Überbevölkerung noch weiter ſteigerte. Dieſer wachſende Druck entlud ſich im Wege einer erhöhten Fortwanderung aus dem Oſten, an der auch die Auswanderung ihren Anteil hatte. Von der Goltz gelangte zu dem Ergebnis, daß mit der Zunahme des Anteils des Großgrundbeſitzes an der Geſamtfläche auch die Auswanderung anſteige. Sodann trug die ländliche Arbeitsverfaſſung Oſtelbiens zu der Auswanderung bei. Einer verhältnismäßig kleinen Oberſchicht von Grundbeſitzern ſtand eine große Unterſchicht, das ländliche Arbeiterproletariat, ſchroff gegenüber. Der vermittelnde Übergang einer größeren Mittelſchicht von Bauern und kleinen Grundbeſitzern fehlte. Die Möglichkeit, auf eigner Scholle ſeßhaft zu werden, blieb allzu beſchränkt. Hinzu kamen die wirtſchaftlichen Umgeſtaltungen in der Landwirtſchaft, die techniſchen Veränderungen, die Kapitaliſierung des Betriebes, die Ausbildung des Verkehrs uſw., alles Vorgänge, die die ganze ſoziale Verfaſſung neu geſtalteten und für die ländliche Arbeiterbevölkerung vollkommen veränderte Verhältniſſe ſchufen. Teils, aber nicht nur der geringe Lohn, mehr noch die Unmöglichkeit, auf eigenen Grund und Boden ſeßhaft zu werden, veranlaßten große Teile zur Auswanderung. Die ſtarre Unbeweglichkeit des einmal durch Fideikommiß oder auf andere Weiſe geſchloſſenen Großgrundbeſitzes wurde durch das geltende Hypothekarrecht verſtärkt, das die Haftung des ganzen Grundſtückes für jede einzelne Hypothek verlangte, ſo daß ohne die Genehmigung ſämtlicher Hypothekargläubiger nicht das kleinſte Stück Boden abgetrennt werden konnte. In allen Schilderungen aus dieſer Zeit klingt der Gegenſatz durch, der zwiſchen dem Landhunger weiter Teile der öſtlichen Bevölkerung und dem ſtarren Feſthalten des Großgrundbeſitzes an dem einmal erworbenen Boden bei vielfach unwürdigen ſozialen Verhältniſſen innerhalb der Landarbeiterbevölkerung beſtand. Negativ wirkte ſich auch die Iſolierung der ſelbſtändigen Gutsbezirke von der Dorfgemeinde aus, wodurch wiederum die Stärkung des Zuſammengehörigkeitsgefühls aller Schichten der ländlichen Bevölkerung erſchwert wurde. Neben dieſen Urſachen wirkten andere Gründe auf die Auswanderungsbewegung ein, ſo ſchlechte Ernten, Teuerungen und andere Notzeiten. In der Nachkriegszeit iſt deutlich der Einfluß der Grenzziehung nachweisbar.

Oſtpreußen und Schleſien waren an der Auswanderungsbewegung ſchwächer beteiligt als die anderen Oſtprovinzen. Das bedarf einer Erklärung. In Oſtpreußen ſtanden Groß- und Kleinbeſitz einander nicht ſo ſchroff gegenüber wie in den anderen öſtlichen Provinzen. Auch ging die Zerſetzung der alten Arbeitsverfaſſung in Oſtpreußen langſamer vor ſich. Zudem ſtand Oſtpreußen in bezug auf den Volkswohlſtand ſtets an letzter Stelle. Dem Landarbeiter war zwar der Erwerb einer eigenen Scholle leichter möglich, aber meiſt konnte er dieſe Möglichkeit nicht benutzen, weil infolge des außerordentlich niedrigen Lohnes ſeine Mittel hierfür nicht ausreichten. Seine Armut aber hinderte ihn ebenſoſehr an der Auswanderung. Um ſo ſtärker beteiligte er ſich an der Abwanderung nach Mittel- und Weſtdeutſchland, die geringere Mittel erforderte. Ob die große Heimatliebe der Maſuren neben ihrer großen Armut der Auswanderung hindernd im Wege ſtand, wird teils bejaht, teils verneint. — Einen anderen Sachverhalt weiſt Schleſien auf. Im Gegenſatz zu Oſtpreußen nahm hier, ähnlich wie in den übrigen Oſtprovinzen, den größten Teil der landwirtſchaftlichen Fläche der Großgrundbeſitz ein. Als Gegengewicht wirkte aber das Vorhandenſein einer gut entwickelten Induſtrie. Der hohe Geburtenüberſchuß

Oberſchleſiens wanderte in erſter Linie in das oberſchleſiſche Induſtriegebiet ab, erzwang ſich aber auch Eingang in die niederſchleſiſche Induſtrie. Dieſem Vordringen des ländlichen Geburtenüberſchuſſes Oberſchleſiens nach Niederſchleſien kam der Umſtand entgegen, daß die Regierungsbezirke Liegnitz und Breslau eine durchſchnittlich ungünſtige Geburtenüberſchußbewegung hatten. Immerhin hat die einheimiſche ſchleſiſche Induſtrie nicht den ganzen ländlichen Geburtenüberſchuß abgenommen, ſo daß weſentliche Teile, allerdings weit ſchwächer als in den übrigen Oſtprovinzen, aus- und abwanderten. Daß die Auswanderung aus Schleſien im ganzen ſo gering blieb, mag ferner damit zuſammenhängen, daß die ſchleſiſche Bevölkerung, weil ſie den gewerblich-induſtriellen Betrieb aus eigener Anſchauung kannte, die Fortkommensmöglichkeiten mit Hilfe der Abwanderung höher einſchätzte als diejenigen der überſeeiſchen Auswanderung.

Für alle Oſtprovinzen, vor allem aber für Poſen und Weſtpreußen, trat noch ein beſonderes Moment dazu, das anzuführen auch heute noch lehrreich ſein mag. Es beſtand in dem Vordringen des Polentums. Der bedürfnisloſe Pole hatte ſeit Jahrzehnten mit beſonderer Heftigkeit verſucht, dieſen beiden Provinzen ſeinen Stempel aufzudrücken. Es gelang ihm dies z. T. ſchon infolge ſeiner Überlegenheit in der natürlichen Bevölkerungsbewegung gegenüber den deutſchen Volksteilen. Verſchärfend wirkte der zunehmende große Zuzug polniſcher Arbeiter, die den anſpruchsvolleren eingeſeſſenen Arbeiter verdrängten und die Entwicklung eines heimiſchen, freien Arbeiterſtandes im Keime erſtickten. Es beſtand ein regelrechter circulus vitiosus: die maſſenhafte Fortwanderung der landwirtſchaftlichen Bevölkerung in der Form der Aus- und Abwanderung hatte, beſonders ſeit den achtziger Jahren, die Zuwanderung aus Polen, Rußland, Galizien und anderen Ländern zur Folge. Die Zuwanderung fremder Arbeitskräfte ſtieg immer mehr. Infolge ihres tieferen Lebensniveaus trugen ſie alsbald dazu bei, die Einheimiſchen noch weiter zu verdrängen. Die Deutſchen wanderten fort, weil die Fremden einwanderten, und die Fremden wanderten ein, weil die Einheimiſchen fortwanderten. Der Import an Arbeitskräften aus Polen war alſo nicht nur Wirkung, ſondern auch Urſache der deutſchen Aus- und Abwanderung.

Die Ein- und Aus- ſowie die Zu- und Abwanderung traf ſomit in ſtaffelförmigem Zuſammenwirken zuſammen. Schon eine engliſche Enquête vom Jahre 1870 hatte feſtgeſtellt, daß vom Oſten Europas über die Mitte nach dem Weſten und von dort nach Überſee ein Druck ſtattfinde, der dieſem Zuſammenwirken von Ab- und Auswanderung entſpreche. Es ſei mit einem Wort das Beſtreben der Wanderung zum nächſtbeſten Platz. Und in der Tat ſpricht das Stärkeverhältnis zwiſchen der Auswanderung der öſtlichen Provinzen und der der Mitte und des Weſtens für die Vermutung, daß der bedürfnisloſere Volksgenoſſe aus dem Oſten oft eine Verbeſſerung ſeiner Lebensbedingungen ſchon in der Mitte und im Weſten des Vaterlandes, der durch die Zuwanderung ſelbſt wiederum in ſeinen Exiſtenzmöglichkeiten eingeengte Volksgenoſſe aus der Mitte und dem Weſten dieſe meiſt erſt in Überſee gewährleiſtet ſah.

Eine andere Beobachtung kompliziert die beſtehenden Zuſammenhänge noch mehr, ſcheint auf den erſten Blick ſogar das ſoeben ſkizzierte ſtaffelförmige Zuſammenwirken von Ab- und Auswanderung in Frage zu ſtellen. Zieht man nämlich die Statiſtik der Berufsverhältniſſe der Aus- und Abwanderer heran, ſo ergibt ſich, daß die Abwanderung aus dem Oſten nicht geſchah, um Boden in Mittel- und Weſtdeutſchland zu erwerben, ſondern um ſtetige und beſſere Arbeitsbedingungen in der Induſtrie (und teils in der Landwirtſchaft) zu finden. Bei der Auswanderung indes war —

vor allem früher — in den meiſten Fällen der Wunſch, in den Überſeegebieten Grund und Boden zu erwerben, um wieder Bauer ſein zu können, ausſchlaggebend. Die landwirtſchaftliche Auswanderung war vielfach die typiſche Familienauswanderung. Mit dem Knappwerden des freien Bodens in Überſee iſt allmählich auch die agrariſche Auswanderung aus dem Oſten zurückgegangen. Nun iſt einzuwenden, daß die gleichen Beweggründe auch für die Maſſen der mittel- und weſtdeutſchen Auswanderer maßgebend geweſen ſein müßten. Gewiß war das z. T. der Fall, andererſeits aber muß berückſichtigt werden, daß die mittel- und weſtdeutſchen Auswanderer in höherem Maße techniſchen und kaufmänniſchen Berufen entſtammten, da ihre Heimat ihnen in ganz anderem Umfange als der Oſten ſeiner heimiſchen Bevölkerung Gelegenheit gegeben hatte, ſolche Berufe zu erlernen oder kennenzulernen. Cum grano salis iſt der Zuſammenhang zwiſchen Grundbeſitzverteilung und Auswanderung größer als zwiſchen Grundbeſitzverteilung und Abwanderung. Mit den ſelbſtverſtändlichen Einſchränkungen, die ſich aus den veränderten Verhältniſſen ergeben, liegt daher auch heute noch die Schlußfolgerung nahe, daß die Siedlung in höherem Grade der bäuerlichen und ländlichen Auswanderung als der allgemeinen Abwanderung vom Lande entgegenzuwirken befähigt iſt.

Insgeſamt aber ſind Aus- und Abwanderung Erſcheinungen, die darauf ſchließen laſſen, daß der preußiſche Oſten in ſeiner bisherigen Form und inneren Geſtaltung als Lebensraum für die eingeſeſſene und ſtark nachwachſende Bevölkerung nicht ausreicht. Darauf wird bei der Behandlung der an Bedeutung die Auswanderung weit überragenden Abwanderung näher einzugehen ſein.

Die Wirkungen der Auswanderung können in dieſem enggeſteckten Rahmen nur angedeutet werden. Die zahlenmäßige Bedeutung iſt überdies bereits vorweggenommen worden. Erörtert wurde auch ſchon der ungünſtige Einfluß auf die Altersſchichtung der Bevölkerung des preußiſchen Oſtens. Erwähnt wurde ſchließlich auch, daß es nicht die Kranken und Krüppel, ſondern die geſunden, ferner nicht die trägen, ſondern die tatkräftigeren, tüchtigeren Naturen waren, die auswanderten. Dieſe Ausleſe hat alſo vorzüglich die aktiven Raſſenelemente aus dem Oſten fortgeführt, während ſie ihm die paſſiven Elemente beließ. Nirgendwo ſonſt im Reiche hat der jahrtauſendealte Kampf der Völker um den Raum eine derart ſtarke Verzahnung herbeigeführt wie im Oſten, und nirgendwo ſonſt drängt ſich die Unterſcheidung in aktive und paſſive Raſſen ſtärker auf als hier. Stimmt die Theſe — und es iſt kaum ein Zweifel möglich —, dann beſagt ſie, daß aus dem Oſten in erſter Linie die aktiven Raſſenelemente auswanderten, während die paſſiven zurückblieben. Aber, und das iſt angeſichts der ſehr viel größeren Zahl der Abwanderer wichtig, die Theſe müßte dann auch auf die Abwanderung zutreffen. Die geſamte Fortwanderung aus dem Oſten — Aus- und Abwanderung — führte vorzugsweiſe die aktiven Raſſenelemente fort, während die paſſiven in der Heimat zurückblieben. Die aktiven Raſſenelemente des preußiſchen Oſtens wandten ſich entweder unmittelbar im Wege der Auswanderung nach Überſee, oder im Wege der Abwanderung nach dem deutſchen Weſten, von wo aus die dort eingeſeſſenen aktiven Raſſenelemente wiederum nach Überſee auswanderten. Von Oſten nach Weſten bot Deutſchland das Bild einer weichenden Front der aktiven Raſſen, zurück blieben in erſter Linie die paſſiven Raſſenelemente, und in die Lücken ſtießen Slawen vor. So etwa ſtellt ſich für die Vergangenheit das Bild dar. Und nun füge man zu dieſem Bild der weichenden aktiven Raſſenelemente aus dem Oſten den abnormen Altersaufbau und alle ſich daraus in die Zukunft fortpflanzenden Wirkungen hinzu. Iſt es dann noch weiter verwunderlich, wenn die Bevölkerung des preußiſchen Oſtens gegenüber der der Mitte und des Weſtens allgemein als paſſiv gilt, wenn ſie in der Vergangenheit mehr geführt wurde als führte, und wenn ſie es damals nicht entſcheidend vermocht hat, ſich gegenüber den aktiveren Elementen Mittel- und Weſtdeutſchlands durchzuſetzen? Stimmt jene Theſe, dann iſt die nationalſozialiſtiſche Wendung nach Oſten eine völkiſche Großtat von heute noch gar nicht überſehbarer Bedeutung. Dann bedeutet ſie, daß nicht nur der anormalen Altersentwicklung der Bevölkerung des preußiſchen Oſtens, ſondern auch ihrer langſamen Paſſivierung Einhalt geboten werden ſoll. Die aktiven Raſſenelemente im Oſten zu erhalten und der Zuwanderung aktiver Elemente aus der Mitte und dem Weſten die Wege zu ebnen, das iſt ja gerade das Mittel, mit dem der ſtändig ſich verſchärfende biologiſche Angriff des Slawentums zurückgewieſen werden ſoll. Dem Raſſenforſcher liegt es ob, den hier angedeuteten Problemen im Intereſſe der geſamten völkiſchen Exiſtenz des Deutſchtums genauer nachzugehen und zu prüfen, welche Konſequenzen ſich hieraus für die Bevölkerungspolitik des Dritten Reiches ergeben.

Seit den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts war im preußiſchen Oſten, wie bereits beſchrieben, die Auswanderung ſtets größer geweſen als die Einwanderung. Auch die Volkszählung von 1910—1925 ergab für den Oſten noch einen allgemeinen Wanderungsverluſt von 96 000 Menſchen. Wegen der beſonderen durch den Weltkrieg bedingten Verhältniſſe können die Auswanderungsziffern nicht völlig ausgegliedert werden. Es beſteht aber kein Zweifel, daß infolge der durch die Gebietsabtrennungen hervorgerufenen Verdrängung zahlreicher deutſcher Menſchen in dieſer Periode die Einwanderung in den preußiſchen Oſten größer war als die Auswanderung. Von den aus Poſen, Weſtpreußen, Oſtoberſchleſien, Danzig, aus dem Memelgebiet und Hultſchin eingewanderten rund 621 000 Perſonen[21] wohnten 1925 in Oſtpreußen, Pommern, Grenzmark Poſen-Weſtpreußen, Brandenburg (ohne Berlin), Niederſchleſien und Oberſchleſien zuſammen rund 335 000 Perſonen, alſo mehr als die Hälfte. Ähnlich wie in der Nachkriegszeit dieſer große Umſiedlungsprozeß im engeren oſtdeutſchen Raum vor ſich ging, waren auch die großen Umwälzungen in Zwiſchen- und Oſteuropa von tiefgehendem Einfluß auf die in dieſem Gebiet ſiedelnde Bevölkerung. Die bedeutſamſte Zuwanderung in das Deutſche Reich iſt aus den oſt- und ſüdoſteuropäiſchen Ländern erfolgt. Der Zuſammenbruch Rußlands und Öſterreich-Ungarns und die mit den politiſchen Umbildungen in Zuſammenhang ſtehenden wirtſchaftlichen Veränderungen, nationalen und ſozialen Umſchichtungen haben große Volksteile der Nachfolgeſtaaten in Bewegung geſetzt. Insbeſondere handelt es ſich hierbei um die Verdrängung der Deutſchen, die Auswanderung der Juden und die ruſſiſche Emigration. Dieſe Umſiedlungen haben die Einwanderung in den preußiſchen Oſten erhöht. Die Volkszählung von 1925[22] ergab insgeſamt 253 000 aus den oſteuropäiſchen, 115 000 aus den ſüdoſteuropäiſchen Staaten in das Deutſche Reich Eingewanderte. Die Statiſtik ermöglicht es aus einer ganzen Reihe von Gründen nicht, den vollen zahlenmäßigen Umfang der mit dem Weltkriege und den anſchließenden Ereigniſſen ausgelöſten Einwanderung in das Reich zu erkennen. Faßt man wieder Oſtpreußen, Pommern (ohne früheren Reg.-Bez. Stralſund), Grenzmark Poſen-Weſtpreußen, Brandenburg, Nieder- und Oberſchleſien zum preußiſchen Oſten zuſammen, ſo iſt aber doch noch die Angabe möglich, daß von der am 16. Juni 1925 im preußiſchen Oſten gezählten, vor dem 1. Auguſt 1914 geborenen Wohnbevölkerung bei Ausbruch des Krieges 309 000 Menſchen in den abgetrennten deutſchen Gebieten,

---

[21] Statiſtik des Deutſchen Reiches, Bd. 401 II. Berlin 1930, S. 538ff.

[22] Desgl., S. 540.

88 000 im übrigen Europa und 3600 in außereuropäiſchen Gebieten wohnten. Es liegt auf der Hand, daß es ſich bei dieſer Einwanderung in den preußiſchen Oſten in erſter Linie um deutſche Volksgenoſſen, erſt in weitem Abſtande auch um Angehörige fremder Völker handelte.

Der Wanderungsverkehr des preußiſchen Oſtens mit dem benachbarten Ausland hat ſich von 1925—1933[23] in ſchwächerem Maße fortgeſetzt. In dieſer Zeit wanderten aus Polen, der Tſchechoſlowakei und Litauen in den preußiſchen Oſten 22 885 Deutſche, 49 095 fremde Staatsangehörige, alſo zuſammen 71 980 Menſchen ein. In der gleichen Zeit wanderten aus dem preußiſchen Oſten in jene 3 Auslandsſtaaten 3921 Deutſche, 24 210 fremde Staatsangehörige, alſo zuſammen 28 131 Menſchen aus. Daraus ergibt ſich zugunſten des preußiſchen Oſtens ein Wanderungsgewinn von 18 964 Deutſchen, 24 885 fremden Staatsangehörigen, alſo zuſammen von 43 849 Menſchen. Die Mehrheit auch der Einwanderer fremder Staatsangehörigkeit gehörte zweifellos, wie ſich aus ihren Familiennamen und anderen Anhaltspunkten folgern ließ, dem deutſchen Volkstum an, eine gewiſſe Unſicherheit über die nationalpolitiſche Geſinnung wenigſtens eines Teiles der Einwanderer bleibt aber beſtehen. Zu Bedenken Anlaß gibt die Tatſache, daß die meiſten ausländiſchen Staatsangehörigen Oberſchleſien und Grenzmark Poſen-Weſtpreußen aufgenommen haben. Der knappe zur Verfügung ſtehende Raum erlaubt es nicht, hier ausführlicher auf Einzelheiten einzugehen.

Nachdem in aller Kürze der Umfang der geſamten Wanderungsbewegung, der Ein- und Auswanderung ſowie der nachkriegszeitlichen Wanderungsbewegung gekennzeichnet iſt, ſollen nunmehr die für die Bevölkerungsentwicklung des preußiſchen Oſtens in erſter Linie ausſchlaggebenden Binnenwanderungen betrachtet werden. Sie können infolge der unzureichenden ſtatiſtiſchen Erfaſſung nur inſoweit zahlenmäßig annähernd richtig wiedergegeben werden, als es der rohe Vergleich der geſamten Wanderungsbewegung mit der Aus- und Einwanderungsbewegung zuläßt. Von den geſamten Wanderungsverluſten des Oſtens von 1844—1933 in Höhe von 4,5 Millionen Menſchen entfielen, wie ſchon dargelegt, über 3 Millionen auf die Binnenwanderung. Dieſe 3 Millionen ſtellen den ungefähren Saldo der Abwanderung aus dem preußiſchen Oſten in andere deutſche Gebiete und der Zuwanderung aus anderen deutſchen Gebieten in den preußiſchen Oſten dar. Um die Richtung der Abwanderung zu erkennen, werden nachſtehenden öſtlichen Provinzen die hauptſächlichſten Zuwanderungsgebiete (ab S. 280 und 281) gegenübergeſtellt:

Provinzen[24]	Wanderungsverluſt von 1840—1910	Gebiete	Wanderungsgewinn von 1840—1910
Oſtpreußen	— 739 300	Berlin	+ 948 500
Weſtpreußen	— 603 100	Hamburg	+ 493 200
Pommern	— 744 100	Land Sachſen	+ 318 600
Poſen	— 877 900	Rheinprovinz	+ 429 400
Schleſien	— 673 400	Weſtfalen	+ 322 100

Die Abwanderung vollzog ſich in der Vergangenheit und vollzieht ſich in der Gegenwart in allgemein weſtlicher Richtung. Vor allem haben Berlin, Provinz Brandenburg und der induſtrielle Weſten, dann die großen Hafenſtädte des Nordens große

---

[23] Franz Semrau, Die Ein- und Auswanderung im Freiſtaat Preußen, Zeitſchr. d. Preuß. Stat. Landesamtes. Berlin 1931, S. 29—31, ſowie Berechnungen des Stat. Reichsamtes (vgl. Rogmann, a. a. O., S. 111ff. und 242f.).

[24] Conrad-Heſſe, a. a. O., S. 238.

Provinzen[25]	Wanderungsverluſt von 1910—1933	Gebiete	Wanderungsgewinn von 1910—1933
Oſtpreußen	— 206400	Berlin einſchl. Rg.-Bez. Potsdam	+ 830800
Grenzm. Poſen-Weſtpr.	— 28400		
Pommern	— 34600	Hamburg	+ 172100
Niederſchleſien	— 76100	Rheinprovinz	+ 112000
Oberſchleſien	— 76000		

Teile der Bevölkerung an ſich herangezogen. Für Schleſien ſpielt auch das Land Sachſen eine größere Rolle. Nach dem Weltkriege haben einzelne Gebiete, wie Weſtfalen und Land Sachſen, ſtatt der Wanderungsgewinne der Vorkriegszeit Wanderungsverluſte gehabt, ohne daß aber damit geſagt wäre, daß ſie nun nicht mehr zu den Zuwanderungsgebieten für die Abwanderer des preußiſchen Oſtens gehörten. Denn es iſt durchaus möglich, daß Zuwanderung vom Oſten und Ab- ſowie Auswanderung aus dieſen Gebieten ſich z. T. überdeckt haben.

Tiefere Einblicke in die Wanderungsrichtung vermittelt die Gebürtigkeitsſtatiſtik. Zwar kennzeichnet ſie nur die Wanderungen der gleichzeitig Lebenden und zählt alle mehrfach Umhergewanderten nur je einmal, aber ſie läßt die Geburtsorte der Zugezogenen und die Aufenthaltsorte der Weggezogenen im Augenblick der Zählung erkennen, ſo daß ſich Stärke und Richtung der Wanderbewegung genauer verfolgen laſſen, während die Differenzmethode, die bei der Wanderungsſtatiſtik allgemein Anwendung findet, lediglich dartut, um welche Zahl die Differenz zwiſchen den Bevölkerungsbeſtandszahlen zweier Zählungen den Geburtenüberſchuß der zwiſchen den Zählungen liegenden Zeit unter- oder überſchreitet. Die Differenzmethode, der die Zahlenangaben auch der bisher in dieſem Aufſatz enthaltenen Darlegungen über die allgemeine Wanderungsbilanz und die Binnenwanderung zu verdanken ſind, läßt alſo völlig die Frage offen, wieweit das Ergebnis auf innere und wieweit es auf äußere Wanderungen zurückzuführen iſt. Die für die Zähljahre 1871, 1880, 1890, 1900 und 1907 zur Verfügung ſtehenden Ergebniſſe der Gebürtigkeitsſtatiſtik[26] können hier aus Raumgründen nicht näher betrachtet werden, obwohl es reizvoll wäre, einmal darzulegen, wo im Wechſel der Zeiten die Abwanderer der einzelnen Oſtprovinzen eine neue Heimat gefunden haben. Um aber doch einen gewiſſen Anhalt zu bieten, ſei wenigſtens die Überſicht der Berufszählung von 1907[27] (Tab. S. 282) angefügt.

Schließt man die Provinzen Oſtpreußen, Weſtpreußen, Poſen, Pommern und Schleſien zum Hauptgebiet des preußiſchen Oſtens zuſammen, ſo geben die Schlußzahlen der Überſicht an, wieviele von den in dieſen Provinzen geborenen Perſonen im Jahre 1907 außerhalb des preußiſchen Oſtens und innerhalb des übrigen Reichsgebiets gezählt wurden: 489 000 gebürtige Oſtpreußen, 315 000 gebürtige Weſtpreußen, 474 000 gebürtige Poſener, 387 000 gebürtige Pommern und 663 000 gebürtige Schleſier, alſo 2 328 000 im preußiſchen Oſten geborene Menſchen. Da im Jahre 1907 nur noch ein Teil der im Laufe der vergangenen Jahrzehnte aus dem Oſten abgewanderten Menſchen lebte, geben dieſe Zahlen naturgemäß nur einen Ausſchnitt aus der geſamten Oſtweſtwanderung wieder. Immerhin erhärtet die Überſicht, daß die Oſtprovinzen untereinander nur in ſehr geringem Wanderverkehr ſtanden, wogegen die Abwanderung nach der Mitte und nach dem Weſten des Reiches beherrſchend in den Vordergrund tritt. Damit iſt erwieſen, daß es ſich in großem Umfange um Fernwanderungen handelt.

---

[25] Statiſtik des Deutſchen Reiches, Bd. 401, II. Berlin 1930, S. 543 ſowie Bd. 451, I. Berlin 1935, S. 66.

[26] Zeitſchr. d. Kgl. Preuß. Stat. Landesamtes, 47. Jahrg. Berlin 1907, S. 38/39; Statiſtik des Deutſchen Reiches, Bd. 210, 1, Abt. IX, Teil 1. Berlin 1910, S. 68ff.

[27] Statiſtik des Deutſchen Reiches, Bd. 210, 1, Abt. IX, Teil 1. Berlin 1910, S. 68ff.

Zählgebiete	Von den bei der Berufszählung am 12. Juni 1907 in den Zählgebieten gezählten Perſonen ſind geboren in:				
	Oſtpreußen	Weſtpreußen	Poſen	Schleſien	Pommern
Prov. Oſtpreußen	1899877	28069	6589	5354	5616
„ Weſtpreußen	66984	1428447	28904	9012	26167
„ Poſen	8780	43218	1752376	43605	13538
„ Schleſien	8984	8963	58795	4676143	8505
„ Pommern	13986	36873	17095	10596	1501510
Mecklenburg-Schwerin und Strelitz	4589	7230	5221	3394	20280
Prov. Schleswig-Holſtein	25890	14238	9785	11560	19322
Lübeck	1414	804	673	1202	1803
Hamburg	15361	8259	6335	13157	14455
Prov. Brandenburg	83411	76298	119037	155135	131393
Stadt Berlin	98205	80359	103793	142215	127033
Prov. Hannover	20397	10565	20938	18306	10294
Schaumburg-Lippe und Lippe	392	341	507	558	265
Oldenburg	1720	1126	1585	2792	1948
Bremen	3033	1772	2245	3019	2201
Prov. Sachſen	12937	13432	33477	43931	12572
Braunſchweig und Anhalt	8661	3383	8564	9779	3687
Königreich Sachſen	6488	4909	11156	118381	6499
Thüringen	2199	1779	3478	11043	2473
Prov. Heſſen-Naſſau	4665	3803	4945	10851	4107
Waldeck	189	94	200	287	165
Prov. Weſtfalen	114871	43551	83873	50710	8075
„ Rheinland	73428	35736	46915	42931	12589
Heſſen	1770	1315	1604	3402	1376
Königreich Bayern	2157	1478	1770	6814	1815
Pfalz	406	255	339	764	220
Elſaß-Lothringen	4214	3070	5232	6067	2525
Baden	1722	1071	2035	4196	1507
Württemberg	718	435	590	2058	665
Hohenzollern	11	11	19	33	29
Deutſches Reich ausſchl. ſämtl. 5 Geburtsprovinzen des preußiſchen Oſtens	488848	315314	474316	662585	387298

Die Ergebniſſe der Volkszählungen von 1910 und 1919 haben die Gebürtigkeit der ortsanweſenden Bevölkerung nicht zur Darſtellung gebracht. Ebenſo enthält die reichsſtatiſtiſche Darſtellung der Zählung von 1925 über die Wanderungswege keine näheren Angaben. Es wird darin nur nach ſeßhafter und bewegter Bevölkerung unterſchieden. Das Material ſtützt ſich auf die Wohnſitzbefragung, die allerdings, wie ſchon im Abſchnitt über die Einwanderung nach dem Weltkriege aus den abgetrennten Gebieten und dem Ausland beſchrieben, nur den Teil der Bevölkerung erfaßte, der vor dem 1. Auguſt 1914 geboren war. Außerdem beſchränkten ſich die Angaben auf die Zuwanderung. Da die Nahwanderung im Rahmen dieſer Unterſuchung weniger intereſſiert, andererſeits die Zuwanderung aus den abgetrennten Gebieten und dem Ausland bereits dargelegt worden iſt, kommt nur der Teil der vor dem 1. Auguſt 1914 geborenen und am 16. Juni 1925 gezählten Wohnbevölkerung in Betracht, der bei Ausbruch des Krieges in einer anderen Provinz oder einem anderen deutſchen Lande wohnte als in der Zählprovinz bzw. einem anderen Zähllande. Aus einer anderen preußiſchen Provinz bzw. einem anderen deutſchen Lande ſtammten[28]: in Oſtpreußen 54 344 Perſonen (= 3 v. H. der vor dem 1. Auguſt 1914 geborenen Wohnbevölkerung), in Pommern 96 504 (= 6,3 v. H.), in Grenzmark Poſen-Weſtpreußen 1874 (= 7 v. H.), in Niederſchleſien 136 156 (= 5,3 v. H.), in Oberſchleſien 37 380 (= 3,5 v. H.). In Berlin aber betrug der Anteil 447 767 Perſonen (= 12,4 v. H.), in der Provinz Brandenburg 246 238 (= 11,3 v. H.), in der Provinz Sachſen 211 539 (= 7,8 v. H.), in Weſtfalen 291 982 (= 7,6 v. H.) uſw. Würde man ſämtliche Provinzen und Länder aufführen, ſo ergäbe ſich noch deutlicher, daß der preußiſche Oſten auch nach dem Kriege nur eine geringe Zuwanderung aus dem übrigen Reich erfahren hat, während die mittleren, nördlichen und weſtlichen Landesteile Zuwanderungsgebiete geblieben ſind. Allerdings haben die Wirkungen der Kriegs- und Nachkriegszeit teilweiſe das frühere Bild beeinflußt. Auch wurde vorübergehend die Abwanderungsbewegung aus dem Oſten überdeckt durch die Einwanderung aus den abgetrennten Gebieten.

Es wäre trotz der oben angeführten Einſchränkung durchaus möglich, auf Grund der Volkszählung von 1925 noch weit genauere Angaben über Umfang und Richtung der Wanderungen zwiſchen den einzelnen deutſchen Gebieten zu machen[29]. Doch würde dies in einem Aufſatz, der nur Grundlinien andeuten kann, zu weit führen. Von der Volkszählung 1933 liegt eine eingehende amtliche Erläuterung[30] der Wanderungsbilanz vor, der aber Angaben über die Wanderwege nicht entnommen werden können.

Die Wanderungsbewegung verteilt ſich mit einem recht verſchiedenen Gewicht auf Stadt und Land[31]. Das flache Land des preußiſchen Oſtens wurde von den Wanderungsverluſten in viel ſtärkerem Maße betroffen als die Stadt. Doch gibt es auch einige Städte, die im Laufe der Zeit Wanderungsverluſte zu verzeichnen hatten. Damit iſt ſchon angedeutet, daß die Abwanderung aus dem preußiſchen Oſten zum ausſchlaggebenden Teil mit dem Problem der Landflucht zuſammenfällt. Dieſes wiederum ſteht mit der Nahwanderung, die über die innerhalb der kleineren Zählgebiete Gewanderten Aufſchluß gibt, in Zuſammenhang und erweiſt die preußiſchen Oſtprovinzen zugleich als Gebiete regſter innerer Bevölkerungsverſchiebungen.

Der Nachweis, daß die eingangs dargelegte ungünſtige Bevölkerungsentwicklung des preußiſchen Oſtens nicht auf den Faktoren der natürlichen Bevölkerungsbewegung, ſondern auf der Wanderungsbewegung beruht, iſt in gewiſſem Umfange mit den bisherigen Ausführungen erbracht. Doch ſoll der Nachweis reſtlos geführt werden. Zu dieſem Zweck wurde für jeden Kreis des preußiſchen Oſtens in ſeinem heutigen Umfange von Volkszählung zu Volkszählung für den Zeitraum von 1871 bis 1933 der jeweilige Geburtenüberſchuß feſtgeſtellt. Es ergab ſich, daß die Bevölkerungsbeſtandszahlen der weitaus überwiegenden Mehrzahl aller Kreiſe von Volkszählung zu Volkszählung in weit geringerem Grade zunahmen als es den Geburtenüberſchüſſen entſprochen hätte. Teilweiſe boten ſich ſogar abnehmende Bevölkerungsbeſtandsziffern, wohl gemerkt, trotz erheblicher Geburtenüberſchüſſe. Wir haben dieſe Erſcheinung ſchon bei der Darlegung der Bevölkerungsdichte geſtreift. Wenn Kreiſe trotz vorhandener meiſt erheblicher Geburtenüberſchüſſe in ihren Bevölkerungsbeſtandszahlen zurückgehen, dann kann das nur die Folge der Fortwanderung ſein, die den ganzen Geburtenüberſchuß oder Teile davon abſorbiert, ja in nicht wenigen Fällen nicht nur den ganzen Geburtenüberſchuß abzieht, ſondern auch den Stamm der Bevölkerung angreift. Es iſt angeſichts des ganz beträchtlichen Umfanges jener kreisweiſen Überſicht nicht möglich, ſie hier zum Abdruck zu bringen. Doch iſt ſie veröffentlicht[32] und daher zugänglich. Aus ihr ergeben ſich für die einzelnen Regierungsbezirke des preußiſchen Oſtens in der Zeit von 1871—1933 folgende Wanderungsverluſte:

---

[28] Statiſtik des Deutſchen Reiches, Bd. 401, II. Berlin 1930, S. 546.

[29] Vgl. z. B. Karl Keller, Umfang und Richtung der Wanderungen zwiſchen den preußiſchen Provinzen in den Jahren 1871—1925 in Zeitſchr. d. Preuß. Stat. Landesamtes. Berlin 1931, S. 273ff.

[30] Statiſtik des Deutſchen Reiches, Bd. 451. Berlin 1935, S. 67ff.

[31] Als Beiſpiel die Zeit von 1900—1925: Statiſtiſches Jahrbuch für Preußen. Berlin 1930, S. 24ff.

Regierungsbezirk	Königsberg	— 280897	Menſchen
„	Gumbinnen	— 283012	„
„	Allenſtein	— 311706	„
„	Weſtpreußen	— 152817	„
„	Stettin (ausſchl. früh. Reg.-Bez. Stralſund)	— 177383	„
„	Köslin	— 348733	„
„	Frankfurt a. O.	— 304835	„
„	Schneidemühl	— 296875	„
„	Breslau	— 276186	„
„	Liegnitz	— 169097	„
„	Oppeln	— 313854	„
Preußiſcher Oſten		—2915395	„

Da die Wanderungsverluſte der abgetrennten Teile einzelner von der Verſailler Grenzziehung betroffener Kreiſe nicht in Abzug gebracht werden konnten, iſt die Zahl von rund 2 915 000 etwas zu hoch. Zieht man hierfür rund 115 000 ab, ſo beträgt der Wanderungsverluſt des preußiſchen Reſtoſtens für die Zeit von 1871—1933 noch rund 2 800 000 Menſchen. Verhältnisziffern für den geſamten Zeitraum zu berechnen, war angeſichts der dauernd wechſelnden Bevölkerungsbeſtandszahlen und der vielfachen Kreisgebietsänderungen nicht möglich. Aber auch in dieſer behelfsmäßigen Darſtellung prägt ſich die Größe der Wanderungsverluſte eindrucksvoll aus.

Es fällt auf, daß die Zählung von 1925 für eine verhältnismäßig große Zahl von Kreiſen Wanderungsgewinne ausweiſt, während in der Zeit von 1871—1910 und von 1925—1933 dieſe Kreiſe meiſt Wanderungsverluſte erlitten haben. Das iſt vorwiegend auf die Rückwanderung aus den abgetrennten Gebieten zurückzuführen. Wanderungsgewinne haben in erſter Linie die Stadtkreiſe gehabt, Wanderungsverluſte faſt ausſchließlich die Landkreiſe. Weiterhin ſind, wie ſchon erwähnt, in vielen Landkreiſen die Wanderungsverluſte größer geweſen als die Geburtenüberſchüſſe. Es ſind dieſelben Kreiſe, für die ſchon an früherer Stelle — vgl. die Karte von Krebs — eine Abnahme der Bevölkerungsdichte feſtgeſtellt worden iſt. In anderen Kreiſen ſind die Wanderungsverluſte in verſchiedener Abſtufung geringer geweſen als die Geburtenüberſchüſſe. Das ſind die Kreiſe, die an früherer Stelle als ſolche mit mehr oder weniger langſam zunehmender Bevölkerungsdichte aufgeführt worden ſind. Schließlich gibt es noch einige wenige Kreiſe, in denen die Wanderungsverluſte, gemeſſen an den Geburtenüberſchüſſen, verhältnismäßig gering geweſen ſind. Es ſind vorwiegend die Kreiſe, in denen ſich die Bevölkerungsdichte günſtig entwickelt hat. In erſter Linie gehören hierzu die Stadtkreiſe, die oberſchleſiſchen Induſtriekreiſe, der Lauſitzer Induſtriebezirk, ſchwächer ſchon der Waldenburger Bezirk, dann jene Kreiſe, die verhältnismäßig günſtig mit Induſtrien ausgeſtattet ſind.

---

[32] Rogmann, a. a. O., S. 250ff. (mit Einzelquellen).

Endlich aber erhärtet jene kreisweiſe Tabelle nun endgültig den für den preußiſchen Oſten insgeſamt bereits feſtgeſtellten Tatbeſtand, daß ſeine ungünſtige Bevölkerungsentwicklung nicht auf eine ungünſtige Entwicklung der natürlichen Faktoren zurückzuführen iſt. Vielmehr ſind die Geburtenüberſchüſſe des preußiſchen Oſtens allgemein höher als das Faſſungsvermögen des heimatlichen Lebensraumes, ſo daß ſtändig erhebliche Teile der Bevölkerung abwandern müſſen. Die Frage der Bevölkerungsentwicklung des preußiſchen Oſtens iſt, wenn man einmal von den bereits dargelegten Sonderentwicklungen der Geburten- und Sterbebewegung in den einzelnen Bezirken abſieht, nicht ein biologiſches, ſondern — wenigſtens ſeit den ſiebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts — in erſter Linie ein wirtſchaftliches und ſoziales Problem.

Mit dieſer Feſtſtellung kann der ſtatiſtiſche Teil abgeſchloſſen werden. Ohnedies konnte er die Entwicklung nur in grober Zuſammenfaſſung kennzeichnen, unter Verzicht z. B. auf einen Vergleich der unbereinigten mit den bereinigten Geburtenziffern oder der allgemeinen Bevölkerungsdichte mit den ſpeziellen Dichteziffern u. a. m. Doch kam es auf die Herausarbeitung von Grundlinien an, und ſie ſind hinreichend zutage getreten. Z. T. ungeklärt blieben im unmittelbar biologiſchen Bereich die kauſalen Zuſammenhänge, zum anderen — geklärten — Teil konnten ſie nur andeutungsweiſe behandelt werden. Die zahlenmäßige Darſtellung der Wanderungsbewegung wurde vorweggenommen. Somit iſt noch, nachdem auch die Außenwanderung bereits erörtert worden iſt, die Frage nach den Urſachen der großen innerdeutſchen Oſtweſtwanderung darzulegen.

Wiſſenſchaft und Praxis haben in einer faſt unüberſehbaren Literatur[33] verſucht, die ſich hier anbietenden komplizierten Probleme zu klären. Die Geſamtſchau lieferte uns Ipſens großer Aufſatz im Handwörterbuch des Grenz- und Auslanddeutſchtums[34]. In ſie münden auch die Ergebniſſe dieſer Arbeit ein. Doch ſcheint es nicht überflüſſig, dieſe ſelbſt und die ihnen vorausgehenden Einzelerkenntniſſe ſowie die ſich ergebenden Schlußfolgerungen näher zu begründen.

Die Abwanderung vom Lande iſt keineswegs nur ein Problem des preußiſchen Oſtens. Sie iſt in allen Teilen des Reiches feſtzuſtellen. Sie erfolgt überall da, wo die natürliche Bevölkerungsbewegung ſich ſchneller vollzieht als die Entwicklung des ländlichen Lebensraumes. Nun zeichnet ſich gerade das platte Land durch beſonders hohe Geburtenüberſchüſſe aus. Im preußiſchen Oſten wirkte die Steinſche Reform in beſonderer Weiſe ein. Durch die Abgabe bäuerlichen Bodens an den

---

[33] Das wichtigſte Schrifttum: von der Goltz, Die ländliche Arbeiterfrage und ihre Löſung, 2. Aufl., Danzig 1874; derſelbe, Die ländliche Arbeiterklaſſe und der preußiſche Staat. Jena 1893. — Max Sering, Die innere Koloniſation im öſtlichen Deutſchland, Schriften des Vereins für Sozialpolitik. Leipzig 1893; derſelbe, Grundbeſitzverteilung und Abwanderung vom Lande. Berlin 1910; derſelbe, Die ländliche Siedlung in Deutſchland, Gutachten der Friedrich-Liſt-Geſellſchaft, ohne Jahresangabe. — Friedrich Burgdörfer. Der Geburtenrückgang und ſeine Bekämpfung. Berlin 1929; derſelbe, Zurück zum Agrarſtaat? Berlin 1933. — Max Bröſike, Die Binnenwanderung im preußiſchen Staate nach Kreiſen, Ztſchr. d. Kgl. Preuß. Stat. Landesamtes. Berlin 1902; derſelbe, Die Binnenwanderungen im preuß. Staate, Zeitſchr. d. Kgl. Preuß. Stat. Landesamtes. Berlin 1907. — A. Heſſe, Die Bevölkerung von Oſtpreußen. Jena 1916. — Konrad Steyer, Die Wanderungsbewegung in Oſtpreußen. Königsberg 1935. — Michael Hainiſch, Die Landflucht, ihr Weſen und ihre Bekämpfung im Rahmen einer Agrarreform. Jena 1924. — Peter Quante, Die Flucht aus der Landwirtſchaft. Berlin 1933.

[34] G. Ipſen, Bevölkerungslehre — dazu H. Haufe, H. Harmſen und W. Eſſen, Bevölkerungszahlen. Sämtlich erſchienen im Handwörterbuch des Grenz- und Auslanddeutſchtums, Bd. I, Lieferung 6. Breslau 1934. — Helmut Haufe, Deutſches Volkstum in der Bevölkerungsentwicklung des öſtlichen Mitteleuropa. Berlin-Stuttgart 1935.

Großbeſitz, zuſammen mit der Aufhebung der alten Dreifelderwirtſchaft und dem Übergang zu intenſiverer Wirtſchaftsweiſe, wurden die Bauern gezwungen, auf geringerer Fläche als bisher auszukommen. Mit der Enteignung der Kleinbauern und der Häusler fielen zugleich alle bisherigen Ehehinderniſſe fort, eine aller Bindung durch Beſitz entledigte hemmungsloſe Gebürtigkeit war die weitere Folge. Der vermehrte Nachwuchs fand auf den um das eingezogene Bauern- und Häuslerland vergrößerten Gutsländereien Arbeit und Brot. Wie Ipſen es formuliert: „Um den Preis einer Proletariſierung erheblicher Teile des alten Landvolkes hat die neue Beſitzverteilung und die neue Arbeitsverfaſſung einer verdoppelten Menge in Oſtelbien Raum geboten[35].“ Die Überfüllung des ländlichen Lebensraumes iſt das Kennzeichen der ganzen Bevölkerungsentwicklung des preußiſchen Oſtens bis in die ſiebziger Jahre hinein. Aller ländliche Lebensraum iſt aber aus einer ganzen Reihe von Gründen, die hier nicht näher erörtert werden können, einer nur langſamen Ausweitung fähig. Für den preußiſchen Oſten, deſſen ländliche Faſſungskraft an ſich ſchon bis an die äußerſte Grenze angeſpannt war, ſpielten zuſätzliche Gründe eine die Situation noch weiter verſchärfende Rolle.

Dahin gehört die Frage der Grundbeſitzverteilung. Von der Goltz, Sering u. a. haben das maſſenhafte Auftreten des Großgrundbeſitzes geradezu als Haupturſache der ungünſtigen Bevölkerungsentwicklung des preußiſchen Oſtens bezeichnet. Sering ſelbſt mußte indes ſchon zugeben, daß eine ausnahmsloſe Parallele zwiſchen Höhe der Wanderungsverluſte und Anteil des Großgrundbeſitzes am geſamten Grundbeſitz nicht überall beſtehe. Hainiſch nahm dieſe Ausnahmen zum Anlaß ſeiner Kritik. Darüber hinaus haben Broeſike, Heſſe und Quante in eingehenden Unterſuchungen nachgewieſen, daß ein durchgehender Zuſammenhang zwiſchen Abwanderung und Beſitzverteilung nicht beſteht. Eine Entſcheidung zwiſchen dieſen beiden Richtungen iſt ſchwer. Alle Unterſuchungen ſind mit großem Ernſt vorgenommen. Eigene ſtatiſtiſche Unterſuchungen, die hier aus Raumgründen nicht wiedergegeben werden können, haben ebenfalls keinen ausnahmsloſen Zuſammenhang zwiſchen Höhe der Wanderungsverluſte und Anteil des Großgrundbeſitzes am geſamten Boden ergeben. Wohl ergab ſich in Großgrundbeſitzgebieten eine geringere Seßhaftigkeit der Bevölkerung. Aber noch ein weiteres Ergebnis hatten die Unterſuchungen: allgemein wohnten in Großgrundbeſitzgebieten weniger Menſchen auf dem Quadratkilometer eines zuſammengehörigen Wirtſchaftsgebietes als in bäuerlichen Gebieten — auch das nicht ausnahmslos, wie betont ſei. Dies ſtimmt überein mit der unbezweifelbaren Tatſache, daß überall dort, wo Siedlungen angelegt wurden, die Bevölkerungsdichte ſich fühlbar erhöht hat. Die Frage, wieviel Menſchen dem platten Lande im preußiſchen Oſten durch eine ſtärkere Aufteilung des Grund und Bodens hätten erhalten bleiben können, iſt alſo nicht leicht zu beantworten. Entſcheidend iſt, daß überhaupt infolge der unzweckmäßigen Bodenverteilung den Landgegenden des Oſtens Menſchen verlorengegangen ſind, die, wären ſie eng mit der Scholle verbunden geblieben, ſchon vor Jahrzehnten den Bauernwall gebildet hätten, den wir heute, nachdem wir durch Verſailles gelernt haben, ſo dringend anſtreben.

Doch hätte nur ein Teil der geſamten Abwanderer durch eine beſſere Bodenaufteilung dem Lande und der Landwirtſchaft des preußiſchen Oſtens erhalten bleiben können, der andere — größere — Teil wäre trotzdem abgewandert. Seine Abwanderung war bedingt durch die allgemeinen Gründe, die es verhindern, daß der ländliche bzw. landwirtſchaftliche Lebensraum in gleichem Maße wächſt wie die ländliche und landwirtſchaftliche Bevölkerung. Es treten aber im Oſten beſondere Gründe hinzu.

---

[35] Ipſen, a. a. O., S. 433.

Die Abwanderung vom Lande und aus der Landwirtſchaft iſt oftmals auch im preußiſchen Oſten über die durch die allgemeinen Gründe und durch die Grundbeſitzverteilung bedingten Begrenzungen hinausgegangen. Der knappe ländliche und landwirtſchaftliche Lebensraum iſt nicht immer vollſtändig in Anſpruch genommen worden. Hier ſpielen alſo Gründe eine Rolle, die nicht unbedingt zwangsläufig die Abwanderung erzwangen, bei denen vielmehr der Entſchluß zur Abwanderung bis zu einem gewiſſen Grade vom freien Willen des Abwandernden abhing. Ausſchlaggebend war in der Regel die ſchwierigere wirtſchaftliche und ſoziale Lage der Landbevölkerung des preußiſchen Oſtens im Vergleich mit anderen Reichsteilen.

Dazu gehören die Verſtädterung des Lebens, die erſchwerten landwirtſchaftlichen Arbeitsbedingungen, die oftmals ſchlechten Wohnverhältniſſe auf dem Lande, die Schwierigkeit, ſelbſtändig zu werden, die Sorge um die Zukunft des zahlreichen Nachwuchſes, die Eintönigkeit der Arbeit, die Abgeſchloſſenheit von kulturellen Beſtrebungen, die geringe ſoziale Geltung u. a. m., alles Umſtände, die dem in ſchwieriger wirtſchaftlicher und ſozialer Lage lebenden Teil der ländlichen und landwirtſchaftlichen Bevölkerung das ländliche Daſein verleideten und ihm die Stadt als einzig erſtrebenswertes Ziel erſcheinen ließen. Alle dieſe Gründe haben nicht nur bei der Abwanderung vom platten Lande und aus der Landwirtſchaft des preußiſchen Oſtens, ſondern im ganzen Reiche eine Rolle geſpielt.

Aber ihre Bedeutung war für die Verhältniſſe im preußiſchen Oſten größer. Denn die wirtſchaftliche und ſoziale Lage der Landbevölkerung iſt in der Vergangenheit ſchlechter geweſen und auch in der Gegenwart im Oſten ungünſtiger als die der Landbevölkerung der Mitte und des Weſtens. In erſter Linie handelt es ſich um ein Problem der Landarbeiter. Ihre wirtſchaftlichen und ſozialen Lebensbedingungen waren im Oſten beſonders ſchlecht. Harten Arbeitsverhältniſſen ſtand eine geringe Entlohnung gegenüber, die Wohnungsverhältniſſe waren alles andere als ausreichend. Es fehlte die Möglichkeit des Aufſtieges für den Landarbeiter ſelbſt und für ſeine Kinder. Nur ſelten gelang es ihm, ein Stück Boden zu erwerben oder zu pachten — ganz anders als in beſtimmten anderen Gegenden des Reiches, wo der Heuerling und ſeine Vorfahren oft ebenſolange auf eigener oder gepachteter Scholle ſaßen wie der Bauer, für den ſie arbeiteten. Der Großbetrieb im Oſten bedingte eine andere Art der Betriebsführung als beim Bauern: gehörte beim Bauern der Landarbeiter oder der Heuerling ſchon faſt zur Familie, ſo war er im Großbetriebe lediglich eine Arbeitskraft ohne alle die menſchlichen Beziehungen zum Grundbeſitzer, die ihm ſeine Arbeitsſtelle erſt zur wirklichen Heimat gemacht hätten. Gewiß hat es auch in manchem Großbetriebe des Oſtens ein patriarchaliſches Verhältnis zwiſchen dem Beſitzer und ſeinen Landarbeitern gegeben, aber, wenn die zeitgenöſſiſchen Schilderungen zutreffen, handelt es ſich hierbei um Ausnahmen. Unter ſolchen Umſtänden iſt es nicht weiter verwunderlich, wenn der vorwärtsſtrebende und von einem geſunden Selbſtbewußtſein erfüllte Landarbeiter dem platten Land im Oſten den Rücken kehrte und in die Stadt wanderte, freilich oft, ohne dort die erſtrebte Beſſerung ſeines und ſeiner Kinder Daſein zu finden. Ohnedies wurde er mühelos durch polniſche Wanderarbeiter erſetzt, die ihn infolge ihrer geringen Lebensbedürfniſſe unterboten und ihm oft den Platz ſchon ſtreitig machten, noch ehe bei ihm der Entſchluß zur Abwanderung reif geworden war. Es ſind die polniſchen

Wanderarbeiter nicht ſtets nur in ſolche Stellen eingeſickert, die der deutſche Landarbeiter vorher freiwillig verlaſſen hatte, oft haben ſie erſt den letzten Anſtoß zur Abwanderung des deutſchen Arbeiters gegeben.

Doch handelt es ſich nicht nur um Landarbeiter, die das platte Land des Oſtens verließen, ungezählte Bauern und Bauernkinder haben das gleiche getan. Oft ſpielten bei ihnen die gleichen Motive wie bei den Landarbeitern eine Rolle, in erſter Linie aber hat ſie die Unmöglichkeit, ihre Bauernſtellen zu erhalten (Bauernlegen) oder für ihre Nachkommen eine eigene Scholle zu erwerben, vom Lande fortgetrieben. Deshalb wandten ſich auch viele Bauernſöhne im Wege der Auswanderung unmittelbar nach Überſee, weil nur dort noch freies Land verfügbar war. Hinzu kam die geringe ſoziale Geltung, die der Bauer in der Zeit der liberaliſtiſchen Verſtädterung genoß, und die es ihm oft wünſchenswerter erſcheinen ließ, ſeine Kinder zu „gebildeten“ Stadtmenſchen zu erziehen ſtatt zu Bauern oder zu ländlichen Handwerkern, wie er ſelbſt und ſeine Vorfahren es geweſen waren. Ferner hat der Fortfall der Almende dem kleinen Bauern — und ebenſo dem Landarbeiter — in gewiſſen Gegenden die Möglichkeit genommen, in demſelben Umfange wie bisher ſeine Viehwirtſchaft aufrecht zu erhalten. Im Zuge der Induſtrialiſierung waren auch zahlreiche bäuerliche Gewerbe weggefallen, die dem Bauern, der Bäuerin und ihren erwachſenen Kindern während der Jahreszeit, in der die eigentliche landwirtſchaftliche Tätigkeit mehr oder weniger ruhte, willkommene Arbeitsmöglichkeiten geboten hatten. Schließlich war gerade im Oſten eine beſonders tiefe Kluft zwiſchen der wirtſchaftlichen Leiſtung des Großbeſitzes und des bäuerlichen Beſitzes entſtanden. Der Großgrundbeſitz bediente ſich ſofort der neuaufkommenden beſſeren techniſchen Arbeitsmittel und rationelleren Betriebsmethoden, der Bauer verharrte beim alten, teils, weil ihm die genügende Einſicht fehlte, teils, weil er finanziell gar nicht in der Lage war, ſich jener Neuerungen zu bedienen. Erſt ſpät entſtanden die Genoſſenſchaften. So kam es, daß die bäuerliche Wirtſchaft im Oſten meiſt nicht die gleichen Leiſtungen aufwies wie der Großbeſitz, und daß der Bauer ſchließlich reſigniert den Leiſtungswettkampf aufgab.

Es bleibt am Schluß dieſer ohnedies nur aufrißartigen Ausführungen noch darauf hinzuweiſen, daß das ländliche Handwerk im Oſten oft denſelben Abwanderungsmotiven erlegen iſt wie der Landarbeiter und die bäuerlichen Landflüchtigen. Die Induſtrialiſierung — und zwar in der Form der Stillegung der ländlichen Induſtrie zugunſten einer immer ſchärferen Konzentration in beſtimmten Gegenden — hat das ihre getan, aber ebenſo die Verminderung der bäuerlichen Stellen zugunſten des Großbeſitzes. Unterſuchungen über die Auswirkung der Siedlung haben ergeben, daß nicht nur die rein landwirtſchaftliche, ſondern auch die handwerklich-gewerbliche Bevölkerung nach Durchführung der Siedlung größer iſt als vorher.

Ein weiteres Moment ſpielt eine Rolle: das iſt die Grenzlage des preußiſchen Oſtens. Das Grenzproblem der „reinen“ Theorie iſt allerdings in der heutigen volkswirtſchaftlichen Wirklichkeit niemals voll erfüllt, ſondern höchſtens in Bruchſtücken zu finden. Es beanſprucht auch für den preußiſchen Oſten nicht volle, ſondern nur bedingte Geltung. Bedeutſam aber iſt, daß ſich hier die territoriale Grenzlage und die wirtſchaftlich-ſoziale Grenzſtellung des Oſtens gegenſeitig bedingen, und daß ſich erſt aus dieſem Wechſelſpiel von Urſache und Wirkung gewiſſe Rückſtandserſcheinungen des Oſtens gegenüber den übrigen Reichsgebieten erklären laſſen.

Daß der preußiſche Oſten — in den folgenden Ausführungen ſtets im großen Durchſchnitt geſehen — ſchon infolge ſeiner im ganzen ungünſtigeren klimatiſchen

Verhältniſſe und ſeiner ungünſtigeren Bodenbeſchaffenheit die eigentlichen Grenzböden des Deutſchen Reiches, die jene Theorie meint, umfaßt, wurde ſchon erwähnt. Deshalb ſind die Produktionsbedingungen ſeiner Landwirtſchaft ſchlechtere als im übrigen Reich. Hinzu kommt die Abſeitslage. Der Landwirt der weit entfernt liegenden Grenzgegenden muß zunächſt höhere Preiſe für ſeine Produktionsmittel und die Bedürfniſſe zahlen, die ihm von weither geliefert werden. Die Transportkoſten fallen ihm zuſätzlich zur Laſt. Zugleich aber muß er ſelbſt ſeine Erzeugniſſe über weite Entfernungen an den Konſumenten heranſchaffen. Von dem Preis, den er erhält, kommen die überdurchſchnittlichen Transportkoſten in Abzug. Wenn er in der Vergangenheit Geld brauchte, hatte er zuſätzlich eine Riſikoprämie zu zahlen, vorausgeſetzt, daß die rein kaufmänniſch rechnenden Banken ihm überhaupt Darlehen und Hypotheken gewährten. Oft konnten ihm die örtlichen Spar- und Darlehenskaſſen nicht helfen. Alle dieſe Wirkungen ſeiner Abſeitslage ſpürte der Bauer im Grenzgebiet um ſo mehr, je weiter entfernt von ſeinen Bezugs- und Abſatzorten er ſeine Landwirtſchaft betrieb. Er, der unmittelbar an der Grenze, der „da draußen" wohnte, ſpürte die Wirkungen einer landwirtſchaftlichen Kriſe zuerſt und zutiefſt. Und nun weite man den Standpunkt! Iſt nicht in der Vergangenheit der größte Teil des preußiſchen Oſtens der Bauer „da draußen" geweſen, der an der öſtlichen Peripherie des Reiches arbeitete, ſich mühte und plagte, und doch ſelbſt weder Klima noch Bodenbeſchaffenheit noch die Verkehrslage beſſern konnte? Mußte der preußiſche Oſten nicht ſtets — alles im großen betrachtet — ſeine landwirtſchaftlichen Produkte unter mühſeligeren Bedingungen hervorbringen als anderswo, mußte er ſie nicht immer auch über größere Entfernungen an die Rieſenabſatzorte des großſtädtiſchen und induſtriellen Lebens heranſchaffen, das vorwiegend in der Mitte und im Weſten des Reiches pulſte? Und mußten die erhöhten Transportkoſten für die Lieferung der eigenen landwirtſchaftlichen und den Bezug der fremden nichtlandwirtſchaftlichen Erzeugniſſe ihn nicht ſtets ſtärker belaſten als die Landwirtſchaft des übrigen Reiches? Statt planmäßig innerhalb des landwirtſchaftlichen Produktionsgebietes, alſo im Oſten ſelbſt, hinreichende Abſatzzentren zu ſchaffen, ſaugten Großſtadt und Induſtrie der Mitte und des Weſtens immer mehr Menſchen des Oſtens in ſich hinein — kein Wunder, daß es der öſtlichen Landwirtſchaft aus allen dieſen Gründen ſtets ſchlechter ging als der Landwirtſchaft im Durchſchnitt des Reiches. Das eine bedingte das andere. Man dachte nicht daran, den Grenzoſten im gleichen Schritt dem Verkehr zu erſchließen, wie es in den übrigen Reichsteilen geſchah. Und doch hätte eine planmäßige Verkehrsentwicklung die ganze Lage der Landwirtſchaft im preußiſchen Oſten langſam, aber ſtetig verbeſſern können. Die ſozialen und kulturellen Ungleichheiten zwiſchen Oſten und Weſten liegen auf derſelben Ebene begründet. Abgeſehen von den Dotationen war ſelbſt der Finanzausgleich alles andere als ein wirklicher Ausgleich zwiſchen reich und arm in unſerem Vaterlande. Die Ausſchüttungen, die Steuerüberweiſungen erfolgten nach dem Aufkommen. Weil der Oſten weniger Steuern aufbrachte und aufbringen konnte, deshalb bekam er auch weniger Steuern im Wege der Überweiſung zurück. Gerade hier hätten die reichere Mitte und der reichere Weſten des Reiches in erhöhtem Maße dem Oſten unter die Arme greifen müſſen, um ſo mehr, als nur im Oſten eine echte national- und volkspolitiſche Gefahrenlage beſtand. Dieſer ſchwache und zunehmend von Menſchen entblößte Oſten focht gegen die Ungunſt der Verhältniſſe innerhalb des eigenen Reiches, zugleich ſtand er unter zunehmendem fremdvölkiſchen Druck von außen her. Unter dieſem doppelten Druck iſt langſam ſchon vor dem Kriege, jedem offenbar aber im Diktat von Verſailles, die deutſche Oſtfront zuſammengebrochen. Zahlenmäßig und qualitativ hat dieſer Doppeldruck ſich ausgewirkt. Der deutſche Landmenſch, und es waren nicht die ſchlechteſten, die aus dieſem vernachläſſigten Oſten den Marſch in eine erhoffte beſſere Zukunft nach Weſten antraten, wich, von Oſten aber rückte das Slawentum vor. Vergleicht man einmal aufmerkſam die Bevölkerungsentwicklung der eigentlichen Grenzgegenden mit den vorgelagerten Kreiſen oder gar den Binnengebieten, ſo zeigt ſich, daß die unmittelbaren Grenzkreiſe ſtets mehr Menſchen durch Abwanderung verloren haben als die vorgelagerten und die Binnengebiete. Die Landflucht und die Flucht aus der Landwirtſchaft iſt im preußiſchen Oſten zu einem großen Teil wirkliche Flucht von der Grenze, Grenzflucht, geweſen. Nur ſo iſt die Verſtärkung der Abwanderungsbewegung zu verſtehen, die nach dem Kriege einſetzte. Damals fluteten hunderttauſende aus ihrer angeſtammten Heimat verdrängte Deutſche über die Grenzen. Heſſe aber ſtellte bei einem Vergleich der Berufszählungen von 1907 und 1925 für Oſtpreußen einen Rückgang der Landarbeiter um 8 v. H. feſt. „... Das Neue iſt, daß dieſe Abwanderung größer geworden iſt und weiter wächſt, daß ſie nicht wie früher in erſter Linie veranlaßt wird durch die wirtſchaftliche Blüte anderer Landesteile, ſondern durch die Not der Heimatprovinz, und daß dieſes gefährdete Grenzgebiet mehr als je zuvor deutſcher Menſchen bedarf, die am Boden feſthalten[36].“ Dieſe Grenzlage, wirtſchaftlich und regional, gehört mit zu den Urſachen, die die Abwanderung vom Lande und aus der Landwirtſchaft im Oſten gegenüber anderen Reichsgebieten verſchärft haben.

Alle die oben angeführten allgemeinen und beſonderen Gründe erklären aber noch nicht vollſtändig die im Oſten gegenüber dem übrigen Reich ſo ungünſtige Bevölkerungsentwicklung. Sie zeigten nur, daß und weshalb große Teile der ländlichen und landwirtſchaftlichen Bevölkerung das platte Land des Oſtens und damit auch ihren bisherigen Beruf aufgegeben haben. Nun führt aber dieſe Abwanderung nicht ſchon ohne weiteres zu Stillſtands- und Rückgangserſcheinungen der geſamten Bevölkerungsentwicklung, nämlich dann nicht, wenn ſie ſich heimiſchen ſtädtiſchen und induſtriellen Arbeitszentren zuwenden kann. Anders iſt es, ſobald ſie im Wege der Fernwanderung das Heimatgebiet verlaſſen und weit entfernt liegende Gebiete aufſuchen muß. In der Tat iſt in den wenigen Gebieten des Oſtens, die über Induſtrien verfügen, wie im oberſchleſiſchen und Waldenburger Steinkohlenrevier, im Lauſitzer Braunkohlenbezirk, im ſchleſiſchen Textilinduſtriegebiet ſowie in allen anderen Oſtgebieten mit induſtriellem Einſchlag, ſchließlich in allen größeren Städten des Oſtens, die Bevölkerungsentwicklung günſtiger geweſen als auf dem platten Lande, im Beuthener Induſtriegebiet ſogar noch günſtiger als im Ruhrgebiet. Dorthin hat ſich ein Teil der ländlichen Abwanderer gewandt und die Bevölkerungsentwicklung dieſer induſtriellen und ſtädtiſchen Zentren außerordentlich günſtig beeinflußt. Gemeſſen an den Millionen Landflüchtigen aber, die nach neuer Arbeit ſuchten, bot der Oſten ſelbſt keine ausreichenden induſtriellen und ſtädtiſchen Arbeitsmöglichkeiten. So ſtrömte das Heer der Landflüchtigen über die heimatlichen Grenzen des Oſtens hinaus und ergoß ſich in die ungeheuer ſchnell ſich entwickelnden Induſtriediſtrikte und Großſtädte der Mitte und des Weſtens des Deutſchen Reiches. Die ländliche und landwirtſchaftliche Abwanderung ſchlechthin iſt im Oſten durch die agrariſche Struktur der Wirtſchaft bedingt, daß ſie nicht im Lande bleibt, ſondern andere Gebiete aufſuchen muß, durch den Mangel an Induſtrien im Oſten.

---

[36] A. Heſſe, Die Einwirkungen der Gebietsabtretungen auf die deutſche Wirtſchaft. Berlin 1930, S. 98.

Der Oſten iſt ein Agrarland geblieben, eben z. T. infolge dieſer Eigenſchaft hat er hohe Geburtenüberſchüſſe, er hatte an der allgemeinen Induſtrialiſierungsbewegung des Reiches wenig Anteil. Deshalb mußten die ländlichen Geburtenüberſchüſſe fortwandern: die Haupturſache der Fernwanderungen iſt der Mangel an heimiſchen Induſtrien, er iſt zugleich auch die Haupturſache der ungünſtigen Bevölkerungsentwicklung des Oſtens. Zahlenmäßig treten gegenüber dieſer Haupturſache alle anderen Urſachen zurück. Die allgemeinen Gründe der Abwanderung vom Lande und aus der Landwirtſchaft des Oſtens, der Einfluß der Grundbeſitzverteilung, die wirtſchaftliche und ſoziale Lage der Landbevölkerung des Oſtens, die Grenzlage, dieſe und zahlreiche weitere Urſachen veranlaſſen letzten Endes die Vorſtufe, nicht aber die Fernwanderung ſelbſt. Beides, die Abwanderung vom Lande und aus der Landwirtſchaft ſowie die Fernwanderung, ſind dem preußiſchen Oſten zum Schaden ausgeſchlagen. Entſchieden wurde die ungünſtige Bevölkerungsentwicklung des Oſtens durch die Fernwanderungen, durch den Mangel an heimiſchen Induſtrien.

So mag es nützlich ſein, unter dieſem Geſichtspunkt den Abſchnitt der deutſchen Wirtſchaftsentwicklung zu prüfen, der das ausgeſprochene Induſtriezeitalter einleitet.

Verlangſamung der Bevölkerungsentwicklung des preußiſchen Oſtens, Verſtärkung der Abwanderung vom Lande und der Fortwanderung aus dem Oſten zeigen ſchon rein zeitlich den Zuſammenhang mit der Induſtrialiſierung des Deutſchen Reiches. Für alle vier Vorgänge ſind die ſiebziger Jahre des 19. Jahrhundert der gemeinſame Wendepunkt geweſen.

Ipſen[37] hat den großen wirtſchafts- und ſozialgeſchichtlichen Vorgang umriſſen, der damals einſetzte. Aus vorhandenen Anſätzen entſtand der induſtrielle Lebensraum in Europa, deſſen Kerngebiet das niederrheiniſche, engliſche und nordfranzöſiſche Induſtriebecken bilden. Den ſchnell wachſenden Arbeiterbedarf deckten zunächſt die ländlichen Gebiete des Induſtrieraumes. Dann aber griff die induſtrielle Raffung um ſich und ſaugte in immer weiter wachſenden Ringen den notwendigen Arbeiterbedarf in ſich hinein. Schließlich erfaßte dieſe Raffung das große ländliche Überdruckgebiet des preußiſchen Oſtens. Sog der weſtlichen induſtriellen Konzentration und Druck der oſtdeutſchen agrariſchen Überbevölkerung wirkten zuſammen, die nun einſetzenden Maſſenfernwanderungen ſtellten den Ausgleich her. Bei der Überführung ländlicher Arbeitskräfte aus den Induſtriegegenden oder deren Nachbargebieten in das induſtrielle Daſein handelte es ſich um Nahwanderungen, die Millionen oſtdeutſcher ländlicher Menſchen aber mußten mit dem Verzicht auf ihren bisherigen Beruf oder den ihrer Eltern zugleich die Heimat verlaſſen. Daß die oſtdeutſchen Menſchen aus der ländlichen und landwirtſchaftlichen in die ſtädtiſche und induſtrielle Sphäre hinüberwechſelten, ſtellte nicht eine Beſonderheit des preußiſchen Oſtens dar, das Kennzeichnende war, daß der Berufswechſel in der großen Überzahl der Fälle durch Fernwanderungen erfolgen mußte. Dieſe aber waren in erſter Linie dadurch bedingt, daß im Oſten ſelbſt hinreichende eigene Induſtrien fehlten. So iſt der tiefſte Grund für dieſe Maſſenfernwanderungen, damit für die ungünſtige Bevölkerungsentwicklung überhaupt, in der Wirtſchaftsſtruktur des preußiſchen Oſtens zu ſuchen.

Mangel an Induſtrien, Grundbeſitzverteilung, die Landarbeiterfrage, die Grenzlage des Gebietes und viele andere Urſachen mehr können nicht in gleicher Rangfolge nebeneinander für die ungünſtige Bevölkerungsentwicklung des preußiſchen

---

[37] Ipſen, a. a. O., S. 433ff.

Oſtens ſeit den ſiebziger Jahren verantwortlich gemacht werden. Entſcheidend war die erſtgenannte Urſache, der Induſtriemangel im Oſten. Will man ſämtliche überhaupt denkbaren Urſachen in einen einzigen Komplex zuſammenfaſſen, ſo bleibt ſchließlich die Ausſage möglich, daß der preußiſche Oſten in ſeiner bisherigen inneren und äußeren Ausſtattung als Lebensraum nicht ausreichte, um jene Maſſenfernwanderungen zu verhindern.

Seit der nationalſozialiſtiſchen Machtübernahme gewinnt die Einſicht in die Bedeutung des preußiſchen Oſtens als das große Sturmabwehrgebiet gegen die von Oſten her deutlicher werdende Möglichkeit ſlawiſcher biopolitiſcher Weſtexpanſionen größere Geltung. Die Tragik des preußiſchen Oſtens liegt darin, daß die Durchführung ſämtlicher deutſchen Aufgaben die beſondere Rangfolge verlangt, die im Intereſſe des Ganzen notwendig iſt. Der Prozeß, der ſeit den ſiebziger Jahren in ſo unheilvoller Weiſe begonnen hat, konnte noch nicht entſcheidend gewandelt werden. Die Bevölkerungsentwicklung des preußiſchen Oſtens iſt infolge von Wanderungsverluſten weiterhin unzureichend, obwohl der Oſten zu den Erfolgen der nationalſozialiſtiſchen Bevölkerungspolitik ſeit 1934 durch vermehrte Geburten- und geſenkte Sterbeziffern erheblich beigetragen hat. So nüchtern und klar wir dieſe Entwicklung zu beobachten haben, ſo gewiß iſt, daß der preußiſche Oſten von dem Augenblick an, zu dem dies möglich iſt, jene innere und äußere Ausſtattung erhält, die ſeiner Bedeutung und ſeiner Aufgabe als wichtiger Blutsquell des deutſchen Volkes und als Grenzland entſpricht. Siedlung, Verbeſſerung der Lage der Landarbeiter, Verkehrserſchließung, ſoziale und kulturelle Durchdringung, der Oſtpreußenplan und ähnliche Beſtrebungen in anderen Gebieten ſind Merkzeichen einer Wendung, die einmal im Dienſte einer beſſeren Bevölkerungsentwicklung des preußiſchen Oſtens entſcheidend Platz greifen wird.

Die Deutſchen in der Tſchechoſlowakei

Von Andreas Meisner, Tetſchen-Liebwerd

Mit einer Karte[1]

I. Geſchichtlicher Rückblick

Der Urſprung und der Verlauf der Entwicklung des Deutſchtums in der jetzigen Tſchechoſlowakei ſind anders in den ehemals zu Öſterreich gehörig geweſenen ſog. hiſtoriſchen Ländern der Böhmiſchen Krone, d. i. in den Sudetenländern Böhmen, Mähren und Schleſien, welche letztere beide gegenwärtig zum Lande Mähren-Schleſien vereinigt ſind, anders in den ehemals ungariſchen Karpatenländern Slowakei und Karpatenrußland.

1. Entwicklung in den Sudetenländern bis zum politiſchen Umſturz

Siedler der Sudetengebiete ſind ſeit dem 1. Jahrhundert v. d. Zeitwende durch ein halbes Jahrtauſend und mehr die germaniſchen Volksſtämme der Markomannen, Hermunduren und Quaden geweſen. Etwa im 6. Jahrhundert ſind ſlawiſche Volksſtämme in die ſudetenländiſchen Gebiete eingezogen und, da die Zeit der Völkerwanderung im mitteleuropäiſchen Raume ihrem Ende zuneigte, hier dauernd ſeßhaft geworden.

Die erſten nachweisbaren Anſiedlungen von Deutſchen in ſlawiſchem Gebiet ſind ſolche von Kaufleuten geweſen. Seit dem 11. Jahrhundert kamen neben dem jüdiſchen Händler, der auch hier der erſte Träger des Handels war, immer zahlreicher auch deutſche Kaufleute in dieſe Gebiete. Schon in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts beſaß der Prager Burgvorort, der vicus Theutonicorum, der ſich ſchon in der damaligen Zeit zu einem bedeutenden Handelsplatze mit faſt ſtädtiſchem Charakter entwickelt hatte, ein Freiheitsprivilegium[2].

Namentlich ſeit König Premyſl Ottokar I., d. i. ſeit Ende des 12. Jahrhunderts, ſind — vorerſt von den Klöſtern, dann auch von den Königen und den übrigen weltlichen Grundherrn gefördert — in verſchiedenen Teilen der Länder der Böhmiſchen Krone geſchloſſene deutſche Bauernſiedlungen entſtanden.

Auf agrarverfaſſungsrechtlichem Gebiete hat ſich bei den ſlawiſchen Volksſtämmen in den jetzigen Sudetenländern, die ja ſeit 895 (bis 1806) zum

---

[1] Die beſondere Berückſichtigung landwirtſchaftlicher Belange auf dieſer Karte erklärt ſich dadurch, daß die Karte auch in der Abhandlung „Die Agrarverfaſſung der deutſchen Siedlungen in der Tſchechoſlowakiſchen Republik" veröffentlicht wird, die im Rahmen des von der Internationalen Konferenz für Agrarwiſſenſchaft beſchloſſenen Sammelwerkes über die Agrarverfaſſung aller Kulturländer erſcheint und zwar im 1. Halbband des Werkes „Die Agrarverfaſſung in den deutſchen Auslandsſiedlungen Oſteuropas", herausgegeben im Auftrage der Deutſchen Akademie von M. Sering und C. von Dietze.

[2] Leonhard Franz, Kelten und Germanen in Böhmen. In: Feſtſchrift zur 75-Jahrfeier des Vereins für Geſchichte der Deutſchen in Böhmen „Das Sudetendeutſchtum", Brünn 1936, 2 Bde.

Römiſchen Reiche deutſcher Nation gehört haben, die Entwicklung der Grundherrſchaften und daraus der Gutsherrſchaften im großen und ganzen in der gleichen Weiſe vollzogen wie in den deutſchen Ländern. Nur hat bei den ſlawiſchen Volksſtämmen die Selbſtbewirtſchaftung von vornherein einen breiteren Raum eingenommen. Als dann die maſſenhafte Anſiedlung deutſcher Bauern einſetzte, wurde ihre rechtliche Stellung zumeiſt durch zwei privatrechtliche Verträge (einerſeits zwiſchen dem Grundherrn und dem ſog. Lokator als dem Unternehmer der Beſetzung des ihm übergebenen Grund und Bodens mit Bauern und andererſeits zwiſchen dieſem und den Anſiedlern) geregelt. Danach verblieb der Grund und Boden im Eigentum des Grundherrn. Die Siedler erhielten das als freie Grundleihe (im Gegenſatze zur laſſitiſchen Leihe, bei welcher der Bauer an die Scholle gebunden und gegenüber dem Grundherrn zu Fronden und Dienſten verpflichtet war) bezeichnete, veräußerliche und vererbliche Recht zur freien Bewirtſchaftung des Grund und Bodens. Hierfür hatten ſie mit Ausnahme einer mehr oder weniger großen Anzahl von Freijahren einen ganz- oder halbjährigen Geldzins zu zahlen, waren aber von den ſonſtigen Laſten der grundherrlichen Hinterſaſſen, namentlich auch von den öffentlichen Dienſtleiſtungen und Giebigkeiten mit Ausnahme des örtlichen Kirchenzehnts zunächſt frei. — Unter dem Einfluß dieſer günſtigen Rechtslage der deutſchen Bauern haben auch die ſlawiſchen Bauern den von ihnen bewirtſchafteten Boden vielfach zu deutſchen Leihrechte genommen, was mit einer Steigerung ihrer Abgaben an den Grundherrn verbunden war. Im großen und ganzen war im 13. und 14. Jahrhundert in den Ländern der Böhmiſchen Krone die deutſchrechtliche Zinsleihe zur Vorherrſchaft gelangt und die geſchloſſene Gutswirtſchaft im Schwinden begriffen.

Nach den Huſſitenkriegen (1419—1437) ſetzte ein Anwachſen des geſchloſſen bewirtſchafteten Dominikalgrundes gegenüber den von Bauern bewirtſchafteten Ruſtikalien ein und damit eine fortſchreitende allgemeine Verſchlechterung der Lage des Bauernſtandes im Sinne der Entwicklung eines drückenden Untertänigkeitsverhältniſſes. Jedoch gab es etwa ſeit der Mitte des 16. Jahrhunderts ſowohl bei den Slawen wie bei den Deutſchen neben der allgemeinen Schicht untertäniger Bauern auch ſolche, die eine größere rechtliche und wirtſchaftliche Selbſtändigkeit behalten oder erworben hatten, ſo die Freiſaſſen, die Erbbauern in Böhmen, die Hofbauern in Mähren, die zur Zeit des Přemyslidenfürſtentums an den Grenzen gegen Bayern auf Herzogsgrund angeſiedelten Chodenbauern (Choden = Grenzgänger), ferner Bauern mit lehensartigem Bodenrechte und kriegsmäßigen Verpflichtungen.

Was die Herrengüter anbelangt, ſo haben ſich im Gegenſatze namentlich zu Preußen, wo ſich die ſog. Rittergüter entwickelten, in den Ländern der Böhmiſchen Krone zufolge der großen Säkulariſierungen geiſtlicher Güter während der Huſſitenkriege und zufolge der weitgehenden gewaltſamen Beſitzveränderungen im Laufe des 30jährigen Krieges meiſt Latifundien gebildet, deren Beſitzer ſich hauptſächlich dem Hof- und Staatsdienſte widmeten.

Trotz vereinzelter, durch grauſam unterdrückte Bauernunruhen veranlaßter Anfänge eines ſtaatlichen Bauernſchutzes in der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts iſt die wirtſchaftliche und ſoziale Lage des Bauernſtandes in den Ländern der Böhmiſchen Krone bis hoch in die zweite Hälfte des bemerkten Jahrhunderts hinein durchaus unleidlich geblieben. Die nach Zeit und Ort ſehr verſchiedenen bäuerlichen Laſten und Beſchränkungen betrafen:

1. Unter der Bezeichnung als Erbuntertänigkeit oder Gutsuntertänigkeit, weniger richtig als Hörigkeit oder Leibeigenſchaft zuſammengefaßte Beſchränkungen der perſönlichen Freiheit: Bindung an die Scholle; Leiſtung von gemeſſenen (d. i. auf

eine beſtimmte Anzahl von Wochentagen feſtgeſetzten) oder ungemeſſenen Fronden (Robot) durch Hand- oder Spanndienſte ſowie durch mehrjährige Geſindedienſte der Angehörigen der Fronpflichtigen; Beſchränkungen hinſichtlich der Berufswahl, auch des Studiums und der Eheſchließung.

2. Beſchränkungen im Rechte am Grund und Boden. In einzelnen Gebieten waren die Bauern zu bloßen Zeitpächtern herabgedrückt. In anderen Gebieten hatten ſie ein dingliches Nutzungsrecht entweder auf Lebensdauer oder erblich. In beiden Fällen konnte der Gutsherr den Bauern „abſtiften" bzw. „abmeiern", mußte jedoch das ſo erledigte Bauerngut weiterbegeben. Ohne Zuſtimmung des Gutsherrn durfte das Bauerngut nicht geteilt, verkauft oder verpfändet werden. Weitere Belaſtungen betrafen Weidegerechtigkeiten ſowie Jagd- und Fiſchereirechte des Gutsherrn.

3. Abgaben, und zwar regelmäßige in Naturalien (Zehnten) oder auch in Geld und gelegentliche, ſo eine als Laudemium bezeichnete Abgabe beim Wechſel des Beſitzes am Bauerngute durch Erbſchaft oder Kauf wie auch beim Wechſel des Gutsherrn und außerdem beim Tode des Bauern eine meiſt im Beſthaupt des Viehſtandes beſtehende, Mortuarium genannte Abgabe vom beweglichen Vermögen.

Für den dominikalen Beſitz wurden die Land- und Lehentafeln, für den ruſtikalen Beſitz die Grundbücher geführt; auch die Steuerkataſter waren getrennt. Nichtadelige Perſonen waren von der Erwerbung eines landtäflichen Gutes ausgeſchloſſen.

Den Anfang der Bauernbefreiung hat die Agrarreform der Kaiſerin Maria Thereſia gebildet. Die in den Jahren 1747—1756 errichteten oder reorganiſierten ſtaatlichen Kreisämter hatten den Schutz der bäuerlichen Bevölkerung zur Hauptaufgabe. Das Bauernlegen ohne Zuſtimmung des Kreisamtes wurde bei hoher Strafe unterſagt. Im Jahre 1771 wurde für Böhmen, Mähren und Schleſien die Aufzeichnung und damit die Feſtlegung der Laſten der Untertanen in Urbarien- und Robotverzeichniſſen verfügt. Auf den Staatsdomänen wurde die Erbuntertänigkeit beſeitigt und die Ablöſung der Fronden durch eine Rente ermöglicht, was namentlich in Böhmen erfolgreich geweſen iſt.

Geradezu revolutionär hat Kaiſer Joſef II. eingegriffen. Mit Patent vom 1. November 1781 hat er in den deutſch-ſlawiſchen Erbländern die Erbuntertänigkeit aufgehoben, wodurch die Bauern vor allem das Recht der Verehelichung, der freien Wahl des Berufes und die Freizügigkeit erlangt haben, nur beſchränkt durch eine Anzeigepflicht, bzw. durch das Erfordernis eines obrigkeitlichen Konſenſes. Die Zwangsgeſindedienſte wurden erheblich eingeſchränkt, desgl. die Strafgewalt der Herrſchaften bei Verweigerung des Gehorſams, zu dem die Untertanen nach wie vor verpflichtet blieben. Ferner wurde den Bauern die Erblichkeit des Grundbeſitzes zuerkannt. Dieſe Reformen ſind in Geltung geblieben. Dagegen iſt die ſog. Steuer- und Urbarialregulierung überhaupt nicht zur Durchführung gelangt. Nach Joſef II. iſt in Öſterreich zur Entlaſtung des Bauernſtandes durch ein halbes Jahrhundert nichts geſchehen.

Die Märzrevolution des Jahres 1848, deren elementare Stärke in der Auflehnung der Bauern gegen die beſtehende Rechtsungleichheit ſowie gegen die Urbarialleiſtungen wurzelte, hat auch den ſudetenländiſchen Bauern die rechtliche Gleichheit und wirtſchaftliche Freiheit gebracht. Auf Grund der von Kaiſer Ferdinand am 25. April 1848 gegebenen konſtitutionellen Verfaſſung war der öſterreichiſche Reichsrat erſtmalig am 22. Juli 1848 zuſammengetreten. Bereits am 25. Juli 1848 hat der Deutſch-Schleſier Hans Kudlich, der mit 25 Jahren der jüngſte Abgeordnete war, den Antrag geſtellt: „Die hohe Verſammlung möge erklären: Von nun an iſt das Untertänigkeitsverhältnis ſamt allen daraus entſprungenen Rechten und Pflichten aufgehoben, vorbehaltlich der Beſtimmung, ob und wie eine Entſchädigung zu leiſten ſei.“

Die infolge der Revolution durchgeführte Grundentlaſtung hat zu einer durchgreifenden Reform des geſamten Grundbeſitzrechtes geführt. Durch die Grundentlaſtung haben die einſtigen Untertanen der Gutsherrſchaften mit Ausnahme der reinen Zeitpächter das volle frei verſchuldbare, veräußerliche und vererbliche Eigentum an den in ihrem Beſitze befindlichen Liegenſchaften erlangt, gleichgültig, ob ſie bisher ein ſtärkeres oder ſchwächeres Beſitzrecht gehabt hatten. Alle rechtlichen Unterſchiede zwiſchen Dominikal- und Ruſtikalgrund, insbeſondere auch alle perſönlichen Schranken für den Grunderwerb ſind weggefallen. Die aus landeskulturellen Rückſichten zunächſt noch beſtehengebliebenen Beſchränkungen hinſichtlich der Freiteilbarkeit von ruſtikalen und dominikalen Grundſtücken ſind in Böhmen im Jahre 1869, in Mähren und Schleſien im Jahre 1868 beſeitigt worden. Auch das Lehensverhältnis wurde in den Jahren 1862—1869 hinſichtlich aller Arten von Lehen aufgehoben.

2. Die Entwicklung in den Karpatenländern bis zum politiſchen Umſturz

Deutſche hat es in den Karpatenländern hiſtoriſch nachweisbar bereits im 9. Jahrhundert gegeben, als Nordungarn zum Großmähriſchen Reiche gehörte. Spärliche Überreſte davon dürften ſich in den entlegenen Flußtälern erhalten haben, als das Großmähriſche Reich durch die Madjareneinfälle zerſtört wurde. Eine geregelte deutſche Koloniſation kann ſeit dem 11. Jahrhundert feſtgeſtellt werden. Wie die Přemysliden haben auch die Arpaden deutſche Koloniſten ins Land gerufen, welche den Boden urbar machten und Städte gründeten. Beſonders im 13. Jahrhundert hat unter Bela IV. die Einwanderung Deutſcher ſehr ſtark zugenommen. Wichtigſter Koloniſationsgrund war der Bergbau, der faſt ausſchließlich von Deutſchen gepflegt wurde. In dieſe Zeit fällt auch das Entſtehen der Bergſtädte in der Kremnitzer Gegend und in der Unterzips. Die Bergſtädte haben in ihrer Umgebung Bauernſiedlungen geſchaffen. Zufolge des ſtändigen ſtarken Nachzuges aus Deutſchland, zuerſt aus den mittelrheiniſchen Gegenden (Sachſenzug), ſpäter aus dem ſüdlichen Deutſchland (Schwabenzug) war die deutſche Bevölkerung Ungarns im 14. Jahrhundert bereits auf eine halbe Million geſtiegen, wovon etwa die Hälfte auf Oberungarn entfallen ſein ſoll. Von dem wachſenden Wohlſtande und dem kulturellen Aufblühen der Siedlungen in engſtem Zuſammenhange mit dem deutſchen Mutterlande geben erhaltene Baudenkmäler aus dieſer Zeit (ſo die Zipſer Burg, die Kirchen in Käsmark, Kremnitz, Neuſohl und Schemnitz) Zeugnis.

Bereits im 15. Jahrhundert begannen ſchwere Zeiten für das Deutſchtum in Oberungarn. Im Jahre 1412 wurden 13 Zipſer Städte an Polen verpfändet. Der einheimiſche Adel ſuchte die Freiheiten der Deutſchen zu beſchneiden und die Städte unter ſeine Oberhoheit zu zwingen. Endgültig iſt die Kraft des Deutſchtums erſt im 17. Jahrhundert durch die zwiſchen dem kalviniſchen Adel und der katholiſchen Dynaſtie der Habsburger ausgebrochenen Religionskriege, bei welchen die zum Großteil ſchon im 16. Jahrhundert lutheriſch gewordenen Städte die Hauptleidtragenden waren, ſowie durch die Türkenkriege vernichtet worden.

Nach der ſiegreichen Beendigung der Türkenkriege bemühte ſich die Wiener Regierung, das verwüſtete Land durch deutſche Koloniſten neu zu beſiedeln, wobei insbeſondere auch auf das katholiſche Glaubensbekenntnis Wert gelegt wurde. Seit dem

18. Jahrhundert ſetzte ein neuer großer Schwabenzug aus Süddeutſchland ein, der zwar hauptſächlich Südungarn (Banat) zum Ziele hatte, aber zahlreiche deutſche Familien als Handwerker und Kleinbauern auch nach Nordungarn gebracht hat. Auch im Oſten Oberungarns ſind in dieſer Zeit neue Siedlungen entſtanden. Der öſterreichiſche Graf Schönborn hatte ſeit 1711 Deutſche aus dem Schwarzwalde auf ſeinen Gütern in der Nähe von Munkatſch (Mukačevo) angeſiedelt. Nach 1770 begründeten Einwanderer aus dem Salzkammergut die Siedlungen im Terešvatale (Königsfeld und Deutſch-Mokra). 1853 ließen ſich Auswanderer aus dem Böhmerwalde (aus der Gegend Wallern—Prachatitz—Winterberg) in Sinjak bei Munkatſch und anderen Orten Karpatenrußlands nieder. Noch 1872/73 haben deutſche Böhmerwäldler, vom Grafen Schönborn gerufen, zwei Dörfer bei Munkatſch gegründet.

3. Die Entwicklung in der Tſchechoſlowakei

Die beſtandenen Sondernormen über die hauptſächlich Landgüter betreffenden Familienfideikommiſſe ſind in der Tſchechoſlowakei im Jahre 1924 aufgehoben worden. Der Adel war ſchon im Dezember 1918 abgeſchafft worden. Im übrigen war für die Betätigung der demokratiſchen Tendenzen des neuen Staates, da die Grundſätze perſönlicher Gleichheit und wirtſchaftlicher Freiheit auch bezüglich der bäuerlichen Bevölkerung bereits verwirklicht waren, auf agrarverfaſſungsrechtlichem Gebiete wenig Spielraum gegeben.

Spielraum bot dieſen Tendenzen die Grundbeſitzverteilung. Wie andere Staaten hat auch die Tſchechoſlowakei bald nach dem politiſchen Umſturz eine Verminderung des großen Grundbeſitzes und eine Vermehrung der kleinen Beſitzgrößen durch die ſog. Bodenreform (ſprachlich richtiger wäre: Bodenbeſitzreform) eingeleitet. Sie iſt gegenwärtig in der Hauptſache bereits durchgeführt. Eine Überſicht über den Stand ihrer Durchführung in der ganzen Tſchechoſlowakei zu Ende 1935 enthält die Tabelle 1.

Tabelle 1. Überſicht über den Stand der Durchführung der Bodenreform in der Tſchechoſlowakei zu Ende 1935

	Boden überhaupt ha	Davon landwirtſchaftlicher Boden (ohne Wald) ha
Geſamtausmaß des in die Bodenreform einbezogenen Bodens	4063644	1309290
Den Eigentümern aus der Beſchlagnahme freigegeben	1761857	414844
Noch verfügbar gebliebener Boden	536304	32036
An neue Erwerber übergegangen	1765483	862410
Hiervon wurden verwendet:		
Für Kleinzuteilungen, d. i. Zuweiſungen von 0,1—30,0 ha Geſamtboden, an 631282 Erwerber	783545	639540
für 2281 Reſtgüter, d. i. für Zuweiſungen im Bodenausmaße von über 30 ha vorwiegend landwirtſchaftlichen Bodens, mit dem zugleich auch die zugehörigen Wirtſchaftsgebäude übergeben wurden, an 2046 Erwerber	226560	192871
für 2368 andere größere Objekte, d. i. ſolche mit einem Bodenausmaße von über 30 ha, zu denen keine Wirtſchaftsgebäude übergeben wurden, an 2197 Erwerber	755378	29999

Darüber, in welchem Ausmaß in den deutſchen Siedlungsgebieten der Tſchechoſlowakei bisher in deutſchen Händen befindlicher Boden im Zuge der Bodenreform in ſlawiſchen Beſitz übergegangen iſt, beſtehen keine amtlichen Verlautbarungen.

Außer Zweifel ſteht, daß auch in dieſen Siedlungsgebieten die Reſtgüter mit ſehr wenigen Ausnahmen nicht an Deutſche zugeteilt worden ſind. Als ein vom Standpunkt der Agrarverfaſſung in den deutſchen Siedlungsgebieten begrüßenswerter Vorteil der Bodenreform kann es bezeichnet werden, daß auch ſehr zahlreiche deutſche Kleinpächter Eigentümer des von ihnen bisher pachtweiſe bewirtſchafteten Bodens geworden ſind.

II. Der gegenwärtige Bevölkerungsſtand und Siedlungsraum der Deutſchen in der Tſchechoſlowakei

In der Tabelle 2 iſt der Bevölkerungsſtand der Tſchechoſlowakei auf Grund der amtlichen Volkszählung vom 1. Dezember 1930 angegeben.

Tabelle 2. Bevölkerungsſtand und Anteil der Deutſchen an demſelben auf Grund der Volkszählung vom 1. Dezember 1930

Land	Flächenausmaß km²	Anweſende	Bevölkerungsdichte	Ausländer		Einheimiſche		= v. H.
				im ganzen	darunter Deutſche	im ganzen	darunter Deutſche	
Böhmen	52062	7109376	137	94817	55147	7014559	2270943	32,38
Mähren-Schleſien .	26808	3565010	133	63322	23735	3501688	799995	22,85
Slowakei	49021	3329793	68	75604	7320	3254189	147501	4,53
Karpatenrußland . .	12617	725357	57	16228	555	709129	13249	1,87
Tſchechoſlowakei . .	140508	14729536	105	249971	86757	14479565	3231688	22,32

Eine deutſche Mehrheit der einheimiſchen Bevölkerung hatten in Böhmen von 107 politiſchen Bezirken 41, von 227 Gerichtsbezirken 90, von 8471 politiſchen Gemeinden 2651; in Mähren-Schleſien von 48 politiſchen Bezirken 10, von 106 Gerichtsbezirken 30, von 3325 politiſchen Gemeinden 746. Die politiſchen Gemeinden mit deutſcher Mehrheit umfaſſen in Böhmen ein Gebiet von 18 811 km² = 36,13 v. H. der Geſamtfläche Böhmens, in Mähren-Schleſien ein Gebiet von 7350 km² = 27,42 v. H. der Geſamtfläche Mähren-Schleſiens, zuſammen in den Sudetenländern ein Gebiet von 26 161 km² = 33,17 v. H. der Geſamtfläche der Sudetenländer. In dieſen Gemeinden waren in Böhmen von 2 411 310 Staatsangehörigen 2 128 493 Deutſche, in Mähren-Schleſien von 707 409 Staatsangehörigen 628 779 Deutſche, daher in den Sudetenländern von 3 118 719 Staatsangehörigen 2 757 272 Deutſche.

In den Karpatenländern gibt es keinen Bezirk mit deutſcher Mehrheit. Von den 3478 politiſchen Gemeinden der Slowakei beſaßen am 1. Dezember 1930 57 eine deutſche Mehrheit. Sie umfaſſen ein Gebiet von 1260 km², das ſind 2,57 v. H. der Geſamtfläche der Slowakei. In Karpatenrußland erſtrecken ſich von insgeſamt 482 Gemeinden 12 Gemeinden mit deutſcher Mehrheit auf ein Gebiet von 376 km². In den deutſchen Gemeinden der Slowakei waren von 78 117 Staatsangehörigen 61 510 Deutſche, in den deutſchen Gemeinden Karpatenrußlands von 5946 Staatsangehörigen 4755 Deutſche.

Von den 15 756 politiſchen Gemeinden der Tſchechoſlowakei beſaßen daher am 1. Dezember 1930 3466 eine deutſche Mehrheit. Sie umfaſſen ein Gebiet von 27 797 km², das ſind 19,78 v. H. der geſamten Staatsfläche. In ihnen lebten 3 202 782 Staatsangehörige, davon 2 823 537 Deutſche.

Die deutſche Bevölkerung der Tſchechoſlowakei bewohnt nicht einen ſich auf der Landkarte als zuſammengehöriges Ganzes darſtellenden Siedlungsraum, ſondern verteilt ſich auf das geſchloſſene deutſche Sprachgebiet, auf die deutſchen Sprachinſeln und auf die zerſtreut lebenden Deutſchen. Unter dem geſchloſſenen deutſchen Sprachgebiet der Tſchechoſlowakei iſt jenes aus politiſchen Gemeinden mit abſoluter (= mehr als 50 v. H.) oder doch relativer (= mehr als irgendeine andere Nationalität) Mehrheit einheimiſcher deutſcher Bevölkerung beſtehende Gebiet zu verſtehen, das von den deutſchen Sprachgebieten fremder Staaten (d. i. ſeit Mitte März 1938 vom Deutſchen Reiche) nur durch die Staatsgrenze geſchieden iſt, auch wenn deſſen einzelne Teile durch bis an die Staatsgrenze reichende Siedlungsgebiete von tſchechoſlowakiſchen Staatsangehörigen anderer Nationalität voneinander getrennt ſind. Von der Geſamtlänge der Staatsgrenzen der Tſchechoſlowakei von 4125 km entfielen 1918 auf die Grenze mit dem Deutſchen Reiche 1550 km, auf die Grenze mit Öſterreich 558 km. Das geſchloſſene deutſche Sprachgebiet zerfällt in nicht weniger als 7 größere und kleinere Teile, die von dem großen geſchloſſenen deutſchen Sprachgebiet des jetzigen Deutſchen Reiches in die Tſchechoſlowakei hineinragen. Der größte dieſer Teile erſtreckt ſich über etwa drei Fünftel der Grenze Böhmens (von Tannwald über Nordböhmen, das Erzgebirge und ſein Vorland, das Egerland, den Böhmerwald und ſein Vorland bis Gratzen in Südböhmen), wobei er in Nordböhmen eine Breite bis zu 70 km, in Weſtböhmen eine Breite bis zu 110 km erreicht, ſüdlich von Pilſen bis auf 1 km eingeengt iſt und ſich allmählich zunehmend in Südböhmen wieder bis auf etwa 40 km verbreitert. In den Karpatenländern gehören nur noch zwei in der Nähe von Preßburg (Bratislava) gelegene, aber auch nicht aneinander angrenzende Gemeinden zum geſchloſſenen deutſchen Sprachgebiet.

Deutſche Sprachinſeln liegen dort vor, wo eine oder mehrere bzw. viele zuſammenhängende politiſche Gemeinden mit einer abſoluten oder doch relativen deutſchen Mehrheit auf allen Seiten von andersſprachigen Siedlungsgebieten umſchloſſen ſind. Alle übrigen Deutſchen in der Tſchechoſlowakei, alſo alle Deutſchen, die in politiſchen Gemeinden leben, in welchen der deutſche Anteil an der einheimiſchen Bevölkerung weder die abſolute noch die relative Mehrheit beſitzt, werden hier als zerſtreut lebende Deutſche betrachtet. — In den Sudetenländern gibt es im ganzen 18 deutſche Sprachinſeln. Die größten davon ſind die zwei von der Landesgrenze zwiſchen Böhmen und Mähren-Schleſien durchſchnittenen Sprachinſeln, nämlich die Schönhengſter Sprachinſel mit dem Hauptort Mähr.-Trübau (auf der Karte mit A bezeichnet) mit mehr als 100 000 Deutſchen und die (auf der Karte mit B bezeichnete) Iglauer Sprachinſel (jedoch ohne die Stadt Iglau, da dieſe nach der Volkszählung am 1. Dezember 1930 bereits eine relative tſchechiſche Mehrheit hatte) mit faſt 10 000 Deutſchen, ferner die Stadt Troppau mit mehr als 20 000 Deutſchen. — In den Karpatenländern beſtehen außer zahlreichen Streuſiedlungen 26 deutſche Sprachinſeln, von denen die meiſten nur eine einzige deutſche Gemeinde umfaſſen, und zwar 18 im ſlowakiſchen, 2 im madjariſchen und 6 im rutheniſchen Sprachgebiet. Man pflegt ſie nach Sprachinſelgruppen zu benennen, ſo in der Slowakei die Preßburger deutſche Sprachinſelgruppe (A), die Kremnitzer deutſche Sprachinſelgruppe (B), die Käsmarker deutſche Sprachinſelgruppe oder Oberzips (E) und die Göllnitzer deutſche Sprachinſelgruppe oder Unterzips (F). Mit Ausnahme von Göllnitz gehört keine der angeführten Städte zu der nach ihnen benannten Sprachinſelgruppe. — In Karpatenrußland liegen 4 deutſche Inſelchen mit insgeſamt 10 Gemeinden in der Nähe von Munkatſch. Wiederum weit von dieſen entfernt bilden im Terešvatale in der Nähe der polniſchen Grenze die Dörfer Königsfeld und Deutſch-Mokra kleine deutſche Volksinſeln. Ferner gibt es in Karpatenrußland außer einigen wenigen Gemeinden mit deutſchen Minderheiten noch verſtreute kleine deutſche Siedlungen, zumeiſt von Waldarbeitern. — Im übrigen ſei bezüglich des Siedlungsraumes der Deutſchen auf die Karte verwieſen, auf welcher die Sprachinſeln bzw. Sprachinſelgruppen mit großen lateiniſchen Buchſtaben bezeichnet ſind.

Die Sprachgrenze iſt in den Sudetenländern, wie die Karte zeigt, meiſt ſcharf gezogen; jedoch gibt es auch hier Gebiete (ſo das Brüx-Duxer Kohlengebiet, die Iglauer Sprachinſel, Südweſtmähren uſw.), in welchen überwiegend deutſche und überwiegend tſchechiſche Gemeinden regellos nebeneinander liegen. Daß in den Sudetenländern die Verteilung des Siedlungsraumes unter die Tſchechen und Deutſchen im Laufe der geſchichtlichen Entwicklung manche Änderung erfahren hat, davon gibt der Umſtand augenfälliges Zeugnis, daß ſelbſt in dem jetzt faſt ausſchließlich deutſchen Gebiet manche Dorfnamen und ſelbſt in rein deutſchen Dörfern viele Familiennamen tſchechiſchen Urſprungs ſind. Bezüglich einzelner Gegenden läßt ſich jedoch nachweiſen, daß ihre Bewohnerſchaft ſeit Jahrhunderten deutſch geweſen iſt; ſo hatten beiſpielsweiſe im Bezirke Friedland in Böhmen nach einem Zinsurbar aus dem Ende des 14. Jahrhunderts die Bewohner der Stadt Friedland ſowie der Dorfſchaften des Bezirks durchweg deutſche Namen. Andererſeits laſſen deutſche Familiennamen in jetzt tſchechiſchen Orten darauf ſchließen, daß ſich in früherer Zeit eine Slawiſierung vollzogen hat. — In den Karpatenländern kann man bei der großen Zerſplitterung des deutſchen Siedlungsraumes in zahlreiche Inſeln und Inſelchen ſchwerlich von einer Sprachgrenze ſprechen, zumal auch die eine deutſche Mehrheit aufweiſenden Orte zumeiſt auch eine beträchtliche andersvolkliche Minderheit beſitzen. Das nationale Miſchungsverhältnis iſt in den Karpatenländern im allgemeinen weſentlich komplizierter als in den Sudetenländern. Ein ſelten buntes Nebeneinander von Völkern und Raſſen weiſen Käsmark (jetzt Kežmarok) und ſeine Umgebung auf; Slowaken, Deutſche, Madjaren, Ruthenen, Polen, Juden und Zigeuner ſind hier durcheinander gemiſcht.

Was die Richtung der Entwicklung der völkiſchen Verhältniſſe in der Tſchechoſlowakei in der neueren Zeit und in der Gegenwart anbelangt, ſo iſt ſie für die ungeſchwächte Erhaltung des Deutſchtums nicht günſtig. In den Sudetenländern hat etwa ſeit der letzten Jahrhundertwende, alſo noch bei Beſtand des Vorkriegs-Öſterreichs, die fortſchreitende Entwicklung der Induſtrie dort, wo ſie ihren Arbeiterbedarf aus der heimiſchen deutſchen Bevölkerung nicht mehr decken konnte, zur Niederlaſſung tſchechiſcher Familien in deutſchen Gebieten geführt. In einzelnen Gegenden, namentlich dort, wo beim Erbgange Freiteilbarkeit vorherrſcht, wie z. B. in Südmähren, hat ſich auch bei der Landwirtſchaft keineswegs bloß ausnahmsweiſe ein Übergang von bisherigen deutſchen Beſitztümern in tſchechiſche Hände vollzogen. Die Gründe hierfür waren verſchiedenartig. Bei der ungünſtigen wirtſchaftlichen Lage der Landwirtſchaft haben viele deutſche Bauernſöhne ihren Lebensunterhalt im öffentlichen Dienſte (namentlich bei der Bahn, bei der Poſt, als Lehrer, als länger dienende Unteroffiziere, im Polizeidienſte u. dgl.) geſucht. Das trifft insbeſondere für Südmähren zu, für deſſen Nachwuchs die nahe Millionenſtadt Wien reichliche Unterkunftsmöglichkeiten geboten hat. Die verkäuflich gewordenen Anweſen ſind häufig von Tſchechen erworben worden. Andererſeits war es bei dem Umſtande, daß auch in den deutſchen Siedlungsgebieten der Sudetenländer die Bauersfrau zu den geplagteſten Weſen gehört, nur allzu begreiflich, daß auch manche deutſche Bauerntochter einem Lehrer, kleinen Beamten oder Angeſtellten u. dgl. lieber die Hand zum Bunde für das Leben gereicht hat als ſelbſt dem Erben eines ſchönen ſchuldenfreien Bauernhofes, geſchweige denn dem Sohne eines arg verſchuldeten Kleinbauern. Insbeſondere in den landwirtſchaftlich armen Gebieten hat ſich ſo mancher heiratsluſtige Deutſche ſeine Braut aus dem Tſchechiſchen holen müſſen, was zwar keineswegs immer, aber doch häufig genug zur Vertſchechiſierung der Familie geführt hat. — Seit Beſtand der Tſchechoſlowakei hat in den Sudetenländern der Zuſtrom zum öffentlichen Dienſte bei den Deutſchen ſtark ab-, bei den Tſchechen beträchtlich zugenommen. Von den öffentlichen Bedienſteten aller Art (namentlich auch von den vielköpfigen Ständen der Eiſenbahn- und Poſtbedienſteten, der Gendarmerie, der Finanzwache und ſonſtiger öffentlicher Wachkörper) gehört in den deutſchen Siedlungsgebieten nur ein weit geringerer Hundertſatz der deutſchen Volksgruppe an, als dem geſamtſtaatlichen Bevölkerungsſchlüſſel, geſchweige denn dem Bevölkerungsſchlüſſel des betreffenden deutſchen Siedlungsgebietes entſprechen würde. — Im Intereſſenbereiche der Landwirtſchaft iſt im Zuge der Bodenreform nicht nur viel bisheriger deutſcher Beſitz an Tſchechen verlorengegangen, ſondern es haben die tſchechiſchen Reſtgutsbeſitzer im deutſchen Siedlungsraum auch Tſchechen oder Slowaken als Arbeitskräfte herangezogen. Namentlich dort, wo ſtändiger Mangel an landwirtſchaftlichen Arbeitern herrſchte, haben auch deutſche landwirtſchaftliche Großbetriebe frühere ſlowakiſche Saiſonarbeiter als Deputatiſten angeſiedelt.

In der Slowakei (dem ehemaligen Oberungarn) läßt ſich eine ſtändige Abbröcklung der deutſchen Bevölkerung ſchon ſeit dem 17. Jahrhundert feſtſtellen. Im 14. Jahrhundert ſollen ungefähr 250000 Deutſche in Oberungarn gelebt haben. Trotz der Verſtärkung des deutſchen Elements durch den zweiten großen Schwabenzug unter Maria Thereſia und Joſef II. wurden 1880 nur noch 225504 Deutſche (11 v. H. der Geſamtbevölkerung) gezählt. 1910 waren es nur mehr 196942, das ſind 6,73 v. H. der Geſamtbevölkerung, bei der Volkszählung in der Tſchechoſlowakei am 1. Dezember 1930 nur noch 147501 = 4,53 v. H. Hauptſächlichſte Schuld an dieſem Abbröcklungsprozeſſe iſt wohl die große Anpaſſungsfähigkeit des Deutſchen an ſeine Umweltverhältniſſe, die um ſo mehr wirkſam wird, je kleiner ein deutſches Siedlungsgebiet und je weiter es von dem großen Siedlungsraum der Deutſchen entfernt iſt. Das ungariſche Volksſchulgeſetz von 1879 hatte auch in größeren deutſchen Sprachinſeln zur Folge, daß die deutſche Mutterſprache zugunſten der madjariſchen Sprache vernachläſſigt wurde. Mit der Sprache wurde aber meiſt auch der Zuſammenhang mit der deutſchen Kultur aufgegeben. Die ungariſche Regierung hat es vortrefflich verſtanden, den politiſchen Begriff der ungariſchen Nation mit dem völkiſchen Begriffe der madjariſchen Nation gleichzuſetzen. Guter Ungar war alſo gleichbedeutend mit guter Madjare, auch wenn in ſeinen Adern deutſches oder ſlowakiſches Blut floß. Die Not des täglichen Lebens hat das ihrige dazu beigetragen, die Frage der Volkszugehörigkeit zurückzuſtellen. Dieſe völkiſche Gleichgültigkeit hat auch das Zuſtandekommen von Miſchehen ſehr begünſtigt. — Seit Beſtand der Tſchechoſlowakei wirkt dieſe Anpaſſungsfähigkeit, die ſchon von manchem volksbewußt gebliebenen Deutſchen in der Slowakei tief beklagt worden iſt, in der Richtung des Aufgehens der Sprachinſeldeutſchen in das ſie umgebende große ſlowakiſche Meer. Der ſtarke politiſche Druck, der früher im Sinne der Madjariſierung gegeben war, hat aber jetzt aufgehört; manche von der Madjariſierung bedroht geweſene Gemeinde hat eine deutſche Schule erhalten. Auch wirkt jetzt, wo die Deutſchen in den Karpatenländern und die Deutſchen in den Sudetenländern Staatsbürger desſelben Staates ſind, der Entdeutſchung der Karpatendeutſchen das wachſende Zuſammengehörigkeitsgefühl aller Deutſchen in der Tſchechoſlowakei entgegen, das in kultureller Beziehung von den geſamtſtaatlichen völkiſchen Schutzverbänden, d. i. dem Deutſchen Kulturverbande und dem Bund der Deutſchen, gepflegt wird.

Die Zuwanderung andersnationaler Elemente in bisher überwiegend deutſche Gebiete kann zwar eine Verſchiebung des nationalen Schlüſſels bewirken, aber doch das Deutſchtum nicht beſeitigen. Die Gefahr einer Umvolkung iſt wenigſtens bei den Deutſchen in den Sudetenländern zufolge des namentlich auch durch den politiſchen Kampf geſteigerten Volksbewußtſeins in allen Lagern der Tſchechoſlowakei eher geringer als zur Zeit des auf Einſchläferung des Volksbewußtſeins eingeſtellten früheren Öſterreichs. Ein weit gefährlicherer Feind des Deutſchtums in der Tſchechoſlowakei iſt derjenige, der als Volkstod bezeichnet wird, nämlich die ſtarke Abnahme des natürlichen Bevölkerungszuwachſes bei den Deutſchen. Einſchlägige Zahlen hierüber enthält die Tabelle 3.

Tabelle 3. Überſchuß der Lebendgeborenen über die Geſtorbenen in der Tſchechoſlowakei nach Nationalitäten im Jahresdurchſchnitt 1928—1930 und im Jahre 1935

Nationalität	absolut		auf 1000 Einwohner		Rückgang in v. H. geg. den Jahresdurchſchnitt 1928—1930
	im Jahresdurchſchnitt 1928—1930	im Jahre 1935	im Jahresdurchſchnitt 1928—1930	im Jahre 1935	
tſchechoſlowakiſch	76110	45213	7,9	4,51	—42,9
deutſch	13741	2051	4,2	0,61	—85,5
ruſſiſch	12192	11253	22,0	18,18	—17,4
madjariſch	8026	5646	11,0	7,55	—31,4
jüdiſch	2281	1213	11,3	5,71	—49,5
polniſch	1684	589	16,5	5,65	—65,8
andere und unbekannt	758	827	15,1	14,38	— 4,8

Die Tabelle zeigt, daß in der Tſchechoſlowakei der Schwund des Bevölkerungszuwachſes zwar keineswegs auf die Deutſchen allein beſchränkt iſt, ſondern ausnahmslos auch alle ſonſtigen Völker und Volksgruppen der Tſchechoſlowakei ergriffen hat. Aber bei keinem von dieſen geht er ſo rapid vor ſich wie bei den Deutſchen. Das Jahr 1936 hat inſofern Veränderungen gebracht, als der auf 1000 Einwohner entfallende Überſchuß der Lebendgeborenen über die Geſtorbenen bei den Deutſchen auf 0,74 geſtiegen, bei den anderen wichtigſten Nationalitäten dagegen gefallen iſt, bei der „tſchechoſlowakiſchen Nation" auf 4,23, bei den Ruſſen und Kleinruſſen auf 15,16, bei den Madjaren auf 6,85. — Beim Vergleiche der Völker untereinander darf nicht außer acht gelaſſen werden, daß eine für die Tſchechen einerſeits und die Slowaken andererſeits getrennte Berechnung gegenüber dem in der Tabelle 3 angeführten Hundertſatz von 42,9 bei den Slowaken eine bedeutend niedrigere, bei den Tſchechen eine bedeutend höhere Einbuße an natürlichem Zuwachs ergeben würde. Nach einer Angabe in der vom Statiſtiſchen Staatsamt herausgegebenen „Statiſtiſchen Überſicht für die čechoſlovakiſche Republik 1936" beträgt der nach abſoluten (alſo nicht — wie in der Tabelle 3 — nach relativen) Zahlen berechnete Hundertſatz des Rückganges des Geburtenüberſchuſſes in dem in Rede ſtehenden Zeitraum bei den Deutſchen 85,1 v. H., bei der tſchechoſlowakiſchen Nation 40,6 v. H., bei den Tſchechen in Böhmen aber 70,5 v. H. Es ſind alſo auch die Tſchechen von dem Schwunde des Geburtenüberſchuſſes bereits in überaus beſorgniserregender Weiſe heimgeſucht. Aber am allerſchlechteſten ſteht es diesbezüglich doch bei den Deutſchen.

Eine das Wachstum, den Stillſtand und den Rückgang der Bevölkerung durch Geburten und Sterbefälle darſtellende Karte der Tſchechoſlowakei würde zeigen, daß nicht nur einzelne größere Städte, ſondern auch ſchon ganze zuſammenhängende Landſtriche mehr Sterbefälle als Geburten aufweiſen. Von dieſer beklagenswerten Entwicklung iſt keineswegs nur das deutſche, ſondern (aber außerhalb der größeren Städte nur in Böhmen) auch das tſchechiſche Gebiet betroffen. Beſonders ausgedehnt iſt das bereits vom natürlichen Bevölkerungsſchwund heimgeſuchte Gebiet (deutſches wie tſchechiſches) in Nord- und Nordoſtböhmen. Kleinere von dieſem Übel betroffene Gebiete befinden ſich in Weſtſchleſien, in Böhmen ſüdlich von Karlsbad und im ſüdöſtlichſten Zipfel, in Mähren im ſüdweſtlichſten Eck. Die beiden zuletzt angeführten ſind faſt rein agrariſche und zwar deutſche Gebiete.

Im engen Rahmen dieſer Abhandlung iſt es nicht möglich, den Urſachen des Verfalles des natürlichen Bevölkerungszuwachſes in der Tſchechoſlowakei im allgemeinen und bei den Deutſchen in der Tſchechoſlowakei insbeſondere nachzuforſchen. Feſt ſteht, daß dieſe Urſachen nicht in der Sterblichkeit zu ſuchen ſind; denn dieſe iſt in allen Ländern der Tſchechoſlowakei in der Hauptrichtung in ſtändiger erheblicher Abnahme begriffen. Die Wurzel des Übels liegt alſo im Sinken der Geburtenfreudigkeit. Diesbezüglich aber läßt ſich ganz allgemein ſagen, daß zwei Haupturſachen (alſo abgeſehen von beſonderen lokalen Urſachen) zuſammenwirken. Daß es ſich um eine Ziviliſationserſcheinung handelt, die ſich auch in anderen Kulturſtaaten, auch im früheren Öſterreich, ſchon lange vor Ausbruch des Weltkrieges in gleichem Sinne ausgewirkt hat und weiterhin auswirkt, beweiſt der Umſtand, daß die auf 1000 Einwohner entfallende Anzahl der Lebendgeborenen in der Richtung von Weſten nach Oſten (Böhmen—Mähren-Schleſien—Slowakei—Karpatenrußland), welche auch die Richtung des Kulturgefälles ſowie der Zunahme des agrariſchen Charakters des Landes iſt, derart ſtark anſteigt, daß ſie ſeit Beſtand der Tſchechoſlowakei in Karpatenrußland mehr als doppelt ſo groß iſt wie in Böhmen. Im Jahre 1935 z. B. beträgt die bemerkte Anzahl in Böhmen 14,18, in Mähren-Schleſien 16,37, in der Slowakei 23,63, in Karpatenrußland 33,98, in der ganzen Tſchechoſlowakei 17,91. In demſelben Jahre war dieſe Anzahl bei den Deutſchen in Böhmen 13,7, in Mähren-Schleſien 14,2, in der Slowakei 15,7, in Karpatenrußland 24,9, in der ganzen Tſchechoſlowakei 14,0. — Daß aber auch die Ungunſt der wirtſchaftlichen Verhältniſſe der Geburtenfreudigkeit ſtarken Abbruch tut, darauf weiſt der Umſtand hin, daß nach Tabelle 3 ſeit dem Ausbruch der Wirtſchaftskriſe der Hundertſatz des Rückganges der natürlichen Bevölkerungszunahme bei jenen Volksgruppen (bei den Deutſchen 85,5, bei den Polen 65,8 v. H.) weitaus am größten iſt, bei denen ein höherer Hundertſatz der Bergbau- und Induſtriearbeiterſchaft angehört, und daß die vom natürlichen Bevölkerungsſchwund in Nord- und Nordoſtböhmen und in Weſtſchleſien betroffenen Gebiete Hauptinduſtriegebiete ſind, in denen die Arbeitsloſigkeit nach Ausdehnung und Stärke einen beſonders hohen Grad erreicht hat. Es iſt daher die Hoffnung berechtigt, daß den Bemühungen aller für die Erhaltung deutſchen Volkstums in der Tſchechoſlowakei verantwortlichen Faktoren im Kampfe gegen den Volkstod dann ein befriedigender Erfolg beſchieden ſein wird, wenn auch in den ſtark induſtriellen Siedlungsgebieten der Deutſchen wieder normale wirtſchaftliche Verhältniſſe Einkehr gehalten haben werden.

III. Die volkswirtſchaftliche Struktur der deutſchen Siedlungsgebiete

In den Sudetenländern iſt für die volkswirtſchaftliche Struktur des Siedlungsraumes der Deutſchen, bzw. dafür, inwiefern ſich dieſe Struktur von jener des

Siedlungsraumes der Tſchechen unterſcheidet, der Umſtand von größtem Einfluß geweſen, daß von den Deutſchen hauptſächlich die Gebiete mit Mittelgebirgscharakter beſiedelt ſind, wogegen ſich die fruchtbaren Flachlandniederungen zumeiſt im Beſitze der Tſchechen befinden. Der Böhmerwald, das Erzgebirge mit den ihm gegen das Innere Böhmens zu vorgelagerten kleineren Gebirgsſtöcken, das die Brücke vom Erzgebirge zu den Sudeten bildende Elbſandſteingebirge, die ſich in einer Länge von 300 km vom Quellgebiete der Spree und der Görlitzer Neiße bis zum Oberlaufe der Oder erſtreckenden Sudeten (Lauſitzer Gebirge, Iſergebirge, Rieſengebirge, Rehorngebirge, Adlergebirge, Altvatergebirge, Mähriſch-Schleſiſches Geſenke u. a.) ſowie der Böhmiſch-Mähriſche Landrücken gehören, ſoweit ſie auf tſchechoſlowakiſchem Gebiete liegen, ganz oder doch zum größten Teile jenem Siedlungsraume an, in welchem die Deutſchen die Mehrheit bilden.

Dieſe geographiſchen Verhältniſſe ſind vor allem urſächlich dafür, daß von dem bedeutenden Waldreichtum der Sudetenländer ein unverhältnismäßig großer Teil auf den deutſchen Siedlungsraum entfällt. Nach der landwirtſchaftlichen Betriebszählung vom 27. Mai 1930 beträgt die Bewaldung in Böhmen 30,1 v. H., in Mähren-Schleſien 29,7 v. H. der Geſamtfläche dieſer Länder. In den nach Seehöhengruppen geordneten Bezirken ſteigt der Hundertſatz der Waldfläche vom Geſamtausmaße der betreffenden Gruppe in Böhmen in der Seehöhe von 1001—1100 m auf 63,6 v. H., in Mähren-Schleſien in der Seehöhe von 801—900 m auf 55,4 v. H. Da nun die hohen Gebirgsſtrecken in dieſen Ländern faſt gänzlich dem deutſchen Siedlungsraum angehören, iſt ein großer Teil des Futterbaugebietes in den deutſchen Siedlungsgebieten Waldboden.

Auch abgeſehen vom Waldbau ſind die geographiſchen Verhältniſſe für die Hauptrichtungen der landwirtſchaftlichen Produktion entſcheidend. Auf Grund der Höhenunterſchiede und der hierdurch bedingten Höhe der Jahresniederſchläge iſt das Staatsgebiet in folgende, nach den für ſie beſonders kennzeichnenden Kulturen benannte 4 natürliche landwirtſchaftliche Produktionsgebiete (auf der Karte mit ſtarken punktierten Linien umgrenzt und mit im Innern leeren großen lateiniſchen Buchſtaben bezeichnet) eingeteilt: 1. Zuckerrübenbaugebiet (Z), 2. Getreidebaugebiet (G), 3. Getreide-Kartoffelbaugebiet (G-K), 4. Futterbaugebiet (F). In den Sudetenländern fällt beträchtlich mehr als die Hälfte des deutſchen Siedlungsraumes in das Futterbaugebiet (F), in welchem, ſoweit es nicht Waldboden iſt, die Viehwirtſchaft vorherrſcht. Erhebliche Teile (namentlich in Weſt- und Nordböhmen, in Weſtſchleſien, Nord- und Südmähren) gehören dem Getreidebaugebiet (G) an. Das Zuckerrübenbaugebiet reicht nur in Nordweſtböhmen und in Südmähren in das deutſche Siedlungsgebiet hinein; überdies gehören ihm die Olmützer (J) und die Wiſchauer (L) Sprachinſel an. In das Getreide-Kartoffelbaugebiet (G-K) fallen der Großteil der Schönhengſter Sprachinſel (A), die Iglauer Sprachinſel (B) ſowie der im Südoſten Böhmens (I) und im Südweſten Mährens (9) gelegene Teil des geſchloſſenen deutſchen Sprachgebietes.

Auf Einzelheiten der landwirtſchaftlichen Produktion kann hier nicht eingegangen werden. Nur ſeien kurz jene Spezialkulturen hervorgehoben, die zufolge ihrer hervorragenden Qualität weltbekannt ſind und an denen auch die Deutſchen in bedeutendem Umfange Anteil haben. Diesbezüglich wäre an erſter Stelle der Hopfen zu nennen. Die qualitativ beſten Hopfen kommen aus dem Rotliegenden ſowie den vom Rotliegenden angeſchwemmten Böden des Goldbach- und Egertales im Saazer Kreisverbandsgebiete (V). Im Jahre 1935 betrug die Hopfenanbaufläche der Tſchechoſlowakei in den Hopfenproduktionsgebieten: Saaz 8538 ha, Auſcha (im

Kreisverbandsgebiet VI) 1391 ha, Roudnice 967 ha, Dauba (im Kreisverbandsgebiet VIII) 130 ha, Trſice 127 ha und in der Slowakei 96 ha, zuſammen 11 249 ha. Von der Anbaufläche des Hopfenproduktionsgebietes Saaz entfallen 54,5 v. H. auf die deutſchen und 45,5 v. H. auf die tſchechiſchen Hopfenbauern. Die Hopfenproduktionsgebiete Auſcha und Dauba ſind faſt ausſchließlich deutſch, die Gebiete Roudnice und Trſice tſchechiſch. An der geſamten Hopfenanbaufläche der Tſchechoſlowakei ſind die Deutſchen mit rund 55 v. H. beteiligt. Von den rund 16 500 Hopfenbauern der Tſchechoſlowakei im Jahre 1935 waren in den Produktionsgebieten Saaz, Auſcha und Dauba rund 9900, alſo rund 60 v. H. Deutſche. — An dem Bau hochwertiger Gerſte ſind insbeſondere die Deutſchen in Mittelmähren beteiligt. — Hervorragende Obſtbaugebiete ſind namentlich das Kreisverbandsgebiet „Elbegau" (VI) in Böhmen ſowie Südmähren. Letzteres iſt auch ein bedeutendes Gemüſe- und Weinbaugebiet. Im deutſchen Teile Böhmens kommt der Weinbau nur in den Gerichtsbezirken Leitmeritz und Wegſtädtl als Nebenerwerb vor. — Einſtmals war in den deutſchen Gebirgsgegenden der Sudetenländer auch der Flachsbau ſehr ſtark verbreitet. Mangels eines Zollſchutzes iſt aber zufolge der übermächtigen Wettbewerb des Auslandes die Flachsanbaufläche ſchon zur Zeit des früheren Öſterreichs ſehr ſtark zurückgegangen. Dank der Förderungsmaßnahmen des tſchechoſlowakiſchen Landwirtſchaftsminiſteriums iſt die Flachsanbaufläche in der Tſchechoſlowakei wieder in ſteter Zunahme begriffen. Dieſelbe betrug im Jahre 1933: 7273 ha, 1934: 9503 ha, 1935: 13 428 ha und 1936: 16 367 ha. Im deutſchen Siedlungsraum der Sudetenländer ſind am Flachsbau insbeſondere der Böhmerwald, das Adlergebirge, die Schönhengſter und die Iglauer Sprachinſel und in beſonders ſtarkem Ausmaße das gebirgige Nordmähren beteiligt.

In der Zeit, zu welcher die auf Maſchinenbetrieb eingeſtellte *gewerbliche Produktion* zur Kraftquelle gehen mußte, haben die Gebirgsgegenden mit ihrem Reichtum an Waſſerkraft für die Anſiedlung von induſtriellen und ſonſtigen gewerblichen Produktionsbetrieben günſtigere Vorausſetzungen geboten als das Flachland. Infolgedeſſen hat ſich zunächſt in den Gebirgsgegenden neben der landwirtſchaftlichen auch eine induſtrielle Bevölkerung gebildet. Die tunlichſte Ausnützung der Waſſerkraft für Betriebszwecke hat auch dann noch ihre Bedeutung beibehalten, als mit dem Ausbau des Eiſenbahnnetzes die Kraftquelle in der Form von Kohle und ſpäter die Kraft ſelbſt in der Form von elektriſcher Energie zur Betriebsſtätte gebracht werden konnte. Und da ſich in den Sudetenländern die Gebirgsgebiete zum größten Teile im Siedlungsraum der Deutſchen befinden, haben, wiewohl inzwiſchen auch die Induſtrialiſierung einzelner tſchechiſcher Gebiete ſtark zugenommen hat, die Gebiete mit überwiegend deutſcher Bevölkerung einen beträchtlich geringeren Anteil an der Landwirtſchaft und einen beträchtlich höheren Anteil an der Induſtrie als die Gebiete mit überwiegend tſchechiſcher Bevölkerung. In der Tabelle 4 iſt die Verſchiebung zwiſchen der landwirtſchaftlichen und der induſtriellen Bevölkerung in den Sudetenländern der Tſchechoſlowakei im Rahmen der Geſamtbevölkerung derſelben im Vergleich der Jahre 1890 und 1930 dargeſtellt. Die Tabelle 5 weiſt das Verhältnis zwiſchen den deutſchen und den tſchechiſchen Gerichtsbezirken der Sudetenländer nach ihrem größeren oder geringeren agrariſchen Charakter auf Grund der Volkszählung vom Jahre 1930 auf. Hierbei ſind als deutſche bzw. tſchechiſche Gerichtsbezirke jene gezählt, in welchen nach der Volkszählung vom 1. Dezember 1930 die Deutſchen bzw. die Tſchechen mehr als 50 v. H. der Staatsangehörigen in den einzelnen Gerichtsbezirken ausmachen.

Tabelle 4. Anteil der Berufszugehörigen einerſeits der Land- und Forſtwirtſchaft ſowie der Fiſcherei und andererſeits der Induſtrie und der Produktionsgewerbe an der anweſenden Bevölkerung in den Sudetenländern in den Jahren 1890 und 1930.

Land	Jahr der Volkszählung	anweſende Bevölkerung	davon Berufszugehörige der Land- und Forſtwirtſchaft und Fiſcherei	davon Berufszugehörige der Induſtrie und Produktionsgewerbe
			In Grundzahlen	
Böhmen	1890	5843094	2374838	2247402
	1930	7109376	1710723	2970255
Mähren-Schleſien	1890	2882519	1388551	962948
	1930	3565010	1017993	1455295
			Auf 100 Einwohner	
Böhmen	1890	100,00	40,64	38,46
	1930	100,00	24,06	41,78
Mähren-Schleſien	1890	100,00	48,17	33,41
	1930	100,00	28,56	40,82

Tabelle 5. Hundertſatz der deutſchen und der tſchechiſchen Gerichtsbezirke der Sudetenländer in Gruppen nach dem Hundertſatz der landwirtſchaftlichen Bevölkerung im Jahre 1930

Landwirtſchaftliche Bevölkerung v. H.	Gerichtsbezirke deutſche v. H.	Gerichtsbezirke tſchechiſche v. H.
0—10	16,4	4,9
10—20	23,0	10,2
20—30	13,1	15,6
30—40	19,6	23,4
40—50	16,5	21,5
50—60	9,8	17,1
60—70	1,6	7,3
	100,0	100,0
Zahl der Bezirke	122	205

Die Durchſetzung der deutſchen Siedlungsgebiete mit Induſtrie iſt, wie die Tabelle 5 zeigt, keineswegs eine gleichmäßige. Auch in den Sudetenländern ſind große Teile des deutſchen Siedlungsraumes ausgeſprochen induſtriearm, ſo z. B. faſt der geſamte Böhmerwald — nur bei Böhm.-Krumau und Hohenfurth befinden ſich größere Papierfabriken — ſowie der ſüdliche und öſtliche Teil von Weſtböhmen. Der weſtlichſte Zipfel von Weſtböhmen (Aſch) iſt ſtark induſtriell, namentlich im Textilfach. In der Umgebung von Karlsbad iſt wegen der dort vorkommenden Kaolinlager die Porzellaninduſtrie heimiſch geworden. Der weſtlichſte Teil des Erzgebirges und des anliegenden Vorgebirges (Graslitz und Schönbach) iſt das typiſche Gebiet der Muſikinſtrumenteninduſtrie. Ausgedehnte Induſtriegebiete ſtellen das Falkenau-Elbogener und das Komotau-Brüx-Duxer Braunkohlenbecken dar. Bei Komotau ſind Eiſenwerke. Die Feinkeramik, insbeſondere die Erzeugung von Töpferwaren, von Volks- und Kunſtkeramik ſowie von Ofnerwaren hat ſich in den nordweſtlichen Gebieten Böhmens angeſiedelt. Das geſamte nordweſtliche, nördliche und nordöſtliche Böhmen iſt hochinduſtriell. Hauptbetriebszweige ſind hier die chemiſche Induſtrie, die Glasinduſtrie, die Papierinduſtrie, insbeſondere aber die Textilinduſtrie, die auch in den deutſchen Teilen Nordmährens und Weſtſchleſiens Konzentrationszentren beſitzt. Durch die Erzeugung von Taſteninſtrumenten ſind in Böhmen namentlich Reichenberg und Georgswalde, in Schleſien Jägerndorf bekannt.

Aber auch in jenen Gegenden, in welchen die Induſtrie zu hoher volkswirtſchaftlicher Bedeutung gelangt iſt, haben viele Landgemeinden ihren rein agrariſchen Charakter beibehalten. Die induſtriellen Anlagen (mit Ausnahme der Bergwerke) ſind entweder in den Städten konzentriert oder in den waſſerkraftreichen Tälern gelegen. Die Anſiedlung zahlreicher Fabriksarbeiter und im Zuſammenhange damit auch von Handels- und Gewerbetreibenden aller Art hat zwar in der nächſten Umgebung der Städte und Induſtriewerke vielfach das landwirtſchaftliche Dorfbild zerſtört; aber die Feldflur iſt abgeſehen davon, daß häufig die Maſten elektriſcher Leitungen ihr Bild beeinträchtigen, unverändert geblieben. Den Landwirten hat die Anſiedlung von Induſtrien — nebſt mancherlei Nachteilen — den großen Vorteil des nahen Abſatzgebietes für ihre Erzeugniſſe gebracht.

Nicht zuletzt vom Standpunkte der Abſatzmöglichkeiten für landwirtſchaftliche Erzeugniſſe verdient auch der Umſtand beſondere Hervorhebung, daß die Weltruf genießenden Kurorte Karlsbad, Marienbad und Franzensbad in Weſtböhmen ſowie Teplitz-Schönau im Übergang von Weſtböhmen in Nordböhmen tief im deutſchen Siedlungsraum liegen. Kleinere Badeorte, insbeſondere aber Sommerfriſchen, als welche ja — abgeſehen von Seen — die Gebirgslagen bevorzugt zu werden pflegen, gibt es in dieſem Siedlungsraum in großer Anzahl. Das gleiche gilt bezüglich der Winterſportplätze. Die Tatſache, daß die hohen Gebirgslagen in den Sudetenländern dem deutſchen Siedlungsraum angehören, läßt dieſen auch an ſonſtigen Anziehungspunkten für den Fremdenverkehr beſonders reich erſcheinen.

In den induſtriearmen und in landwirtſchaftlicher Beziehung nicht reichen deutſchen Siedlungsgebieten iſt zumeiſt irgendeine Hausinduſtrie heimiſch geworden, welche der ortsanſäſſigen Bevölkerung hauptſächlich als Nebenerwerbsquelle zu dem zur vollen Beſchäftigung (namentlich in der Winterszeit, die um ſo länger iſt, je höher der Standort liegt) und Ernährung der Familie nicht ausreichenden Landwirtſchaftsbetrieb dienen ſoll. Einzelne Zweige der Heiminduſtrie aber bilden den ausſchließlichen oder doch hauptſächlichſten Erwerbszweig der Heimarbeiter, ſo z. B. die Raffination von Zierglas und künſtleriſchem Hohlglas in Haida bei Böhm.-Leipa und Steinſchönau ſowie die hauptſächlich Bijouteriewaren erzeugende Gablonzer Glasinduſtrie. Die Zweige hausinduſtrieller Beſchäftigung ſind überaus vielgeſtaltig: einfache Holzwaren, Holzſpanſchachteln, Knöpfe, Meſſerwaren, Spielwaren, Muſikinſtrumente, Glaswaren, Lederwaren, Spitzenklöppelei (im Erzgebirge), Hausweberei, Korbflechterei und manches andere. Seit dem Ausbruch der Wirtſchaftskriſe in der Tſchechoſlowakei (1929) ſind — gleich wie viele Induſtriezweige — auch die meiſten Zweige der Hausinduſtrie ſchwer notleidend geworden.

Was nun die Karpatenländer anbelangt, ſo gehören die Deutſchen der Preßburger Sprachinſelgruppe (A) zum großen Teile der Landwirtſchaft an (am Oſtabhang der Karpaten Weinbau, im übrigen hauptſächlich Getreidebau und Obſtbau); der Reſt verteilt ſich in der Hauptſache auf Fabriksarbeiter und Gewerbetreibende. — Die Hochwieſer deutſche Sprachinſel (D) iſt ſeit dem Erlöſchen des Bergbaues aus einem ehemals blühenden Gebiete zu einer Stätte wirtſchaftlichen Elends herabgeſunken. Die einzige Arbeitsmöglichkeit bieten der auf dem ſteilen, ſteinreichen Boden ſehr kärgliche Landbau mit Weidewirtſchaft und ein wenig Waldarbeit. — In Deutſch-Proben (C) ſind die Tuchmacherei und Gerberei die wichtigſten Gewerbe; neben dem meiſt nur im Winter betriebenen Gewerbe hat jeder Meiſter auch ſeine Landwirtſchaft. Die deutſchen Dörfer in der Umgebung von Deutſch-Proben ſowie die Dörfer der Kremnitzer deutſchen Sprachinſelgruppe (B) betreiben Landwirtſchaft; auch Obſtbau kommt vor (Gaideler Pflaumen). In der zur Kremnitzer Sprachinſelgruppe gehörigen deutſchen Gemeinde Krickerhäu (jetzt Handlova) bieten die zu Anfang dieſes Jahrhunderts erſchloſſenen Braunkohlengruben auch für die Deutſchen eine willkommene neue Arbeitsmöglichkeit. Im übrigen befinden ſich in den letztbemerkten drei Sprachinſelgruppen die ärmſten Gemeinden des deutſchen Sprachgebietes der Tſchechoſlowakei überhaupt. Der Mangel an Arbeitsmöglichkeit treibt alljährlich namentlich viele Männer in die Ferne; die harte, karge Scholle bearbeiten hauptſächlich die Frauen. — In der am Fuße der Hohen Tatra, alſo im Bereiche des Fremdenverkehrsgebietes gelegenen Oberzips (E) hat ſich teilweiſe ſchon die moderne Wirtſchaftsentwicklung geltend gemacht. Im Poppertale beſteht einige Textilinduſtrie. Haupterwerbszweig aber iſt in den deutſchen Landgemeinden der Landwirtſchaftsbetrieb. — In der Unterzips (F) bieten nebſt der Landwirtſchaft Eiſenwerke im Göllnitztale, eine Tabakfabrik in Schmöllnitz und die Erzeugung von landwirtſchaftlichen Geräten in altertümlichen Hammerwerken in Metzenſeifen auch der deutſchen Bevölkerung Verdienſtmöglichkeit. Beide Zipſen haben verhältnismäßig viele Auswanderer nach Amerika geſtellt. — Die in unmittelbarer Nachbarſchaft von Munkatſch (Mukačevo) gelegenen deutſchen Dörfer (G) ſind reiche Kleinbauerndörfer mit Getreide-, Wein- und Obſtbau. — Die deutſchen Dörfer Königsfeld und Deutſch-Mokra (H) werden von Waldarbeitern gebildet, die zwar ihr eigenes Haus haben, das aber auf ärariſchem Boden ſteht. In landwirtſchaftlicher Beziehung betreiben ſie auf dem ihnen vom Ärar für einen billigen Pachtſchilling zur Verfügung geſtellten Grund Almwirtſchaft.

Die in der Tſchechoſlowakei im Jahre 1929 akut gewordene allgemeine Wirtſchaftskriſe hat auch in den deutſchen Siedlungsgebieten ſowohl die Landwirtſchaft wie auch die Induſtrie ſchwer betroffen. Bei der Landwirtſchaft hatte ſie ein bedrohliches Anſteigen der Verſchuldung zur Folge, die jedoch bei den deutſchen Landwirten keineswegs zu einer allgemeinen Überſchuldung ausgeartet iſt. Dagegen hat die Induſtriekriſe zufolge des Umſtandes, daß eben die deutſchen Gebiete am ſtärkſten induſtrialiſiert ſind, gerade in dieſen Gebieten zu überaus zahlreichen Betriebseinſtellungen oder doch Betriebseinſchränkungen geführt, ſo daß die Arbeitsloſigkeit und damit die wirtſchaftliche Notlage in den deutſchen Induſtriegebieten der Sudetenländer weit ärger ſind als bei den Tſchechen. Nach dem Stande der Arbeitsloſigkeit zum 31. Dezember 1937 war die Anzahl der bei den Arbeitsvermittlungsanſtalten der Tſchechoſlowakei nicht untergebrachten Bewerber 451 484. In der ganzen Tſchechoſlowakei waren von 1000 Einwohnern 30,7, in den Gebieten, welche bei der letzten Volkszählung mehr als 50 v. H. Deutſche aufgewieſen haben, 57,2, in den tſchechiſchen Gebieten 23,7, von 1000 Berufstätigen in der ganzen Republik 69,1, in den deutſchen Gebieten 112,9, in den tſchechiſchen Gebieten 55,5 arbeitslos. — Der Landwirtſchaft iſt der Staat vorerſt durch Exekutionsſchutz, dann durch Einführung eines beſonderen landwirtſchaftlichen Ausgleichsverfahrens ſowie durch verſchiedene Förderungsmaßnahmen, von denen die wichtigſte das im Jahre 1934 eingeführte Getreidehandelsmonopol iſt, zu Hilfe gekommen. Die Hilfsmaßnahmen für die Induſtrie mußten ſich in der Hauptſache auf die zufolge der Abhängigkeit von der handelspolitiſchen Einſtellung des Auslandes nur wenig erfolgreiche Angriffspunkte bietende Förderung der Ausfuhr beſchränken: beim Abſchluß von Zoll- und Handelsverträgen, durch Errichtung eines (übrigens auch dem landwirtſchaftlichen Ausfuhrbedürfniſſe dienenden) Exportinſtitutes, durch erleichterte Eskomptierung von Exportwechſeln, durch Staatsgarantie für Exportkredite u. dgl. m. — Den Höchſtſtand hat die Arbeitsloſigkeit in der Tſchechoſlowakei im Jahre 1933 erreicht, in welchem der Monatsdurchſchnitt der nicht untergebrachten Bewerber 738 310 betrug; im Jahre 1937 war der Monatsdurchſchnitt nur mehr 408 300. Man kann nur wünſchen und hoffen, daß es in nächſter Zukunft gelingen wird, die ein leidvolles und gefährliches Geſchwür am Körper der Volkswirtſchaft bildende Arbeitsloſigkeit in allen Gebieten der Tſchechoſlowakei auf die normalen Schwankungen von Angebot und Nachfrage auf dem Arbeitsmarkte herabzudrücken. Denn das iſt eine unerläßliche Vorausſetzung für die völlige Geſundung der Volkswirtſchaft der Tſchechoſlowakei überhaupt und insbeſondere eine unerläßliche Vorausſetzung für die Wiederkehr geſunder volkswirtſchaftlicher Verhältniſſe im deutſchen Siedlungsraum der Tſchechoſlowakei.

Benutztes Schrifttum

Čechoſlowakiſche Nationalbank: Zehn Jahre Čechoſlovakiſche Nationalbank. 1937.

Mitteilungen des Deutſchen Hauptverbandes der Induſtrie in der Tſchechoſlowakiſchen Republik, Folge 2/1938.

Dr. Albin Oberſchall: Berufliche Gliederung und ſoziale Schichtung der Deutſchen in der Tſchechoſlowakei.

Dr. Otto Peterka: Rechtsgeſchichte der Böhmiſchen Länder.

Statiſtiſches Staatsamt: Statiſtiſches Jahrbuch der Čechoſlovakiſchen Republik. 1937.

— Statiſtiſche Überſicht für die Čechoſlovakiſche Republik. 1936.

Eduard Winter: Die Deutſchen in der Slowakei und in Karpathorußland. 1926.

Die Volksgeſchichte der Niederlande als germaniſch-deutſche Forſchungsaufgabe

Von Franz Petri, Köln

Die beſtimmenden Kräfte der Volksgeſchichte treten vielleicht nirgends ſo deutlich in Erſcheinung wie an den Stellen der Berührung und des Übergangs von einem Volksorganismus zu einem anderen: räumlich an der Volksgrenze, zeitlich in den Perioden der Ausweitung oder der Schrumpfung eines beſtehenden Volkszuſammenhangs. Aus dieſem Grunde darf die Geſchichte der Niederlande die beſondere Aufmerkſamkeit der Volksforſchung auch jenſeits der niederländiſchen Grenzen beanſpruchen. Man begründet hier die Notwendigkeit ihrer Beachtung in der Regel mit dem Hinweis auf die ungewöhnliche Kulturbedeutung der Niederlande und mit der Hervorhebung der wichtigen Rolle, die ſie zeitweiſe in der Geſchichte des europäiſchen Mächteſyſtems geſpielt haben. Beide Tatſachen ſind gewiß der Beachtung wert. Die große politiſche Bedeutung der niederländiſchen Gebiete bedarf keines beſonderen Beweiſes; bis auf den heutigen Tag ſind ſie eine der empfindlichſten Stellen des europäiſchen Gleichgewichts geblieben. In der Vergangenheit gab es Perioden wie die Burgunderzeit oder Hollands großes Jahrhundert, in denen ſich auf dieſem kleinen Raume außerordentliche politiſche Kräfte zuſammengeballt haben. Ohne Hollands ſiegreiche Selbſtbehauptung gegenüber Spanien wäre wahrſcheinlich die Geſchichte unſeres Kontinents in weſentlich anderen Bahnen verlaufen. Auch ein Ereignis wie Flanderns erfolgreiche Abwehr Frankreichs, die in der Schlacht von Kortrijk (1302) gipfelt, iſt anerkanntermaßen weit über die flandriſchen Gebiete hinaus für die Geſtaltung des germaniſch-romaniſchen Verhältniſſes von Bedeutung geworden. Auf kulturellem Gebiet iſt es wohl keine Übertreibung, wenn man behauptet, die abendländiſche Kultur wäre ohne den niederländiſchen Beitrag fühlbar ärmer. Europas Wirtſchaftsentwicklung hat Phaſen durchlaufen, in denen die Führerſtellung nördlich der Alpen eindeutig bei den Niederlanden lag; die dort ausgebildete Wirtſchafts- und Sozialgeſinnung lieferte weſentliche Züge zum Aufbau der modernen Geſellſchaft. Unnötig iſt es ferner, lange darüber zu reden, wieviel die Niederlande in der Geſchichte unſerer Muſik oder gar in der Geſchichte unſerer Malerei bedeuten, Gebiete, auf denen ſie Werke von unvergänglichem Wert ſchufen.

Ihre Hauptbedeutung erhalten die Niederlande für die volksgeſchichtliche Forſchung jedoch erſt durch die Tatſache, daß dieſe geſchichtlichen Leiſtungen politiſcher und kultureller Art — geſamtabendländiſch geſehen — von einem Volkstum auf der Grenze der germaniſch-romaniſchen Völkerwelt vollbracht worden ſind, und daß dieſer Grenzcharakter irgendwie das niederländiſche Geſamtgeſchehen maßgebend beeinflußt. Das Beſondere dieſes Grenzſchickſals tief und lebendig zu erfaſſen, iſt die eigentliche Aufgabe einer volksgeſchichtlichen Betrachtung der niederländiſchen Geſchichte.

Unſerer deutſchen Volksforſchung wird die lebendige Mitarbeit an der Löſung der ſich hier aufdrängenden Fragen bei aller für uns ſelbſtverſtändlichen Reſpektierung der heutigen Selbſtändigkeit des niederländiſchen Volkstums immer ein beſonderes Anliegen ſein. Die Fortbildung der Niederlande zu einem ſelbſtändigen germaniſchen Volkstum neben dem deutſchen erfolgte, roh gerechnet, etwa in den $4^1/_2$ Jahrhunderten zwiſchen 1200 und 1650; die Schlacht von Bouvines (1214) und der Weſtfäliſche Friede (1648) können als die Wahrzeichen der beginnenden und vollzogenen Abſonderung gelten. Die niederländiſche Herauslöſung aus dem deutſchen Volkskörper iſt alſo eine ganze Reihe von Jahrhunderten jünger als deſſen erſte große Schrumpfung: die Wandlung vom Germaniſchen zum Deutſchen. Die niederländiſche Geſchichte bildet mithin in ihren Anfängen noch einen unlösbaren Beſtandteil unſerer eigenen Volksgeſchichte. Sie ſteht uns daher noch ganz anders nahe als etwa die angelſächſiſche oder nordiſche Geſchichte; die Frage, wie es zur Ablöſung der Niederlande von Deutſchland kommen konnte, iſt ein integrierender Beſtandteil nicht nur der niederländiſchen, ſondern auch der deutſchen Geſchichte, deren ſelbſtändiger Beantwortung ſich die deutſche Volksforſchung nicht entziehen darf. Wir heben das hervor, um den Anſchein zu vermeiden, als miſchten wir uns in Fragen, die den deutſchen Hiſtoriker doch eigentlich nicht viel angingen: um das Werden unſeres eigenen Volkstums tiefer zu verſtehen (in dieſem Fall die Gründe für die Schrumpfung ſeines mittelalterlichen Geltungsbereichs), richten wir unſer Intereſſe auf die niederländiſche Geſchichte und inſonderheit auf den Prozeß der niederländiſchen Volkwerdung.

Vielleicht iſt es nicht unangebracht, noch eine weitere grundſätzliche Bemerkung anzufügen. Die Erfahrung lehrt, daß der deutſche und der niederländiſche Betrachter den Vorgang der niederländiſchen Loslöſung vom Reich, ſeine Urſachen und ſeine Folgen nicht immer gleich beurteilen. Dieſes Auseinandergehen im Urteil iſt ſo alt wie die Ablöſung der Niederlande ſelber. Als Erasmus im Jahre 1514 aus den Niederlanden an den Oberrhein zog, wurde er von den deutſchen Humaniſten ohne weiteres als einer der Ihrigen und als großer Deutſcher, als Zierde Germaniens begrüßt, was er zwar anfänglich mit einem gewiſſen Wohlgefallen aufnahm, jedoch in ſteigendem Maße als ſehr läſtig empfand[1]. Noch viel deutlicher durchzieht dieſer ſelbe Gegenſatz das 19. Jahrhundert. In den Jahrzehnten der deutſchen Einigung mit ihrem gewaltigen nationalen Gären gaben ſich manche deutſche Patrioten der Hoffnung hin, daß die ſchickſalhafte Scheidung zwiſchen deutſcher und niederländiſcher Welt ſich einſt doch noch zurückbilden könne. Auch ein ſo feiner Beobachter der Volkspſyche wie Wilhelm Heinrich Riehl empfand im niederländiſchen Verhältnis zu Deutſchland zu allererſt die natürliche Zuſammengehörigkeit, die nur durch die Politik zerriſſen worden ſei und vielleicht eines Tages einer naturnaheren Staatskunſt wieder zum Anhalt dienen könne[2]. Auf der niederländiſchen Seite braucht man nur die holländiſche Reaktion gegenüber der deutſchen Einigung zu verfolgen, um der ganz anderen Empfindung inne zu werden, mit der der moderne Holländer der Tatſache der deutſch-niederländiſchen Verwandtſchaft gegenüberſteht. Eine Perſönlichkeit wie

---

[1] Vgl. darüber J. Huizinga, Erasmus über Vaterland und Nationen. In: Gedenkſchrift zum 400. Todestage des Erasmus von Rotterdam (Baſel 1936), beſ. S. 36—43, und zuletzt G. Ritter, Erasmus und der deutſche Humaniſtenkreis am Oberrhein, Freiburg i. Br. 1937, S. 18ff. Einem engliſchen Freunde ſchrieb Erasmus höchſt bezeichnend, er drohe ſeinen deutſchen Verehrern, Franzoſe zu werden, wenn ſie nicht aufhörten, ihn ſo beläſtigend zu lieben. Vgl. P. S. Allen, Opus epistolarum Des. Erasmi Roterodami IV, 1129, 17, S. 322, 1520.

[2] Vgl. W. H. Riehl, Auf dem Wege nach Holland (1867). In: Naturgeſchichte des deutſchen Volkes Bd. 4, insbeſ. die Schlußſätze. Dazu auch Fr. Metz in Deutſches Archiv für Landes- und Volksforſchung, Jg. I, 1937, S. 1ff.

Jan Rudolph Thorbecke, Hollands bedeutendſter moderner Staatsmann, fühlte, obwohl er ſelber durch engſte Familien- und Freundſchaftsbande mit Deutſchland verbunden war und ihm als dem Lande ſeiner Jugend zeitlebens eine herzliche Zuneigung bewahrte, in dieſem Punkte nicht weſenhaft anders als der Durchſchnittsholländer[3].

Mögen auf deutſcher Seite nur verhältnismäßig wenige den Anſpruch des Niederländers auf unbedingte völkiſche und nationale Eigenſtändigkeit gegenüber Deutſchland überſehen haben, mag ihr Verſehen noch ſo begreiflich ſein — unvermeidlich mußte ein jedes Verwiſchen der Grenze auf unſere an ſich ſehr rege und freundſchaftliche Zuſammenarbeit mit den niederländiſchen Nachbarn belaſtend wirken; daraus erklärt ſich die bekannte Empfindlichkeit des Niederländers gegenüber jeder nicht ganz zutreffenden Umſchreibung des deutſch-niederländiſchen Verwandtſchaftsverhältniſſes. Es iſt daher eine ſelbſtverſtändliche Pflicht der deutſchen Forſchung, gerade in den grundſätzlichen Fragen der niederländiſchen Volksgeſchichte nur mit äußerſter Gewiſſenhaftigkeit und Umſicht Stellung zu nehmen. Indes wird man auch dann nicht erwarten können, daß damit alle Unterſchiede im Urteil nun einfach verſchwinden werden. Es liegt u. E. im Weſen der Sache, daß der deutſche und der niederländiſche Betrachter zuweilen dieſelben Tatſachen merklich abweichend beurteilen. Denn beide urteilen von weſentlich verſchiedenen Erlebnisgrundlagen her: der Deutſche beſitzt ganz natürlicherweiſe ein beſonderes Verſtändnis für die alten, urſprünglichen Zuſammenhänge, der Niederländer hingegen für das ihm allein eigene und ihn vom Deutſchen unterſcheidende Neue. Man ſollte ſolche Abweichungen im Urteil nicht zu tragiſch nehmen, ſondern in ihnen vielmehr eine Quelle der Anregung ſehen: Deutſches und niederländiſches Urteil ſind oft gerade da, wo ſie voneinander abweichen, berufen, nicht ſich gegenſeitig zu befehden, ſondern ſich zu ergänzen. Es bedarf dazu — das hat die Praxis immer wieder erwieſen — nur eines gewiſſen Maßes von beiderſeitigem Verſtändnis: Der Deutſche hat das Niederländiſche als ein vollkommen ſelbſtändiges und natürlich auch vollkommen gleichberechtigtes germaniſches Brudervolkstum anzuerkennen, während ſeinerſeits der Niederländer es verſtehen und würdigen ſollte, wenn der Deutſche der früheren Gemeinſchaft mit einem ihm ſelber vielleicht überflüſſig erſcheinenden Eifer nachſpürt. Auch wenn daraus einmal ein irriger und durchaus unzuläſſiger Schluß auf die Gegenwart und jüngere Vergangenheit gezogen werden ſollte, ſo dürfte dadurch ja kaum die auf ſo viel feſteren Grundlagen erwachſene niederländiſche Selbſtändigkeit gefährdet werden!

---

[3] Allerdings betonte Thorbecke neben dem Trennenden auch das beide Völker Verbindende mit ungewöhnlichem Nachdruck. So finden ſich Beſonderung und Verwandtſchaft mit unübertroffenen Worten umſchrieben in dem kleinen Aufſatz „Onze betrekking tot Duitschland“ aus dem Jahre 1837 (in Historische Schetsen, ’sGravenhage 1860) S. 19ff. Es heißt dort u. a.: „Wij zijn Nederlanders; wij zijn geen Duitschers. Wij erkennen niettemin, wij beroemen ons op de verwantschap van geest en bloed. Wij zijn een lid van germaansch Europa, maar met vrijheid; een lid dat niet alleen beweging ontvangt, maar ook van zijne zijde geeft; een orgaan, waarop vele vreemde elementen anders dan op Duitschland werken. Wij hebben onzen stand tusschen Duitschland en Engelland in’t midden . . . De eigen genie van kunst en wetenschap, veel of weinig, die ons geschonken werd, behooren wij, gelijk ons staakundig zelfbestaan, autonomisch te ontwikkelen.

Er is geen land, waarmede wij, staatkundig, zoovele belangen gemeen hebben, als met Duitschland. Volgt hieruit, dat wij ons moeten laten inlijven in het duitsche ligchaam of lid worden van het duitsche Verbond ? Het tegendeel ist waar. Wij kunnen wel, onafhankelijk, nevens Duitschland met en voor Duitschland handelen; maar wij kunnen ons niet, dan ten koste van onze eigenaardige kracht en bestemming, van hetgeen wij ons zelve en anderen schuldig zijn, aan Duitschland, als een deel aan het geheel, onderschikken.

Wat aldus waar is op het gebied van politiek en diplomatie, geldt evenzeer in taal, wetenschap en kunst. Indien wie onze individualiteit trachten te ontwikkelen buiten verbond, of zelfs in krijg met de duitsche genie, miskennen wij den grondaanleg van onze nationaliteit, en de magtigste hulp van ons vermogen. Wij hebben een gemeen middelpunt met Duitschland, ofschoon een middelpunt in ons zelve; niet een zelften toon, maar harmonie met Duitschland te betrachten. Onderscheiden, niet afgesondert hebben wij ons deel van het groote familiegoed te besturen en te vermeeren. . .“ Solchen Sätzen wird auch der Deutſche freudig zuſtimmen.

Überblickt man den bisherigen Ertrag der Forſchungen zur niederländiſchen Volksgeſchichte, ſo dürfen heute eine Reihe von Grundtatſachen als geſichert gelten. Wir betrachten als ein ſolches geſichertes Ergebnis der Forſchung vor allem die Erkenntnis von den geſchichtlich-dynamiſchen Grundlagen der niederländiſchen Sonderexiſtenz. Die Trennung in „deutſch“ und „niederländiſch“ reicht nicht, wie man früher zuweilen annahm, keimhaft bis in die germaniſche Zeit zurück. Die Niederlande beſitzen alſo keineswegs bereits bei ihrem Eintritt in die Geſchichte eine Art Sondervolkstum im Rahmen des Feſtlandgermanentums, das dann im Laufe der Entwicklung nichts anderes zu tun gehabt hätte, als ſeine völkiſche Sonderſtellung auch politiſch und kulturell in immer umfaſſenderer Weiſe durchzuſetzen. Vielmehr iſt das vom deutſchen unterſchiedene niederländiſche Volkstum, deſſen Vorhandenſein in der Neuzeit keineswegs angezweifelt werden kann, erſt erwachſen im Laufe einer langen und wechſelvollen Geſchichte und weſentlich gleichzeitig mit der politiſchen und kulturellen Sonderentwicklung. Der Blick in die Vorgeſchichte, wie ihn uns im Norden vor allem die Forſcher Holwerda[4] und van Giffen[5], im Süden zuletzt die „Geschiedenis van Vlaanderen“[6] erſchloſſen haben, zeigt uns auf heute niederländiſchem Boden im großen ganzen ebendieſelben vorgeſchichtlichen Völker und Kulturen vertreten, die wir auch aus den angrenzenden nordweſteuropäiſchen und den rheiniſchen Gebieten kennen. Die Germaniſierung der Niederlande erfolgte in unmittelbarem Zuſammenhang mit derjenigen Weſtdeutſchlands. Dort wie hier reicht ſie wohl mit Sicherheit mit einer Wurzel bis in vorrömiſche Zeit zurück, um dann aber, wie überall in der Germania Romana, erſt in fränkiſcher Zeit ihre endgültige Feſtigung und Sicherung zu erhalten. Wir erblicken die Niederlande während der fränkiſchen Landnahme in einem großen Volks- und Kulturzuſammenhang, der ſich von Weſtfalen und den Weſerbergen bis tief nach Frankreich hinein erſtreckt[7]. Der Grad der Verflechtung mit dem übrigen fränkiſchen Volksgebiet und die Stärke der aktiven Beteiligung an der Landnahme in Wallonien und Nordfrankreich mag nicht für alle Teile der Niederlande gleich groß geweſen ſein; die Gebiete nördlich der Rheinmündung nahmen vielleicht ſchon in frühfränkiſcher Zeit eine gewiſſe Sonderſtellung ein[8] — an der Grundtatſache, daß ſich der ganze ſpäter einmal zu einem niederländiſchen Sondervolkstum fortentwickelte germaniſche Volksbereich um die Rhein- und Maasmündung zunächſt in unmittelbarem Zuſammenhang und ungeſchieden von dem übrigen, dem deutſchen Feſtlandsgermanentum, ſiedlungsmäßig aufgebaut hat, an dieſer Grundtatſache kann m. E. keinerlei Zweifel beſtehen. Auch wenn man mit De Vries die Bedeutung des bis in älteſte vorgeſchichtliche Zeit hinaufreichenden Grundſtockes der Bevölkerung hoch einzuſchätzen bereit iſt, ſo führt von dieſem doch niemals eine direkte Entwicklungslinie zu dem ſpäteren niederländiſchen Sondervolkstum. Denn ganz die gleichen oder entſprechende vorgeſchichtliche Tatbeſtände treffen ja auch für manche deutſchen Nachbargebiete (vor allem Weſtfalen) zu, ohne daß ſie dort den Anſtoß zu einer völkiſchen Beſonderung gegeben hätten. Nicht eine ſiedlungsmäßig bedingte völkiſche Sonderſtellung darf alſo als Erklärung für die Tatſache in Anſpruch genommen werden, daß ſich die Niederlande ſpäter zu einem germaniſchen Sondervolkstum neben dem deutſchen fortgebildet haben (mag dieſe Annahme, da ſie ſcheinbar ſo naheliegend iſt, aus der populären Literatur auch kaum jemals ganz verſchwinden).

---

[4] J. H. Holwerda, Nederlands vroegste Geschiedenis. Amſterdam 1925^{2} und zuletzt Geschiedenis van Nederland (hrsg. von Brugmans), Amſterdam 1936, Bd. 1.

[5] Vgl. vor allem „De hunnebedden in Nederland“. Utrecht, 1925—1927.

[6] Hrsg. von Van Roosbroeck, Löwen-Gent-Antwerpen 1936ff., insbeſ. Bd. 1, S. 17—109 „Oudste Geschiedenis“ von H. van De Weerd u. R. De Maeyer.

[7] Vgl. Fr. Petri, Germaniſches Volkserbe in Wallonien und Nordfrankreich. Die fränkiſche Landnahme in Frankreich und den Niederlanden und die Bildung der germaniſch-romaniſchen Sprachgrenze. 2 Bde. Bonn 1937. Dazu die Beſprechung von J. De Vries in Tijdschr. v. Nederlandsche Taal-en Letterkunde. Bd. 56, 1937, S. 276—309.

[8] Das vermutet J. De Vries in ſeinem durch unſer Buch angeregten Beitrag: Die germaniſche Landnahme in den Niederlanden, in dieſer Zeitſchr., Jg. I, 1937, S. 894—907, insbeſ. S. 901ff.

Dieſes Ergebnis der Siedlungsforſchung findet ſeine Beſtätigung durch die Sprachwiſſenſchaft. Der Niederländer pflegt auf jede Verwiſchung der ſprachlichen Scheidung zwiſchen dem modernen Deutſch und dem modernen Niederländiſch nicht weniger energiſch zu reagieren als auf die Verwiſchung der Unterſchiede zwiſchen den beiden Volkstümern ſelber. Mit Recht; das Niederländiſch der Neuzeit iſt eine dem Deutſchen ebenſo weſenhaft ſelbſtändig gegenüberſtehende Sprache wie etwa das Engliſche oder die ſkandinaviſchen Sprachen. Es kann darüber gar keine Diskuſſion geben.

Davon zu unterſcheiden iſt jedoch die Frage, wie es zu dieſer ſprachlichen Beſonderung von Deutſch und Niederländiſch gekommen iſt. Die Forſchung iſt ſich heute wohl darin einig, daß das niederländiſche Sprachgebiet als Ganzes in der erſten Hälfte des Mittelalters noch in keiner Weiſe von dem deutſchen Sprachgebiet geſchieden war. Hier wie dort finden wir dieſelbe Vielzahl der Dialekte, aber die größeren Sprachgruppen, zu denen ſie gehören, das Fränkiſche, Sächſiſche und Frieſiſche, ſind zugleich unlösliche Beſtandteile des deutſchen Sprachgebietes. Die ſprachliche Beſonderung konnte erſt zur Ausbildung gelangen, als in Deutſchland und den Niederlanden verſchiedene Schriftſprachen zur Herrſchaft kamen. Nicht das Gefüge der Mundarten hat alſo die Trennung verurſacht, — erſt die darüber ſich ausbreitenden gegenſätzlichen Schriftſprachen haben den entſcheidenden Riß in den bis dahin weſenhaft ungeſchiedenen Sprachzuſammenhang gebracht[9].

Warum die Entwicklung in dieſer Weiſe verlaufen iſt, iſt nur geſchichtlich zu erklären. Der leider kürzlich verſtorbene flämiſche Sprachforſcher Manſion hat das in ſehr prägnanten Worten ausgeſprochen: „Had er geen Vlaanderen bestaan, had het machtige graafschap der Boudewijns eene kleinere rol gespeelt, had het zijn invloed op andere provincien minder doen gelden, dan war die geschiedenis van het Nederlandsch eene geheel andere gewest of zelfs misschien zouden wij eene taal zonder geschiedenis bezitten. Voor volken heet zooiets een geluk te zijn, voor eene taalgemeenschap staat het gelijk met vernietiging en ondergang[10].“ Manſion hielt auch eine Entwicklung für möglich, in der das Hochdeutſche im ganzen heute niederländiſchen Sprachbereich zur Herrſchaft gekommen wäre. Somit beſtätigt die moderne

---

[9] Vgl. J. Manſion, Waarom bestaat er eene Nederlandsche taal? In: Gedenkboek A. Vermeylen, Brügge 1932, S. 444—451: „Deze eenheid van geschreven taal in tegenstelling met de bonte verscheidenheid der dialecten van Noord en Zuid, van Oost en West, is heden nog het uiterlijk teeken van de eenheid onzer taal en kenmerkt haar duidelik tegenover alles wat buiten haar gebiet ligt, hetzij Hoog-of Nederduitsch, Friesch of Engelsch". — Vgl. außerdem etwa Lecoutere-Grootaers, Inleiding tot de taalkunde en de geschiedenis van het Nederlandsch. Löwen-Den Haag 1934^4, S. 307ff.; J. H. Scholte, Art. Niederlande, Sprache. In: Sachwörterbuch d. Deutſchkunde Bd. II, Leipzig 1930, S. 876, u. H. A. E. van Gelder, Nederland sinds de zestiende eeuw (Amſterdam 1937) S. 7: „Taalkundig behoort het Nederlands tot de dialecten, welke langs heel de Noordzeekust, tot bij de Oder gesproken worden . . ."

[10] Manſion, a. a. O., S. 447.

Sprachwiſſenſchaft das Ergebnis der Siedlungsforſchung von der erſt in geſchichtlicher Zeit erfolgten Ausbildung der niederländiſchen Eigenſtändigkeit.

Welches aber ſind nun die entſcheidenden Urſachen der niederländiſchen Sonderentwicklung? Auf die Beantwortung dieſer Frage richtet ſich ſeit langem das geſchichtliche Intereſſe. Die Antworten waren und ſind noch heute recht verſchiedenartig. Verbreitet war von jeher die Ableitung des niederländiſchen Sonderdaſeins aus der beſonderen ſtaatlich-politiſchen Entwicklung dieſer Gebiete (unter Hintanſtellung der volklich-kulturellen Sonderentwicklung). Ihren bedeutendſten Ausdruck findet dieſe Auffaſſung heute in dem von H. J. Goſſes und N. Japikſe gemeinſam verfaßten, ausgezeichneten „Handboek tot de staatkundige Geschiedenis van Nederland“[11]. Auch die innerniederländiſche Entwicklung wird unter dieſen Geſichtspunkt geſtellt.

Es iſt erklärlich, daß dieſe Anſchauung auch in Deutſchland als dem lange Zeit führenden Lande der ſtaatlich-politiſchen Geſchichtsſchreibung vertreten worden iſt. Der Aufſtieg der Niederlande zur Selbſtändigkeit wurde hier beſonders in ſeiner Abhängigkeit von dem Schickſal des Reiches und der Geſamtentwicklung der europäiſchen Machtverhältniſſe begriffen. Die Urſachen der Verſelbſtändigung der Niederlande liegen für die vorwiegend am Staate orientierte hiſtoriſch-politiſche Schule in der Territorialiſierung des Reiches und dem damit beginnenden Verfall der Reichsgewalt und Reichsgeſinnung; als die entſcheidenden Akte der Loslöſung gelten die Nichtanwendung der Reichsreform auf die in einem beſonderen burgundiſchen Kreiſe zuſammengeſchloſſenen Niederlande und deren faktiſche Entlaſſung aus dem Reichsverbande durch den Augsburger geharniſchten Reichstag von 1548. Klaſſiſch vertreten wurde dieſe Auffaſſung im Jahre 1900 durch F. Rachfahl auf dem deutſchen Hiſtorikertag zu Halle[12].

Es iſt nicht zu verkennen, daß in dieſer Deutung der niederländiſchen Entwicklung ein ſehr richtiger Kern ſteckt. Namentlich die deutſche Forſchung wird nie darauf verzichten können, die niederländiſche Geſchichte bis zur Löſung im Geſamtzuſammenhang mit unſerer weſtlichen Reichsgeſchichte und mit der Entwicklung unſeres Reichsgedankens überhaupt zu betrachten. Hier liegt einer der Beiträge, den zur Geſchichtsſchreibung der Niederlande beizuſteuern die deutſche Forſchung in ganz beſonderer Weiſe berufen iſt; iſt ſie doch ganz natürlicherweiſe mit dem Weſen und den Schickſalen des alten Reiches ſehr viel inniger vertraut als das von der niederländiſchen Forſchung allgemein erwartet werden kann. Ebenſo gewiß iſt freilich, daß der Hinweis auf den politiſchen Verfall des Reiches für ſich allein nicht genügt, um die Ausbildung eines niederländiſchen Sondervolkstums neben dem deutſchen zu erklären. Eine ganz weſentlich politiſche Sonderentwicklung der Niederlande hätte, wie das Beiſpiel der deutſchen Schweiz und der anderen deutſchen Grenzländer an unſerer Weſtgrenze beweiſt, immer nur zu einer politiſchen, nicht aber zugleich zu einer völkiſchen Beſonderung der Niederlande gegenüber dem Reiche führen können.

Es war daher ein großer und grundſätzlicher Fortſchritt, als der vor wenigen Jahren verſtorbene belgiſche Hiſtoriker Henri Pirenne in ſeiner „Histoire de

---

[11] s'Gravenhage 1927^2. Das in Deutſchland bekanntere, aber völlig veraltete Werk von P. J. Blok iſt in ſeiner grundſätzlichen Einſtellung uneinheitlich. Von Haus aus bewegt ſich wohl auch Blok in etatiſtiſchen Gedankengängen. Jedoch iſt er dann ſtark von Pirenne beeinflußt worden, vgl. ſeine Abhandlung „Holland und das Reich vor der Burgunderzeit“. In: Nachrichten der Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in Göttingen. Phil.-Hiſt. Kl., 1908, S. 608—636.

[12] Vgl. F. Rachfahl, Die Trennung der Niederlande vom deutſchen Reiche. In: Weſtdeutſche Zeitſchr. Bd. 19, 1900, S. 79—119. Vgl. dazu die kritiſche Gegenäußerung von P. J. Blok, a. a. O.

Belgique“ den großangelegten Verſuch unternahm, gerade die bislang vernachläſſigte kulturelle Seite der niederländiſchen Entwicklung ins Licht der Forſchung zu rücken. Zu der hiſtoriographiſchen Geſamtleiſtung dieſes vielleicht anerkannteſten Vertreters der geſamten letztvergangenen Hiſtorikergeneration Stellung zu nehmen, iſt hier nicht der Ort. Pirennes Arbeitsfeld reichte weit über die Niederlande hinaus; die allgemeine Verfaſſungsgeſchichte und die Geſchichte des Abendlandes überhaupt danken ihm wichtige Erkenntniſſe. Sie müſſen hier außer Betracht bleiben. Ebenſowenig iſt hier im einzelnen auszuführen, worin überall Pirennes bahnbrechende Bedeutung für die Erforſchung der belgiſch-niederländiſchen Geſchichte beſteht. Es genüge die allgemeine Feſtſtellung, daß hinfort keine niederländiſche Geſchichte denkbar iſt, die nicht in irgendeiner Weiſe auf der von Pirenne gegebenen Grundlage fortbaute[13]. Zur Diskuſſion ſteht hier lediglich die Bedeutung des Pirenneſchen Geſchichtswerkes für die Erforſchung der niederländiſchen Volksgeſchichte[14]. Für dieſe gewinnt die „Histoire de Belgique“ ihren Hauptwert dadurch, daß hier zum erſten Male ein gewichtiger volksgeſchichtlicher Geſichtspunkt in den Mittelpunkt der Betrachtung gerückt worden iſt: die Grenzſtellung der Niederlande zwiſchen der germaniſchen und romaniſchen Welt. Mit ſelten erreichter Meiſterſchaft verfolgt die „Histoire de Belgique“ alle die Züge, die in den verſchiedenſten Bereichen der Kultur, im politiſchen Leben, in der Wirtſchaft, in den ſozialen Erſcheinungen, im Geiſtesleben und in der Kunſt mit der germaniſch-romaniſchen Grenzlage der Niederlande zuſammengebracht werden können. Pirenne hat damit Frageſtellungen aufgeworfen, auf die auch die volksgeſchichtliche Forſchung immer wieder zurückgreifen wird.

Eigenartig iſt allerdings der Geſichtspunkt, von dem aus Pirenne an ihre Unterſuchung herangegangen iſt. Er iſt von dem der modernen Volksforſchung grundverſchieden. Den belgiſchen Hiſtoriker intereſſiert nicht die Eigenart der beiden hier aneinanderſtoßenden Völker und Volkskulturen und ihre geſchichtliche Eigenrolle, ſondern all das, was die beiden im heutigen belgiſchen Staatsweſen vereinten germaniſchen und romaniſchen Teilgebiete an Gemeinſamem beſitzen. Sein ganzes Geſchichtswerk muß von dieſer Frageſtellung aus verſtanden werden. In den Vorreden zu den einzelnen Bänden hat er das ſelber immer wieder ausgeſprochen. Danach hat er die Tatſachen ausgewählt und gruppiert.

Es hat etwas Faſzinierendes, unter Pirennes kundiger Leitung zu verfolgen, wie ſich in den Niederlanden ſeit den Tagen der Karolinger über die germaniſch-romaniſche Volksgrenze hinweg auf faſt allen Gebieten des politiſchen, wirtſchaftlichen und kulturellen Lebens ein Geflecht von gemeinſamen Einrichtungen und Anſchauungen, teils germaniſcher, teils romaniſcher Herkunft gebildet hat und wie von hier aus eine direkte Linie bis zur belgiſchen Kultur und dem belgiſchen Gemeinbewußtſein der Gegenwart führt. Man ſollte ſich hüten, dieſe Pirenneſche Darſtellung als eine bloße Geſchichtskonſtruktion abzutun. Ihr entſpricht eine ſehr greifbare Wirklichkeit, die der niederländiſchen (vorzüglich der ſüdniederländiſchen) Geſchichte eine gewiſſe Sonderſtellung innerhalb der Geſamtentwicklung der germaniſch-romaniſchen Volksgrenze verleiht.

---

[13] Unter den zahlreichen Würdigungen, die Pirennes Lebenswerk bei ſeinem Tode erhalten hat, ſeien hervorgehoben die Aufſätze von Fr. L. Ganshof, H. Grégoire und J. Pirenne in der belgiſchen Kulturzeitſchrift Le Flambeau Bd. 19, 1936, Heft 11 u. 12. Nach einer freundlichen Mitteilung von Prof. Ganshof wird eine weitere Würdigung von der Feder H. van der Lindens im kommenden Annuaire de l'Académie royale de Belgique erſcheinen. Auch ein allerdings nicht im Buchhandel erhältliches Sammelwerk, das eine Bibliographie der Werke Pirennes und die poſthumen Würdigungen des In- und Auslandes enthalten wird, iſt in Ausſicht genommen.

[14] Wir verweiſen dabei für die Einzelheiten auf unſere ausführlichere Auseinanderſetzung mit Pirenne: „Staat und Nation in Belgien. Eine grundſätzliche Kritik . . . der Pirenneſchen Auffaſſung der belgiſch-niederländiſchen Geſchichte“. In: Rhein. Vierteljahrsbl. Jg. 3, 1933, S. 91—123; 215—272.

Man muß auch zugeben, daß die Gemeinſamkeit ſo vieler politiſcher, geiſtiger und wirtſchaftlicher Erſcheinungen und Überlieferungen in wichtigen Augenblicken ein gemeinſames Kulturbewußtſein und eine gemeinſame politiſche Willensbildung zur Folge gehabt oder ihr Entſtehen begünſtigt hat. Unſtreitig iſt Pirenne der Nachweis gelungen, daß das belgiſche Staatsweſen nicht lediglich eine Schöpfung der Revolution von 1830 iſt, ſondern wenigſtens mit einer Wurzel bis tief ins Mittelalter zurückreicht. Es iſt das ein Ergebnis, das auch volksgeſchichtlich nicht ohne Belang iſt.

Jedoch hat Pirenne die Zielſtrebigkeit dieſer Entwicklung übertrieben und die von ihm hervorgehobenen Tatſachen in ihrer volksgeſchichtlichen Tragweite ſehr überſchätzt — vielleicht nicht einmal ſo ſehr bei ſeiner Darſtellung der einzelnen geſchichtlichen Begebenheiten, als in der Geſamtanſchauung, in die er die belgiſch-niederländiſche Entwicklung zuſammenfaſſen zu können meinte. Man wird vielleicht in der „Histoire de Belgique“ zwiſchen der Darſtellung der Ereigniſſe ſelber und der geſchichtlichen Geſamtanſchauung zu unterſcheiden haben — ähnlich wie etwa bei Ranke hinter der hiſtoriſchen Einzelbeobachtung das geſchichtsphiloſophiſche Syſtem der hiſtoriſchen Ideenlehre ſichtbar wird. Es iſt dieſes Pirenneſche Gedankenſyſtem, das am entſchiedenſten zur Kritik herausfordert, wie ich in meiner früheren Analyſe von Pirennes Geſchichtsanſchauung einwandfrei nachgewieſen zu haben glaube. In der Art, wie Pirenne beiſpielsweiſe die Vereinigung Flanderns mit dem alten Lotharingien als eine wirtſchaftliche Zwangsläufigkeit erſcheinen läßt, finden ſich unbeſtreitbar deterministiſch-materialiſtiſche Züge[15].

Es wäre gewiß unberechtigt, den hiſtoriſchen Forſcher Pirenne allein nach ſolchen generaliſierenden Ausſprüchen zu beurteilen. In den ſpäteren Auflagen ſeines Werkes hat er die deterministiſchen Züge z. T. gemildert oder ausgemerzt. Der hiſtoriſche Forſcher korrigierte den hiſtoriſchen Denker. Trotzdem ſchimmert das alte Bild noch durch. Es iſt ja nicht damit getan, daß der verfängliche Ausdruck abgewandelt oder durch einen andern erſetzt wird. Er iſt nur das äußere Symptom für eine beſtimmte Geſamtauffaſſung. Man hat ſich belgiſcherſeits ſtets gegen das Urteil gewehrt, Pirennes Geſchichtsbild ſei nur eine großartige Rückprojektion gegenwärtiger belgiſcher Zuſtände. U. E. mit gutem Grund; ohne die wirkliche Verſenkung in die Vergangenheit wäre die „Histoire de Belgique“ nicht, was ſie iſt. Aber daß ihrem großen Verfaſſer bei ſeiner Betrachtung der Vergangenheit zuweilen zu ſehr das fertige Bild dieſes Staatsweſens vor Augen ſchwebte, ſollte man nicht beſtreiten. Die Darſtellung der geſchichtlichen Zuſammenhänge wird dadurch teils zu weit, teils zu eng. Zu eng, inſofern zu ſehr im Dunkel bleibt, was außerhalb der heutigen belgiſchen Grenzen liegt; zu weit, inſofern die durch die heute belgiſchen Gebiete einſtmals hindurchlaufenden Trennungslinien nicht immer genügend berückſichtigt werden. Gegenüber der Übertragung des Begriffes „Belgien“ auf die Vergangenheit muß immer wieder darauf hingewieſen werden, daß noch im 17. und 18. Jahrhundert auf heute belgiſchem Boden in Wahrheit nicht ein, ſondern zwei weſenhaft verſchiedene germaniſch-romaniſche Staatsgebilde nebeneinander beſtanden haben: die ſpaniſchen bzw. öſterreichiſchen Niederlande einerſeits, das Fürſtbistum Lüttich andererſeits. Beide lebten ihr eigenes politiſches und kulturelles Leben. Erſt von dem Augenblick an, in dem ſie durch den revolutionären Akt der franzöſiſchen Fremdherrſchaft zu einem einzigen, zentraliſtiſch organiſierten Staatsweſen zuſammengefügt wurden und zudem die ſoziale Struktur Flanderns über den Haufen gerannt wurde[15a], bildete ſich im Großen das für den modernen belgiſchen Staat und für die belgiſche Kultur ſo charakteriſtiſche enge Ineinander von zwei ziemlich gleich ſtarken germaniſchen und romaniſchen Bevölkerungshälften unter welſcher Führung. Entſprechend ſteht es mit der mittelalterlichen Vorſtufe dazu, der Gründung des Burgunderreiches: nicht von den Niederlanden, ſondern von Paris hat ſie ihren Ausgang genommen.

---

[15] Vgl. etwa Sätze wie die folgenden: „Le hâtif développement social et économique des bassins de l'Escaut et de la Meuse devait nécessairement détacher ces contrées de l'Allemagne attardée dans une civilisation surtout agricole“ (Histoire Bd. I^{2}, S. 195). — „Pour rapide qu'il ait été, le grand changement ne peut surprendre l'historien. Il lui apparaît en effet comme l'aboutissement naturel d'une évolution séculaire. Il devait venir un moment où la Flandre et la Lotharingie se joindraient dans cette région mitoyenne“ (Histoire Bd. II, S. 131). — . . . „Une fois de plus, l'histoire politique fut déterminée par l'histoire sociale.“ (Histoire Bd. I^{5}, S. 413.)

Ablehnen muß die Volksforſchung vor allem Pirennes Auffaſſung von Volk und Nation, die nicht wenig dazu beiträgt, der belgiſch-niederländiſchen Geſchichte jene übertriebene innere Zielſtrebigkeit zu verleihen. Es iſt ganz unmöglich, in den flämiſchen und walloniſchen Bevölkerungen der ſpätmittelalterlichen Territorien zu einer Zeit, als noch nicht einmal die Anſätze zu einem politiſchen Gemeinbewußtſein da waren, auf Grund einer gewiſſen Gleichheit der Ziviliſation ein gemeinſames Volk (peuple) oder eine gemeinſame belgiſche Nation ſehen zu wollen. Wenn in einem Punkte, ſo muß Pirennes Anſchauungsweiſe in dieſem zurückgewieſen werden[16].

Man hat wohl Pirennes Grundeinſtellung zu den volklichen und nationalen Problemen als „romaniſch“ bezeichnet und ſie deshalb abgelehnt. Pirenne hat gegen dieſe Hineinziehung ſeines romaniſchen Urſprungs in die Debatte ſtets entſchiedenſte Verwahrung eingelegt. Mir ſelber ſchrieb er[17], während er andere Punkte meiner Kritik in Erwägung zu ziehen bereit war: „Vous attribuez à diverses reprises ma manière de voir au fait que je suis ‚Roman‘, C'est là sans doute un fait . . . mais est-il de bonne méthode de tirer de ce fait un jugement de valeur sur les idées émises ? Il serait trop facile de répondre en invoquant la germanicité du critique. On sort ici de la science pour tomber dans l'impressionisme“. Pirenne hat mit ſeiner Ablehnung einer Hereinziehung ſeines walloniſchen Urſprungs in die Debatte gewiß im weſentlichen recht. Die Tatſache, daß jemand Romane oder Germane iſt, beſagt an ſich nicht das geringſte über ſeine Fähigkeit zu beſtimmten geſchichtlichen Erkenntniſſen. Die Überordnung der Mächte des Staates und der Ziviliſation über das Volkstum, wie ſie Pirenne vertrat, findet ſich zwar bei den romaniſchen Völkern beſonders ausgeprägt. Aber einerſeits gibt es auch Romanen mit ausgeprägt völkiſchem Inſtinkt, andererſeits iſt die geringe Schätzung des Volkstums aller liberalen Geſchichtsauffaſſung ohne Unterſchied der Volkszugehörigkeit gemeinſam. Auch viele unſerer namhafteſten deutſchen Hiſtoriker der letzten hundert Jahre ſtellten Staat und Kultur als geſchichtliche Mächte weit über das Volk — und das nicht nur aus dem Grunde, daß bis in unſere jüngere Vergangenheit hinein der Staat, verglichen mit dem Volk, die greifbarere geſchichtsbildende Kraft geweſen iſt. Der Grundgedanke der Pirenneſchen Geſchichtsauffaſſung aber, daß der belgiſche Staat und der belgiſche Patriotismus ſeit dem Mittelalter durch eine gemeinſame Ziviliſation halb germaniſcher, halb romaniſcher Herkunft vorbereitet worden ſeien — dieſer Gedanke iſt bereits 60 Jahre vor Pirenne durch einen Deutſchen programmatiſch entwickelt worden: den Löwener Profeſſor Arendt[18]. Nicht in Pirennes Romanentum liegt alſo die Erklärung für ſeine Vernachläſſigung der Kräfte des Volkstums in der belgiſch-niederländiſchen Geſchichte. Er war gewiß Romane, und manche ſeiner Urteile ſpiegeln das ſehr deutlich wider — vor allem Pirennes verfehlte Darſtellung des Sprachenproblems —, aber für das Verſtändnis ſeiner Geſamtanſchauung iſt die Tatſache wichtiger, daß Pirenne ſich jederzeit bemüht hat, von der völkiſchen Gebundenheit ſeines Weſens und des Geſchehens überhaupt zu abſtrahieren. Dadurch beraubte er ſich wichtiger Erkenntnismöglichkeiten.

[15a] Vgl. dazu L. Picard, Geschiedenis van de Vlaamsche en Groot-Nederlandsche Beweging, Bd. I. (Antwerpen 1937) S. 106ff.

[16] Vgl. im einzelnen unſere Kritik, a. a. O., S. 254ff.

[17] Es iſt mir übrigens nicht klar, an welche Stellen meiner Kritik Pirenne hier denkt.

Faſſen wir zuſammen: die heutige Volksforſchung bleibt Pirenne für ſeine wahrhaft überragende Forſcherleiſtung verpflichtet. Auch an viele ſeiner Frageſtellungen kann ſie mit großem Nutzen anknüpfen. Doch darf ſie nicht bei ſeinen Frageſtellungen und Antworten ſtehenbleiben. Vielmehr muß ſie durch die bei Pirenne die Geſchichte beherrſchende Ziviliſation hindurchſtoßen bis zu der Tiefenſchicht des Volkstums[19].

Dieſes Ziel klar herausgeſtellt und den Durchbruch zu einer wahrhaft volksgebundenen niederländiſchen Geſchichte zum erſten Male in umfaſſender Weiſe verſucht zu haben, iſt das bleibende Verdienſt des nordniederländiſchen Hiſtorikers P. Geyl. Seine „großniederländiſche Geſchichtsauffaſſung“[20] ſprengt den ſtaatlichen Rahmen der normalen holländiſchen und belgiſchen Betrachtungsweiſe der niederländiſchen Vergangenheit: das niederländiſche Geſamtvolk (in der Begriffsſprache Geyls: der niederländiſche Stamm) von der deutſchen bis zur franzöſiſchen Volksgrenze iſt der Gegenſtand ſeines geſchichtlichen Intereſſes.

Geyls große ſynthetiſche Darſtellung der niederländiſchen Vergangenheit, die „Geschiedenis van de Nederlandsche stam“[21] wird durch dieſe neue Zielſetzung zu einem direkten Gegenwerk von Pirennes „Histoire de Belgique“. Während

---

[18] Vgl. A. W. Arendt, De l’état actuel de la Belgique. Brüſſel 1838 (Überſetzung aus dem Deutſchen). Arendt entwickelt ſeine Anſchauung in Sätzen, die von Pirenne ſtammen könnten: „Les provinces qui, aujourd’hui, constituent le royaume de Belgique, se sont de tout temps distinguées de la maniere la plus déterminée, la plu prononcée, des autres peuples voisins, par un esprit, un caractère spécial, par une manière de vivre particulière et des tendances qui leur appartiennent exclusivement; et, sans former, dans l’acception politique du mot, une nation à part, elles ont eu néanmoins une nationalité très marquée . . . La situation géographique de la Belgique, entre la France et l’Allemagne, donne à ses habitants un caractère national qui tient à la fois de celui de ces deux pays.“

[19] Daß hier wichtige Möglichkeiten zur Ergänzung des Pirenneſchen Geſchichtsbildes liegen, beginnt auch die durch Pirennes Schule hindurchgegangene belgiſche Hiſtorikergeneration anzuerkennen. Vgl. dafür den folgenden Paſſus aus Ganshofs Nachruf auf Pirenne (a. a. O., Nr. 11, S. 517): „L’existence de nos jours de grands courants moraux ou spirituels produisant des effets de masse a permis à l’un ou à l’autre de se demander si Pirenne n’avait pas mis quelquefois trop d’accent sur le rôle des facteurs économiques. Le prodigieux développement qu’a pris dans une grande partie de l’Europe d’aujourdhui, la notion de ‚communauté nationale’ (Volksgemeinſchaft) avec l’ensemble de caratères linguistiques, culturels, voire ethniques que cette notion comporte, fait croire à certains que les facteurs d’évolution vers l’unité font dans l’histoire de Belgique quelque tort à des entités qui eussent dû apparaître avec des traits plus accentués: une communauté flamande ou même néerlandaise, une communauté sinon wallonne, du moins liégeoise. Ces vues nouvelles contiennent, pensons-nous, des élements positifs intéressants, et même — disons le nettement — parfois fort importants; il faudra en tenir compte.“

[20] Wegen der politiſchen Vorbelaſtung des Ausdrucks „großniederländiſch“ wäre vielleicht die Bezeichnung „geſamtniederländiſch“ vorzuziehen.

[21] Bisher 3 Bde., Wereldbibliotheek 1931—1937. Vgl. zu Bd. I unſeren Aufſatz „Staat und Nation in den Niederlanden, in Rhein. Vierteljahrsbl., Jg. 2, 1932, S. 216—228, zu Bd. II den Aufſatz „Zur Deutung der niederländiſchen Geſchichte“, ebenda Jg. 7, 1937, S. 284—288.

Pirenne ſich darum bemüht hatte, die entſcheidende geſchichtsbildende Kraft all jener Erſcheinungen nachzuweiſen, die Flandern und Wallonien quer über die Sprachgrenze hinweg miteinander verbinden, hebt Geyl die Gegenſätzlichkeit des Geſchehens zu beiden Seiten dieſer Grenze hervor. Statt der flämiſch-walloniſchen Berührungen bildet das wechſelnde Verhältnis zwiſchen dem niederländiſchen Norden und Süden, der Nachweis ihrer natürlichen Gleichartigkeit und die Erklärung ihrer heutigen Verſchiedenheit das große Thema dieſer niederländiſchen Geſchichte.

Dem Verſuche der ſynthetiſchen Darſtellung der eigenen Anſchauungen voran gingen heftige Auseinanderſetzungen mit der kleinholländiſchen und der belgiſchen Geſchichtsauffaſſung wegen ihrer ſtaatlichen Ausrichtung. Beſonders die „Histoire de Belgique“ und das ihr zugrunde liegende geſchichtliche Wertſyſtem unterzog Geyl einer ſehr ſcharfen Kritik[22]. Er wies Pirenne eine beträchtliche Anzahl von Irrtümern und Einſeitigkeiten nach und warf ihm vor, zugunſten ſeiner Theſe vom hohen Alter und der geſchichtsbildenden Bedeutung der belgiſchen Kultureinheit den Tatſachen an wichtigen Stellen Gewalt angetan zu haben. Darüber hinaus griff er ſeine Geſamtkonzeption an; ſie erſchien ihm als eine Rückprojektion der belgiſchen Gegenwart. Hatte Pirenne betont, daß kein völkiſcher Gegenſatz jemals das gute Einvernehmen zwiſchen Flamen und Wallonen getrübt habe, ſo ſuchte Geyl zu zeigen, wie germaniſche und romaniſche Gebiete gerade in den großen und entſcheidenden Zeiten der niederländiſchen Geſchichte in ihren letzten Zielſetzungen weſenhaft auseinandergegangen ſeien: 1477, nach dem Tode des letzten Burgunderfürſten; 1578, bei der Sprengung der niederländiſchen Abwehrfront gegenüber Spanien; 1630—1632, angeſichts der Möglichkeit einer Wiedervereinigung von Nord und Süd; 1789, während der Brabanter und Lütticher Revolution; 1830, in der Belgiſchen Revolution. Hatte Pirenne die Verbreitung der franzöſiſchen Kulturſprache in Flandern als natürlich, alteingewurzelt und kulturfördernd nachzuweiſen geſucht, ſo ſprach Geyl ihr jedes tiefere hiſtoriſche Recht mit Entſchiedenheit ab; ſtatt deſſen betonte er ihre verhängnisvolle Wirkung für die gewachſene Volkskultur. Wichtigſte Perioden der niederländiſchen Geſchichte wie die Burgunderzeit erhielten ſo eine ſcharf entgegengeſetzte Wertung.

Man wird nicht ſagen können, daß Geyls Einwände und Berichtigungen ſämtlich in gleicher Weiſe überzeugen; er ſelber hat in ſeiner „Geschiedenis“ manches gemildert — im ganzen iſt doch vom Standpunkt der Volksforſchung aus feſtzuſtellen, daß ſeine Kritik im Kern berechtigt und unbedingt fruchtbar geweſen iſt. Wir haben den bedeutenden Wirklichkeitsgehalt der Pirenneſchen Geſchichtsauffaſſung ausdrücklich anerkannt; ſie bedarf aber, ſoll das Bild nicht ſehr einſeitig bleiben, der Ergänzung durch ein volksgebundenes Geſchichtsbild, wie es Geyl zuerſt nachdrücklich vertreten hat. Es gilt, neben dem gewiß umfangreichen Bereich deſſen, was über die Sprachgrenze hinweg verbindet, auch die Elemente des Trennenden und Gegenſätzlichen ganz ernſt zu nehmen. Mögen ſie auch im geſchichtlichen Dunkel oder Halbdunkel bleiben, ſo iſt doch ohne ihre Beachtung die niederländiſche Geſchichte in der ihr eigentümlichen Dynamik einfach nicht zu begreifen. Das beweiſt die Gegenwart.

Den ſtärkſten Anklang gefunden hat Geyls Herausarbeitung der geſamtniederländiſchen Zuſammenhänge. Durchſchlagend wirkte vor allem ſein quellenmäßig gut unterbauter Nachweis, daß der Riß zwiſchen Nord und Süd keine von vornherein feſtſtehende Unvermeidlichkeit geweſen iſt, ſondern eine Auswirkung des nur halben militäriſchen Erfolges der Aufſtändiſchen und der auf die militäriſch-machtpolitiſche Zerreißung unvermeidlich folgenden religiöſen, kulturellen, wirtſchaftlichen und ſozialen Abſetzung der beiden niederländiſchen Teilgebiete gegeneinander. Gerade in der Unterſuchung dieſer Vorgänge, bei der ſich Geyl auf ſeinem eigenſten Forſchungsgebiet befindet, iſt es ihm gelungen, die dynamiſchen Geſetze, unter denen die niederländiſche Volksgeſchichte als germaniſch-romaniſche Grenzgeſchichte in beſonderem Maße ſteht, eindrucksvoll und überzeugend deutlich zu machen. Wenn ſeit kurzem eine geſamtniederländiſche Geſchichtszeitſchrift erſcheint, an der die namhafteſten nord- und ſüdniederländiſchen Hiſtoriker aus ganz verſchiedenen Lagern mitarbeiten[23], ſo darf Geyl das als einen ſprechenden Beweis für den wiſſenſchaftlichen Erfolg ſeiner geſamtniederländiſchen Konzeption betrachten.

---

[22] Vgl. P. Geyl, De Groot-Nederlandsche Gedachte. 2 Bde., Haarlem 1925 u. 1930. Siehe insbeſ. die Aufſätze „Groot-en Klein-Nederlanderschap in onze Historiographie“ und „Belgicistische Geschiedsschrijving“.

Geyls Stärke liegt in der Aufdeckung der Entwicklungstendenzen des bereits zu feſter Ausprägung gelangten niederländiſchen Sondervolkstums. Weniger iſt es ihm dagegen gelungen, die Erkenntnis der Vorgänge der niederländiſchen Volksgeſchichte zu fördern, von denen wir bei unſeren Ausführungen ausgegangen ſind: das Problem der Daſeinsgrundlagen dieſer niederländiſchen Sonderexiſtenz ſelber. Zu ſeiner Löſung wird man bei Geyl wenig finden. Denn er ſieht die Anfänge der niederländiſchen Volksgeſchichte, wie ich bereits früher näher ausgeführt habe, zu wenig in ihrem lebendigen geſchichtlichen Werden. Sein niederländiſcher Stamm iſt von Anfang an vorhanden und von einem eingeborenen Drang nach Einheit und Verſelbſtändigung beſeelt. Fränkiſch und niederländiſch erſcheinen bei ihm zu ſehr als ein und dasſelbe, wie ſeinerzeit Japikſe richtig bemerkt hat[24]. Es iſt klar, daß bei einer ſolchen Grundeinſtellung die ganz allmähliche Abſetzung zwiſchen dem deutſchen und dem niederländiſchen Volkstum gar nicht erfaßt werden kann. Sie bleibt denn auch bei Geyl ſo gut wie gänzlich im Hintergrund. Es mag ſein, daß in dieſer erſten Syntheſe der niederländiſchen Geſchichte nach Pirenne die Auseinanderſetzung mit dieſem alle Kräfte in Anſpruch nehmen mußte.

Im ganzen hat die durch Geyl angeregte grundſätzliche Erörterung im höchſten Grade belebend gewirkt. U. a. iſt wohl auch das Erſcheinen gleich mehrerer neuer Geſamtdarſtellungen der niederländiſchen Geſchichte ein Zeichen für ein gewiſſes Um- oder Neudurchdenken der großen Grundtatſachen der niederländiſchen Geſchichte. Die größte Beachtung verdient unter dieſen Neuerſcheinungen die von dem Antwerpener Hiſtoriker R. van Roosbroeck herausgegebene, auf 7 Bände berechnete „Geschiedenis van Vlaandern“[25]. Schon aus den bisher erſchienenen zwei Bänden iſt erſichtlich, welch bedeutende Dienſte dieſes Werk der geſchichtlichen Unterbauung und Vertiefung des flämiſchen Kultur- und Selbſtbewußtſeins wird leiſten können. Es iſt zugleich ein Markſtein auf dem Wege zu einer flämiſchen Volksgeſchichte. Grundſätzlich anders als in Pirennes „Histoire de Belgique“ iſt bereits die räumliche Abgrenzung des behandelten Gebietes: Es umfaßt nicht mehr ganz Belgien, ſondern lediglich Flandern, Belgiens germaniſch-niederländiſche Hälfte. Damit wird der Grundtatſache der belgiſchen Volkstumsverhältniſſe zum erſtenmal von der belgiſchen Fachwiſſenſchaft eindeutig Rechnung getragen — und das in einem Werke, an dem die anerkannteſten Hiſtoriker des Landes mitarbeiten. Das iſt für die niederländiſche Volksgeſchichte ohne Zweifel ein bedeutſamer Erfolg. Mag bei einzelnen Mitarbeitern die Pirenneſche Art der Betrachtung noch ſtark nachwirken — im Mittelpunkt des Geſamtwerkes ſteht doch Flandern teils als Volksgebiet, teils als Summe der vorwiegend flämiſchen Territorien. Auch wo die im einzelnen gebotenen Tatſachenunterlagen von der „Histoire de Belgique“ gar nicht ſehr abweichen, iſt doch der Geſichtspunkt ein weſenhaft anderer. Man vergleiche etwa die neue Darſtellung der politiſchen Entwicklung des 13. und 14. Jahrhunderts, wie ſie jetzt Ganshof geliefert hat, mit den betreffenden Partien der „Histoire de Belgique“. Die im ganzen zahlreichen Änderungen ſind gerade darum von Bedeutung, weil Ganshof damit nur behutſam zu Werke geht und ſoviel wie möglich an der großen Konzeption ſeines Lehrers Pirenne feſthält. Das außerordentlich verſchlungene Wechſelſpiel der Kräfte im flandriſchen Grenzland wird trotzdem in ganz neuer Weiſe fühlbar: die Abhängigkeit der niederländiſchen Eigenentwicklung von der Politik der großen europäiſchen Mächte, der völkiſche Einſchlag in der flandriſchen Abwehr gegenüber Frankreich, die ſtarke zugleich wirtſchaftliche und politiſche Ausrichtung Brabants auf den deutſchen Niederrhein, die mit der Schlacht bei Worringen (1288) keineswegs ihr Ende fand, ſondern in der Folgezeit neue Höhepunkte erreichte und die Bahnen vorzeichnete, in die ſpäter die burgundiſche Ausdehnungspolitik eingelenkt iſt.

---

[23] Nederlandsche Historiebladen. Driemaandel. Tijdschrift voor de Geschiedenis en deKunstgeschiedenis van de Nederlanden. Heft 1: Januar 1938. Vgl. auch die folgende Formulierung bei van Gelder, Nederland, a. a. O., S. 9f.: „Economisch en cultureel gegroepeerd rondom Brabant, Vlaanderen en Holland . . . vormen alle gewesten van Picardie tot de Eems een zekere eenheid . . .“ Das geht ſchon beinahe zu weit.

[24] Bijdragen voor Vaderlandsche Geschiedenis en Oudheidkunde 7, Reihe 2, 1931, S. 147.

[25] Bisher 2 Bde., Antwerpen-Brüſſel-Löwen 1936ff. Vgl. dazu unſeren Aufſatz: Die Geſchiedenis van Vlaanderen und das Problem einer deutſchen Volksgeſchichte. In: Rhein. Vierteljahrsbl. Jg. 8, 1938, S. 23—31.

Volksgeſchichtlich bedeutſam iſt ſodann die Einbeziehung der Vor- und Frühgeſchichte in das flandriſche Geſchichtswerk. Der volksgeſchichtliche Anſatz iſt zweifellos am zielbewußteſten in den von dem Herausgeber van Roosbroeck bearbeiteten kulturgeſchichtlichen Partien durchgeführt. Nicht nur Geſtalten wie van Maerlant oder der Dichter des Reinaert erſcheinen bei ihm klar als die Repräſentanten niederländiſchen Weſens: überhaupt jede Kulturerſcheinung wird nach dem Maße ihrer volksgeſchichtlichen Bedeutung zu würdigen verſucht, ohne daß dabei Pirennes richtige Grundkonzeption, die Lage der Niederlande im Schnittpunkt der germaniſchen und romaniſchen Kultur, wieder preisgegeben würde.

Schade iſt nur, daß dieſe ganzen Partien noch zu ſkizzenhaft und im Rahmen des Geſamtwerkes ohne das ihnen zukommende Gewicht geblieben ſind. Wir könnten uns eine Geſchichte Flanderns denken, in der den völkiſchen Grundlagen der flämiſchen Geſchichte und Kultur in noch ganz anderer Weiſe Rechnung getragen würde. Die wichtigſten Ergebniſſe der Wiſſenſchaft über die Bildung der niederländiſchen Sprache, über die volkliche Stellung Flanderns innerhalb der Geſamtniederlande und inmitten der umliegenden Großvölker, über den flämiſchen Volkscharakter, über Sitte und völkiſche Lebensform würden in ihr ſämtlich einen Platz haben und der Geſichtspunkt der Volksgeſchichte eindeutig als der leitende herausgeſtellt werden. Freilich iſt eine ſolche flämiſche Volksgeſchichte ſo wenig wie die deutſche in einem einzigen Anlauf zu ſchaffen. Unter den gegebenen Umſtänden verdienen das im Entſtehen begriffene Werk und ſein Herausgeber die warme Anerkennung der Volksforſchung!

Blicken wir zurück: Man kann die Tatſachen der niederländiſchen Volksgeſchichte, über die die Wiſſenſchaft bislang zu relativ geſicherten Ergebniſſen gelangt iſt, etwa folgendermaßen zuſammenfaſſen: Die volklich-kulturelle Verſelbſtändigung der Niederlande iſt weder von vornherein ſiedlungsmäßig noch auch lediglich politiſch bedingt.

Sie iſt vielmehr hervorgerufen worden durch ein ſtetes Zuſammenwirken politiſcher, kultureller und völkiſcher Kräfte teils innerniederländiſchen, teils außerniederländiſchen Urſprungs. Insbeſondere hat die germaniſch-romaniſche Grenzlage, die eigenartige Übergangsſtellung, die die Niederlande zwiſchen Rheinland-Weſtfalen einerſeits und dem Pariſer Becken andererſeits einnehmen, und ihre Lage im Schnittpunkt der Machtintereſſen des Deutſchen Reiches, Frankreichs und Englands ihre Geſamtentwicklung tiefgreifend beeinflußt. Die allmähliche völkiſche Ablöſung vom Deutſchtum vollzog ſich nicht — oder jedenfalls nicht vorwiegend — in Auswirkung einer von unten nach oben ſich durchſetzenden Trennungstendenz, ſondern umgekehrt im Gefolge einer von oben nach unten durchdringenden Entfremdung. Sie findet ihren ſprachlichen Niederſchlag in der Herausbildung einer eigenen niederländiſchen Schriftſprache und der Nichtannahme des im ſprachverwandten deutſchen Nachbargebiet zur Herrſchaft gelangenden Hochdeutſchen. Was von dieſen Ergebniſſen weiter zur Diskuſſion ſteht, iſt der genauere Anteil, den die einzelnen Faktoren an der Geſamtentwicklung gehabt haben. Hier gehen die Anſichten z. T. noch ſehr weit auseinander. Die größte Gefahr iſt, daß man die eine Gruppe der geſchichtsbildenden Kräfte über den anderen überſieht oder unterſchätzt. Die Darſtellung, die ihnen allen befriedigend gerecht zu werden vermöchte, ſteht noch aus.

Angeſichts der immer erneuten niederländiſchen Bemühungen um ein weiterdringendes Verſtändnis der niederländiſchen Geſamtentwicklung hat auch die deutſche Geſchichtswiſſenſchaft begründeten Anlaß, die großen Grundfragen der niederländiſchen Geſchichte und namentlich der Entſtehung des niederländiſchen Volkes noch einmal ſelbſtändig zu überdenken. Da es ſich hier, wie eingangs angedeutet, um Vorgänge handelt, die einſt auch unſere deutſche Volksgeſchichte tief und unmittelbar berührt haben, ſo darf es der deutſchen Forſchung auf die Dauer nicht genügen, in den letzten und höchſten Fragen der niederländiſchen Entwicklung einfach dieſe oder jene niederländiſche Deutung ohne eigene Überprüfung zu übernehmen. Es liegt in dieſer Forderung nach ſelbſtändigem Durchdenken natürlich durchaus keine Herabſetzung der zweifellos höchſt anerkennenswerten niederländiſchen Forſchungsleiſtungen. Aber es iſt nun einmal ein Geſetz des geſchichtlichen Erkennens, daß ſich manche Zuſammenhänge von einem Standpunkt innerhalb des zu erforſchenden Gebietes anders ausnehmen als von außerhalb. Auch für die Erforſchung der niederländiſchen Geſchichte leiſten wir ganz gewiß die fruchtbarſte Mitarbeit, wenn wir klar und entſchieden von den uns Deutſchen gegebenen beſonderen Erkenntnisvorausſetzungen und -intereſſen ausgehen. Es iſt das übrigens ein Grundſatz, an den ſich die lebendige Forſchung bewußt oder unbewußt jederzeit gehalten hat.

Suchen wir die Fragengebiete genauer zu umgrenzen, auf denen mitzuarbeiten die deutſche Forſchung beſonders berufen iſt, ſo heben ſich vor allem vier heraus. Das erſte nannten wir bereits: die immer tiefer dringende Klärung der wechſelnden niederländiſchen Beziehungen zum Reich. Die einſt von Rachfahl unterſuchte Frage, bis zu welchem Grade die niederländiſche Eigenentwicklung in unſerer eigenen Reichsgeſchichte ihre Urſache hat, iſt auch der heutigen Forſchung noch immer neu geſtellt, und es wird noch lange dauern, bis hier ein wirklich abſchließendes Urteil erreicht ſein wird. Es wird dabei nötig ſein, die Niederlande immer klarer als Grenzland inmitten einander widerſtreitender Großmachtintereſſen zu verſtehen. Auch die Stellung der Niederlande im Geſamtgefüge unſerer deutſchen Weſtgrenze kann nicht eingehend genug unterſucht werden. Für die Art der Einzelforſchung, die hier von uns gefordert wird, können Kienaſts Unterſuchungen über „Die deutſchen Fürſten im

Dienſte der Weſtmächte“ [26] als Beiſpiel gelten. Vorgänge, über deren geſchichtliche Tragweite man vielleicht im Zweifel ſein kann, wenn man nur die Niederlande im Auge hat, wie z. B. der völkiſche Einſchlag in dem Widerſtand gegenüber der franzöſiſchen Ausdehnungspolitik, werden ſehr viel klarer, wenn man ihre Stellung im Geſamtzuſammenhang der germaniſch-romaniſchen Volksgrenze überblickt. Daneben bedarf das Schickſal des Reichsgedankens in den Niederlanden unſerer ganzen Aufmerkſamkeit. Gerade in dieſem Punkt können die niederländiſchen Auffaſſungen den deutſchen Forſcher ſelten befriedigen. Wenn beiſpielsweiſe noch jüngſtens die „Geschiedenis van Vlaanderen“ (I, 183) von einem „langen Leidenswege“ ſpricht, den das alte Reichsgebiet Niederlothringen habe gehen müſſen, ehe ſich in ſeinem Schoße unabhängige niederländiſche Staatsweſen hätten bilden können, ſo ſcheint uns das wirklich einmal nichts weiter zu ſein als eine Rückprojizierung moderner Stimmungen in die Vergangenheit. Für die deutſche Forſchung ſind all dieſe Fragen zumeiſt kein geiſtiges Neuland mehr; ſie iſt an verſchiedenen Stellen bereits mitten in der Unterſuchung. Vielleicht wird einmal Gelegenheit ſein, darüber geſondert zu berichten.

Eng mit dieſem Fragenkreis verbunden, aber doch davon zu unterſcheiden, wartet eine andere Forſchungsaufgabe einer immer genaueren Unterſuchung: das politiſch-kulturelle Verhältnis der Niederlande zu unſeren weſtdeutſchen Grenzgebieten Rheinland und Weſtfalen. Gerade die jüngſt in dieſes noch wenig erſchloſſene Gebiet gemachten Vorſtöße haben uns gezeigt, daß noch in den Perioden, in denen die Reichsmacht in den Niederlanden nicht mehr als ein Schatten ihrer einſtigen Größe war, die politiſchen, wirtſchaftlichen und kulturellen Verbindungen zwiſchen dieſen von Natur eng zuſammengehörigen Nachbarländern außerordentlich viel enger geblieben ſind als man lange Zeit geahnt hat. Wie lange ſind nicht Brabant und das Maasland mit dem Rheine enger verbunden geweſen als mit dem eigentlichen Flandern! Eine planmäßige Unterſuchung dieſer Zuſammenhänge verſpricht uns ganz neue Perſpektiven zu eröffnen. Es liegt auf der Hand, daß gerade hier deutſche und niederländiſche Forſchung auf die allerengſte Zuſammenarbeit angewieſen ſind. Politiſch, wirtſchaftlich und kulturell hat ſich ihnen hier ein weites und vielverzweigtes Unterſuchungsgebiet erſchloſſen, und es iſt recht erfreulich, daß die hier bereitliegenden Aufgaben auf deutſcher wie auf niederländiſcher Seite bereits erkannt und bereitwillig in Angriff genommen worden ſind [27].

Zu dieſen mehr politiſch-kulturellen Aufgaben kommen als weitere Fragenkomplexe, die einer eingehenderen Behandlung harren, die im engeren Sinne volksgeſchichtlichen Probleme. Ihre weitere Erforſchung iſt heute um ſo mehr an der Zeit, als die Problematik der innerniederländiſchen Volksgrenzen heute weitgehend durchforſcht und die Bedeutſamkeit des Volkstums für die geſamte niederländiſche Entwicklung grundſätzlich zur Anerkennung gebracht worden iſt. Parallel mit der Unterſuchung der politiſch-kulturellen Beziehungen der Niederlande zu unſern rheiniſch-weſtfäliſchen Gebieten verdient hier vor allem die ſpezifiſch volksgeſchichtliche Seite der Dinge und inſonderheit die Abſetzung des niederländiſchen Volkstums vom deutſchen und insbeſondere vom rheiniſch-weſtfäliſchen Nachbarvolkstum eine ſyſtematiſche Unterſuchung und Bearbeitung. Wir haben ausgeführt, wie ſehr gerade ihre Erforſchung bisher noch in den Anfängen ſteckengeblieben iſt. Die ganze niederrheiniſch-weſtfäliſche Kulturraumforſchung würde von da aus einen feſteren volksgeſchichtlichen Halt bekommen. Als anſprechender Verſuch, hier zu weiterführenden Ergebniſſen zu gelangen, iſt die Unterſuchung des Berliner Hiſtorikers Reeſe zu begrüßen. Wir haben von ihm in Bälde eine umfangreichere Arbeit über die gleiche Frage zu erwarten[28].

---

[26] 2 Bde., Utrecht 1924—1931. — Vgl. ferner die anregende kleine Schrift von H. Aubin, Volkstum, Staat und Nation an der deutſchen Weſtgrenze, und unſere eigene Stellungnahme dazu in Rhein. Vierteljahrsbl. Jg. 2, 1932, S. 71—78.

[27] Wir verzichten wiederum auf die Einzelaufzählung der im Gange befindlichen Arbeiten. Hingewieſen ſei nur auf Ganshofs ausgezeichneten Vortrag über „Brabant, Rhein und Reich im 13. und 14. Jahrhundert“ auf der letzten Jahrestagung der Geſellſchaft für Rheiniſche Geſchichtskunde. Er wird demnächſt in der Vortragsreihe dieſer Geſellſchaft im Druck erſcheinen.

Eine letzte, ebenfalls volksgeſchichtliche Aufgabe der deutſchen Forſchung möchte ich darin ſehen, die niederländiſche Entwicklung zum germaniſchen Eigenvolkstum feſter in den Geſamtzuſammenhang der germaniſch-deutſchen Volksentwicklung überhaupt einzubauen. Beiſpiele für dieſe Art der Behandlung ſind die Betrachtung der fränkiſchen Landnahme in den Niederlanden im Rahmen der fränkiſchen Landnahme überhaupt, wie wir ſie ſelber durchgeführt haben, und die Aufdeckung der völkiſchen Kräfte, die beim Zerfall des fränkiſchen Einheitsreiches unter der Oberfläche am Werke geweſen ſein dürften, wie ſie F. Steinbach verſucht hat[29]. Gerade die höchſten volksgeſchichtlichen Erkenntniſſe reifen erſt dort, wo man ſich über die als Fundament unbedingt erforderliche Einzelforſchung und die räumlich begrenzte Beobachtung erhebt und zu den letzten Fragen alles völkiſchen Werdens vorzuſtoßen vermag. So aufgefaßt iſt ein rechtes Verſtändnis der niederländiſchen Volksgeſchichte von allerhöchſtem Belang für die germaniſch-deutſche Volksgeſchichte überhaupt; umgekehrt wird auch die niederländiſche Einzelforſchung durch dieſe Eingliederung in die größten Zuſammenhänge erſt ihren ſicherſten Halt und ihre letzte Beſtätigung erhalten.

---

[28] Vgl. W. Reeſe, Geſamtdeutſche u. territoriale Zuſammenhänge in der Geſchichte des Deutſchritterordens der Niederlande. Jn: Blätter für deutſche Landesgeſchichte, Jg. 83, 1937, S. 223—272. Wir dürfen in dieſem Zuſammenhang auch auf unſere Auseinanderſetzung mit Langohr über das geſchichtliche Recht der deutſchen Sprache im Nordoſten der Provinz Lüttich hinweiſen, vgl. Rhein. Vierteljahrsbl., Jg. 5, 1935, S. 302—323. Vom Sprachlichen und Volkskundlichen her deckt ferner das Werk des niederländiſchen Forſchers W. Roukens wichtigſte Strukturzuſammenhänge zwiſchen den luxemburgiſchen und den rheiniſchen Nachbargebieten auf: Wort- u. Sachgeographie Südoſt-Niederlands und der umliegenden Gebiete. 2 Bde. Nimwegen 1937.

[29] Vgl. F. Steinbach, Die Entſtehung der Volksgrenze und der Staatsgrenze zwiſchen Deutſchland und Frankreich. Haben völkiſche Gegenſätze das Auseinanderbrechen des karolingiſchen Staates verurſacht odar beeinflußt? Jn: Rhein. Vierteljahrsbl. Jg. 4, 1934, S. 1—10.

Die deutſche Weſtgrenze und die Baukunſt des Mittelalters

Von Hans Erich Kubach, Potsdam

Mit 7 Textkarten und 2 Bildtafeln

Seit zwei Jahrtauſenden haben die blutigen Kämpfe und die geiſtigen Auseinanderſetzungen um das Herz Europas, das Land zwiſchen Rhein und Loire, nicht aufgehört. Unter den Zeugniſſen, die von dieſem oft fruchtbaren und oft auch zerſtörenden Streit reden, ſind vielleicht die Werke der Kunſt geeignet, nicht nur leidenſchaftslos betrachtet zu werden, ſondern auch einen Einblick in die tieferen Zuſammenhänge von Volkstum und Landſchaft zu gewähren. Freilich müſſen wir uns von einigen eingefleiſchten Vorſtellungen losmachen, die das Bild der Dinge verfälſchen. Wir müſſen beachten, daß die heutigen Grenzen junger und jüngſter Entſtehung ſind und dürfen daher weder mit der Betrachtung an ihnen haltmachen, noch auch ihre heutige Form in die Vergangenheit zurücktragen. Eins von beiden geſchah häufig bei der Betrachtung der deutſchen und franzöſiſchen Kunſt im Mittelalter. Deutſch und Franzöſiſch wurden als Gegenſätze ſchlechthin begriffen und an die Grenzen von 1797, 1816 oder 1871 gebunden. Rheiniſche Kunſt war für die Deutſchen die der Rheinprovinz, für die Franzoſen die eines Gebiets, das Rheinland, Elſaß, Lothringen, Schelderaum und womöglich noch die Lombardei (!) umfaßte, und deſſen Grenze der namengebende Strom ſein ſollte. Das Trugbild einer belgiſchen und holländiſchen Kunſt im Hochmittelalter mußte die Vorſtellung vollends verwirren. Selbſt wenn von belgiſcher und niederländiſcher Seite ſeit langem die Einſicht vertreten wurde, daß Belgien im Hochmittelalter durch eine Nord-Süd-Achſe in der Länge der Scheldemündung in zwei Kulturzonen geteilt wird[1], ſo blieb dieſe Feſtſtellung gewiſſermaßen auf dem Papier und wurde vor allem weder von der deutſchen noch von der franzöſiſchen Kunſtwiſſenſchaft zur Kenntnis genommen. So ſucht man auch nach den wichtigſten Werken der Baukunſt des Maaslandes und des holländiſchen Niederrheins, die an Größe und künſtleriſcher Bedeutung neben den großen reichsdeutſchen Domen ſtehen, vergeblich in den Darſtellungen und Handbüchern der deutſchen Kunſt.

Auf der andern Seite führten gewiſſe Schwierigkeiten bei der entwicklungsgeſchichtlichen Darſtellung und Wertung der rheiniſchen Kunſt, vor allem des 13. Jahrhunderts, zu berechtigten und notwendigen Vergleichen mit den Nachbarn, an erſter Stelle den weſtlichen. Über dieſes Ziel hinaus kam man aber häufig zu einer Ableitung der Wert- und Entwicklungsmaßſtäbe von dort. Man überſah zuweilen, daß hier gerade in der ſtaufiſchen Zeit eine ganz ſtarke und eigenwüchſige Kultur blühte, die einen Höhepunkt des abendländiſchen Lebens überhaupt darſtellt. Die Stärke, die ſich in der Anverwandlung fremder Formen und Baugedanken kundtat, wurde als Schwäche gedeutet. Der blaſſe Gedanke einer entwicklungsgeſchichtlichen Konſtruktion konnte ſchließlich eine Fülle blutvoller Kunſtwerke vergewaltigen. Gewiß ſpricht ein ſehr im Sinne der heutigen und der geſtrigen Baukunſt zeitbedingtes Gefühl mit, wenn einſeitig die ſaliſche Baukunſt gegen die ſtaufiſche geſtellt und letztere als Abſtieg, künſtleriſch wie entwicklungsgeſchichtlich, gewertet wird. Die Forſchung, die antithetiſch deutſche und franzöſiſche, ſaliſche und ſtaufiſche Kunſt gegenüberſtellt, iſt in gewiſſer Hinſicht an einem toten Punkt angekommen. Es ſollte verſucht werden, mit anderen und feiner angepaßten Maßſtäben dem Problem näherzurücken. Zunächſt erſcheint eine Beſinnung auf die räumliche Lage notwendig[2].

---

[1] Vgl. das Schrifttumsverzeichnis bei H. E. Kubach, Der niederrheiniſche Kunſtraum in ſaliſcher und ſtaufiſcher Zeit. Zeitſchr. des Deutſchen Vereins für Kunſtwiſſenſchaft 5, 1938, S. 1. (Wiederholt aus: Rheiniſche Vierteljahrsblätter 6, 1936, S. 150.)

Die Forderung einer kunſtwiſſenſchaftlichen Raumkunde wurde in letzter Zeit verſchiedentlich erhoben, nicht etwa um die Kunſtgeſchichte zu erſetzen, ſondern um ihr die notwendige Ergänzung zu bieten[3]. Denn bei der rein geſchichtlichen Betrachtung, die notwendig die Erſcheinungen des Wandels in den Vordergrund ſtellt, bleiben zwei grundlegende und weſentliche Faktoren im Hintergrund. Das innerſte Weſen, das den Wandel überdauert, das Bleibende, an Boden und Landſchaft, Menſchen und Blut Gebundene, wird zwar nicht nur von einer raumkundlichen Forſchung betrachtet — es war ſchon immer ein weſentliches Anliegen der deutſchen Kunſtwiſſenſchaft, es zu ergründen —, aber es wird durch ſie von der antithetiſch formaliſtiſchen Betrachtungsweiſe gelöſt, mit der es vielfach verbunden war[4]. Auf der andern Seite kann die kunſtgeſchichtliche Raumkunde in viel größerem Maßſtabe die Geſamtheit der Kunſtübung eines Gebiets einbeziehen und dadurch erſt den Raumſtil erfaſſen, als eine nur-geſchichtliche Forſchung, die immer an Höhepunkte gebunden iſt. Es geht alſo nicht um eine geographiſche Betrachtungsweiſe als ſolche, denn das hieße fremde Methoden in die Kunſtwiſſenſchaft einführen, die ihr nicht gemäß ſind. Es geht auch letzten Endes nicht darum, geographiſche Grenzen der Kunſtübung feſtzulegen, denn das führte an die Grenzen der Kunſt als ſolcher. Sondern es geht um ein erweitertes und vertieftes Verſtändnis der Kunſt, das die ganze Breite der Kunſtübung einbeziehen und die Erkenntnis ihres Weſens von einer abgelöſten Betrachtungsweiſe befreien will. — Es ſei zunächſt ein kurzer Überblick über die Kunſträume im Mittelalter verſucht.

---

[2] Zur Unterrichtung ſei das wichtigſte neuere Schrifttum genannt: Die klaſſiſche Darſtellung der franziſchen Baukunſt iſt E. Galls „Gotiſche Baukunſt in Frankreich und Deutſchland“, I, Leipzig 1925. — Die Theſe der normänniſchen Einſtrömung ins Rheinland hatte Gall vorher in dem Buch „Niederrheiniſche und normänniſche Architektur im Zeitalter der Frühgotik. I. Die niederrheiniſchen Apſidengliederungen nach normänniſchem Vorbild“, Berlin 1915, begründet. Es bringt wichtige Erkenntniſſe auch für die rheiniſche Entwicklung. P. Frankls Handbuch (der Kunſtwiſſenſchaft, Die frühmittelalterliche und romaniſche Baukunſt, Wildpark-Potsdam 1926), das die letzte breitere Geſamtdarſtellung iſt, konnte infolge ſeiner ſtarren Begriffe von geradliniger Entwicklung und der zugrunde liegenden Syſtematik faſt notwendig der rheiniſchen Kunſt der Hohenſtaufenzeit nicht gerecht werden. Hier vermißt man die wichtigſten Maasbauten. Unter dem Banne dieſer Syſtematik ſtanden viele der folgenden Forſchungen. Von den in unſerm Zuſammenhang wichtigeren Unterſuchungen ſeien noch genannt: P. O. Rave, Der Emporenbau in romaniſcher und frühgotiſcher Zeit, Bonn und Leipzig 1924, ein durch die Verarbeitung des weitverzweigten Materials verdienſtliches Buch. G. André, Die romaniſche Baukunſt am Niederrhein, Phil. Diſſ. Marburg 1936. Hier werden zahlreiche, vor allem wert- und entwicklungsmäßige Probleme angeſchnitten und in einer von der hier vorgetragenen Auffaſſung ſehr verſchiedenen Weiſe behandelt. H. Reinhardt, Die deutſchen Kaiſerdome des 11. Jahrhunderts, Baſler Zeitſchr. für Geſchichte und Altertumskunde 33, 1934, S. 175. Derſ., Das erſte Münſter zu Schaffhauſen und die Frage der Doppelturmfaſſade am Oberrhein. Anzeiger für ſchweizeriſche Altertumskunde 37, 1935, S. 241. Die 1906 zuerſt von R. Lemaire betonte Einheit der niederrheiniſchen und der Mittelmaasbaukunſt führte A. Verbeek anſchaulich vor Augen: Romaniſche Weſtchorhallen an Maas und Rhein, Wallraf-Richartz-Jahrbuch 9, 1936, S. 59. — Eine Zuſammenfaſſung der Architekturforſchung unter Zuſpitzung auf den deutſch-franzöſiſchen Gegenſatz, fruchtbar durch die aufgeworfene Problematik, iſt A. Stanges Aufſatz, Arteigene und artfremde Züge im deutſchen Kirchengrundriß. Zeitſchr. des Deutſchen Vereins für Kunſtwiſſenſchaft 1, 1934, S. 229. — Für das 13. und 14. Jh. vgl. K. Claſen, Die gotiſche Baukunſt (Handbuch der Kunſtwiſſenſchaft), Wildpark-Potsdam 1930. Eine neue Gruppierung, vor allem im 13. Jh. — W. Groß, Die Hochgotik im deutſchen Kirchenbau, Marburger Jahrbuch für Kunſtwiſſenſchaft 7, 1933, S. 290. Die erſte Unterſuchung der deutſchen Baukunſt im ſpäten 13. und 14. Jh., die ſich von überholten Vorſtellungen wirklich frei macht. Dagegen bleibt R. Krautheimer ſowohl mit der Beſchränkung auf das heutige Reichsgebiet wie in der überſpitzten Syſtematik in Franklſchen Gleiſen, Die Kirchen der Bettelorden in Deutſchland, Köln 1925. — Die lange Zeit ausſtehende Aufarbeitung der franzöſiſchen Baukunſt brachte L. Schürenberg, Die kirchliche Baukunſt in Frankreich zwiſchen 1270 und 1380, Berlin 1934. — Entſcheidende Vertiefung der künſtleriſchen Erkenntnis des hochgotiſchen Raums durch H. Jantzen, Zur Beurteilung der gotiſchen Architektur als Raumkunſt. Kritiſche Berichte zur Kunſtwiſſenſchaftlichen Literatur 1927, Heft 1. — Derſ., Über den gotiſchen Kirchenraum, Freiburg 1928. (Freiburger wiſſ. Geſellſchaft, Heft 15.) — H. Sedlmayr, Die gotiſche Kathedrale, actes du congrès, 1936, I, S. 86. — Über die Niederlande: F. A. J. Vermeulen, Handboek tot de Geschiedenis der Nederlandsche Bouwkunst, Haag 1928. — Über Belgien: St. Leurs. In: Geschiedenis van de vlaamsche Kunst (Lief. I u. II), Antwerpen-Haag 1936.

[3] P. Pieper, Kunſtgeographie. Verſuch einer Grundlegung. Berlin 1936. Vgl. den Bericht in den Rheiniſchen Vierteljahrsblättern 7, 1937, S. 95.

*

Die Ordnung, die allen menſchlichen Kulturäußerungen innewohnt, beſtimmt, wie wir ſeit langem wiſſen, aber erſt neuerdings methodiſch zu erforſchen beginnen, nicht nur den zeitlichen Rhythmus der Kunſtübung, ſondern auch ihre Verteilung im Raum. Seit der Seßhaftwerdung des Menſchen in der jüngeren Steinzeit laſſen ſich durch gemeinſame Erſcheinungen Kulturräume verſchiedener Art und Größe erkennen. Beſonders innerhalb der Räume der ſog. Hochkulturen, von denen uns hier nur die abendländiſche beſchäftigt, ſind nicht nur im zeitlichen Nacheinander wechſelnde, ſondern auch nebeneinander beſtehende, ſich durchdringende und überſchneidende Räume verſchiedener Weſenheit wahrnehmbar. So können wir ſchon vor 1000 ein karlingiſches Kerngebiet in Mittel/Weſteuropa unterſcheiden vom ſüdfranzöſiſch-iberiſchen und vom italiſchen Raum. Im 11. und 12. Jahrhundert ſehen wir neben den ſog. „Bauſchulen" als kleinſten Räumen und den größeren ſich erſt allmählich heraushebenden nationalen eine dritte Ordnung, die der Roosvalſchen „Blocks"[5], die im 13. Jahrhundert ebenſo wie großenteils die romaniſchen „Schulen" der Auflöſung verfallen. Sie machen neuen Raumbildungen Platz, die aber erſt im 15. Jahrhundert klar in Erſcheinung treten.

Über die Aufteilung der romaniſchen Baukunſt Europas, namentlich aber Frankreichs in „Schulen" beſteht ein bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts zurückreichendes Schrifttum[6]. Die Gründe für die wechſelnde Annahme der Zahl dieſer Schulen werden wir bei der methodiſchen Erörterung kennenlernen. Im weſentlichen dürfen fünf als geſicherte Ergebniſſe gelten: Normandie, Burgund, Provence, Auvergne und Aquitanien. Dagegen konnte für Languedoc, Berry (mittleres Loiregebiet), Bretagne und Franzien/Champagne gerade das ſchulmäßige bisher nicht gezeigt werden, ihre Kennzeichnung blieb eine vorherrſchend negative. Die „école lombardo-rhénane", die von den Franzoſen unter ihren nationalen Bauſchulen mitgezählt wird (!), zerfällt bei näherem Zuſehen in weitere fünf durchaus getrennte Kunſträume, das Niederrhein-Maasgebiet, den Schelde(„raum“), den Trierer Raum, den Oberrhein und die Lombardei. Jenſeits der Rheinlande ſind im Norden Weſtfalen mit Friesland und Niederſachſen, im Süden Bayern mit der Oſtmark (Öſterreich) als Kunſträume deutlich faßbar. Dagegen bleiben Schwaben, Mainfranken, Thüringen und Heſſen in romaniſcher Zeit ohne eigene Raumſtilbildung und ſcheinen weithin mit dem Oberrhein in Verbindung zu ſtehen. Dieſer Zuſammenhang wird gewöhnlich unter dem Bilde hirſauiſcher, ſpäter ziſterzienſiſcher „Einflüſſe“ geſehen. Für die übrigen Länder müſſen wir uns mit der Aufſtellung vorläufiger Suchbegriffe begnügen: Toskana (Mittel-) und Apulien (Süditalien), Katalonien (Nordſpanien) und die britiſchen Inſeln (in enger Verbindung mit der Normandie). Öſtlich der Elbe und nördlich ihrer Mündung ſind, wenigſtens vor dem 13. Jahrhundert, in den deutſchen Oſtmarken und den Oſtſeeländern ebenfalls keine geſchloſſenen Kunſträume entſtanden.

---

[4] Genannt ſei nur ein Aufſatz, auf den dieſe Kennzeichnung nicht zutrifft: R. Kömſtedt, Nationale Charaktere in der romaniſchen Baukunſt nördlich der Alpen. Feſtſchrift H. Wölfflin, Dresden 1935, S. 111.

[5] J. Roosval, Romansk Konst, Stockholm 1931 (Bonniers Konsthistoria).

[6] Vgl. die Überſicht bei Deshoulières, Bulletin Monumental 1925.

Wie ſchon aus dieſer ſkizzenhaften Überſicht hervorgeht, entwickelte ſich die raumkundliche Frageſtellung vornehmlich an der franzöſiſchen und weſtdeutſchen Baukunſt. Sie blieb bei den Franzoſen faſt ausſchließlich bei der Frage der „Schule“ ſtehen, d. h. der Entwicklung und Weitergabe von gewiſſen Einzelformen, Konſtruktionsweiſen u. dgl. Sie ſtieß nicht zu einer eigentlich kunſtwiſſenſchaftlichen Unterſuchung über Weſen und Verbreitung der Raumſtile vor, ſondern beſchränkte ſich darauf, entweder den Beſtand an großen Denkmälern in Gruppen zuſammenzufaſſen, gewiſſermaßen die trigonometriſchen Punkte feſtzulegen, ohne die Landſchaft in ihrer Vielgeſtaltigkeit zu erfaſſen; oder ſie ſtellte ein genaues Verzeichnis aller Bauten eines alten oder neuen Verwaltungsbezirks zuſammen, das dann eine ſehr gute Grundlage für die weitere Forſchung darſtellt und zumal durch die ſyſtematiſchen Überſichten der Grundriſſe, Aufbauformen uſw. wertvoll iſt[7]. So gewiß die innere Geſchloſſenheit dieſer Forſchung in ihrer Zuſpitzung auf den Begriff „Schule“ iſt, ſo ſicher iſt andrerſeits ihre Unzulänglichkeit, ſobald der kunſtwiſſenſchaftliche Maßſtab der Raumkunde und Stilforſchung angelegt wird. Dieſe fragen nicht nur nach der Ausbreitung der Kunſträume, ſondern auch nach dem inneren Gefüge des Kunſtwerks als ſolchem, nach ſeinem Sinn und Weſen; ſie gehen nicht nur der Verbreitung von „Motiven“ nach, ſondern wollen ſchließlich die menſchliche Grundlage ermitteln. — Auf der andern Seite haben wir in Deutſchland zwar vielerlei Anſätze und auch ſchon ſehr beachtliche Geſamtverſuche in dieſer Richtung, aber immer in geſchichtlicher Stellungnahme. Die Darſtellung der niederſächſiſchen romaniſchen Baukunſt von O. Gaul ſcheint dem anzuſtrebenden Ziel ſchon nahezukommen[8], aber auch hier fehlt noch die raumkundliche Frageſtellung, Umfang und Grenzen des Kunſtraums und beſonderes Gepräge der Werke werden vorausgeſetzt, nicht erörtert. Ähnlich ſteht es mit der Darſtellung der öſterreichiſchen Baukunſt durch Pühringer, der niederrheiniſchen durch André, der oberrheiniſchen durch Kautzſch und Hecht, der weſtfäliſchen durch Kömſtedt, Wilhelm-Käſtner, Roſemann[9] u. a. m.

---

[7] J. B. J. Virey, für die Diözeſe Mâcon (Mémoires de la société Eduenne, Autun, NF. 17—19, 1887—1892. Neue Ausgabe Mâcon 1934). — Chr. Malo, für die Diözeſe Chalon-ſur-Saône (Bulletin Monumental 1931). — R. Crozet, für das Berry (L'art roman en Berry, Paris 1932). — R. Rey, für die aquitaniſchen Kuppelkirchen (La cathédrale de Cahors et les origines de l'architecture à coupoles de l'Aquitaine, Paris 1925; die Karte wiedergegeben bei R. de Laſteyrie, L'architecture religieuse en France à l'époque romane, 2. Aufl., Paris 1929, S. 790) — G. Durand, für das Vogeſendepartement (Eglises romanes des Vosges, Paris und Brüſſel 1913) — E. Moreau-Nélaton, für die Arrondiſſements Château-Thierry und Soiſſons (Les églises de chez nous, je drei Bände, Paris 1913 und 1914). — Die Einteilung Frankreichs in Schulen am überſichtlichſten bei J. A. Brutails, Pour comprendre les monuments de la France, Paris 1918 (5. Aufl.). — Erwähnt ſei noch die Schrift von Brutails, La géographie monumentale de la France, Paris 1923, und der wohl früheſte Kartenverſuch von F. Mertens, der aber erſt ſpät und ergänzt erſchienen iſt, Zeittafeln der Denkmäler der mittelalterlichen Baukunſt. Berlin 1910. Der Atlas Monumental de la France, von dem leider nur eine Lieferung (La Normandie, von Jules Rouſſel, Paris o. J.) erſchienen iſt, gibt eine nützliche Zuſammenſtellung aller Kunſtdenkmäler auf Departementskarten.

Die Tatſache, daß die Forſchung immer wieder von der geographiſchen Einheit der Kunſträume ausging, ſowohl bei Unterſuchungen in kleinerem Rahmen wie den genannten als auch bei Geſamtdarſtellungen der deutſchen, franzöſiſchen oder abendländiſchen Kunſt zeigt, daß den Kunſträumen eine grundlegende Bedeutung zukommt. Sie bilden die Seinsform der Kunſt ſchlechthin. Die Kunſt iſt gewiſſermaßen in Räumen organiſiert, ſie lebt in und durch dieſe. Es iſt daher eine vordringliche Aufgabe der Forſchung, dieſes Gefüge der Kunſträume zu unterſuchen und dadurch ſowohl der landſchaftlichen Verwurzeltheit und Verflechtung des Kunſtwerks gerecht zu werden als auch unſere Geſamtvorſtellung des künſtleriſchen Ausdrucks der abendländiſchen Geſamtkultur wie auch der nationalen Kulturen auf der breiteſten Grundlage aufzubauen.

Die vorliegenden Zeilen gehen von dem Verſuch aus, einen Kunſtraum, den niederrheiniſchen, als Geſamtheit in einer geſchloſſenen Epoche ſeiner Entwicklung von der karlingiſchen bis zum Ende der ſtaufiſchen Zeit zu erfaſſen[10]. Sie möchten daher zunächſt einige Grundlagen dieſer Arbeit klären, um ſie dann verſuchsweiſe in einen größeren Rahmen einzugliedern. Einige methodiſche Erörterungen ſeien vorausgeſchickt, ſie beziehen ſich im weſentlichen auf die Kunſträume kleinſter Ordnung, die manchmal mit den ſog. Schulen zuſammenfallen.

*

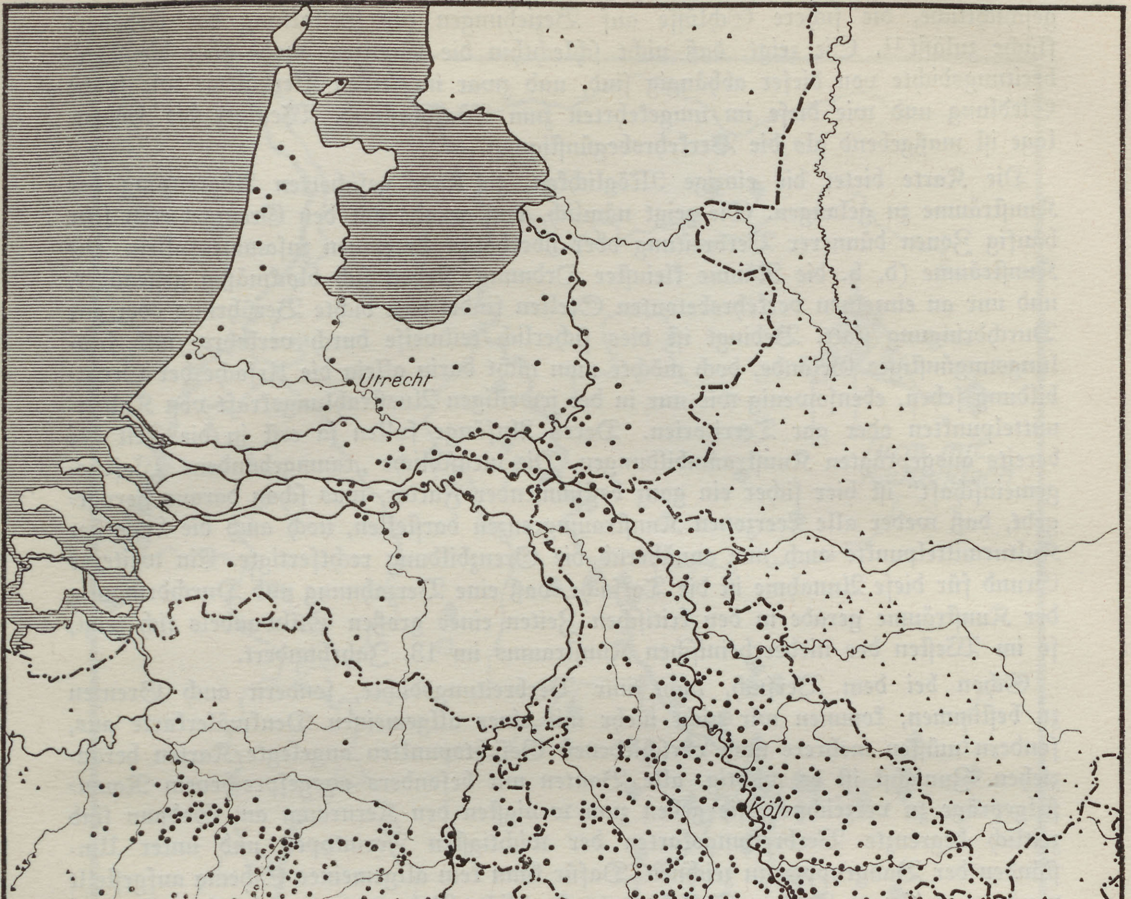
Die Grundlage jeder raumkundlichen Forſchung iſt eine möglichſt vollſtändige Denkmälerkarte. Für die Baukunſt iſt das Ideal der Vollſtändigkeit manchmal nahezu erreichbar. Denn ihre Denkmäler bilden erſtens eine verhältnismäßig dichte Verbreitungsſchicht, ſie ſind zweitens unbedingt bodenſtändig, nur in wenigen und dann bekannten Ausnahmen kommen nachträgliche Ortsveränderungen vor. (Übertragung der Ramersdorfer Kapelle nach Bonn, der Laurensberger nach Aachen, ſüdfranzöſiſcher Kreuzgänge in nordamerikaniſche Muſeen.) Drittens iſt nicht nur der urſprüngliche zahlenmäßige Beſtand durch die urkundliche Erwähnung der Kirchen näherungsweiſe feſtzuſtellen, ſondern damit auch die urſprüngliche Verbreitung und Dichte bekannt. Dieſe Verbreitungskarte iſt zudem die einzige kunſt-

---

[8] O. Gaul, Romaniſche Baukunſt und Bauornamentik in Sachſen, Phil. Diſſ., Köln 1932.

[9] R. Pühringer, Denkmäler der früh- und hochromaniſchen Baukunſt in Öſterreich. Wien und Leipzig 1931 (Denkſchr. der phil.-hiſt. Klaſſe d. Akad. d. Wiſſ., Wien). — G. André, Die romaniſche Baukunſt am Niederrhein, Phil. Diſſ. Marburg 1936. — R. Kautzſch, Romaniſche Kirchen im Elſaß. Freiburg i. Br. 1927. — J. Hecht, Der romaniſche Kirchenbau des Bodenſeegebiets, I. Baſel 1928. — H. Chriſt, Romaniſche Kirchen in Schwaben und Neckarfranken, I. Stuttgart 1925. — R. Kömſtedt, Die Entwicklung des Gewölbebaus in den mittelalterlichen Landkirchen Weſtfalens. Straßburg 1913. — K. Wilhelm-Käſtner, Die Eliſabethkirche in Marburg, I. Marburg 1924. — H. R. Roſemann, Die weſtfäliſche Hallenkirche in der erſten Hälfte des 13. Jahrhunderts, Zeitſchr. f. Kunſtgeſch. 1932, S. 203.

[10] Dieſe Arbeit ſoll als Gemeinſchaftswerk von A. Verbeek und dem Verf. im Deutſchen Verein für Kunſtwiſſenſchaft erſcheinen. Eine Überſicht der raumkundlichen Ergebniſſe in der Zeitſchr. des Vereins a. a. O. — Einige weitere Kartenverſuche bei H. E. Kubach, St. Adalbert und St. Salvator in Aachen in ihrer kunſtgeſchichtlichen Stellung, Rheiniſche Vierteljahrsblätter 7, 1937, S. 46.


Utrecht
Lüttich
Köln
Trier
0
50
100
km

Karte 1. Der niederrheiniſch-maasländiſche Kunſtraum. Verbreitungskarte der Bauten vom 9.—13. Jh.

• Niederrheiniſche Bauten 9.—13. Jh. · Bauwerke der angrenzenden Kunſträume geſchichtliche, die ſichere Schlüſſe auf Beziehungen zur Geſtaltung der Erdoberfläche zuläßt[11]. Sie zeigt, daß nicht ſchlechthin die Grenzen, wohl aber die Verbreitungsdichte von dieſer abhängig ſind, und zwar im ſelben Verhältnis wie frühe Siedlung und wie dieſe im umgekehrten zum Waldbeſtand. Weniger die Höhenlage iſt maßgebend als die Verkehrsbegünſtigung.

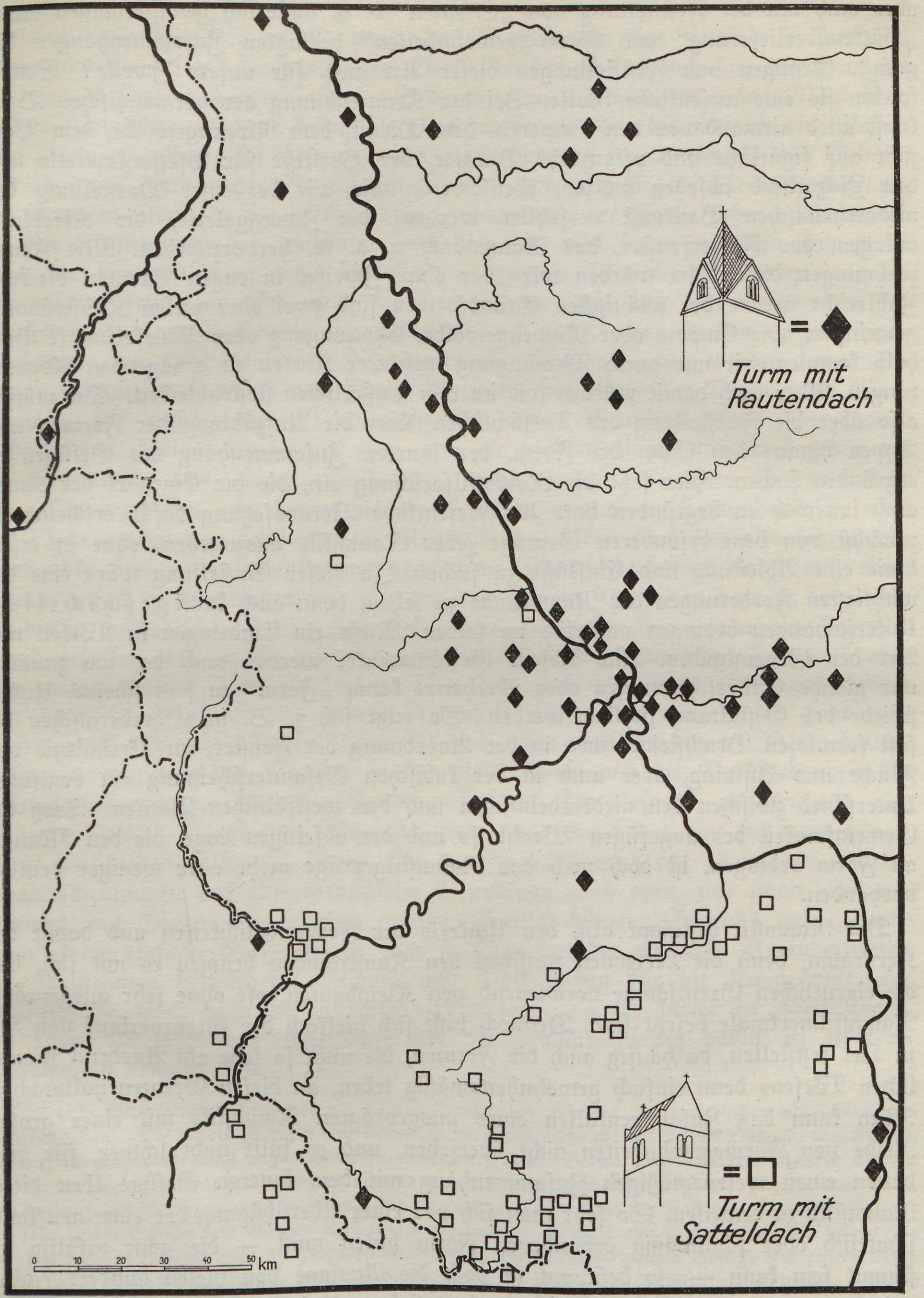
Die Karte bietet die einzige Möglichkeit, zu einer geſicherten Abgrenzung der Kunſträume zu gelangen. Sie zeigt nämlich, daß gerade mit den Grenzgebieten ſehr häufig Zonen dünnerer Verbreitung oder überhaupt Leerzonen zuſammenfallen. Die Kunſträume (d. h. die Räume kleinſter Ordnung) ſtehen ſich blockmäßig gegenüber, und nur an einzelnen verkehrsbetonten Stellen findet eine dichte Berührung oder gar Durchdringung ſtatt. Bedingt iſt dies ſicherlich teilweiſe durch verkehrs- und ſiedlungsungünſtiges Gelände, doch möchte man nicht darin allein die Urſache der Grenzbildung ſehen, ebenſowenig wie nur in der jeweiligen Ausſtrahlungskraft von Kulturmittelpunkten oder gar Territorien. Deren Anfänge fallen ja erſt in die Zeit der bereits ausgeprägten Kunſtraumbildungen. Die menſchliche „raumgebundene Weſensgemeinſchaft" iſt hier ſicher ein ganz beſtimmender Faktor, was ſchon daraus hervorgeht, daß weder alle Leerzonen Kunſtraumgrenzen darſtellen, noch auch die Lage der Kulturmittelpunkte auch nur annähernd die Grenzbildung rechtfertigte. Ein weiterer Grund für dieſe Annahme iſt die Tatſache, daß eine Verzahnung und Durchdringung der Kunſträume gerade in den kritiſchen Zeiten eines großen Stilwandels ſich zeigt, ſo im Weſten des niederrheiniſchen Kunſtraums im 13. Jahrhundert.

Schon bei dem Verſuch, nicht nur Verbreitungsdichte, ſondern auch Grenzen zu beſtimmen, kommen wir nicht mehr mit einer allgemeinen Denkmälerkarte aus, ſondern müſſen mehrere nach verſchiedenen Geſichtspunkten angelegte Karten heranziehen. Zunächſt iſt es wichtig, alle Bauten mit beſonders ausgeſprochenem Raumſtilgepräge zu verzeichnen, ſie geben zum wenigſten den Kernraum an. Sodann ſind zeitlich begrenzte Verbreitungskarten der wichtigſten Formtypen und unter Umſtänden der Baugruppen zu zeichnen. Dafür kann kein allgemeines Schema aufgeſtellt werden, es iſt von Fall zu Fall die raumkundliche Bedeutung der einzelnen Formen und Formgruppen feſtzuſtellen. Ein ſchon wiederholt herangezogenes Beiſpiel: das Turmſatteldach, iſt ein wichtiges Kennzeichen zur Grenzziehung zwiſchen Oberrhein und Niederrhein, aber auch zwiſchen dem trieriſchen Raum und dem Niederrhein. Dagegen iſt es dem Trierer Kunſtraum und dem Oberrhein gemeinſam und ſagt für deren Grenze nichts aus. Schließlich ſind Verbreitungskarten eines Kunſtraums in verſchiedenen Zeiten ſehr entſcheidend. So könnte etwa eine Folge von Karten zeigen, wie der niederrheiniſche Kunſtraum in karlingiſcher Zeit ganz und gar im heute weſtdeutſch-nordfranzöſiſchen Raum untergeht, wie im 11. Jahrhundert ſich deutlich ſeine ſpätere Geſtalt ſchon erkennen läßt, aber noch zahlreiche unmittelbare Beziehungen nach allen Seiten, zum Oberrhein, nach Lothringen, zum Schelderaum, nach Weſtfalen gehen, wie ſchließlich im 12. ſich ein ganz feſt umriſſener Kunſtraum gebildet hat, der zu Beginn des 13. ſchon im Weſten Einbußen erleidet und im dritten Viertel des Jahrhunderts in verſchiedene Teile zerfällt. — Bei allen Karten iſt es wichtig, daß wenigſtens Grenzſtreifen der Nachbarräume eingetragen werden.

Wir kommen hier notwendig zu der Frage, deren Beantwortung bisher vorausgeſetzt wurde: Was berechtigt überhaupt zur Unterſcheidung und Abgrenzung verſchiedener Kunſträume? Wie wir ſchon ſahen, ſind die Franzoſen im weſentlichen

---

[11] Vgl. die Karte der „Reliefenergie" von J. Schmithüſen, Rheiniſche Vierteljahrsblätter 6, 1936.


Turm mit
Rautendach
Turm mit
Satteldach
0 10 20 30 40 50 km

Karte 2. Turmdachformen als „Leitmotive“ von Kunſträumen von Unterſchieden der Formtypen und Konſtruktionsweiſen ausgegangen, haben ſich aber auch mit der Feſtſtellung von „Schulen“ d. h. äußerlich gewiſſermaßen durch „Hüttenüberlieferung“ und Form-„gewohnheiten“ bedingten Zuſammenhängen begnügt. Genügen nun Feſtſtellungen dieſer Art auch für unſere Zwecke? Gewiß ſpielen ſie eine weſentliche Rolle. Bei der Kennzeichnung der normänniſchen Baukunſt wird niemand von den Emporen, dem Dienſt, dem Rippengewölbe, dem Verzicht auf figürliche und pflanzliche Bauzier, der Vorliebe für Pfeifenkapitelle und den Zickzackſtab abſehen wollen, ebenſowenig wie wir bei einer Darſtellung der niederrheiniſchen Baukunſt verfehlen werden, die Zwerggalerie, die Kleeblattanlagen, das Fächerfenſter, das Rautendach u. a. m. hervorzuheben. Mit Kennzeichnungen dieſer Art würden wir aber ohne Zweifel in engen Grenzen bleiben. Zahlreiche gerade der wichtigſten Grundformen ſind zwei oder vielen Kunſträumen gemeinſam, wie Empore oder Rippengewölbe, Chorumgang oder Würfelknauf. Deshalb kommen wir nur durch Vereinigung mehrerer Karten zu genügenden Abgrenzungen. Aber auch damit würden wir im rein Äußerlichen ſteckenbleiben. Wir müſſen alſo über die Feſtſtellung des Tatſächlichen, über die Aufzählung der Formen und Typen hinaus den Sinn der Form, den inneren Zuſammenhang des Gefüges zu ergründen ſuchen. Hier ſetzt die Raumſtilforſchung ein, die die Eigenart der Kunſt auch innerlich zu begründen hat. Als weſentliche Vorausſetzung dafür erſcheint es, zunächſt von dem beſonderen Gepräge jedes Raumſtils auszugehen, ohne in erſter Linie eine Ableitung und Einflüſſe zu ſuchen. In dieſer Einſtellung wäre eine der wichtigſten Forderungen der Raumkunde zu ſehen, denn auch kunſt*geſchichtliche* Unterſuchungen bedingen natürlich im ſelben Maße ein Eindringen in Weſen und Art des Gegenſtandes. Aus dieſem Geſichtswinkel werden auch da, wo zunächſt nur gleiche Stilerſcheinungen oder überhaupt kaum „Form“ zu ſein ſcheint, Unterſchiede der Geſtaltung ſichtbar werden. So zeigt ſich z. B. im Oberbergiſchen bei faſt formloſen Bruchſteintürmen in der Anordnung der Fenſter, im Verhältnis von Fläche und Öffnung, aber auch in der kubiſchen Geſamterſcheinung ein deutlicher Unterſchied zwiſchen den niederrheiniſchen und den weſtfäliſchen Bauten. Trotz der Gemeinſamkeit des ungefügen Werkſtoffs und der abſeitigen Lage, die den Mangel an Form bedingen, iſt doch noch das Raumſtilgepräge mehr oder weniger deutlich vorhanden.

Der Raumſtil beſtimmt alſo den Umkreis der Formmöglichkeiten und damit den Kernraum, denn die Leerzonen zwiſchen den Kunſträumen bringen es mit ſich, daß die eigentlichen Grenzſäume vorwiegend von Kleinbauten, oft ohne ſehr ausgeprägte Raumſtilmerkmale beſetzt ſind. Dennoch läßt ſich vielfach der Grenzverlauf von Ort zu Ort feſtſtellen, da häufig auch die Formen, die nicht ſo ſehr als Ausdruck ſtammlichen Weſens denn einfach gewohnheitsmäßig leben, an dieſen Grenzen haltmachen. Man kann das Zuſammenfallen eines ausgeprägten Raumſtils mit einer großen Reihe von Formgewohnheiten nicht überſehen, und es fällt nicht ſchwer, für viele davon einen weſensmäßigen Zuſammenhang mit dem inneren Gefüge eben dieſes Raumſtils zu erweiſen. So ſehr man ſich vor einer Überſchätzung der einzelnen landſchaftlich oder ſchulmäßig gebundenen Form hüten muß — die ganz zufällig beſtimmt ſein kann —, ſo beſtimmt iſt doch die Ausſage von vielen hundert Fällen zuſammengenommen. Es muß ſchon eine tiefere Urſache vorhanden ſein als es die Bedingungen ſind, die Verbreitung und Abſatz von Handelsgütern beſtimmen. Iſt alſo methodiſch zwiſchen „Schule“ und „Raumſtil“ zu ſcheiden, ſo fallen in Wirklichkeit doch beide häufig räumlich zuſammen.

Von ganz beſonderer Bedeutung für die raumkundliche Forſchung iſt es ſchließlich, in verſchiedenen Zeiten die gleichbleibende Grundhaltung eines Kunſtraums aufzuweiſen, das ihm Weſentliche durch die Wandlungen des Zeitſtils hindurch zu erkennen. Wie bei der kartenmäßigen Darſtellbarkeit ſcheint auch hier die Baukunſt eine ganz beſondere wiſſenſchaftliche Bedeutung zu erlangen durch die Möglichkeit exakter Vergleiche. Gerade beim Vergleich mehrerer Zeitabſchnitte iſt die Plaſtik- oder Malereiforſchung im weſentlichen auf Ausdeutung des Ausdrucks, des Gehalts und ähnlicher ſchwebender Begriffe angewieſen, wenn auch eine Vervollkommnung der formalen Methode vor allem unter Einbeziehung der Farbe ſicher noch möglich iſt. Die Wiſſenſchaft der Baukunſt kann hier ſehr viel feſter zugreifen und zumal durch die Herausſtellung eines beſonders gelagerten Wandlungsvorgangs wichtige Unterſchiede feſtſtellen. Iſt ſchon die verſchiedene Lage der Hauptblütezeiten der Kunſträume ein entſcheidender Grundzug, ſo erſt recht, wenn in dem gegenſeitigen Verhältnis, der Abfolge dieſer Höhepunkte ein Sinn gefunden werden kann. Für die normänniſche Romanik und franziſche Gotik hat Gall das folgerichtige Fortſchreiten, das regelmäßige Wiederaufgreifen eines Grundgedankens überzeugend nachgewieſen. Gerade umgekehrt muß man die niederrheiniſche Romanik ſehen als ein Abwandeln von Raumvorſtellungen, nicht ein zielbeſtimmtes Fortentwickeln eines Körpergerüſtes, ein immer neues Schöpfen aus einer Raumphantaſie, nicht ein Weiterdenken von konſtruktiven Möglichkeiten. Man muß ſich alſo ſehr davor hüten, die aus einem Kunſtraum gewonnene Entwicklungsvorſtellung auf einen andern einfach zu übertragen und ihn gar nach ſeinem Verhalten dazu zu bewerten. In dieſen methodiſchen Fehler ſind bisher alle Beurteiler der niederrheiniſchen Romanik gefallen, die an ſtaufiſche Kunſt die Maßſtäbe franziſcher Hochgotik oder ihrer normänniſchen Vorſtufe legten. Von hier aus wird man aber auch Urteile über bayriſche Baukunſt und andere Raumſtile überprüfen müſſen, die zwar „zur Hochromanik nicht aufgeſtiegen" (Frankl) ſind, aber vielleicht eigene Ideale hatten.

Ebenſowenig wie den Wandel in der Zeit können wir die Verſchiedenheit der Kulturſchöpfungen im Raum verſtandesmäßig auf ihre Urſachen zurückführen. Die Begriffe Zeitſtil, Kunſtraum, Raumſtil ſind nur Sinnbilder für Lebensvorgänge, die in verſchiedenen Ebenen liegen. In der Zurückführung der räumlichen Gliederungserſcheinungen auf eine menſchliche Grundlage wird man, wie ſchon oben angedeutet, mit Pieper übereingehen müſſen. Freilich bilden „Stamm" und „Kunſtraum" keine einfache Entſprechung, was ja ſchon aus der zeitlichen Veränderlichkeit der Kunſträume hervorgeht. Stamm und Volk bilden für die Kunſträume eine entſcheidende, aber nicht die alleinige Grundlage. — Es bleibt zu überſchlagen, wie weit die bisherigen Ergebniſſe der Kunſtraumforſchung damit in Übereinſtimmung zu bringen ſind.

Eine erſte Schwierigkeit begegnet bei kleinen Bauſchulen, wie der auvergnatiſchen oder trieriſchen (lothringiſchen). Die erſtere iſt durch eine kleine Reihe, kaum mehr als ein halbes Dutzend, von Kirchen bekannt, die außerordentlich enge Übereinſtimmungen zeigen. Bevor hier nicht eine breitere Schicht von Bauwerken erkennbar wird, könnte man trotz der ſehr ausgeprägten Eigenart zögern, von einem ſtammesmäßigen Kunſtraum zu ſprechen. Im trieriſchen Raum liegt der Fall umgekehrt, es iſt zwar eine ſehr breite Schicht von Bauten vorhanden, die auch in Bauzier und Einzelformen ein beſonderes Gepräge tragen, es fehlt aber an größeren Bauwerken, die in ihrem ganzen Gefüge eine eigene Note haben. Faſt ausnahmslos könnte man die Grundtypen der rheiniſchen Entwicklung einreihen. — Die zweite Schwierigkeit liegt in dem Fall Aquitanien. Hier unterſcheidet die Forſchung von jeher die Schulen der aquitaniſchen einſchiffigen Kuppelkirchen und der poiteviniſchen dreiſchiffigen tonnengewölbten Hallen, die neben-, durcheinander und gleichzeitig im ſelben Raum beſtehen. Man wird das Nebeneinander verſchiedener Bautypen in einem Kunſtraum an ſich überall finden (Baſilika und Lotbau), aber zwei geſchloſſene Gruppen von ſo durchaus verſchiedenem Ausdruck, die auch im räumlichen und körperlichen Gefüge wenig gemein haben, könnte an dem Begriff Kunſtraum ſtutzig machen. Als verbindendes Glied tritt allerdings die Frontbildung und eine Reihe von Einzelformen zwiſchen beiden Gruppen auf. — Ohne Zweifel haben wir hier Grenzfälle vor uns, die uns die Problematik der raumkundlichen Begriffe ins Bewußtſein rufen. Zu ihrer Aufgabe nötigen ſie uns nicht, wenn wir auf der andern Seite ſo geſchloſſene Kunſträume wie Normandie, Niederrhein, Niederſachſen betrachten. Auch in Burgund ſtehen ja ſchließlich mehrere Baugruppen eine Zeitlang nebeneinander, um dann doch durch Verſchmelzung ihre innere Einheit zu erweiſen.

Eine dritte Schwierigkeit erwächſt aus der Feſtſtellung, daß es zwiſchen manchen Kunſträumen Übergangsgebiete gibt, die keinen ausgeſprochenen Raumſtil entwickeln. So etwa die Gegend der mittleren Loire (Berry und Umgebung), Languedoc und Bretagne. Die beiden erſteren ſind allerdings ſchon mehrfach in der Reihe der franzöſiſchen Schulen mitgezählt worden, ohne daß es doch gelang, ein geſchloſſenes Gepräge aufzuweiſen. In anderen ähnlichen Fällen zeigt es ſich, daß ſolche Räume, wie Franzien-Champagne oder Heſſen, erſt ſpäter zur Schöpfung eigener Raumſtile gelangen. Daher iſt man dort nicht immer der Gefahr eines Rückſchluſſes entgangen (Franzien!). Gerade auf ſolche Zwiſchenzonen, in denen ſich Einflüſſe kreuzen, wird die Forſchung beſonderes Augenmerk richten müſſen. Vielleicht kann hier auch die Einführung der Begriffe Kernraum und Ausſtrahlungszone nützlich ſein.

Einwände gegen die vorgetragene wachstumsmäßige Vorſtellung der Kunſträume und Raumſtile werden zumeiſt von der Seite der Forſchung zu erwarten ſein, die die zeitliche Entwicklung als ein Geflecht von Einflüſſen ſieht, Einflüſſen wandernder Künſtler und Kunſtgedanken ſowohl wie der Auftraggeber, der geiſtlichen Bauherren; ſie führt damit nicht ſowohl außerkünſtleriſche Bedingungen als zufällige und nebenſächliche Triebkräfte ein. Es ſei hier nur darauf hingewieſen, daß einige der verblüffendſten und am beſten belegten Fälle ſolcher Einflüſſe bei näherem Zuſehen ſich als fragliche Annahmen erwieſen[12]. Auf jeden Fall hat eine raumkundliche Forſchung in den ſeit Mitte des vorigen Jahrhunderts vorbereiteten Ergebniſſen eine geſicherte Grundlage, von der aus ſie in den Kern der künſtleriſchen Erſcheinungen vorſtoßen kann.

Wir haben noch einem weiteren Einwande zu begegnen: Der Vergleich der anfangs ſkizzierten Kunſträume des 11.—12. Jahrhunderts mit denen des 15., wie ſie Pieper (a. a. O.) vorführt, zeigt, daß das Bild ſich vollkommen verändert hat. Nicht nur die Grenzen, auch die Kernräume haben ſich verlagert. Zwiſchen Niederrhein und Oberrhein haben ſich Mittelrhein und Köln als geſonderte Kunſträume eingeſchoben, Heſſen, Mainfranken und Brabant einen eigenen Raumſtil entwickelt. Wir ſehen in dieſer Wandlung der Kunſträume nicht einen Beweis gegen ihre Annahme, ſondern eine weſentliche Erkenntnis ihrer Art. Kunſträume ſind nicht ſtarre Gebilde, ſondern nach Umfang und Grenzen wandelbar. Sie ſind ihrerſeits zeitlich bedingt, dem Entſtehen und Vergehen unterworfen. Sowohl im 13. wie im 16. Jahrhundert entſpricht ein entſcheidender Bruch im Gefüge der Raumſtile einem ebenſolchen zeitſtiliſtiſchen. In beiden Fällen ſcheint zunächſt ein internationaler Stil zu entſtehen, aber jedesmal bereiten ſich langſam wieder neue Raumſtile vor. Über dieſe Umbildungszeiten hinweg iſt natürlich ein Raumſtil auch in der Baukunſt nur ſehr ſchwer zu verfolgen. Die Kennzeichnung wird dann notwendig ſehr allgemein. Es ſei aber betont, daß weder nach 1190 oder 1250 noch nach 1530 die Raumſtile ganz aufhören. Im 13. Jahrhundert können wir abgeſehen von den „ſpätromaniſchen Schulen" auch im Gebiet der Neubildungen durchaus den burgundiſchen, franziſchen, normänniſchen Kunſtraum unterſcheiden und noch innerhalb der franziſchen Pikardie, Paris, und Champagne in Abtönungen wahrnehmen. Ebenſo kann man eine ſchwäbiſche und weſtfäliſche Halle im 14. Jahrhundert trennen[13].

---

[12] Z. B. die Annahme oberitalieniſcher Einflüſſe auf niederſächſiſche Bauzier durch Goldſchmidt und auf die oberrheiniſchen Zwerggalerien und Bauzier durch Kautzſch. Vgl. dazu Gaul a. a. O. und H. Reinhadt, Baſler Zeitſchr. f. Geſch. u. Altertumskunde 33, 1934, S. 175f. — R. Krautheimer, S. Nicola in Bari und die apuliſche Architektur des 12. Jhs., Wiener Jahrbuch f. Kunſtgeſch. 9, 1934, S. 38. — Auch H. Weigert in der Zeitſchr. f. Kunſtgeſch. 5, 1936, S. 7f.

[13] Ein letzter Fragenkreis: Kann man zu allen Zeiten raumkundliche Unterſcheidungen treffen und bedarf es verſchiedener Methoden dazu? Ein verſchieden ſtarkes Vorwiegen von raumbedingten Erſcheinungen in verſchiedenen Zeiten iſt wohl ſicher anzunehmen. Unbedenklich kann man das 12. und das 15. Jh. als die Blütezeiten der Raumſtile im ganzen Abendland bezeichnen. Die Frage ſpitzt ſich nach obigen Ausführungen und nach denen Piepers darauf zu, wie ſich das 16., 17. und 18. Jh. verhalten. Den erſten Hinweis gibt uns die oft angeſtellte Überlegung, die auch für dieſe Zeit gilt, daß beim Zuſammentreffen gleichgerichteter Strömungen in Zeit- und Raumſtil beide eine beſondere Blüte erleben. Das iſt etwa in Italien bei der gegenſeitigen Ablöſung von Florenz, Rom, Venedig, Genua, Neapel und Piemont im 16.—18. Jh. ohne weiteres klar. Wenn wir im Deutſchen Reich einen Wiener und Münchner, einen ſchwäbiſchen und fränkiſchen Barock, einen „preußiſchen Stil" unterſcheiden, ſo ſind dieſe Begriffe noch reichlich ungeklärt. Schon an der kartenmäßigen Darſtellung werden die Schwierigkeiten deutlich. Einer der wenigen Verſuche in dieſer Richtung, W. Zimmermanns Darſtellung der

Wenn bis hierin die Kunſträume als Gebilde für ſich betrachtet wurden, ſo ſei an dieſer Stelle wenigſtens angedeutet, daß ihr Werden und Vergehen, ihr geſamtes Leben letzthin ſichtbarer Ausdruck des Lebens gleichgeordneter Kulturräume iſt. Wie dieſe ſind die Kunſträume von dem Beſtehen kultureller Mittelpunkte, ſeien es Städte, Burgen oder Klöſter, abhängig, wie für dieſe können Verlagerungen der Siedlungsräume ganz neue Zuſtände erſchaffen. So iſt ohne Zweifel die kulturelle Abtrennung der Niederlande vom Reich mitbeſtimmt durch die am Handel erſtarkenden flandriſchen Städte, wie ſpäter die Vollendung dieſes Vorgangs durch den wachſenden Reichtum und die zunehmende Macht der holländiſchen Häfen. So erhält auch das kultur- und kunſtgeographiſche Geſicht des Abendlandes einen anderen Ausdruck durch die deutſche Neubeſiedlung des Oſtens. Worauf es uns hier zunächſt ankommt, iſt weniger, dieſe Grundlagen aufzudecken, als zu zeigen, daß ſich ſolche Vorgänge in der Kunſt, vor allem der Baukunſt vielleicht am deutlichſten und manchmal auch am früheſten erfaſſen laſſen.

*

Es zeigte ſich ſchon vorhin, daß es Kunſträume verſchiedener Größenordnung gibt, daß alſo nicht ein reines Nebeneinander gleichgeordneter Kunſträume das raumkundliche Bild beſtimmt, ſondern daß eine teilweiſe Überdeckung und Durchdringung, ein Kräfteſpiel der Kunſträume vorhanden iſt. Dies möge an dem Beiſpiel des Gebiets zwiſchen den Ländern an Rhein und Loire gezeigt werden. Die engen Beziehungen, die zwiſchen den Kunſtkreiſen dieſes Raums beſtehen, wurden vielfach, ja faſt ausſchließlich unter dem Bilde des franzöſiſchen Einfluſſes nach Deutſchland geſehen. Die Gegenſätze zwiſchen Oſt und Weſt wurden dabei häufig von modern nationalen Geſichtspunkten aus zugeſpitzt, dagegen kam die Gemeinſamkeit ſelten zum Ausdruck. Von der Raumkunde aus iſt nun dieſer einfache Gegenſatz durch ein dynamiſches Bild der Kunſträume und die einſeitige Betrachtung des Gebens und Nehmens durch ein Herausſtellen des gemeinſamen Gefüges zu bereichern.

Immer wieder wurde in der Kunſtwiſſenſchaft der Einſtrom franzöſiſcher Formen nach Deutſchland, vorwiegend im 13. Jahrhundert, feſtgeſtellt, aber zugleich als Anſtoß empfunden. Dehio ging in ſeinem „Entlaſtungsverſuch" ſo weit, den Deutſchen entſcheidenden Anteil an der Stilſchöpfung zuzuweiſen, indem er die Kathedrale von Amiens als Frühwerk dem Baumeiſter des Kölner Domchors geben

---

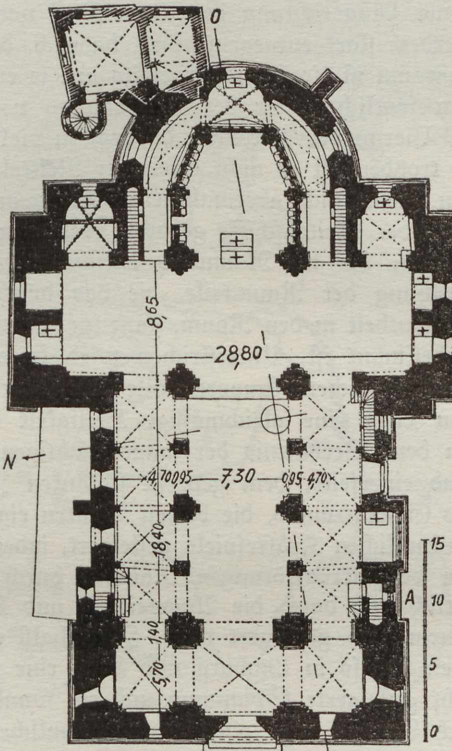
baukünſtleriſchen Beziehungen des Saargebiets im 17. und 18. Jh. (Rheiniſche Vierteljahsblätter, 5, 1935, S. 275) geht zur Darſtellung durch Pfeile ſtatt durch Punkte über. Das iſt auch für die romaniſche und gotiſche Baukunſt verſucht worden und hat ſicher auch da Berechtigung neben der andern vollſtändigeren Kennzeichnung. (E. Hauſen, Otterberg und die kirchliche Baukunſt der Hohenſtaufenzeit in der Pfalz, Kaiſerslautern 1936, und J. Dumont, Essai de géographie monumentale de la Belgique pendant l'époque romane, Annales de l'Académie archéologique de Belgique, Antwerpen, 77, 1930, S. 209.) Es muß vorderhand offenbleiben, ob auch für die Barockkunſt eine feſter zugreifende Behandlung möglich iſt. Es ſcheint denkbar, daß auch hier die ländliche Baukunſt wichtig iſt, wenn man etwa neben der architektoniſchen Durchführung auch kleiner Bauten in Bayern und am Main die nur durch die Ausſtattung zu künſtleriſchem Ausdruck gehobenen einfachen Saalkirchen des Rheinlands beobachtet. Von entſcheidender Bedeutung auch für die raumkundliche Betrachtung iſt ſicher, daß ſeit dem 15. Jh. der Wohnbau nahezu gleichberechtigt und ſeit dem 16. ſogar teilweiſe überwiegend das künſtleriſche Bild beſtimmt. Dadurch mag mitbedingt ſein, daß viel ſtärker als früher territoriale und dynaſtiſche Beziehungen, überhaupt perſönliche Bindungen nichtſtammlicher Art hervortreten. Das wird nicht etwa nur infolge der reichlicher fließenden Schriftquellen deutlicher werden als im Mittelalter, ſondern tatſächlich in den bekannten geiſtigen und kulturellen Wandlungen tiefer begründet ſein. Denn Kunſtraum und Raumſtil ſind zumal im Mittelalter mit die wichtigſten Erſcheinungen der Kultur.

wollte[14]. Faſt immer wurde da, wo dieſe Einſtrömung rückhaltlos zugegeben wurde, ein Verſuch in dieſer Richtung gemacht. Unausgeſprochen verletzte die Tatſache die nationale Empfindlichkeit, nicht unberechtigt, wenn die Feſtſtellung zu ſolchen chauviniſtiſchen Ausbrüchen wie in dem berüchtigten Buch von Mâle[15] Anlaß gab. Ohne Zweifel, hier war auf der einen Seite der plötzliche Abbruch einer hohen Kultur, der alle Lebensgebiete einbezog, während drüben ein nationaler Aufſtieg begann, der im gleichen Augenblick von allgemein europäiſcher Bedeutung wurde. Von hier aus rückwärts blickend ſah man ein allmähliches Sichvorbereiten dieſer Vorgänge ſeit dem Anfang des 12. Jahrhunderts. Es hat aber den Anſchein, daß dieſe Gegenſätze überſpitzt wurden, daß zumal der Rückſchluß aus dem Geſchehen des mittleren 13. zu einſeitigen Annahmen führte. Die Vereinheitlichung des Innenraums und des Körpergerüſtes iſt ein weſentliches Merkmal der franziſchen Hochgotik ſeit 1190. Daher wird die Empore abgeſtoßen, die ein halbes Jahrhundert vorher aufgenommen worden war, ein Vorgang, der im Rheinland und in Franzien in gleicher Weiſe der Bereicherung, der Gewinnung räumlicher Vielteiligkeit diente. Die wachſende Durchſichtigkeit, d. h. die Ermöglichung und Forderung räumlicher Schrägblicke, zielt hier ganz und gar nicht auf die Gewinnung der hoch- oder gar ſpätgotiſchen Raumvereinheitlichung, ſondern ſetzt ihr gerade die Umkehrung entgegen. Iſt dies ſchon in Franzien ſelbſt und der Normandie klar, wo der Chor von St. Stefan in Caen um 1190 um nichts raumeinheitlicher iſt als das Langhaus um 1070, ſo hieße es vollends, fremde Maßſtäbe anlegen, wenn man die ſtaufiſche Baukunſt im Rheinland auf Raumvereinheitlichung hin befragte. Das baukünſtleriſche Zielbild iſt gerade hier noch viel mehr als in Franzien vor 1190 die Vielteiligkeit des Raumes, die ſich vor allem in der reichen Abwandlung der Weſtbauformen äußert. Der Umſchwung iſt von erſtaunlicher Plötzlichkeit: Vor Chartres haben alle großen franziſchen Bauten Emporen, nachher keine einzige mehr. Genau ſo iſt es im Deutſchland um 1250, wo dann aber die Hallenkirche einen noch viel entſcheidenderen Umſchwung bedeutet. Die vorgefaßte Meinung einer langſamen Entwicklung hat unſere Vorſtellung von dieſem geradezu revolutionären Umbruch lange Zeit verfälſcht. Erſchwerend kam hinzu, daß die Fachſprache vielfach nicht mit der Bildung angemeſſener Begriffe den neuen wiſſenſchaftlichen Erkenntniſſen nachkam, ſondern an Wortprägungen des 19. Jahrhunderts feſthielt. Mit Begriffen wie „Früh“- und „Hochgotik“, „Übergangsſtil“, „deutſche Frühgotik“ uſw. wird man freilich den Dingen nicht mehr näherkommen, denn ſie ſind aus der Überzeugung einer europäiſch-allgemeinverbindlichen Stilentwicklung heraus entſtanden. Gerade die Zeit von der Mitte des 12. bis zur Mitte des 13. zeigt aber, daß es Perioden gibt, in denen die zeitſtiliſtiſche Verbindung unter den Kunſträumen ſehr ſchwach iſt, wo dagegen das Eigenleben ſich ſtark entfaltet. Ein ſolches Eigenleben kennen aber nicht nur Franzien und die Normandie, ſondern auch Deutſchland und in erſter Linie das Rheinland. Die ſtaufiſche Kultur, die von Barbaroſſa bis auf Friedrich II. eine lebensvolle Einheit bildet, kann man nicht mit Maßſtäben und Stilbegriffen aus Franzien meſſen. Wer im Bonner Münſterlanghaus, im Limburger Dom oder gar im Kleeblattbau von St. Apoſteln in Köln das Gotiſche ſieht, der deutet auf eine ſchwache zeitſtiliſtiſche Strömung und überſieht das ſtarke eigene blutvolle Leben, dem das Ganze dieſer Schöpfungen entſprang. Denn Gotik iſt — wenn man überhaupt vor Chartres dieſes Wort brauchen will — zunächſt eine rein franziſche Angelegenheit, iſt eine Bezeichnung des franziſchen Raumſtils im 12. Jahrhundert, der dem ſtaufiſchen Stil im Reich entſpricht. Erſt ſeit Mitte des 13. kann „Gotik" als ein allgemeiner Zeitſtilbegriff gebraucht werden, der mangels beſonderer Bezeichnungen für die verſchiedenen Raumſtile mit den Landſchaftsnamen verbunden werden mag.

---

[14] In: Dehio-Bezold, Band II.

[15] E. Mâle, L'art français et l'art allemand au moyen-âge. Paris 1915.



Kunſtdenkmäler des Reg.-Bez. Wiesbaden

Grundriß des Limburger Doms

Wir ſtellen, um es noch klarer zu ſagen, als oft herangezogenes und in der Tat beſonders aufſchlußreiches Beſpiel die Dome von Laon und Limburg einander gegenüber[16]. Die Übereinſtimmungen ſind naheliegend: Das Baldachingefüge iſt hier wie dort aus ſechsteiligen Gewölben mit Rippen auf gebündelten Wanddienſten gebildet, die Wand in ſtarker plaſtiſcher und räumlicher Auflockerung in vier Geſchoſſen mit Abſeite, Empore, Triforium und Fenſterzone mit Außenlaufgang (dies nur in Noyon, nicht in Laon zu vergleichen) aufgebaut, der Raum kreuzförmig mit Durchführung der Seitenſchiffe und Emporen im Querſchiff und als Chorumgang. Schließlich das Äußere durch Turmpaare an den drei Fronten und einen Vierungsturm gruppenmäßig gegliedert. Soweit iſt die Verwandtſchaft klar, und da Laon zu Ende des 12. Jahrhunderts im weſentlichen fertig war und Limburg nicht vor dem 2. Zehntel des 13. begonnen wurde, iſt das Abhängigkeitsverhältnis ſcheinbar klar, iſt Limburg deutſche Nachkommenſchaft franzöſiſcher „Frühgotik“.

---

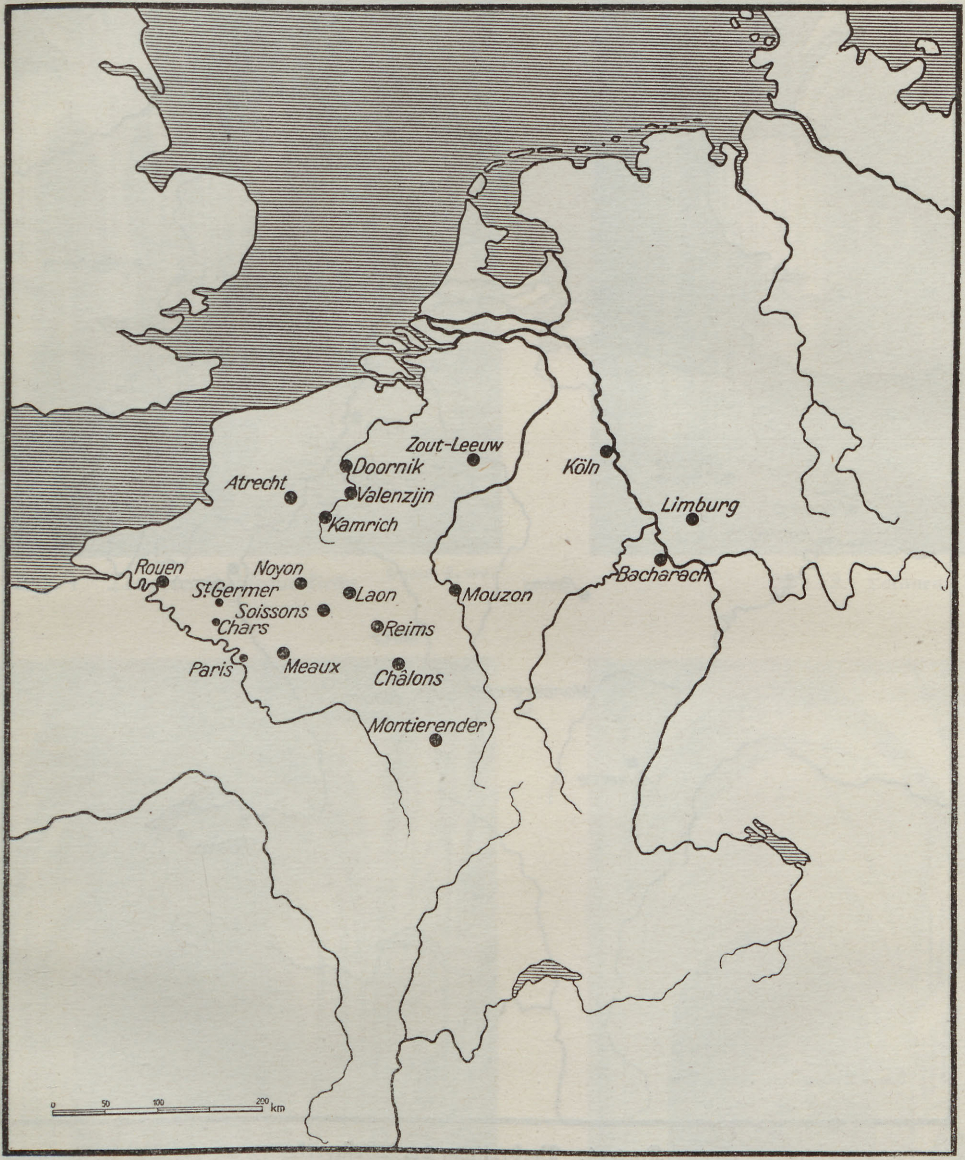
[16] Neueres Schrifttum: R. Könſtedt, Die Anfänge der Gotik in Deutſchland. Leipzig 1922. — E. Gall, St. Georg in Limburg a. d. Lahn und die nordfranzöſiſche Frühgotik. Feſtſchrift A. Goldſchmidt. Leipzig 1923. — L. Sternberg, Der Dom zu Limburg in der Entwicklungsgeſchichte der rheiniſchen Kunſt. Limburg 1935. — W. Weyres, Der Georgsdom zu Limburg. Limburg 1935. — H. Adenauer, Die Kathedrale von Laon. Düſſeldorf 1934. — Die Chorerweiterung von Laon dürfen wir hier vernachläſſigen, da auch vorher der Vergleich zu Recht beſteht.

Gehen wir nun aber weiter und ſuchen das räumliche Geſamtkunſtwerk zu begreifen, ſo zeigen ſich doch ſehr entſcheidende Unterſchiede. Zunächſt iſt der Limburger Dom ſehr kurz, eng und ſteil, aber vor allem kurz, nur zwei Joche im Mittelſchiff, ſo daß der Eindruck einer Längsrichtung im Mittelſchiff von vornherein nicht aufkommt. Ihm wird außerdem ſtark entgegengewirkt dadurch, daß das Querſchiff nicht ein durchkreuzender Langraum iſt, ſondern ſeinerſeits nur je ein Grundrißgeviert umfaßt, ſo daß es nicht weſentlich hinter der Ausdehnung von Chor und Langhaus zurückbleibt. Der offene Vierungsturm kommt dadurch zu viel beherrſchenderer Wirkung als in Laon, aber trotzdem iſt er nicht alleiniger Mittelpunkt des Raumes wie dort. Denn im Weſten lagert ſich abermals ein Querraum dem Schiff vor, im Erdgeſchoß als Umleitung der Seitenſchiffe gedacht, oben aber in voller Mittelſchiffhöhe eine helle Querhalle, die im Raumbild entſcheidend mitſpricht. Durch ſie kommt bei aller Angleichung der Raumteile, die das durchlaufende Wandgefüge erzeugt, eine ſtarke Geſpanntheit in den Raum, ganz im Gegenſatz zu Laon, das breit und eindeutig richtungsbeſtimmt iſt. Unterſtrichen wird dieſe Spannung durch die Lichtführung, die in der weſtlichen Emporenhalle und dem Turm geſammelt iſt, während den Dom von Laon eine gleichmäßige Helligkeit durchflutet. Schließlich lebt Spannung auch in dem Verhältnis der mauermächtigen Glieder und der ausdrucksvoll ſtarken Wand einerſeits, dem gepreßt ſchlanken Innenraum andrerſeits. Die Durchſichtigkeit des Geſamtraums, die beiden Bauten eignet, iſt erſt in Limburg zu dem Eindruck eines räumlichen Kräfteſpiels geſteigert, indem hier die Umlagerung eines engen und hohen doppelkreuzförmigen Raumes durch niedrige Seitenräume in zwei Geſchoſſen deutlich und durch die Ausweitung und Lichtbetonung in Weſtempore und Vierungsturm noch geſteigert wird. Innerhalb einer grundſätzlich ähnlichen Geſamtform ſtehen ſich ſo in Limburg und Laon eine mit allen Mitteln von Raum, Körper und Licht geſteigerte Spannung und ein wundervoll gelöſtes ruhiges Fließen gegenüber. Auch Laon iſt nicht ohne innere räumliche Spannungen, aber es macht dieſe nicht zur Hauptſache wie Limburg.

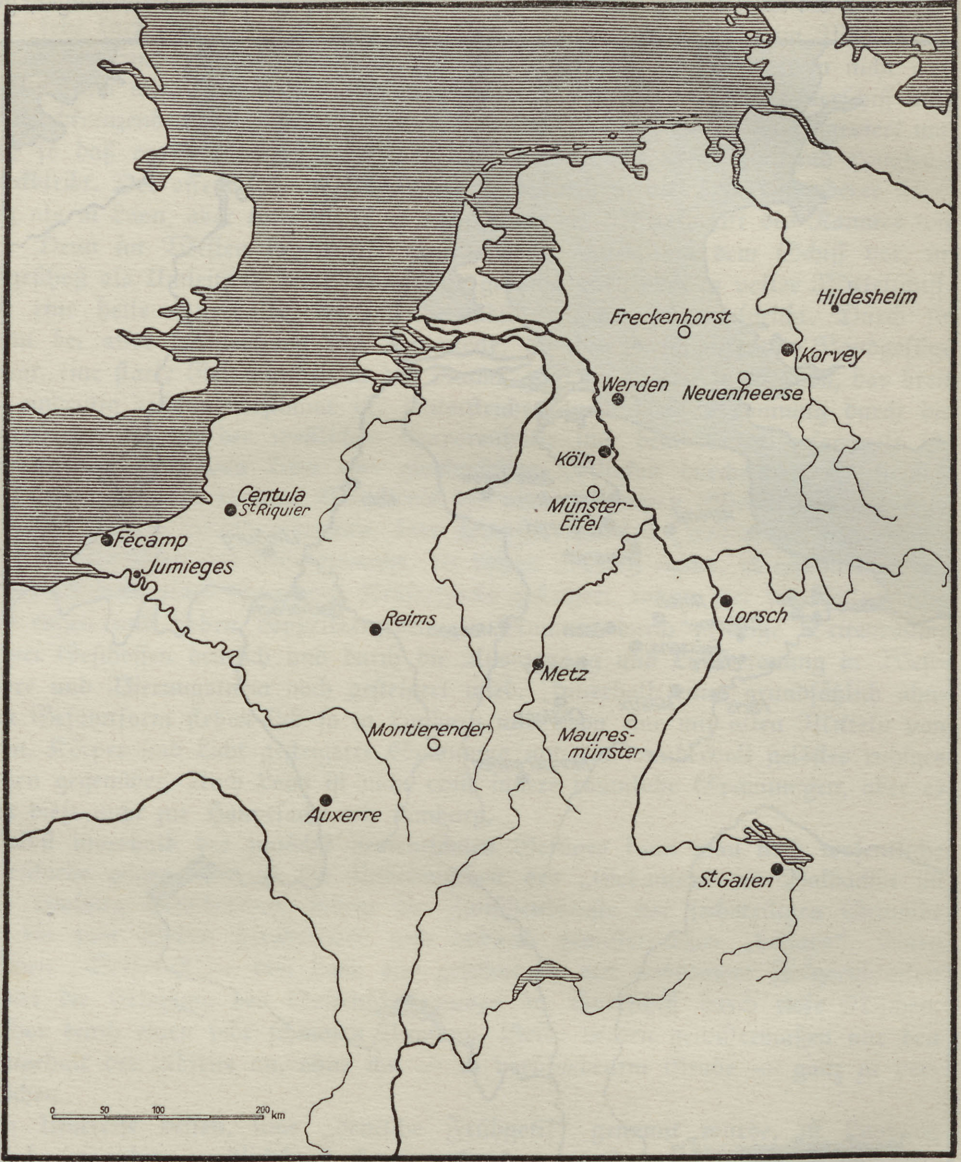
Selbſt innerhalb des zunächſt gemeinſamen Gefüges kann man noch weſentliche Unterſchiede zeigen. So iſt die Unbedingtheit des „Gebauten“ im Baldachin im Falle Limburg durchbrochen, indem die Zwiſchendienſte der ſechsteiligen Gewölbe nicht bis zum Boden herabreichen und dadurch gewiſſermaßen „hängen“. Einen ähnlichen „Verzicht“ — von Laon aus geſehen — auf unbedingte Folgerichtigkeit bedeutet die Erſetzung des Seitenſchiffraumes im Querſchiff durch tiefe Niſchen, im Chor durch einen ſehr ſchmalen Umgang. Beide deuten gewiſſermaßen nur den Raumgehalt der Abſeite an, ohne ihn — in verſchiedenem Grade — ganz zu verwirklichen.

Im Umkreiſe deſſen, was „deutſche Frühgotik“ genannt wurde, iſt Limburg ſicherlich eines der „weſtlichſten“ Kunſtwerke, das im Äußerlichen dem Franziſchen mit am nächſten kommt. Wenn ſich ſchon bei dieſem Grenzfall zeigt, daß er ſein eigentliches künſtleriſches Leben nicht in erſter Linie aus dem zieht, was ihn mit Laon verbindet, ſondern vielmehr aus dem, was er als ein wichtiges Glied der deutſchen, der niederrheiniſchen ſtaufiſchen Baukunſt iſt, wieviel mehr muß das für die meiſten Bauten gelten, bei denen nur Einzelformen an den Weſten erinnern.

Als Geſamtkunſtwerk genommen iſt alſo der Limburger Dom eine Schöpfung des niederrheiniſchen und damit des deutſchen Kunſtraums. Wir dürfen dieſe Verallgemeinerung wagen, denn das gleiche, was der Vergleich von Laon und Limburg ergab, ließe ſich bei allen rheiniſchen Bauten der Stauferzeit zeigen, beim Bonner Münſter, bei St. Apoſteln in Köln, bei Neuß und Roermond und vielen anderen. Wenn Limburg dennoch mit Laon und Noyon und viele andere rheiniſche Bauten mit anderen franzöſiſchen ſo eng verbunden ſind, ſo iſt das nicht ſo ſehr ein einmaliger, gewiſſermaßen zufälliger oder auch entwicklungsgeſchichtlich begründeter Fall, ſondern es iſt der ſichtbare Ausdruck einer tieferen Verbundenheit. Nicht der vier- oder dreiteilige Aufriß od. dgl. als Formſyſtem erlaubt dieſen Schluß, ſondern eine beſondere gemeinſame Auffaſſung des baſilikalen Raumes und Baues. Sie äußert ſich ſchon in karlingiſcher Zeit in der Weiterbildung der frühchriſtlichen Baſilika


Zout-Leeuw
Doornik
Köln
Atrecht
Valenzijn
Limburg
Kamrich
Rouen
Noyon
St. Germer
Laon
Mouzon
Bacharach
Soissons
Chars
Reims
Paris
Meaux
Châlons
Montierender
0
50
100
200
km

Karte 3. Verbreitung des viergeſchoſſigen Wandaufbaus zu einem aus Kaſtenräumen zuſammengeſetzten, vielteiligen und mehrpoligen Gebilde (Doppelquerſchiff, Weſtchor, Raumumlagerung), das weder in Südfrankreich und Katalonien, wo der Gewölbebau herrſcht, noch in Italien und Süddeutſchland,


Hildesheim
Freckenhorst
Korvey
Werden
Neuenheerse
Köln
Münster-Eifel
Centula
St Riquier
Fécamp
Jumieges
Reims
Lorsch
Metz
Montierender
Maures-münster
Auxerre
St Gallen
0 50 100 200 km

Karte 4. Verbreitung der Weſtwerke

● Karlingiſch-ottoniſche Zeit ○ 11./12. Jahrhundert • fraglich

wo die Baſilika kaum über die altchriſtliche Form hinausentwickelt wird, ſich findet[17]. Dasſelbe gilt auch von den Weſtwerken, die von Reims bis zur Weſer und zum

---

[17] K. Reißmann, Romaniſche Portalarchitektur in Deutſchland. Würzburg 1937, S. 12. — W. Graf v. Rothkirch, Die Bedeutung des quadratiſchen Schematismus für die Entwicklung der abendländiſchen Sakralarchitektur bis zur Mitte des 13. Jhs., Phil. Diſſ., München 1933.

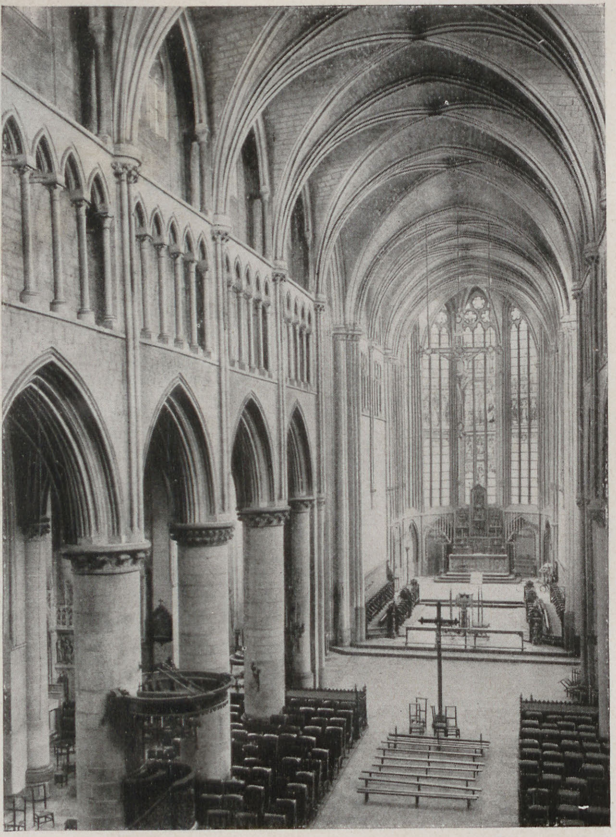


Abb. 1. Tongern, Liebfrauenkirche Photo E. Gall

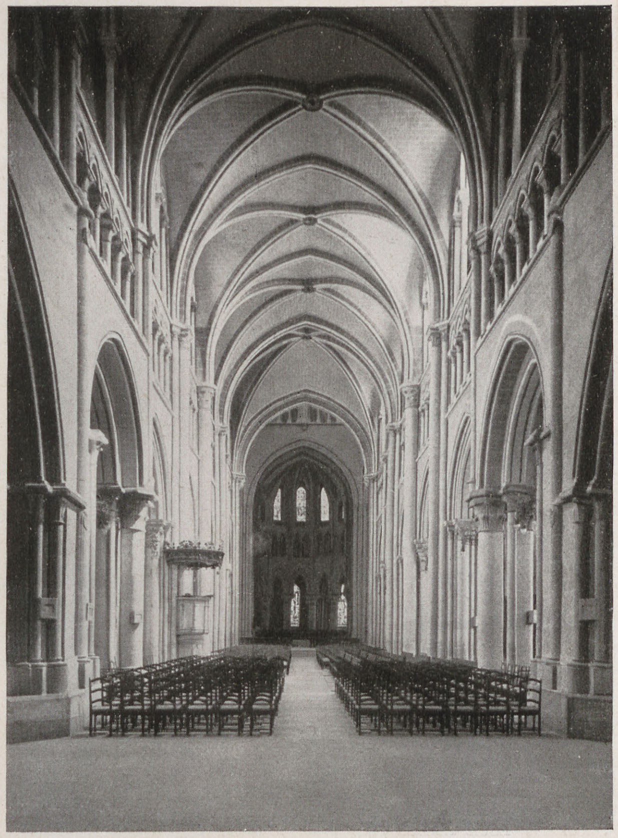


Abb. 2. Loſanen, Dom Marburger Photo

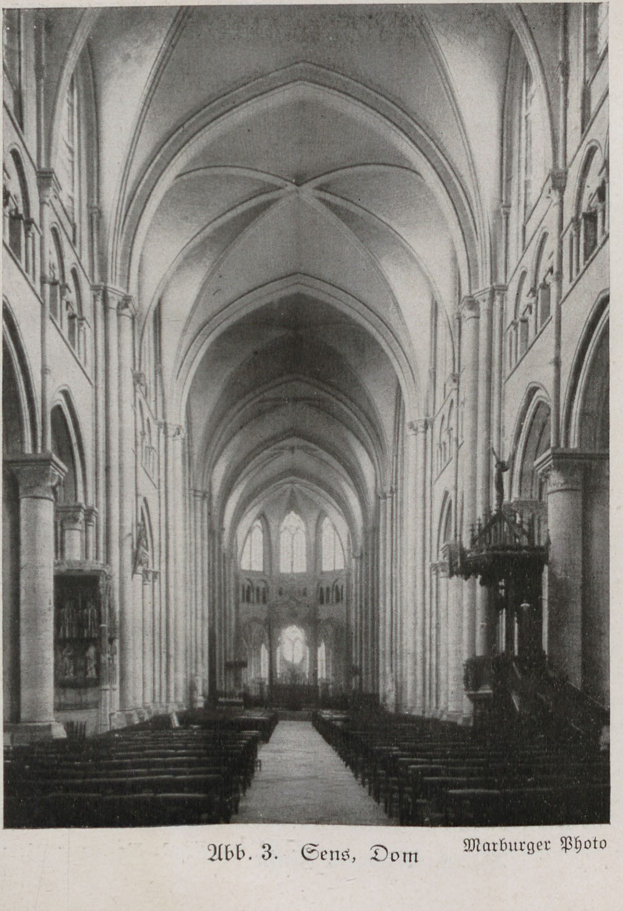


Abb. 3. Sens, Dom Marburger Photo

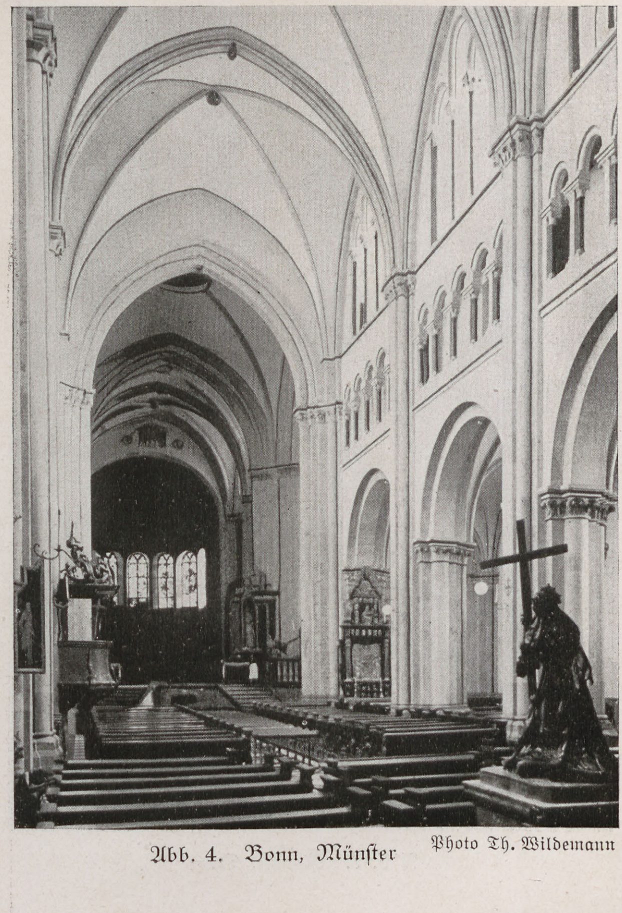


Abb. 4. Bonn, Münſter Photo Th. Wildemann

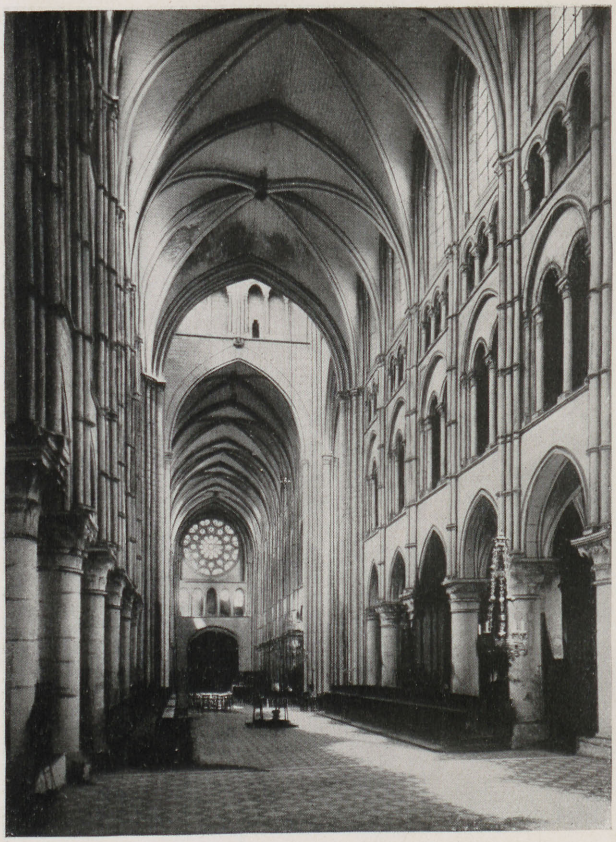


Abb. 5. Laon, Dom

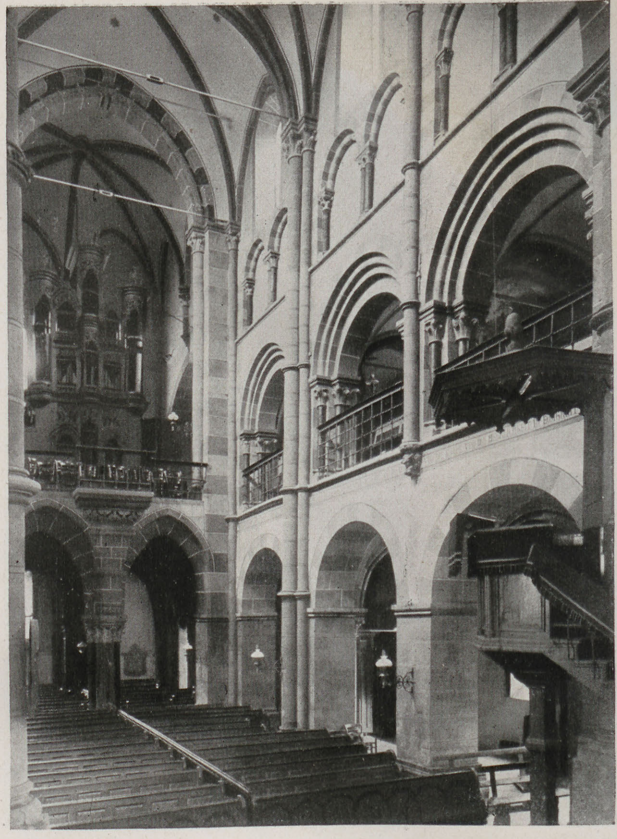


Abb. 6. Bacharach, Peterskirche

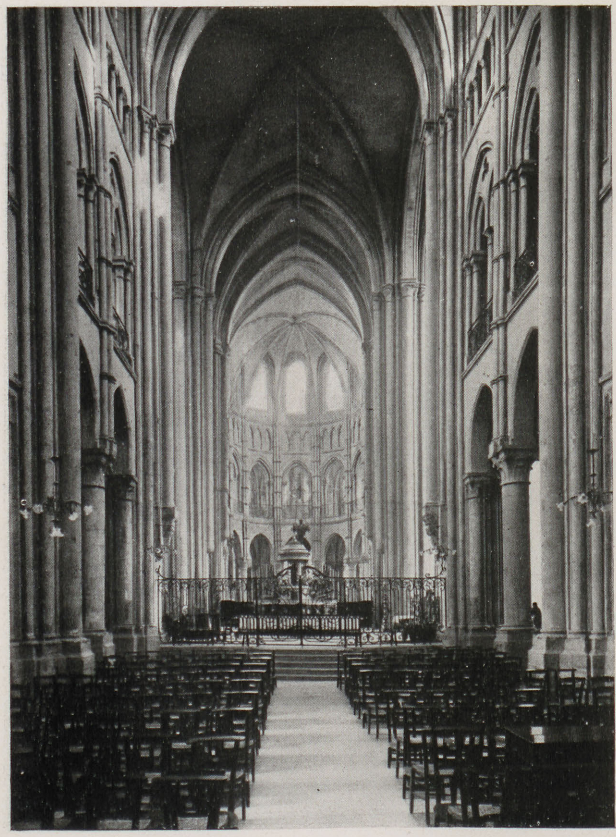


Abb. 7. Noyon, Dom

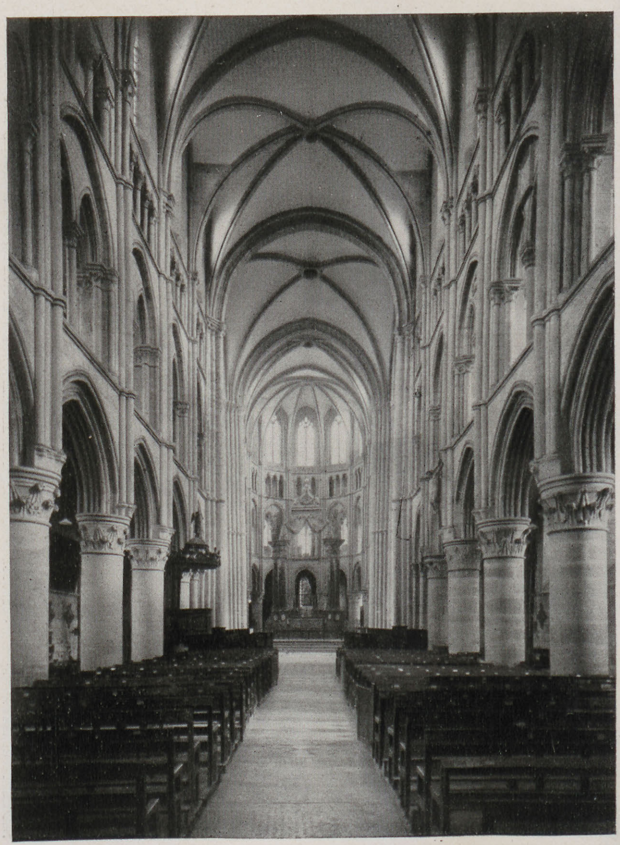
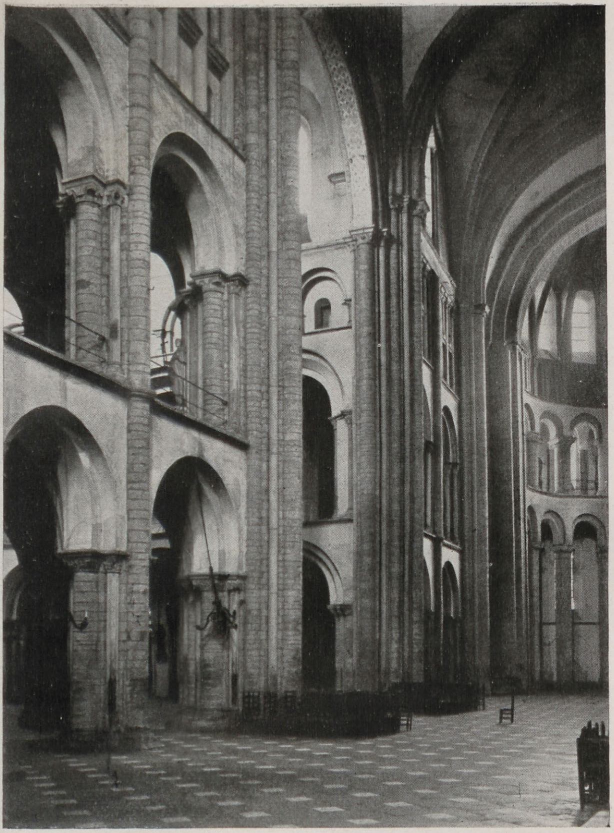


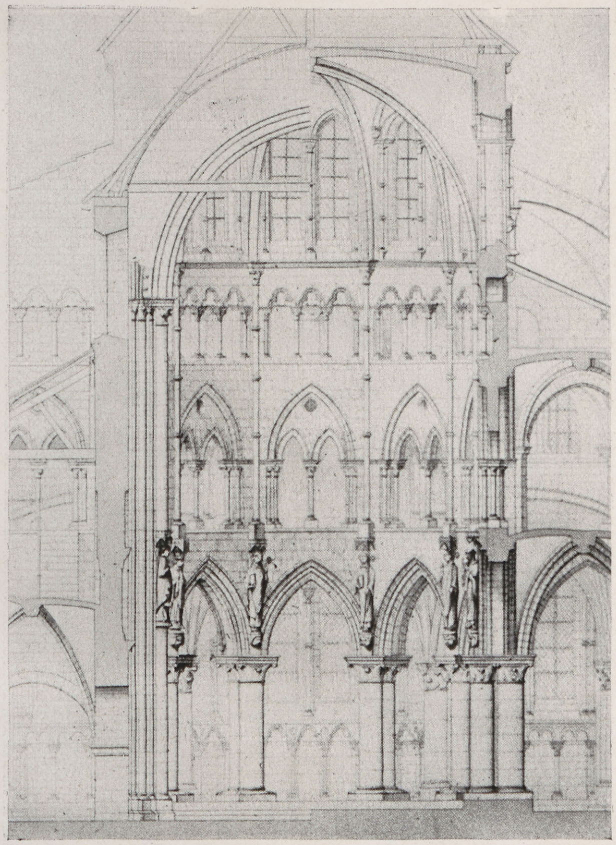
Abb. 8. Mouzon, Kirche

Fotos: Marburger Photo



Marburger Photo

Abb. 9. Doornik, Dom. Blick ins nördliche Querſchiff



Monuments Historiques

Abb. 10. Montierender, Abteikirche

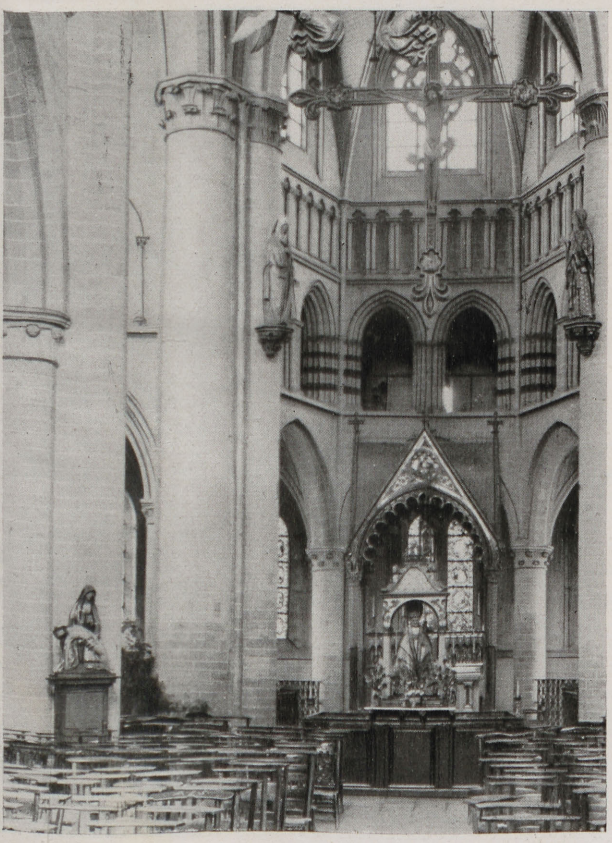


Abb. 11. Zout Leeuw, Kirche Marburger Photo

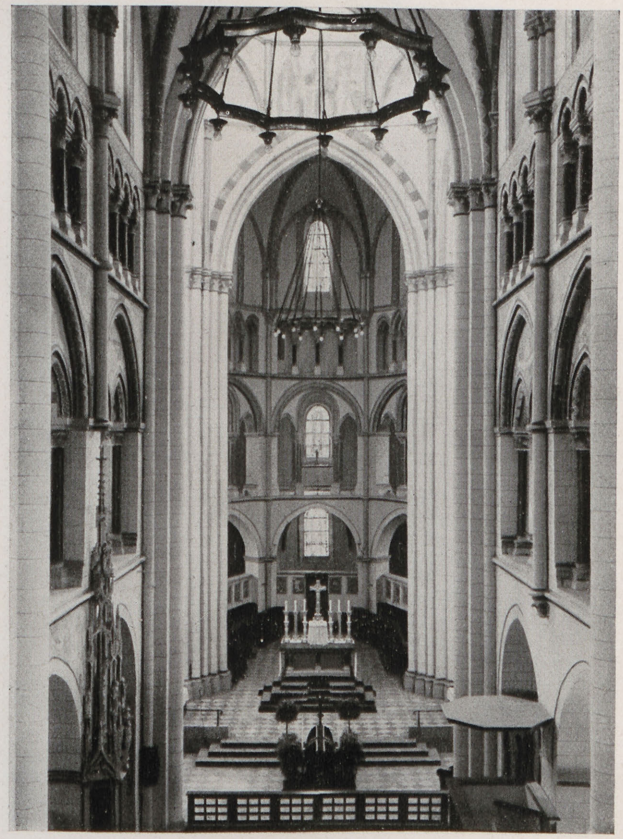
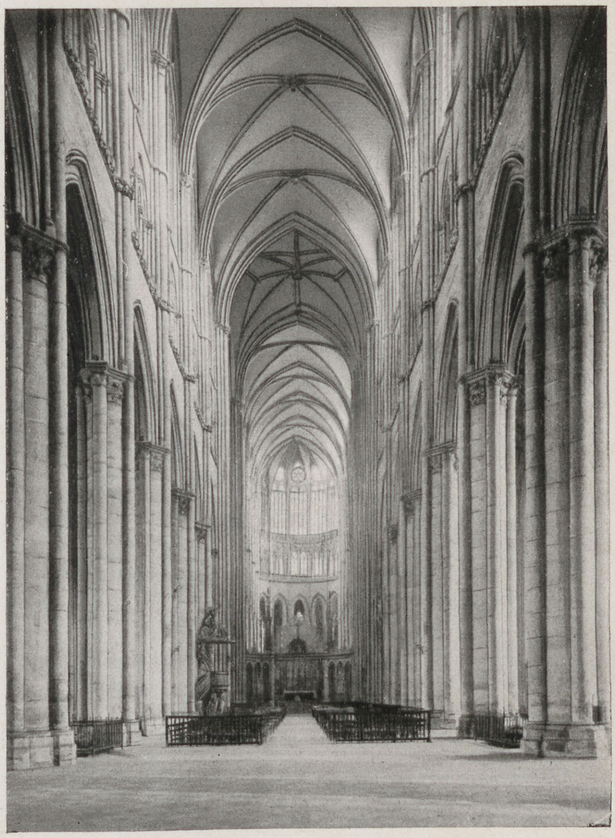


Abb. 12. Limburg, Dom Marburger Photo



Marburger Photo

Abb. 13. Amiens, Dom

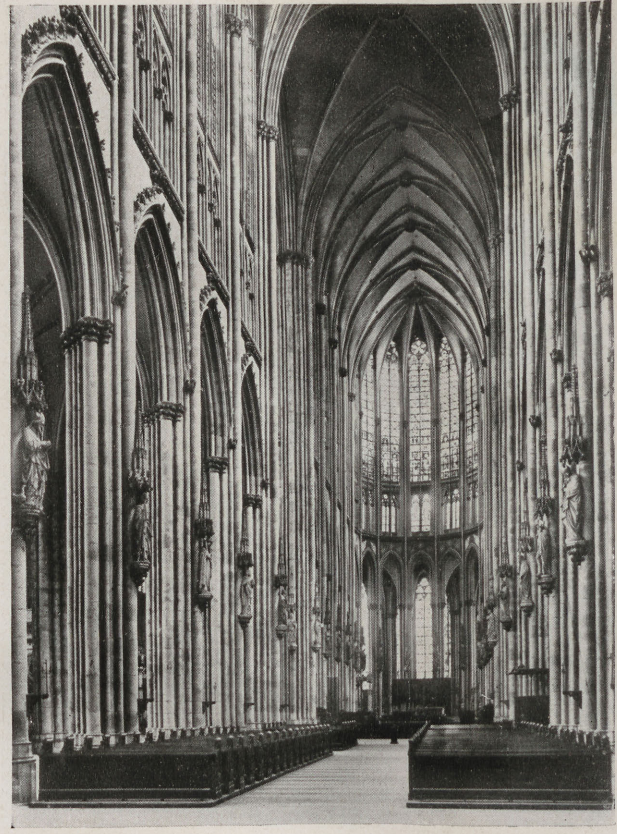
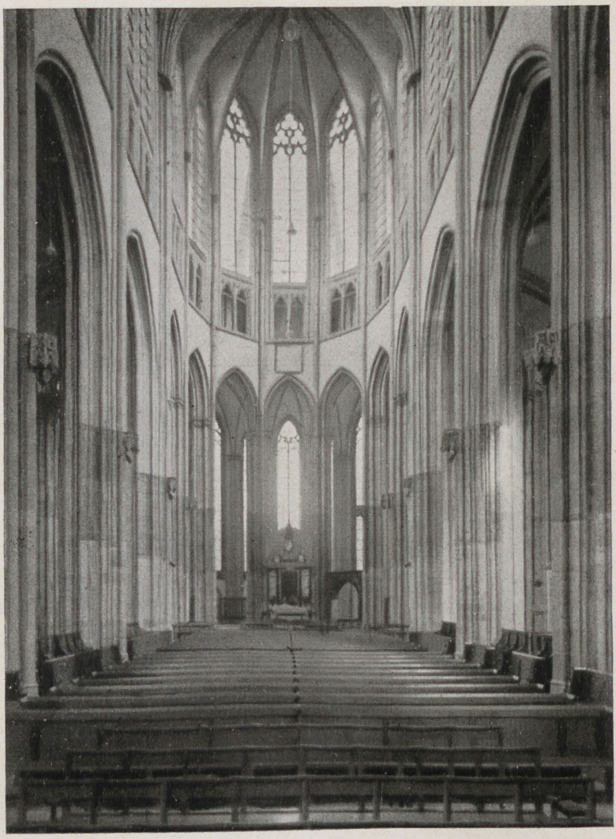


Photo Staatl. Bildſtelle

Abb. 14. Köln, Dom



Marburger Photo

Abb. 15. Utrecht, Dom

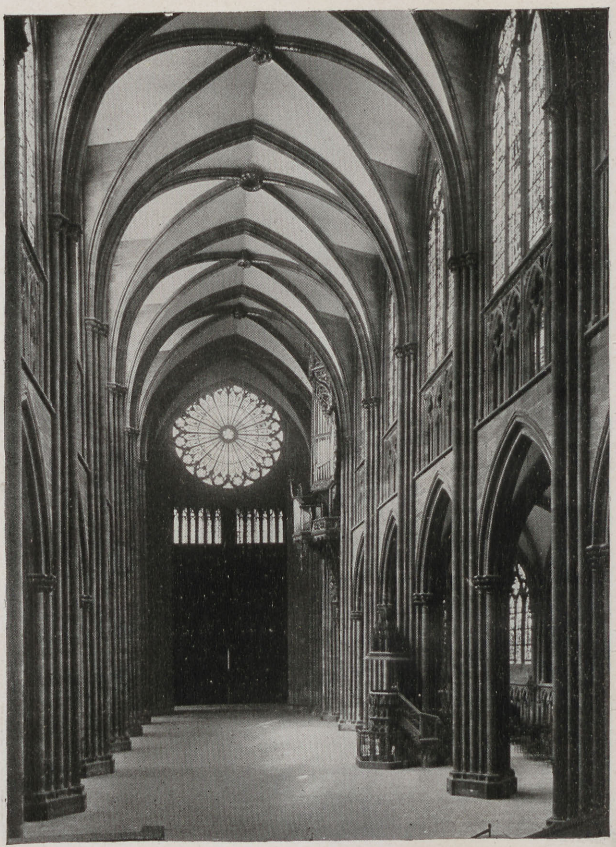
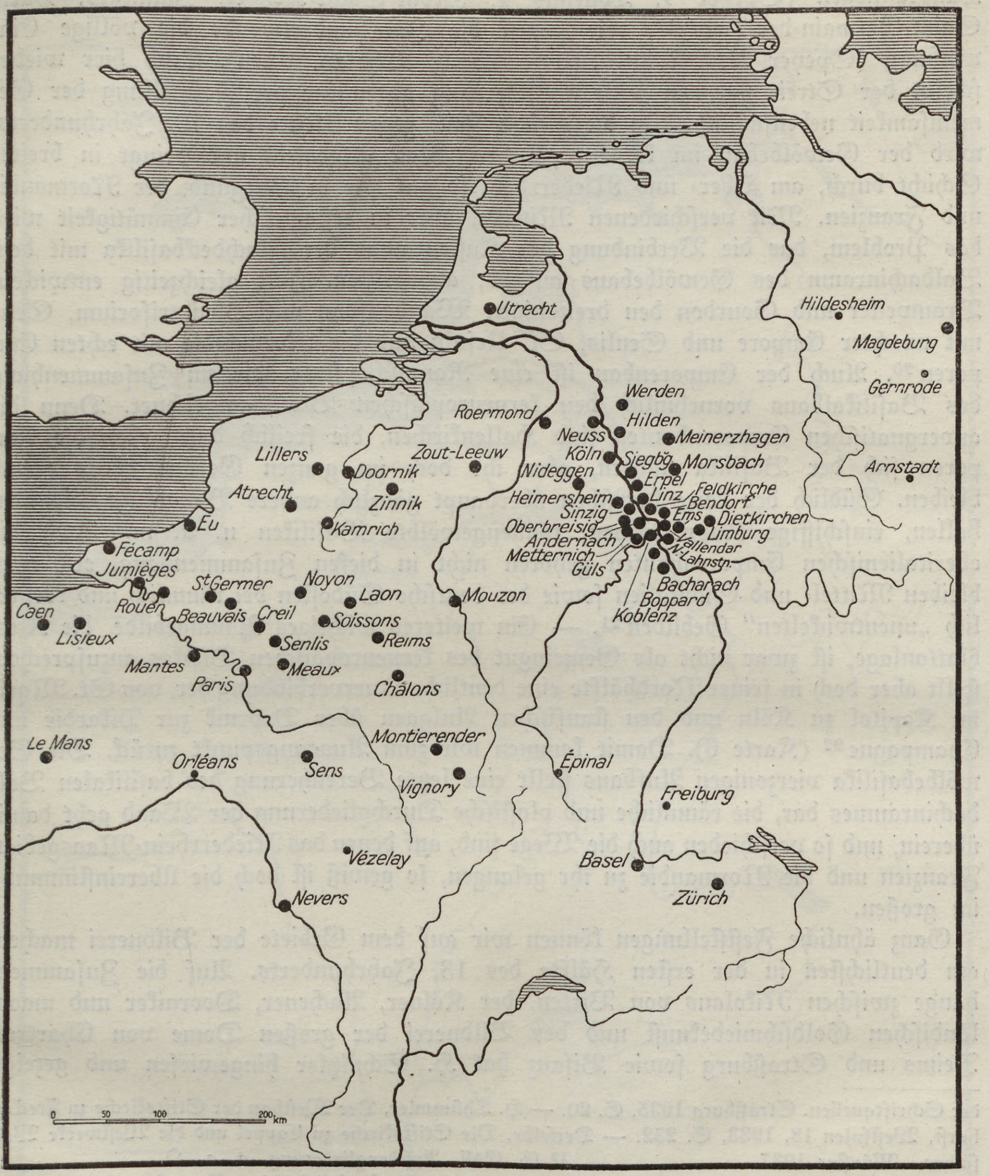


Photo Staatl. Bildſtelle

Abb. 16. Straßburg, Münſter

Bodenſee reichen[18]. Die Schöpfung dieſer für das ganze Hochmittelalter entſcheidenden Gebilde iſt das erſte faßbare Anzeichen des kerneuropäiſchen Blockes.


Utrecht
Hildesheim
Magdeburg
Gernrode
Werden
Roermond
Hilden
Neuss
Meinerzhagen
Köln
Siegbg.
Morsbach
Zout-Leeuw
Lillers
Doornik
Nideggen
Erpel
Arnstadt
Feldkirche
Linz
Bendorf
Heimersheim
Atrecht
Zinnik
Sinzig
Ems
Dietkirchen
Eu
Kamrich
Oberbreisig
Limburg
Andernach
Vallendar
Fécamp
Metternich
N.Lahnst.
Jumièges
Güls
St Germer
Noyon
Bacharach
Laon
Mouzon
Boppard
Caen
Rouen
Beauvais
Creil
Soissons
Koblenz
Lisieux
Senlis
Reims
Mantes
Meaux
Paris
Châlons
Le Mans
Montierender
Orléans
Sens
Épinal
Vignory
Freiburg
Basel
Vézelay
Zürich
Nevers
0 50 100 200 km

Karte 5. Verbreitung der baſilikalen Langhaus- und Choremporen
(Mit Benutzung der Karte von P. O. Rave)

Im 11. Jahrhundert tritt in der Geſamterſcheinung des kerneuropäiſchen Blocks Franzien ziemlich zurück, aber Normandie und Burgund, Ober- und Niederrhein ſind — wenn auch wieder zu verſchiedenen Zeiten —, tätig. Die ſenkrechte Gliederung der baſilikalen Hochwand iſt für alle, und im weſentlichen nur für ſie, ein Hauptanliegen (Speyer I, Tournus I, Mont-Saint-Michel, Jumièges, Paris Saint-Germain-des-Prés)[19], wie gegen die Jahrhundertwende die völlige Einwölbung (Speyer II, Mainz, Maria Laach, Vézelay, Caen). Auch hier wieder ſcheint der Streit um den zeitlichen Vorrang gegenüber der Feſtſtellung der Gemeinſamkeit nebenſächlich. Um die gleiche Zeit, gegen Mitte des 12. Jahrhunderts, wird der Gewölbebau im kerneuropäiſchen Block allgemein und dringt in breiter Schicht durch, am Ober- und Niederrhein ſo gut wie in Burgund, der Normandie und Franzien. Mit verſchiedenen Mitteln, aber in erſtaunlicher Einmütigkeit wird das Problem, das die Verbindung des Kaſtenraums der Flachdeckbaſilika mit dem Baldachinraum des Gewölbebaus aufgab, angegriffen. Faſt gleichzeitig entwickeln Brauweiler und Gourdon den dreizonigen Wandaufbau mit Blendtriforium, Sens mit unechter Empore und Senlis, St. Urſula und die Normandie mit echten Emporen[20]. Auch der Emporenbau iſt eine Raumſchöpfung, die im Zuſammenhang des Baſilikalbaus vornehmlich den kerneuropäiſchen Block auszeichnet. Denn die auvergnatiſchen Emporenbauten ſind Hallenkirchen, die freilich durch eben die Emporen ſich der Baſilika nähern, aber ihr doch im ganzen Gefüge völlig fremd bleiben. Südlich der Loire herrſchen überhaupt gänzlich andere Baugefüge, Tonnenhallen, einſchiffige Kuppelkirchen, tonnengewölbte Baſiliken u. a. m. Auch die oberitalieniſchen Emporenbauten gehören nicht in dieſen Zuſammenhang, erſt recht bleiben Mittel- und Süditalien ſowie der deutſche Südoſten bei räumlich und körperlich „unentwickelten“ Gebilden[21]. — Ein weiteres wichtiges Raumgebilde, die Kleeblattanlage, iſt zwar nicht als Gemeingut des kerneuropäiſchen Blockes anzuſprechen, ſtellt aber doch in ſeiner Nordhälfte eine deutliche Querverbindung her, von St. Maria im Kapitol zu Köln und den ſtaufiſchen Anlagen über Doornik zur Pikardie und Champagne[22] (Karte 6). Damit kommen wir zum Ausgangspunkt zurück. Die Gewölbebaſilika vierzonigen Aufbaus ſtellt eine letzte Bereicherung des baſilikalen Baldachinraumes dar, die räumliche und plaſtiſche Durchgliederung der Wand geht damit überein, und ſo verſchieden auch die Wege ſind, auf denen das Niederrhein-Maasgebiet, Franzien und die Normandie zu ihr gelangen, ſo gewiß iſt doch die Übereinſtimmung im großen.

---

[18] A. Fuchs, Die karolingiſchen Weſtwerke und andere Fragen der karolingiſchen Baukunſt. Paderborn 1929. Dort das weitere Schrifttum, vor allem die grundlegenden Arbeiten Effmanns. Über das ſeitdem erſchienene Schrifttum vergleiche die Sammelbeſprechung von E. Lehmann, Zeitſchr. f. Kunſtgeſch., 6, 1937, S. 257. — Zu Auxerre: O. Lehmann-Brockhaus, Die Kunſt des 10. Jhs. im Licht

Ganz ähnliche Feſtſtellungen können wir auf dem Gebiete der Bildnerei machen, am deutlichſten in der erſten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Auf die Zuſammenhänge zwiſchen Nikolaus von Virten, der Kölner, Aachener, Doorniker und maasländiſchen Goldſchmiedekunſt und der Bildnerei der großen Dome von Chartres, Reims und Straßburg ſowie Biſanz hat H. Schnitzler hingewieſen und gezeigt,

---

der Schriftquellen. Straßburg 1935, S. 20. — H. Thümmler, Der Weſtbau der Stiftskirche zu Freckenhorſt, Weſtfalen 18, 1933, S. 232. — Derſelbe, Die Stiftskirche zu Cappel und die Weſtwerke Weſtfalens. Münſter 1937.

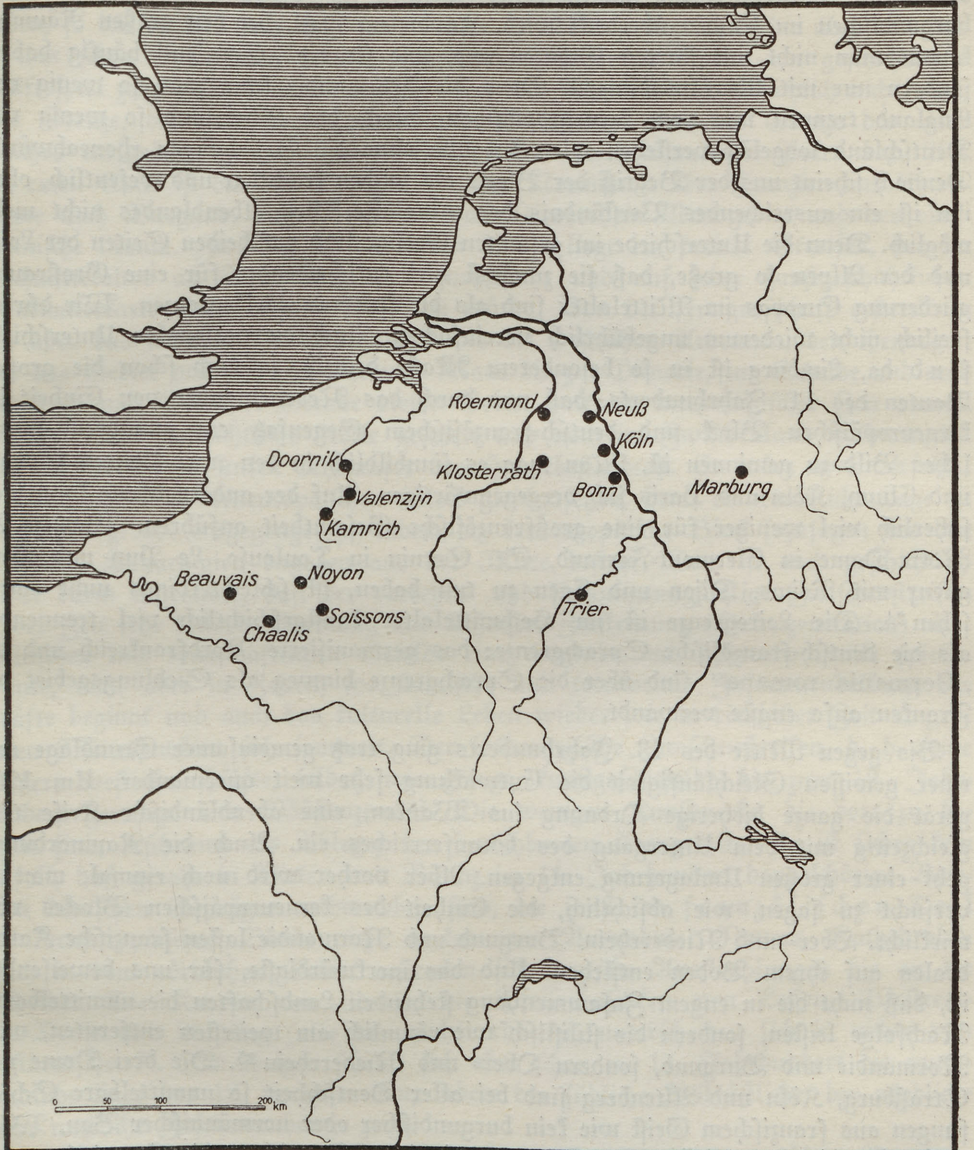
[19] E. Gall, Apſidengliederung, a. a. O.

[20] H. E. Kubach, Das Triforium. Ein Beitrag zur kunſtgeſchichtlichen Raumkunde Europas im Mittelalter, Zeitſchr. f. Kunſtgeſch., 5, 1936/37, S. 275.

[21] Auf die Probleme, die die Abgrenzung des kerneuropäiſchen Blocks nach Oſten bietet, gehe ich an dieſer Stelle nicht ein. Auch hier liegen die Dinge keineswegs ſo einfach, wie man es auf Grund der Roosvalſchen Karte wohl glauben möchte.

[22] Es kommt dabei nicht auf das „Motiv“ Kleeblattgrundriß an, das ja bei Kleinbauten im ganzen abendländiſchen und Mittelmeerkreis verbreitet iſt, ſondern auf die beſondere Raumſchöpfung der wenigen Großbauten, die wiederum nur hier ſtehen. Es ſoll auch nicht ein niederrheiniſcher „Einfluß“ in Doornik und der Pikardie behauptet werden — P. Rolland hat verſchiedene Gründe für die Unabhängigkeit dieſer Bauten geltend gemacht —, ſondern es kommt hier nur auf die im Grunde verwandte Baugeſinnung an. (Vgl. Anm. 35, S. 350.)

daß eine gemeinſame Grundhaltung vorliegt, die beſſer als Einflußtheorien die nahe Verwandtſchaft dieſer Werke erklärt. Vor allem iſt hier ganz eindeutig ein zeitlicher Vorſprung der rheiniſchen Kunſt zu faſſen[23].


Roermond
Neuß
Köln
Doornik
Klosterrath
Bonn
Marburg
Valenzijn
Kamrich
Noyon
Beauvais
Trier
Soissons
Chaalis
0 50 100 200 km

Karte 6. Verbreitung der monumentalen Kleeblattanlagen

Von der Baukunſt aus müſſen wir alſo, wenigſtens in der betrachteten Zeit, den kerneuropäiſchen Block weſentlich weiter faſſen, als Roosval es getan hat. Aber auch ſpäter kann er ohne Normandie und Burgund nicht verſtanden werden. Man mag im 11. und 12. Jahrhundert Überſchneidungen annehmen, etwa ſo, daß der (in unſerm Sinne erweiterte) kerneuropäiſche Block von einem normänniſch-engliſchen Raum im Weſten, einem ſächſiſch-mitteldeutſchen im Oſten, einem ſüdfranzöſiſch-burgundiſchen im Süden überdeckt wird. In dieſem Fall, bei den großen Räumen, kommt man nicht mit ſtarren Grenzen aus, wie ſie die „Schulen" häufig haben, ſondern nur mit Überſchneidungen. Denn die Normandie kann man ſo wenig von England trennen wie vom kerneuropäiſchen Block, das Rheinland ſo wenig von Deutſchland losgelöſt verſtehen wie Burgund ohne die Beziehungen rhoneabwärts. Dennoch ſcheint uns der Begriff der Blocks als ſolchen fruchtbar und weſentlich, ohne ihn iſt ein ausreichendes Verſtändnis des mittelalterlichen Abendlandes nicht mehr möglich. Denn die Unterſchiede im geſamten Gefüge ſind auf beiden Seiten der Loire und der Alpen ſo große, daß ſie zunächſt viel entſcheidender für eine Großraumgliederung Europas im Mittelalter ſind als die ſpäteren Volksgrenzen. Wir dürfen freilich nicht wiederum ungebührlich vereinfachen. Auch die nationalen Unterſchiede ſind da, Limburg iſt in ſo beſonderem Maße deutſch, ja auch ſchon die großen Bauten des 11. Jahrhunderts, daß nur durch das Nebeneinander von Einheit im kerneuropäiſchen Block und deutſch-franzöſiſchem Gegenſatz ein annähernd wirkliches Bild zu gewinnen iſt. Man mag es ſinnbildlich in den zwei Paaren Speyer und Cluny, Köln und Paris ſich vergegenwärtigen. Auf der andern Seite kann man ſicherlich viel weniger für eine großfranzöſiſche Geſamtheit anführen. Was z. B. Notre-Dame in Clermont-Ferrand, St. Sernin in Toulouſe, Le Puy und Périgueux mit Reims, Dijon und Caen zu tun haben, iſt ſchlechterdings nicht einzuſehen[24]. Die Loiregrenze iſt im Hochmittelalter kunſtgeſchichtlich viel trennender als die deutſch-franzöſiſche Sprachgrenze: das germaniſierte Nordfrankreich und die „Germania romana" ſind über die Sprachgrenze hinweg als Siedlungsgebiet der Franken aufs engſte verwandt.

---

[23] H. Schnitzler, Die ſpätromaniſche Goldſchmiedebildnerei der Aachener Schreine, Wallraf-Richartz-Jahrbuch 9, 1936. — Auch W. Pinder hat auf dieſe Zuſammenhänge hingewieſen. (Vgl. Anm. 36, S. 350.) Für Anregungen und Hinweiſe bin ich außer H. Schnitzler verpflichtet: H. Bunjes, H. Jerchel, H. Kauffmann, R. Kömſtedt, F. Steinbach, G. Troeſcher, A. Verbeek.

Bis gegen Mitte des 13. Jahrhunderts ging trotz gemeinſamer Grundlage und einer gewiſſen Gleichläufigkeit die Entwicklung ſehr weit auseinander. Um 1250 gerät die ganze bisherige Ordnung ins Wanken, eine abendländiſche Kriſe tritt gleichzeitig mit dem Untergang des Stauferreiches ein. Auch die Raumordnung geht einer großen Umlagerung entgegen. Aber vorher wird noch einmal, man iſt verſucht zu ſagen, wie abſichtlich, die Einheit des kerneuropäiſchen Blockes verwirklicht. Ober- und Niederrhein, Burgund und Normandie laſſen franziſche Kathedralen auf ihrem Boden entſtehen. Und das merkwürdigſte, für uns beweiſendſte iſt, daß nicht die in engem Zuſammenhang ſtehenden Landſchaften die unmittelbarſte Nachfolge leiſten, ſondern die ſtiliſtiſch wie räumlich am weiteſten entfernten, nicht Normandie und Burgund, ſondern Ober- und Niederrhein[25]. Die drei Dome von Straßburg, Köln und Altenberg ſind bei aller Deutſchheit ſo unmittelbare Schöpfungen aus franziſchem Geiſt wie kein burgundiſcher oder normänniſcher Bau. Während aber die franzöſiſchen Kunſträume auf dieſer Grundlage die Entwicklung der folgenden Jahrhunderte aufbauen, kann in Deutſchland davon keine Rede ſein. Hier entſtehen ganz andere Vorausſetzungen. Von hier ab trennen ſich die Wege.

---

[24] R. Rey, L'art gothique du midi de la France. Paris 1934.

[25] Auch die bekannten fünf ſüdfranzöſiſchen Kathedralen dieſer Zeit ſind nicht ſo unmittelbar franziſch wie die drei rheiniſchen, ganz zu ſchweigen von den nord-, mittel- und oſtdeutſchen. Es iſt in hohem Grade bezeichnend, daß ein immer wieder angezogenes Beiſpiel, der Magdeburger Dom, über eine Planung im franziſchen Sinne nicht hinauskam und ſchon im Chorumgang, erſt recht aber in der Empore ganz zur ſtaufiſchen Kunſt zurückfand.

Das Rheinland öſtlich des Wasgaukammes und der Maas iſt deutſch und nur noch deutſch, Nordfrankreich[26] iſt franzöſiſch und nur dies. Der kerneuropäiſche Block hat aufgehört zu ſein. — Mit ſeiner Betrachtung ſind wir aber noch nicht zu Ende.

Wenn wir bis hierhin den kerneuropäiſchen Block als ein Ganzes betrachtet haben, ſo dürfen wir doch nicht ſeine innere Gliederung überſehen, die über den auch in ihm ſchon enthaltenen deutſch-franzöſiſchen Gegenſatz hinaus ein geſchichtliches Kräfteſpiel zeigt. Der Raum zwiſchen Loire und Rheinland iſt tatſächlich nicht durch eine Grenze, die etwa der Sprach- und Volksgrenze oder der Grenze des alten Reiches entſpräche, geteilt, ſondern ſtellt ſich in zwei räumlichen Polen dar. Auf der einen Seite iſt das der Streifen von der Normandie über Franzien und Champagne nach Burgund, auf der andern das Niederrhein-Maasgebiet und der oberrheiniſche Raum. Zwiſchen dieſen beiden Polen liegt ein breiter Streifen, der im Hochmittelalter an Bedeutung weit zurückſteht und auf jeder kunſtgeſchichtlichen Denkmälerkarte eine Leerzone darſtellen würde. Von der Freigrafſchaft erſtreckt er ſich über das lothringiſche Stufenland und die weſtlichen Ardennen, den Hennegau und das Gebiet zwiſchen Samber und Maas bis zur Pikardie, zur Schelde und nach Flandern und Seeland. Gerade dieſes Gebiet hatte in merovingiſcher Zeit einmal eine beſondere geſchichtliche Rolle geſpielt und noch im Zwiſchenland Lotharingien war es neben dem linken Rheinufer der Hauptbeſtandteil. Es wäre aber verfehlt, es etwa mit dem kerneuropäiſchen Block gleichzuſetzen, denn die räumliche Lage iſt bei beiden gerade entgegengeſetzt, indem der kerneuropäiſche Block ſozuſagen aus den Rändern, Lotharingien dagegen aus der Mitte beſteht. Dies iſt auch geſchichtlich z. T. darin begründet, daß der verkehrs- und ſiedlungsungünſtige Zwiſchenſtreifen in der Zeit ſehr lockerer Siedlung und äußerſter Zerſtreuung (Dekonzentration) aller politiſchen und wirtſchaftlichen Gebilde eine tragende und führende Rolle ſpielen konnte, nicht aber in Zeiten, wo ſtädtiſche und territoriale Zuſammenballung der Kräfte beginnt und auch das kulturelle Leben wieder wie in römiſcher Zeit in größeren Mittelpunkten ſich ſammelt. Der lotharingiſche Zwiſchenſtreifen, d. h. ſeine größere weſtliche Hälfte, bildet, wie geſagt, kunſtgeſchichtlich bis zum 12. Jahrhundert geradezu eine Wüſtenzone[27]. Die wenigen Kunſtwerke, die dort zu belegen ſind, erſcheinen als Ableger der benachbarten Kerngebiete. Es iſt ſicher kein Zufall, daß gerade in Virten und Biſanz im 11. Jahrhundert doppelchörige Baſiliken deutſchen Gepräges nachweisbar ſind, die ſonſt im franzöſiſchen Teil des kerneuropäiſchen Blocks nicht vorkommen (Ausnahme: Nevers, Kathedrale). Auch in dem nördlichen Gebiet erſtrecken ſich deutſche Ausſtrahlungen bis an die Schelde: Die Krypta von Ronſe, die Pfeilerbaſiliken von Leſſen, Weſtrem-St.-Denis und Antoing (alle drei nicht erhalten) unterſcheiden ſich in nichts von weſtdeutſchen[28]. Im übrigen ſcheint ſich aber ſchon im 11. Jahrhundert die raumkundliche Lage des 12. vorzubereiten, indem der ſüdliche Teil öſtliche, der nördliche mehr weſtliche Zuſammenhänge zeigt.

Im 12. Jahrhundert entſtehen nämlich im Zwiſchenraum zwiſchen Burgund,

---

[26] Es ſei ausdrücklich bemerkt, daß unter Nord- und Südfrankreich gemäß deutſchem Sprachgebrauch (aber entgegen dem franzöſiſchen) die nördliche bzw. ſüdliche Hälfte des Landes verſtanden wird. Dabei iſt der Loireſtrom natürlich ebenſowenig Grenze wie der Rhein, die Scheidelinie läuft weiter ſüdlich annähernd dem Fluß gleichgerichtet. Beſonders im 12. Jh. iſt im Weſentlichen der Kunſtraum, der auf beiden Seiten der Loire ſich ausdehnt, in den kerneuropäiſchen Block mit hineinzunehmen.

[27] Die Denkmalarmut dieſes Gebiets erklärt ſich auch nicht etwa durch beſonders häufige Zerſtörungen, ſondern dürfte eben durch ſeine Lage und Beſchaffenheit weſentlich bedingt ſein.

[28] Zu Leſſen vgl. Revue belge d'archéologie et d'histoire de l'art 3, 1933, S. 36. — Zu Antoing: Bulletin des Commissions royales d'art et d'archéologie. Brüſſel 1868.

Franzien und Normandie einerſeits und Oberrhein-Niederrhein/Maas andrerſeits zwei neue Kunſträume. Der ſüdliche mit dem Mittelpunkt Trier iſt eindeutig nach Oſten gewandt, er läßt freilich die Freigrafſchaft aus ſeinem Bereich aus, wo Anfang des 13. Jahrhunderts burgundiſche Zuſammenhänge wirkſam werden (Oſtchor der Kathedrale in Biſanz)[29]. Im Norden entſteht der Schelderaum, deſſen Angelpunkt Doornik iſt. Doornik aber hängt mit ſeinem Dom ebenſo wie der zweitwichtigſte Bau, Zinnik, mit dem Weſten zuſammen[30]. Aber trotz gewiſſer Übereinſtimmungen mit Normänniſchem und Franziſchem iſt hier ebenſogut etwas Eigenes entſtanden wie im Trierer Raum. Für die oben gebrachte Behauptung, daß der lotharingiſche Raum in einem weſentlichen Teil der Leerzone entſpreche, iſt es kennzeichnend, daß zwei gerade in früher Zeit hervorragend wichtige Punkte, Trier und Doornik, wiederum auftauchen, als dieſe Gebiete eine eigene, wenn auch zunächſt beſchränkte Bedeutung wiedererlangen.

Durch die Entſtehung dieſer beiden Kunſträume iſt die „Wüſtenzone" ſehr zuſammengeſchmolzen und in unzuſammenhängende Stücke zerfallen. Im Norden iſt immer noch Seeland, in der Mitte das Ardennengebiet an der mittleren Maas, im Süden die Freigrafſchaft „weiße Fläche", aber dazwiſchen verbindet der Schelderaum die Champagne mit dem Niederrhein-Maasgebiet und der Trierer Raum die letzteren mit dem Oberrhein und Burgund. — Bei allen dieſen Vorgängen ſpielt nun weder die Sprachgrenze noch auch die Grenze des alten Reichs eine Rolle, beiden laufen eigentlich die Kunſtraumgrenzen gerade zuwider, denn im Süden, wo der Kamm des Wasgau die Volksgrenze bildet, reicht der deutſchbeſtimmte trieriſche Kunſtraum bis an die Seine heran, und im Norden, wo der Volksraum bis an den Kanal vordringt, verlegt der Schelderaum die deutſche Kunſtgrenze bis faſt an die Senne zurück. Vollends laufen hier Volks- und Kunſtgrenze nicht gleich, ſondern ſchneiden ſich rechtwinklig. Die Reichsgrenze aber bleibt faſt überall weit weſtlich vorgelagert. Man wird in dieſen Verhältniſſen und Vorgängen die gleichen Wirkungen ſehen dürfen, die Steinbach[31] und Petri[32] auf ſprach- und ſiedlungskundlichem Gebiet beobachteten: Einen kulturellen Rückſtoß des Romaniſchen gegen die germaniſche völkiſche Durchdringung und Überlagerung.

Im 13. Jahrhundert verändern ſich die Dinge grundlegend. Im mittleren Maasgebiet ſehen wir einen Kampf der bodenſtändigen niederrheiniſch-maasländiſchen Kunſt mit Eindringlingen von Weſten, von der Schelde her (Karte 7). Die im 12. Jahrhundert ganz breite Schicht von niederrheiniſch-maasländiſchen Bauwerken wird dünn, nur wenige hervorragende Punkte ſind noch zu nennen. Dazwiſchen dringen fremdartige Bauten bereits bis an die Maas vor, bei denen allerdings wieder ſchwer zu ſcheiden iſt zwiſchen eigentlichem Kunſtgut des Schelderaums und unmittelbar aus Franziſchem und Normänniſchem Verarbeitetem. Denn ebenſo wie im Trierer Raum tritt die räumliche und ſtiliſtiſche Umlagerung hier früher auf als am Rhein, wo ja die ſtaufiſche Kunſt bis ins dritte Jahrhundertviertel ungebrochen blüht. An die Stelle von Doornik als Mittelpunkt tritt ſeit Anfang des 13. Jahrhunderts eine breite Entfaltung „gotiſcher" Baukunſt in Südbrabant und Flandern bis zur Maas hin. Bis auf den einen Bau von Tongern[33], die faſt in allem normänniſche Liebfrauenkirche, tragen aber die meiſten Bauten ein ſehr eigenwilliges Gepräge, das durchaus nicht rein „franzöſiſch" iſt.

---

[29] H. E. Kubach, Der Trierer Kunſtraum im 11.—13. Jh., Trierer Zeitſchr. 12, 1937, S. 81.

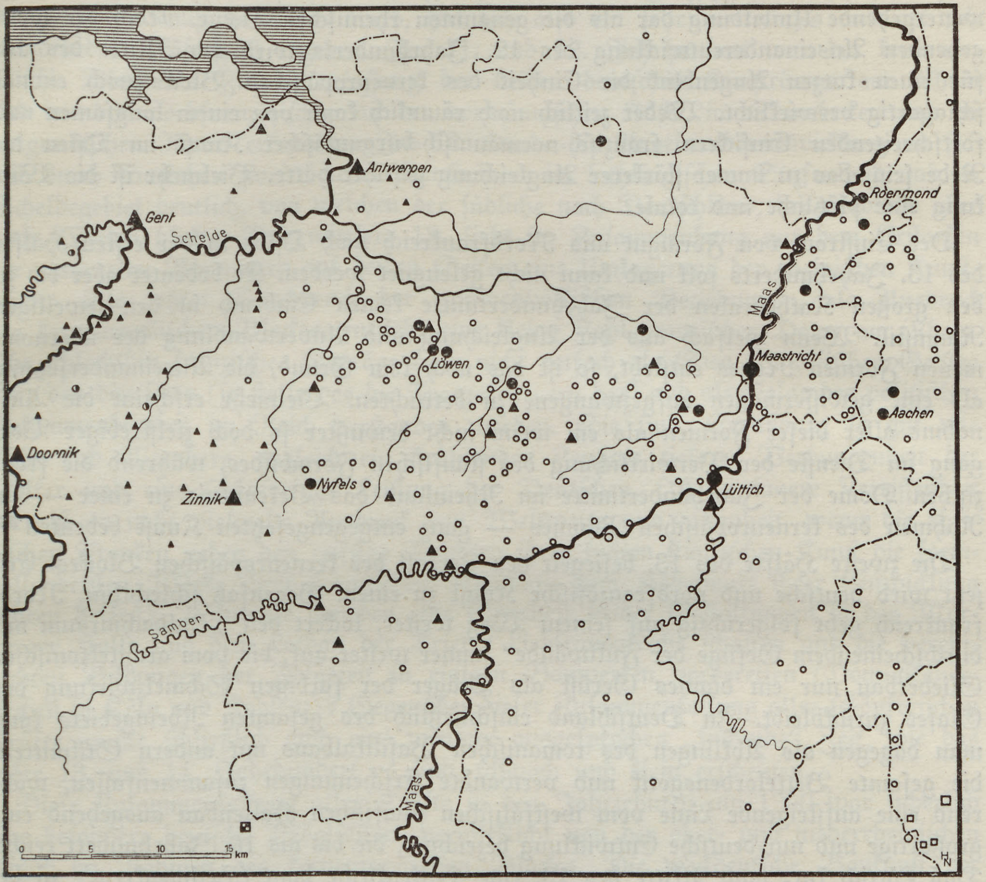
[30] Vgl. Leurs, a. a. O.

[31] F. Steinbach, Studien zur weſtdeutſchen Stammes- und Volksgeſchichte. Jena 1926.

[32] F. Petri, Germaniſches Volkserbe in Wallonien und Nordfrankreich. Bonn 1937.

[33] E. Gall, Die Liebfrauenkirche in Tongern. Eine normänniſche Kirche an der Maas, Monatshefte für Kunſtwiſſenſchaft, 13, 1920, S. 220.

Anders liegt der Fall im Trierer Kunſtraum. Hier tritt mit der Jahrhundertwende ein völliges Auseinanderfallen des Kunſtraums zutage, die Hauptſtadt nimmt mit ihrer Umgebung für kurze Zeit nochmals am Kunſtleben des niederrheiniſchen Raumſtils teil, wird dann aber nach einer unentſchiedenen Zwiſchenzeit ein Brennpunkt des zwiſchen Nieder- und Oberrhein entſtehenden mittelrheiniſchen Raumes, der in Mainz ein zweites Zentrum ausbildet[34]. Der ſüdweſtliche Teil des Trierer Raumes bildet die vorwiegend aus der Champagne kommende Gotik zu Formen um, die ſich eng der deutſchen „Sondergotik" des ſpäten 13. und 14. Jahrhunderts anreihen laſſen.



Karte 7. Vordringen das Schelderaumes nach Oſten im 13. Jh.

- ▴ Schelderaum, Kerngebiet 11.—13. Jh.
- ▲ Schelderaum, Vordringen im 13. Jh.
- • Schelderaum, Weſtdeutſch beſtimmte Bauten 11.—12. Jh.
- ○ Niederrheiniſche Bauten 11.—12. Jh.
- ● Niederrheiniſche Bauten 1. H. 13. Jh.
- ☐ Trierer Raum

---

[34] H. Eichler, Die Kunſt zur Zeit Baldewins von Luxemburg, Jahrbuch der Arbeitsgemeinſchaft der rheiniſchen Geſchichtsvereine, 2, 1936, S. 96. — A. Verbeek, Beſprechung von O. Hauſen, Otterberg,

Die „gotiſche Rezeption" κὰτ' ἐξοχήν beſtätigt das polare Gefüge des kerneuropäiſchen Blocks noch einmal, indem ſie den Zwiſchenraum überſpringt und von Amiens nach Köln, von Saint-Denis nach Straßburg, von Soiſſons etwa nach Altenberg unmittelbar wirkt. Selbſt die großen Bauten, die dazwiſchenliegen, St. Gudula in Brüſſel, der Doorniker Domchor, Villers u. a.[35] ſtellen eine viel weitergehende Umbildung dar als die genannten rheiniſchen Dome. Nach der weitgehenden Auseinanderentwicklung des 12. Jahrhunderts wird um Mitte des 13. für einen kurzen Augenblick die Einheit des kerneuropäiſchen Blocks noch einmal ſchlagartig verwirklicht. Weder zeitlich noch räumlich kann von einem langſamen und fortſchreitenden Einſickern franziſch-normänniſch-burgundiſcher Kunſt im Oſten die Rede ſein, das zu immer ſtärkerer Angleichung geführt hätte. Vielmehr iſt die Wirkung eine plötzliche und totale.

Der Einſtrom von Formgut aus Nordfrankreich nach Oſten in der erſten Hälfte des 13. Jahrhunderts ſoll und kann nicht geleugnet werden. Er bedeutet aber bis zu den großen Kathedralen der Jahrhundertmitte keinen Einbruch in den jeweiligen Raumſtil. Wenn vielfach aus der Angleichung und Anverwandlung der übernommenen Formen Neues entſteht, ſo iſt das noch kein Grund, die Auseinanderſetzung als eine gewiſſermaßen aufgezwungene zu betrachten. Vielmehr erſcheint die Aufnahme aller dieſer Formen als ein wenn nicht bewußter ſo doch zielſtrebiger Vorgang im Dienſte der Verwirklichung des ſtaufiſchen Formbildes, während die franziſchen Dome der Jahrhundertmitte im Rheinland das Bekenntnis zu einer — im Rahmen des kerneuropäiſchen Raumes — ganz entgegengeſetzten Kunſt bedeuten[36].

Die zweite Hälfte des 13. beſiegelt den Zerfall des kerneuropäiſchen Blockes. Erſt jetzt wird deutſche und nordfranzöſiſche Kunſt zu einem Gegenſatz ſchlechthin. Nordfrankreich geht folgerichtig auf ſeinem Weg weiter, lockert den „Baldachinraum mit durchſcheinendem Gefüge der Füllwände" immer weiter auf, bis vom architektoniſchen Gliederbau nur ein dünnes Gerüſt als Träger der farbigen Schmelzwirkung des Glaſes zurückbleibt. In Deutſchland einſchließlich des geſamten Rheingebiets kann man dagegen als Abklingen des romaniſchen Baſilikalbaus mit andern Stilmitteln die geſamte Bettelordensgotik und verwandte Erſcheinungen zuſammenfaſſen, während eine aufſteigende Linie vom weſtfäliſchen ſtaufiſchen Hallenbau ausgehend eine großartige und nur-deutſche Entwicklung bezeichnet, die bis ins 16. Jahrhundert reicht. Daß Lüttich kurz nach Mitte des 13. eine Hallenkirche baut (Heiligenkreuz), iſt be-

---

in: Trierer Zeitſchr., 12, 1937. Dieſe Beſprechung zeigt ſchön, wie eigentlich alle Erkenntniſſe zur Durchdringung eines Fragenkreiſes vorhanden ſein können und doch die zuſammenfaſſende und alles überhöhende Geſamtſchau fehlen kann. Wenn in dieſem Fall die oberrheiniſchen Zuſammenhänge, die lothringiſchen und niederrheiniſchen Einflüſſe, das „mittelrheiniſche" Gepräge der pfälziſchen Baukunſt erläutert werden, ſo wirkt es nach all dem wie ein Ei des Kolumbus, wenn in der Beſprechung durch den einen Begriff des „oberrheiniſchen Raumes" die vorher unzuſammenhängenden und unorganiſchen Teile ſich zum Ganzen fügen. Die Feſtſtellung aller „Einflüſſe", aller perſönlichen, wirtſchaftlichen oder wie immer gearteten Zuſammenhänge bleibt, wenn auch mit verändertem Vorzeichen, zu Recht beſtehen. Gerade ihre Geſamtheit bildet ja einen weſentlichen Teil im Gefüge des Kunſtraums.

[35] Ch. J. Warichez und St. Leurs, De Kathedraal van Doornik, I. Antwerpen 1934. — P. Rolland, Chronologie de la cathédrale de Tournai, Revue belge d'archéologie et d'histoire de l'art 4, 1934, S. 225. — Derſelbe, La cathédrale romane de Tournai et les courants architecturaux, ebenda 7, 1937, S. 229.

[36] Auch W. Pinder ſetzt den entſcheidenden Trennungsſtrich zwiſchen die „ſtaufiſche Gotik" von Trier und Marburg und die „Baukunſt des Interregnums": Die Kunſt der erſten Bürgerzeit. Leipzig 1937. (Vgl. auch den erſten Band des Werkes: Die Kunſt der Deutſchen Kaiſerzeit, 2. Ausgabe. Leipzig 1937.) Soeben erſchien: Dagobert Frey, Die Entwicklung nationaler Stile in der mittelalterlichen Kunſt des Abendlandes, Deutſche Vierteljahrsſchrift für Literaturwiſſenſchaft u. Geiſtesgeſchichte 16, 1938, S. 1.

zeichnend genug. Ebenſo bezeichnend iſt aber, daß dies ein letzter Nachklang iſt, während es im übrigen Reich einen neuen Beginn bezeichnet. In den Niederlanden entſtehen ebenfalls neue Kunſträume, die in Holland und in Brabant ihre Schwerpunkte zu haben ſcheinen, ſich aber vom Deutſchen wie vom Franzöſiſchen weit entfernen.

An die Stelle des einfachen Bildes, das von dem Gegenſatz der deutſchen und der franzöſiſchen Kunſt beherrſcht wird, hat ſich alſo ein ſehr vielteiliges und oft ſich wandelndes Kräfteſpiel ergeben. Im 11. und 12. Jahrhundert war der kerneuropäiſche Block als Zuſammenfaſſung der beiden deutſchen Kunſträume am Rhein und der drei nordfranzöſiſchen an der normänniſchen Küſte, im Seinebecken und im burgundiſchen Raum erkennbar. Im 12. wurde die Auseinanderentwicklung an ſich und durch Entſtehen zweier neuer Kunſträume im lothringiſchen Stufenland und im Scheldegebiet deutlich, von welchen der ſüdliche nach Deutſchland, der nördliche aber nach Weſten blickte. Das mittlere 13. ſieht im Zuſammenhang mit dem Erſtarken der nationalen Bindungen auf beiden Seiten eine Umlagerung der rheiniſchen Kunſträume. Als letzter Durchbruch der zwiſchenvölkiſchen Beziehungen, als Ausdruck des kerneuropäiſchen Blockes, entſteht eine kleine Zahl franziſcher Dome am Rhein. Ihr ſchlechthin franziſches Gepräge kann nicht einfach als Sieg franzöſiſchen Geiſtes über den deutſchen (ſo ſtellen es die Franzoſen gern dar) und als Folge des politiſchen Zuſammenbruches im Reich verſtanden werden. Sie ſind, Straßburg ſo gut wie Köln und Altenberg, zugleich ein ſtrahlendes Zeugnis tieferer Verbundenheit der Völker und eine ſchöpferiſche Leiſtung der Deutſchen. Iſt es innere Zerriſſenheit oder iſt es nicht vielmehr Ausdruck von Weltweite und -offenheit, wenn die rheiniſchen Franken neben den reifſten Früchten ihrer ſpäten ſtaufiſchen Kunſt die formvollendetſten Werke ihrer franziſchen Nachbarn zum Höhepunkt ihrer Entwicklung führen helfen? Wenn ſie daneben eine Syntheſe beider Geſtaltungen in der Marburger Halle und dem Lotbau der Trierer Liebfrauenkirche ſchaffen und die vereinfachten Bildungen der Folgezeit in einigen Bauwerken vorbereiten (Dominikanerkirchen in Köln und Koblenz)? Gegenüber dieſer Zuſammenfaſſung aller ſchöpferiſchen Kräfte mußte ſchließlich auch eine weniger ausgeſprochen „ſinkende“ Zeit, wie das ſpäte 13. und 14. Jahrhundert es ſind, ſchwach und klein erſcheinen.

Dieſe Zuſammenfaſſung aller Kräfte in den Jahrzehnten um 1250 war ſicherlich eine beſondere deutſche Möglichkeit, verwirklicht von der ober- und niederrheiniſchen Kunſt im Rahmen des kerneuropäiſchen Blockes. Die weſtdeutſche Baukunſt der zweiten Hälfte des 13. iſt deutſch im engeren Sinne, ohne weſentliche neuerliche Zuſammenhänge mit dem Weſten. Freilich gibt es auch im 13. und 14. Jahrhundert noch keineswegs eine deutſch-franzöſiſche Grenze, die etwa der von 1871 entſpräche. Vor allem Lothringen erweiſt ſich jetzt als Zwiſchenland, das zwar in der Durchführung der Einzelformen franzöſiſch bedingt, aber gerade in ſeinen Raumſchöpfungen wie den Kirchen von Tull, St. Vinzenz in Metz oder Longuyon viel eher deutſchen Gepräges iſt. Eine ſtärkere Eigenart bilden wie angedeutet die Niederlande aus.

In größerem geſchichtlichem Rahmen geſehen bedeutet der Zerfall des kerneuropäiſchen Raumes zugleich die Abgabe ſeiner kulturellen Vormachtſtellung an andere Gebiete, Oberdeutſchland und ſpäter Italien. In der erſten Hälfte des 15. Jahrhunderts könnte man ſich vielleicht noch einmal an frühere Zuſtände erinnert fühlen, als van Eyck und die Brüder Limburg, Witz, Lochner und Sluter vom Oberrhein und Burgund bis zu den Niederlanden hin eine in manchem gleichgeartete Kunſt ſchaffen. Mehr als ein Nachklang iſt es nicht. So mußten auch wenig ſpäter ähnlich gerichtete politiſche Beſtrebungen Karls des Kühnen ſcheitern.

Die Rolle der Weichſel in der Wirtſchaftsgeſchichte des Oſtens

Von Detlef Krannhals, Danzig

Mit einer Bildtafel und 2 Textkarten

(Fortſetzung)

8. Der polniſche Adel als Wirtſchaftsfaktor. Danzig und die Entwicklung des Weichſelhandels im 16. Jahrhundert

Im Kampf gegen das Stapelrecht Thorns waren die polniſchen Könige, die hier mit einer ihnen ſonſt nicht immer eigenen Tatkraft handelspolitiſche Intereſſen von weitreichender Bedeutung vertraten, im weſentlichen ausführende Organe des polniſchen Adels geweſen. Der Adel, unter deſſen mittelbarer Geſetzgebung das Land ſeit langem ſtand und litt, hatte mit ſteigender Aufmerkſamkeit geſehen, daß die immer reger werdende niederländiſche Nachfrage nach polniſchem Getreide in Danzig ſich zu einem lohnenden Geſchäft machen ließ. Aus den Niederlanden war durch die ſtarke Zunahme an großgewerblichen Betrieben — namentlich in der Zeit unter Karl V. — dem Rückgang des dortigen Ackerbaus und durch die Vermittlerſtellung, die die Niederlande in der Getreideverſorgung Weſteuropas einnahmen, die Nachfrage von Jahr zu Jahr gewachſen. Um ſich bei dieſen guten Abſatzausſichten die nötige Lieferfähigkeit zu ſchaffen, leitete der polniſche Adel zwei Geſetzeswerke in die Wege. Das eine ſollte ihm den Landbeſitz vergrößern helfen, um deſſen Bewirtſchaftung er ſich bisher wenig gekümmert hatte, alſo das ſchon früher geübte Bauernlegen beſchleunigen. 1496 wurde die bäuerliche Erbpacht beſeitigt: der Bauer wurde ſchollenpflichtig, der Gutsgerichtsbarkeit (des Adels) unterworfen und ſchließlich 1523 noch zu einem rechtsunfähigen Stande erklärt[1]. Damit wurde jeder Adelswillkür gegenüber dem Grundbeſitz und der Arbeitskraft des Bauern freier Spielraum geſchaffen und die Ausbildung eines ſtändig wachſenden ländlichen Lohnarbeitertums begünſtigt. Zweitens wollte der Adel möglichſt jeden Wettbewerb auf dem Danziger Kornmarkt, alſo den Bauern — ſoweit dieſer noch abſatzfähig war — und den bürgerlichen Kaufmann der polniſchen Städte ausſchalten. Das wurde dem Sinne nach ebenfalls 1496 durch Zollprivilegien in die Wege geleitet, die für den Adel Zollfreiheit von den polniſchen Kronzöllen feſtſetzte, unter der Bedingung, daß die ausgeführten Güter „proprii laboris" alſo durch die eigene Arbeit des ausführenden Adligen erzeugt waren und „ex praediis propriis" von den Adelsgütern ſtammten. Im Handel erworbene Güter waren auch für den Adel zollpflichtig. Im einzelnen wurde das Geſetz von 1496 noch durch ſpätere Zuſätze ergänzt. So wurde Maſowien erſt 1529, nach dem Ausſterben des dortigen Herrſcherhauſes, Litauen 1569 nach der „Union" von Lublin mit einbezogen. Es iſt bezeichnend, daß für Maſowien, dem Haupt-Getreideausfuhrgebiet, die Geſetze dahin abweichend geſtaltet wurden, daß der hohe und mittlere Adel den in Maſowien zahlreichen niederen Adel, der etwa auf mittelbäuerlicher Stufe ſtand, wieder ſeinerſeits mit Zöllen belegen durfte. Alle dieſe wichtigen Zollfreiheiten galten nicht für Danzig, das auch weiterhin das Stapelrecht in Anſpruch nehmen durfte und zu Zolleinnahmen berechtigt war[2]. Dieſes Geſetzgebungswerk hat für den engen Kreis der hochſtehenden Beteiligten glänzende Vorteile gehabt. Der Weichſelhandel wuchs von der Mitte des 16. Jahrhunderts ab in früher nie geahntem Maße. Nur der Holzhandel war ihm an Umfang gewachſen. Die königliche Hauptzollſtelle in Włocławek an der Weichſel, deren Regiſter uns für 15 Jahre in dem Zeitraum zwiſchen 1537 und 1576 erhalten ſind[3], verzeichnet die Durchfuhr folgender Getreidemengen[4]:

---

[1] Raths, a. a. O., S. 33ff.

1537	16849,5 t	1568	62065,0 t
1544	6406,0 t	1569	26667,5 t
1546	16206,0 t	1572	1066,2 t
1555	48754,7 t	1573	32938,7 t
1556	47754,2 t	1574	41860,0 t
1558	16040,0 t	1575	44241,2 t
1560	26487,5 t	1576	28931,3 t
1561	41705,0 t		

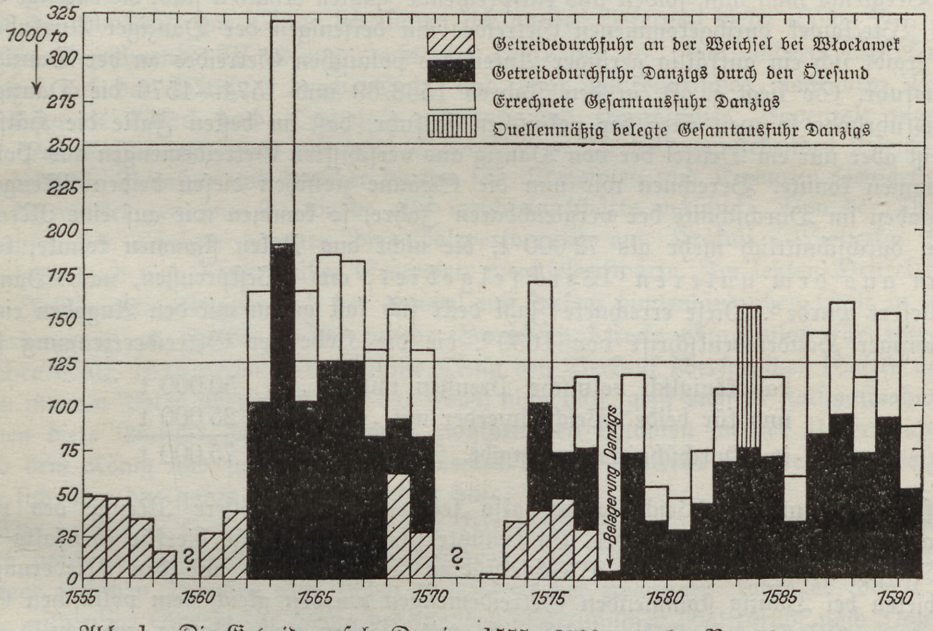


Abb. 1. Die Getreideausfuhr Danzigs 1555—1590 und ihre Vergleichswerte
(Zu den Zahlen vergl. Anm. 8)

Das Getreide ſtammte ganz überwiegend aus den Wojewodſchaften Maſowien und Plock; einen beachtlichen Teil machte aber auch die Zufuhr aus dem Gebiet am Unterlauf von Bug und Narew aus, während Litauen, Wolhynien und Podolien nur mit ihren weſtlichen Randgebieten und mit weſentlich kleineren Mengen am Weichſelhandel beteiligt waren. Die hin und wieder aufgeſtellte Behauptung, infolge der Eroberung Konſtantinopels durch die Türken (1453) habe ſich der bisher aus Polen nach dem Süden zum Schwarzen Meer gehende Getreidehandel nach dem Norden gewandt und dort eine große Zunahme des Weichſelhandels verurſacht, trifft alſo nicht zu[5], denn an Hand der Włocławeker Zollregiſter läßt ſich die Herkunft der auf der Weichſel verfrachteten Getreidemengen zum größten Teile ſehr genau, mitunter ſogar bis in die einzelnen Güter beſtimmen. Demnach kam aus der Oſtukraine oder gar aus Beſſarabien während des 16. Jahrhunderts nicht eine Tonne Getreide nach Danzig. Dem entſpricht auch die zeitgenöſſiſche Quelle, die Reiſebeſchreibungen des Kardinals Commendon, der Polen 1563/64 bereiſte und der Podolien und die Ukraine aus dem Grunde für ſehr ſpärlich bebaut hielt, weil die Bewohner nicht die Möglichkeit hätten, ihr Getreide unmittelbar der Weichſel zuzuführen[6]. Große Landſtrecken zu überwinden war für den Getreidehandel zu unbequem und lohnte die Frachtkoſten nicht. Er hielt ſich an die Flußläufe und hatte, da die flachgehenden Kähne zum wenigſten in Mittel- und Hochwaſſerzeiten auch alle kleinen Nebenflüſſe benutzen konnten, im Flußſyſtem der Weichſel ein Zufuhrgebiet, das den Danziger Anſprüchen genügte.

---

[2] Raths, a. a. O., S. 37 ff.

[3] Veröffentlicht von Kutrzeba und Duda, Regestra Thelonei Aquatici Wladislaviensis, saeculi XVI, Krakau 1915.

[4] Zahlen nach Raths, a. a. O., S. 47 für die Getreidearten und -erzeugniſſe: „frumentum" (meiſt Roggen), Weizen, Gerſte, Hafer, Hirſe, Erbſen und Mehl.

Vergleicht man nun, ſoweit uns entſprechende Zahlen erhalten ſind, die Menge des bei Włocławek durchgekommenen Getreides mit derjenigen der Danziger Ausfuhr[7], ſo ergibt ſich ein auffällig geringer Anteil des polniſchen Getreides an der Danziger Ausfuhr. So liegt z. B. in den Jahren 1568/69 und 1574—1576 die Danziger Ausfuhrhöhe ſo weit über der polniſchen Zufuhr, daß im beſten Falle die Hälfte, meiſt aber nur ein Drittel der von Danzig aus verſchifften Getreidemengen aus Polen ſtammen konnte. Berechnen wir nun die Spanne zwiſchen dieſen beiden Mengenangaben im Durchſchnitt der vergleichbaren Jahre, ſo kommen wir auf eine Menge von durchſchnittlich mehr als 72 000 t, die nicht aus Polen ſtammen konnte, ſondern aus dem unteren Weichſelgebiet, aus Weſtpreußen, nach Danzig geliefert wurde[8]. Dieſe errechnete Zahl deckt ſich faſt genau mit den Angaben einer Danziger Handelsdenkſchrift von 1630[9], die die Höhe der Getreideerzeugung für

das königlich polniſche Preußen mit . . . 50 000 t
und für beide Weichſelwerder mit . . . . 25 000 t
im Durchſchnittsjahr angibt. Mit . . . . 75 000 t

lieferte das untere Weichſelgebiet alſo ſeinerſeits die größere Menge des von Danzig ausgeführten Getreides. Es benutzte als Anfuhrſtraße hierfür ebenfalls die Weichſel, denn die aus den Weichſelſtädten Weſtpreußens und den Niederungsgebieten bei Danzig ſtammenden Getreidemengen wurden gleich dem polniſchen Getreide zu Waſſer mit Kähnen und nicht mit Wagen nach Danzig gebracht[10]. Es muß hervorgehoben werden, daß das Gebiet an der Unterweichſel vornehmlich hochwertiges Getreide, alſo Weizen nach Danzig lieferte, der in den Jahren 1568/69 und 1574—1576 zu 92—99 v. H. nicht aus Polen, ſondern wahrſcheinlich von den ſchweren Niederungsböden an der Unterweichſel ſtammte.

---

[5] Die Behauptung wurde zuerſt aufgeſtellt von Naudé, a. a. O., S. 345, dann von Keyſer, Danzigs Geſchichte, S. 232. Zuerſt widerlegt wurde ſie durch Recke in Bauer-Millack, Danzigs Handel uſw., S. 25, dann ausführlicher durch Raths, a. a. O., S. 55f.

[6] Flechier, La Vie du Cardinal Commendon, Paris 1694, S. 193f.

[7] Vgl. Abb. 1.

[8] Die umfangreiche Beweisführung für die Berechnungsweiſe und Verwendbarkeit dieſer und folgender Zahlen iſt in dieſem Rahmen nicht zu liefern. Sie wird in der demnächſt in der Reihe „Deutſchland und der Oſten" erſcheinenden Arbeit: Krannhals, Danzig und der Weichſelhandel in ſeiner Blütezeit vom 16. zum 17. Jahrhundert, gegeben werden.

[9] Danzig, Stadtbibliothek, Mſ. 59, Bl. 259a—282b.

[10] Danzig, Staatsarchiv, Abt. 300, 24, 61; 300, 30, 23.

Das 16. Jahrhundert iſt nach zeitgenöſſiſchen Berichten eine Epoche großer Holzſchläge in Polen, die in der Regierungszeit Sigismund Auguſts begonnen haben ſollen. Die günſtigen Getreide- und Holzausfuhrmöglichkeiten veranlaßten den polniſchen Adel, ſeine Wälder zu roden, und auch den König, die Kronwälder zugunſten ſeiner Einkünfte ausſchlagen zu laſſen. Im Gegenſatz zum 15. Jahrhundert lag das Haupturſprungsgebiet für Holz jetzt nicht mehr in dem vorwiegend Ackerland gewordenen Maſowien. An ſeine Stelle waren die Waldgebiete am mittleren Bug, alſo Podlaſien, dazu die Landſchaft um Bialowieza, dann aber auch das obere Weichſelgebiet mit den Flußläufen von Pilica und Kamionka getreten[11]. Die Eibenholzverſorgung erfolgte wie früher aus den Karpaten. Ähnlich wie mit der Holzzufuhr ſtand es mit den Holzerzeugniſſen Pottaſche, Teer und Aſche. Beſonders Aſche wurde in großen Mengen die Weichſel heruntergebracht: in den beſten Jahren betrug die Durchfuhr bei Włocławek über 12000 t. Sie kam in der Hauptſache aus den bekannten Holzgebieten am Bug und an der Oberweichſel, aber auch die Wojewodſchaft Sieradz — auf dem Wege über die Bzura und die Pilica — und die Landſchaft um Wilna beteiligten ſich an der Lieferung dieſer Ware[12].

Eine bezeichnende Wandlung machte im Laufe des 16. Jahrhunderts der Salzhandel auf der Weichſel durch. Salz, und zwar Lüneburgiſches, nach dem Verſchickungsort Lübeck auch Traveſalz genannt, und franzöſiſches Bayenſalz waren ſeit dem Aufkommen eines mit dem Seeverkehr in Verbindung ſtehenden Weichſelhandels für Preußen und darüber hinaus für Maſowien und Kujawien ſeewärtiger Einfuhrartikel geweſen. Es wurde alſo weichſelaufwärts verſchickt. Von der Oberweichſel her erfolgte dagegen die Salzverſorgung aus Krakau (Wieliczka und Bochnia) und von Reußen über Sandomir weichſelaufwärts. Im letzten Drittel des 15. Jahrhunderts begann ſich der Handel mit dieſem binnenländiſchen Salz in den Vordergrund zu ſchieben. 1520 wurde Bromberg bereits Stapelplatz für rotreußiſches Salz, 1545 verbot der polniſche König den Verkauf überſeeiſchen Salzes nach dem inneren Polen überhaupt; als das jedoch nicht half, griff man zu Zollmaßnahmen gegen dieſe Einfuhr, und der Kampf zwiſchen den Städten an der Unterweichſel und dem König und ſeinem Kronſchatzmeiſter um die Einfuhr überſeeiſchen Salzes zog ſich über das ganze 16. Jahrhundert hin.

Die politiſchen Einwirkungen auf den Weichſelhandel waren in dieſem Jahrhundert nicht ſo einſchneidend wie in früherer Zeit. Sieht man von dem kurzen Kriege zwiſchen Preußen und Polen zu Beginn der zwanziger Jahre ab, der u. a. eine zeitweilige Sperre der wenig bedeutenden oſtpreußiſchen Salzzufuhr nach Danzig mit ſich brachte[13], ſo war die Weichſel in der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts von empfindlichen Eingriffen ſo gut wie unberührt. Auch war hinderlichen Wirtſchaftsmaßnahmen, z. B. Weichſelzöllen, auf die Dauer dadurch der Boden entzogen, daß die politiſche und wirtſchaftliche Wachſamkeit Danzigs die Erhebung eines zuſätzlichen Weichſelzolles, der ſeinen Privilegien widerſprochen hätte, nicht geſtattete.

---

[11] Vgl. bei Raths, a. a. O., die anhängenden Karten.

[12] Raths, a. a. O., S. 51.

[13] 1518 wurde der Handel Polens nach Oſtpreußen verboten und zur gleichen Zeit die Salzzufuhr von dort nach Danzig unterbunden. Jekel, Geſchichte und Darſtellung des Polniſchen Handels I, Wien-Trieſt 1809, S. 93.

Erſt 1569, nach dem für Weſtpreußen mit Unrecht als „Union" bezeichneten Rechtsbruch von Lublin, der das weſtpreußiſche Gebiet im Widerſpruch zu den im 15. Jahrhundert geſchloſſenen Verträgen dem polniſchen Staate einverleibte, ſtatt es mit der polniſchen Krone in Perſonalunion zu laſſen, war man polniſcherſeits in der Lage, in die innerſtaatlichen Verhältniſſe des unteren Weichſelgebietes ungeſtörter eingreifen zu können. Da Danzig ſich auch jetzt den polniſchen Übergriffen nicht zu fügen gedachte, kam es 1577 zu einer erfolgloſen Belagerung der Stadt durch den polniſchen König Stephan Bathory, der einzigen empfindlichen Unterbrechung des Weichſelhandels in dieſem Jahrhundert[14], bei der der Fluß in der Nähe Danzigs eine Zeitlang mit verſenkten Kähnen geſperrt war[15].

Mit der Zunahme des Weichſelhandels wuchs aber auch die Begehrlichkeit der immer geldbedürftigen polniſchen Könige an den Erträgniſſen, die der Weichſelzoll abwarf. Infolgedeſſen verſuchte Stephan Bathory auch von dem Warenverkehr, der durch den ſehr regen Flußhandel im unteren Weichſelabſchnitt zwiſchen Thorn und Danzig flußauf und flußab flutete, einen königlichen Zoll zu erheben, denn die bisherige Zollſtelle in Włocławek erfaßte ja nur die Mittel- und Oberweichſel. Von 1579 an wurde daher eine neue Zollkammer an der Gabelung von Weichſel und Nogat bei Montau „am weißen Berge" eingerichtet[16]. Der König rechtfertigt dieſen Zoll mit den großen Ausgaben, die das polniſche Reich im Kriege gegen Moskau habe[17]. Das Vorgehen des Königs ſtand im kraſſen Widerſpruch zu den auch von der Lubliner „Union" unangetaſteten Sonderrechten Weſtpreußens und Danzigs. Seine Rechtfertigung konnte aber den weſtpreußiſchen Ständen um ſo weniger genügen, als ſie nicht verpflichtet waren, Kriegsunternehmen des polniſchen Königs zu unterſtützen, ſoweit ſie nicht weſtpreußiſches Gebiet berührten. Gegen eine derartige Vergewaltigung der verbrieften Rechte von Land und Städten taten ſich faſt alle Weichſelſtädte zuſammen und wieſen ihre Kaufleute an, die Zollzahlung am Weißen Berge zu verweigern. Dieſes gemeinſame Vorgehen, an dem neben Danzig, das die Führung der Sache in die Hand genommen hatte, auch Elbing, Thorn, Graudenz, Schwetz, Strasburg und Gollub beteiligt waren, hatte polniſcherſeits zunächſt hartnäckige Gegenmaßnahmen zur Folge. Es kam nicht ſelten zu heftigen Auseinanderſetzungen zwiſchen den polniſchen Zolleinnehmern und den Kaufleuten, die mitunter ihrer Waren beraubt und dann gezwungen wurden, dieſe von den Zolleinnehmern geraubten Waren zu verzollen. Der Streit zog ſich ſchließlich mit einer Unterbrechung um 1585 über 10 Jahre hin. Als es Polen zu Beginn der 90er Jahre ſogar wagte, eine weitere Zollkammer an der Elbinger Weichſel einzurichten, um damit auch den zwiſchen Königsberg und den Städten am Friſchen Haff mit Danzig getriebenen Handel unter ſeine Zollaufſicht zu bringen, griff Danzig zur Selbſthilfe und vertrieb 1592 den polniſchen Zöllner aus dieſer Kammer mit Gewalt. Dieſes Ereignis in Verbindung mit den unabläſſigen Vorſtellungen, die die Weichſelſtädte in gemeinſamer Front beim König erhoben, ſollte ſchließlich dazu führen, daß Polen auf der ganzen Linie zum Rückzug gezwungen wurde und die Zollkammern aufgelöſt und wieder außerhalb preußiſchen Gebietes verlegt wurden. Allerdings griff man nicht wieder auf Włocławek zurück, ſondern richtete die neue Zollkammer am Weichſelknie bei Fordon ein. Dabei war man von polniſcher Seite in erſter Linie beſtrebt, denjenigen Teil der Danziger Einfuhr, der die Weichſel aufwärts und darauf landeinwärts über Bromberg nach Kujawien und Poſen ging, zu erfaſſen. Im großen geſehen endete dieſer Kampf um die wirtſchaftliche Freiheit der Unterweichſel jedoch mit einem Sieg der vereinigten deutſchen Weichſelſtädte[18].

---

[14] Vgl. das Jahr 1577 im Kurvenbild.

[15] Danzig, Stadtbibliothek, Mſ. 40, S. 152 u. 181.

[16] Danzig, Staatsarchiv, Abt. 300, 54, Nr. 2.

[17] Ebenda.

Einen gewiſſen, wenn auch nicht urſächlich feſtſtellbaren Anteil an der Hebung des Weichſelverkehrs in dieſem Jahrhundert hat die teilweiſe Verbeſſerung der Schiffbarkeit der Weichſel und ihrer Nebenflüſſe gehabt. Wie wir geſehen hatten, hatte ſich der Orden, ſeit er landesherrliche Rechte auf der Weichſel ausübte, mit dieſer Aufgabe befaßt und die Errichtung von Wehren im Strome verboten, die dagegen in Polen vom 14. bis zum 16. Jahrhundert in großer Zahl feſtzuſtellen ſind. Sie dienten dort als Fiſch-[19] und Mühlenwehre, waren aber hauptſächlich den Adeligen und anderen Grundbeſitzern ein willkommenes Mittel, um vom Handel neben den königlichen auch noch ihre eigenen Zölle zu erheben[20]. Zwar wurden auf den polniſchen Reichstagen, zuerſt 1447, wiederholt Beſchlüſſe gefaßt, die dieſem Unweſen ſteuern ſollten, aber gerade 1452 hatten ſich die preußiſchen Kaufleute darüber zu beklagen, daß in Polen neue Wehre auf der Weichſel eingerichtet worden ſeien[21]. Vor 1526 jedoch waren dieſe Beſtrebungen zum Scheitern verurteilt, da das damals noch in der Geſetzgebung ſelbſtändige Maſowien, alſo gerade das Land, das über den wichtigſten polniſchen Weichſelabſchnitt verfügte, Geſetze erließ, die der im übrigen Polen angeſtrebten Regelung zuwiderliefen[22]. Nach der Einbeziehung Maſowiens in den Geſamtverband des polniſchen Staates änderte ſich die Lage, namentlich auf Betreiben des polniſchen Adels, den jetzt die zu zahlreich gewordenen kleinen Zollwehre bei ſeiner Getreideverſchiffung hinderten. 1557 wurde vom polniſchen Reichstag die Beſeitigung aller Sperren angeordnet und ein Zuwiderhandeln mit harten Strafen belegt. Auch dieſes Geſetz hat nicht die erhofften Wirkungen gehabt. 1598 mußte der Reichstag, als er eine Eingliederung der Flüſſe in ſchiffbare und nichtſchiffbare vornahm, auf den ſchiffbaren die Errichtung von Hinderniſſen erneut verbieten. Noch 1633 und 1641 wurden Verbote gegen die Errichtung von Wehren erlaſſen[23]. Man begann auch mit der Reinigung der Flußbette und räumte Steine, Baumſtämme, Wurzeln uſw. aus den Flüſſen. Jedoch wird im 16. Jahrhundert von derartigen Arbeiten nur an Weichſelnebenflüſſen, wie Wieprz (1569), Pilica (1589) und Wisłok (1589) berichtet, und es bleibt zweifelhaft, ob das ſehr viel ſchwerer in Angriff zu nehmende Bett der Weichſel in ihrem polniſchen Abſchnitt in ähnlicher Weiſe verbeſſert wurde[24]. Um die Flußſohle der Unterweichſel zu verbeſſern und zu reinigen, wurden ſchon 1479 von Danzig und Thorn beſondere Maßnahmen ergriffen, die ſich ſpäter (1556) wiederholen[25].

Beſonders große Aufwendungen an Arbeit und Mitteln wurden von den beiden Mündungsſtädten Elbing und Danzig für Waſſerbauten an der Montauer Spitze gemacht. Beide Städte ſuchten ſich in den ihnen zufließenden Mündungsarmen eine möglichſt große Waſſermenge zuzuleiten. Die Frage der für die Schiffahrt erforderlichen Waſſertiefen führte ſeit 1554 zu lebhaften Auseinanderſetzungen zwiſchen Danzig und Elbing. Danzig wandte auch dem Deichweſen ſeine beſondere Aufmerkſamkeit zu, und da die mangelhafte Fürſorge der polniſchen Behörden für die Weichſeldeichwerke den tiefliegenden Ländereien großen Schaden zufügte, mußte

---

[18] Danzig, Staatsarchiv. Abt. 300, 54, Nr. 2.

[19] Es handelt ſich hier um Verbauungen im Strome durch größere Fiſchfanganlagen.

[20] Raths, a. a. O., S. 47ff.

[21] H. U. Bd. VIII, S. 127.

[22] Raths, a. a. O., S. 41ff.

[23] Kutrzeba, Wisła w historij gospodarczej etc., S. 7f.

[24] Raths, a. a. O., S. 41ff.

[25] Danzig, Staatsarchiv, Abt. 300, U. 68, 223 und Abt. 300, 53, 388.

Danzig wiederholt eingreifen und größere Ausbeſſerungsarbeiten auf eigene Koſten durchführen laſſen, da hierbei ſein Staatsgebiet am ſtärkſten betroffen war. Zur Ausführung dieſer Bauten bemühte ſich Danzig ſelbſt in Hamburg und in den Niederlanden um tüchtige Fachleute[26], wie es auch zur Beſiedlung der 1540 und 1543 durch gewaltige Deichbrüche für mehrere Jahre unter Waſſer geſetzten nördlichen Teilen des Werders erfahrene niederländiſche Mennoniten als Siedler heranzog[27], die die wüſt gewordenen Landſtriche neu beſiedelten und darüber hinaus auch neue Einpolderungen vornahmen.

9. Die Danziger Handelspolitik und die Blütezeit des Weichſelhandels im Zeitalter des 30jährigen Krieges

Das Wachstum des Weichſelhandels im 16. Jahrhundert ſollte den Auftakt zu der Entwicklung des folgenden Jahrhunderts bilden. Aber wie in jenen Jahrzehnten der Grund zur Maſſenerzeugung und Ausfuhrſteigerung zum Aufblühen und Weiterentwickeln gelegt war, ſo liegen — im Lichte der Jahrhunderte geſehen — in den Zeiten der letzten Jagiellonen und erſten Wahlkönige Polens auch die erſten Keime zum Niedergang. Zwar nahm die Holzausfuhr gewaltig zu, aber ſie beeinflußte durch die Waldverminderung letzten Endes die Waſſerführung der Flüſſe im Weichſelſtromgebiet durchaus nachteilig und begünſtigte die Entwicklung ſteriler Böden. Dies wurde u. a. auch durch die rückſichtslos einſeitige Bebauung der Ackerfläche Polens mit den ausfuhrbegünſtigten Körnerfrüchten verurſacht. Dazu kam aber, daß das Bauernlegen des Adels während des 16. und 17. Jahrhunderts den ſelbſtändigen Bauernſtand vernichtete, ſo daß, als der Adel infolge der politiſchen Entwicklung während des 17. Jahrhunderts immer mehr als zuverläſſiger Getreideerzeuger ausfiel, zunächſt kein landwirtſchaftlicher Stand da war, der den Adel erſetzen konnte. Noch blieben dieſe Schäden verborgen. Aber ſie lagen als Krankheitskeime im polniſchen Staatskörper, die in jenem Augenblick zum Durchbruch kommen ſollten, als die politiſchen Ereigniſſe des 17. Jahrhunderts den wirtſchaftlichen Niedergang Polens reißend beſchleunigten.

Das für die Beurteilung des Weichſelhandels im 17. Jahrhundert verfügbare Zahlenmaterial iſt leider ſehr viel lückenhafter als in der unmittelbar vorausgehenden Zeit. Nach Kutrzeba liegen für das 17. Jahrhundert polniſche Zollregiſter überhaupt nicht mehr vor[28]; dagegen ſind uns die Zahlen für die Danziger Getreideausfuhr mit Ausnahme weniger Jahre ſeit der Wende des 16. Jahrhunderts bis in unſere Tage erhalten. Da wir feſtſtellen konnten, daß der Getreidehandel die wichtigſte Triebkraft des Danziger Geſamthandels war und allein von jenen Mengen abhing, die ihm die Weichſelzufuhr anlieferte, ſo läßt ſich ohne Schwierigkeiten aus der Entwicklung dieſes Handelszweiges die Bedeutung des Flußhandels erſchließen.

Wenn auch die Zollpolitik der polniſchen Könige, insbeſondere den zu Berg gehenden Weichſelhandel behinderte[29], war doch die Nachfrage nach polniſchem Getreide ſo rege, daß der Weichſelhandel auch dieſe Hinderniſſe überwinden konnte. Im Durchſchnitt der Jahre 1600—1610 betrug die Danziger Getreideausfuhr nicht weniger als rund 127 000 t[30], was nach den oben genannten Vergleichswerten

---

[26] Simſon, Geſchichte der Stadt Danzig, Bd. II, S. 162.

[27] Ebenda.

[28] Kutrzeba, Wisła w historji etc., S. 35, Anm. 1.

[29] Danzig, Staatsarchiv, Abt. 300, 54, Nr. 3.

[30] Berechnet nach Bang, Tabeller over Skibsfart og Varetransport gennem Øresund 1497—1660. Bd. II, Tabeller over Varetransporten. Kopenhagen-Leipzig 1906 (zit. Sundzolltabellen). Vgl. auch Anm. 8.

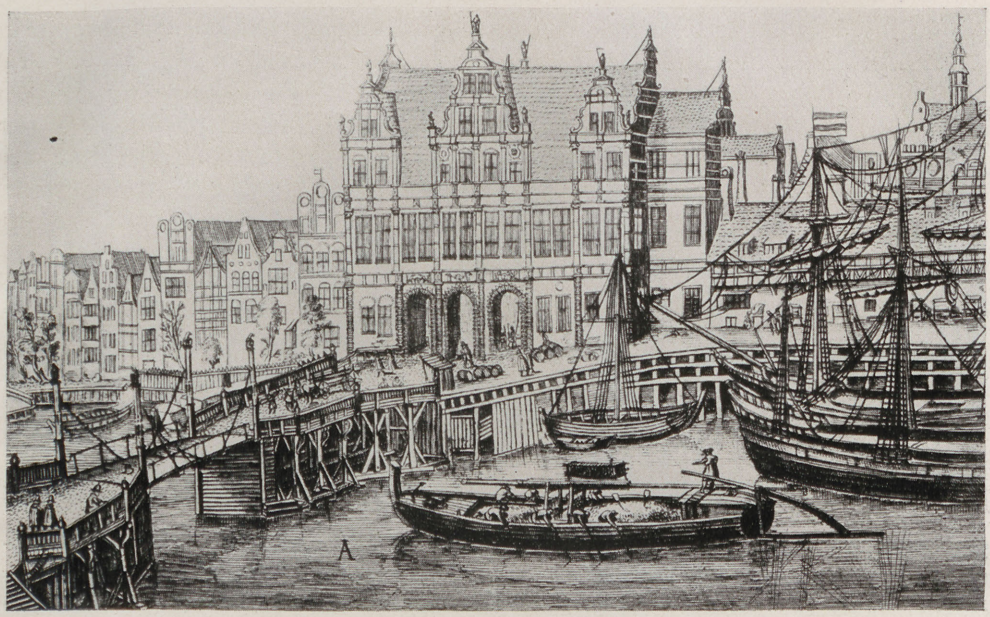


Abb. 1. Der rege Binnenſchiffahrtsverkehr des Weichſelhandels hat dem Danziger Hafen in früheren Jahrhunderten ebenſo das Gepräge gegeben wie die Seeſchiffe. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts überwogen die in die Mottlau einlaufenden Weichſelkähne und mannigfaltigen Flußſchifftypen gegenüber den Seeſchiffen bei weitem an Zahl. Offen lag das Getreide in plumpen Kähnen, die von 6—18 „Schutnickels“ ſtromab gerudert wurden. Im Bilde geht ein mittelgroßer Weichſelkahn (Dubas) unter der Grünen Brücke in Danzig durch in den Binnenhafen. Stich von Aegidius Dickmann, 1617.

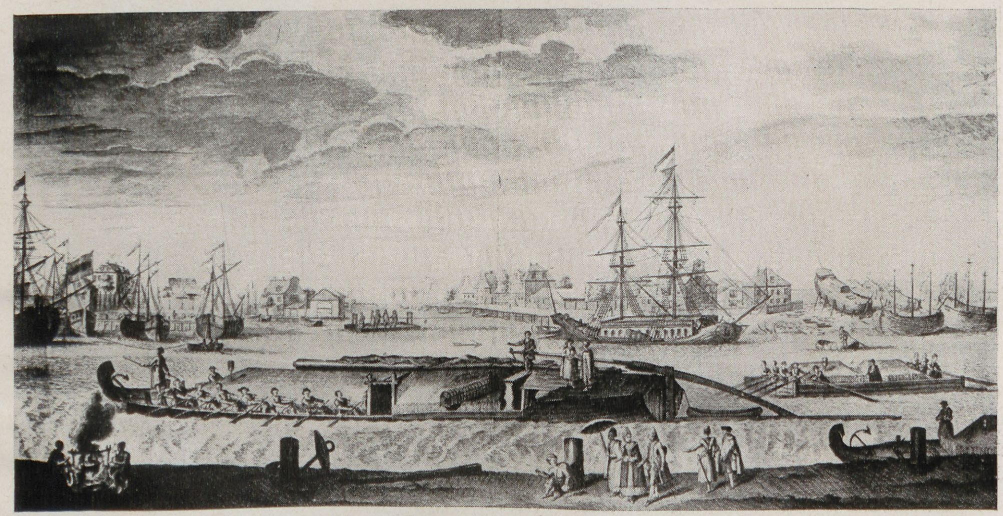


Abb. 2 Die vom Getreidehandel auf der Weichſel verwandten Fahrzeugarten waren in geſchichtlicher Zeit teilweiſe äußerſt primitiv. Das Bild zeigt rechts ein derartiges kiſtenartiges, mit Getreide beſchüttetes Fahrzeug, eine „Komegge“, die nur eine Talfahrt aushielt und nach Verkauf des Getreides in Danzig zerſchlagen und als Bruchholz verkauft wurde. Im Mittelgrund ein großer „Weichſelkahn“ mit 16 Mann Beſatzung. Das Getreide iſt in abgeſchrägten Haufen aufgeſchüttet und teilweiſe mit dem Segel bedeckt. Stich nach Zeichnung von F. A. Lohrmann, 1770.

Verlag von S. Hirzel in Leipzig

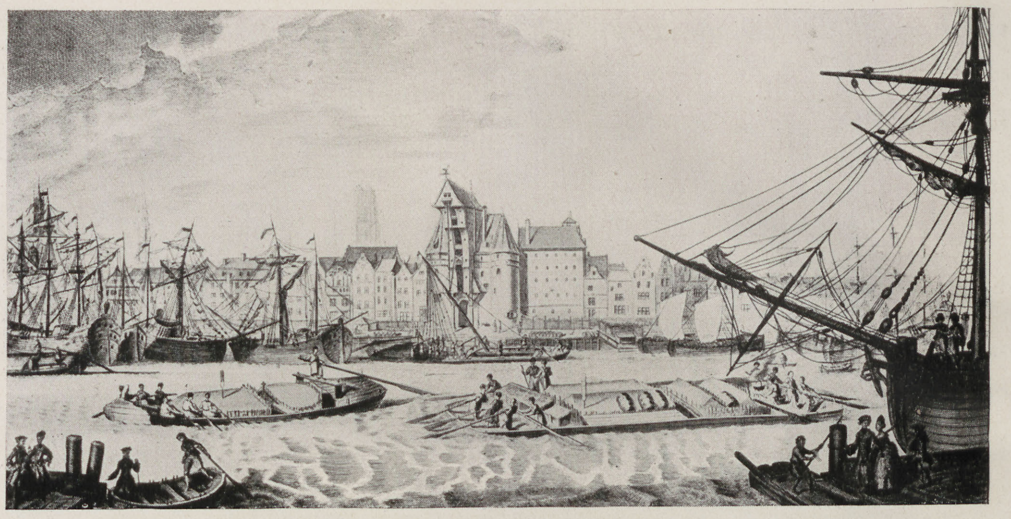


Abb. 3. Andere die Weichſel abwärts nach Danzig gelangende Flußfahrzeuge waren der „Galler" (links) und die flache ebenfalls nur einmal verwendbare „Büke" (rechts), die mit Salz beladen von Krakau nach Plotzk gelangte und von dort mit Getreide nach Danzig geſchickt wurde. Die Haupttätigkeit des Wahrzeichens von Danzig, des Krantores (Mitte), beſtand im Einſetzen der Maſten von Flußfahrzeugen, die mit ausgehobenem Maſt ſtromab kamen und unter Segel wieder zu Berg gingen. Stich nach Zeichnung von F. A. Lohrmann, 1770.

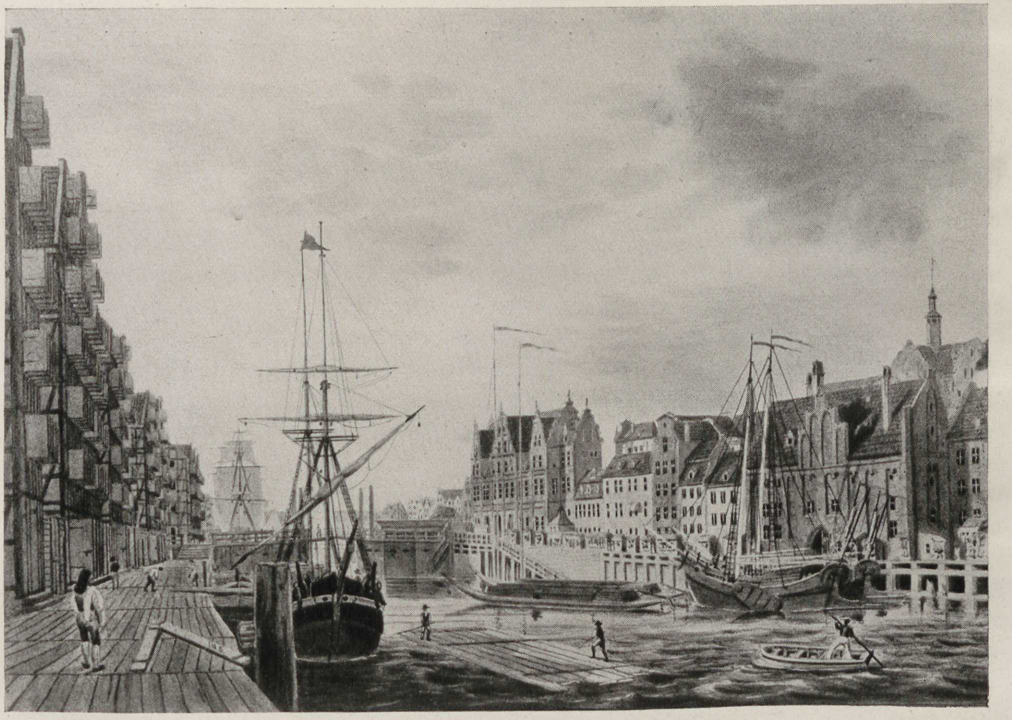


Abb. 4. Noch bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts bildeten die Weichſelkähne einen weſentlichen Beſtandteil des Danziger Hafenbildes. Ihre Form unterlag kleineren Änderungen. Für den Anfang des Jahrhunderts ſind die langgezogenen ſpitzen Schiffsſchnäbel charakteriſtiſch. In Bildmitte liegen zwei mit Verdeck verſehene große bemaſtete Weichſelkähne an dem „Grünen Tor" in Danzig. Aquarell v. J. N. Bolt um 1840.

einer durchſchnittlichen Beteiligung des polniſchen Weichſelhandels mit rund 41 000 bis 64 000 t[31] entſprechen und damit den Mengen gleichkommen würde, die wir im 16. Jahrhundert als Rekordzahlen anzuſehen haben. Dieſe aufſtrebende Entwicklung hat ſich bis 1625 fortgeſetzt. In den Jahren 1618—1621 ſollte ſie ihren Höhepunkt erreichen, im Durchſchnitt dieſer vier Jahre wurden rund 247 000 t[30] Getreide ausgeführt. Die Anlieferungen aus Polen dürften ſich hieran mit 80 000 bis 120 000 t beteiligt haben.

Nach dieſer hoffnungsvollen Aufwärtsbewegung ſetzte aber mit dem ſchwediſch-polniſchen Kriege von 1626—1630 ein jäher Abſturz ein. Die polniſchen Lande, in erſter Linie aber das ſeewärtige Einfalltor nach Polen, das Weichſelmündungsgebiet, wurden zum Kriegsſchauplatz. Die ſchwediſche Flotte riegelte die Südoſtküſte der Oſtſee ab und belegte die Schiffahrt nach Danzig und anderen Hafenſtädten mit ungeheuerlichen Zöllen. Außerdem hatte Guſtav Adolf einen der wichtigſten ſtrategiſchen Punkte des Deltagebiets, das Danziger Haupt beſetzt, und ſperrte auf dieſe Weiſe jeden Verkehr auf der Weichſel. Die gefährlichſten Folgen dieſes Krieges waren weniger die beträchtlichen Verluſte, die die Stadt und das Weichſelgebiet an Geld und Gut hatten, ſondern die Möglichkeit, daß die Überſeenachfrage nach den Danziger Rohſtoffen ausblieb. Denn es mußte natürlich in den Niederlanden, dem Hauptabnehmer der Danziger Ausfuhr, ſteigenden Unwillen erregen, wenn der Danziger Hafen als Lieferer ausfiel, da man es in Holland ohnehin als gefährlich empfand, in der Verſorgung mit Rohſtoffen für Lebensunterhalt und Handel zum großen Teil von einer einzigen Hafenſtadt und ihrem wirtſchaftlich und politiſch nicht ganz gefeſtigten Einzugsgebiet abhängig zu ſein. In Unkenntnis der tieferen Zuſammenhänge brachte man in den weit vom Kriegsſchauplatz entfernten Niederlanden auch nicht immer das Verſtändnis auf, daß Danzig in dieſen Schwierigkeiten lediglich der leidende Teil war[32]. Denn es handelte ſich nicht allein darum, daß die ſeewärtige Ausfuhr und der Weichſelverkehr eingeſchränkt oder unterbunden wurde. Wie wenig man in Polen von der Überbrückung derartiger Abſatzſchwierigkeiten durch Einlagerung der Getreidemengen verſtand, zeigen 1630 die Klagen Danzigs, die feſtſtellen, daß in ſolchen Jahren, in denen man infolge der Sperrung der Weichſel kein Getreide ausführen konnte, das Korn in Polen als Viehfutter verwandt oder zu Branntwein verarbeitet wurde. Selbſt in den ſeltenen Fällen, in denen man ſich mit einer Einlagerung verſuchte, verſtand man die weitere Bearbeitung während des Einlagerns nicht, ſo daß das Getreide verdarb[33]. In Danzig war ſchon ſeit der Ordenszeit das Syſtem der Getreideſpeicherung in Anwendung gebracht worden. Alljährlich wurden große Mengen an Roggen, Weizen und Gerſte unter ſtaatlicher Aufſicht gekauft, und als der ſog. „Vorrat“ eingelagert. Dieſer hatte einmal den eigenen Bedarf ſicherzuſtellen, diente dann aber auch unter Umſtänden dazu, die erſte Nachfrage im Jahre — wenn die Lieferungen aus Weſtpreußen und Polen noch nicht die Weichſel heruntergekommen waren —, zu befriedigen und war ſchließlich auch noch notwendig, um die Preisgeſtaltung des Danziger Getreides im Sinne der Stadt günſtig zu beeinfluſſen. Die Getreideſpeicherung war alſo Pflicht. Während des ſchwediſchen Krieges lagerten 1627 nicht weniger als 24 300 t in den Danziger Speichern[34]. Dazu kamen noch die Mengen, die bei den

---

[31] D. h. ein polniſcher Anteil von etwa 33 bis 50 v. H.

[32] Danzig, Stadtbibliothek, Mſ. 59, S. 223ff.

[33] Ebenda, S. 259ff.

[34] Danzig, Stadtbibliothek, Mſ. 40, S. 431.

Bäckern und Bürgern eingelagert waren; der Jahresverbrauch der Danziger Bäckereien wurde zur gleichen Zeit auf über 10 000 t geſchätzt[35].

Die Forſchung iſt bisher der Meinung geweſen, daß jener Krieg am Ende der zwanziger Jahre des 17. Jahrhunderts dem Danziger Handel ſozuſagen den Todesſtoß gegeben habe, daß von dieſem Zeitpunkt an der Weichſelhandel unaufhörlich zurückgegangen ſei und daß man in den Ausfuhrziffern der Jahre 1618—1621 den letzten Aufſchwung zu ſehen habe. Nach neueren Unterſuchungen[36] trifft dies nicht zu. Der Weichſelhandel hat ſich von 1630 ab erſtaunlich raſch erholt, ſo daß ſchon im Jahre 1634 von Danzig rund 170 000 t[37] Getreide über See gingen. Dieſe Entwicklung hielt bis zur Mitte des Jahrhunderts an, und beſonders, was die Stetigkeit in der Höhe der Ausfuhrmengen anbetrifft, iſt vielmehr das Jahrzehnt 1640—1649 als der eigentliche Gipfelpunkt der Danziger Getreideausfuhr und damit ja auch des Weichſelverkehrs anzuſehen. Nur das Jahr 1645 machte hier infolge des däniſch-ſchwediſchen Krieges, in dem der Oereſund geſperrt war und das Getreide in der Oſtſee zurückgehalten wurde, eine Ausnahme, die in den folgenden Jahren aber raſch eingeholt wurde. So weiſt dieſes Jahrzehnt eine Durchſchnittszahl von 210 000 t[38] für die Danziger Getreideausfuhr auf[39]. Es iſt alſo ſelbſtverſtändlich, daß die Weichſel bis 1649 in weit ſtärkerer Weiſe als Frachtenſtraße in Anſpruch genommen wurde als zu Anfang des Jahrhunderts. Das Jahr 1649 iſt mit ſeinen rund 250 000 t (für alle Getreidearten)[40] in ſpäterer Zeit erſt im 19. Jahrhundert von der Danziger Getreideausfuhr überholt worden. Wenn eine ſo lebhafte Getreideverſchiffung auf der Weichſel auch zunächſt einmal gute Erntejahre vorausſetzte, ſo war die zweite Notwendigkeit, daß die Erträge auch Abnehmer fanden: der Hauptgrund für die Stetigkeit dieſer Konjunktur lag in den politiſchen Verhältniſſen Europas. Ganz Weſt- und Mitteleuropa war durch den Dreißigjährigen Krieg in Aufruhr und Zerrüttung. Im Oſten dagegen herrſchte gerade in den entſcheidenden Jahren von 1635—1654 Ruhe. Die Verwüſtungen, die der Dreißigjährige Krieg in ganz Mitteleuropa angerichtet hatte und noch anrichtete, der ſtarke Rückgang des Ackerbaus und die ſich für die meiſten Staaten ergebende Notwendigkeit, rieſige Söldnerheere zu unterhalten, machten überall eine umfangreiche Einfuhr erforderlich. So wandten ſich die Oſtſeeſtädte als Verſorger des nord- und mitteldeutſchen Binnenlandes, die Niederlande als Belieferungsmittelpunkt für Frankreich, Spanien, Italien und z. T. auch Weſtdeutſchland und ſchließlich andere Staaten, wie England, für ihren eigenen Bedarf an Danzig. Dieſe guten Abſatzverhältniſſe lockten naturgemäß immer größere Rohſtoffmengen an. Außerdem iſt es möglich, daß das Zufuhrgebiet Danzigs ſich in den erſten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts ausgeweitet hatte und auch aus Wolhynien und Podolien Getreidemengen aufnahm, die feſtzuſtellen oder abzuſchätzen wir jedoch nicht in der Lage ſind.

Sowie aber nach den Friedensſchlüſſen von 1648 durch die allmähliche Wiederaufnahme geregelten Ackerbaus, die Auflöſung der großen Heere und die Möglichkeit, wieder auf dem Landwege geregelte Handelsbeziehungen unter den Staaten anknüpfen zu können, dieſer gewaltſamen Beanſpruchung des Weichſelſtromgebietes die politiſchen und wirtſchaftlichen Vorausſetzungen zum weſentlichen entzogen wurden, mußte auch dieſe Blüte des Weichſelhandels in ſich zuſammenſinken. Als nach 1650 die Weichſellande dazu das politiſche und militäriſche Betätigungsfeld ſolcher Staaten wurden, die an der Aufrechterhaltung des Weichſelhandels keinen unmittelbar für ſie ſelbſt lebenswichtigen Anteil hatten, war er auf Gedeih und Verderb den Einwirkungen dieſer Staaten ausgeliefert. Denn der kleine Danziger Stadtſtaat, deſſen raſtloſe politiſche und wirtſchaftliche Geſchäftigkeit ſich ſtändig um die Aufrechterhaltung und den ungeſtörten Fluß des Weichſelhandels als ſeiner Lebensquelle bemühte, war gegenüber den Auswirkungen der Großmachtpolitik, wie der ſchwediſchen Oſtſeepolitik, natürlich genau ſo machtlos, wie er bei den Wirren in Polen tatenlos zuſehen mußte. Die Hanſe, das einzige Machtwerkzeug, mit deſſen Hilfe Danzig in früheren Zeiten in die politiſche Lage an den nordeuropäiſchen Küſten mit eingreifen konnte, war auseinandergefallen. Das Beſte und Klügſte, was Danzig jetzt noch erreichen konnte, war die Wahrung der eigenen Neutralität, die es nicht ſelten mit ſchweren geldlichen Opfern durchzuſetzen hatte. Zwar hat im 17. Jahrhundert keine Macht gewagt, die mit einem für ihre Zeit vorbildlichen Feſtungsgürtel verſehene Stadt anzugreifen, d. h. mit einer unmittelbaren Belagerung zu überziehen. Aber die Rüſtungsausgaben Danzigs verſchlangen ſo große Summen, daß die damit erkaufte Sicherheit von Handel und Umſchlag ſchon zu teuer erworben wurde. Nicht nur die ſchwediſche Oſtſeepolitik mußte die Stadt beunruhigen. Der engliſch-niederländiſche Seekrieg legte die Schiffahrt der beiden Hauptabnehmer von Danziger Waren für einige Zeit brach. In Polen führten die Koſakenaufſtände in der Ukraine, die dem polniſchen Staate große Opfer aufnötigten, zu ſchweren wirtſchaftlichen Störungen. Die Oſtgebiete wurden von einem Kriegszug nach dem anderen heimgeſucht. Wichtige Rohſtoffgebiete des Oſtens wurden durch die politiſchen Folgen des Koſakenaufſtandes vom polniſchen Staate getrennt. Das Finanzweſen verfiel, der Ackerbau ging zurück, der Adel verarmte, und da eine geordnete Waldwirtſchaft fehlte, die den Kahlſchlägen entgegengetreten wäre, mußten die Holzungsgebiete immer weiter in den Oſten verlegt werden. Die Verſuche Danzigs, dieſen Verluſten durch die Schaffung eines unmittelbaren Waſſerweges Weichſel—Dnjepr zu begegnen, um ſo die Schrumpfung ſeines Einzugsgebietes wieder wettzumachen, hatten keinen dauernden Erfolg.

---

[35] Danzig, Stadtbibliothek, Mſ. 40, S. 430.

[36] Vgl. die Anm. 8 genannte Arbeit.

[37] Danzig, Staatsarchiv, Abt. 300, 19, 16—18.

[38] Dieſe Zahl iſt aus den Angaben der Sundzolltabellen und Materialien des Staatsarchivs Danzig Abt. 300, 19 errechnet. Vgl. Anm. 8.

[39] Bei dem Vergleich dieſer Angabe mit den oben genannten Jahren 1618—1621 iſt zu beachten, daß dort ein Vierjahresdurchſchnitt für Jahre beſter Marktlage und Ernte berechnet wurde, bei der hier gemachten Angabe aber das Tiefſtandsjahr 1645 mit nur 56 250 t in der Geſamtberechnung des Jahrzehnts eingeſchloſſen iſt.

[40] Zahl nach Naudé, a. a. O., S. 375, und Danzig, Stadtbibliothek, Mſ. 559.

10. Der Zuſammenbruch nach 1660 und das Abſinken des Weichſelhandels bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts

Zum endgültigen Erliegen des Weichſelhandels ſollten die Ereigniſſe des zweiten ſchwediſch-polniſchen Krieges (1655—1660) führen. Der neue ſchwediſche König, Karl X. von Pfalz-Zweibrücken, fand bei ſeinem Regierungsantritt die Mündungen der großen norddeutſchen Ströme Weſer—Elbe—Oder in ſchwediſchem Beſitz vor. Gelang es hier, die Mündungsgebiete von Weichſel und Düna als Schlußſteine einzufügen, ſo war der ſchwediſche Ring um die Oſtſee geſchloſſen. Als ihm von polniſcher Seite die Anerkennung des ſchwediſchen Königstitels verweigert wurde, bot ſich die große Gelegenheit, hier zum entſcheidenden Schlage auszuholen. Der Schwedenkönig überzog Polen mit einem Zerſtörungskrieg, deſſen unmittelbarer Schauplatz das Weichſelgebiet wurde. So wie am Rhein die Ruinen aus den Kriegen Ludwigs XIV. eine eindringliche Sprache ſprechen, ſäumen heute die Burgund Schloßruinen aus der Schwedenzeit die Weichſelufer[41]. Dazu hemmte die ſchwediſche Flotte die Seeſchiffahrt. Eine ſchwediſche Beſetzung des Danziger Hauptes unterbrach den Weichſelhandel. Als 1657 Dänemark Schweden den Krieg erklärte, zogen ſich die Unternehmungen auch nach den däniſchen Inſeln hinüber, und der Sund war bis 1660 geſperrt.

Fünf Jahre lang wurde der Weichſelhandel alſo zum Stillſtand gezwungen, eine Zeit, in der die Großabnehmer im Weſten nur gelegentlich auf unſichere Lieferungen aus dem Oſtſeebecken rechnen konnten. Sie wurden gezwungen, ihren Bedarf aus anderen Quellen zu decken. Die Niederlande hatte begonnen, mehr Getreide zu bauen; ohnehin war der Kornhandel durch die franzöſiſche Ackerbaupolitik und die Einſchränkung des Mittelmeerhandels zurückgegangen, und die Aufnahmefähigkeit des Weſtens für oſteuropäiſches Getreide war alſo geſunken. Außerdem war es infolge der Kriegsverwüſtungen in Polen auch gar nicht mehr möglich, von dort ausreichende Lieferungen zu erhalten. Nur Reformen an Haupt und Gliedern hätten dort dem ſtändigen Rückgang der Ackerbaufläche und der Zerrüttung des Wirtſchaftslebens ſteuern können. Aber an der dazu notwendigen Staatsgewalt fehlte es in dem folgenden Jahrhundert völlig. Genau ſo wenig vermochte man gegen den Waldrückgang zu unternehmen, und es iſt daher nicht verwunderlich, wenn die Niederlande und England ihr Holz und ihre Waldwaren in Zukunft nicht im gewohnten Umfang aus Danzig holen konnten, ſondern ſich an Norwegen, Schweden oder aber an das immer bedeutender werdende Rußland wandten. Der Weichſelhandel mit Salpeter, der in früheren Jahren immerhin keine ganz untergeordnete Rolle geſpielt hatte, ſchlief jetzt ganz ein, weil ſich die Niederlande billiger aus den eigenen Kolonien verſorgen konnten, deren Wettbewerb dem Weichſelhandel auch in anderen Handelszweigen verderblich werden ſollte[42]. Der Wein-, Herings- und Kolonialwarenhandel, der früher auf der Weichſel zu Berg gegangen war, konnte in dem verarmten, dazu in langſamer aber ſtändiger Auflöſung begriffenen Polen nicht mehr das Abſatzgebiet finden, das er in der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts noch in ihm gehabt hatte.

Hierzu kam die Belaſtung des Weichſelhandels durch übermäßig hohe Zölle, die einmal von den polniſchen Königen bei Fordon erhoben wurden und z. T. 70—80 v. H. des Warenwertes ausmachten, wodurch der Durchfuhrhandel auf der Weichſel ſo verteuert wurde, daß litauiſche Aſche und Hölzer in Zukunft über Königsberg und Riga verſchickt wurden. Dann waren auch die Danziger Zölle vom ſeewärtigen Warenverkehr verhältnismäßig hoch[43], denn die ſtädtiſchen Kaſſen hatten gewaltige Belaſtungen zu ertragen. Das Rüſtungsweſen der Stadt erforderte immer erneute Aufwendungen und die Wiederherſtellungsarbeiten an den Verwüſtungen der vergangenen Kriege, den durchſtochenen Weichſeldeichen und dadurch überſchwemmten Niederungsgebieten wurden faſt ausſchließlich von Danzig finanziert. Dazu kam endlich, daß die polniſchen Könige, auf den ſprichwörtlichen Reichtum der Stadt pochend, von dieſer rieſige Zwangsanleihen forderten, die ſich in keiner Weiſe verzinſten. Unter dieſer Umſtänden iſt es begreiflich, daß die Stadt gezwungen war, ſich als erſtes an die Zölle, als die einzige bisher gleichbleibende Einnahme, zu halten.

---

[41] Pufendorf, De Rebus a Carolo Gustavo Sueciae rege gestis commentariorum libri septem. Nürnberg 1696. Bereits die dem Werk beigegebenen Stiche geben ein anſchauliches Bild der Zerſtörungstätigkeit.

[42] Nach zeitgenöſſiſchen Denkſchriften und Berichten, Danzig, Stadtbibliothek, Mſ. 59 (1630), Mſ. 540 (1653), Mſ. 537 (1660), Mſ. 544 (1665), Mſ. 700 (1692); Danzig, Staatsarchiv, Abt. 300, H. fol. F. 2 (1678).

[43] Die Mehrzahl der in Anm. 42 oben genannten Denkſchriften klagt auch über dieſen Punkt.

Mit dem Ende des 17. Jahrhunderts kündigten ſich, wenn auch ſchwach und vereinzelt, die erſten Veränderungen in Richtung und Gefüge des Welthandels an. Die Haupthandelstätigkeit begann ſich ganz allmählich in die Randmeere des Atlantik zu verlegen, und Danzig ſollte ſchließlich für lange Zeit ſpüren, daß ſein Hafen und ſeine Weichſelzufuhrſtraße für dieſe Großhandelswege im toten Winkel lagen. Dieſe Vorgänge wirkten ſich natürlich nicht ſchlagartig auf den Weichſelhandel aus. Aber ſie ſind als die weſentlichen Vorausſetzungen anzuſehen, die den langſamen aber unaufhörlichen Rückgang in den folgenden hundert Jahren mit verſtändlich machen. Auch iſt der Weichſelhandel durch die Ereigniſſe von 1655 bis 1660 nicht völlig zuſammengebrochen, aber die von ihm beförderten Warenmengen ſind nun nicht umfangreicher als in jenen Jahren des 16. Jahrhunderts, als er ſich eben anſchickte, eine Bedeutung zu erringen. Bis über die Mitte des 18. Jahrhunderts hinaus beobachten wir einen ſchrittweiſen Rückgang, der in groben Linien durch die folgenden Jahrzehnt-Durchſchnittszahlen der Danziger Getreideausfuhr veranſchaulicht wird[44]:

1660—1670	rund	68000 t	1711—1720	rund	46000 t
1671—1680	„	63000 t	1721—1730	„	93000 t
1681—1690	„	100000 t	1731—1740	„	41000 t
1691—1700	„	69000 t	1741—1750	„	42000 t
1701—1710	„	45000 t	1751—1760	„	75000 t.

Dieſen Zahlen entſpricht der Umfang des Weichſelhandels. Aus welchen Landſchaften des Weichſelſtromgebietes dieſe Lieferungen ſtammten, iſt im einzelnen nicht mehr feſtſtellbar. Danziger Denkſchriften aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts betonen, daß ſich der Danziger Getreidekaufmann weſentlich mehr auf die weſtpreußiſchen als auf die polniſchen Zufuhren ſtützte[45].

Je mehr das polniſche Hinterland zum Spielball und Zankapfel der neuen Großmächte Rußland und Preußen wurde, um ſo ſchwieriger wurde die Stellung Danzigs, das ſich keinem von beiden anſchließen konnte, ohne es mit einem von jenen und dazu mit Polen völlig zu verderben. Wie unhaltbar die Stellung Danzigs wurde, zeigte ſich zu Anfang des 18. Jahrhunderts im nordiſchen Kriege. Wieder lagen die ſchwediſchen Heere vor Danzig, brandſchatzten das Werder und zogen dann weichſelaufwärts nach Polen. An eine geregelte Abwicklung des Weichſelhandels war bis 1720 faſt nicht zu denken, an eine Erholung von den vorausgegangenen Übeln noch weniger, denn die ſchwediſchen Zwangsſteuern vergrößerten die Armut in Land und Städten von Jahr zu Jahr. In den Friedensjahren 1726—1733 erfuhr der Handel eine vorübergehende Belebung[46], um jedoch durch die Belagerung Danzigs im polniſchen Erbfolgekrieg von neuem auf das Empfindlichſte unterbrochen zu werden. Die Wirren in Polen taten das ihre, und in den Jahren 1736 und 1737 waren ſogar ſeewärtige Getreide-Einfuhren notwendig, was, ſoweit wir unterrichtet ſind, ſeit faſt 300 Jahren nicht mehr vorgekommen war[47].

Die zwei folgenden Jahrzehnte brachten dem Weichſelhandel keine weſentlichen Änderungen. Die Danziger Ausfuhr blieb gering und die erhöhte Durchſchnittsziffer des Jahrzehnts von 1751—1760 (75 000 t) iſt zum größten Teil auf die guten Ernten der Jahre 1751/52 zurückzuführen; in beiden Jahren wurden mehr als 120 000 t ausgeführt. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts dagegen bewirkten die politiſchen Umſchichtungen auch weitgehende wirtſchaftliche Veränderungen.

---

[44] Zahlen nach: Danzig, Stadtbibliothek, Mſ. 559.

[45] So z. B. in: Danzig, Stadtbibliothek, Mſ. 540, S. 51ff.

[46] In dem guten Erntejahr 1724 ſtieg die Danziger Getreideausfuhr ſogar auf über 125000 t. Danzig, Stadtbibliothek, Mſ. 559.

[47] Danzig, Stadtbibliothek, Mſ. 559. Vgl. Deutſches Archiv für Landes- und Volksforſchung Jg. 2, 1938, Heft 1, S. 84.

Der zur Großmacht aufgeſtiegene preußiſche Staat hatte den Siebenjährigen Krieg, der die Ruſſen mehrfach auf beiden Ufern der Weichſel geſehen hatte, ſiegreich durchgefochten. Seine auf hoher ſtaatlicher Kultur ſtehenden Gebietsteile waren durch das zum polniſchen Staate gehörige Unterweichſelgebiet voneinander getrennt. Die räumliche Trennung Oſtpreußens von den Marken wirkte ſich erheblich ungünſtiger aus als die Tatſache, daß einzelne preußiſche Gebietsteile in Weſtdeutſchland Enklaven anderer Staaten waren. Im Weſten war deren Verbindung untereinander dadurch geſichert, daß die dazwiſchen gelegenen Teile anderer Staaten kulturell, wirtſchaftlich und verkehrstechniſch annähernd auf gleicher Höhe mit den preußiſchen Gebieten ſtanden. Im Oſten dagegen ſchob ſich zwiſchen die unter überlegener Landeskultur und -verwaltung ſtehenden preußiſchen Staatsteile ein Gebiet von ungemein herabgeſunkener Staatskultur, mit Adelswillkür und grenzenloſer Armut auf dem Lande und, von Danzig abgeſehen, nur noch mit Reſten eines ohne Hoffnung dahindämmernden ſtädtiſchen Eigenlebens. Die Verwaltungsweiſe war um Jahrhunderte zurückgeblieben und z. T. durch den Adel künſtlich zurückgeſchraubt. Dazu drohten die Anſprüche Rußlands auf das polniſche Staatsgebiet mit einer ruſſiſchen Abſchnürung Oſtpreußens vom Weſten.

Auch das anſchließende Gebiet des polniſchen Staates, ein durch Rußland abſichtlich in „glücklicher Anarchie" gehaltener Pufferſtaat, verlor mit den Jahren mehr und mehr die Berechtigung, ſich wirklich einen Staat nennen zu können. Es war zu einem „Pulverfaß Europas" geworden, von deſſen wiederholt weit um ſich greifenden inneren Unruhen auch die benachbarten Gebiete anderer Staaten bedroht wurden und deſſen Beſeitigung dieſen anliegenden Staaten nicht etwa durch Gebietshunger, ſondern aus Gründen der eigenen Sicherheit geboten wurde. In den letzten Jahren ſeines Scheindaſeins hatte der polniſche Staat verſucht, groß angelegte Reformen zu verwirklichen, die ihm die Einführung einer geordneten Landesverwaltung und die Wiederherſtellung einer wirklichen Staatsführung ermöglichen ſollten, und der Beſchluß des Reichstages von 1764 hinſichtlich der Umgeſtaltung des polniſchen Zollſyſtems (Erſatz der zahlreichen Binnenzölle durch einen nur an den Landesgrenzen zu erhebenden Generalzoll) war an ſich zweckmäßig[48], aber es war für dieſe in letzter Stunde verſuchte Neugeſtaltung des polniſchen Wirtſchaftslebens ſchon zu ſpät. Zudem verlegte man auf der Weichſel die Erhebungsſtelle nicht bis an die Landesgrenze, ſondern behielt die Zollſtelle Fordon bei, und die Sätze dieſes nun bei Fordon eingehobenen Generalzolls wirkten ſich erheblich ungünſtiger auf den Weichſelhandel aus als alle bisherigen Zölle, da Polen jetzt an den Grenzen ebenſoviel und mehr einzunehmen gedachte als früher durch die vielen kleinen Binnenzölle eingekommen war. Zwar waren Holz und Ausfuhrwaren nach Danzig vom Generalzoll ausgenommen, aber er belaſtete neben dem Landverkehr nach preußiſchem Staatsgebiet den Weichſelhandel nach Oſtpreußen ſehr drückend. Berlin mußte darin mit Recht einen Vertragsbruch von ſeiten Polens ſehen, dem es die Nichteinhaltung des Wehlauer Vertrages von 1657 vorwerfen konnte, deſſen Abmachungen die Zollverhältniſſe zwiſchen Preußen und Polen in der vorausgegangenen

---

[48] Die Darſtellung folgt einem von amtlicher Danziger Seite abgefaßten Verhandlungsprotokoll der preußiſch-polniſchen Verhandlungen von 1765 in Warſchau. Danzig, Stadtbibliothek, Mſ. 1343.

Zeit geregelt hatten. Da der entſprechende Artikel dieſes Vertrages ſich aber nicht unmittelbar mit dem Weichſelhandel befaßte und auch ſonſt die Möglichkeit zu verſchiedenen Auslegungen bot, kam es zum Zollkrieg. Im Frühjahr 1765 erſchienen preußiſche Truppen und Geſchütze auf den Weichſelufern bei Marienwerder und hielten die Schiffahrt zur Errichtung hoher Zölle an. Dadurch wurde Polen zum Einlenken gezwungen. Nach langwierigen Verhandlungen in Warſchau hoben ſchließlich beide Parteien ihre Zölle wieder auf, und der Weichſelhandel konnte ſich ungeſtörter abwickeln[49]. Im Jahresdurchſchnitt der Zeit zwiſchen 1766 und 1771 ſtieg die Danziger Getreideausfuhr, von guten Erntejahren begünſtigt auf 102 000 t, zumal ſich aus England, das in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts an die Stelle des alten Hauptabnehmers Holland treten ſollte, eine lebhafte Nachfrage einſtellte.

11. Die polniſchen Teilungen und die Weichſel

1772 erhielt das untere Weichſelgebiet mit dem Heimfall an Preußen jenen organiſchen Landſchaftszuſammenhang wieder, dem es ſeine Blütezeit unter der Ordensherrſchaft verdankte. Da aber die Städte Danzig und Thorn bei der erſten Teilung noch Polen angegliedert blieben, wurde ein Ausnahmezuſtand geſchaffen, der auf den Weichſelhandel die nachteiligſten Auswirkungen haben ſollte. Man hatte dem Verkehr auf der Unterweichſel mit dieſen beiden Städten, in denen ſich ſein Hauptumſatz vollzog, gewiſſermaßen die beiden Widerlager entzogen, auf die er ſich im Süden und Norden geſtützt hatte. Der dazwiſchenliegende preußiſche Weichſelabſchnitt hing verkehrstechniſch geſehen in der Luft und mußte bei anderen Städten Anlehnung ſuchen. Es iſt müßig, eine „Schuld"frage für dieſe Regelung und für das Abwärtsgleiten des Weichſelhandels in den folgenden Jahren aufwerfen zu wollen. Den politiſchen Hintergrund zu dieſer unglücklichen Grenzziehung hatte das Verhalten Rußlands in den Verhandlungen zur erſten Teilung gebildet. In Petersburg hatte man ſich noch Hoffnungen auf Danzig, den großen eisfreien Hafen an der Weichſelmündung, gemacht. Als dieſe Erwerbung ausſichtslos erſchien, bemühte man ſich, in der Zuteilung beider Städte an Polen Anſatzpunkte zu ſchaffen, an denen die ruſſiſche Politik im unteren Weichſelraum wieder anſetzen konnte, und willigte nur in dieſe Verlegenheitslöſung. Die Fehler, die dann gemacht wurden, als es galt, ſich mit den nun einmal geſchaffenen Zuſtänden irgendwie abzufinden, lagen auf allen Seiten.

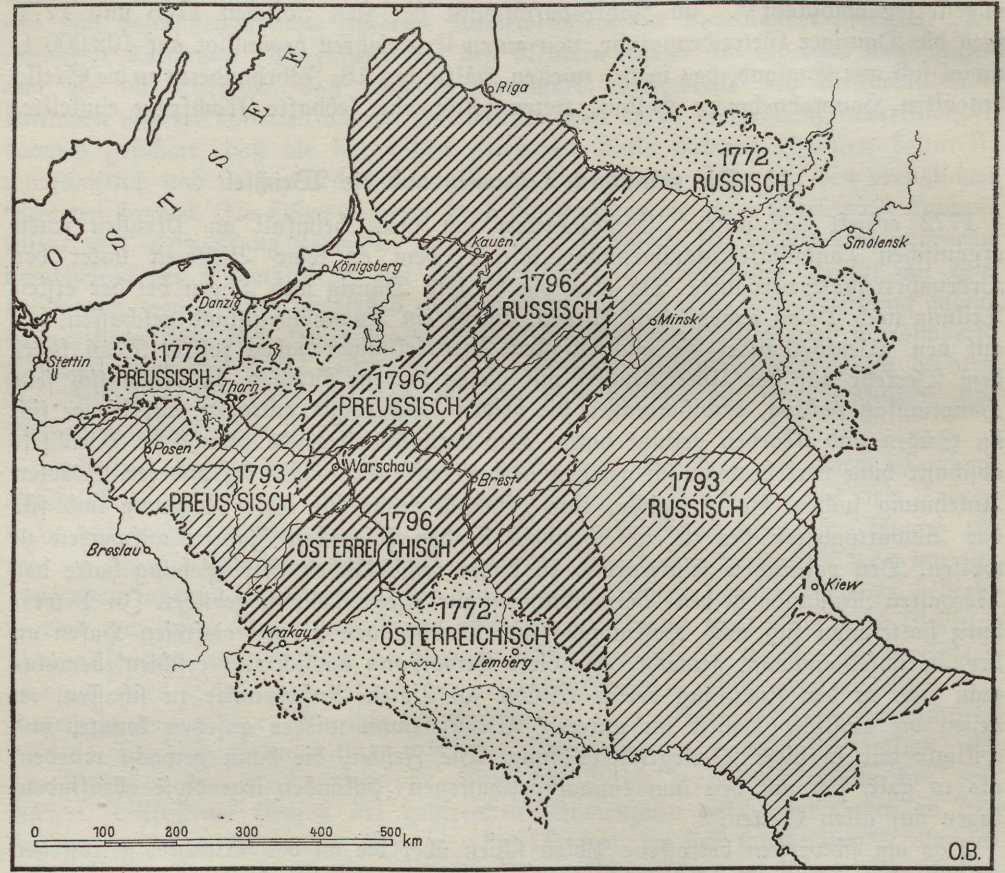
Das am ſchwerſten betroffene Polen ſchien über die an der Weichſel getroffenen Neuregelungen am ſchnellſten hinwegzukommen. Denn niemals hat es in der Geſchichte eine ſo gute Gelegenheit gehabt „ſeinem — unentbehrlichen" Danzig, das jetzt wirtſchaftlich ſchwer bedrängt war, durch die eigene Handelspolitik den Rücken zu ſtärken. Aber es tat gerade das Gegenteil. 1775 unterzeichneten Preußen und Polen einen Zollvertrag, der den unmittelbaren Verkehr zwiſchen beiden Staaten mit einem Zollſatz von 2 v. H. belegte, dagegen wurde der Durchgangsverkehr von Polen durch Preußen ins Ausland — den faſt ausſchließlich der Weichſelverkehr bildete — mit einem Zollſatz von 12 v. H. belegt[50]. Da Polen es bei der Handhabung dieſes neuen Zollvertrages zuließ, daß Danzig als Ausland behandelt wurde, war damit ein ausdrücklicher Verzicht Polens auf die Weichſelmündungsſtadt geleiſtet. Dieſe Haltung wird deutlich durch einen 1778 dem

---

[49] Vgl. Anm. 48.

[50] Dieſe Hundertſätze wurden je nach Warengattung vom Wert, Gewicht oder Stückzahl erhoben. Danzig, Stadtbibliothek, Mſ. 547.

Warſchauer Reichstag gemachten Vorſchlag unterſtrichen, der einen Verkauf Danzigs an Preußen beabſichtigte[51]. Die Folgen dieſes Vertrages waren insbeſondere für den Danziger Weichſelhandel unheilvoll. Wenn der aus Polen über Danzig ins Ausland gerichtete Warenverkehr jetzt die Weichſel als bisher billigſte Frachtſtraße benutzen wollte, dann hatte er zunächſt den polniſchen, darauf den 12 v. H. betragenden preußiſchen Zoll zu entrichten, ging dann durch den Danziger Zoll, um ſchließlich noch, da Preußen im Beſitz der Weichſelmündung bei Danzig war, um den preußiſchen Seezoll verteuert zu werden[52]. Daß auf dieſe Weiſe kein normaler Weichſelverkehr aufkommen konnte, liegt auf der Hand. Der Warenverkehr mußte, falls er die Weichſel nicht überhaupt verließ, notwendigerweiſe Umwege um die Zollſchranken ſuchen. Einer der Hauptgründe für die damit einſetzende Einſchränkung des unmittelbaren Nord-Südverkehrs auf der unteren Weichſel war die Eröffnung des neuerbauten Bromberger Kanals (1773). Dieſe im Rahmen des geſamten Weichſelverkehrs namentlich für ſpätere Zeiten außerordentlich wichtige Verbindung des Weichſelſtromgebiets mit dem der Oder und den Waſſerſtraßen der Mark war


OSTSEE
Riga
1772 RUSSISCH
Smolensk
Kauen
Königsberg
1796 RUSSISCH
Minsk
Danzig
1772 PREUSSISCH
Stettin
Thorn
1796 PREUSSISCH
Posen
Warschau
Brest
1793 PREUSSISCH
1793 RUSSISCH
1796 ÖSTERREICHISCH
Breslau
Kiew
Krakau
1772 ÖSTERREICHISCH
Lemberg
0 100 200 300 400 500 km
O.B.

Karte 3. Die Auflöſung des alten polniſchen Staates als Plan bereits in der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts aufgetaucht. Aber erſt die Tatkraft Friedrichs des Großen ſollte dieſen die Netze und die Brahe verbindenden Kanalbau in die Wirklichkeit umſetzen. Die Laufrichtung der mittleren Weichſel wurde damit gleichſam bis weit nach Mitteldeutſchland hinein verlängert. Unter den gegenwärtigen Umſtänden lenkte der Kanal aber einen Teil des früher nach Norden, Danzig zugeführten Verkehrs nach Weſten ab. Außerdem hatten die niedrigen Zollſätze auf den unmittelbaren Verkehr zwiſchen Preußen und Polen den Verkauf umfangreicher Warenmengen in Bromberg, Marienwerder oder Elbing zufolge. Die harte Zollabſchnürung des Danziger Seeverkehrs ließ einen großen Teil des noch nordwärts gerichteten Weichſelverkehrs, darunter die wichtige Holzflößerei, nach Elbing abgleiten, wohin er außerdem durch niedrige Hafengebühren angelockt wurde.

---

[51] Keyſer, Danzigs Geſchichte, S. 176.

[52] Danzig, Stadtbibliothek, Mſ. 547.

Dieſer Zuſtand dauerte zehn Jahre, bis es nämlich 1784 zu Schwierigkeiten mit der preußiſchen Schiffahrt und dem Landhandel preußiſcher Untertanen auf Danziger Gebiet kam. 1785 wurde infolgedeſſen eine Weichſelkonvention zwiſchen Preußen und Polen abgeſchloſſen, die Rußland als der eigentliche Machthaber garantierte. Jetzt wurde Danzig, unter der Vorausſetzung, daß es preußiſchen Untertanen in ſeinen Gewäſſern dasſelbe gewährte, freie Durchfuhr auf der Weichſel zugeſichert (Art. 2); dazu wurde ihm der polniſche Seeausfuhrhandel, ſoweit er auf der Weichſel nach Danzig ging, unter Ausſchluß der preußiſchen Untertanen als alleinige Domäne zugeſtanden (Art. 3)[53]. Zwar bedeutete die Konvention das Ende des unmittelbaren Wirtſchaftskrieges zwiſchen Danzig und Preußen, aber die Danziger Getreideausfuhr, die auch hier als Wertmaßſtab herangezogen werden darf, kam im Durchſchnitt der Jahre 1785—1792 nur auf 62500 t[54]. Vergleicht man dieſe Entwicklung mit den vor 1772 liegenden Jahren und insbeſondere mit dem unmittelbar auf das Jahr 1793 erfolgenden Aufſchwung des Weichſelhandels, ſo ergibt ſich mit aller Deutlichkeit, daß für Danzig ein intenſiver Weichſelhandel und eine normale Getreideausfuhr unmöglich war, wenn es keine Zulieferungen aus dem weſtpreußiſchen Gebiet an der Unterweichſel erhielt. Die polniſche Zufuhr allein, auf die Danzig in dem Zeitraum zwiſchen 1785 und 1793 angewieſen war, ſtellte alſo auch jetzt keineswegs den Hauptanteil der Danzig auf der Weichſel zugelieferten Getreidemengen. Daß ſich die Stadt unter dieſen Umſtänden nicht früher zu einem Anſchluß an Preußen entſcheiden konnte, ſollte empfindliche Rückwirkungen auf ihr Wirtſchaftsleben haben. Der Grund iſt wohl weniger in der nicht immer glücklichen Politik des Rates als in den ruſſiſchen Anſprüchen auf die Stadt zu ſuchen, die der preußiſchen Regierung eine vermittelnde Haltung verbaten. Schließlich ſah ſich Danzig doch gezwungen, dieſem unerträglichen Zuſtand durch ſeinen Übergang an Preußen ein Ende zu machen. Es kam 1793 wieder an den preußiſchen Staat zurück, und damit war dem Weichſelhandel von neuem die Möglichkeit gegeben, ſeine alten Bahnen aufzuſuchen. Mit der zweiten polniſchen Teilung waren aber noch erheblich tiefergehende Umwälzungen im Weichſelgebiet verbunden: Kujawien, Plock und die Hälfte Maſowiens kamen an Preußen, das ſchließlich mit der dritten polniſchen Teilung (1795) dazu noch ganz Maſowien mit Warſchau erhalten ſollte. Jetzt war die Weichſel von der Pilicamündung oberhalb Warſchaus bis zur Weichſelmündung bei Danzig ein preußiſcher Strom. Jetzt waren die wichtigſten unmittelbaren Verſorgungsgebiete des Weichſelhandels einſchließlich Maſowiens im Beſitz eines einzigen Staates, und auch die Waldungen, aus denen die Holzflößerei hauptſächlich geſpeiſt wurde, waren zum größten Teil preußiſch geworden, denn der Bug war etwa bis Breſt-Litowſk, der Narew aber faſt bis in ſein Quellgebiet in preußiſcher Hand.

---

[53] Jekel, Geſchichte des pohlniſchen Handels, II, S. 25/26.

[54] Danzig, Stadtbibliothek, Mſ. 559.

12. Unter- und Mittelweichſel als Beſtandteil des preußiſchen Staates

Dieſe politiſchen Umgeſtaltungen bedeuteten den Anbruch einer kurzen, aber für die Nachwelt außerordentlich lehrreichen Epoche des Weichſelhandels. Jetzt ſtellte ſich keine Zollſchranke und keine Staatsgrenze mehr der Abwicklung dieſes Verkehrs in den Weg. Danzigs Handel, der ſchon erheblich darunter gelitten hatte, daß ſeine Wettbewerbfähigkeit auf dem Weltmarkt von Jahr zu Jahr ſank, erhielt wieder neuen Antrieb, und die Entwicklung der ſeewärtigen Getreideausfuhr Danzigs ging ſprunghaft in die Höhe[55]:

1795	51100 t	1801	138300 t
1796	92600 t	1802	200000 t
1797	97200 t	1803	148800 t
1798	116500 t	1804	157100 t
1799	120900 t	1805	125000 t
1800	116500 t		

Hier reden Zahlen und Tatſachen eine klare und unbeſtechliche Sprache. Die Landſchaften an Unter- und Mittelweichſel waren gemeinſam einer ſtraff geformten Staatsführung unterſtellt, die, und das war das Entſcheidende, auch von dem Willen beſeelt war, ſich die ihr von der Natur gegebenen Möglichkeiten: Landſchaften, Straßen und Verbindungsmöglichkeiten in vollem Umfange dienſtbar zu machen. In einer erſtaunlich kurzen Zeit gelang es dem preußiſchen Staat, dem Weichſelhandel einen Lebensantrieb zu geben und eine Verkehrstätigkeit auf den Plan zu rufen, wie ſie der Strom ſeit über 150 Jahren, alſo ſeit der Blüte des Weichſelhandels im 17. Jahrhundert, nicht mehr geſehen hatte. Natürlich iſt eine Zehnjahresſpanne nicht ganz ausreichend, um aus ihr Schlüſſe von allgemein verpflichtender Bedeutung zu ziehen. Recht auffällig iſt aber allein die Tatſache, daß die zum erſtenmal in dieſer weitausgreifenden Form erreichte politiſche Zuſammenfaſſung der Gebiete an der unteren und mittleren Weichſel für ein Jahrzehnt eine ſo plötzliche Belebung der Danziger Getreideausfuhr und des Weichſelhandels hervorrief, nachdem eine Epoche ſchwerſter Kriſenjahre vorausgegangen war, in denen dieſe Landſchaften einer unorganiſchen und unheilvollen Zergliederung anheimgefallen waren.

Die tieferliegenden Gründe dafür ſind, abgeſehen von der Niederreißung aller Zollſchranken im Haupterzeugungsgebiet für Getreide, einmal die Förderung der Weichſelſchiffahrt durch den preußiſchen Staat, dann die großen, auch von der polniſchen Forſchung anerkannten Erfolge der preußiſchen Verwaltung und inneren Koloniſationstätigkeit und nicht zuletzt die unermüdliche Arbeit der preußiſchen Strombauverwaltungen in den neuerworbenen Gebieten[56]. Demzufolge ſtieg die Wettbewerbsfähigkeit des nach Danzig herabgeführten Getreides auf dem Weltmarkt durch das billige Danziger Angebot in bisher nie erlebtem Maße. Es iſt verfehlt, angeſichts der Sprunghaftigkeit dieſer Entwicklung auf eine Scheinblüte zu ſchließen, wie dies mit der Tätigkeit des Weichſelhandels kurz vor der Mitte des 17. Jahrhunderts zu beobachten geweſen war, oder wie es — um einen der Zeit näherſtehenden Vergleich anzuwenden — der etwas anders gelagerte Fall der durch den engliſchen Bergarbeiterſtreik 1926 außergewöhnlich geſteigerten Danziger Kohlenausfuhr geweſen iſt. Denn in dieſen Fällen ſind ungewöhnliche innen- und außenpolitiſche Ereigniſſe in ſolchen Ländern der Antrieb zur Ausfuhrſteigerung geweſen, die am Gedeih und Verderb des Weichſelhandels nicht unmittelbar beteiligt waren. Zwiſchen 1795 und 1805 handelte es ſich dagegen um das rein wirtſchaftliche Moment des hohen und billigen Danziger Angebots, das gute Ernten unterſtützen. Betrachtet man die Beherrſchung und Betreuung der Lande an der Unter- und Mittelweichſel durch den preußiſchen Staat unter dem Blickwinkel der Jahrhunderte, ſo mag dem zwar der Charakter eines ebenſo kurzen wie bedeutſamen Zwiſchenſpiels zukommen. Aber dieſe großräumige preußiſche Herrſchaft im Weichſelgebiet war durch ihre Aufbauleiſtungen Grundlage der ſpäteren Entwicklung und zugleich ein hoffnungsvolles und mahnendes Beiſpiel: denn letzten Endes war ein dieſen Wirtſchaftszuſammenhängen entſprechender Zuſtand zum Wohle des Weichſelhandels und der Anliegerſtaaten bei gutem Willen auch durch ein entſprechendes Übereinkommen zwiſchen dieſen Staaten zu erreichen.

---

[55] Danzig, Stadtbibliothek, Mſ. 559. Zum Vergleich ſiehe Tabelle S. 363.

[56] Vgl. Wutzke, Beſchreibung des Bugfluſſes und derſ., Beſchreibung des Narewfluſſes. In: Beiträge zur Kunde Preußens, Bd. III, Königsberg 1819.

Es ſcheint das Schickſal des Weichſelhandels zu ſein, jedesmal nach einem außergewöhnlichen und hoffnungsreichen Aufſtieg durch einen Krieg gelähmt und unterbrochen zu werden. So war es vor 1625, ſo vor 1650, ſo ſollte es auch jetzt durch die napoleoniſchen Kriege kommen, und ähnlich ſollte es auch mit dem Weltkriege 1914—1918 werden.

13. Die napoleoniſchen Kriege und ihre Nachwirkungen

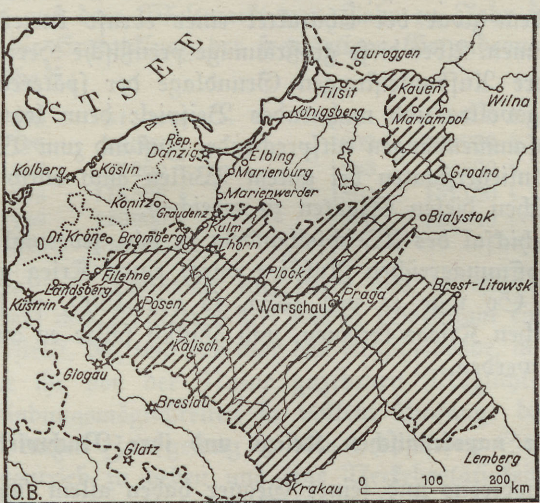
Die Feldzüge Napoleons und ſeiner Gegner haben allein ſchon durch ihre militäriſchen Folgen den Weichſelhandel ſtillgelegt. Die Weichſel erwies ſich im Feldzug von 1806 als eine recht gut haltbare Verteidigungslinie gegenüber den nach Oſten vorrückenden franzöſiſchen Heeren. Zwar wurde ſie in dieſer Eigenſchaft von der ruſſiſchen Heerführung nicht voll ausgenutzt, bewirkte aber ſchließlich doch, daß Napoleon an ihrem Unter- und Mittellauf in Winterlager gehen mußte[57]. Napoleon ſah die Weichſel und ihr Gebiet nur mit den Augen des Feldherrn und daher als eine Sicherungs- und Verbindungslinie für ſeine militäriſchen Pläne gegen Rußland an. Dieſen Stempel tragen auch die von ihm an der Weichſel errichteten kurzlebigen Staatsgebilde: das neue Herzogtum Warſchau wurde zum Aufmarſchgebiet gegen Rußland, zur Sicherung der Weichſelmündung wurde ein Danziger „Freiſtaat" mit der Feſtung Danzig unter franzöſiſchem Militärdiktat geſchaffen. Es hat dem Weichſelhandel wenig genützt, wenn im Tilſiter Frieden (1807) zum erſtenmal die völlige Freiheit der Weichſelſchiffahrt ausgeſprochen wurde[58]; denn etwa ein Jahr vorher hatte Napoleon die Feſtlandſperre gegen England verhängt und damit dem oſtdeutſchen Handel ſamt dem Weichſelhandel jede Grundlage entzogen[59]. Trotz des kanadiſchen Wettbewerbs waren Getreide und Holz aus der Weichſelmündung immer noch regelmäßig an den engliſchen Hauptabnehmer gegangen. Jetzt war dieſe Abſatzmöglichkeit durch die Feſtlandſperre völlig unterbunden. Die ſchwere Belagerung Danzigs durch die franzöſiſchen Heere und die Verarmung der Stadt durch die Kontributionen eintreibende Beſatzung haben die Danziger Wirtſchaft völlig zuſammenbrechen laſſen. Da zudem infolge der Kriegsbewirtſchaftung durch die franzöſiſchen Heere die preußiſchen Gebiete und das Herzogtum Warſchau als Getreidelieferer ausfallen mußten, hat die Getreideausfuhr Danzigs in den Jahren 1805—1814 ſtillgelegen. Nur in einem Jahre, 1810, iſt eine Ausfuhr von 50 000 t vorgekommen[60]. Die Schäden, die in dieſer Zeit der oſtdeutſchen Wirtſchaft und mit ihr dem Weichſelhandel auf Jahrzehnte zugefügt wurden, hat Treitſchke treffend mit dem Rückſchlag verglichen, den der Dreißigjährige Krieg ſeinerzeit in den mitteldeutſchen Gebieten verurſacht hatte[61].

---

[57] v. Freytag-Loringhoven, Die Heerführung Napoleons, Berlin 1910, S. 118ff.

[58] Volz, Die Frage der Internationaliſierung der Weichſel, Danzig 1932, S. 11.

[59] Die Feſtlandsſperre wurde am 21. November 1806 verhängt. Die Wiedereröffnung der preußiſchen Häfen für England erfolgte am 20. Februar 1813.


OSTSEE
Tauroggen
Tilsit
Kauen
Wilna
Königsberg
Mariampol
Rep. Danzig
Elbing
Marienburg
Kolberg
Köslin
Grodno
Marienwerder
Konitz
Graudenz
Bialystok
Dt. Kröne
Bromberg
Kulm
Thorn
Filehne
Plock
Brest-Litowsk
Landsberg
Küstrin
Posen
Praga
Warschau
Kalisch
Glogau
Breslau
Glatz
Lemberg
Krakau
0
100
200
km
O.B.

Karte 4. Großherzogtum Warſchau im Jahre 1812

Eine der empfindlichſten Folgen der Feſtlandsſperre war die Haltung Englands nach 1814. Dort hatte man aus den durch den Wirtſchaftskrieg mit Napoleon verurſachten und an Hungersnot grenzenden Zuſtänden zuviel erfahren müſſen, um ſich jetzt nicht mit allen Mitteln gegen eine Wiederholung derartiger Gefahren zu ſichern. 1815 ſchuf ſich England in der Kornbill eine Möglichkeit, der Abhängigkeit der engliſchen Kornverſorgung vom Ausland mit der Unterſtützung der eigenen Landwirtſchaft zu begegnen. Noch einſchneidender für den Weichſelhandel war die vom engliſchen Standpunkt verſtändliche Bevorzugung der eigenen Kolonien, in erſter Linie Kanadas, das dem Weichſelhandel als Getreide- und Holzlieferer gefährlichen Wettbewerb machte. Schon in den 70er Jahren des vergangenen Jahrhunderts hatte man in Danzig dieſe Veränderungen in der Welthandelstätigkeit durch den Wettbewerb Nordamerikas geſpürt, das Weſteuropa mit Weizen und Holz belieferte[62]. Jetzt ſollten ſie ſich zum Schaden des Weichſelhandels doppelt ſo ſtark auswirken, da die Zeit der Feſtlandsſperre dem Atlantikhandel ungemein das Rückgrat geſtärkt hatte. Bis 1820 blieb es bei einer einſeitigen Bevorzugung Kanadas, und erſt 1821 wurde der engliſche Einfuhrzoll auf Oſtſeeholz herabgeſetzt und ſo dem Weichſelhandel wenigſtens eine Wettbewerbsmöglichkeit mit dem kanadiſchen Rivalen gegeben. Neben dieſem Nachlaſſen des engliſchen Intereſſes für die Güter des Weichſelhandels haben auch Korneinfuhrverbote Spaniens und Portugals die Danziger Abſatzmöglichkeiten eingeſchränkt.

---

[60] Danzig, Stadtbibliothek, Mſ. 559.
[61] Treitſchke, Deutſche Geſchichte im 19. Jahrhundert I, S. 277.
[62] Danzig, Stadtbibliothek, Mſ. 547.

Ein weiterer Grund für den Tiefſtand des Weichſelhandels war die wirtſchaftliche Lage Danzigs. Korn- und Holzhandel mit Polen waren ſeit jeher ein Vorſchußgeſchäft. Der Danziger Kaufmann pflegte, um ſich einen ſicheren Abnahmepreis in Danzig zu verſchaffen und dem polniſchen Verkäufer das Lieferungsgeſchäft zu ermöglichen, dieſem bedeutende Summen zum Ankauf und zur Anfuhr der Ware nach Danzig vorzuſtrecken, die dann dort nach dem ſeewärtigen Verkauf der Ware wieder rückerſtattet wurden. Jetzt aber hatte die Franzoſenzeit und ihre Belagerungen den einſtigen Wohlſtand Danzigs vollſtändig vernichtet. Die wohlhabenden Kaufmannshäuſer waren gezwungen worden, oft ihr Letztes an die Kontributionen zu wenden; ihre verfügbaren Kapitalien waren bis zur Neige angegriffen. Da ihnen nun auch noch die Nachwirkungen der Feſtlandsſperre die Möglichkeit entzogen, den Handel wieder aufzubauen, war der Danziger Korn- und Holzhandel empfindlich eingeſchränkt. Trotzdem ſich der preußiſche Staat durch Unterſtützungen, Einzelhilfen und Gewerbeaufbau um die Wiederherſtellung der unglücklichen Stadt bemühte, war die Danziger Kaufmannſchaft jetzt nicht mehr in der Lage, wie ehedem mit großen Summen in Polen zu arbeiten[63].

Aber die preußiſche Regierung verwandte nicht etwa nur kleine Einzelhilfen für den Wiederaufbau des Weichſelhandels, ſondern ergriff großzügige Maßnahmen, um zur Geſundung des oſtdeutſchen Wirtſchaftslebens zu kommen, denn die Regelung der preußiſchen Handelsbeziehungen mit Rußland ſtellte eine der vordringlichſten Aufgaben der geſamtpreußiſchen Handelspolitik dar.

14. Die ruſſiſche Handelspolitik als Hemmſchuh des Weichſelhandels

Nach der Niederwerfung Napoleons wurde die Grenzziehung in Oſtdeutſchland in jener Weiſe vorgenommen, wie ſie bis zum Verſailler Diktat beſtanden hat. Die zum erſtenmal durch den Tilſiter Frieden aufgeworfene Frage der freien Weichſelſchiffahrt hat auch den Wiener Kongreß beſchäftigt. Dort war ſie einmal Gegenſtand der Beratung im Rahmen der allgemein angeſtrebten Internationaliſierung der großen Ströme, wurde dann abgetrennt, um innerhalb der beſonderen Abmachungen zwiſchen Preußen, Rußland und Öſterreich verhandelt zu werden, die ſich aber ausſchließlich auf politiſchem und nicht auf wirtſchaftlichem Boden bewegten, nachdem die plötzliche Rückkehr Napoleons aus Elba die endgültigen Abſchlüſſe des Wiener Kongreſſes überſtürzt hatte. Da der Zar, der unter dem Einfluß des polniſchen Politikers Czartoryſki die Wiederherſtellung Polens im Umfange von 1772 verlangt hatte, ſich enttäuſcht ſehen mußte, weil er ſein Ziel, über die Weichſel an die Oſtſee zu kommen, nicht erreichte, ging ſeine Politik in der Weichſelfrage andere Wege[64]. Für das ganze 19. Jahrhundert iſt von nun an die Haltung Rußlands entſcheidend für Gedeih und Verderb des Weichſelhandels geweſen. Die geographiſchen Vorausſetzungen, wie ſie in dem nach Norden geöffneten Stromgebiet der Weichſel beſtanden, das die polniſchen Rohſtoffgebiete auf die Vermittlung über Danzig hin ausrichtete, wurden von Rußland geradezu verneint. Die natürlichen Grundlagen wurden aus handels- und nationalpolitiſchen Gründen vergewaltigt: Rußland kümmerte ſich nicht um die Grundgeſetze des polniſchen Raumes, die dieſen notwendigerweiſe zu einem Bindeglied zwiſchen Oſten und Weſten beſtimmen, ſondern wollte mit ihm einen aſiatiſchen Keil in die mitteleuropäiſche Flanke ſchieben. Wenn dieſe Beſtrebungen auch noch nicht von vornherein mit ihrer ganzen Deutlichkeit nach außen vertreten wurden, ſo zeigen ſich doch bereits vom Wiener Kongreß ab die erſten Anſätze zu einer Entwicklung, die Polen zwingen ſollte, ſich von der Weichſel abzukehren und den Blick nach Oſten zu richten. Dieſe ruſſiſche Tendenz blieb im ganzen 19. Jahrhundert gleichgerichtet, nur ihr Tempo und ihre Erſcheinungsformen änderten ſich jeweils mit der Wandlung des Verhältniſſes zwiſchen Zar und Polentum. In den Wiener Verhandlungen hatte Czartoryſki den Plan eines einheitlichen polniſchen Wirtſchaftsſtaates zur Sprache gebracht: das polniſche Gebiet ſollte, ſo wie es vor den Teilungen beſtanden hatte, ein zuſammenhängender Wirtſchaftskörper werden, politiſch ſollten die Teilgebiete bei den Anliegerſtaaten verbleiben. Die polniſchen Hoffnungen, auf dieſem wirtſchaftspolitiſchen Wege rein politiſche Ziele zu erreichen, unterſtützte der Zar mit der Abſicht, aus ihnen ein Mittel der ruſſiſchen Politik zu machen, um Rußland nach Weſten bis an die eisfreie ſüdliche Oſtſee auszudehnen. Für den Weichſelhandel hätte dieſer Plan, wenn er ſich wirklich als durchführbar erwieſen hätte, unter Umſtänden bedeutende Folgen gehabt. In den Verhandlungen von 1815 war Preußen für einige Gegenleiſtungen, die den Weichſelverkehr nicht betrafen, zu großen Zugeſtändniſſen bereit geweſen. Preußen wollte die polniſchen Weichſelſchiffer mit den preußiſchen gleichſtellen, die alten Stapelrechte ſollten aufgehoben werden, die Polen Handelsberechtigung in den Oſtſeeſtädten haben, und der Tranſitzoll ſollte zur Deckung der Ausgaben für die Waſſerſtraßen nur 2 v. H. betragen. Aber dieſe Verhandlungen zerſchlugen ſich, als von polniſcher Seite Forderungen aufgeſtellt wurden, die rein nationalpolitiſchen und keineswegs wirtſchaftlichen Charakter trugen. Polen beſtritt die preußiſchen Hoheitsrechte an Danzig, Polen verlangte ein Zollgrenze innerhalb Preußens, Polen forderte die Öffnung der Oder! Da von polniſcher Seite die Forderung nach einer freien Weichſelſchiffahrt als untrennbar von der einer Wirtſchafts- und Zolleinheit der Teilgebiete betrachtet wurde, mußte man notwendig auf den Widerſpruch Preußens ſtoßen, das ſich eine wirtſchaftliche Zertrennung Poſens und Schleſiens, Weſtpreußens, Oſtpreußens und Pommerns nicht gefallen laſſen konnte. Da ſich aber die Polen aus politiſchen Gründen gegen eine Trennung der Weichſelſchiffahrtfrage im allgemeinen von der beſonderen eines altpolniſchen Wirtſchaftsgebietes ſträubten, konnte es nur zu einer halben Löſung kommen. Die Handelsverträge zwiſchen Preußen, Öſterreich und Rußland 1817/18 haben infolgedeſſen keine allgemeine Verkehrsfreiheit auf der Weichſel gebracht, ſondern nur die Freiheit der Weichſelſchiffahrt für Bewohner Preußens und Polens. Die Schaffung einer Schiffahrtakte für die Weichſel iſt bis heute unterblieben[65]; von den eigentlichen polniſchen Forderungen wurde nichts verwirklicht.

---

[63] Vgl. Berichte des Vorſteheramtes der Danziger Kaufmannſchaft, Danzig 1848ff. W. Beue, Wirtſchaftszuſtände u. Wirtſchaftspolitik in Preußen 1815—1825, Stuttgart 1937, S. 25f. u. 173.

[64] Recke, Die polniſche Frage als Problem der europäiſchen Politik, Berlin 1927, S. 100; Volz, a. a. O., S. 19, Anm. 24. Beide vgl. zum folgenden.

Schon jener erſte 1818 im neuen Europa abgeſchloſſene Handelsvertrag zwiſchen Preußen und Rußland teilte das Schickſal der meiſten im 19. Jahrhundert zwiſchen dieſen beiden Staaten abgeſchloſſenen Handelsverträge, er wurde ruſſiſcherſeits nicht eingehalten. Der leidtragende Teil war der Weichſelhandel. Bereits 1822 tat Rußland den erſten entſcheidenden Schritt zur Kettung Polens an den Oſten, indem es das ſog. Prohibitivſyſtem einführte. Rußland begann die Zollmauern an den preußiſch-polniſchen Grenzen zu erhöhen, lenkte den Warenverkehr nach dem Inneren ab und begünſtigte dabei die Ausfuhr polniſcher Erzeugniſſe über die ruſſiſchen Oſtſee- und Schwarzmeerhäfen. Die vom Jahre 1823 an notwendig werdenden preußiſchen Gegenmaßnahmen ſchränkten durch einen Einfuhrzoll auf Getreide den Weichſelhandel ein. Die polniſchen Lieferungsgebiete wurden hiervon zwar am unangenehmſten betroffen, aber jede Auseinanderſetzung zwiſchen den beiden Teilungsmächten war Polen willkommen, und „es freute ſich innig, daß der Streit dieſer beiden Staaten wieder neu aufflammte“[66]. Im Zuſammenhang mit der Verſteifung des Prohibitivſyſtems ſtand auch ein ſpäter — zu Beginn der 80er Jahre — in Rußland ſtark betriebener Plan, die Windau mit der Memel durch einen Kanal zu verbinden, der Polen von der Weichſel unabhängig machen ſollte, ſich nach einiger Zeit aber als undurchführbar erwies[67]. Die Bemühungen der preußiſchen Regierung um eine Belebung des Weichſelhandels führten bis über die Mitte des Jahrhunderts hinaus nur zu einer Kette von zweck- oder doch wirkungsloſen Verhandlungen und Verträgen. Rußland betrieb auch weiterhin in gerader Linie eine immer fühlbarere und rückſichtsloſere Abſperrung Polens vom Weſten. Die Weichſelfrage blieb alſo ungeklärt, und auch der polniſche Aufſtand von 1830/31 änderte an der Geſamtlage nur inſofern etwas, als er für das Jahr 1831 die polniſchen Zufuhren überhaupt unterband.

---

[65] Volz, a. a. O., S. 25ff.

Die ſtatiſtiſchen Quellen über den Umfang des Weichſelhandels ſind im 19. Jahrhundert zwar weniger lückenhaft als in früheren Jahrhunderten, vollſtändig ſind ſie aber keinesfalls. Wir ſind im allgemeinen nur über die Zufuhren ſtromabwärts nach Danzig bzw. über die von dort zu Berg gehenden Waren unterrichtet. Dieſe gaben zwar ein recht klares Bild, unterrichten aber nicht einwandfrei und lückenlos über den Umfang des Geſamthandels auf der Weichſel, da wir den zunehmenden Handel der weichſelanliegenden Städte, den Handel Elbings und ſchließlich die Tätigkeit des Bromberger Kanals nicht immer erfaſſen können. Zuſammenhängende Zahlen für Danzig haben wir etwa ſeit der Jahrhundertmitte[68]. Außerdem iſt es jetzt nicht mehr möglich, die für das 19. Jahrhundert vorliegenden Ziffern der ſeewärtigen Danziger Getreideausfuhr zur Beurteilung der Mengenbewegung im Weichſelhandel heranzuziehen, da der zurückgehende Auslandsabſatz dazu führte, daß das Getreide aus Weſtpreußen und Polen zwar noch nach Danzig angeliefert, dann aber im Inlande wieder abgeſetzt wurde.

Einen gewiſſen Einblick in die Höhe der polniſchen Getreideanlieferungen während der bis in die 40er Jahre anhaltenden Verfallszeit des Weichſelhandels geben einige von privater Seite gemachte Angaben über den Umfang der polniſchen Durchfuhr bei Thorn[69]:

1826	64000 t	1831	Polniſcher Aufſtand, Grenze geſperrt.
1827	33600 t	1832	36900 t
1828	43300 t	1833	28900 t
1829	75600 t	1834	30000 t
1830	75600 t	1835	7500 t.

---

[66] Zimmermann, Geſchichte der preußiſch-deutſchen Handelspolitik, Oldenburg 1892, S. 77.

[67] Ebenda, S. 81.

[68] Vgl. die Tabelle S. 378 und S. 376 Abb. 2.

[69] Nach handſchriftlicher Tabelle von einem unbekannten Verfaſſer (T. K.) aus dem Nachlaß des Danziger Hiſtorikers Löſchin, Danzig, Stadtbibliothek, Mſ. 1009, Bl. 31, aus der die Angaben über den Durchgang an Weizen, Roggen, Gerſte und Hafer oben abgerundet wiedergegeben ſind. Die Zuverläſſigkeit der Tabelle ſei dahingeſtellt. Sie iſt der einzige Anhalt für die Höhe der polniſchen Zufuhr in dieſen Jahren.

Mit dem Beginn der 40er Jahre ſchien der größte Tiefſtand überwunden. Zwar ſollte es noch bis zu Ende des folgenden Jahrzehnts dauern, bis der Weichſelhandel wieder in geregelte Bahnen gelenkt werden konnte, denn der Krimkrieg, mit ſeiner Abriegelung Rußlands vom europäiſchen Wirtſchaftsleben und die große Weltwirtſchaftskriſe von 1856/57 warfen ihren Schatten auch auf das Weichſelgebiet. Auch ſollten ſich einige Erweiterungen des Einzugsgebietes für den Weichſelhandel bemerkbar machen. 1843 wurde der Königskanal endgültig fertiggeſtellt. Allerdings konnte der Kanal wegen ſeiner geringen Tiefe ſchon bald nicht mehr den Erforderniſſen der Kahnſchiffahrt genügen. Aber weil durch ihn die Weichſel über den Pripet mit dem gewaltigen Stromgebiet des Dnjepr und ſeiner Nebenflüſſe verbunden wurde, wurde die Holzflößerei aus dieſen Landſchaften nach Danzig ungemein belebt. Nicht nur aus den weiten Waldgebieten der Pripetſümpfe, ſondern ſogar von den linken Nebenflüſſen des Dnjepr, Soſh und Desna ging das Holz, und zwar beſonders eine unter dem Namen „Danziger Balken" gehandelte Sorte, nach Pinſk, von wo es dann über den Königskanal, Bug und Narew in die Weichſel gelangte. Dieſes Holz mußte, um Pinſk zu erreichen, einen Teil des Dnjepr und den Pripet ſtromaufwärts geflößt werden. Dieſe ungewöhnliche Flößerei gegen den Strom (verurſacht durch Stromſchnellen im unteren Dnjepr) war zwar recht ſchwierig, ſie war aber durch die gefeſtigte Lage des Danziger Holzhandels bedingt, der die Aufnahme ungeheurer Holzmengen geſtattete[70].

Rein techniſch war die Lage des Danziger Holzmarktes noch durch ein Naturereignis verbeſſert worden, als die Weichſel Anfang 1840 die Dünen bei Neufähr, öſtlich von Danzig, durchbrach und ſich einen neuen Ausfluß in die See ſchuf. Nach der Errichtung der Plehnendorfer Abtrennungsſchleuſe war Danzig in die Lage verſetzt, ſich in der nun faſt ſtrömungsfreien „Toten Weichſel" einen eisgang- und hochwaſſerfreien Holzhandelshafen von ſehr ſtarker Aufnahmefähigkeit zu ſchaffen.

15. Der Wiederaufſtieg des Weichſelhandels von der Mitte bis zum Ende des 19. Jahrhunderts

Mit dem Maſchinenzeitalter zog auch für den Weichſelhandel eine völlig neue Zeit herauf. Handels-, Wirtſchafts- und Verkehrsbedingungen wurden weitgehend umgeſchichtet. Die wachſenden Maſſen der Induſtriebevölkerungen wollten ernährt werden, Dampfer erſchienen auf den Flüſſen, und die Eiſenbahnen ſtellten die Flußſchiffahrt vor völlig neue Aufgaben. Für den Weichſelhandel begann in dieſem Zuſammenhang beſonders England eine entſcheidende Rolle zu ſpielen. Seine weitgehende Induſtrialiſierung war der Grund, daß die alte, ſeit 1815 mit geringfügigen Abänderungen betriebene engliſche Getreidepolitik nicht mehr fortgeführt werden konnte. Die von der eigenen Landwirtſchaft gelieferten Mengen waren längſt zu klein geworden, um die Bevölkerung der Inſel zu ernähren, und die Beförderungskoſten aus den entfernten Kolonien begannen ſich auf den Brotpreis auszuwirken, ſo daß England bald gezwungen war, wieder auf das billige Danziger Korn zurückzugreifen. Jetzt flatterte der Union Jack wieder in der Weichſelmündung, und die engliſchen Getreidekäufe, die ſchon in der Kriſe von 1857 der Landwirtſchaft des deutſchen Nordoſtens die erſten Erleichterungen gebracht hatten, wurden bald ausſchlaggebend für die Belebung der Danziger Nachfrage in der Provinz, in Polen und in Rußland. Ähnliche Folgen hatte der Aufſtieg der weſtdeutſchen Induſtrie mit der Zunahme der dortigen Bevölkerung. Dieſer Inlandsbedarf ging aber nur zum kleineren Teil über Danzig und lenkte vielmehr den Weichſelhandel z. T. über den Bromberger Kanal ab.

---

[70] Fehrmann-Ehlers, Die Waſſerſtraße Danzig-Ukraine, Danzig 1918, S. 7.

Der hiermit ſeinerzeit geſchaffene Anſchluß der Weichſel an das Binnenſchiffahrtſyſtem der Oder hatte die Weichſelſchiffahrt mit dem dortigen Kahnbetrieb bekannt gemacht, der ſich als wirtſchaftlicher herausſtellte als ihr eigener. Auf dem Wege über den Bromberger Kanal zogen die ſog. Oder- und Finowkähne auf der Weichſel ein. Sie hatten im allgemeinen ein größeres Faſſungsvermögen und einen größeren Tiefgang als die bisherigen kleinen Weichſelkähne und waren deshalb leiſtungsfähiger als die polniſchen kiſtenähnlichen Floßkähne, die nach dem Ausladen in Danzig zerſchlagen und als Bruchholz verkauft wurden. Dazu gewährleiſten die neuen, mit verſchließbaren Laderäumen verſehenen Großkähne ein beſſeres und vor der Witterung geſchütztes Befördern des Getreides.

Mit der Einführung von Dampfern ging die Entwicklung der Weichſelſchiffahrt einen weiteren Schritt vorwärts. Seit dem Ende der 40er Jahre machte man von Danzig aus die erſten Verſuche mit flachgehenden Dampfern auf dem Strome. In der erſten Zeit wurden die Schiffsmaſchinen noch aus England geholt und dann durch den bodenſtändigen Danziger Schiffbau (Klawitterwerft) eingebaut. Mit dieſen Dampfern richtete man auf der Weichſel die Leichter-Schiffahrt ein und ſtellte kleinere Kähne (Gabaſſen) zu Schleppzügen zuſammen.

Für alle dieſe Verbeſſerungen aber war eine ausreichende Waſſerführung der Weichſel und ihre Regelung in Polen die erſte und notwendigſte Vorausſetzung. Es iſt die alleinige Schuld Rußlands, den Weichſelhandel hier an einem der entſcheidendſten Punkte ſeiner Entwicklung ſtändig gehemmt zu haben. Denn Rußland tat faſt nichts für die Weichſel; der Strom blieb dort nahezu im Urzuſtand, und die geringfügigen Waſſerbauten im ruſſiſchen Laufabſchnitt blieben erfolglos. Die Danziger Kaufmannſchaft, deren Handel unter dieſer Vernachläſſigung ungemein leiden mußte, konnte von ſich aus nichts weiter tun, als Vorſtellungen zu erheben und hat dieſe mit Nachdruck ſeit den 40er Jahren, dann unaufhörlich Jahr für Jahr wiederholt. Aber auch die daraufhin unternommenen Schritte und Bemühungen der preußiſchen Regierung, in Rußland Verſtändnis für die Regelung der Mittelweichſel zu erwecken, ſind immer wieder auf nichtsſagende hinhaltende Verſprechungen, aber auch auf ſchroffe Ablehnung geſtoßen[71]. Die ruſſiſche Handelspolitik ſah in der Beſſerung der Weichſel nur eine Öffnung des polniſchen Raumes nach Weſten, ein ihrem hier verfolgten Ziel gerade entgegengeſetztes Ergebnis, wie ſie auch auf dem Standpunkt ſtand, daß eine Weichſelregelung lediglich dem deutſchen Binnenwaſſerſtraßen-Markt zugute käme und preußiſche Häfen unterſtützte, woran Rußland keinen Anteil habe. Da es ſeine Begünſtigung der eigenen Häfen weiter betrieb, gab es lieber den Trumpf einer Ausfuhrſteigerung aus den weſtlichen Gouvernements aus der Hand und blieb bei der bisher verfolgten Politik: der Bindung an den Oſten.

Damit wurde der Strom gerade zu einem Zeitpunkt vernachläſſigt, in dem er ſeine volle Wettbewerbsfähigkeit mit der Erhaltung ſeiner uneingeſchränkten Schiffbarkeit hätte entfalten müſſen. Die Einführung der Eiſenbahnen mußte für die Flußſyſteme die entſcheidendſte aller Umwälzungen werden, die den Beginn des Maſchinenzeitalters begleiteten. Die Binnenwaſſerſtraßen als die uralten Handelsleitlinien wurden im Oſten einem von Jahrzehnt zu Jahrzehnt maſchenreicher werdenden Schienennetz gegenübergeſtellt, mit deſſen Bau man gerade in Rußland völlig unorganiſch verfuhr. Die ruſſiſche Eiſenbahnſtrategie kümmerte ſich nicht um

---

[71] Noch im Mai 1914 hat die ruſſiſche Regierung in wenig verbindlicher Form die Inangriffnahme von wirkſamen Waſſerbauten an der Weichſel abgelehnt. Volz, a. a. O., S. 32.

Zufuhrbahnen an die Flüſſe, wie der Eiſenbahnbau z. B. in Deutſchland und Frankreich gehandhabt wurde. Auch wurden die alten Belieferungsgebiete des Weichſelhandels jetzt ſozuſagen im Rücken, von der flußabgekehrten Seite, durch Stichbahnen zu den Seehäfen angeſchnitten. Dieſen Beförderungswegen gegenüber war die Schiffahrt auf dem ungeregelten ruſſiſchen Weichſelabſchnitt nicht ausreichend wettbewerbsfähig.

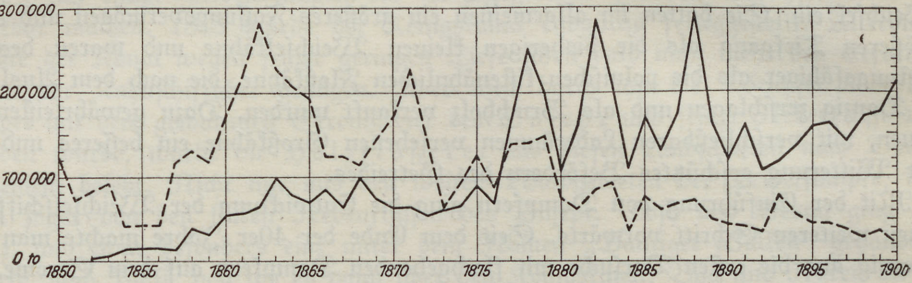


Abb. 2. Die Danzig 1850—1900 zugelieferten Getreidemengen

– – – – auf der Weichſel ——— mit der Eiſenbahn

Kurz bevor ſich die Eiſenbahn durchſetzte, erlebte der Weichſelhandel mit Getreide ſeine dritte große Blütezeit, den mengenmäßigen Höhepunkt der Getreidebeförderung[72]. Es war dies die Zeit, als die geſchilderten auswärtigen Nachfragen in Danzig einſetzten, die bereits auf der 1852 eröffneten Anſchlußſtrecke Danzigs an die Oſtbahn (über Bromberg) zum Hafen befördert wurden. Zunächſt konnte die Eiſenbahn bei den großen Getreidemengen, die in den 60er Jahren nach Danzig gingen, noch nicht mit der Weichſel Schritt halten, denn im Jahre 1862 kamen über 281000 t nach Danzig. Noch fehlte eine unmittelbare Schienenverbindung nach Polen, denn 63,4 v. H. der 1862 auf der Weichſel nach Danzig gelieferten Getreidemengen kamen aus Rußland und die Eiſenbahnzufuhren, die lediglich aus der Provinz ſtammten, waren mit 17,1 v. H. an der geſamten Zufuhr nach Danzig beteiligt. Bis in die 70er Jahre ſteigerte ſich der Anteil der Eiſenbahnen langſam, aber beſtändig, während die auf der Weichſel nach Danzig gelieferte Getreidemenge den dem Getreidehandel eigentümlichen Schwankungen unterworfen war[73]. Um die Mitte der 70er Jahre hielten ſich Fluß- und Eiſenbahnzufuhren etwa die Wage. 1872 gewann die Eiſenbahn die Führung, und nachdem 1878 die Bahnſtrecke Danzig—Mlawa—Kowel nach Maſowien eröffnet wurde, hat die Eiſenbahn dieſe Vorzugsſtellung nicht mehr abgegeben. Der Weichſelhandel mit Getreide wurde eine Größe zweiten Ranges, ſo daß 1900 die Dinge ſchon ſo lagen, daß dem Weichſelhandel nur 7,1 v. H. der nach Danzig gelieferten Getreidemenge anvertraut wurden.

Seit den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts iſt infolgedeſſen der Stand des Danziger Getreidehandels nicht mehr maßgebend für die Beurteilung des geſamten Weichſelhandels. War er früher ein Symptom, ſo ſtellte er jetzt nur mehr ein Teilproblem dar. Dagegen begann etwa zur gleichen Zeit ein neuer Faktor in den Vordergrund zu treten: der Zucker. Je mehr das Getreide von der Eiſenbahn übernommen wurde, um ſo größeren Schiffsraum beanſpruchte der Zucker als landwirtſchaftliches Maſſengut bei der Talfahrt. An der Jahrhundertwende hatte der Zucker ſchon die Stelle des Getreides eingenommen und bildete nach Holz den umfangreichſten Poſten des Talverkehrs.

---

[72] Vgl. Tabelle am Schluß und Abb. 2.

[73] Vgl. Abb. 2.

Auch in anderen Weichſelhandelszweigen machte ſich das neue Zeitalter umgeſtaltend bemerkbar. Die von Danzig ſtromauf verſandte Warenmenge nahm von Jahr zu Jahr zu, bis ſie um die Jahrhundertwende die Tonnenzahl der ſtromabgeſchickten Güter überflügelte. Das bedeutete die Umkehrung der bisherigen Verhältniſſe. Jahrhundertelang waren — auch auf der Unterweichſel — land- und forſtwirtſchaftliche Maſſengüter zu Tal, dagegen kleine, aber hochwertige Mengen an Lebensmitteln, Kolonialwaren uſw. zu Berg gegangen. Unter preußiſcher Herrſchaft hatten jedoch die Gebiete an der Unterweichſel eine großzügige Hebung der geſamten Landeskultur erfahren, ſo daß ihre Aufnahmefähigkeit für Güter aus Überſee, an Maſchinen, Bau- und Brennſtoffen, kurz aus allen Gebieten des täglichen Verbrauchs, ſtark geſtiegen war. So hat auch erſt das letzte Drittel des 19. Jahrhunderts zu einem Bergtransport von Maſſengütern geführt.

Im Jahre 1899 wurden bei der Schleuſe Einlage durchgeführt[74]:

	(Zahlen in t)	
	ſtromauf	ſtromab
Getreide und Hülſenfrüchte	3244	29051
Zucker	12944	120023
Ölſaaten	365	7352
Mehl und Mühlenfabrikate	7464	6613
Kartoffeln, Obſt, Gemüſe	701	2020
Vieh	3	919
Häute, Leder, Pelze	4030	299
Fette	8524	1458
Kolonialwaren	8793	510
Salz	2968	280
Fiſche	4909	166
Getränke	3173	4854
Hölzer, Reiſig	8957	12028
Holzwaren, Fäſſer	1328	1733
Borke, Lohe	13822	—
Wolle, Baumwolle, Flachs, Hede uſw.	2161	111
Düngemittel, Chemikalien	1369	147
Metalle	15358	172
Erze	207	—
Verarb. Eiſen, Maſchinen	20022	3349
Steinkohlen, Koks	94259	39
Petroleum	22296	—
Teer, Pech, Aſphalt	10886	758
Baumaterialien	5724	29300
Erden	2840	1077
Steine, Steinwaren	11109	1809
Tonwaren, Steingut	190	997
Soda	1599	1590
Alle ſonſtigen Waren	4823	1015
	277166	227453

Eine Gegenüberſtellung der nüchternen Zahlen gibt hier den beſten Einblick. Die vorſtehende Tabelle zeigt eine Aufgliederung des Warendurchgangs durch die Weichſelſchleuſe Einlage bei Danzig in dem für die Zuſammenſetzung der auf der Weichſel beförderten Gütermengen charakteriſtiſchen Jahr 1899. Die Zuſammenſetzung und der Umfang der Warengruppen dieſes Jahres erfaßt etwa den Durchſchnitt des Jahrzehnts um die Jahrhundertwende. Allerdings muß beachtet werden, daß der Warendurchgang bei der Einlager Schleuſe auch den Verkehr zwiſchen Danzig und den über die Elbinger Weichſel erreichbaren Binnenſchiffahrt-Gewäſſern erfaßt.

---

[74] Berechnet aus Berichte des Vorſteheramtes der Danziger Kaufmannſchaft, Danzig 1900.

In der Talſchiffahrt iſt das Mengenverhältnis zwiſchen Getreide und Zucker = 1:4 jetzt kennzeichnend für den Weichſelhandel. Nicht erfaßt iſt — wie das ja auch aus der geringen Holzdurchgangszahl zu ſchließen iſt — der eigentliche Holzverkehr, d. h. der Traftendurchgang durch die Schleuſe Einlage, der in dieſem Jahre 771111 cbm betrug, während die ſeewärtige Holzausfuhr dieſes Jahres ſich auf 308356 t ſtellte. So war der Holzhandel als einer der älteſten Weichſelhandelszweige einer der wenigen, der um die Jahrhundertwende durch das Maſchinenzeitalter noch keine weſentliche Änderung erfuhr. Sein Fortbeſtehen ſchien durch die natürlichen Vorausſetzungen, die idealen Holzhandelsbedingungen des Danziger Hafens und ſeine Genügſamkeit, was Waſſertiefen und Flußregelungen anbetraf, geſichert. Denn es gab damals noch keine Schnittholzinduſtrie großen Umfangs im polniſchen Weichſelgebiet und Holzbeförderung auf der Eiſenbahn war noch nicht die Regel.

Der ſtromauf gerichtete Verkehr wies im Gegenſatz zum Talverkehr eine ganze Reihe von Warengruppen mittleren Umfangs auf, die infolge ihrer Mannigfaltigkeit eine größere Geſamtbeförderungsmenge ergeben als der von „Maſſengütern“ bevorzugte Talverkehr. Die augenfälligſten Einwirkungen der neuen Verhältniſſe ſind das Eindringen eines Maſſengutes in den Bergverkehr: Steinkohle, die jetzt über ein Drittel der zu Berg beförderten Tonnenzahl einnimmt. Trotzdem ſind im Bergverkehr die alten Traditionen nicht geſchwunden, Kolonialwaren und, wie ſeit den erſten Tagen des Weichſelhandels, Salz und Fiſche, ſtellen immer noch Mengen von einiger Bedeutung.

Mit dieſem ſtark geſteigerten Warentransport waren, wie das die frühere Entwicklung zeigte, die Möglichkeiten der Weichſel als einer der größten Waſſerſtraßen des Oſtens aber noch lange nicht in vollem Umfange ausgenutzt. Es muß am Schluſſe dieſer Überſicht namentlich im Hinblick auf die Entwicklung bis zum Weltkrieg mit allem Nachdruck betont werden, daß trotz der großen Aufweitung der beförderten Geſamtwarenmenge dieſer Zuſtand des Weichſelhandels kein normaler war und daß eine Handelspolitik, die ſich mit den grundlegenden Erforderniſſen des Flußhandels auseinanderzuſetzen verſtand, von dem wichtigſten Anliegerſtaat Rußland nicht getrieben wurde. Dort, im Bereich des ruſſiſchen Weichſelabſchnittes hätte eine tatkräftige Regelung, die Anlage geeigneter Flußhäfen und der Bau von wirtſchaftlich und nicht in erſter Linie ſtrategiſch beſtimmten Zufuhrbahnen ein neues Erblühen des Weichſelhandels einleiten müſſen, was ohne Frage dem geſamten Weichſelhandel ein geſichertes Fortbeſtehen ermöglicht hätte.

Getreidezufuhr nach Danzig[75] (Zahlen in t)

Jahr	a. d. Weichſel	m. d. Eiſenbahn	Insgeſamt[76]
1849	88185	—	106707
1850	126880	—	158630
1851	74128	—	101428
1852	82268	2492[77]	101135

---

[75] Berechnet nach: Berichte des Vorſteheramtes der Danziger Kaufmannſchaft: Dort aus den Angaben in Laſt (1849—1869) auf Tonnen umgerechnet. Ab 1870 Zahlen unmittelbar aus den Berichten übernommen.

[76] Einſchließlich der Zufuhren zu Wagen.

[77] Die Anſchlußſtrecke wurde am 3. Auguſt 1852 eröffnet.

Jahr	a. d. Weichſel	m. d. Eiſenbahn	Insgeſamt
1853	92132	24125[78]	123507
1854	42398	14045	70567
1855	43860	16207	69840
1856	43795	15667	65462
1857	117659	13603	157762
1858	131245	39457	186664
1859	119379	31582	166466
1860	173602	54757	278221
1861	219069	57707	300773
1862	281059	62085	362644
1863	229664	98912	346076
1864	208002	78625	302002
1865	193650	70170	287445
1866	123350	86185	222785
1867	125028	64180	197208
1868	114175	98675	222850
1869	144765	73587	228352
1870	172202	63308	244717
1871	229382	65440[79]	304822
1872	142470	54826	207296
1873	66364	60945	134309
1874	92050	65736	164786
1875	126884	88260	222144
1876	86574	69418	162492
1877	138984	165081	310365
1878	140095	248239[80]	388331
1879	148450	201490[80]	349490
1880	74100	108630[80]	188783
1881	62520	159840	234170
1882	83892	283394	378531
1883	91848	207040[81]	301924
1884	45982	110700[81]	160951
1885	77164	170382	259093
1886	61802	132296	206712
1887	69778	174708	256486
1888	72313	294309	378622
1889	50852	164977	223329
1890	43923	125999	176578
1891	41018	161143	212839
1892	36777	107282	177794
1893	79081	117678	221868
1894	56529	136644	216021
1895	44454	159160	222374
1896	44306	162407	230111
1897	39983	142429	216938
1898	27077	170566	241264
1899	36403	175518	245185
1900	18805	212855	260431

---

[78] Zahl einſchließlich Wagenzufuhr (ca. 15000).

[79] Für 1870 ſind die Zufuhren auf der Stettiner Eiſenbahn und zu Wagen mit zuſammen 14200 t angegeben. Da die Wagenzufuhren in dieſen Jahren 10000 t betragen, wurden dieſe in Abzug gebracht.

[80] Einſchließlich Wagenzufuhren.

[81] Einſchließlich Wagenzufuhren.

Mieſzkos Tributpflicht bis zur Warthe

Von Herbert Ludat, Berlin

In jüngſter Zeit ſind die Anfänge des polniſchen Staates im 10. Jahrhundert ſowohl von der deutſchen als auch von der polniſchen Forſchung mit lebhaftem Intereſſe erörtert worden[1]. Unter den zahlreichen Problemen, die hier durch ſorgfältigſte Unterſuchungen oft in ein neues Licht gerückt wurden, ragt beſonders die Frage nach dem ſtaatsrechtlichen Verhältnis des jungen polniſchen Staates zum Deutſchen Reich mit ſeiner Oſtpolitik unter Otto dem Großen hervor. Über dieſe Frage der Abhängigkeit des erſten geſchichtlich beglaubigten Polenherrſchers vom Kaiſer berichten nur einige äußerſt karge aber ſchwerwiegende Sätze der deutſchen Chroniſten Widukind und Thietmar[2], die den Forſchern weiten Raum zu Interpretationen und Konſtruktionen gelaſſen haben, deren Aufzählung im einzelnen nicht Aufgabe dieſes Aufſatzes ſein kann. Ganz allgemein kommt es den polniſchen Hiſtorikern in der letzten Zeit darauf an, auf Grund dieſer Nachrichten den Nachweis dafür zu erbringen, daß Mieſzkos Hauptaufgabe die Eroberung Weſtpommerns — die Schaffung eines Zuganges zum Meer für Polen — war und daß die Tributpflicht Polens gegenüber dem Reich „mehr vom diplomatiſchen als vom ſtaatsrechtlichen Standpunkt geſehen werden muß“[3]. Nach ihrer Meinung habe die polniſche Geſchichte „in dem ſumpfigen Winkel Pommerns“ zwiſchen Warthe und unterer Oder begonnen[4], und die erſten Beziehungen Polens zum Deutſchen Reich ſeien nur im Rahmen der Kämpfe um Pommern von 963—967 zu bewerten[5]. Tymieniecki hat ſogar den Verſuch unternommen, den Nachrichten Thietmars jede Beweiskraft abzuſprechen[6]; den von ihm geäußerten Zweifeln haben deutſche und polniſche Gelehrte ſcharf widerſprochen, und beſonders Wojciechowſki hat überzeugend die Glaubwürdigkeit der Angaben Thietmars dargetan[7]. Indeſſen entwarf er ſelbſt ein kühnes Gedankengebäude: in mehreren Abhandlungen legte er ſeine Anſchauungen von den Anfängen der Regierung Mieſzkos und den deutſch-polniſchen Beziehungen der Jahre 963—972 dar, die aber bei ſeinen deutſchen und polniſchen Fachgenoſſen nicht ohne Widerſpruch blieben. Er ſieht in dem Bericht Widukinds zum Jahre 963 nur eine Darſtellung der Niederlagen Mieſzkos durch Wichmann und nimmt den Abſchluß eines Vertrages zwiſchen dem Kaiſer und dem polniſchen Herzog Mieſzko wegen der beiden gemeinſamen Veletergefahr an, wofür dieſer dem Deutſchen Reich einen gewiſſen Tribut gezahlt habe. Ausdruck dieſes Vertrages ſeien die Bezeichnungen „amicus“ bei Widukind[8] zum Jahre 967 und „fidelis“ bei Thietmar zum Jahre 972. Der Tribut aber hätte ſich auf das gefährdete Gebiet Weſtpommern bis zur unteren Warthe (von Nordweſten aus geſehen) bezogen, was durch den Bericht Thietmars über den Kampf zwiſchen Markgraf Hodo und Herzog Mieſzko im Jahre 972 bei Cidini, das er mit Zehden identifiziert, klar hervorgehe.

---

[1] Vgl. die letzten Referate und Aufſätze von G. Sappok, Zur Entſtehungsgeſchichte des polniſchen Staates, Zeitſchrift des Vereins für Geſchichte Schleſiens, Bd. 70, 1936, S. 414ff. und von demſelben, Polen, Reich und Pommern im 10. Jahrhundert, Jahrbücher für Geſchichte Oſteuropas, Bd. 2, 1937, S. 201ff.

[2] Zum Jahre 963: Widukind III, 56: „Gero igitur comes non inmemor iuramenti, cum Wichmannum accusari vidisset reumque cognovisset, barbaris a quibus eum assumpsit, restituit. Ab eis libenter susceptus longius degentes barbaros crebris preliis contrivit. Misacam regem, cuius potestatis erant Sclavi qui dicuntur Licicaviki, duabus vicibus superavit fratremque ipsius interfecit, predam magnam ab eo extorsit.“

III, 57: „Eo quoque tempore Gero preses Sclavos qui dicuntur Lusiki potentissime vicit et ad ultimam servitutem coegit, non sine sui tamen gravi vulnere nepotisque optimi viri casu, caeterorum quoque quam plurimorum nobilium virorum“.

Thietmar II, 14: Gero Orientalium marchio Lusizi et Selpuli, Miseconem quoque cum sibi subiectis imperiali subdidit dicioni. Herimannus dux Seliburem et Mistui cum suis imperatori tributarios fecit“.

Zum Jahre 972: Thietmar II, 29: „Interea Hodo, venerabilis marchio, Miseconem imperatori fidelem tributumque usque in Vurta fluvium solventem exercitu petivit collecto. Ad cuius auxilium pater meus comes Sigifridus, tunc iuvenis necdumque coniugali sociatus amori, venit solum cum suis et in die sancti Johannis baptistae adversus eum pugnantes primoque vincentes a fratre eiusdem Cideburo, exceptis tantum comitibus prefatis, omnes optimi milites interfecti oppecierunt in loco, qui vocatur Cidini. Hac de fama miserabili imperator turbatus de Italia nuncios misit precipientes Hodoni atque Miseconi, si gratiam suimet habere voluissent, usque dum ipse veniens causam discuteret, in pace permanerent“.

Da der vollſtändige Text dieſer Chronikſtellen für die folgende Gedankenführung und die Beurteilung der angeführten Theſen unerläßlich iſt, habe ich ihn hier zitiert. Hingewieſen ſei auf die vollſtändige Quellenzuſammenſtellung in der neueſten Arbeit von Z. Wojciechowski, Mieszko I, i powstanie państwa polskiego, 1936, S. 63ff. (Mieſzko I. und die Entſtehung des polniſchen Staates).

Gegenüber dieſen im einzelnen oft ſich widerſprechenden Tendenzen der polniſchen Forſchung, deren Bedeutung im internationalen Rahmen kürzlich von deutſcher Seite mit vollem Recht nachdrücklichſt unterſtrichen wurde[9], iſt auf die ausgezeichneten, tiefſchürfenden Arbeiten von Randt, Brackmann und Sappok[10] hinzuweiſen. Dieſe haben auf Grund ſorgfältiger quellenkritiſcher Unterſuchungen und unter Berückſichtigung der allgemeinen politiſchen Lage die innere Haltloſigkeit der polniſchen Konſtruktion gezeigt, ſo daß hier auf Einzelheiten verzichtet werden kann. Ob Wojciechowſki mit ſeiner Auffaſſung der Widukindſtelle vom Jahre 963 recht hat, bleibe dahingeſtellt. Wie wenig begründet ſeine Theſe von einem zwiſchen Mieſzko und dem Kaiſer abgeſchloſſenen Vertrag iſt, hat Sappok dargeſtellt. Inmitten der Fülle von kritiſchen und polemiſchen Bemerkungen, von Hypotheſen und willkürlichen Interpretationen, zu denen das beſonders von Wojciechowſki ſehr geſchätzte Verfahren kommt, beſtändig hiſtoriſche Vergleiche in ſeine Gedankengänge einzufügen, muß man auf das zweifelsfrei quellenmäßig Feſtſtehende zurückgreifen. Feſtſtehend und entſcheidend iſt, daß 1. die Angaben Thietmars als durchaus glaubwürdig zu gelten haben und 2. im Jahre 972 Herzog Mieſzko dem Kaiſer tributpflichtig war bis zur Warthe. Wie dieſe Tributpflicht zuſtande gekommen iſt, bleibe hier unerörtert; was ſie bedeutet, hat zuletzt Sappok klar herausgearbeitet: ſie ſtellt die unterſte, d. h. die ſtrengſte und härteſte Form der Abhängigkeit des unterworfenen Herrſchers vom ſiegreichen Bezwinger dar und iſt als eine am Lande haftende Verpflichtung anzuſehen, worauf ſchon Zeißberg hingewieſen hatte[11]. Hier ſoll im folgenden der bis heute umſtrittene und mehrdeutige Paſſus bei Thietmar „tributumque usque in Vurta fluvium solventem" erneut beleuchtet und, wie ich hoffe, endgültig geklärt werden.

---

[3] S. M. Jedlicki, Die Entſtehung des polniſchen Staates, Hiſtoriſche Zeitſchrift, Bd. 152, 1935, S. 521.

[4] J. Widajewicz, Przy ujściu Odry w drugiej połowie X wieku (An der Mündung der Oder in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts), 1935, S. 63.

[5] Z. Wojciechowſki, Mieszko I, S. 29.

[6] K. Tymieniecki, Widukind i Thietmar o wypadkach z roku 963 (Widukind und Thietmar über die Ereigniſſe des Jahres 963), Roczniki Historyczne, 1936, S. 95ff. und ebenda, S. 136ff.

[7] Z. Wojciechowſki, Jeszcze o Mieszko (Nochmals über Mieſzko), Zapiski Towarzystwa Naukowego w Toruniu, Bd. 10, 1936, S. 230ff.

[8] Widukind III, 69.

[9] G. Sappok, Jahrbücher für Geſchichte Oſteuropas, Bd. 2, 1937, S. 201f.

[10] E. Randt, Die neuere polniſche Geſchichtsforſchung über die politiſchen Beziehungen West-Pommerns zu Polen im Zeitalter Kaiſer Ottos des Großen, Oſtland-Forſchg., Heft 2, 1932. — A. Brackmann, Die Oſtpolitik Ottos des Großen, Hiſtoriſche Zeitſchrift, Bd. 134, 1926, S. 242ff. — Derſ., Die Anfänge des polniſchen Staates, S.-B. Preuß. Akad. Wiſſ., Berl., Phil.-hiſt. Kl. 1934, XXIX. — Derſ., Reichspolitik und Oſtpolitik im frühen Mittelalter, ebenda 1935, XXXII. — G. Sappok, Die Anfänge des Biſtums Poſen und die Reihe ſeiner Biſchöfe von 968—1498, 1937, und derſ., Polen, Reich uſw., a. a. O.

Die Erwähnung der Tributpflicht Mieſzkos im Zuſammenhang mit der Schilderung des Kampfes zwiſchen Markgraf Hodo und dem polniſchen Herzog bei Cidini, das man im heutigen Zehden a. d. Oder wiedergefunden zu haben glaubte, verleitete ſchon St. Zakrzewſki zu der Vermutung, es handle ſich nicht um die Bezeichnung der Warthe als Tributgrenze, ſondern als Ziel der unglücklichen Unternehmung Hodos[12]. Dieſe Konjektur Zakrzewſkis lehnte der Krakauer Hiſtoriker Grodecki unter Hinweis auf den zweifelsfreien Text der Chronik als willkürlich ab[13]. Während Zakrzewſki unter Anſpielung auf die Intereſſen Mieſzkos nördlich der Warthe und weſtlich der Oder höchſtens den Paſſus „usque in Vurta fluvium" als Grenzbezeichnung von Nordweſten her gelten laſſen wollte, dachte Grodecki eher „an die dem Mieſzko untertänigen Länder auf dem linken Oderufer, an die die ottoniſchen Eroberungen im Jahre 960 (sic!) ſich anlehnten, bis zur Mündung der Warthe oder höchſtens bis zur unteren Warthe".

Dieſen kühnen Auslegungen, die nur das Ziel verfolgten, die Tributpflicht Mieſzkos auf Randgebiete ſeines Reiches zu beſchränken, fügte Widajewicz vor einigen Jahren einen neuen Deutungsverſuch an[14]. In Anknüpfung an die Nachricht Widukinds über die Abhängigkeit der rätſelhaften Licicaviki von Mieſzko glaubte er, dieſen Volksſtamm in dem Winkel zwiſchen unterer Warthe und unterer Oder, wo Mieſzko mit Hodo bei Zehden die Klingen gekreuzt habe, lokaliſieren zu können. Für das Territorium dieſer Licicaviki, d. h. nur für den fünfzigſten Teil des polniſchen Reiches, hätte Mieſzko Tribut an den Kaiſer gezahlt, womit er Thietmars Nachricht, „tributumque usque in Vurta fluvium solventem" von Nordweſten aus geſehen (bis zur unteren Warthe) erklärt glaubte. Jedlicki[15] und Wojciechowſki ſchloſſen ſich ihm an. Letzterer ging noch weit darüber hinaus und ſah ganz Weſtpommern als das Gebiet an, von dem Mieſzko dem Deutſchen Reich Tribut ſchuldete. Dabei wies er darauf hin, daß eine genaue Interpretation der fraglichen Quellenſtelle nur die Möglichkeit gebe, das tributpflichtige Gebiet in dem Raum nördlich der heutigen unteren Warthe (zwiſchen Küſtrin und Zantoch) zu ſuchen, da ſonſt der Chroniſt auch die Netze hätte erwähnen müſſen; aber wegen des beiläufigen Charakters der Erwähnung ſchien ihm eine derartige Annahme nicht zwingend zu ſein[16].

---

[11] Sappok, Die Anfänge uſw., S. 32. — H. Zeißberg, Mieſzko I., der erſte chriſtliche Beherrſcher Polens, Archiv für öſterr. Geſchichte, Bd. 38, 1867, S. 65ff.

[12] St. Zakrzewſki, Mieszko I jako budowniczy państwa polskiego (Mieſzko I. als Baumeiſter des polniſchen Staates), o. J., S. 120f.

[13] R. Grodecki, Dzieje Polski średniowiecznej (Geſchichte des mittelalterl. Polen), Bd. I, 1926, S. 42.

[14] J. Widajewicz, Licicaviki Widukinda (Die Licicaviki des Widukind), Slavia occidentalis, Bd. VI, 1927, S. 85ff. — Derſ., Najdawniejszy piastowski podbój Pomorza (Die älteſte piaſtiſche Eroberung Pommerns), ebenda, Bd. X, 1931, S. 13ff. — Derſ., Przy ujściu Odry, a. a. O.

[15] S. M. Jedlicki, La création du premier archevêché polonais à Gniezno et ses consequences au point de vue des rapports entre Pologne et l'Empire germanique. Revue historique de droit français et étranger, 1933, S. 645ff. — Derſ., Hiſtoriſche Zeitſchrift, Bd. 152, 1935, S. 519ff.

Allen Verfechtern dieſer Theſe iſt die Vorſtellung gemeinſam, daß die Kämpfe Mieſzkos zwiſchen 963 und 972 ſich um die pommerſche Frage drehten und in nordweſtlich-ſüdöſtlicher Richtung ſich vollzogen. Dieſe Konſtruktion der polniſchen Hiſtoriker iſt aber bisher ohne Beweiskraft geblieben. Weder iſt es gelungen, die Licicaviki mit irgendeiner Berechtigung in den Winkel zwiſchen der unteren Warthe und unteren Oder zu verſetzen, noch Cidini als Zehden mit Sicherheit zu identifizieren, noch aus irgendeinem triftigen Grunde das tributpflichtige Gebiet Mieſzkos in Zuſammenhang mit den Kämpfen der Polen gegen die Vuloini und mit dem Abſchluß eines Devenſivabkommens zwiſchen Mieſzko und dem Kaiſer zu bringen. Vielmehr ſprechen die allgemeinen politiſchen Verhältniſſe deutlich gegen die Auffaſſung, daß es ſich 963 und 972 überhaupt um pommerſche Angelegenheiten gehandelt habe[17]; auch die Ausgrabungen von Zantoch zeigen, daß das Nordufer der Warthe früheſtens gegen Ende der Regierung Mieſzkos in polniſche Hand gekommen iſt[18]. Vor allem iſt auf die ſinnwidrige Auslegung der geographiſchen Feſtlegung Thietmars in dieſer Gedankenführung hinzuweiſen. Schon die ältere deutſche Forſchung hat betont, daß der Ausdruck „usque in Vurta fluvium" nur vom Chroniſten in Merſeburg aus ſinnvoll gedeutet werden kann und deshalb auf das linke Ufer der Warthe bezogen werden muß. Dieſer von Barthold und Zeißberg[19] begründeten Theſe, die den Vorzug der Einfachheit und Klarheit beſitzt, haben ſich die deutſchen Hiſtoriker angeſchloſſen[20]. Hätte Thietmar an ein Gebiet nördlich der unteren Warthe gedacht, ſo hätte er ſchwerlich von ſeinem Blickpunkt Merſeburg aus die Umſchreibung „bis zur Warthe" gebraucht. Zwar verſucht Wojciechowſki dieſen Paſſus gemäß ſeiner Theſe von der Tributpflichtigkeit des gefährdeten weſtpommerſchen Beſitzes vollſtändig von den Nachrichten Thietmars über die Unternehmungen Geros im Jahre 963 gegen die Selpuli und die Unterwerfung Mieſzkos zu trennen. Aber wir können ihm auch hierbei nicht folgen, wenn er behauptet, Geros Zug ſei von Magdeburg aus, in ſüdöſtlicher Richtung in Gebiete gegangen, die mit dem linken Wartheufer in keinem ſtrategiſchen Zuſammenhang ſtehen: die Lauſitz und beſonders der als Sitz der Selpuli angeſehene heutige Kreis Beeskow-Storkow liegen deutlich in unmittelbarer Nähe der Oder und der öſtlich daran grenzenden Gebiete. So haben ſich auch dieſer zwingenden Auslegung der Thietmarſtelle zwei bedeutende polniſche Gelehrte in jüngſter Zeit nicht verſchließen können: Pohorecki hat in einer Beſprechung des Werkes von Jedlicki deſſen Auffaſſung vom rechten Wartheufer kritiſiert. Zwar zweifelt er nicht, daß Mieſzko ſchon damals über Pommern herrſchte, aber er hält die alte traditionelle

---

[16] Wojciechowſki, Mieszko I, S. 26.

[17] Vgl. zu dieſen Feſtſtellungen die zit. deutſchen Arbeiten.

[18] H. Lüpke, Zantochs Frühgeſchichte. In: Zantoch. Eine Burg im deutſchen Oſten. Hrsg. von A. Brackmann u. W. Unverzagt, 1936, S. 19f.

[19] F. W. Barthold, Geſchichte von Rügen und Pommern, Bd. I, 1839, S. 285f. — H. Zeißberg, a. a. O., S. 69.

[20] Vgl. Sappok, Die Anfänge uſw., S. 36 Anm. 106; ferner R. Holtzmann, Otto der Große, 1936, S. 76, H. Lüpke, a. a. O., S. 20.

Anſicht über die Tributpflicht des weſtlich der Warthe gelegenen Teiles Polens für einzig ſchlüſſig[21]. Auch der kritiſche Tymieniecki glaubt nicht an die Theſe Wojciechowſkis vom rechten Ufer der Warthe, wenn er auch bei der Annahme des linken Wartheufers keine Begründung für eine Unterſcheidung zwiſchen beiden Ufern in der damaligen politiſchen Situation finden kann[22]. Es iſt hier nicht der Ort, die Frage aufzuwerfen, weshalb Thietmar die Warthe als Grenzbezeichnung gebraucht hat und ob er damit einen Landſtrich mit den beiderſeitigen Ufern gemeint hat oder nicht[23]. So ſtehen ſich im weſentlichen zwei grundſätzlich verſchiedene Auffaſſungen über die Auslegung der Thietmarſtelle gegenüber: die eine, die in dem rechts der Warthe gelegenen neumärkiſchen, bzw. weſtpommerſchen Lande das tributpflichtige Gebiet erkennen will, die andere, die vom Geſichtspunkt des Chroniſten ausgehend von der Oder in öſtlicher Richtung bis zur Warthe die fragliche Gegend ſucht. Damit wäre die Darlegung der gegenſätzlichen Auffaſſungen beendet und die Entſcheidung über Richtigkeit und Unrichtigkeit auch in Zukunft in das Belieben eines jeden Hiſtorikers geſtellt, wenn nicht alle bisherigen Argumentationen eine m. E. ganz entſcheidende Tatſache außer acht gelaſſen hätten: die Warthe floß nämlich im frühen Mittelalter nicht bei Küſtrin in die Oder, ſondern bei Zantoch in die Netze!

Als in der erſten Hälfte des 13. Jahrhunderts ſich das frühgeſchichtliche Zwielicht über den Landen öſtlich der Oder zu erhellen beginnt, geben uns die erſten Urkunden aus pommerſcher, ſchleſiſcher, polniſcher und ſpäter auch deutſcher Hand ein zunächſt noch recht unvollkommenes Bild der politiſchen und ſiedlungsmäßigen Verhältniſſe. In ihnen treten uns auch erſtmalig die geographiſchen Namen dieſer Gegenden entgegen. Dabei wird das Flußgebiet der heutigen unteren Warthe von Anfang an mehrfach hintereinander eindeutig als „Netze“ bezeichnet.

1. Im Jahre 1243 erneuert Biſchof Heinrich von Lebus ein mit Graf Voloſto getroffenes Zehntabkommen mit den Templern bezüglich der Dörfer, „que Lubno et Oboran vocantur ultra Notes“[24]. Darunter ſind die Dörfer Liebenow im Kreis Landsberg und Nabern bei Quartſchen im Kreis Königsberg zu verſtehen; „jenſeits der Netze“ iſt vom Lebuſer Biſtum aus gemeint.

2. In der Grenzbeſchreibung des Landes Lebus, die anläßlich der Teilung von Land und Burg zwiſchen Boleslaw von Schleſien und dem Erzbiſchof von Magdeburg im Jahre 1249 erfolgte, heißt es: „Hii autem sunt termini castri Lubus versus Poloniam ex illa parte Odere a flumine, quod vocatur Nothes, . . .[25]“

3. Am 2. Juli 1257 ſtellte Markgraf Johann I. von Brandenburg das ſog. Gründungsprivileg der Stadt Neu-Landsberg (a. d. Warthe) aus. Darin heißt es über die Fiſchereirechte: „Item piscatio in aqua Neze sursum ad dimidium et deorsum ad integrum milliare omnibus piscari volentibus erit communis[26].“ Das bedeutet, daß Landsberg a. d. Netze, nicht an der Warthe gegründet wurde.

4. Im Jahre 1259 bezeugte Herzog Boleslaw von Polen, daß ſein Vater Wladislaw Odonicz ehemals den Templern das Land Küſtrin und andere Beſitzungen geſchenkt habe: „Termini vero predicte terre, a Myzla et Nezze fluviis ad Odram et usque ad limites Pomeranie protenduntur[27].“

---

[21] Pohorecki, Kwartalnik historyczny, Bd. 48, 1934, S. 142.

[22] Tymieniecki, Roczniki historyczne, 1936, S. 138.

[23] Vgl. Sappok, Die Anfänge uſw., S. 40, bei Anm. 118.

[24] Riedel, Cod. dipl. Brand., Bd. 24, S. 3.

[25] Riedel, Bd. 24, S. 336ff.

[26] Riedel, Bd. 18, S. 369. — Krabbo, Regeſten d. Markgrafen v. Brandenburg aus askan. Hauſe, Nr. 813.

[27] Cod. dipl. Maioris Poloniae, Bd. I, S. 331.

Vielleicht iſt zu dieſen Zeugniſſen auch noch die auffällige Nennung der Netze in einem Bündnisvertrag zwiſchen dem Erzbiſchof von Magdeburg und den mecklenburgiſchen und rügiſchen Fürſten vom Jahre 1272 zu ſtellen, wo bei der Bündnisverpflichtung geſagt wird: „. . . ipsi vero sequuntur nos usque ad Weseram et ad flumen Unstrot, item trans Oderam usque ad fluvium Netce dictum“[28]. Ferner iſt an die eindeutige Beſchreibung bei dem polniſchen Hiſtoriker Dlugoſz aus dem 15. Jahrhundert zu erinnern, der von der Warthe ſagt: „Wartha . . . circa castrum Santok fluvio Notes mixtus et ipsius vocabulum appellatione propria amissa sortitus, flumen Odram circa oppidum Czorsztyn ingreditur[29].“

Das erſte Zeugnis für die heute übliche Bezeichnung dieſes Flußabſchnittes „Warthe“ liefert meines Wiſſens erſt eine Urkunde aus dem Jahre 1295, in der die Grenzen des Templerbeſitzes in Quartſchen umſchrieben werden[30]. Es iſt hier nicht der Ort, nach den Urſachen für den Namenwechſel zu ſuchen. Sicherlich laſſen ſich auch Parallelen aus anderen Gegenden und Flußſyſtemen beibringen. Es kommt hier nur darauf an, die Tatſache feſtzuſtellen.

Auf Grund dieſer Tatſachen, die den älteren Forſchern noch gegenwärtig waren[31], halte ich es für ſicher, daß der heutige Warthefluß zwiſchen Zantoch und Küſtrin auch in der frühen ſlawiſchen Zeit den Namen Netze trug[32]. Damit löſt ſich aber auch die heute heißer denn je umſtrittene Frage nach der richtigen Auslegung der Thietmarſtelle „tributumque usque in Vurta fluvium solventem“. Das tributpflichtige Gebiet Mieſzkos iſt einzig und allein auf dem linken, weſtlichen Ufer der Warthe zu ſuchen; die polniſchen Verſuche, es in der rechts der heutigen unteren Warthe gelegenen Neumark oder in Weſtpommern zu lokaliſieren, ſind als verfehlt zu betrachten.

---

[28] Pommerſches Urkundenbuch, Bd. II, S. 263.

[29] Dlugoſz, Buch I, S. 10. Vgl. Ausgabe von A. Przezdziecki, Bd. II, 1867, S. 10; auch S 16.

[30] Riedel, Bd. 19, S. 9; vgl. Krabbo, a. a. O. Nr. 16, S. 11.

[31] Z. B. S. W. Wohlbrück, Geſchichte des ehemaligen Biſtums Lebus, Bd. I, 1829.

[32] Einzig P. v. Nießen hat vorſichtig in ſeiner Geſchichte der Neumark, 1905, S. 19 Anm. 1, dieſe Anſicht geäußert, ohne damit Beachtung zu finden, ebenſo wie eine Reihe polniſcher kartographiſcher Darſtellungen, z. B. Karte im Codex dipl. Maior. Pol. „Wielkopolska epoki piastowskiej“ und Karte „Wielkopolska“ bei St. Arnold, Terytorja plemienne, 1927, wo Noteć für den heutigen unteren Warthelauf eingetragen iſt. Um ſo unverſtändlicher bleibt das gänzliche Außerachtlaſſen dieſer Auffaſſung durch die derzeitigen polniſchen Hiſtoriker.

Sprache und Siedlung der oberſchleſiſchen Sprachinſel Koſtenthal

Von Herbert Weinelt, Prag

Mit 6 Textkarten

In Oberſchleſien, etwa auf dem halben Wege zwiſchen Leobſchütz und Coſel, liegt das deutſche Sprachinſeldorf Koſtenthal, das ſein Volkstum und ſeine Mundart[1] in fremdvölkiſcher, polniſcher Umgebung durch Jahrhunderte rein erhalten hat. Sein Volkstum iſt längſt geſichert, weil die deutſche Umgangsſprache in der Umgebung durchaus feſten Fuß gefaßt hat. In früheren Zeiten waren die Koſtenthaler aber ganz auf ſich ſelbſt geſtellt; um ihr Deutſchtum bewahren zu können, mußten ſie innerhalb des Dorfes heiraten, weil es in den anrainenden Orten keine oder nur wenige Deutſche gab. Das hat naturgemäß zu Inzuchterſcheinungen geführt[2]. Eine Beſſerung in dieſer Hinſicht trat erſt ein, als nach vorhergegangenem Blutsaustauſch mit dem geſchloſſenen deutſchen Siedlungsraum um Leobſchütz die Koſtenthaler anfingen, ſich ſeit etwa einem Menſchenalter ihre Frauen und Männer auch aus der Nachbarſchaft zu holen[3]. Bis dahin waren die Familiennamen faſt ausſchließlich deutſch, erſt damals drangen mehr polniſche in den Ort ein. Erwähnenswert iſt, daß auch ein Zuzug aus dem ehemaligen Öſterreichiſch-Schleſien ſtattgefunden hat, dem einige Familiennamen tſchechiſcher Herkunft zu verdanken ſind. Ob ihre Träger aber wirklich Tſchechen waren, müßte erſt einmal unterſucht werden, da ſie heute auch im ſudetendeutſchen Gebiet verbreitet ſind. Die Erinnerung an die „Öſterreicher" iſt jedenfalls noch recht lebendig.

Das Volkstum iſt geſichert, nicht aber die Mundart, bei der ſich ſchon ſtarke Verfallserſcheinungen zeigen. Es war deshalb notwendig, mehr Gewährsleute, als es ſonſt üblich iſt, heranzuziehen und viele Wörter und Wendungen mehrmals abzufragen. Dabei ergab ſich, daß auch bei den alten Leuten, Frauen wie Männern, ſich ſchon öfter umgangsſprachliche Lautungen eingebürgert haben. Jüngere Leute ſprechen die Mundart oft noch ſo gut wie die Alten, und in einigen wenigen Fällen iſt dies auch noch von den Kindern zu behaupten. Manche Lauterſcheinungen ſind ſchon ſtark zerſtört, von einigen waren ſichtlich nur mehr Reſte zu erfragen. Stärker als im Lautſtand ſcheinen die Verfallserſcheinungen im Wortgut zu ſein. Das iſt wohl in vielen Fällen mit dem engen Zuſammenhang von Wort und Sache zu erklären; ein neues Gerät oder nur eine neue Form kommt mit einem neuen Wort, das ſich in der umgangsſprachlichen Lautung einbürgert, und der alte Gegenſtand mit der alten Bezeichnung gerät allmählich in Vergeſſenheit[4].

---

[1] Proben der Mundart veröffentlichten F. Gräbiſch und W. Mak im Februarheft 1929 der Zeitſchrift „Der Oberſchleſier", S. 60ff. und S. 75ff. Die erſtere zeigt mehrere Mängel und Lautungen, die im Dorf nicht zu erfragen waren, wie z. B. *gäh(n)* = gehen, *ääs* = iſt, *jääden* = jeden. Gräbiſch belegt außerdem *muiß* = muß, *Muitter* = Mutter, *Stuuibe* = Stube; in dieſen Fällen iſt es wegen der ſtarken Verfallserſcheinungen der Mundart nicht ausgeſchloſſen, daß dieſe Formen in Reſten noch jetzt geſprochen werden. Die zweite Probe (von Mak) iſt recht verläßlich, ſoweit ſich eben ſchwierige Lautformen mit gewöhnlichen Schriftzeichen wiedergeben laſſen. Außerdem iſt eine Schallplattenaufnahme der Wenkerſchen Sätze, angefertigt von der Lautabteilung der Preußiſchen Akademie der Wiſſenſchaften, vorhanden.

[2] W. Mak, Die Koſtenthaler Mundart iſt gefährdet. In: Der Oberſchleſier, Februarheft 1929, S. 74f.

[3] Dazu jetzt W. Wieczorek, Koſtenthals Ausſtrahlung in den Nachbarraum. In: Der Oberſchleſier 19 (1937), S. 584ff.

Geſchichte, Volkskunde und Mundart von Koſtenthal haben leider bisher nicht jene Beachtung erfahren wie das ähnlich vom polniſchen Gebiet umſchloſſene Schönwald bei Gleiwitz, dem K. Guſinde zwei gründliche Arbeiten[5] gewidmet hat, wenngleich mit dem kürzlich erſchienenen Koſtenthal-Heft der Zeitſchrift „Der Oberſchleſier“ ein beachtlicher Anſatz geſchaffen wurde[6]. Eine erſte knappe Darſtellung der Mundart auf Grund der bisherigen Veröffentlichungen mit Angaben über die älteſte Geſchichte ſowie der Verſuch der Verankerung in der ſchleſiſchen Ausgangslandſchaft iſt in einem größeren Rahmen von E. Schwarz erfolgt[7]. Die dort gewonnenen Erkenntniſſe erfahren, das ſei vorausgeſchickt, trotz der Unzulänglichkeit der früher zur Verfügung ſtehenden Unterlagen weitgehende Beſtätigung durch die längſt notwendig geweſene Aufnahme des Lautſtandes der Mundart, wie durch eine neue Sichtung der in größerer Zahl vorhandenen geſchichtlichen Nachrichten. Der in der letzten Zeit gemachte Verſuch[8], eine Dörfergruppe ſüdlich von Oberglogau als Herkunftsbereich der Mundart und Siedler von Koſtenthal zu erweiſen, kann — wie unten dargelegt werden wird — nicht als gelungen bezeichnet werden.

Koſtenthal iſt ein Straßenangerdorf mit Gelängeflur, gegründet auf altbeſiedeltem Boden[9], gelegen im „Rahmen einer größeren, deutſchkoloniſatoriſche Züge tragenden Kulturlandſchaft“[10]. Die eingedeutſchte Namensform *Gossintin* taucht erſtmalig 1221 auf[11]. In dieſem Jahr rückt der Ort entſchieden in den deutſchen Einfluß- und Kulturbereich, denn er gelangt durch Schenkung von einem Grafen Stognew an den Abt Günther des deutſchen Ziſterzienſerkloſters Leubus[12]. Über den Ort ſelbſt wird nichts Näheres ausgeſagt, es heißt einfach: das Erbe *Gossintin*. Und auch 1223, als Biſchof Lorenz von Breslau auf Wunſch des Abtes Günther den Sprengel der Marienkirche in Kaſimir von den Flüſſen Hotzenplotz und Stradune bis an die Oder beſtimmt, mit allen gegründeten und zu gründenden Dörfern, wird zwar Koſtenthal genannt[13], wieder aber nichts Genaueres angegeben, das auf die Art der Siedlung ſchließen ließe. Dafür wirft eine Nachricht von 1225[14] ungeahntes Licht auf die Siedelverhältniſſe, iſt es doch eine der wenigen Urkunden, in denen ausdrücklich von deutſchen Siedlern die Rede iſt. Herzog Kaſimir von Oppeln verlieh den deutſchen Anſiedlern in dem Dorf *Gossintin* alle Freiheit der Deutſchen, die in ſeinem Dorf *Bela* herrſcht. Sie ſollen von allen herzoglichen Steuern befreit ſein, ebenſo ſind ſie nicht zu Kriegsdienſten außerhalb des Landes heranzuziehen, ſondern nur zur Landesverteidigung. Der herzogliche Richter hat nur in Kapitalſachen Recht zu ſprechen, in Gemeinſchaft mit dem Schultheißen von *Bela*, von dem Gewette ſollen zwei Teile dem Herzog, der dritte aber dem Schultheißen von *Bela* zufallen. Auch das Gericht für Koſtenthal ſoll in *Bela* ſtattfinden, ferner ſollen wie in *Bela* die Streitfälle zwiſchen Deutſchen und Polen geſchlichtet werden. Es hat nach dieſem durchaus den Anſchein, daß erſt 1225 oder bald vorher die Gründung des deutſchen Bauerndorfes Koſtenthal erfolgt iſt; damit ſoll die Möglichkeit, daß die Anſätze der deutſchen Siedlung ſchon früher liegen können, nicht beſtritten werden, zumal die Namensform von 1221 ſchon für frühere Beziehungen ſpricht. Das neue deutſche Dorf bekam das Recht, das die Deutſchen von *Bela* genießen, die Koſtenthaler werden ſich dieſes Recht, das ſonſt in der Geſchichte des ſchleſiſchen Rechtes keine Rolle ſpielt, deshalb haben verleihen laſſen, weil ſie es früher gewohnt waren. Auch die Rolle des Schulzen von *Bela*[15] wie die übrigen Beſtimmungen ſprechen recht deutlich für einen engen Zuſammenhang. Der Herausgeber der Schleſiſchen Regeſten hatte bei *Bela*, wenn auch mit Zweifeln, an Bielau, Kreis Ratibor, gedacht. Es iſt indes mit Zülz[16] bzw. mit dem anſchließenden, an der Biala liegenden Altſtadt gleichzuſetzen[17]. Damit haben wir einen feſten Punkt gewonnen, der einer genauen Nachprüfung durch die Mundart unterzogen werden ſoll.

---

[4] Bei den Vorbereitungen zur Mundartaufnahme hat mich Herr Prof. Dr. W. Mak, Breslau, freundlich unterſtützt.

[5] K. Guſinde, Eine vergeſſene deutſche Sprachinſel im polniſchen Oberſchleſien. Die Mundart von Schönwald bei Gleiwitz (Wort und Brauch, Heft 7), Breslau 1911 (im folgenden abgekürzt Guſinde), und: Beiträge zur Volkskunde und Geſchichte eines deutſchen Dorfes (Wort und Brauch, Heft 10), Breslau 1912.

[6] Der Oberſchleſier 19 (1937), Heft 10, unter der Leitung von J. Scherholz.

[7] E. Schwarz, Sudetendeutſche Sprachräume (Veröffentlichung der Deutſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften und Künſte f. d. Tſchechoſl. Republik, zugleich Heft 21 der Schriften der Deutſchen Akademie), München 1935, S. 207ff. und Abb. 34. Dieſe Ausführungen ſind ſtändig mit unſerer Darſtellung zu vergleichen, auch dort, wo ſie nicht beſonders angezogen werden. Herrn Prof. Dr. E. Schwarz habe ich auch für mündlichen Rat zu danken.

[8] W. Friemel, Die mundartlichen Beziehungen von Koſtenthal als Quelle ſiedlungsgeſchichtlicher Zuſammenhänge. In: Der Oberſchleſier 19, S. 592ff.

[9] Dazu jetzt eingehend G. Raſchke, Vorgeſchichte der Gemarkung Koſtenthal. In: Der Oberſchleſier 19, S. 549ff.

[10] W. Schlenger, Die Siedlungslandſchaft von Koſtenthal. In: Der Oberſchleſier 19, S. 558ff., ſiehe beſonders die Karte der Siedlungslandſchaft S. 561.

[11] *Codex dipl. Siles.* VII, S. 112.

[12] Schleſiſche Regeſten Nr. 242.

[13] Ebenda, Nr. 274.

[14] Ebenda, Nr. 292.

Koſtenthal gehört ſomit zu den älteſten deutſchen Dörfern in Oberſchleſien, und in dieſem Zuſammenhang iſt auch die Siedlungsform beachtlich. Es iſt ein großes Straßenangerdorf[18], deſſen Flur im weſentlichen aus einem einzigen Gewann, alſo einer „Feldbreite" beſteht, die in Streifen, die in oſtweſtlicher Richtung laufen, aufgeteilt iſt[19]. Jedes Gehöft hat Hofanſchluß an einen Feldſtreifen, es iſt daher eine klare Gelängeflur, auch wenn die beiden gewannartigen Beiſtücke im Süden und Norden der Feldbreite abſeits dieſer Einteilung liegen. Es handelt ſich zudem, wie auch die Flurnamen dafür mit aller Deutlichkeit zeigen, um jüngere Fluren. Das ſüdliche Beiſtück heißt „Überſchar"[20], das nördliche „Zuſtücke"[21], beide ſind als Bezeichnungen für nachträgliche Feldzuteilungen erkannt, nach Beobachtungen in Sudetenſchleſien ſcheint dabei Überſchar für die ältere, Zuſtücke für die jüngere Aufteilung zu gelten. Die Gelängeflurverfaſſung, die ſich oft mit dem Straßenangerdorf paart, iſt eine ausgeprägte Flurform[22], wenn auch von Übergangscharakter, deren Auftreten landſchaftsweiſe als zeitlich eng begrenzt[23], ja in einem genauer unterſuchten Raum auch völkiſch bedingt[24] erkannt wurde. Doch liegen die Verhältniſſe in allen Landſchaften verſchieden, was zu beachten ſein wird. In enger Verbindung mit der Orts- und Flurnamenforſchung wie mit den geſchichtlichen Nachrichten werden die Gelängefluren auch in der Koſtenthaler Umgebung als ſiedlungsgeſchichtliche Quelle beſondere Beachtung verdienen.

---

[15] Th. Konietzny, Koſtenthal, eine deutſche Siedlung. In: Der Oberſchleſier 19, S. 554, gibt an, daß ein Teil vom Gewette dem Schultheißen von Koſtenthal, der zweite dem Herzog und der dritte dem Abt von Leubus gehören ſolle. Er fußt damit auf der Leubuſer Urkunde 38, die bereits von Grünhagen und Wattenbach (ſiehe Schleſiſche Regeſten, Nr. 302) als verdächtig bezeichnet worden iſt. Wir haben offenbar eine der im Oſten zahlreichen gefälſchten Kloſterurkunden vor uns, der Abt wollte ſich einen Teil der Einkünfte ſichern. Im Zuge dieſer Verfälſchung der echten Urkunde (Schleſiſche Regeſten, Nr. 492) iſt dann auch der Schultheiß von *Bela* durch den von Koſtenthal erſetzt worden.

[16] So K. Weinhold, Die Verbreitung und die Herkunft der Deutſchen in Schleſien. Stuttgart 1887, S. 166 (10), und W. Schulte, Die Anfänge der deutſchen Koloniſation in Schleſien (Sileſiaca, Feſtſchrift d. Vereins f. Geſchichte Schleſiens zum 70. Geburtstage von C. Grünhagen). Breslau 1898, S. 58. — Die neue tſchechiſche Karte 1 : 200000 ſchreibt für Zülz noch *Běla*.

[17] Schwarz, Sprachräume, S. 208.

[18] Terminologie nach W. Ebert, Ländliche Siedelformen im deutſchen Oſten. Berlin 1936.

[19] Die Angaben über die Flureinteilung nach W. Schlenger. In: Der Oberſchleſier 19, S. 564.

[20] F. Meißner, Das Wort „Schar" als Beſtandteil von Orts-, Berg- und Flurnamen in den Oſtſudeten. Sonderdruck a. d. Feſtſchrift für F. Streinz, Sonderheft der Deutſchmähr.-ſchleſ. Heimat 1929; vgl. noch E. Maetſchke, Die Flurnamenforſchung im geſamtſchleſiſchen Raum. Schleſiſches Jahrb. 9 (1936/37), S. 75ff.

[21] H. Weinelt, Die Flurnamen des Bezirkes Freudenthal (Sudetendeutſches Flurnamenbuch, hrsg. von E. Schwarz, Heft 2). Reichenberg 1937, S. 52.

Das deutſche Dorf Koſtenthal war in kühnem Vordringen ein gutes Stück über das ſchon ſtark deutſch durchſiedelte oberſchleſiſche Gebiet um Neiße und Leobſchütz in polniſches Siedlungsland vorgeſchoben worden[25]. Wohl gab es auch in der Nähe ſtärkere deutſche Siedlungsanſätze[26]; allein das Polentum war zu ſtark, es beſaß die Kraft, dieſe deutſchen Vorpoſten aufzuſaugen: Koſtenthal iſt erſt allmählich zur Volksinſel geworden. Es iſt ein deutſches Schickſal, daß hier, unfern rein deutſchen Rodungslandes, der Nachſchub verſiegte und daß dafür deutſches Bauern- und Bürgertum weit hinausgriff bis nach Galizien und in die Slowakei, in Gegenden, wo es ſich größtenteils nicht behaupten konnte und in der fremdvölkiſchen Flut unterging.

Koſtenthal, das ſo zäh an ſeinem Volkstum und an ſeiner Mundart hing, hat im Dorfbild nur mehr wenig Altes erhalten. Wohl iſt die alte Dorfform noch unverändert und die Bauernhäuſer ſtehen Giebel an Giebel zum „Angerplatz“, der ſelbſt ſchon ſtark mit Häuschen verbaut iſt. Aber die Häuſer ſind alleſamt recht jung, nur hie und da zeigt noch ein Haus einen einfachen verbretterten Giebel und ein Strohdach. Auch die Wirtſchaftsgebäude ſind in der Regel neugebaut, der letzte Speicher („Laimes“) iſt ſchon gefallen[27] und das Fachwerk, in der Umgebung nicht ſelten, iſt nur an wenigen Bauten zu finden.

* * *

Um die Mundart mehr, als es bisher möglich geweſen iſt, in den Dienſt der Siedlungsgeſchichte ſtellen zu können, iſt es notwendig, zuerſt einen kurzen Überblick über die Lautlehre zu geben und mit den Selbſtlauten in haupttoniger Stellung zu beginnen. Vorwegzunehmen iſt, daß kurzer mhd. Selbſtlaut in offener Silbe und vor urſprünglich auslautendem Doppelmitlaut auch in geſchloſſener Silbe gedehnt wird. Mhd. *uo*, *üe* und *ie* werden dagegen vor inlautendem ſtimmloſen Geräuſchlaut gekürzt. Das ſind Verhältniſſe, die den gemeinſchleſiſchen entſprechen[28].

Mhd. *a* erſcheint als *a* vor Kehllauten: *nakiχ* = nackt, *gəbakənə bęrnə* = gebackene, gedörrte Birne, *jakə* = die lange Bluſe des Werk- und Sonntagskleides der Frauen, die beim Arbeiten vorn unter den Rockbund geſteckt wird, *maxn̥* = machen, weiter vor Naſenlaut + Kehllaut oder Zahnlaut: *laŋk* = lang, *waŋə* = Wange, *maŋl̥trāigə* = mangeltrocken, von ſchlecht getrocknetem Getreide geſagt, das noch feucht wie zu mangelnde Wäſche iſt, *aŋərpɫǫts* = Dorfanger, *amzɫ̥* = Amſel, *gants* = ganz, *rūtšwants* = Rotſchwänzchen; eine Ausnahme bilden die Wörter auf mhd. *-and*, in denen *ā* erſcheint: *fānt* = Pfand, *hānt* = Hand, *āndərš*=anders, es ſteht weiter vor *-nt:gəkhānt* = gekannt, *gəbrānt* = gebrannt (aber *brantə* = brannte, *khantə* = kannte), dann vor *-hs*, *-ht* und *-ld:wāksn̥* = wachſen, *fɫāks* = Flachs, *nāxt* = Nacht, *māxt* = Macht, *bāɫdə* = bald, *āɫdə* = alte, *zāɫts* =Salz, *wāɫt* = Wald, der allgemeine Ausdruck für Waldung; ferner vor auslautendem *-ch: dər bāx* = Bach, *dāxfanstər* = Dachfenſter. Vor auslautendem *-n* gilt *an>ūⁿ: khūⁿ* = kann, *khō̄nəmūⁿ* = Kornmann, Geſpenſt, mit dem die Kinder geſchreckt werden, *hūⁿ* = Hahn, *tsūⁿšmęvʳtsn̥* = Zahnſchmerzen, weiter ſteht *ū* in *hūməʳ* = Hammer, *khūməʳ* = Kammer und in mit *Hans* zuſammengeſetzten Übernamen, z. B. *hūnzəmẹχɫ̥* = Hansmichel. Sonſt erſcheint bei erhaltener Kürze *ǫ: wǫsəʳ* = Waſſer, *fɫǫšə* = Flaſche, *fǫšiŋk* = Faſching, *rǫtsn̥* = Ratten Mz., *ɫǫmpə* = Lampe, *hǫnf* = Hanf, *špǫvn* = Dachſparren, *ǫɫp* = Alp, Nachtgeſpenſt; bei Dehnung gilt *ǭ* und *ǭv*, dieſes immer vor *r: rǭdə* = Rader, Stellmacher, *khǭtəʳ* = Kater, *rǭptə* = Radbere, Schubkarren, *hǭbəʳfuks* = Haberfuchs, d. i. Feldheuſchrecke, *wēzəgrǭbm̥* FlN (= Flurname) = Wieſengraben, *hę̄gǭbɫ̥* = Heugabel, *šmǭtš* = Pflaumenmus, nicht Mittelform aus *Schmatz* (ſo heißt ſudetenſchleſiſch das Pflaumenmus) und *Matsch* = Brei, weil *tz>tš* auch in *pɫūtšəʳ* = Plutzer, Kürbis, *rǭvzn̥* = Raſen, *gɫō̄vt* = glatt, *zǭvtɫ̥* = Sattel, d. i. die Hülſe über dem Ende der Wagenachſe, *bǭvʳt* = Bart, *wǭvʳtn̥* = warten, *ēbəʳšǭvrə* = Überſchar FlN, *štǭvrkhǫstn̥* = Starkäſtchen, *ǭvʳtiχ* = artig, *khwǭvʳkkhwetšə* = Quarkquetſche. In *forwẹŋkɫ̥* FlN = Pfarrwinkel erſcheint infolge Überkürze *o*, gleiches gilt bei *rūtə motə* FlN = Rote Marter (nach einem Bildſtock)[29]. Die Lautung *wųɫfǭvʳt* kann nicht gut mit mhd. *vallevart* zuſammengebracht werden, es liegt vielleicht **wulvart* vor mit ſchleſ. **wul* ſtatt *wol* = Wohl[30].

---

[22] Für den mitteldeutſchen Oſten iſt freilich nicht die Begriffsbildung von J. Leipoldt, Die Geſchichte der oſtdeutſchen Koloniſation im Vogtland auf Grundlage der Siedlungsformenforſchung, Plauen i. V. 1927, maßgeblich, ſondern die von K. v. Maydell, Die Gelängeflur in den Sudetenländern, Deutſch-mähr.-ſchleſ. Heimat 23 (1937), S. 149ff.

[23] K. v. Maydell, Die ländlichen Siedlungsformen Nordweſtſchleſiens und ihre Bedeutung als Geſchichtsquelle. In: Heimat und Volk, hrsg. von A. Ernſtberger. Brünn-Prag-Leipzig-Wien 1937, S. 427ff.

[24] H. Weinelt, Die Flurnamen des Bezirkes Freudenthal, S. 120ff.

[25] Zu den Verhältniſſen im ganzen Raum vgl. nun E. Schwarz, Deutſchtum und Slawentum im oberſchleſiſch-oſtmähriſchen Raum in ſprachlicher und geſchichtlicher Entwicklung. In: Deutſche Zeitſchrift 50 (1937), S. 321ff.

[26] Darüber liegt jetzt die ſchöne Arbeit von W. Krauſe, Zur Volkstums- und Herkunftsfrage der oberſchleſiſchen Bauern des Mittelalters. In: Zeitſchrift des Vereins für Geſchichte Schleſiens 71 (1937), S. 131ff. vor.

[27] W. Mak, Der letzte Laimes. In: Der Oberſchleſier 19, S. 566f.

[28] W. v. Unwerth, Die ſchleſiſche Mundart. In: Wort und Brauch, Heft 3, Breslau 1931, S. 62ff.

Mhd. *ë* wird meiſt zu *a*, bei Dehnung zu *ā: maɫkŋ* = melken, *šwastəʳ* = Schweſter, *wēzəbark* FlN = Wieſenberg, *fɫādəʳmaus* = Fledermaus, *wātəʳɫāiχtn̥* = Wetterleuchten, *ādə* = Erde (aber *ērtbērn̥* = Erdbeeren als mundartfremdes Wort), *khrāps* = Krebs, *zāmɫn̥* = Semmeln. Nicht immer aber ſind die Verhältniſſe ganz klar; *a* gilt nicht in *drešn̥* = dreſchen, *feɫt*= Feld, *rẹχn̥*, *nō̄xrẹχn̥* = Rechen, Nachrechen, d. i. der große Rechen, mit dem die Getreidereſte geſammelt werden, *šɫẹχt* = ſchlecht und *rẹχt* = recht, doch neben letzterem ſteht *tsitsəkhnāiχt* = Krammetsvogel, Wacholderdroſſel, und *fɫāiχtə* = Flechte, d. i. Wagenkorb, deren *i* deutlich auf palatale Ausſprache weiſen. Die Fälle, in denen der Wandel *ë>a* nicht eintritt, nehmen im ganzen Schleſiſchen und darüber hinaus eine Sonderſtellung ein (Schwarz, Sprachräume S. 144ff. und Abb. 26); zu „recht" vgl. Kt. 34 des Deutſchen Sprachatlaſſes.

Mhd. *i* erſcheint bei erhaltener Kürze ſtets als *ẹ*, bei Dehnung als *ē: khrẹstbō̄m* = Weihnachtsbaum, *bẹtəʳbɫum* = Bitterblume, Hundskamille, *khẹrmẹst* = Kirchmeſſe, Kirchweihfeſt, *khẹrχhō̄f* = Kirchhof, Friedhof, *štẹnkə* = Stinker, d. i. Petroleum, *šɫẹŋk* = Schlund, mhd. *slinc*, *dəʳ fẹŋkə* = Fink, *šẹndəʳn* = auf dem Eiſe gleiten, *khẹnt* = Kind, *mẹɫiχ* = Milch, *brųstrēgɫ* = Bruſtriegel, Querbalken im Dachſtuhl, *tēgɫ̥* = Tiegel, d. i. flache Bratpfanne mit langem Griff, *ō̄gəbɫēk* = Augenblick, *rēmštẹk* = Rippenſtück (mhd. *ribe*), Balken im Dachſtuhl, der die Sparren *(špẹvnəʳ)* verbindet, *trēp* FlN = Trieb, *šnētɫox* = Schnittlauch, *brautbētəʳ* = Brautbitter, Hochzeitsbitter.

Mhd. *o* wird bei Dehnung zu *ō̄: hō̄f* = Hof, *šō̄bəʳ* = Schober, *khnō̄bɫox* = Knoblauch, *tō̄p* = Topf, *rō̄k* = Rock, *ēbəʳbō̄dn̥* = der unmittelbar unter dem Dach gelegene, nicht mehr bewohnbare Raum, *ō̄tšt* = Ortſcheit (an der Waage des Wagens), *mō̄s* = Moos, *wō̄t* = Wort, *dō̄rfgrǭbm̥* FlN = Dorfgraben, *khō̄nəbɫum* = Kornblume, *khastrō̄ɫ* = Kaſſerole, niederer zweihenkliger Topf. Bei erhaltener Kürze gilt *o: khopkhẹsn̥* = Kopfkiſſen, *khɫopm̥* = klopfen, auch in der Sonderbedeutung: die Senſe dengeln, *šopm̥* = Schupfen, *šwēgəʳtoxtəʳ* = Schwiegertochter, *gəbroxn̥* = gebrochen, *woxn̥* = Wochen Mz., *khoxɫęfɫ̥* = Kochlöffel, *bon* = Born, Brunnen, *khorp* = Korb, *moɫkədīp* = Molkendieb, Name der verſchiedenen Weißlingsarten und anderer ähnlicher Schmetterlinge. Ausnahmen bilden: *drųsɫ* = Droſſel, *huɫn̥* = holen.

Mhd. *u* wird bei erhaltener Kürze zu *o* bzw. zu *ų*, der Lautwert iſt ſchwankend und daher oft ſchwierig feſtzuſtellen: *joŋə* = Junge, *font* = Pfund, *zontiχ* = Sonntag, *hont* = Hund, *zoməʳ* = Sommer, *broməʳ* = Brummer, Hummel (neben *homɫəʳ*), *pųntsɫ̥šẹsɫ̥* = Bunzlauer, d. i. irdene Schüſſel, *fųntsə* = Funze, ſchlechte Lampe, *tųŋkət* = die Seitenbretter des einfachen Bretterwagens (das Wort iſt wohl zu mhd. *tunc* = Dünger zu ſtellen, bei dieſer häufigen Verwendungsart ſind die Bretter jedenfalls notwendig; Guſinde S. 205 glaubt, *tọŋkẹt* in Schönwald ſei aus *tunge+wit* wie *laŋkẹt* < *lanc-*

---

[29] Vgl. *muọtẹ* in Schönwald, Guſinde, S. 186 und E. Schwarz, Unterſuchungen zur Mundart und Herkunftsfrage erloſchener altſchleſiſcher Sprachinſeln in Galizien. Beitr. z. Geſchichte d. deutſchen Sprache und Literatur 61 (1937), S. 304.

[30] Vgl. F. Feſta, Die ſchleſiſche Mundart Oſtböhmens 1 (Beiträge zur Kenntnis Sudetendeutſcher Mundarten, Bd. 3). Prag 1926, S. 23, der ähnliches feſtſtellt.

wit entſtanden, dieſes lautet aber in Koſtenthal *lampəʳt*), *khorts* = kurz, *pųtsl̥bok* = Purzelbock, Purzelbaum, *dųšt* = Durſt, *wųšt* = Wurſt, *bauxkhotln̥* = Bauchkutteln, Kaldaunen, *potəʳšnētə* = Butterſchnitte, *posn̥* = buſſen, küſſen, *popə* = Puppe, *šnopə* (weibl.) = Schnupfen, *loft* = Luft, *nųpl̥* = der Saugbeutel der Kinder, vgl. ſchleſ. *noppe*[31]. Bei Dehnung erſcheint *ǖ*: *hǖbl̥baŋk* = Hobelbank, *lǖžə* = Pfütze, poln. *luže*. Ausnahmen ſind: *šlukə* = Schlucker, *khǖgləš maxn̥* = mit Kugeln ſpielen (die Endung *-ləš*<*-leins* taucht öfter in dieſer Bedeutung auf), *š'ölts* = Schulze zeigt ſtarke Palataliſierung des vorhergehenden Mitlautes, *zönȫmt* = Sonnabend iſt wohl durch Angleichung entſtanden.

Mhd. *â* wird zu *ȫ*: *rȫm* = Ruß, mhd. *râm(e)*, *ȫmęvzə* = Ameiſe, *zȫnə* = Sahne, < **sâne*, *mȫnt* = Mond, *lȫn* = laſſen, *jörmet* = Jahrmarkt, *wȫrhet* = Wahrheit, *ȫms* = abends, *ųndəʳlȫgə* = Unterlage, d. ſ. die unteren Bretter des Wagens, *wȫgə* = Waage, auch Wagenbeſtandteil, an den die Zugtiere geſpannt werden, *brȫƶə* = Brache, *gəbrȫχt* = gebracht, *brȫtfǫnə* = Bratpfanne, *drȫtbęndəʳ* = Drahtbinder, *ȫtəʳ* = Otter, die allgemeine Bezeichnung der Schlange, *blȫ* = blau, *grȫ* = grau, *khrȫjə*, Mz. *khrȫn* = Krähe.

Mhd. *ê* erſcheint meiſt als *ē*: *ēršt* = erſt, *šnẹ̄* = Schnee, *gēⁿ* = gehen, *štẹ̄ⁿ* = ſtehen, *tsēnχn̥* = Zehe, *khlēfǖrə* = Kleefuhre, *khrę̄ⁿtoŋkə* = Krentunke, *bēr* = Eber, *khērə* = Kehre, Wendung; *ī* gilt in *wī* = wehe und in *zīr* = ſehr; mhd. *wênic* erſcheint als *wiŋk*. Alle drei Wörter zeigen auch ſonſt Sonderentwicklung, zu „wehe" vgl. Kt. 33 des Deutſchen Sprachatlaſſes.

Mhd. *î* iſt zu *āi* geworden: *wāinaxtn̥* = Weihnachten, *frāⁱjəʳ* = Freier, Liebſter, *štrāiχhęltskŋ̥* = Streichhölzchen, *lāikhȫf* = Trunk beim Abſchluß eines Geſchäftes, mhd. *lîtkouf*, *lāipšnāidn̥* = Leibſchneiden, Bauchſchmerz, *bāisn̥* = beißen, *wāis* = weiß, *rāif* = Reif, *blāibm̥* = bleiben, *trāibm̥* = treiben, *wāi* = Wein, *zāi*, *zāiⁿ* = ſind, *šnāin* = ſchneiden; in *n* und *t* geht manchmal *i* unter mehr oder weniger ſtarker Palataliſierung auf: *špāⁱn'* = ſpeien, *šrān'* = ſchreien, *tsāt'* = Zeit, *šrāt'* = ſchreit, *gəšāt'əʳ* = geſcheiter. Die Palataliſierung iſt ſtark im Verfall begriffen, ſie war früher ſicher allgemein in beſtimmten Stellungen.

Mhd. *ô* wird zu *ū*: *flū* = Floh, *hūx* = hoch, *rūt* = rot, *brūt* = Brot, *tūt* = Tod, großer Nachtſchmetterling, *tūthuxtsiχ* = Todhochzeit, d. i. Leichenſchmaus (*huxtsiχ* zeigt Kürzung des *ū*<*ô*), *rūzn̥* = Roſen, *grūsfǫvtəʳ* = Großvater, *khomjūkhęndəʳ* = Kommunionkinder, Konfirmanden; *štrōmūⁿ* = Strohmann, d. i. Vogelſcheuche, hat ſein *ō* wohl infolge Entähnlichung. Auf Formen mit *ô* ſcheinen zu deuten: *ūbm̥* = Ofen, *hūnik* = Honig, während bei *ūhoʳn̥* = Ahorn, bei dem weder **ahorn* noch **âhorn* die Grundlage ſein kann, wohl eher an eine Form **anhorn*, die mehrmals belegt wird, zu denken iſt (dazu Marzell-Wißmann, Wörterbuch der deutſchen Pflanzennamen, Lief. 1, Sp. 62), da ja der Wandel *an*>*ūⁿ* nicht nur im Auslaut erſcheint. Nach Ausweis der zahlreichen abweichenden Mundartformen haben bei dieſem Wort oft Umdeutungen ſtattgefunden. Ohren erſcheint als *ǖn*, dazu *ǖrkhriχəʳ* = Ohrkriecher, der gemeine Ohrwurm, *Forficula auricularia*, und *ǖrgront* = Ohrgrund FlN; wir haben den Reſt einer Sonderentwicklung vor *r* vor uns, *ôr* wurde zu *ur* und hat dann den Wandel des aus mhd. *u* durch Dehnung entſtandenen *ū* zu *ǖ* mitgemacht.

Mhd. *û* wird zu *au*: *haus* = Haus, *maus* = Maus, *dausn̥* = draußen, <**dâ* + *ûzen*, *khraut'fǫvs* = Krautfaß, *laut'* = laut, *haut'* = Haut, *braut'* = Braut, *braut'jompfəʳ* = Brautjungfer, *maul* = Maul, der allgemeine Ausdruck für Mund, *zauəʳómpə* = Sauerampfer; *āu* wurde aufgezeichnet in *zāu* = Sau und in *šāuvl̥* = Schaufel, d. i. Grabſcheit (die große Aufladeſchaufel heißt *šẹpə* = Schippe).

Mhd. *ei* wird zu *ē*: *wēvə* = Weife, Garnwinde, *zēvə* = Seife, *šwēs* = Schweiß, *khlēn* = klein, *rēn* = rein, *ahēm* = nach Hauſe, <**enheim*, *khlēdəʳ* = Kleider, *flēš* = Fleiſch, *də bẹrnə ēs tēk* = die Birne iſt teigig, *wētsn̥* = Weizen, *mēblum* = Maiblume, Löwenzahn, *štēnχəš* = Spiel mit Steinchen, *ēχhęvnχn̥* = Eichhörnchen, *zēgəʳ* = Wanduhr.

Mhd. *ie* wird zu *ī*: *fīr* = vier, *fīršībəʳ* = die hintere, von oben einſteckbare Wand des Bretterwagens, *dīnstmǭvt* = Dienſtmädchen, *wīgə* = Wiege; bei Kürzung gilt *i*: *giskhǫnə* = Gießkanne, *khriχn̥* = kriechen, *tsiχn̥* = Ziechen, Bettüberzug. Die Lautungen *šlǖvn̥* = ſchliefen und *lǖf* = lief ſind auf **slufen* und **luf* zurückzuführen, vgl. Schwarz, Sprachräume, S. 209, gleiches iſt von *brǖf* = Brief anzunehmen.

Mhd. *uo* wird zu *ü*: *tsǖ* = zu *dǖ* = du, *tǖn* = tun, *šǖlə* = Schule, *mẹstfǖrə* = Miſtfuhre, *bai dəʳ khēsgrǖbə nuf* FlN = bei der Kiesgrube hinauf, *gǖdə* = gute, *brǖdəʳ* = Bruder; bei Kürzung ſteht *u*: *fluk* = Pflug, *khuxn̥* = Kuchen, *grumt* = Grummet, mhd. *gruonmât*. Einen Beſuch machen heißt *špoln̥ gēⁿ*, das iſt trotz der Lautform vielleicht mhd. *spuolen*, vgl. „zum Rocken gehen".

Mhd. *ou* wird zu *ȫ*: *lȫvn̥* = laufen, *tȫvə* = Taufe, *trȫvə* = Traufe am Dach, *khȫf* = Kauf, *rȫzn̥* = rauchen, *ȫgə* = Auge, *bȫmhakəʳ* = Baumhacker, d. i. Specht; *-ouw* erſcheint als *au*: *frau* = Frau, *haun* = hauen, mähen (dieſes ſelbſt iſt mundartfremd).

---

[31] F. Knothe, Wörterbuch der ſchleſiſchen Mundart in Nordböhmen. Hohenelbe 1888, S. 426.

Mhd. *iu* wird zu *āi: fāⁱjəʳęsə* = Feuereſſe, Rauchfang, *wēdəʳkhāⁱjə* = wiederkäuen, *nāⁱjə* = neue, *šāⁱjəʳ* = Scheuer, *āiχ* = euch, *fāiχt* = feucht, *trāigə* = treuge, trocken, *trāigəhǭvdəʳ* = Treugehader, Handtuch, *hāilt* = heult, *khrāitsǭtəʳ* = Kreuzotter; in folgendes *t* geht *i* unter Palataliſierung auf: *hāt'ə* = heute, *lāt'ə* = Leute, *āt'əʳ* = Euter.

Von den umgelauteten Selbſtlauten iſt folgendes feſtzuſtellen.

Mhd. *e* bleibt bei erhaltener Kürze meiſt *e*, vor Kehllauten, *r* und *l* gilt *ę: bet* = Bett, *šmetəʳlęŋk* = Schmetterling, *khwetšə* = Quetſche, *ūfzetsbrātχn̥* = Auffetzbrettchen, Brett zur Erhöhung der Seitenwände des Bretterwagens, *festə* = feſt, *gestəʳn* = geſtern, *wespm̥* = Weſpen, *trepm̥* = = Treppen; *zęks* = ſechs, *wękst* = wächſt, *šnękə* = Schnecke, *šmękə* = Schmecke, d. i. kleiner Blumenſtrauß zum Riechen, der auch im Knopfloch getragen wird, *štęknōldə* = Stecknadel, *fīrštękəʳ* = Vorſtecker, Achsnagel, *nęlkŋ* = Nelken, *šwęlə* = Schwelle, *hęrpst* = Herbſt, *šmęvʳtsn̥* = Schmerzen; *ę* ſteht außerdem noch in *khrętsə* = Krätze und manchmal im Nebenton. Vor Naſalen + Mitlaut gilt noch in der Regel *i*, doch macht ſich ein ſtetiges Vordringen von *ẹ* und *e* ſchon ſtärker bemerkbar: *hiŋgl̥* = Aufhänger, *fiŋkt* = fängt, *diŋkt* = denkt, *āltfriŋkəʳš* = altfränkiſch, altmodiſch, *šiŋkt* = ſchenkt, *šiŋkə* = Schenke, *briŋkt* = bringt, zu *brengen*, *brint* = brennt, *fīrində* = Vorende, die quergezogene Furche am Rande des Ackers, *gəwində* = Gewende, ſchmaler Teil einer größeren Feldabteilung, *frimdə* = fremd, *brimzn̥* = Bremſen Mz., d. i. Stechfliegen. Bei Dehnung erſcheint *ę̄* bzw. ſchwach diphthongiſches *ęv: špę̄vtskəʳ* = Spatz, *mę̄stə* = Meſte, Gefäß (wohl nicht zu *mëste* ſondern zu **meste*), *flę̄gl* = Dreſchflegel, *hę̄bamə* = Hebamme, *rę̄vdn̥* = reden, *špęnwę̄vbm̥* = Spinnweben(neſter). Eine Sonderform zeigt *önteriχ* = Enterich; bei der Lautung *masəʳ*, mhd. *mezzer*, erſcheint wie in anderen Fällen gemeinſchleſiſch *a* ſtatt des zu erwartenden *e*; die Wörter könnten durch die große Siedlermiſchung in den Wandel *ë>a* hineingeraten ſein.

Mhd. *ä* erſcheint, ſoweit es vom lebenden Umlaut getrennt werden kann, auf den hier nicht weiter einzugehen iſt, als *a* bzw. *ā: fādəkhrāpln̥* = Pferdekrapfen, <**pferdekräppel*, *fātskhābəʳ* = Pferdekäfer, Miſtkäfer, *maxtiχ* = mächtig, *hantškŋ* = Handſchuhe, *šafkŋ* = Schäffchen.

Mhd. *o* wird bei erhaltener Kürze zu *ę: hęltskŋ* = Hölzchen, *hęvnχn̥* = Hörnchen, Gebäck, *lęvl* = Löffel, wohl eher zu mhd. *löffel* als zu *leffel*, *khnępə* = Knöpfe; bei Dehnung gilt *ē: ēbəʳkhēʳnəʳ* = Überkörner, d. i. die gröbere beim Reinigen des Getreides abfallende Spreu, *hēʳnəʳ* = Hörner.

Für mhd. *ü* ſteht bei erhaltener Kürze *ẹ: fẹlχn̥* = Füllen, *štẹk* = Stück, *hẹtšə* = Hütſche, Kröte, *khẹml* = Kümmel, *bẹʳštə* = Bürſte, *gəmẹlə* = Gemülle, die Getreidereſte nach der Ernte auf dem Felde, *šẹldiχ* = ſchuldig, *hẹndin* = Hündin, *fẹmf* = fünf, *drẹkəʳšlōs* = Drückerſchloß, hat an Stelle eines beſonderen Schloſſes einen Drücker zum Abſchrauben, *šẹrtsə* = Schürze; bei Dehnung ſteht *ē: ēbəʳ* = über, *tsaunkhēniχ* = Zaunkönig, *bēglāizn̥* = Bügeleiſen, *khēbl̥* = Kübel, Aufwaſchgefäß aus Holz (der Blechkübel heißt *ēməʳ* = Eimer).

Mhd. *æ* wird zu *ē: flēmiš* = flämiſch, d. i. hinterliſtig, *nēn* = nähen, *s tēt* = es täte. Für mhd. *œ* ſteht *ē: bēzn̥* = böſen, *šēn* = ſchön, *khlēzln̥* = Klößlein, Knödel; vor *r* aber gilt *i: hīət* = hört, und bei Kürzung ſteht *i* neben *e: hiχəʳ* = höher, *gresəʳ* = größer.

Mhd. *üe* wird bei erhaltener Länge zu *ī: grīndonštiχ* = Gründonnerstag, *brīn* = brennen, eigentlich brühen, *frījōr* = Frühjahr, *khījə* = Kühe, *rīrbābə* = Rührbabe, d. i. Gugelhupf, *-bābə* mit *ā* infolge ſpäter Entlehnung; bei Kürzung erſcheint *i: fisə* = Füße, *hinəʳštǫl* = Hühnerſtall, *mist* = müßt.

Mhd. *öu* wird zu *ē: glēbm̥* = glauben, *fəʳkhēvn̥* = verkaufen, *bēmə* = Bäume; *-öuw-* erſcheint aber als *ę̄: hę̄* = Heu, *šprę̄jə* = Spreu, <**spröuwe*, nicht *spriu*.

Mhd. *iu*, der Umlaut zu *û*, wird zu *āi: māizə* = Mäuſe, *hāizəʳ* = Häuſer; vor *t* iſt *i* unter Palataliſierung in dasſelbe aufgegangen: *khrāt'əʳ* = Kräuter, *brāt'zəʳ* = Bräutigam, *hāt'χn̥* = Häutchen.

Von Selbſtlauten, die durch Zuſammenziehung entſtanden, ſind zu erwähnen: mhd. *-age-* wird zu *ǭv*, vgl. *mǭvt* = Magd, *gəzǭvt* = geſagt, *zǭvtə* = ſagte; auslautendes *-agen* aber wird zu *-ūⁿ*, fällt alſo mit *-an>-ūⁿ* zuſammen und erweiſt das hohe Alter dieſer Lauterſcheinung: *wūⁿ* = Wagen, *trūⁿ* = tragen; mhd. *-äge-* wird zu *ā*, vgl. *mātχn̥* = Mädchen; mhd. *-âge-* iſt mit mhd. *â* zuſammengefallen: *frōn*, *frōt* = fragen, fragt; mhd. *-ëge-* iſt mit gedehntem *ë* in *ā* zuſammengefallen: *s rānt* = es regnet, *rāⁿworm* = Regenwurm. Mhd. *sëgense* erſcheint als *zāintsə*, mhd. *egede* = Egge als *ę̄gŋ* Mz. und mhd. *kegene* als *khēnə; entgegen* iſt in *ent* + *gegen* zerteilt und der erſte Beſtandteil iſt in „in die" (*ai də*) umgedeutet. Auf das weit verbreitete anlautende *kh-* iſt hier nicht einzugehen, die Zuſammenſetzung *entgegen* mit der Stellung des *t* vor dem *g* ſcheint nicht ohne Bedeutung dafür geweſen zu ſein.

Von den Mitlauten iſt hier nur noch das Wichtigſte anzuführen. Es gilt velares *l*, deſſen Qualität von Wort zu Wort ſchwankt, das aber meiſt nur ſchwach velar iſt. Bemerkenswert iſt beſonders das velare *ɫ* im Anlaut, das freilich nur in ſpärlichen Reſten erfaßt werden kann. Es iſt in der Regel nur ſehr ſchwach velar. Wir finden es auch in dem zur Bielitzer Gruppe gehörigen Wilmesau, in Hobgarten in der Oberzips und ſchließlich in Gottſchee. Obwohl ſonſt mit Recht Einwirkung des Polniſchen bei velarem *ɫ* beſtritten wird, ſo mag eine ſolche doch in dieſem Fall vorliegen, d. h., ſchon vorhandenes velares *ɫ* iſt unter polniſchem Einfluß auch in den Anlaut gedrungen, vielleicht nicht einmal durchgängig; die gleichartigen Verhältniſſe in Wilmesau, Hobgarten und Koſtenthal deuten das an (vgl. dazu Schwarz, Sprachräume, S. 306). Wir haben die *ɫ*-Schreibung allgemein eingeführt. Einige Verſelbſtlautungen ſind zu verzeichnen: *tsājə* = Zeile, Kartoffelfurche, *bājə* = Beule, die anzeigen, daß wie in Schönwald[32]) auch palatales *l'* vorhanden geweſen iſt. Vereinzelt ſtehen daneben *wē zẹχ* = will ſich, *ze zǫə* = ſie ſolle, da. Bei *n* iſt bemerkenswert, daß es im Auslaut nach mundartlicher Länge abfällt unter ſchwacher, manchmal faſt nicht feſtzuſtellender Näſelung des vorhergehenden Selbſtlautes: *hē*^{n} = hin, *ɫō*^{n} = laſſen, *tsū*^{n} = Zahn, *trū*^{n} = tragen, *bē* = bin, *frōɫaiχnǫm* = Fronleichnamstag (nicht ganz mundartgerechte Form infolge kirchlichen Einfluſſes); geht dem auslautenden *n* ein *i* eines mundartlichen Zwielautes voraus, ſo tritt nicht ſelten teilweiſer oder gänzlicher Schwund des *i* unter Palataliſierung des *n* ein: *špā*^{i}*n'* = ſpeien, *šrān'* = ſchreien, *dāin*, *dā*^{i}*n'*, *dān'* = dein, *nān'ə* = neun, *tsān'ə* = Zäune. Nach *b* und *p* gilt in Angleichung an den Lippenlaut *m*: *khǫrpm̥* = Karpfen, *ɫābm* = Leben, in der Nähe von *g* und *k* ſteht *ŋ*: *zẹŋkt* = ſingt, *ɫēgŋ* = liegen. Erhalten iſt *m̥* mit Ausnahme des auslautenden *-em*, für das *-n* erſcheint, es heißt auch *onzə*^{r}*n* = unſerem. *r* wird vor Mitlauten und im Auslaut oft ſo ſchwach artikuliert, daß es ſtellenweiſe ſpurlos verſchwindet, beſonders in der auslautenden Silbe *-er*: *wẹt* = wird, *wādn̥* = werden, *khatófln̥* = Kartoffeln (Erdapfel iſt nicht volkstümlich), *fonə* = vorne, *bon* = Born, *khō̃nə* = Korn, *hīən* = hören, *wẹntə*^{r} neben *wẹntə* = Winter, *rāibə* = Räuber, *mē*, *fē*, *fə* = mir, für (im Satzzuſammenhang).

Mhd. *b* blieb erhalten im Anlaut mit einigen Ausnahmen wie im Geſamtſchleſiſchen — vgl. etwa: *pauə*^{r}*n* = Bauern Mz., *posn̥* = buſſen, küſſen, *potə*^{r} = Butter — und im Inlaut; im Auslaut ſteht *p*: *zēp* = Sieb, *grǭp* = Grab; *b* wurde zu *f* in *nâhgebûre* > *nǫkfə*. Es gilt der oſtmitteldeutſche Verſchiebungsſtand, in der Verdoppelung und nach *m* ſteht *p*: *štrụmp* = Strumpf, *zauə*^{r}*ómpə* = Sauerampfer, *ẹpɫ̥bēmə* = Äpfelbäume, *khoptiχɫ̥* = Kopftüchlein. Im Anlaut herrſcht *f*: *flaum* = Pflaumen Mz., *bakfāivə* = Backpfeife, *fɫǫstə*^{r} = Pflaſter. Für mhd. *f* gilt im Inlaut zwiſchen Selbſtlauten und Sonoren *v*, das in vielen Fällen zu *b* wird: *zẹχ šēbə*^{r}*n* = ſich ſchiefern, d. i. ſich einen Schiefer einziehen, *hẹvbə* = Hefe, *marīnkhābə*^{r} = Marienkäfer, Siebenpunkt, *štēbɫ* = Stiefel, *ūbm̥* = Ofen. Der Lautwandel war früher ſicher weiter verbreitet, die von der Umgangsſprache geſtützten Lautungen mit *v* ſind raſch im Vorbruch begriffen. Aus mhd. *barfuoȥ* iſt *bǭrmẹst* geworden.

Mhd. *d* iſt im Anlaut erhalten, in einigen Fällen erſcheint wie gemeinſchleſiſch lautgeſetzlich *t*, vgl. *tō̃xt* = Docht, *toŋkɫ* = dunkel uſw.; im Auslaut ſteht *t*. Mhd. *-nd-* iſt in einigen Fällen nicht wie in der Schriftſprache zu *-nt-* geworden, es blieb erhalten oder wurde teilweiſe gutturaliſiert: ſo ſteht *hẹndə* = hinter neben *hẹŋ* = hinten und *ondə* = unter neben *oŋ* = unten. Es gilt zwar weiter *gəfondn̥* = gefunden, aber für Sprungfedern hören wir *šprontfādə*^{r}. Das weiſt auf eine große Unſicherheit und nicht regelrechten Lauterſatz, er führt uns, wie noch unten ausgeführt wird, in ein Gebiet, in dem ſich die Abgrenzung von *hinden* und *hingen* vollzog und in dem auch *und* > *uŋ* nicht unbekannt geweſen iſt. In den Formen wie *hẹndə* iſt z. T. noch Palataliſierung vorhanden, unter dem Einfluß der Schriftſprache wurde ſie aber meiſt aufgegeben; in *hembə* = Hemd trat der Wechſel *md* > *mb* ein. Bei mhd. *t* ſind an erſter Stelle die Palataliſierungen nach mundartlichem *āi*, deſſen *i* aufgeſogen wird, und nach *au* zu nennen: *hāt'ə* = heute, *khrāt'ə*^{r} = Kräuter, *braut'* = Braut, *maut'* = Maut. Weitgehend iſt dieſes als primäres Mundartmerkmal empfundene *t'* ſchon aufgegeben. Die weſtgermaniſche Lautgruppe *-ld-* erſcheint im Inlaut als *-ld-*: *fāɫdə* = Falte, *khāɫdə* = kalte. Wenn daneben noch *fə*^{r}*hōɫdn̥* = verhohlen, heimlich, und *gəštōɫdn̥* = geſtohlen ſteht, ſo deutet das auf eine Landſchaft in der Nähe der *āle*:*alde*-Grenze, wo *d* nach *l* auch in ſolchen Wörtern eintrat, denen es gar nicht zukommt. Anlautendes mhd. *tw-* wird teils zu *tsw-* und teils zu *khw-*: *dvtswẹšn̥* = dazwiſchen, *tswẹŋkt* = zwingt, *khwẹrgɫ̥* = Quirl, *khwār* = quer. Die altertümliche Ausſprache *tw-*, die ſich noch in Schönwald und in der Bielitzer Sprachinſel findet, iſt anſcheinend nicht mehr vorhanden; ſie wird unter jüngerem Einfluß aufgegeben worden ſein.

Mhd. *g* iſt im Anlaut und Inlaut erhalten und im Auslaut zu *k* geworden; nach *r* erſcheint einmal im Auslaut *χ* in *zǫrχ* = Sarg, das wahrſcheinlich den Reſt einer älteren Lautform darſtellt. *-ng-* wird zu *ŋ*, in fliegen > *fɫīŋ* ſteht *ŋ* auch für *-gen*. Mhd. *k* iſt im Anlaut ſtets behaucht bis auf *kukŋ* = gucken, ferner in einigen urſprünglich mundartfremden Wörtern; *kh-* gilt auch im Lehnwort *khǫɫíŋkə* = Frucht der Ebereſche, poln. *kalinka* = Schneeballbeere. Auslautendes mhd. *-ch* fällt in einigen Wörtern ab: *ō̃* = auch, *nō* = noch, *gɫāi* = gleich, dann in der Zuſammenſetzung *khẹrmẹst* = Kirchmeſſe, Kirchweih. Mhd. *-hs-* erſcheint heute als *ks*: *bẹksə* = Büchſe, *wẹksn̥* = wichſen, nur in den beiden ganz dem bäuerlichen Lebenskreis verhafteten Wörtern (Wagen-) Deichſel und Leuchſe haben ſich die älteren Lautungen *wūⁿdāistl̥* und *łāistə* erhalten. In einem für die Ortsmundart bezeichnenden Wort iſt der Wandel *h>g* feſtzuſtellen, in *dʋnōgəʳ* = dann, nachher, für das **dan + nâ(ch) + hër* anzuſetzen ſein dürfte. Das ähnlich klingende *łāibəsrūgə* = Leibesruhe geht auf eine mitteldeutſche Nebenform *ruoge* von mhd. *ruowe* zurück.

---

[32] Siehe Guſinde, § 193—194, und Schwarz, Sprachräume, S. 214.

Von den ſonſtigen Beſonderheiten iſt vor allem die Verkleinerungsendung von beſonderem Intereſſe. Es gilt zunächſt *-chen: gəfatəʳχn̥* = Gevatterchen, d. i. Wieſel, *khłābramχn̥* = Brotränftchen, *<*klëberänftchen*, *šteʞχn̥* = Stückchen, *fāłχn̥* = Veilchen, *benχn̥* = Bändchen; nach *g* ſteht *-elchen: tsaŋˡχn̥* = Zänglein, *štanŋl̥χn̥* = Stänglein, *tsēgl̥χn̥* = junge Ziege. Das ſtimmt mit den Verhältniſſen in Schönwald überein. Nun ſteht aber in Koſtenthal nach *s, st, sch, tz* und *f -ken: khatskŋ* = Kätzchen, *gantskŋ* = Gänschen, *zāłtsmęskŋ* = Salzmeſte, *bęskŋ* = bißchen, *brūt-khręskŋ* = Brotkruſte, *bęrškŋ* = Bürſtchen, *fłaškŋ* = Fläſchchen, *šafkŋ* = kleines Schaff. Das *t* iſt, wo es unmittelbar vor das *k* der Endung zu ſtehen kam, in dieſem aufgegangen. Die Koſtenthaler Verhältniſſe bei der Bildung der Verkleinerung[33] ſtimmen ſo weitgehend und überzeugend mit denen von Biſtritz in Siebenbürgen[34] überein, daß gewiſſe gemeinſame Beziehungen zu einer Landſchaft des deutſchen Altlandes beſtehen müſſen. Wenn wir nach dem deutſchen Weſten ſehen, ſo kommen wir in den Raum an der niederländiſchen Grenze[35]. Aber auch das *-el-* Diminutivſuffix iſt in Koſtenthal nachweisbar, es handelt ſich durchweg um erſtarrte Formen, bei denen das Bewußtſein einer Verkleinerung meiſt nicht lebendig iſt; Neubildungen mit *-el* finden kaum mehr ſtatt. Die Zahl iſt übrigens nicht bedeutend, vgl. etwa *khłēzln̥* = Klößlein Mz., eine Art Gebäck, *šnoptiχl̥* = Schnupftüchlein, *khłopšteʞł* = Klopfſtöcklein zum Senſe dengeln. Eine Nachprüfung vieler Fälle würde ergeben, daß ſie z. T. jüngeren Urſprungs ſein müſſen, bezeichnen ſie doch ſpäter eingeführte Dinge. Es ſind aber auch alte Bildungen darunter. Auch in Schönwald und in Biſtritz ſind die *-el*-Verkleinerungen unter ähnlichen Umſtänden feſtzuſtellen[36].

Für die Endung mhd. *-ec, -ic* war wohl einſt *-ik* verbreitet. Nur in *hūnik* = Honig konnte ich es noch aufzeichnen, ſonſt gilt ſchon *iχ: nakiχ* = nackt, *zompfiχ* = ſumpfig uſw.; es lautet aber auch *esik* < mhd. *ezzich*, was ebenfalls auf einſtige Gültigkeit über die urſprünglich lautgerechten Formen hinaus weiſt. Bei Hochzeit, das zudem in mehreren Zuſammenſetzungen abgefragt worden iſt, konnte nur *huxtsiχ* erfragt werden, doch hat Mak in ſeinem verläßlichen Bericht, a. a. O., S. 77, *Huchzig* aufgezeichnet. Die Formen mit *-ik* waren einſt verbreitet im ſchleſiſchen Raum und anderwärts, wir finden ſie in der Nähe in Schönwald, bei Ratibor, an der öſtlichen Grenze des Kuhländchens und in der Bielitzer Sprachinſel[37]. Koſtenthal hat wie andere dem lebendigen Sprachaustauſch entrückte Orte die ältere Lautung teilweiſe erhalten.

Für „nur" ſteht *ǫk* und nicht *ǫx*, „wir" lautet *mir*, „uns" *ons*, „und" *ont*, „nichts" *nęštə* und für „glauben" und „kaufen" gelten, wie ſchon erwähnt, die umgelauteten Formen *głēbm̥*, *khēvn̥*.

Auslautendes *-en* iſt nicht zu *-a* geworden wie im Gebirgsſchleſiſch-Glätziſchen und auslautendes *-e* iſt ebenſo erhalten.

Angeſichts des Fehlens eines geſamtdeutſchen Wortatlaſſes und einer größeren Zahl von ſchleſiſchen Wortkarten[38] muß die Heranziehung wortgeographiſcher Beiſpiele vorderhand unterbleiben. Auf einige Wörter wird noch unten zurückzukommen ſein. Nachfragen nach niederdeutſchem Wortgut, das bis weit hinein nach Oſtmitteldeutſchland eine Rolle ſpielt[39], ergaben keinen Erfolg. So iſt z. B. *Harke* „Rechen" unbekannt[40], ebenſo *Borstel* „Handbeſen", das im öſtlichen Sudetenſchleſien und im angrenzenden Nordmähren herrſcht[41] und das als *Flandrenses*-Wort nach der Karte B. Martins erkannt iſt[42].

---

[33] Dazu E. Schwarz in den Mitteldeutſchen Blättern f. Volkskunde 1930, S. 70ff. und Sprachräume, S. 210.

[34] H. Klein, Die Biſtritzer Mundart, verglichen mit dem Sprachatlas des Deutſchen Reichs (Deutſche Dialektgeographie XX). Marburg 1927, S. 217ff.

[35] F. Wrede, Die Diminutiva im Deutſchen (Deutſche Dialektgeographie I). Marburg 1908, S. 82, Anm. 3.

[36] Vgl. Klein, a. a. O., S. 219, und Guſinde, § 113b.

[37] Schwarz, Sprachräume, S. 244ff. und Abb. 33.

[38] Es liegen nur die wenigen bisher im Schleſiſchen Wörterbuch, Breslau 1936f., Heft 1ff., erſchienenen Karten vor.

[39] Vgl. vor allem F. Karg, Flämiſche Sprachſpuren in der Halle-Leipziger Bucht (Mitteldeutſche Studien, Heft 6 = Teuthoniſta Beiheft 8). Halle a. d. S. 1933.

[40] Siehe die Karten von B. Martin in Teuthoniſta 1 (1924—1925), S. 186f., im Grundriß der Sächſiſchen Volkskunde, 1 Bd., Leipzig 1932, auf S. 217 (Abb. 62 von F. Karg) und in Ebert-Frings-Gleißner-Kötzſchke-Streitberg, Kulturräume und Kulturſtrömungen im mitteldeutſchen Oſten. Halle a. d. S. 1936, Karten 67 und 69.

Lehnwörter aus dem Polniſchen traten bei der Abfragung, die freilich nicht eigens darauf gerichtet war, faſt nicht in Erſcheinung. Sie ſcheinen vergleichsweiſe gering zu ſein, inſonderheit für Sachgüter.

Die auffallendſten Merkmale der Koſtenthaler Mundart ſind die gerundeten Selbſtlaute[43], die ſekundärer Herkunft ſind, alſo nicht denſelben mhd. Lauten entſprechen, ſondern gewiſſe Wandlungen zur Vorausſetzung haben müſſen. Vgl. etwa mhd. *â*> mundartl. *ō*>*ō̄* = mhd. *o*> mundartl. gedehnt *ō*>*ō̄* = mhd. *ou*> mundartl. *ō*>*ō̄*. Die Erſcheinung iſt in der palatovelaren Färbung der Selbſtlaute begründet. Nicht minder auffallend ſind die Palataliſierungen, die vordem im ſchleſiſchen Raum weiter verbreitet waren, die aber kein einheitliches Bild mehr bieten und ſchon mehr oder weniger verdrängt ſind.

Ein Vergleich mit den gemeinſamen Merkmalen des Schleſiſchen[44] ergibt, daß ſie auch auf die Koſtenthaler Mundart zutreffen. So ſind mhd. *ê* und *œ* mit gedehntem *i* und *ü* zuſammengefallen: *šnē* = Schnee, *bēzə* = böſe, *ēgl* = Igel, *bēgln̥* = bügeln; ferner mhd. *â* mit gedehntem mhd. *o*: *trō̄m* = Balken, Tram, *ō̄t* = Ort, Grenze, Ende. Nicht zuſammenfallen dagegen mhd. *ô* und gedehntes mhd. *u*, denn erſteres ergibt *ū*: *nūt* = Not, letzteres aber *ū̄*: *hū̄bln̥* = hobeln. Es liegt dafür Zuſammenfall von gedehntem mhd. *u* mit mhd. *uo* vor, das ebenfalls zu *ū̄* wird: *lū̄də^r* = Luder. Gleiches gilt bezeichnenderweiſe in Schönwald[45] und deutet auf eine Verwandtſchaft der beiden Mundarten[46]. Der oſtmitteldeutſche Verſchiebungsſtand, die Verſchiebung des weſtgermaniſchen *d* zu *t* außer nach *n* und *l*, ferner *p* ſtatt des zu erwartenden *b* und *t* ſtatt *d* in einigen Fällen im Anlaut, die Bewahrung der Stimmhaftigkeit bei Verſchluß- und Reibelauten im Anlaut und zwiſchen Sonanten im Inlaut, die Erhaltung des mhd. Auslautgeſetzes, nach dem ſtimmhafte Mitlaute im Auslaut und im Inlaut neben ſtimmloſen ebenfalls ſtimmlos werden, endlich die ſchon erwähnten Dehnungs- und Kürzungsgeſetze ſtimmen zum Gemeinſchleſiſchen. Wie Schönwald ſo hat auch Koſtenthal das altſchleſiſche Verkleinerungsſuffix *-chen* bewahrt, während ſich ſonſt, von ſehr geringfügigen Reſten abgeſehen, *-lein* durchgeſetzt hat.

* * *

Es iſt nun zu verſuchen, den Ausgangspunkt der deutſchen Siedler Koſtenthals im ſchleſiſchen Raum an Hand der Mundart feſtzuſtellen; in das deutſche Altland zurückzugreifen wäre eine Verkennung des Siedlungsganges, es widerſpräche zudem den Ausſagen der Urkunde von 1225.

Wie die Nachricht von der Rechtsverleihung und den Gerichtsverhältniſſen, ſo weiſt uns auch die Mundart in die Gegend von Zülz. Hart an Zülz vorbei zieht die Scheide zwiſchen *āle* und *alde* (Karte 1) und die Koſtenthaler Formen *fə^{r}hō̄ldn̥* = verhohlen und *gəštō̄ldn̥* = geſtohlen mit dem eingeſchobenen, nicht ſtammhaften *d* deuten in eine Gegend, in der *āle* mit *alde* gekämpft haben muß und in der *d* auch in ſolchen Wörtern erſetzt wurde, denen es gar nicht zukommt[47]; *geštohlda* gilt bezeichnenderweiſe auch um Hotzenplotz (Karte 4). Wir bleiben weiter im Grenzgebiet verſchiedener Formen, denn um Zülz ziehen eine Reihe wichtiger Mundartſcheiden[48]. Es iſt der Raum an der ehemaligen ſchleſiſch-mähriſchen Grenze, 1233[49] werden die Markzeichen *inter Polonos et Moravos* bei *Pransyne*, das iſt Groß- und Klein-Pramſen ſüdlich Zülz, geſetzt. An dieſer wichtigen politiſchen Scheide, deren Bedeutung beſonders in ihrem ſudetenſchleſiſchen Teilſtück als Kulturgrenze erſter Ordnung erkannt iſt[50], hat ſich der

---

[41] Wortkarte für den Sudetenraum im Sudetendeutſchen Sprachatlas der Prager Wörterbuchkanzlei (Sudetendeutſches Mundartenwörterbuch).

[42] In Teuthoniſta 9 (1933), S. 47ff.

[43] Dazu Schwarz, Sprachräume, S. 135.

[44] v. Unwerth, a. a. O., S. 4, E. Schwarz, Schleſiſche Sprachgemeinſchaft. Schleſ. Jahrb. 1 (1928), S. 17ff.

[45] Guſinde, § 41.

[46] Über die Gründe dieſer lautlichen Entwicklungen vgl. Schwarz, Sprachräume, S. 213.

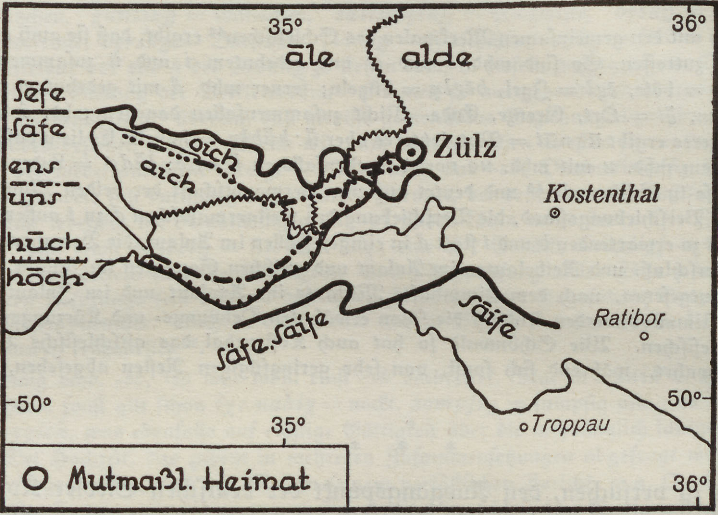
[47] Ebenda, S. 111 und 206.

[48] Ebenda, Abb. 34, vgl. auch Abb. 35.

[49] *Codex dipl. Morav.* II, S. 251, ſiehe dazu K. Berger, Die Beſiedlung des deutſchen Nordmährens im 13. und 14. Jahrhundert. Brünn 1933, S. 99.

[50] Weinelt, Die kulturgeographiſche Gliederung des nordweſtlichen Sudetenſchleſien. In: Zeitſchr. d. Vereins f. Geſchichte Schleſiens 1937, S. 102ff.

Ausgleich verſchiedener Mundartformen vollzogen, ein dichtes, mannigfach geſtaffeltes Mundartlinienbündel begleitet ſie. Weſentlich bleibt, daß einmal Koſtenthal ſüdliche Formen und ein anderes Mal nördliche Formen zeigt, denn dadurch wird die Koſtenthaler Mundart zunächſt im Raum um dieſe alte geſchichtliche Grenze verankert. Hart bei Zülz treffen nördliches *sēfe* und ſüdliches *sẹ̄fe, saife*[51] (Karte 1; Koſtenthal hat nördliches *zēvə*), *oich* und *aich* (Karte 1)[52], *wult* und *welt* (Koſtenthal hat nördliches *wult*), *huch* und *hoch*[53], *ens* und *uns* (Karte 1)[54], *winter* und *wenter*[55] aufeinander. Die Übereinſtimmung zeigt ſich weiter bei *f-* für *pf-* im Anlaut (Karte 2)[56] und bei auslautendem *-en,* das nicht zu *-a* geworden iſt (Karte 2)[57]. Velares *ɫ* iſt zudem für die Nähe des Ausgangspunktes geſichert[58]. Koſtenthal hat *nẹχ* = nicht, das im Norden der Hotzenplotzer mähriſchen Enklave gilt, die Dehnung von mhd. *a* vor *nd* läßt ſich in dieſer Gegend nachweiſen[59], ebenſo der Abfall von *-ch* in *auch* (Karte 2) und *gleich*[60]. Dieſe zuſammenſtimmenden Merkmale ließen ſich leicht vermehren, dem gegenüber iſt das Abweichende ſehr gering. Koſtenthal hat *onzəʳn* = unſerem, Zülz aber *unzəm*[61]; die Grenze zwiſchen *unsem* und *unserm* zieht ſüdlich Zülz auf der heutigen Staatsgrenze, der frühere Verlauf iſt aber an der alten Länderſcheide bei Zülz zu ſuchen[62]. Zülz liegt heute ein gutes Stück ſüdlich der *hingen: hinten-*Grenze (Karte 3)[63], aber durch die Gutturaliſierungen in Schönwald nach *i* und *u* iſt ihr einſtiges Vorkommen im Ausgangsgebiet wahrſcheinlich gemacht[64]; das Gebiet mit *ọch* = nur wölbt ſich in weitem Bogen über die Zülzer Gegend hinaus (Karte 3)[65]

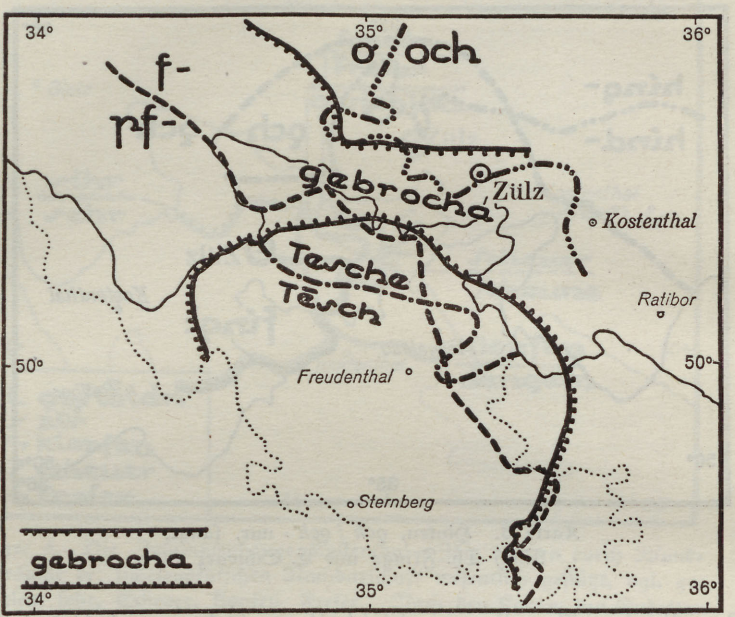


Karte 1. Seife, uns, euch, hoch, alte. Nach E. Schwarz

---

[51] Schwarz, Sprachräume, Abb. 22; Kulturräume und Kulturſtrömungen, Kt. 44.
[52] Schwarz, Sprachräume, Abb. 21. [53] Ebenda, Abb. 23. [54] Ebenda, Abb. 33.
[55] Kulturräume und Kulturſtrömungen, Kt. 54. [56] Schwarz, Sprachräume Abb. 19.
[57] Ebenda, Abb. 24 und 31; Kulturräume und Kulturſtrömungen, Kt. 36.
[58] Vgl. die Mundartprobe von F. Gräbiſch für Wieſe, Kreis Neuſtadt OS. In: Der Oberſchleſier, Februarheft 1929, S. 58. [59] Schwarz, Sprachräume, S. 208.
[60] Kulturräume und Kulturſtrömungen, Kt. 37. [61] Ebenda, Kt. 48.
[62] Schwarz, Sprachräume, S. 206. [63] Guſinde, § 136, vgl. auch § 184.
[64] Kulturräume und Kulturſtrömungen, Ktn. 31 und 39; Schwarz, Sprachräume, Abb. 18 und 31.
[65] Kulturräume und Kulturſtrömungen, Kt. 61; Schwarz, Sprachräume, Abb. 33.

— Koſtenthal hat nördliches *qk* — und dem *mir* = wir in Koſtenthal ſteht *bir* um Zülz entgegen, doch kommt *mir* heute noch am Oſtrand des Schleſiſchen, z. B. im Kuhländchen vor[66] und mag auch früher um Neuſtadt OS und Leobſchütz nicht unbekannt geweſen ſein. Nicht überein ſtimmt nach der Karte des Schleſiſchen Wörterbuchs Sp. 145—146 noch *rǭptə* = Radbere, das aber noch in der alten Oberglogauer Stadtmundart zu finden iſt[67]; es handelt ſich augenſcheinlich um das Reſtvorkommen einer einſt verbreiteten Form. Auch die anderen Grenzen ſind ja erſt das Ergebnis eines



Karte 2. *pf-/f-* in Pfeffer, Tiſch (Dativ), gebrochen, auch.
Nach E. Schwarz

langen Abklärungsvorganges aus im breiten Raum nebeneinander vorkommenden Formen. Die wenigen Abweichungen hindern angeſichts der großen und weitgehenden Übereinſtimmungen nicht, die Heimat der Koſtenthaler Sprachinſel um Zülz zu ſuchen. Dazu ſtimmen mehrere wortgeographiſche Beiſpiele: in der Hotzenplotzer mähriſchen Enklave gilt in einem ſchmalen Randſtreifen *Scheuer* = Scheune[68], dann auf größerem, über die Enklave hinausreichenden Gebiet *klopfen* = die Senſe dengeln. Koſtenthal kennt *Scheuer* und *klopfen*, beide Wörter müſſen nach ihrer Randlage in Sudetenſchleſien auch jenſeits der Staatsgrenze vorkommen, *Scheuer* iſt wirklich inzwiſchen in der abſterbenden Mundart von Oberglogau nachgewieſen worden[69]. Die Nähe des wahrſcheinlichen Ausgangsgebietes erlaubt die Heranziehung weiterer Wortkarten des anſchließenden Sudetenſchleſien; dieſe zeigen, daß ein großer Teil im Zülzer Lautlinienbündel verlaufen wird. Letzte Beweiskraft kommt ihren Ausſagen freilich nicht zu, dazu müßte ſchon das oberſchleſiſche Gebiet genau ſo wortgeographiſch erfaßt ſein.

---

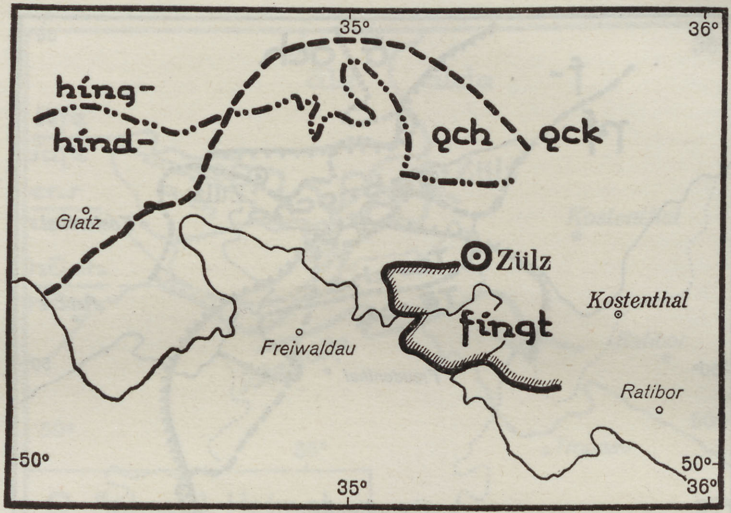
[66] Schwarz, Sprachräume, Abb. 33.

[67] W. Friemel, Die Mundart von Oberglogau. Schleſiſche Geſchichtsblätter 1937, S. 107.

[68] Auf den Verdrängungsvorgang von einſt im ſchleſiſchen Raum häufigem Scheune durch Scheuer kann hier nicht eingegangen werden. Vgl. dazu E. Schwarz, Die Heuſcheuer. In: Zeitſchr. f. Ortsnamenforſchung 12 (1937), S. 18f. und Weinelt, Die Flurnamen des Bezirkes Freudenthal, S. 18f.

[69] W. Friemel. In: Schleſiſche Geſchichtsblätter 1937, S. 106.

Allein es zeigt ſich, daß Koſtenthal in einigen Fällen das nach dem Vorkommen in Sudetenſchleſien als „nördlich" zu bezeichnende Wort, in anderen wieder das „ſüdliche" aufweiſt. Auch im Licht wortgeographiſcher Forſchung geht Koſtenthal einmal mit dem Norden, das andere Mal mit dem Süden und iſt ſo feſt in den Raum an der alten polniſch-mähriſchen Grenze eingebunden. An aufſchlußreichen wortgeographiſchen Übereinſtimmungen mit ſudetenſchleſiſchen Kleinräumen ſei hier lediglich auf folgende Wörter verwieſen: *Freier* = Liebſter, *Totenhochzeit* = Leicheneſſen, *Auszug* = Ausgedinge, *Purzelbock* = Purzelbaum, *Stippe*[70] = Schmaus bei der Kindstaufe, *Kippen* = Früchte der wilden Roſe, *das Elster* = der Iltis, *sich schiefern* = ſich einen Schiefer einziehen, *Nalde* = Nadel, *Brummer* = Hummel, *Fasching*, *Ahorn* (nicht *Urle*), *Otter* = allgemeine Bezeichnung für Schlange[71] uſw. Auf die Lagerung der Wörter ſoll hier nicht weiter eingegangen werden, die Karten 4 und 5 verdeutlichen mit mehreren Grenzen das Geſagte. Daneben weiſen die ſudetendeutſchen Wortkarten auf eigenſtändige oberſchleſiſche Worträume, die ſich nur ſpurenhaft andeuten; hier iſt etwa *Rührbabe* = Gugelhupf zu nennen, das in Koſtenthal und in Thröm im Hultſchiner Ländchen gilt, ſonſt aber in Sudetenſchleſien nicht belegt werden kann.



Karte 3. Hinten, *qck* / *qch* = nur, fängt.
Nach Th. Frings und E. Schwarz

Eine ſehr bedeutſame Erſcheinung iſt der Wandel von mhd. *e* zu *i* vor Naſal + Konſonant: *frimdə* = fremd, *fiŋkt* = fängt (Karte 3). Das weiſt zunächſt wieder auf die Umgebung von Zülz, denn ſüdlich davon, um Hotzenplotz, gilt *fiŋkt*, *briŋkt*[72] < *brengt*, es lenkt unſeren Blick dann aber auf das deutſche Altland, wo wir ähnliches u. a. im Mittel- und Niederfränkiſchen finden, im Brabantiſchen, im Flämiſchen aber nur vor *ng* und *nk*[73]. Wieder zeigen ſich mit dem ſiebenbürgiſchen Biſtritz Gemeinſamkeiten, auch bei *hūmə*^{r}, *khūmə*^{r} = Hammer, Kammer[74], während *hū*^{n} = Hahn vereinzelt noch bei Hotzenplotz auftaucht[75]. Wenn wir nun noch das bei der Verkleinerungsendung Feſtgeſtellte heranziehen, dann iſt es wohl erlaubt, unter Ausſchaltung anderer weſtdeutſcher Landſchaften, die ebenfalls den Wandel *e* > *i* zeigen, mit E. Schwarz[76] an gewiſſe mittelfränkiſche Landſchaften[77] als Herkunftsgegenden zu denken, vielleicht weniger an niederfränkiſche, in denen z. T. etwas abweichende Verhältniſſe gelten.

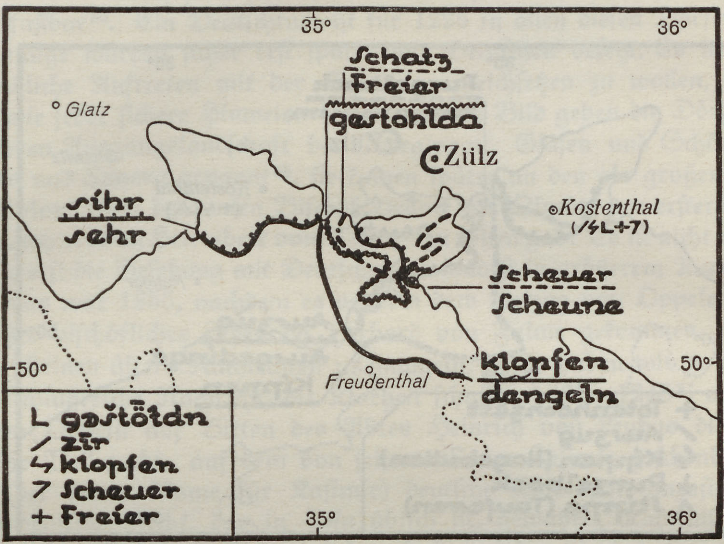
---

[70] Vgl. *stippen*, dazu *Stippbesuch* = flüchtiger Beſuch, bei F. L. K. Weigand, Deutſches Wörterbuch^5. Gießen 1910, II, Sp. 974, mit der Angabe: norddeutſch.

[71] Nach den Karten des Sudetendeutſchen Wortatlaſſes der Prager Wörterbuchkanzlei.

[72] Schwarz, Sprachräume, Abb. 34.

[73] J. te Winkel, Geſchichte der niederländiſchen Sprache (Pauls Grundriß d. germ. Phil.^{1} I). Straßburg 1901, S. 819.



Karte 4. Die Zuſammenhänge Koſtenthal—Zülz werden durch Mundarträume der ſudetendeutſchen Nachbarſchaft weſentlich geſtützt, vgl. geſtohlen, ſehr, Scheuer, klopfen, Freier. Nach den Karten des Sudetendeutſchen Mundartenwörterbuchs

Es iſt zweifelsohne möglich, aus den Koſtenthaler Verhältniſſen auf die Mundart der Zülzer Gegend zur Abwanderungszeit zu ſchließen. Dabei muß man ſich aber im klaren darüber ſein, daß in dieſer Frühzeit die Mundart der Siedler von doch ſehr verſchiedener Herkunft bei weitem noch nicht an- oder ausgeglichen war, daß damals noch keine Mundartſcheiden zogen. Es wird auch nicht verkannt, daß die heutigen Mundarten nicht einfach denen des 13. Jahrhunderts gleichgeſetzt werden dürfen, aber die gleichen Vorausſetzungen, Bedingungen und Neigungen waren vorhanden. Die Mundart um Zülz hat nach Abzug der Siedler wohl einige Überſchichtungen mitgemacht, während bei Koſtenthal dieſe Einflüſſe faſt vollſtändig gefehlt haben werden. Gewiſſe Beziehungen zum deutſchen Gebiet, vor allem zu den Städten, ſind natürlich vorhanden geweſen. Aus dieſen Gründen ſpielen auch die wenigen Formen, bei denen Koſtenthal nicht mit Zülz übereinſtimmt, keine Rolle.

---

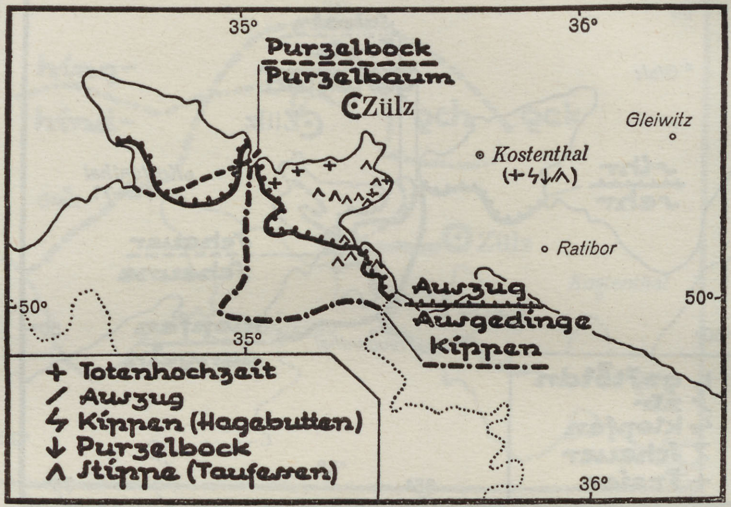
[74] H. Klein, a. a. O., S. 165, ferner S. 163: *kumə*^{r}, *humə*^{r}, *zumət* = Samt, *tsezumən* = zuſammen uſw.; vgl. auch den Familiennamen *Hwmurman* in Krościenko bei E. Schwarz in den Beiträgen z. Geſchichte d. dtſch. Sprache und Lit. 61 (1937), S. 305.

[75] Nach der Karte des Sudetendeutſchen Sprachatlaſſes.

[76] Schwarz, Sprachräume, S. 210.

[77] R. Huß ſtellt in der Zeitſchrift f. deutſche Philologie 45 (1920), S. 414 feſt, daß zur Zeit der Abwanderung der Siebenbürger Sachſen der Kampf zwiſchen mitteldeutſchem *-che(n)* und niederdeutſchem *-ke(n)* in Luxemburg begonnen hat.

Wie ſchon oben erwähnt wurde, iſt in der allerletzten Zeit der Verſuch gemacht worden, eine Dörfergruppe ſüdlich von Oberglogau als Ausgangsgegend von Koſtenthal nachzuweiſen, der nicht als geglückt bezeichnet werden kann. W. Friemel[78] hat auf Grund ſeiner in ganz Oberſchleſien durchgeführten Mundartaufnahmen, deren Veröffentlichung in Ausſicht geſtellt iſt[79], eine große Übereinſtimmung der Koſtenthaler Mundart mit jener der ſüdlich von Oberglogau gelegenen Dörfer Deutſch-Raſſelwitz, Gläſen, Schönau, Thomas und Kaſimir gefunden, die eine weitgehende Überſchneidung nördlicher und ſüdlicher Züge aufweiſen, eine Mundartenmiſchung, wie wir ſie für Zülz für die Ausgangszeit erſchloſſen haben. In dieſen Dörfern glaubt Friemel die Heimat der Koſtenthaler gefunden zu haben. Die Mundart der Oberglogauer Dörfer iſt nach Friemel durch zwei Komponenten beſtimmt, eine ſüdlich gebundene aus den anſchließenden Nordleobſchützer Dörfern Pommerswitz, Steubendorf, Kitteldorf, Berndau, Königsdorf und eine räumlich getrennte aus dem Südoſten von Neiſſe.



Karte 5. Die Zuſammenhänge werden weiter durch folgende Worträume in der ſudetendeutſchen Nachbarſchaft erhärtet: Totenhochzeit, Auszug, Kippen, Purzelbock, Stippe. Nach den Karten des Sudetendeutſchen Mundartenwörterbuchs

Theoretiſch beſteht die Möglichkeit, die Heimat von Koſtenthal überall in der längeren Zone ſüdnördlicher Berührungen und Überſchneidungen zu ſuchen, die wie die alte polniſch-mähriſche Grenze auch zwiſchen Oberglogau und Leobſchütz hindurchzog; ſpätere Verpolung deutſcher Siedlungsanſätze hat aber öſtlich von Zülz ihren Verlauf unterbrochen, heute können nur mehr Reſte erfaßt werden. Tatſächlich beſteht die Möglichkeit einer Verankerung nur dort, wo für die Zeit der Gründung des deutſchen Bauerndorfes Koſtenthal, das iſt die Zeit von 1225 — wenn nicht ſchon etwas früher —, ein Deutſchtum nachgewieſen iſt, das Kräfte für die Neuſiedlung abgeben konnte. Das iſt aber bei den von Friemel[80] angegebenen Dörfern nicht der Fall. Die Nordleobſchützer Dörfer, welche die ſüdlichen Züge für die engeren Ausgangsdörfer geliefert haben ſollen, müſſen alſo zumindeſt gleich alt, wenn eher nicht älter ſein als dieſe. Für Berndau fehlen ältere urkundliche Nachrichten überhaupt[81], Königsdorf iſt nicht vor 1265 gegründet worden[82], von Pommerswitz weiß Bednara nur anzugeben, daß es vor 1321 Deutſche erhielt[83], Steubendorf und Kitteldorf werden erſt 1377 urkundlich faßbar[84]. Ein Deutſchtum iſt für 1225 in allen dieſen Dörfern nicht nachzuweiſen, einige wurden ſicher erſt ſpäter mit Deutſchen beſetzt. Es liegt ferne, das erſte urkundliche Auftreten mit der Gründung gleichſetzen zu wollen, aber es fehlt ebenſogut wie jeder ſichere Hinweis. Ein genaueres Bild geben die Dörfer der angeblichen engeren Ausgangslandſchaft bei Oberglogau, Gläſen und Schönau ſind 1245 als *Clyzino* und *Sonovo* genannt[85], ſie kamen ſpäter an den als großen Förderer oſtdeutſcher Koloniſation bekannten Biſchof Bruno von Olmütz, der erſteres an Herbord von Fulme, letzteres an Helembert vom Turm[86] zu Lehen gab. Es iſt nicht ausgeſchloſſen, daß damals erſt die Beſetzung mit Deutſchen, zumindeſt in größerem Ausmaß, erfolgte. Auch Thomas war 1255, nachdem es vordem dem Herzog von Oppeln gehört hatte, als Olmützer biſchöfliches Lehen an Herbord von Fulme gekommen. Von Deutſch-Raſſelwitz ſcheinen ältere Nachrichten zu mangeln, dafür haben wir von Kaſimir eine ſichere, aufſchlußreiche Nachricht, die Klarheit ſchafft. 1239—1245[87] verleiht Herzog Mesco von Oppeln auf Bitten des Abtes Heinrich von Leubus dieſem und dem Konvent die Vollmacht, auf dem von ſeinem Vater Kaſimir geſchenkten Fundus in *Jaroslav* (der ältere Name für Kaſimir) deutſche Koloniſten anzuſiedeln, es wird ihnen das deutſche Recht, das in *Bela* üblich iſt, gewährt; Kapitalſachen ſind vor dem herzoglichen Richter in *Bela* und dem Schulzen des Dorfes, in dem die Tat begangen wurde, zu verhandeln. Kaſimir, das mit den Grundſtock der Koſtenthaler Siedler geſtellt haben ſoll, iſt erſt früheſtens 14 Jahre nach Koſtenthal mit Deutſchen beſetzt worden! Wieder taucht das Zülzer Recht auf und der Rechtszug dorthin. Die Nachricht klärt aber auch die mundartliche Übereinſtimmung zwiſchen Koſtenthal und den Oberglogauer Dörfern überraſchend auf: beide ſind von Siedlern des Zülzer engeren Umkreiſes erſchloſſen worden. Es iſt wahrſcheinlich, daß dieſe Zülzer Deutſchen nicht nur in Koſtenthal und Kaſimir geſiedelt haben, ſondern daß ſie auch in der Umgebung Fuß faßten. Das Deutſchtum von Koſtenthal iſt das ältere, wenngleich es am weiteſten vorgeſchoben liegt. Von einem „Nachſchub aus dem Oſtneiſſer Mundartgebiet nach Koſtenthal“[88] braucht keine Rede mehr zu ſein.

---

[78] W. Friemel, Die mundartlichen Beziehungen von Koſtenthal als Quelle ſiedlungsgeſchichtlicher Zuſammenhänge. In: Der Oberſchleſier 19, S. 592ff., mit ſchematiſcher Karte. Friemel gibt hier nur ſeine Anſicht bekannt und verweiſt auf ſeine mit Mundartkarten verſehene Darſtellung in Heft 11, Jg. 19 derſelben Zeitſchr., das aber ohne dieſen Beitrag erſchien.

[79] Sie wird gegenüber dem Deutſchen Sprachatlas naturgemäß manche Verbeſſerung ergeben, vgl. die Karte mit der ę : ē(< ei) Linie in den Schleſiſchen Geſchichtsblättern 1937, S. 105.

Man muß eben bei jedem Verankerungsverſuch einer Sprachinſel erſt die geſchichtlichen Vorausſetzungen klären. Es geht methodiſch nicht an, folgenden Leitſatz herauszuſtellen: „Aufgabe der Siedlungsgeſchichte iſt es, die auf Grund der Mundartforſchung erzielten Einzelergebniſſe in ihrem Sinn zu deuten“[89]. Quellenmäßige Nachrichten, wie wir ſie von Koſtenthal haben, dürfen nicht einfach übergangen werden, man muß ſie im Gegenteil ſtets beachten. Man darf ferner keineswegs die heutigen Mundartgrenzen einfach in das frühe 13. Jahrhundert zurückverlegen, in eine Zeit, in der von Mundartſcheiden noch keine Rede ſein kann.

---

[80] Das iſt ſchon aus der Zuſammenſtellung bei Bednara, Aus der Frühgeſchichte der deutſchen Stadt Leobſchütz, Beiträge zur Heimatkunde Oberſchleſiens I (Leobſchütz 1931) zu erſehen, wobei noch bemerkt werden muß, daß Bednaras Anſätze z. T. noch zu früh liegen.

[81] So Bednara, a. a. O., S. 136.

[82] Bednara, a. a. O., S. 100.

[83] Bednara, a. a. O., S. 147.

[84] Bednara, a. a. O., S. 148.

[85] Schleſiſche Regeſten, Nr. 635.

[86] Bednara, a. a. O., S. 136.

[87] Schleſiſche Regeſten Nr. 523. Die Urkunde iſt ohne Tag und Jahr; doch iſt 1245 (Schleſiſche Regeſten Nr. 635) von nach deutſchem Recht Angeſiedelten die Rede.

[88] So Friemel. In: Der Oberſchleſier 19, S. 595, zur Erklärung der bedeutenden nördlichen Züge, die er in den Schleſiſchen Geſchichtsblättern 1937, S. 107, beſonders hervorhebt.

[89] Friemel. In: Der Oberſchleſier 19, S. 595.

Am Alter der Koſtenthaler Sprachinſel kann kein Zweifel beſtehen, dafür zeugt neben der für den deutſchen Oſten ſelten klaren Sprache der Urkunde von 1225 die Mundart ſelbſt[90], vor allem der Wandel *e* > *i* vor Naſenlaut + Mitlaut, die ſekundären Rundungen bzw. die Vorausſetzungen dazu, die Verkleinerungsendungen *-chen* und *-ken*, alles Merkmale hohen Alters und größter Beharrſamkeit, wie ſie nur in einer derart vorgeſchobenen und vom geſchloſſenen deutſchen Volksboden getrennten Lage möglich iſt[91].

Zuſammengefaßt konnten wir mit großer Wahrſcheinlichkeit feſtſtellen, daß Koſtenthal um 1221 (erſter Beleg für die deutſche Namensform) ſchon in Beziehungen zum Deutſchtum getreten war. In dieſer Zeit werden die Anfänge der deutſchen Siedeltätigkeit zu ſuchen ſein; 1225 wird die deutſchrechtliche Siedlung bezeugt, die deutſchen Siedler kamen aus dem engeren Raum um Zülz, in der in dieſen Anfangszeiten deutſcher Siedeltätigkeit eine Mundart geſprochen wurde, die trotz aller Vermengung mit anderen Beſtandteilen[92] mitteldeutſcher und beſonders ſchleſiſcher Prägung mittelfränkiſche oder auch niederfränkiſche Züge aufweiſt. Es ſcheint ſomit gelungen zu ſein, diejenigen Oſtfahrer, die mittelfränkiſches Recht nach Leobſchütz[93] und flämiſches Recht nach Ratibor[94] und Neiſſe[95] gebracht haben, an Hand der Sprache nachzuweiſen. Es war aber keine einheitliche Siedlerſchicht mehr, wahrſcheinlich hat ſchon an der oſtſaaliſchen Ausgangsgrundlage die Miſchung mit anderen Elementen eingeſetzt. Mittelfränkiſches und flämiſches Recht ſind jedenfalls nicht wie manches andere dort gemeindeutſch Gewordene ohne Beziehung zu den einſtigen Trägern weiter nach Oſten gebracht worden[96], es galt beſtimmt für Siedler teilweiſe wirklich mittelfränkiſcher oder auch niederfränkiſcher Herkunft[97].

Das Ausgangsgebiet von Koſtenthal liegt im Raum Neiſſe—Neuſtadt OS—Leobſchütz, der für die ſchleſiſchen Vorpoſten im ſlawiſchen Oſten von höchſter Bedeutung war, denn von hier aus ſind, wie E. Schwarz wahrſcheinlich gemacht hat, Schönwald bei Gleiwitz[98], die Bielitzer Sprachinſel[99] und auch altſchleſiſche Sprachinſeln in

---

[90] Schwarz, Sprachräume, S. 209.

[91] Zu dieſem Fragenkreis ſiehe jetzt L. Mackenſen, Heimat, Kolonie, Umvolk. In: Folk, Zeitſchr. d. internat. Verb. f. Volksforſchung 1 (1937), S. 24ff.

[92] Die Sonderung dieſer Elemente bei Schwarz, Sprachräume, S. 202.

[93] Nach W. Weizſäcker, Eindringen und Verbreitung der deutſchen Stadtrechte in Böhmen und Mähren. Deutſches Archiv f. Landes- u. Volksforſchung 1 (1937), S. 100, hatte Leobſchütz mittelfränkiſches Recht; zum gleichen Ergebnis kommt T. Goerlitz, Das Leobſchützer Recht. In: Der Oberſchleſier 19, S. 380ff. Damit ſcheint die Beweisführung für flämiſches Recht von E. Bednara in den Beiträgen zur Heimatkunde Oberſchleſiens I, Leobſchütz 1931, S. 107ff. hinfällig.

[94] T. Goerlitz, a. a. O., S. 386.

[95] J. Pfitzner, Beſiedlungs-, Verfaſſungs- und Verwaltungsgeſchichte des Breslauer Bistumslandes (Prager deutſche Studien aus dem Gebiet der Geſchichtswiſſenſchaft, Heft 18). Reichenberg 1926, S. 362ff.

[96] Dazu W. Ebert, Mitteldeutſchland und der deutſche Oſten. In: Von Land und Kultur, Feſtſchrift z. 70. Geburtstage von R. Kötzſchke. Leipzig 1937, S. 106ff.

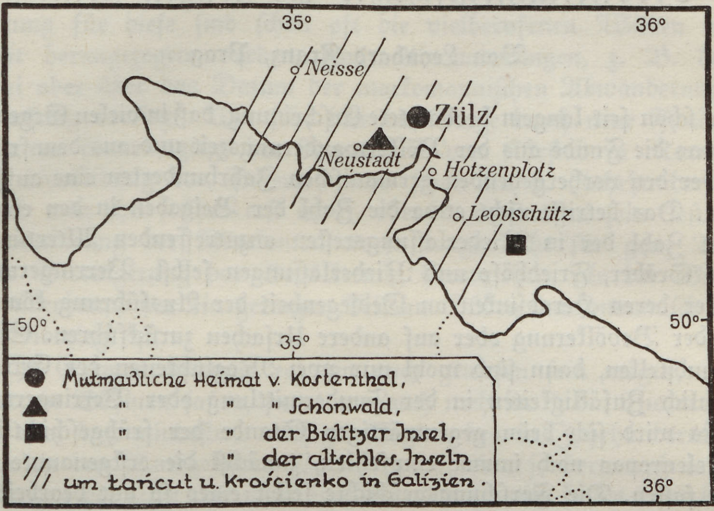
[97] Der wirklich flämiſche Anteil an der Mundart des ſchleſiſchen Raumes iſt nach dem Stand der Sprachforſchung ſehr gering. Auf Borſtel als ein *Flandrenses*-Wort ſei nochmals hingewieſen. Genaueres wird erſt nach einer planmäßigen Erforſchung des Wortſchatzes zu ſagen ſein.

[98] Schwarz, Sprachräume, S. 211ff.

[99] Ebenda, S. 236ff. Zur Mundart ſiehe G. Waniek, Zum Vokalismus der ſchleſiſchen Mundart, Gymn.-Programm Bielitz 1880.

Galizien[100] beſiedelt worden (Karte 6); auf dieſes Gebiet weiſt zudem eine große Zahl von Herkunftsnamen in den deutſchen oder einſt deutſchen Städten in der Slowakei[101]. —

Auf eine methodiſche Frage von grundſätzlicher Bedeutung ſei noch andeutungsweiſe eingegangen, auf den Einwand, die Binnenſiedlung im ſpäten Mittelalter und in der Neuzeit, in hervorragendem Maße die Neubeſiedlung von zahlreichen Wüſtungen, habe die Bevölkerung ſo ſtark umgeſchichtet, daß Schlüſſe auf die erſte Beſiedlung ſehr gewagt ſind. Hier wird offenſichtlich die große prägende Kraft der einmal ausgeformten Sprachlandſchaften überſehen. Ein Beiſpiel ſoll das zeigen. Die Gegend um Freudenthal, Schleſien, und Römerſtadt, Nordmähren, iſt 1474 durch die Schwarze Legion des Ungarnkönigs Matthias Corvinus grauenhaft verwüſtet worden, ein großer Teil der Dörfer wurde zerſtört und lag lange öde. Im 16. Jahrhundert hat dann die Neuſiedlung begonnen, wie wir aus archivaliſchen Quellen wiſſen, zu einem nicht unbeträchtlichen Teil mit reichsſchleſiſchen Siedlern, die manche Orte vollſtändig beſetzten. Ihre Zahl iſt verhältnismäßig groß geweſen, dennoch ging ihre Sprache ſpurlos unter in der bezeichnenden Mundart dieſer Gegend mit der Verſelbſtlautung des *l* (z. B. *woit, wȫət* = Wald), die keinesfalls aus dem Reichsſchleſiſchen mitgebracht ſein kann[102]. Die Sprachräume waren eben ſchon geprägt, die Neuſiedler fügten ſich ein, ihre Mundart ging ſo gut wie ſpurlos unter[103].


35°
36°
Neisse
Zülz
Neustadt
Hotzenplotz
Leobschütz
50°
50°
35°
36°
● Mutmaßliche Heimat v. Kostenthal,
▲ " " " Schönwald,
■ " " der Bielitzer Insel,
/// " " der altschles. Inseln
um Łańcut u. Krościenko in Galizien.

Karte 6. Der Raum Neiſſe, Neuſtadt OS., Hotzenplotz, Leobſchütz als Ausgangslandſchaft altſchleſiſcher Sprachinſeln. Nach E. Schwarz

---

[100] Schwarz, Unterſuchungen zur Mundart und Herkunftsfrage erloſchener altſchleſiſcher Sprachinſeln in Galizien. Beitr. z. Geſchichte d. dtſch. Sprache u. Lit. 61 (1937), S. 295ff.

[101] Vgl. J. Hanika, Oſtmitteldeutſch-bairiſche Volkstumsmiſchung im weſtkarpathiſchen Bergbaugebiet. Deutſchtum und Ausland, Heft 53. Münſter i. W. 1933, S. 62ff. und Kt. 1; Hanikas Herkunftsnamen aus dem Raum Leobſchütz-Neiſſe für Kremnitz und Bartfeld laſſen ſich noch beträchtlich vermehren.

[102] Zur Mundart des Gebietes ſiehe A. Rieger, Die Mundart der Bezirke Römerſtadt und Sternberg (Beiträge zur Kenntnis Sudetendeutſcher Mundarten, Heft 8). Reichenberg 1935. Zur Frage der Neuſiedler und ihrer Herkunft vgl. meine Anzeige dieſes Buches in der Zeitſchrift f. ſudetendeutſche Geſchichte 1 (1937), S. 140f. Auf die Frage werde ich ſpäter noch einmal ausführlich zurückkommen.

[103] Ähnliche Feſtſtellungen hat Dr. H. Wondratſch für den ſüdmähriſchen Sprachraum gemacht (mündliche Mitteilung).

Zur Bevölkerungsgeſchichte des frühen Mittelalters

Von Leonhard Franz, Prag

Es iſt eine ſchon ſeit langem beobachtete Erſcheinung, daß in vielen Gegenden Mittel- und Oſteuropas die Funde aus der Völkerwanderungszeit und aus dem frühen Mittelalter gegenüber den vorhergehenden germaniſchen Jahrhunderten eine auffallende Abnahme zeigen. Das betrifft nicht etwa die Zahl der Beigaben in den einzelnen Gräbern und die Zahl der in Niederlaſſungsreſten anzutreffenden Altertümer, ſondern die Zahl der Gräber, Friedhöfe und Niederlaſſungen ſelbſt. Verringerung der Beigabenzahl oder deren Herabſinken an Gediegenheit der Ausführung könnte man auf Verarmung der Bevölkerung oder auf andere Urſachen zurückführen. Sinkt aber die Zahl der Fundſtellen, dann ſind wohl nur zwei Möglichkeiten der Erklärung dafür gegeben, nämlich Zufälligkeiten in der Fundermittlung oder Verringerung der Bevölkerung. Es wird ſich beim gegenwärtigen Stande der frühgeſchichtlichen Erforſchung Mitteleuropas noch immer empfehlen, zunächſt die erſtgenannte Möglichkeit ins Auge zu faſſen. Die Forſchungsgeſchichte ſelbſt eines ſo gut bearbeiteten Landes wie Böhmen mahnt dazu, wenn man weiß, wie ſtark anders ſich heute die Karte der germaniſchen Beſiedlung Böhmens gegenüber der Zeit vor 10 Jahren ausnimmt, durch Entdeckungen ſowohl im Norden des Landes wie im Süden, in welch letzterem wir durch die Ausgrabungen Dubſkys in ganz unerwarteter Weiſe durch einen großen Friedhof ſamt dazugehöriger Siedlung Kenntnis von germaniſcher Niederlaſſung vom 2.—5. Jahrhundert nach der Zeitrechnung (n. d. Ztr.) haben[1]. Das Bild von Ausdehnung und Dichte einer Beſiedlung, das wir in einem beſtimmten Augenblick haben, darf alſo nicht als völlig abgeſchloſſenes gelten, weil es neue Funde noch weſentlich verändern können.

Für Böhmen hat Preidel 1926[2] aus dem 1.—4. Jahrhundert n. d. Ztr. 368 Fundplätze verzeichnet, aus dem 5. und 6. dagegen nur 32. Für Mähren haben Beninger-Freiſing[3] neben 130 germaniſchen Fundplätzen aus dem 1.—4. Jahrhundert bloß 21 aus dem 5. und 6. ermittelt. Für Niederöſterreich gibt Beninger[4] 51 Fundplätze aus der Kaiſerzeit, 19 für das 5. und 6. Jahrhundert an, für die Slowakei[5] 159 aus der Kaiſerzeit, 19 aus der Völkerwanderungszeit.

Für Preußiſch-Schleſien verzeichnet die in Breslau 1937 erſchienene Gemeinſchaftsarbeit „Germaniſche Vorzeit Schleſiens“ auf Karte 10 von 100 v. d. Ztr. bis 500 n. d. Ztr. 803 Fundplätze; für das 6. Jahrhundert iſt dort zwar keine Karte gegeben, aber es iſt bekannt, daß die Zahl der Fundplätze aus dieſem Jahrhundert auch in Schleſien eine verhältnismäßig geringe iſt. Für das 4. Jahrhundert hat

---

[1] B. Dubſký, Jihozapadni Čechy v době římské, Strakonitz 1937.

[2] H. Preidel, Die Germanen in Böhmen im Spiegel der Bodenfunde, 1926.

[3] E. Beninger und H. Freiſing, Die germaniſchen Bodenfunde in Mähren, Reichenberg 1933.

[4] E. Beninger, Die Germanenzeit in Niederöſterreich, Wien 1934.

[5] E. Beninger, Die germaniſchen Bodenfunde in der Slowakei, Reichenberg 1937.

Peterſen[6] in Pommern, dem öſtlichen Teil der Provinz Brandenburg und in der früheren Provinz Weſtpreußen 71 Fundplätze feſtgeſtellt, für das 5. Jahrhundert 55, für das 6.—7. aber nur mehr 20.

Es zeigt ſich alſo die Erſcheinung, daß im 5. und 6. Jahrhundert die Bevölkerung dünner geworden iſt, nicht etwa nur in Böhmen, ſondern über ein weiteres Gebiet. Da ſich auch durch die neueſten Funde das Zahlenverhältnis nicht weſentlich verändert hat, braucht man es nicht auf Zufälligkeiten in der Erforſchung zurückzuführen, ſondern darf es wirklich als Spiegelung einer Bevölkerungsabnahme betrachten.

Als Erklärung für dieſe ſind ſchon oft die vielberufenen Wirren der Völkerwanderungszeit herangezogen worden, dann Abwanderungen, z. B. der Markomannen, wobei aber über das Datum der markomanniſchen Abwanderung keine einheitliche Auffaſſung vorliegt. Wie ſehr hier die Dinge durch neue Funde neue Beleuchtung erhalten können, zeigt der Runenfund von Kårſtad in Norwegen[7], der Anſätze einer Ausbildung des Baiernnamens ſchon im 2. Jahrhundert annehmen läßt[8], während man ihn früher erſt im 5. oder 6. entſtanden ſein ließ. Auch darf man die Abwanderung der Markomannen ſo lange nicht für ganz Böhmen als Erklärung für Verringerung der Bevölkerung heranziehen, als der Verdacht, daß von Böhmen überhaupt nur ein geringer Teil im Süden markomanniſch war[9], nicht beweiskräftig widerlegt iſt.

Allein welche Germanenſtämme es nun auch geweſen ſein mögen, die bis zum 5. Jahrhundert in Böhmen ſaßen, ſie waren auch noch im 6. da. Die archäologiſchen Funde zeigen uns, daß mindeſtens noch zu Beginn des 6. Jahrhunderts Germanen nicht etwa nur an den Randgebieten Böhmens wohnten, ſondern auch in den fruchtbaren Niederungen der Elbe und ihrer Zuflüſſe, daß ſie alſo beſtes Land beherrſchten. Funde wie der aus der Zeit um 500 herrührende Friedhof von Tſchelakowitz bei Brandeis an der Elbe beweiſen uns trotz weitgehender Grabplünderung durch goldene Gegenſtände, daß dieſe Germanen wohlhabend, durch Waffen, daß ſie wehrhaft waren. Solche Leute hätten ſich von kleinen Scharen vermutlich nicht vertreiben laſſen, große ſlawiſche Scharen ſind aber auf Grund der Spärlichkeit ſlawiſcher Funde im 6. Jahrhundert nicht anzunehmen. Es gibt Gründe für die Annahme, daß Germanen und Slawen ſogar nebeneinander wohnten, und dies nicht nur in Böhmen und nicht nur im 6. Jahrhundert, ſondern auch noch ſpäter. Es ſind alſo, wie ſeit Gelaſius Dobner immer wieder behauptet worden iſt, die germaniſchen Völker Böhmens weder zur Gänze ausgewandert noch ſind ihre „ſpärlichen Reſte“ zur Gänze in den Slawen aufgegangen.

Wie iſt aber, wenn ſtarke Abwanderung nicht in Frage kommen ſoll, und wenn die Germanen, wie die ſtarke Einflußnahme ihrer Kultur auf die der Slawen und wie z. B. der Friedhof von Tſchelakowitz beweiſt, den Slawen gegenüber als kulturell noch kräftiges Element, ja wahrſcheinlich noch als ungebrochenes Volk daſtanden, die durch die Verringerung der Fundplatzzahl bezeugte Verringerung der Bevölkerung zu erklären? Gewiß iſt nicht zu bezweifeln, daß Völkerbewegungen und Kriege und der im Gefolge ſolcher Erſcheinungen unvermeidliche Niedergang der Wirtſchaft auf die Volksvermehrung außerordentlich hemmend gewirkt haben werden. Wir ſehen das ja in ſpäteren Zeiten oft genug, ſo iſt im Dreißigjährigen Kriege die Bevölkerung Deutſchlands von 25 Millionen auf 5 zurückgegangen. Einen der Faktoren, der neben anderen im 17. Jahrhundert wirkſam geweſen iſt, möchte ich auch für die Völkerwanderungszeit annehmen, nämlich Seuchen.

---

[6] E. Peterſen, Fragen der germaniſchen Beſiedlung zwiſchen Oder und Weichſel in der Völkerwanderungszeit, Mannus 28, 1936, S. 19.

[7] Über dieſen H. Arntz, Runenkunde, Halle 1935, S. 51, 190 u. ö.

[8] O. Brunner, Die geſchichtliche Stellung des Waldviertels. In: Das Waldviertel, hrsg. von E. Stepan, Bd. 7, Wien 1937, S. 376.

[9] Zuletzt L. Franz, Kelten und Germanen in Böhmen, Brünn 1937, S. 25.

Es gibt in der Völkerwanderungszeit merkwürdige Beſtattungsbräuche, über die zuletzt Zotz bei Behandlung des von ihm ausgegrabenen germaniſchen, aus dem 5. Jahrhundert herrührenden Friedhofes von Groß-Sürnding bei Breslau geſchrieben hat[10]. Von den 55 Gräbern dieſes Friedhofes war bei 18 die Lage des Skelettes nicht mehr zu beobachten, weil die Gräber geſtört oder die Knochen vergangen waren. Von den übrigen 37 Gräbern „zeigte eine Anzahl eine Belegung mit 2, 3 oder 5 Toten, ſo daß wir bei 47 Beſtattungen die Lage des Beigeſetzten im Grabe feſtzuſtellen vermochten. Fünfzehnmal wurde ausgeſtreckte Rückenlage beobachtet, fünfzehnmal Seitenlage mit mehr oder weniger hockerähnlich angezogenen Gliedmaßen, einmal ausgeſprochene Hockerlage auf dem Rücken, ſiebenmal lag das Skelett auf Geſicht und Bauch, fünfmal war es offenſichtlich einfach in die Grabgrube hineingeworfen worden, zweimal war der Schädel vom Rumpf getrennt, wobei in einem Falle das übrige Skelett außerdem Bauchlage aufwies, und zweimal wurde eine Zerſtückelung der Leiche feſtgeſtellt. Während die Grabgruben der ſorgfältig Beſtatteten tief ausgeſchachtet waren, war ein Teil der übrigen Gräber nur ſehr flach oder für die Aufnahme eines geſtreckten Toten viel zu kurz. In einem ſolchen Falle wurde dieſer, wie der auf dem Rücken liegende Hocker, deſſen Kopf zwiſchen die Schulter gedrückt wurde, gewaltſam in das Grab hineingezwängt. Auch bei den Toten, die einfach in das Grab hineingeworfen und nicht im eigentlichen Sinne beſtattet wurden, iſt die zu kurze Grube die Urſache, daß die Unterſchenkel des auf dem Bauche liegenden Skelettes ſchräg an der Grabwandung in die Höhe ſtanden... Unter den merkwürdigen Verrichtungen, die man z. T. mit den Verſtorbenen vornahm, bleibt noch zu erwähnen, daß auf dem Schädel von Skelett 39 ein ſehr großer Steinblock lag und daß dem Toten aus Grab 37 ein Rinderknochen in den Rachen geſtoßen war. Beim Konſervieren ergab ſich ferner, daß ſich der erſte und zweite Halswirbel des Skeletts 5 innerhalb des Schädelraumes befanden. Sie können dort hinein nur durch das offenbar eingeſtoßene Hinterhauptsloch gelangt ſein. Noch bemerkenswerter war der Schädel aus Grab 44, der von der übrigen Wirbelſäule abgeſetzt, auf dem Geſicht lag. Schädel und die drei oberſten Halswirbel ſind gegeneinander um 90 Grad gedreht. Dem Toten iſt alſo im wahrſten Sinne des Wortes der Hals abgedreht worden... In anderen Gräbern zog man es, wohl um der Mehrarbeit des Ausſchachtens einer ſehr großen Grube enthoben zu ſein, vor, die Toten übereinander zu beerdigen. So in dem viel zu kurzen Grabe 28, in das man in 1,20 m Tiefe ein Skelett hineingepreßt hatte, deſſen Oberſchenkel ſteil in die Höhe ragten und deſſen Oberkörper völlig verkrümmt erſchien. Die Grabgrube muß ſchon teilweiſe zugeſchüttet oder kurze Zeit ſpäter wieder aufgeriſſen worden ſein, denn das obere Skelett lag, durch eine Zwiſchenſchicht von 60 cm Füllerde von dem unteren getrennt, in 60 cm Tiefe. Auch der oben liegende Tote war in die Grabgrube hineingezwängt oder hineingeworfen, er hatte im Gegenſatz zu dem auf der Grabſohle ruhenden, alſo etwas früher Beſtatteten, keine Beigaben. Ähnlich iſt es bei Grab 29. Das in 80 cm Tiefe ruhende Skelett iſt hier ſogar, wie es ſcheint, ſorgfältig beſtattet und mit Beigaben verſehen, darüber lagen, nur durch eine Zwiſchenſchicht von 30 cm getrennt, in 50 und

---

[10] L. Zotz, Die ſpätgermaniſche Kultur Schleſiens im Gräberfeld von Groß-Sürnding, Leipzig 1935, S. 43.

40 cm Tiefe zwei weitere beigabenloſe Skelette, von denen das oberſte, das unmittelbar auf dem mittleren gelegen haben muß, infolge der geringen Tiefe ſchon zerſtört war. Die in der gewöhnlichen Rücken- oder Seitenlage Beſtatteten waren im allgemeinen, im Gegenſatz zu den einfach in die Grabgrube Geworfenen oder Verſtümmelten, mit Beigaben verſehen“.

Dieſe merkwürdigen Beſtattungsarten ſind für die Völkerwanderungszeit ſchon oft beobachtet worden, in Böhmen, Niederöſterreich, im Burgenland, in Ungarn. Beninger, der ſich am ausführlichſten mit ihnen beſchäftigt hat[11], erklärt Fälle, wo der Schädel vom Rumpf getrennt vorgefunden worden iſt oder wo der Körper zerſtückelt war, als rituelle Leichenzerſtückelung und Ausſetzen der Leiche in freier Luft, wobei er zur Stütze ſeiner Anſicht afrikaniſche Bräuche heranzieht[12]. Zotz iſt durch ſeine Beobachtungen bei der Ausgrabung in Groß-Sürnding zum Eindruck gelangt, daß dieſer Friedhof auf ein Maſſenſterben zurückgeht. Er führt eine Unmenge von Gräbern mit zerſtückelten Skeletten aus verſchiedenen Zeiten und Gegenden an, unter anderen auch ſlawiſche und frühdeutſche. Treffend bemerkt er: „Selbſt die Forſcher, die an eine kunſtgerechte Leichenzerſtücklung oder Ausſetzung der Leichen in freier Luft bei Kelten und Germanen glauben, werden, was ſie logiſcherweiſe tun müßten, nicht dasſelbe für die Slawen des 11.—13. Jahrhunderts und für die frühdeutſchen Siedler annehmen wollen. Den Schlüſſel zu jenem Denken, das in ſo ſeltſamer Behandlungsweiſe der Toten ſeinen Ausdruck fand, liefert das Mittelalter mit ſeinen Peſtchroniken.“ Zotz führt die Schrift des Leipziger Gelehrten Johann Praetorius, Philosophia colus (Leipzig 1662) an, in der davon die Rede iſt, daß ein Verſtorbener unter Umſtänden „im Grabe nicht faulen könne, ſondern etliche Jahre unverweslich in der Erden liege, ſein völliges und gutes Geblüt habe, und das nechſte von ſeinen Kleidern oder Sterbekittel verzehre; Ja, alſo die gantze Freundſchaft auß- und abſterben mache, oder mortalitatem inferire; es ſey denn, daß ſolchem Sarcophago der Hals mit dem Spaten oder Schauffel abgeſtoßen werde; damit der Würgengel aufhören ſolle inter consanguineos‘. Ein anderer Chroniſt, den Zotz heranzieht, erzählt: „Im Jahre 1552 hat in den Dörfern um Freyberg die Peſt graſſiert... Das Volk glaubte dabei, daß die Toten Körper in den Gräbern anfingen zu eſſen und einer den anderen nachholete... Deswegen hat man den Verſtorbenen die Köpfe mit einem Grabſcheite abgeſtoßen.“ Solche Maßnahmen, um den gefährlichen Wiedergänger zu bezwingen, ſind oft bezeugt. Sie gehen letzten Endes auf den uralten Glauben an den „lebenden Leichnam“ zurück[13]. Beſonders aber in Cholerazeiten treffen wir ihn an, nicht etwa erſt in ſpäter Zeit. So wurde nach einem Berichte Saxos der Leiche des Zauberers Mitothin in Upſala der Kopf abgeſchlagen, weil eine Seuche aus ſeinem Grabe ausgehe.

Zotz ſchließt nun, „daß es ſich bei dem Gräberfeld von Groß-Sürnding um einen Seuchenfriedhof des 5. Jahrhunderts n. Chr. handelt. Die gewöhnlichen Beſtattungen, in denen die Toten ſorgfältig und in einigen Fällen nachgewieſenermaßen in Särgen beigeſetzt wurden, ſind zuerſt in die Erde gelangt. Bald muß das Sterben ſo arg geworden ſein, daß man mehrere Tote neben- oder übereinander in einem Grabe unterbrachte. Zugleich erhob ſich bei den Hinterbliebenen die Frage nach der Urſache des Maſſenſterbens. Um es abzuwenden, griff man zu den ſeit Jahrhunderten im Volksglauben verankerten Mitteln. Man beſtattete des Vampyrismus oder böſen Blicks Verdächtige auf Geſicht und Bauch. Schließlich war man genötigt, die Verſtorbenen in flüchtig ausgeſchachtete, flache und oft zu kurze Grabgruben einfach hineinzuwerfen oder hineinzuzwängen. Aber weil die Seuche weiter um ſich griff und ſichtlich von den Gräbern ausging, wie es in alten Berichten heißt, ſchlug man den Verſtorbenen die Köpfe ab oder zerſtückelte gar die Leichen. In den beſonders unruhigen Zeiten der Völkerwanderung, deren Gepflogenheiten man in mancher Hinſicht mit denen des Dreißigjährigen Krieges vergleichen kann, iſt das Auftreten derartiger Krankheiten um ſo verſtändlicher“.

---

[11] E. Beninger, Die Leichenzerſtückelung als vor- und frühgeſchichtliche Beſtattungsſitte, Anthropos 1931, S. 769.

[12] E. Beninger, Die Germanenzeit in Niederöſterreich, S. 112.

[13] Vgl. L. Franz, Religion und Kunſt der Vorzeit, Prag 1937, S. 40.

Da aber Groß-Sürnding nicht der einzige Fall iſt, ſondern deren ſchon eine ganze Menge aus dem 5. und 6. Jahrhundert beobachtet worden iſt, finde ich, daß damit wirklich ein archäologiſcher Hinweis auf Seuchen gegeben iſt. Das wird aber auch durch hiſtoriſche Nachrichten nahegelegt.

Die wichtigſte Quelle berichtet ausführlich über eine im Jahre 542 in Byzanz ausgebrochene Peſt, die ſich aber weit über Oſtrom hinaus auswirkte. Darüber erzählt als Augenzeuge Prokopius in ſeinem Buche über die Perſerkriege (II, 22, 23)[14]:

> „Zu dieſer Zeit brach die Peſt aus, bei der nur wenig fehlte, daß das ganze Menſchengeſchlecht zugrunde ging. Für alle dieſe Dinge, die unverſehens vom Himmel herabkommen, könnten wohl vorwitzige Menſchen einen vernünftigen Grund anführen, ſo wie die Leute, die ſich darauf verſtehen, alle möglichen wunderbaren Urſachen zu erzählen pflegen, die durchaus für den Menſchen nicht greifbar ſind; ſie erfinden fremdartige Betrachtungen über das Weſen der Naturerſcheinungen, wobei ſie von dem, was ſie ſagen, gar nichts klar begreifen, aber es für genügend halten, wenn ſie irgendwelche Leute mit ihren Gründen täuſchen und davon überzeugen können. Für dieſes Unglück aber einen Grund ſei es vernünftig vorzubringen oder durch Überlegung zu erſinnen, dafür iſt keine Möglichkeit vorhanden, außer all dies auf Gott zurückzuführen. Denn es trat nicht auf einem beſtimmten Teile der Erde oder bei gewiſſen Menſchen ein und hielt auch nicht eine Jahreszeit ein, wofür man dann doch irgendeinen ſpitzfindigen Grund erdenken könnte, ſondern es umfaßte die ganze Erde und fügte jeglichem Menſchenleben Schaden zu, mochten dieſe auch voneinander ſehr ſtark, ja bis zur Gegenſätzlichkeit verſchieden ſein, ohne irgendeinen Menſchenſchlag oder ein Alter zu verſchonen. Mochten ſie nun durch die Art ihrer Beſiedlung oder die Gebräuche ihrer Lebenshaltung oder die Art ihrer Naturanlage oder ihre Beſchäftigung oder durch irgendetwas, was Menſchen voneinander unterſcheidet, abweichen, bei dieſer Seuche nützte ihnen der Unterſchied nichts. Sie befiel die einen in der heißen Jahreszeit, die andern im Winter, andere zu andern Zeiten. Mag nun darüber ein Lehrer der Rhetorik oder ein Himmelskundiger erzählen, wie immer er zu einer Erkenntnis gekommen iſt, ſo will ich ausführen, wo dieſe Krankheit ihren Anfang nahm und auf welche Weiſe ſie die Menſchen hinraffte.
>
> Sie begann bei den Ägyptern, die in Peluſion wohnen. Von dort breitete ſie ſich nach zwei Richtungen aus, das eine Mal nach Alexandria und über das übrige Ägypten, nach der andern Seite über Paläſtina, das an Ägypten grenzt; von dort aus erfaßte ſie die ganze Erde, indem ſie immer weiter fortſchritt und zu der ihr zukommenden Zeit graſſierte. Es ſcheint nämlich, daß ſie zu beſtimmten Zeiten ſich ausbreitete und eine feſtgeſetzte Zeit in jedem Lande Aufenthalt nahm; ſie vollführte ihre Verheerungen bei keiner Gruppe von Menſchen nur leichthin, vielmehr breitete ſie ſich nach beiden Richtungen bis zu den Grenzen der bewohnten Welt aus, wie wenn ſie ſich fürchtete, daß ihr irgendein Winkel der Erde verborgen bliebe. Weder eine Inſel noch eine Höhle noch eine Bergesſpitze überſah ſie, ſoweit ſie von Menſchen bewohnt waren; wenn ſie aber doch irgendeinen Landſtrich ausließ oder die Menſchen dort nicht berührte oder nur leichthin befiel, ſo kehrte ſie zu einem ſpäteren Zeitpunkte wieder dorthin zurück und ergriff die Umwohnenden, die ſie früher in der ſchärfſten Weiſe befallen hatte, keineswegs mehr, verließ aber jenes Land nicht eher, ehe ſie nicht in vollkommen gerechter Weiſe die richtige Zahl der Todesfälle gebracht hatte, genau ſo wie ſie bei den rings um dieſen Strich Wohnenden in früherer Zeit gewütet hatte. Die Seuche nahm meiſt von den am Meere gelegenen Landſtrichen ihren Anfang und ſtieg hinein ins Binnenland. Im zweiten Jahre kam ſie mitten im Frühling nach Byzantion, wo auch ich damals mich aufhielt. Die Krankheit nahm folgenden Verlauf: Von vielen

---

[14] Den erſten Hinweis auf dieſe Stelle verdanke ich Herrn Dr. K. Demelbauer (Linz). Da dieſe Stelle auch für die allgemeine Seuchengeſchichte Intereſſe hat und es von Prokops Perſerkriegen meines Wiſſens keine deutſche Überſetzung gibt, gebe ich ſie hier vollſtändig wieder. Die Überſetzung hat mir Herr Dr. A. Biedl (Prag) hergeſtellt, wofür ich ihm beſtens danke, ebenſo Herrn Dr. Demelbauer und, für mannigfache andere Literaturhinweiſe, Herrn Univ.-Prof. Dr. A. Stein (Prag).

wurden Geſpenſtererſcheinungen in jeder menſchlichen Geſtalt geſehen, und ſie glaubten, vom erſtbeſten, wer ihnen begegnete, und wo er immer an ſie ankam, einen Stoß zu erhalten; gleich als ſie das Geſpenſt ſahen, wurden ſie auch ſchon von der Krankheit ergriffen. Zu Anfang ſuchten die Betroffenen das Unglück von ſich abzuwenden, indem ſie die allerheiligſten Namen immer wieder ausſprachen und die übrigen Sühnungen ausführten, wie es ein jeder konnte; doch im ganzen erreichten ſie damit nichts, da auch die meiſten, die in die Heiligtümer geflüchtet waren, dort zugrunde gingen. Später aber wollten die Menſchen nicht einmal mehr auf den Anruf ihrer Freunde hören, ſondern verſchloſſen ſich in ihren Behauſungen und taten, als ob ſie nicht hörten, wiewohl an ihre Türen geklopft wurde, da ſie ſich offenbar fürchteten, daß ein Dämon ſie anrufe. Einige aber befiel die Seuche nicht in dieſer Weiſe, vielmehr ſahen ſie ein Traumgeſicht, in dem es ihnen vorkam, daß ihnen eben dies von einem Herantretenden widerfahre, oder daß ſie jemand vernähmen, der ihnen ſagte, ſie ſeien in die Zahl der Todgeweihten eingeſchrieben. Die meiſten aber hatten weder im Wachen noch im Schlafe vom Kommenden eine Ahnung und wurden dann doch von der Krankheit befallen. Dies geſchah in folgender Weiſe: ſie bekamen plötzlich Fieber, die einen beim Erwachen aus dem Schlafe, die andern beim Spazierengehen, andere bei einer anderen Beſchäftigung. Und ihr Körper zeigte in der Hautbeſchaffenheit keinen Unterſchied gegen früher und war auch nicht warm, da doch das Fieber über ſie gekommen war. Und es befiel ſie auch keine Glut, vielmehr war das Fieber am Anfang und bis Abend ſo geringfügig, daß es weder dem Kranken ſelbſt noch dem Arzt, der ſie berührte, eine Ahnung der Gefahr einflößte. Und keiner der Befallenen glaubte etwa gar, er werde davon ſterben. Bei einigen aber wuchs am ſelben Tage, bei einigen am nächſten, bei andern wenige Tage ſpäter eine große Geſchwulſt nicht nur dort, wo auch der Schamteil iſt, nämlich unterhalb des Unterleibs, ſondern auch innerhalb der Achſelgrube, bei einigen auch in der Nähe der Ohren und an anderen Körperteilen.

Der Verlauf der Krankheit bis zu dieſem Punkte war faſt bei allen Befallenen gleich; bei dem folgenden Verlauf kann ich nicht ſagen, ob der Unterſchied der Symptome aus der verſchiedenen Körperbeſchaffenheit ſeinen Urſprung nahm oder ob es irgendwie nach dem Gutdünken deſſen verlief, der die Krankheit herbeigeführt hatte. Die einen befiel ein tiefer Schlaf, andere ein ungeſtümer Wahnſinn, und beide erlitten dabei, was zur Krankheit gehörte. Diejenigen, die der Schlaf befallen hatte, vergaßen auf ihre gewohnte Lebensweiſe und glaubten für immer zu ſchlafen. Und wenn jemand ſich um ſie kümmerte, nahmen ſie hie und da Nahrung zu ſich, einige aber, die vernachläſſigt waren, gingen an Nahrungsmangel alsbald zugrunde. Die aber, welche vom Unglück des Wahnſinns befallen waren, hatten unter Schlafloſigkeit und vielfachen Erſcheinungen zu leiden und brachten manche Menſchen in Verwirrung, indem ſie ſie verdächtigten, daß ſie ihnen nachſtellten, um ſie zu töten, und unter furchtbarem Gebrüll raſten ſie fliehend davon. Diejenigen, welche ſie zu pflegen hatten, wurden mit unabläſſiger Arbeit in Anſpruch genommen und hatten ſtändig ein unerträgliches Los. Darum bedauerten alle ſie nicht minder als die von der Krankheit Befallenen, nicht etwa, weil ſie von der Krankheit durch die nahe Berührung bedroht wurden — denn weder ein Arzt, noch ein Laie zog ſich dieſes Übel zu, indem er die Kranken oder die Toten berührte, da ja viele ſtändig auch die Leute, die mit ihnen nicht verwandt waren, begruben oder pflegten und bei dieſem Dienſt wider Erwarten ſtandhielten, viele andere dagegen, welche die Krankheit ohne erſichtlichen Grund befiel, alsbald ſtarben —, ſondern weil ſie mit ſo ſchwerer Mühe beladen waren. Denn ſie waren genötigt, die Kranken, die aus ihrem Lagerkiſſen herausfielen und ſich auf dem Boden wälzten, wieder aufzuſtellen und, wenn ſie ſich aus dem Hauſe ſtürzen wollten, ſie durch Stöße und Widerſtand mit Gewalt zurückzuhalten. Diejenigen Kranken, denen es lag, wollten ſich ins Waſſer ſtürzen, nicht ſo ſehr aus Verlangen nach Getränk, denn die meiſten eilten nach dem Meere hin, vielmehr war die Urſache vor allem die Geiſteskrankheit. Viel Mühe hatten ſie auch mit der Ernährung; denn ſie nahmen nicht leicht die Nahrung zu ſich. Viele gingen zugrunde, da es ihnen an einem Pfleger fehlte, oder vom Hunger bezwungen, oder weil ſie ſich von der Höhe hinabſtürzten. Denen aber, welche weder die Schlafſucht noch der Wahnſinn befiel, ward das Geſchwulſt brandig und ſie ſtarben, da ſie den Schmerzen nicht mehr ſtandhalten konnten. Man könnte vielleicht beweiſen, daß es allen andern ebenſo erging, aber da ſie ganz und gar nicht bei ſich waren, konnten ſie den Schmerz durchaus nicht verſpüren, da ihnen das Leiden die Empfindlichkeit gegen den Schmerz genommen hatte.

Einige von den Ärzten, die aus Unkenntnis der Symptome ratlos waren, beſchloſſen, da ſie glaubten, daß das Haupt der Krankheit in den Geſchwüren ausgeſchieden ſei, die Leichen zu unterſuchen. Und als ſie einige der Geſchwülſte zerteilten, fanden ſie eine ſonderbare Form eines Karbunkels, das herausgewachſen war. Es ſtarben die einen ſofort, andere viele Tage ſpäter und einigen war der Körper bedeckt mit ſchwarzen Blaſen von der Größe einer Linſe; dieſe lebten nicht einmal einen Tag mehr, ſondern ſtarben alle ſofort. Viele raffte auch ein plötzliches Auswerfen von Blut ſofort dahin. Dies aber kann ich behaupten, daß die angeſehenſten Ärzte vielen den Tod vorausſagten, die kurz darauf wider Erwarten der Krankheit ledig wurden, bei vielen aber verſicherten, daß ſie gerettet würden, welche in kürzeſter Zeit zugrunde gehen ſollten. So gab es denn keinen begründeten Verlauf bei dieſer Krankheit, der der menſchlichen Berechnung unterworfen war; alle nämlich traf zumeiſt ein unerwarteter Ausgang, und die Bäder halfen den einen, den andern ſchadeten ſie wie nichts anderes. Viele, um die man ſich nicht kümmerte, ſtarben, viele aber wurden wider Erwarten gerettet. Andererſeits führte die Art der Pflege die einen der Betroffenen zu dem, die anderen zu jenem Ausgang, und im ganzen konnten die Menſchen keine Methode zu ihrer Rettung erſinnen, weder, ſich durch Vorbeugung vor der Krankheit zu ſchützen, noch, wenn ſie einmal vom Übel befallen waren, ſich zu retten; vielmehr trat die Krankheit ohne erſichtlichen Grund ein und das Überleben war dem Zufall überlaſſen. Bei den Frauen aber, die ſchwanger waren, war, wenn ſie von der Krankheit ergriffen wurden, der Tod mit Sicherheit vorauszuſehen. Die einen ſtarben nach einer Fehlgeburt, die andern gingen bei der Geburt alsbald mit den Kindern zugrunde. Doch ſollen drei Wöchnerinnen, deren Kinder ſtarben, die Krankheit überlebt haben; eine, die noch bei der Geburt ſtarb, habe geboren und das Kind ſei gut davongekommen. Alle die Leute, denen die Geſchwulſt größer anſchwoll und in Eiter überging, kamen davon und wurden der Krankheit ledig, da offenbar der Höhepunkt des Karbunkels ſich darin erſchöpft hatte, und dies war zumeiſt ein Anzeichen der Geſundung; die aber, bei denen die Geſchwulſt in der früheren Form blieb, trafen die Erſcheinungen, welche ich eben berichtet habe. Einigen von ihnen wurde auch der Schenkel brandig, weshalb die Geſchwulſt zwar anſtieg, aber durchaus keinen Eiter faßte. Andere kamen zwar davon, aber nicht ohne Schädigung des Sprachvermögens, ſondern lebten weiter, indem ſie entweder lallten oder nur mit Mühe und undeutlich ausſprachen.

Die Krankheit graſſierte in Byzanz an vier Monate und erreichte in dreien ihren Höhepunkt. Und anfangs ſtarben wenig mehr Leute als dies üblich war; dann nahm das Übel mehr zu, hierauf erreichte die Zahl der Toten an jedem Tage 5000 und dann ſtieg ſie auf 10000 und mehr. Anfangs ſorgte ein jeder für das Begräbnis der Toten ſeines Hauſes, einige aber warf man auch in fremde Gräber, entweder insgeheim oder aus Willkür; ſpäter aber ward alles durcheinandergebracht. Denn es blieben die Sklaven zurück, verlaſſen von ihren Herren, und früher ſehr wohlhabende Männer waren der Dienſte ihres Hausgeſindes beraubt, da dieſes erkrankt oder geſtorben war, und viele Häuſer wurden ganz leer von Menſchen. Darum wurden einige, da ſie der Bekannten entbehrten, viele Tage hindurch nicht begraben. Natürlich mußte der Kaiſer für dieſen Übelſtand Vorſorge tragen. Er teilte alſo Soldaten aus der Hofwache und Geldmittel zu und befahl dem Theodoros, ſich dieſer Aufgabe anzunehmen, der für die kaiſerlichen Beſcheide zuſtändig war, indem er jeweils dem Kaiſer die Bitten der Geſuchſteller meldete und andererſeits dieſen mitteilte, was der Kaiſer entſchieden hatte. Die Romäer nennen dieſe Ehrenſtelle mit einem lateiniſchen Worte referendarius. Alle die, deren Hausweſen noch nicht ganz der Verödung anheimgefallen war, beſorgten ſelbſt die Beſtattung ihrer Angehörigen. Theodoros ließ nun die Toten, um die ſich niemand kümmerte, begraben, indem er das kaiſerliche Geld dafür ausgab und noch eigene Mittel zuſetzte. Da aber alle von früher her beſtehenden Gräber mit Toten voll waren, gruben die Leute die ganzen Örtlichkeiten rings um die Stadt auf, ſetzten dort die Toten bei, wo es ein jeder konnte und gingen fort; ſodann konnten die, welche dieſe Gräber anlegten, die Zahl der Toten nicht mehr bewältigen. Da ſtiegen ſie auf die Türme der Umfaſſungsmauer in der Stadtgegend Sykai, riſſen die Dächer weg und warfen dort die Toten ohne jede Ordnung hinein und häuften ſie auf, wie es einem jeden zuſammenging; nachdem ſie ſie ſozuſagen alle mit Toten gefüllt hatten, überdeckten ſie ſie wieder mit den Dächern. Und davon ging ein übler Geſtank gegen die Stadt hin aus und quälte die dort wohnenden Menſchen noch mehr, zumal wenn der entſprechende Wind von dorther wehte.

Alle Begräbnisſitten wurden damals vernachläſſigt. Weder gab man den Toten beim Hinaustragen wie gebräuchlich das Geleit, noch ſang man die gewohnten Pſalmen, ſondern man begnügte ſich, auf den Schultern einen der Toten in die Stadtgegend zu tragen, die am Meere lag, wo ſie in Haufen auf Schiffe geworfen wurden und dann, wohin es ſich traf, geführt wurden. Damals ließen frühere Volksaufwiegler ihren gegenſeitigen Haß, ſorgten gemeinſam für die heilige Pflicht gegen die Toten und beſtatteten ſie, indem ſie Leute, die ihnen nicht naheſtanden, ſelbſt hinaustrugen. Sogar die, welche früher mit Freude einem ſchmutzigen und ſchlechten Gewerbe nachgegangen waren, gaben dieſe ſündhafte Lebensweiſe auf und übten ſtrenge den Gottesdienſt, nicht etwa, weil ſie plötzlich Beherrſchung gelernt oder die Tugend liebgewonnen hätten — denn die Eigenſchaften, die den Menſchen von Natur aus oder durch die Ausübung in langer Zeit feſthaften, können nicht ganz leicht ſo geändert werden, wenn nicht eine göttliche Gnade über ſie kommt —, ſondern es erſchraken ſozuſagen alle infolge der Geſchehniſſe und in der Erwartung eines baldigen Todes, ſo ziemlich in höchſter Not erlernten ſie den Umſtänden entſprechend eine anſtändige Lebensweiſe. Sobald ſie aber, von der Krankheit befreit, gerettet waren und bereits glaubten in Sicherheit zu ſein, da ja das Übel ſchon auf andere Menſchen übergegangen war, vollzogen ſie wieder den Umſchwung ihrer Geſinnung nach dem Schlechtern hin und trugen noch mehr als früher ihr ſinnloſes Benehmen zur Schau, indem ſie ſich ſelbſt durch Schlechtigkeit und jede andere Sünde übertrafen; denn wenn man behauptet, daß dieſe Krankheit, ſei es durch Zufall, ſei es durch die Vorſehung, in einer genauen Auswahl die Schlechteſten habe entrinnen laſſen, ſo ſagt man nichts Falſches. Aber dies ſoll ſich in ſpäterer Zeit erweiſen.

> Damals war es nicht leicht, jemand in Byzanz auf dem Hauptplatz umhergehen zu ſehen, vielmehr ſaßen alle, die noch geſund waren, zu Hauſe und pflegten entweder die Kranken oder beklagten die Toten. Wenn man aber jemand draußen begegnen konnte, ſo trug dieſer einen Toten. Handel und Wandel ſtand ſtill, und die Handwerker ließen all ihr Gewerbe ſein und alle andern Arbeiten, die ein jeder unter der Hand hatte. So wütete denn in einer Stadt, die durchaus mit allen Gütern im Überfluß verſehen war, eine arge Hungersnot. Es erſchien ſchwer und beſonderer Erwähnung wert, wenn man Brot oder irgendetwas anderes in genügender Menge erhalten konnte; ſo befiel denn der Tod einige der Kranken vor der Zeit aus Mangel an den notwendigen Lebensmitteln. Um ein Beiſpiel anzuführen, konnte man niemand in Byzanz überhaupt ſehen, der einen Mantel trug, beſonders als der Kaiſer erkrankte — bei ihm traf es nämlich ein, daß die Geſchwulſt anſtieg — vielmehr blieben in der Stadt, die die Königswürde des ganzen Römerreiches in ſich trug, alle (Staatswürdenträger) nach Art von Privatleuten in bloßer Unterkleidung ruhig zu Hauſe. So war der Verlauf der Peſt im übrigen Römerreich wie auch in Byzanz. Sie befiel aber auch das Land der Perſer und alle übrigen Barbaren."

In einem anderen ſeiner Werke (Anecdota 18) bemerkt Prokopius, daß die Peſt die Hälfte der Menſchen weggerafft habe. Die gewaltige Ausdehnung dieſer Peſt beſtätigt auch Victor Tunnenenſis, indem er ſagt[15], daß ſie ein allgemeines Sterben auf der ganzen Welt hervorgerufen habe. Ferner erwähnt dieſe Peſt Joannes Malalas, Chronographia XVIII; ſie ſei aus Ägypten gekommen und habe in einzelnen Gegenden und Städten der Welt faſt bis zur Ausrottung der Menſchen gewütet; es habe ſo viele Tote gegeben, daß viele tagelang unbeſtattet herumlagen. Ausführlicher iſt die Schilderung bei Evagrios[16], der ſie ſelbſt miterlebt hat und dem ſie Frau, Tochter und Dienerſchaft genommen hat. Nach Evagrios hat ſie ihren Ausgang in Äthiopien genommen, hat 52 Jahre gedauert — Antiochia iſt von ihr viermal heimgeſucht worden —, hat die ganze Erde durchwandert und manche Städte beinahe entvölkert. Er ſelbſt iſt von „Unterleibspeſt" ergriffen worden. Die Seuche ſei aus verſchiedenen Krankheiten zuſammengefloſſen. Bei manchen Menſchen begann ſie im Kopfe, bewirkte blutunterlaufene Augen und geſchwollenes Geſicht, bei anderen Durchfall. Manchmal erzeugte ſie einen Abſzeß im Unterleib, und die davon Betroffenen ſtarben innerhalb zweier oder dreier Tage, ohne äußerlich oder am Geiſte den Eindruck von Kranken gemacht zu haben. Andere wieder ſtarben, des Gebrauchs der geiſtigen Kräfte beraubt. Viele gingen an Karbunkeln, die aus dem Körper hervorbrachen, zugrunde. Es gab Fälle, daß Leute ein- oder zweimal erkrankten und dann erſt ſtarben. Der Tod erreichte manche in ihren Häuſern, manche außerhalb dieſer. Die Menſchen flohen aus der Stadt und ſteckten dabei andere an, während ſie ſelbſt mit dem Leben davonkamen.

Weiter erwähnt dieſe Peſt als auch nach Italien und Illyricum übergegriffen das Auctarium Marcellini Com. Sie hat aber noch weitere Verbreitung gehabt: Gregor von Tours erwähnt ſie (Liber in glor. martyr.) als „Unterleibspeſt" (lues inguinaria) in der Auvergne und (Hist. Franc. IV, 5) in der provincia Arelatensis.

Für 557 iſt durch Malalas die Beulenpeſt in Konſtantinopel bezeugt, für 562 in Iſtrien und im Friaul eine pestis inguinaria durch Paulus Diaconus (IV, 4).

Die von Prokopius und Evagrios eingehender beſchriebene Peſt iſt aber nicht die einzige Seuche, von der wir auf literariſchem Wege Kenntnis haben. Agathias, ein jüngerer Zeitgenoſſe des Prokopius, berichtet in ſeinen Hiſtorien (II, 3) zum Jahre 553, daß die Alamannen unter Leutharis in Italien von einer Epidemie ergriffen wurden und „haufenweiſe" ſtarben. Auch der Feldherr erkrankte.

> „Er wurde verrückt und raſte ganz offenbar, wie diejenigen zu tun pflegen, die den Verſtand verloren haben; häufiger Schwindel befiel ihn und er ſtieß furchtbares Geheul aus. Bald vorn-, bald hintenüber fiel er zu Boden, ſein Mund floß von Geifer über, gräßlich rollte und verdrehte

---

[15] Chronica minora, Hrsg. Mommſen, II, S. 201.

[16] Migne, Patrologia Graeca 86, 2, S. 2751.

> er die Augen. Soweit ſteigerte ſich die Raſerei des Unglücklichen, daß er ſchließlich ſeine eigenen Gliedmaßen zu zerfleiſchen begann; mit den Zähnen faßte er ſeine Arme, riß das Fleiſch herunter und verzehrte es; wie ein wildes Tier leckte er ſeinen Geifer auf. Wie er ſo gegen ſein eigenes Fleiſch wütete und elend dahinſiechte, erlöſte ihn endlich der Tod. Auch ſeine Gefährten ſtarben ſcharenweiſe, da die Seuche nicht eher nachließ als bis alle umgekommen waren. Z. T. erlagen ſie bei geſunden Sinnen dem Fieber; einige befiel ein Schlagfluß; andere wieder Kopfweh oder Raſerei. Mannigfaltig waren die Erſcheinungsformen der Krankheit; immer aber ging ſie tödlich aus. So endete der Zug des Leutharis und ſeines Heeres."

Für das Jahr 569 berichtet Paulus Diaconus (II, 4) von einer Peſt in Ligurien, die bis an die Grenzen der Alamannen und Baiern Verbreitung fand. Als Krankheitserſcheinung nennt er Geſchwüre im und am Unterleib ſowie Fieber; wenn ein Erkrankter drei Tage durchhielt, konnte er Hoffnung auf Geneſung haben. Im Jahre 571 trat in Italien und Frankreich nach Gregor von Tours „Unterleibspeſt" in ſolchem Ausmaße auf, daß 10 oder mehr Tote in einem Grabe beerdigt werden mußten. Für 572 iſt die „Unterleibspeſt" wieder für Konſtantinopel bezeugt, für 577 (durch Gregor von Tours, Hist. Franc. V, 17) eine nicht näher beſchriebene Seuche in der Gegend von Tours. Gregor berichtet dann wieder (VI, 14) für 582 von einer Seuche (Blattern?) und inguinarius morbus in Südfrankreich, ebenſo (VI, 33; VIII, 39) für 580—584 und 586 in Frankreich, für 588 in Südfrankreich von lues inguinaria und Dyſenterie bei Metz, für 590 „Unterleibspeſt" in Südfrankreich und Italien, für 591 Peſt in Frankreich; für 592 iſt durch Paulus Diaconus Peſt in Oberitalien, Friaul und Iſtrien bezeugt, durch Fredegar (IV, 18) für 598/99 Peſt in Südfrankreich, durch Paulus (IV, 14) für 599/600 Peſt in Oberitalien. Weitere Epidemien ſind von verſchiedenen Autoren für 608/09 in Italien und dem byzantiniſchen Reiche überliefert, für 618 in Rom, zwiſchen 630 und 655 in Südfrankreich, 664—676 in Rom, England und Irland, 676—680 in Italien, 681 in Britannien, 693/94 in Spanien und Frankreich, 698—700 Bubonenpeſt in Byzanz, Unteritalien und dem Rheingebiet, 760—762 Dyſenterie in England, 779/80 und 786/87 Seuchen in Frankreich. Und ſo geht die Liſte fort durch die Jahrhunderte.

Aus dem Altertum iſt uns noch mannigfache Kunde von Epidemien überliefert. Eine der älteſten Beſchreibungen iſt bei Thukydides über die Peſt in Athen erhalten, die nach Kolle-Hetſch, Experimentelle Bakteriologie (1916) Flecktyphus geweſen iſt. Nach Livius (VII, 2, 3) iſt 363 v. d. Ztr. in Rom eine Seuche ausgebrochen, und derſelbe Autor erwähnt (XXVII, 23) für das Jahr 208 v. d. Ztr. eine Epidemie in Rom, die mehr langwierig als tödlich geweſen ſei. Aus der Zeit Neros erwähnt Paulus Oroſius (VII, 7) eine Peſt, die 30 000 Opfer gefordert habe. Eine Peſt, die in Rom an manchen Tagen 10 000 Menſchen hingerafft haben ſoll, iſt für die Jahre 77 und 80 bezeugt[17]. Große Ausdehnung ſcheint die Peſt zwiſchen 166 und 182, die vermutlich von L. Verus bei ſeiner Rückkehr aus dem Oſten mitgebracht worden war, gehabt zu haben[18]. Sie war ſo furchtbar, daß ſie ſogar den Arzt Galen zur Flucht aus Rom veranlaßte[19]. Daß dieſe Peſt auch im Heere graſſiert hat, ſcheint eine Münze aus dem Jahre 166 mit dem Bilde der Minerva Medica anzudeuten[20]. Nach Ammianus Marcellinus (23) hat dieſe Seuche „von der Grenze Perſiens bis an den Rhein und Gallien alles mit Leichen erfüllt“. Ein römiſcher Grabſtein aus der Gegend von Salzburg (Corpus inscriptionum Latinarum III, 5567), der vom Jahre 182 herrührt und einer an einer Seuche verſtorbenen Familie errichtet iſt, ſcheint das zu beſtätigen. Unter Commodus brach eine Peſt 189 in Rom aus, an der nach Caſſius Dio-Xiphilinos (72, 14) täglich manchmal 2000 Menſchen geſtorben ſein ſollen. Nach Herodian (I, 12) hat man dieſe Peſt durch Räucherwerk zu bekämpfen getrachtet[21]. Zoſimos erwähnt Seuchen unter Gallus (251—253), Valerianus (253—260), Gallienus (260—268) und Claudius Gothicus (268—270)[22]. Zu der Epidemie unter Gallus bemerkt Jordanes (Getica 104), daß ſie den ganzen Erdkreis ergriffen habe, beſonders ſtark Ägypten. Für 442 nennt eine faſt in der ganzen Welt verbreitete Seuche Hydatius Lemicus[23].

---

[17] Belege bei C. Patſch, Aus dem albaniſchen Nationalmuſeum. In: Jahreshefte d. öſterr. Arch. Inſt. XXIII, 1926, Beiblatt, 215, Anm. 1. Patſch ſchließt aus dem geringen Lebensalter der Perſonen auf den von ihm behandelten römiſchen Grabſteinen aus Durazzo, daß ſie an einer Seuche geſtorben ſeien und daß das die oben genannte Epidemie geweſen ſei. Das iſt gewiß möglich, aber die römiſchen Grabſteine weiſen überall ein verhältnismäßig geringes Lebensalter aus (vgl. H. Armini, Sepulcralia Latina, Göteborg 1916), man darf alſo von ihm nicht gleich immer auf Epidemien ſchließen.

[18] Belege bei Pauly-Wiſſowa, Realenzyklopädie I, 2295.

Nicht immer muß es ſich um Peſt gehandelt haben, wenn die alten Autoren auch den Ausdruck pestilentia verwenden, der eine ganz allgemeine Bezeichnung für Seuche iſt, ebenſo wie lues, worunter nicht die Krankheit gemeint iſt, die wir heute als Lues bezeichnen. Außer anderen Krankheiten, die aus dem Altertum erwähnt werden, z. B. der von Plinius und Celſus als ‚Elephas‘ bezeichneten und unter dem Bilde der Lepra beſchriebenen[24], hat öfter Durchfall Todesfälle gefordert. So ſagt Prokopius, Gotenkrieg II, 25, daß 539 das Frankenheer in Italien unter Theodebert ein Drittel ſeines Beſtandes durch Todesfälle infolge von Durchfall nach Fleiſchgenuß verloren habe. Nach Agathias (II, 4) traten bei den Alamannen in Italien 553 Todesfälle durch Durchfall infolge Genuſſes von Trauben auf. Paulus Diaconus erwähnt (III, 30) tödliche Ruhrerkrankungen bei den Franken in Italien. 569 trat in Italien und Gallien Durchfall auf, 580 in Frankreich Dyſenterie.

Wo in kürzeren Erwähnungen von Seuchen keine Krankheitserſcheinungen mitgeteilt werden, iſt natürlich die Entſcheidung über die Art der Krankheit unmöglich, ſo, wenn nach Prokopius (Gotenkrieg II, 3) 538 in der von den Goten belagerten Stadt Rom „eine Seuche“ auftrat oder wenn auch die Goten ſelber von einer „Peſt“, die zahlreiche Opfer gefordert habe, befallen worden ſeien (a. a. O. II, 4). Auch anderwärts muß es im 5. und 6. Jahrhundert oft Epidemien gegeben haben, ohne daß wir allerdings über ihre Art Näheres wüßten. Es iſt ein zwar nur in wenigen Strichen hingeworfenes, aber dennoch grauenvolles Bild, wenn Iſidor in ſeiner Geſchichte der Goten und Wandalen zum Jahre 406 bemerkt, daß die wilden

---

[19] J. Ilberg, Aus Galens Praxis. In: Neue Jahrb. f. d. klaſſ. Altertum XV, 1905, S. 295. Dort auch Belege für dieſe Seuche in Kleinaſien.

[20] Darüber und über die anderen Belege J. Schwendemann, Der hiſtoriſche Wert der Vita Marci, Heidelberg 1923, S. 54.

[21] Sollten am Ende die Harzklümpchen, die man nicht ſelten in germaniſchen Gräbern vorfindet, Räucherwerk zur Krankheitsbekämpfung geweſen ſein? In Skelettgräbern können ſie freilich von der Kittung hölzerner Gefäße herrühren, aber nicht in Brandgräbern, weil ſie auf dem Scheiterhaufen verbrannt ſein müßten. Auf jeden Fall müſſen die Harzklümpchen in Brandgräber nachträglich als Totengabe hineingelegt worden ſein (vgl. L. Franz, Germanenfunde aus Dobřichov, Wiener Präh. Zeitſchr. 1932, S. 124.

[22] Zoſimos I, 26, 36, 37, 46.

[23] Das iſt nur eine Auswahl aus antiken Seuchenberichten; eine Zuſammenſtellung der betreffenden Texte bis 898 n. d. Ztr. bietet Jakob Weiß, Elementarereigniſſe im Gebiete Deutſchlands I, Wien 1914.

[24] Vgl. H. Hauſtein, Kannten Mittelalter und Altertum die Syphilis? Forſchungen und Fortſchritte 1933, S. 309.

Tiere gewöhnt waren, ſich an den Leichen der durch Schwert, Hunger und Seuche Umgekommenen zu ſättigen.

Hin und wieder wird eine Peſtilenz allerdings nur ein Greuelmärchen geweſen ſein; ſo bemerkt J. Weiß, Elementarereigniſſe im Gebiete Deutſchlands, S. X, daß die Xantener Annalen zum Jahre 654 von einer pestilentia berichten, aber das φόβος (timor) eines wörtlich nachgeſchriebenen byzantiniſchen Textes eigenmächtig in pestilentia abgeändert haben.

Die Zahlen, die in Berichten aus dem Altertum über die Opfer von Epidemien genannt ſind, entziehen ſich der Kontrolle. Wenn Euſebius von der Peſt in Rom 77 und 80 erzählt, daß ſie an manchen Tagen 10 000 Menſchen dahingerafft habe, wird das vielleicht übertrieben ſein, wie man überhaupt alle Urſache hat, Zahlenangaben aus dem Altertum Mißtrauen entgegenzubringen. Wenn Seuchenberichte hohe Zahl der Toten angeben, wird das nicht nur der Sucht der Hiſtoriker, Senſationelles zu berichten, entſprungen ſein, ſondern in manchen Fällen auch dem Beſtreben, Gottes Strafgericht als beſonders durchgreifendes hinzuſtellen; moraliſierende Tendenz tritt z. B. bei Prokopius, Agathias, Iſidor deutlich hervor. Auch die bei etlichen Autoren anzutreffende Schilderung, wie der Toten ſo viele waren, daß ſie nicht alle rechtzeitig begraben werden konnten, ferner die Verbindung der Seuche mit einem Erdbeben, mag ein literariſches Kliſchee ſein. Trotzdem wird man mindeſtens den Berichten des Prokopius und des Evagrios eine gewiſſe Authentizität nicht abſprechen können, weil ſie Augenzeugen der Epidemie geweſen ſind. Über dieſe Berichte ſtellte mir Frau Univ.-Prof. Dr. Hedwig Langecker (Prag) ein ausführliches mediziniſches Gutachten zur Verfügung, wofür ich ihr auch an dieſer Stelle wärmſtens danke. Dieſem Gutachten ſei als hauptſächlichſtes Ergebnis folgendes entnommen:

> „Die Beſchreibung der Seuche durch Prokopius legt ſowohl hinſichtlich der epidemiologiſchen Angaben als auch hinſichtlich der Erſcheinungen, unter denen die Krankheit ablief, einen Vergleich mit Peſt ſehr nahe. Prokopius ſchildert eine Epidemie hoher Morbidität und Mortalität, deren Ausbreitung von Jahreszeit, Raſſe, Alter und Beſiedlungsart unabhängig und allmählich erfolgte. Kranke, die die Seuche überſtanden hatten, zeigten ſich immun. Dieſe epidemiologiſchen Angaben ſtimmen mit den Erfahrungen bei der Peſt überein. Prokopius ſchildert Drüſen- und Hauterkrankungen — die „Unterleibspeſt“ verſchiedener alter Autoren dürfte Drüſenpeſt geweſen ſein — die unter Fieber plötzlich begannen. Die Beſchreibung der Entwicklung der Drüſen- und Hautveränderungen, die Lokaliſation der Drüſenveränderungen, der Verlauf hinſichtlich Vereiterung und Nekrotiſierung, die geringe Infektioſität der erkrankten Drüſen entſprechen den Erfahrungen bei Peſt. Das Vorkommen von Lungenpeſt kann aus den Angaben bei Prokopius über blutiges Erbrechen mit tödlichem Ausgange vermutet werden, falls unter Erbrechen Hämoptoe gemeint iſt. Einen breiten Raum in der Beſchreibung bei Prokopius nehmen die Erſcheinungen von ſeiten des Zentralnervenſyſtems ein, die bekanntlich neben den lokalen Erſcheinungen zu den hervorſtechendſten Zügen der Krankheit gehören. Prokopius ſchildert die Bewußtſeinsſtörungen verſchiedenen Grades, ſtille, aber auch wilde Delirien mit traumhaftem, ſchreckhaftem und halluzinatoriſchem Inhalt. Der Wandertrieb der Peſtkranken, ein typiſches Symptom der Peſtdelirien, und die ſich daraus ergebende Schwierigkeit für die Krankenpflege werden hervorgehoben. Auch die kennzeichnende Sprachſtörung wird erwähnt, ferner die Schwierigkeit bei der Ernährung der Bewußtloſen.
>
> Alles, was Prokopius von ſeiten des Zentralnervenſyſtems nennt, kommt erfahrungsgemäß bei Peſtkranken vor. Daraus ergibt ſich, daß die Schilderung der Epidemie bei Prokopius ſowohl hinſichtlich der epidemiologiſchen Angaben als auch hinſichtlich der Beſchreibung des Krankheitsverlaufes und der auftretenden Symptome in allen Punkten, auf die Prokopius geachtet hat, dem Bilde einer Peſterkrankung entſpricht, ſo daß mit größter Wahrſcheinlichkeit die Epidemie bei Prokopius Peſt war.
>
> Die bei Agathias genannten Krankheitserſcheinungen kann man als Fieberdelirien einer Seuche auffaſſen, ohne daß es aber möglich iſt, auf Grund der ſpärlichen, jedes charakteriſtiſchen Zuges entbehrenden Angaben ſie einer beſtimmten Infektionskrankheit zuzuordnen. Man könnte auch an Malaria denken, die die Alamannen, die nie mit Malaria in Berührung waren, in Italien befiel, während die Einheimiſchen bereits immun waren.“

Wir erſehen alſo aus den literariſchen Quellen, daß es im nachchriſtlichen Altertum maſſenhaft Epidemien gegeben hat; ſie traten beſonders ſtark im 2. Jahrhundert auf, während das 4., wenigſtens nach dem Fehlen von Nachrichten, ſeuchenfrei war, wohingegen ſolche wieder beſonders ſtark im 5. und 6. auftraten. Wenn ſie nach den literariſchen Nachrichten bis an die Grenze der Alamannen und Baiern, bis an den Rhein, nach England und Irland vorgedrungen ſind, können ſie natürlich ebenſo bis nach Mitteleuropa gelangt ſein. Daß das keine literariſche Quelle für Mitteleuropa ausdrücklich mitteilt, iſt kein Wunder, denn welche Quelle beſchäftigt ſich denn für das 5. und 6. Jahrhundert überhaupt mit dem öſtlichen Mitteleuropa? Dieſe Gegenden lagen damals außerhalb des Intereſſenkreiſes der Geſchichtsſchreibung. Ich glaube daher, daß man die archäologiſchen Beobachtungen, die auf Friedhöfen des 5. und 6. Jahrhunderts nach Art der Gräber von Groß-Sürnding zu machen ſind, wirklich auf Seuchen beziehen darf.

Ihre Dauer, Wirkung und Ausdehnung iſt bei den damaligen ſicherlich ſehr ſchlechten ſanitären Verhältniſſen, bei den ſtändigen Kriegen mit ihren dauernden Bewegungen und bei der auch literariſch oft bezeugten Unterernährung[25] in den betreffenden Gebieten nicht überraſchend. Wenn Prokopius und andere ausdrücklich erwähnen, daß die Peſt ſich über die ganze Welt verbreitet hat, und wenn wir im öſtlichen Mitteleuropa auch archäologiſche Hinweiſe auf Maſſenſterben haben, dann liegt es nahe, beides zu verbinden, alſo anzunehmen, daß aus Südoſteuropa Epidemien heraufgekommen ſind. Das wäre zudem eine einleuchtende Erklärung für die Bevölkerungsverringerung im 5. und 6. Jahrhundert.

Krankheitsübertragung aus dem Südoſten oder aus Italien, ja ſelbſt aus Spanien war ja ſchon deshalb nicht ausgeſchloſſen, weil eine ganze Reihe von germaniſchen Völkern in den Strudel der Ereigniſſe dort unten hineingezogen war, dabei aber mit der Heimat immer noch Verbindungen aufrechterhielt, z. T. ſogar rückwanderte. Nichts leichter alſo, als daß Seuchenerreger weit verſchleppt wurden. Über die Faktoren, die bei der Ausbreitung einer Peſtepidemie bedeutſam ſind, teilt mir Frau Prof. Langecker folgendes mit:

> „Der ſpezifiſche Erreger der Epidemien iſt der Peſtbazillus. Unter beſtimmten Umſtänden hat er eine lange Lebensdauer; ſo kann er über Wochen und Monate am Leben bleiben, wenn er langſam und bei niedriger Temperatur austrocknet. Als Anſteckungsquelle für die Peſt kommt in Frage: 1. der peſtkranke Menſch, 2. die peſtkranke Ratte. Während die unkomplizierten Fälle von Drüſenpeſt wenig gefährlich ſind, da hier die Bazillen nicht in die Außenwelt gelangen, ſind bei ſchweren Septikämien (Eindringen der Erreger ins Blut) das Sputum, Harn und Kot, ferner der Schaum des terminalen Lungeödems infektiös. Indirekte Übertragung kann durch infizierte Wäſche oder Gebrauchsgegenſtände erfolgen. Ein Verbreiter der Peſt iſt auch die Wanderratte, die ſich entweder durch das Freſſen friſch verendeter kranker Artgenoſſen infiziert hat oder die die Krankheit durch den Rattenfloh übertragen bekommen hat; die Flöhe entnehmen dem Blut der kranken Tiere die Erreger und im Magen des Flohs gelangen dieſe zur Vermehrung. Beim Biß der infizierten Flöhe gelangt der Erreger in die Bißwunde. Auch der Flohkot iſt infektiös. Die Übertragung von Ratte auf Menſch erfolgt dadurch, daß der Menſch mit toten Ratten in Berührung kommt, daß Rattenflöhe auch auf den Menſchen übergehen und daß der gewöhnliche Menſchenfloh als Gelegenheitsparaſit bei Ratten auftritt. Auch von Ort zu Ort kann die Peſt durch Rattenflöhe verbreitet werden, die von einzelnen Perſonen am Körper oder in der Kleidung verſchleppt werden. Nicht ſelten entgeht der menſchliche Überträger dabei der Infektion. Überall, wo ſich die Peſt von endemiſchen Gebieten ausgebreitet hat, iſt ſie den großen Verkehrsſtraßen gefolgt.“

Beſonders gefährlich ſind anſteckende Krankheiten natürlich dann, wenn ſich dem Fehlen wirkſamer Vorbeugungs- und Bekämpfungsmaßnahmen dichtes Zuſammenwohnen einer größeren Menſchenmenge zugeſellt. In Mitteleuropa läßt ſich die Zahl ſeiner Bewohner im Altertum natürlich nicht errechnen. Olbricht[26] ſchätzt die Geſamtzahl der im völkiſchen Sinne noch als Germanen zu bezeichnenden Bevölkerung in der Zeit kurz vor dem großen Anſturm gegen die Grenzen des römiſchen Imperiums auf etwa 7 Millionen, die Siedlungsdichte, d. h. die Zahl der Menſchen, die auf einen Geviertkilometer der Fläche entfällt, die der Menſch wirklich für ſeine Siedlung und Ernährung nützt, alſo die von Siedlung, Acker, Wieſe und Weide eingenommene Fläche, auf 25, wobei natürlich nicht überſehen werden kann, daß die Grundlagen für eine ſolche Schätzung äußerſt unſichere ſind. Die Siedlungsdichte Schleſiens vor dem Dreißigjährigen Kriege betrug nach Olbricht 30, für Polen (ohne Pommerellen) nicht ganz 15, für Weſtgalizien faſt 30. Gegenwärtig iſt ſie für Deutſchland 220, für Dänemark und für Schweden je 125. Die Bevölkerungsdichte, d. h. das Verhältnis zwiſchen Volk und Raum, beträgt in Deutſchland gegenwärtig 142, in Dänemark 85, in Schweden 14.

---

[25] Über Hungersnöte in den Mittelmeerländern gibt es zwiſchen 500 und 700 mehr als ein Dutzend Nachrichten.

Wenn die von Olbricht geſchätzte Siedlungsdichte in germaniſcher Zeit wirklich ſo war, dann hatten Seuchen kleinere Angriffsflächen als ſie heute hätten. Daß Epidemien aber auch bei geringerer Bevölkerungszahl und lockererem Wohnen reichlich Opfer finden können, beweiſen Zahlen aus hiſtoriſcher Zeit. So wurden 1496 in Böhmiſch-Leipa 924 Seuchentote beerdigt, um Schluckenau 1525 über 1000, 1568 in Deutſch-Gabel an 900. 1582 raffte die Seuche in etlichen Städten Böhmens 33 000 Menſchen weg, 1598 in Leipa 2400, Reichſtadt 450, 1633 auf der Herrſchaft Friedland 500, 1772 in Nixdorf (Lungenpeſt infolge Unterernährung) 760. Im 17. Jahrhundert ſind in Nordböhmen ganze Dörfer durch Epidemien vollkommen verödet.

Wenn wir nun, wie uns die hiſtoriſchen Berichte und die archäologiſchen Beobachtungen nahelegen, für das 5. und 6. Jahrhundert mit Epidemien auch im öſtlichen Mitteleuropa zu rechnen haben, dann erklärt ſich allein ſchon daraus die auffallende Abnahme der Bevölkerung in den genannten Jahrhunderten.

Eine Seuche wirkt ſich ja zweifach aus: ſie rafft Menſchen in größerer Zahl hinweg, ſie hemmt dadurch aber auch für die nächſte Zeit die natürliche Vermehrung. Im Gräberfelde von Groß-Sürnding waren 4,3 v. H. der Beſtatteten im Alter von 18—22 Jahren verſtorben, 30,4 v. H. im Alter von 40—60, hingegen 65,2 v. H. im Alter von 22—40 Jahren. Bei den Sürndinger Germanen hat der Tod demnach juſt unter jener Altersklaſſe, welche für die Zeugung von Nachkommenſchaft am ſtärkſten in Betracht gekommen wäre, am ärgſten gewütet, er hat alſo nicht nur die Zahl der gerade Lebenden verringert, ſondern auch die Möglichkeit neuer Geburten. Und er hat ſeine Ernte nicht nur unter Männern gehalten, von denen er ſich im kräftig erwachſenen Alter 70,6 v. H. geholt hat, ſondern auch unter den Frauen, von denen ihm in der erwähnten Altersklaſſe 50 v. H. zum Opfer gefallen ſind.

---

[26] K. Olbricht, Wie groß war die Zahl der Germanen? In: Altſchleſiſche Blätter 12, 1937, S. 127

Alte Salzſtraßen zwiſchen den Alpen und Böhmen

Von Eduard Kriechbaum, Braunau a. Inn

Mit 2 Textkarten

Das Kochſalz gehört zu den anorganiſchen Salzen, die für den Stoffaustauſch im menſchlichen Körper unentbehrlich ſind. Bei der Wanderung der Nährſtoffe, insbeſonders der Zuckerarten, zwiſchen dem Darmrohre, dem Blutkreislaufe und den Geweben würde ohne Kochſalzbeigabe bald eine empfindliche Störung eintreten. Aber nicht nur beim Stoffwechſel, ſondern auch bei der Zell- und Gewebserneuerung im menſchlichen und tieriſchen Körper iſt das Kochſalz weſentlich beteiligt. Die Phyſiologie belehrt uns darüber, daß der Menſch durch Harn und Schweiß regelmäßig nicht ganz belangloſe Kochſalzmengen ausſcheidet. Schon allein durch den Schweiß gibt ein normal gebauter Mann bei mäßiger Bewegung 3,7 g, bei Ruhe 1 g Kochſalz innerhalb 24 Stunden eines Sommertages ab. Somit iſt eine ſtetige Salzzufuhr lebensnotwendig und durch nichts anderes erſetzbar. Biologiſche Unterſuchungen und volkskundliche Beobachtungen haben ergeben, daß bei Pflanzenkoſt größere, bei Fleiſchkoſt hingegen viel geringere Kochſalzmengen nötig ſind. Dieſe Tatſache macht auch einen alten Volksbrauch verſtändlich. Zu allen Zeiten pflegte man pflanzlichen Opfergaben viel Salz, den tieriſchen Opfern dagegen meiſtens gar kein Salz beizufügen. Die vorſtehenden biologiſchen Tatſachen erhärten die allgemein verbreitete Erſcheinung, daß Länder ohne Salzvorkommen auf die Einfuhr dieſes wichtigen Nahrungs- beſſer geſagt Reizmittels angewieſen ſind.

In den Oſtalpen weiſen nun gerade die nördlichen Kalkalpen ausgedehnte Salzlager auf. Das Salz findet ſich hier nur ſelten rein im körnigen Zuſtande, ſondern meiſt mit tonigen Lagen vermiſcht als ſogenanntes Haſelgebirge. Nach dem heutigen Stande der geologiſchen Alpenforſchung liegen die Kalkalpen nicht unmittelbar an der Stelle der Meeresablagerungen, aus denen ihre Schichten entſtanden, ſondern ſie wurden in Form einzelner Schichtpackete, ſogenannter Decken, vom Süden her auf ihre Vorlagen aufgeſchoben. Von dieſen Decken hat bei der Verteilung der Salzlager insbeſonders die Hallſtätter- oder juvaviſche Decke eine maßgebliche Bedeutung. Die Schichten des Haſelgebirges ſpielten bei den Deckenſchüben als Gleitmittel eine wichtige Rolle. Stratigraphiſch bilden die tonbedeckten Salzlager das Hangende der Werfener Schichten (ſcytiſche Stufe der unteren Alpinen Trias).

Mancherorts wird das Salz bereits durch Waſſergerinne innerhalb der Gebirgsſtöcke aufgelöſt und kommt dann in tieferen Lagen als Salzquelle oder natürliche Sole zum Vorſchein. An anderen Stellen müſſen Stollen ins Gebirge vorgetrieben werden und wird das tonvermengte Salz in ausgedehnten Hallen, in denen Teiche angelegt ſind, mittels des in die Stollen und Hallen eingeleiteten Waſſers in den gelöſten Zuſtand übergeführt. Sudbetrieb und Bergbau ſtehen alſo hier in engſter Verbindung.

Im Bereiche der Böhmiſchen Maſſe und zwar ſowohl in deren Randgebieten als auch in ihren Beckenlandſchaften fehlen Salzlager und Salzquellen völlig. Dadurch iſt Böhmen ſamt ſeiner breiten Vorlandumrahmung auf den Kochſalzbezug aus der Ferne angewieſen. Einſtmals erfolgte die Belieferung Böhmens, dieſer wichtigen Kornkammer, mit Kochſalz nur aus den Salzgebieten der nördlichen Kalkalpen. Dadurch kam es zur Ausbildung regelmäßig benützter Verkehrszüge der ſogenannten Säumerpfade und Salzwege, deren Bedeutung für den kulturellen Zuſammenhang des Deutſchtums der Oſtalpen mit dem des böhmiſchen und bayriſchen Waldes nicht gering anzuſchlagen iſt. Stapelorte der Salzverfrachtung entwickelten ſich zu Märkten und ſogar zu Städten. Wie der Bergbau weite böhmiſche Gebiete mit Sachſen verknüpfte und wichtige Bergbauſtädte zur Entwicklung brachte, ähnlich förderte zumal im Süden Böhmens die Salzverfrachtung verſchiedene Markt- und Städtegründungen.

Freilich darf auch nie vergeſſen werden, daß die Salzwege vielfach die gleichen Richtungen einſchlugen wie die aus Oberitalien (Aquileia und Venedig) durch die Alpen und deren Vorland an die Donau führenden Wege.

So decken ſich die im Bereiche von Salzach und Inn zu beſprechenden Salzwege vielfach mit Römerſtraßen und den durch die Alpen führenden Venedigerwegen. Im Traungebiet dagegen bildete das Salzweſen weitgehend die ſelbſtändige Grundlage eines mittelalterlichen Verkehrsnetzes. Hier war der Pyhrnpaß der Vermittler des Durchgangshandels mit den oberitalieniſchen Gebieten, und dieſer ließ das Gebiet der oberen Traun ſeitwärts liegen.

I. Die oſtbayeriſchen Salzgebiete

Für die Salzverfrachtung nach Böhmen kamen die Salinen von Hall in Tirol kaum und die des ſteiriſchen Salzkammergutes um Auſſee nur in beſchränktem Maße in Betracht. Somit ſpielten für die Salzverſorgung der Lande nördlich der Donau nur die Salzſtöcke des oſtbayriſch-ſalzburgiſchen Raumes und die des oberöſterreichiſchen Salzkammergutes eine Rolle.

Im oſtbayriſch-ſalzburgiſchen Grenzgebiete werden die Salzſtöcke bzw. Haſelgebirge von Hallein, Schellenberg und Berchtesgaden abgebaut, während den nicht bergmänniſch aufgedeckten Salzlagern im Bereiche der Stöcke des Untersberges und des Lattengebirges die natürlichen Solen von Reichenhall entſpringen. Während am Dürnberge bei Hallein der Salzbergbau ſchon in vorgeſchichtlicher Zeit in Blüte ſtand, wurden die Lager im Raume von Schellenberg-Berchtesgaden erſt im hohen Mittelalter aufgedeckt, nachdem man die Neuerſchließung des Dürnbergs bereits etwas früher in Angriff genommen hatte. Das

Sudweſen von Reichenhall führt uns nicht allein weit in vorgeſchichtliche Zeiten zurück, ſondern zeigt auch eine gewiſſe Kontinuität. Schon in der Keltenzeit dampften hier viele Pfannen, welche die ganze Römerzeit hindurch und dann ohne Unterbrechung in frühbaieriſcher Zeit bis in die Gegenwart herein in Betrieb ſtehen.

Die Salzquellen von Reichenhall gingen vielleicht aus römiſchem Staatseigentum in den Beſitz des bayeriſchen Herzogsgeſchlechtes der Agilolfinger über. Erſt durch die umfangreiche Schenkung des Bayernherzogs Theodo bekam um das Jahr 700 der Biſchof von Salzburg 20 Pfannen. Biſchof Rupert von Salzburg, der bildlich immer mit einer Salzkufe dargeſtellt wird, wurde ſo eine Art Schirmherr des Reichenhaller Salzweſens. In der folgenden Karolingerzeit verſchenkten die fränkiſchen Könige, aber auch ſpäterhin bayeriſche Herzöge und Salzburger Erzbiſchöfe eine derartige Menge von Pfannen bzw. Sudanteilen, daß ſchließlich gegen 66 Klöſter und geiſtliche Herrſchaften Teilhaber an der Reichenhaller Sole waren. Beim bergmänniſchen Abbau in Hallein und im Berchtesgadenerlande wäre eine derartig weitgehende Aufſplitterung kaum durchführbar geweſen. Schließlich machte ſich aber in Reichenhall im Gefolge der Stadtgründung nicht allein die Bürgerſchaft immer ſtärker geltend, ſondern es kam ſogar zu ſchweren kriegeriſchen Verwicklungen zwiſchen den bayeriſchen Herzögen und dem Erzbiſchofe von Salzburg. Im Verlaufe dieſer Kämpfe wurde Reichenhall im Jahre 1196 von den Truppen Adalberts von Salzburg eingeäſchert. Aber nach dem Ausſterben der Peilſteiner ging die Stadt doch endgültig an den Bayernherzog über.

Vom Jahre 1219 verlor das ſich immer ſtärker ausbildende Salzburger Landesfürſtentum ſeine wirtſchaftliche Machtſtellung in Reichenhall. Von dieſer Zeit an vollzog ſich die Verfrachtung des Reichenhaller Salzes in ſteigendem Maße am Landwege über Traunſtein, Waſſerburg (teilweiſe auch Roſenheim) nach München und weiterhin durch Oberbayern ins Schwabenland. Dagegen trat die Schiffsverfrachtung des Reichenhaller Salzes auf Saalach und Salzach und damit auch auf Inn und Donau ſowie auf den goldenen Steigen nach Böhmen immer ſtärker in den Hintergrund. So ſcheidet die Saline zu Reichenhall vom 14. Jahrhundert an faſt völlig aus unſerer Betrachtung aus. Die große allgemeine Bedeutung des „reichen" Hall, welches bis ins 13. Jahrhundert auch für unſer Gebiet dem „armen" Hall (Hallein) weit voranſtand, erhellt aus verſchiedenen Tatſachen, die weit zurückreichen. So fanden ſich im Umkreiſe von Reichenhall viele und wertvolle vorgeſchichtliche Funde. Es ſei nur auf die große Kultſtätte am Eiſenbühl mit ihren reichen Knochenfunden hingewieſen. Die älteſte Beſiedlung des Reichenhaller Beckens erfolgte übrigens nicht auf der Talſohle, ſondern auf höheren Stufen im Raume der heutigen Ortſchaften Gmein und Nonn. Es wurde nämlich die Saalach hier erſt in ſpätkeltiſcher (evtl. römiſcher) Zeit in ein künſtliches Bett geleitet und eine Art See, welcher die Salzquellen des öfteren austränkte, zum Verſchwinden gebracht. Dadurch wurden nicht nur die natürlichen Salzquellen am Fuße des

Gruttenſteins vor Ausſüßung bewahrt, ſondern trockenes Siedlungsgelände für die Ortſchaften St. Zeno und Reichenhall gewonnen.

Reichenhall erlangte wohl ſchon frühzeitig mit dem Stadtrechte das Befeſtigungsrecht. Die große Bedeutung Reichenhalls wird aber auch daraus erſichtlich, daß der Burgenbau im Reichenhaller Becken eine ſtarke Pflege fand. So begegnen uns im hohen Mittelalter neben dem Gruttenſtein unmittelbar über den Salzquellen die Burgen Plain, Marzoll und Staufeneck am Wege gegen Salzburg, alſo nach Oſten hin, und die Burg Karlſtein am Wege nach Traunſtein.

In Hallein liegt der Salzberg etwa 300 Meter über der Salzachtalebene. Vom Dürnberg wurde die künſtliche Sole in Röhren zu Tale geleitet. Ähnlich wie in Hallſtatt oder in Hall in Tirol ſind alſo auch in Hallein Bergbaubetrieb und Sudhäuſer voneinander getrennt. Das Städtchen Hallein wäre ohne ſeine Sudanlagen ein unbedeutender Ort geblieben. Der Verluſt von Reichenhall zwang aber die geiſtlichen Landesfürſten von Salzburg, den Bergbaubetrieb am Dürnberge und das Sudweſen in Hallein kräftig zu fördern. Um 1230 wird Hallein zum erſten Male als Stadt erwähnt, und ſchon um 1296 unternimmt das Halleiner Volk einen kriegeriſchen Zug gegen die Saline des öſterreichiſchen Königs Albrecht I. in der Goſau (oder Goiſern?), welche die Salzwirtſchaft im Salzachgebiete bedrohte. Im Traungebiete dürften ſchon frühzeitig natürliche Salzquellen im ſogenannten Iſchllande (Goſau, Goiſern?) einige Bedeutung beſeſſen haben. Der Hallſtätter Salzberg wurde aber gleich dem Dürnberge oberhalb Hallein ſchon in der jüngeren Stein- ſowie in der Bronzezeit aufgedeckt, vor allem aber in der älteren Eiſenzeit von Illyriern in Angriff genommen. In der römiſchen und frühbayeriſchen Zeit findet der Betrieb in Hallſtatt eine weitgehende Einſchränkung, doch dürfte auch im 10. Jahrhundert, wie die Raffelſtätter Zollurkunde überliefert, der Traungau Salzſchiffe bereitgeſtellt haben. Schließlich ſoll das Nonnenkloſter in Traunkirchen das Salzweſen im Iſchllande wenn auch in nur beſcheidenem Ausmaße in Betrieb gehalten haben. Etwas ſpäter als Hallein von ſeiten der Erzbiſchöfe von Salzburg erfuhr der Salzbergbau zu Hallſtatt von ſeiten der Habsburger, alſo der neuen Landesherren, eine ſtarke Förderung. Angeblich ſoll die Königin Eliſabeth, die Witwe König Albrechts I., im Jahre 1311 den Hallſtätter Salzberg von neuem aufgeſchlagen haben. Der Iſchler Salzberg dagegen wurde erſt um das Jahr 1563 entdeckt und bergmänniſch abgebaut.

Im geſamten Salzweſen der öſtlichen Kalkalpen zeigen ſich ſomit vielfach gemeinſame Züge. So ſtanden die Bergbaue in Hallein und Hallſtatt bereits in vorgeſchichtlicher Zeit in hoher Blüte. Von der jüngeren Steinzeit folgte bis in die jüngere Eiſenzeit ein ſtetiger Anſtieg.

In der frühbayeriſchen ſowie der Karolingerzeit nahm dagegen Reichenhall die weitaus erſte Stellung im bayeriſchen Salzweſen ein. Erſt vom 13. Jahrhundert an verſchafften ſich Hallein und Hallſtatt wieder eine größere Bedeutung, und dieſen folgten erſt ſpäter die Salzbergwerke von Berchtesgaden und Iſchl. Von Perſönlichkeiten wurden Biſchof Rupert von Salzburg und Königin Eliſabeth von Öſterreich zu einer Art „Salzpatrone“ erhoben. In Hinblick auf die Beſitzverteilung in den Salzgebieten zeigen Reichenhall, Hallein und Hallſtatt die gleiche Entwicklung. Es wurden etwa um das Jahr 1500 die an verſchiedene geiſtliche und weltliche Fürſten ausgegebenen Sudanteile von den Landesfürſten eingelöſt. So hatte der bayeriſche Herzog um 1500 wieder alle Sudanteile zu Reichenhall in ſeinem Beſitze. Um das Jahr 1530 verſchwinden die letzten bürgerlichen Sieder in Hallein, und der Erzbiſchof von Salzburg hatte von nun an hier allein das Monopol. Auch in Hallſtatt vollendete Kaiſer Ferdinand I. das Werk, welches Kaiſer Maximilian bereits begonnen hatte. Nach dem I. Reformationslibell vom Jahre 1524 waren die Habsburger unumſchränkte Herren im kaiſerlichen Salzkammergut.

Faſt alle aufgezählten Orte deuten mit ihren Namen das wichtige Salzvorkommen an. Die Zuſammenſetzungen mit „hall“ (wohl keltiſche Bezeichnung für Salz) und „ſal“ kehren immer wieder. Die Ortsnamen Reichenhall, Hallein, Hallſtatt, Salzburg, Saalach, Salzach weiſen auf ein weitverbreitetes Vorkommen von Salz hin.

II. Die Salzverfrachtung auf den Flußwegen

Den Salinenorten Reichenhall, Hallein und Schellenberg ermöglichten die Salzach und der Unterlauf des Inn durch Jahrhunderte hindurch eine verhältnismäßig bequeme und umfangreiche Verfrachtung ihres Salzes. Daß Reichenhall ſpäter andere Wege wählen mußte, wurde bereits erwähnt. Immerhin beherrſchte das Reichenhaller Salz bis ins 13. Jahrhundert hinein den Stromweg bis Paſſau, während von der Wende des 13. bis 14. Jahrhunderts an faſt nur Halleiner und Schellenberger Salz über Paſſau ging.

Auf der ganzen von den Salzſchiffen befahrenen Stromſtrecke gab es nur ein bedeutendes natürliches Hindernis für die Schiffahrt, nämlich den „Laufen“. Hier nötigten eine enge Stromſchlinge ſowie eine Art Waſſerfall (Stromſchnelle) dazu, die Fahrt zu unterbrechen, die Schiffe von ihrer Salzladung weitgehend zu entlaſten und fahrtkundige Schiffsleute (Lotſen) auf das Schiff zu nehmen. So entſtand im Bereiche dieſer gefährlichen Flußſtrecke das Schifferſtädtchen Laufen, der wichtigſte Umſchlagplatz für das geſamte ſalzburgiſche Salzweſen.

Ungünſtiger wirkte ſich aber für die Flußſtrecke von Salzburg bis Paſſau der Umſtand aus, daß an den Ufern drei Länder lagen, nämlich die geiſtlichen Fürſtentümer Salzburg und Paſſau ſowie das bayeriſche Herzogtum. Zwiſchen Bayern und Salzburg, aber auch zwiſchen Bayern und Paſſau gab es ſpäterhin des öfteren Salzkriege, welche dem einheitlich geleiteten öſterreichiſchen Salzweſen manchen Vorſprung gewährten.

Auf ſalzburgiſchem Boden wurde neben Hallein Laufen der wichtige Salzſtapelort. Bereits zwiſchen 1040 und 1050 wird dieſe Schifferſiedlung als Stadt bezeichnet. In der Stadt lebten fürs erſte die 27 Schiffsherren, die meiſt aus adeligen Geſchlechtern ſtammten. Vom Jahre 1267 an werden die Namen dieſer Schiffsherren, welche ihre Rechte vom Erzbiſchof zu Lehen hatten, des öfteren aufgezählt. Zwiſchen den Jahren 1389—1417 brachte aber der geiſtliche Landesherr wieder alle Schiffsherrenrechte an ſich. Als den eigentlichen Schiffern begegnen wir den Ausfergen und Naufergen. Von den Ausfergen hören wir, daß es deren 40 gab und daß ihre Aufgabe darin beſtand, das Salz von Hallein bis Laufen zu führen. Während die Ausfergen als erbliche Lehensträger bezeichnet werden, wiſſen wir von den Naufergen, welche das Salz von Laufen nach Burghauſen und Obernberg beförderten, viel weniger. Der Stromweg Laufen—Obernberg konnte in der Richtung flußabwärts gerade noch an einem Tage zurückgelegt werden. Zwiſchen dem ſalzburgiſchen Laufen und dem paſſauiſchen Obernberg lag das ſalzburgiſche Grenzſtädtchen Tittmoning, die bayeriſche Herzogſtadt Burghauſen und die bayeriſche Brückenſtadt Braunau. Von dieſen alten Städten ſpielte nur Burghauſen als Salzlände eine Rolle. Urkunden aus den Jahren 1333 und 1346 berichten uns, daß die bayeriſchen Herzöge nur der Stadt Burghauſen erlaubten, Halleiner bzw. Schellenberger Salz nach Bayern zu verfrachten. Um das Reichenhaller Salz, alſo das eigentliche bayeriſche Salz nicht zu „verderben", durfte das Halleiner Salz auch von Paſſau aus nicht gegen Regensburg geführt werden.

Obernberg, ein alter biſchöflich paſſauiſcher Markt, beſaß wieder ſeine Nauflezer, welche das Salz gegen Paſſau führten. Die bayeriſche Stadt Schärding hatte als Salzlände auch einige Bedeutung beſonders zu Zeiten, da Bayern mit Paſſau in Salzſtreitigkeiten verwickelt war. Von den Jahren 1779 und 1782 an — endgültig aber erſt im Jahre 1816 — wurden Braunau, Obernberg und Schärding öſterreichiſch, — Laufen, Tittmoning, Burghauſen und Paſſau dagegen bayeriſch.

Der völlig gleiche Charakter in der Siedlungsgeſtaltung und in den Hausformen verkündet aber an der Stromſtrecke von Hallein bis Paſſau die Tatſache, daß der Grenzfluß von geſtern einmal das ſtärkſte Bindeglied und der allen gemeinſame Verkehrsträger war. Die Salzverfrachtung verſah dabei neben anderem Warenaustauſch eine wichtige Mittlerrolle. Im Gebiete der Traun waren die natürlichen Verhältniſſe ſchon deshalb für eine Flußſchiffahrt ſchwieriger, weil die obere Traun ihren Weg durch das Gebirge zu nehmen hatte. Doch ermöglichte hier die Einſchaltung von Seen eine ausgiebige künſtliche Waſſerſtauung, welche der Flußſchiffahrt förderlich gemacht werden konnte. In politiſcher Hinſicht dagegen war die Traunlinie dem Salzach-Inn-Weg deshalb überlegen, weil der ganze Traunlauf nicht durch verſchiedene Territorien ging wie der Unterlauf von Salzach und Inn, ſondern ſeinen Weg zur Gänze durch die habsburgiſchen Erblande nahm. Nur die Grundanrainer — der wichtigſte war das Benediktinerſtift Lambach — machten dem Schiffahrtsbetrieb manchmal Schwierigkeiten.

Zu Beginn des 16. Jahrhunderts, im Zeitalter des aufblühenden Merkantilismus, konnten an der Traun ſomit Salzerzeugung und Salzverfrachtung nach einheitlichen Geſichtspunkten geregelt werden. Dadurch bekam das Salzkammergut bald eine gewiſſe Überlegenheit, welche ſich im Streite um die Salzverſorgung Böhmens in den Jahrzehnten um 1600 eine immer ſtärkere Geltung verſchaffte.

An der Traun gab es für die Schiffahrt zwei große Hinderniſſe und zwar den „wilden Laufen“ oberhalb Iſchl und den mächtigen Traunfall zwiſchen Gmunden und Lambach. Der „wilde Laufen“ hatte ähnliche Folgen für die Entſtehung einer Siedlung wie der „Laufen“ an der Salzach. Felſenriffe im Flußbette erforderten ortskundige Lotſen und machten auch das Abladen ſchwerer Salzfrachten notwendig. Laufen findet als älteſter Flecken des Salzkammergutes ſchon im 9. Jahrhundert Erwähnung. Um den „wilden Laufen“ auszuſchalten, wurde zu Beginn des 16. Jahrhunderts ein ſeitlicher Schiffahrtskanal und für den Schiffsgegenzug eine große Winde errichtet. Bei dieſen Arbeiten begegnet uns der berühmte Flußmeiſter Thomas Seeauer, der von 1500 bis 1610 lebte und in einer vieljährigen Tätigkeit die Flußſchiffahrt an der Traun ſo geſtaltete, daß dieſe auch für die Salzverſorgung Böhmens vom Salzkammergute aus die genügende Sicherheit bot.

Der Traunfall unterhalb von Gmunden war freilich ſchon viel früher dem Schiffsverkehr erſchloſſen worden. Im Jahre 1289 gingen noch alle Salzfrachten von Gmunden bis Stadl bei Lambach am Landwege. Aber ſchon Königin Eliſabeth dürfte ſich um ein Schiffahrtsgerinne am Traunfalle bemüht haben. Im Jahre 1416 hören wir, daß der Traunfall „jetz und neulich“ ſchiffbar gemacht wurde. Bei der Herſtellung eines geſicherten und bis heute brauchbaren Schiffskanals erwarb ſich wieder Thomas Seeauer große Verdienſte.

Zu den wichtigen Werken dieſes Mannes gehört aber auch die Seeklauſe am Hallſtätter See bei Steg, mit deren Erbauung bereits im Jahre 1511 begonnen wurde. Durch Stauung des Hallſtätter Sees bekam man einen Waſſerüberſchuß, der für die Traunſtrecke Steg—Iſchl—Ebenſee verwendet werden konnte. Erſt hundert Jahre ſpäter, nach dem Jahre 1629, errichtete man auch beim Abfluß der Traun zu Gmunden Seeklauſen, welche Überwaſſer für die Schiffahrt von Gmunden nach Stadl lieferten.

Die an der Traun begründeten Siedlungen ſtehen faſt durchweg mit der Salzerzeugung bzw. Salzverfrachtung im Zuſammenhange.

Von Hallſtatt, dem älteſten Salinenorte, wurde das Salz über den See nach Steg geführt und dort auf kleinere Schiffe umgeladen. Dieſe Traunſchiffe beförderten in gleicher Weiſe von der Saline in Iſchl und von den großen nach dem Jahre 1600 in Ebenſee entſtandenen Sudanlagen das Salz als nacktes Fuder bis Gmunden. Des alten Marktes Laufen wurde bereits gedacht. Mit der Salzverſorgung Böhmens ſteht auch der Ausbau der Sudhäuſer in Ebenſee in Zuſammenhang. Die Sudhäuſer zu Hallſtadt und Iſchl verſchlangen ſoviel Holz, daß man zur Behebung des Holzmangels die neuen Sudpfannen in ein waldreiches Gebiet verlegen mußte. Da im Raume von Langbath—Ebenſee ſehr waldreiche Seitentäler von beiden Seiten her ins Trauntal führten, war hier der von Natur aus geeignetſte

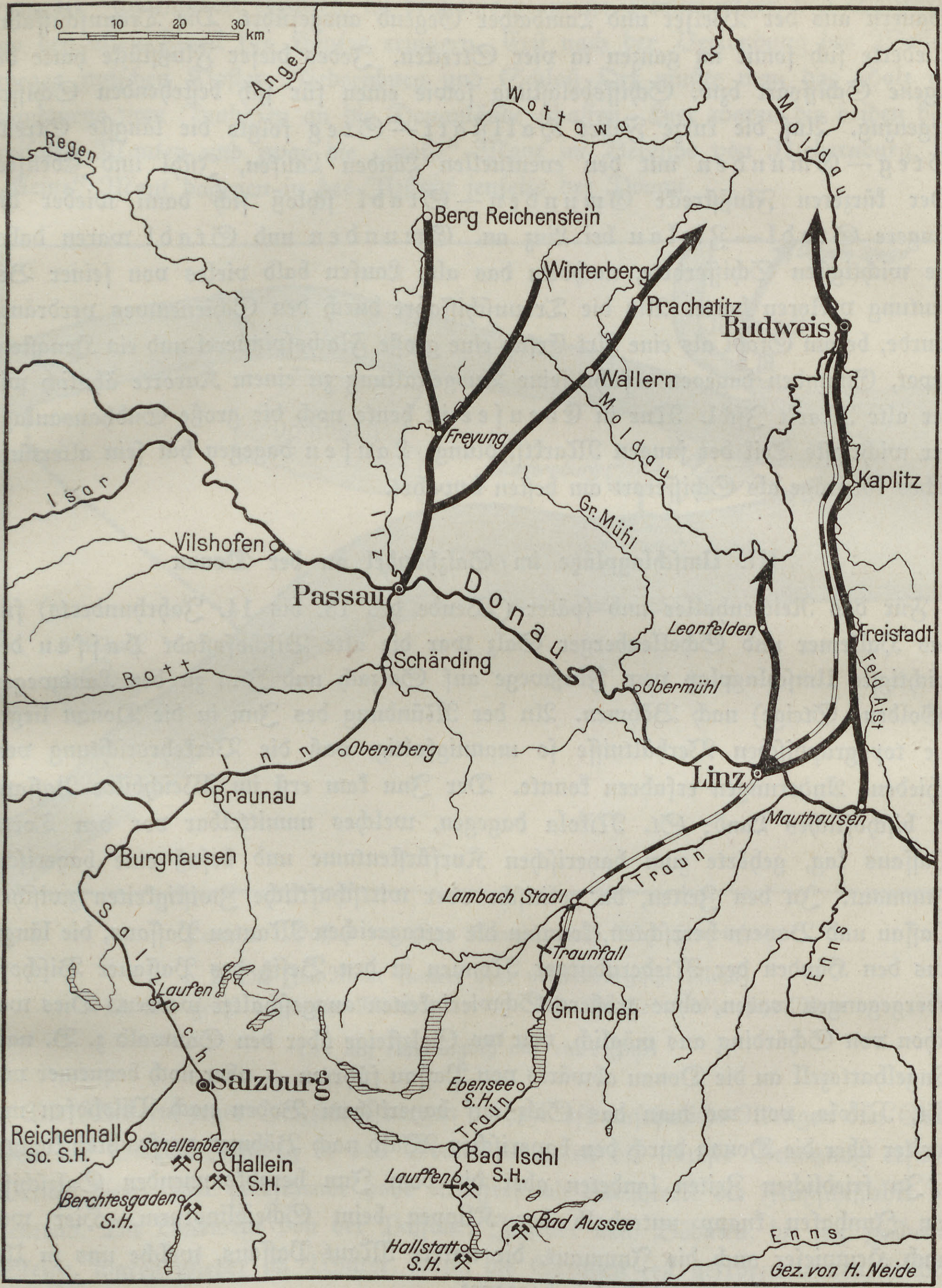
Platz zum Aufbau der größten Sudanlage des Salzkammergutes. Iſchl und Hallſtatt behielten aber bis heute ihre Sudanlagen.

Bereits Kaiſer Maximilian I. leitete den Schiffsgegenzug in die Wege. Doch verſtrich das ganze 16. Jahrhundert, bis der geſamte Gegenzug auf der Traun ſich reibungslos abwickelte. Es galt dabei nämlich nicht nur Treppelwege auszubauen, ſondern es mußten auch verſchiedene Wehren und Fiſchereibehelfe beſeitigt werden. Für die obere Traun wurde der Schiffsgegenzug von Gmunden bis Hallſtatt durch Roßbauern aus der Gegend um Steg am Hallſtätter See beſorgt. Dieſer Gegenzug war auch für die Verſorgung der Salinen- und Holzarbeiter im Iſchllande (insbeſondere für das Gebiet um Hallſtatt) unentbehrlich. Gmunden war ſomit nicht nur der wichtigſte Salzſtapelort, ſondern auch der Platz, von dem aus Getreide und Vieh ins obere Traungebiet verfrachtet wurden.

Von Gmunden ſchlug das Salz bereits vielfach den Landweg ein. Nach der Errichtung des Kanals am Traunfalle wurde das meiſte Salz am Flußwege weiter befördert. Dies geſchah aber nicht mehr in offenem Zuſtande als nacktes Fuder, ſondern in der Holzverpackung von kleineren Küfeln und großen Kufen.

Während die Traun flußaufwärts von Gmunden als die „obere" Traun bezeichnet wurde, gliederte man die „untere" Traun abwärts Gmunden in die „innere" und „äußere" Traun. Dieſe Teilung war urſprünglich durch das große Schiffahrtshindernis des Traunfalles bedingt. Aber der Salzſtapel und Umſchlagplatz Stadl bei Lambach behielt ſeine Bedeutung auch noch bei, als für die Salzverfrachtung der Flußweg an die Stelle des Landweges Gmunden—Stadl getreten war. Die „innere" Traun floß durch ein engeres Quertal und hatte ein tieferes Flußbett, weshalb hier Schiffe mit größerem Tiefgange fahren konnten. Auf dieſer Fahrt konnte auch das Überwaſſer, welches durch die Traunſeeſchleuſen angeſammelt wurde, voll ausgenützt werden. Schwierig war auf der Strecke Stadl—Gmunden nur der Schiffsgegenzug. Er lag in den Händen von Bauern, welche im Gebiete um den Traunfall ihre Heimat hatten und deshalb Fallbauern genannt wurden.

Flußabwärts von Stadl herrſchten andere Waſſerverhältniſſe. Die Ager- und Almmündung brachten zwar eine Vergrößerung der Traun. Doch beſaß die „äußere" Traun ein viel breiteres Bett und hatte außerdem eine ſtärkere Schotterführung. So waren hier auch die Traunſeeſchleuſen unwirkſam. Aus dieſen Gründen konnten nur leicht beladene Salzſchiffe ihre Fahrt ohne Unterbrechung in Stadl fortſetzen. Im allgemeinen benutzte man von Stadl bis zur Mündung der Traun in die Donau bei Zizlau breitere Schiffe mit geringerem Tiefgang. So blieb auch Stadl ein von Natur aus vorgezeichneter Landeplatz. Der Stadlſchreiber, welcher den regen Schiffsbetrieb in Stadl zu regeln hatte, wurde vom Stifte Lambach im Einverſtändnis mit dem kaiſerlichen Salzamtmanne zu Gmunden angeſtellt. Die dem Stifte Lambach von altersher gebührende Umlage auf das durchgeführte Salz wurde in Stadl eingehoben. Die Höhe dieſer Mautgebühr brachte des öfteren Konflikte zwiſchen den kaiſerlichen Beamten und dem Abt des Stiftes zum Aus-


0 10 20 30 km
Angel
Regen
Wottawa
Moldau
Berg Reichenstein
Winterberg
Prachatitz
Budweis
Wallern
Moldau
Freyung
Kaplitz
Isar
Gr. Mühl
Ilz
Vilshofen
Passau
Donau
Leonfelden
Freistadt
Schärding
Rott
Obermühl
Feld Aist
Inn
Obernberg
Linz
Braunau
Mauthausen
Burghausen
Traun
Lambach Stadl
Salzach
Traunfall
Laufen
Gmunden
Enns
Salzburg
Ebensee S.H.
Traun
Reichenhall So. S.H.
Schellenberg
Hallein S.H.
Bad Ischl S.H.
Lauffen
Berchtesgaden S.H.
Bad Aussee
Hallstatt S.H.
Enns
Gez. von H. Neide

Karte 1. Salzorte und Salzſtraßen

⚒ Salzbergwerk So. Salzquellen S. H. Sudhäuſer

Bei den Landwegen von Paſſau und Linz ſind nur die wichtigſten Säumerſtraßen gezeichnet. Es gab noch eine Reihe meiſtenteils verbotener Pfade.

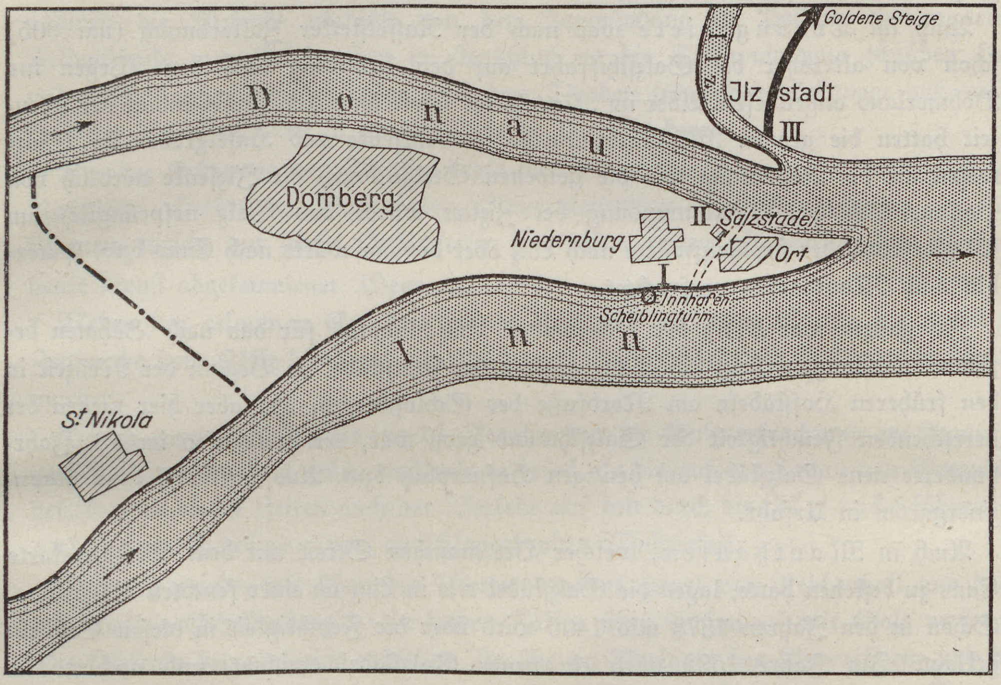
bruche. Der Schiffsgegenzug zwiſchen Stadl und Zizlau bei Linz wurde von Bauern aus der Welſer und Lambacher Gegend ausgeführt. Die Traunſchiffahrt gliederte ſich ſomit im ganzen in vier Strecken. Jedes dieſer Flußſtücke hatte die eigene Schiffsart bzw. Schiffsbelaſtung ſowie einen für ſich beſtehenden Schiffsgegenzug. Auf die kurze Fahrt Hallſtatt—Steg folgte die längſte Strecke Steg—Gmunden mit den eventuellen Länden Laufen, Iſchl und Ebenſee. Der kürzeren Flußſtrecke Gmunden—Stadl ſchloß ſich dann wieder die längere Stadl—Zizlau bei Linz an. Gmunden und Stadl waren dabei die wichtigſten Schifferorte, nachdem das alte Laufen bald vieles von ſeiner Bedeutung verloren hatte. Als die Traunſchiffahrt durch den Schienenweg verdrängt wurde, bekam Stadl als eine Art Erſatz eine große Flachsſpinnerei und ein Hengſtendepot, Gmunden dagegen erfuhr ſeine Ausgeſtaltung zu einem Kurorte ähnlich wie der alte Markt Iſchl. Nur in Ebenſee iſt heute noch die große Sudhausanlage der wichtigſte Teil der jungen Marktſiedlung. Laufen dagegen hat ſein altertümliches Gepräge als Schifferort am beſten bewahrt.

III. Umſchlagplätze im Salzhandel an der Donau

Für das Reichenhaller und ſpäter (Wende des 13. bis 14. Jahrhunderts) für das Halleiner und Schellenberger Salz war die alte Biſchofsſtadt Paſſau der wichtigſte Umſchlagplatz vom Flußwege auf Salzach und Inn zu den Landwegen (Goldene Steige) nach Böhmen. An der Mündung des Inn in die Donau liegen die topographiſchen Verhältniſſe ſo mannigfaltig, daß die Verkehrsrichtung verſchiedene Änderungen erfahren konnte. Der Inn kam erſt im Weichbilde Paſſaus in biſchöfliches Land; St. Nikola dagegen, welches unmittelbar vor den Toren Paſſaus lag, gehörte zum bayeriſchen Kurfürſtentume und beſaß eine bayeriſche Innmaut. In den Zeiten, da politiſche oder wirtſchaftliche Zwiſtigkeiten zwiſchen Paſſau und Bayern herrſchten, konnten die ertragreichen Mauten Paſſaus, die längſt aus den Händen der Niedernburger Nonnen in den Beſitz des Paſſauer Biſchofs übergegangen waren, ohne größere Schwierigkeiten ausgeſchaltet werden. Dies war ſchon von Schärding aus möglich, von wo Salzſteige über den Sauwald z. B. nach Engelhartszell an die Donau abwärts von Paſſau führten — aber noch bequemer von St. Nikola, von wo man das Salz auf bayeriſchem Boden nach Vilshofen und weiter über die Donau durch den bayeriſchen Wald nach Böhmen verfrachten konnte.

In friedlichen Zeiten landeten aber die vom Inn herabkommenden Salzſchiffe am Innhafen knapp unterhalb der Klippen beim Scheiblingturm. Hier war nach Heuwieſer auch die Innmaut, die untere Maut Paſſaus, welche uns in Urkunden als muta aquae inferior begegnet.

Urſprünglich bildete „Ort" nicht wie heute eine Halbinſelſpitze zwiſchen Donau und Inn, ſondern das Schloß Ort lag auf einer Felſeninſel im Mündungsbereiche. So konnte das Salz von der Innmaut am Scheiblingsturm am Waſſer an die Donaulände im Bereich von Niedernburg befördert werden. Hier ſtanden die Salzſtädel knapp am Donauufer. Von ihnen hat ſich bis heute ein hohes Gebäude aus dem 16. Jahrhundert erhalten, an dem uns plaſtiſche Darſtellungen von Salzkufen an den alten Zweck des Hauſes erinnern. Erſt nach der Verlandung des Waſſerweges zwiſchen Kloſter Niedernburg und Schloß Ort mußte man das Salz am Landwege vom Innhafen an die Donaulände ſchaffen. Hier waren die beiden böhmiſchen Mauten und zwar die „große" Maut im Bereiche von Niedernburg, die „kleine" Maut dagegen in der Ilzſtadt jenſeits der Donau.



Karte 2. Paſſau und ſeine Mauten (nach Max Heuwieſer)

I. Die Inn-Maut (untere oder niedernburgiſche Maut)

II. Die große böhmiſche Maut III. Die kleine böhmiſche Maut

Ort lag urſprünglich auf einer Inſel

Die Niedernburger Salzſtädel bargen deshalb oft anſehnliche Mengen von Salz, weil der Salzach-Innweg in den Sommermonaten die ſtärkſte Benutzung erfuhr. Der in dieſer Zeit herrſchende hohe Waſſerſtand erleichterte die Flußſchiffahrt bedeutend. Die Landwege von der Paſſauer Ilzſtadt nach Böhmen, die ſog. goldenen Steige, waren wieder im Winter, wenn die Straßen feſt gefroren waren, leichter gangbar.

Urſprünglich kamen die Säumer mit Getreide, Häuten uſw. von Böhmen in die Paſſauer Ilzſtadt. Dort ſtellten ſie ihre Pferde in den für dieſe Zwecke errichteten großen Stallungen ein und zahlten dafür die kleine Maut. Die große Maut hatten ſie dagegen zu entrichten, wenn ſie das gewünſchte Salz in den Salzſtädeln zu Niedernburg jenſeits der Donau abholten.

Schon im ausgehenden Mittelalter ſäumten aber nicht nur böhmiſche Säumer, ſondern auch bayeriſchen Untertanen wurde dieſes Recht zuerkannt. Vorerſt bekamen nur die Bewohner von vier Orten am goldenen Steige dieſe Erlaubnis, ſpäter aber wurde eine ſolche auch für eine Reihe anderer bayeriſcher Orte erteilt. Zumal im 16. Jahrhundert ſtand das ganze Säumerweſen zwiſchen Paſſau und Böhmen in großer Blüte.

Auch im Traungebiete war nach der Raffelſtetter Zollordnung (um 905) ſchon von altersher die Salzſchiffahrt auf den Umſchlag nach den Wegen ins Böhmerland angewieſen. Aber im Mittelalter ſowie im erſten Jahrhundert der Neuzeit hatten die großen Mühlviertlerwege Feldaiſtſenke und Haſelgraben im Salzweſen nie die Bedeutung wie die goldenen Steige durch die Ilzſenke nördlich von Paſſau. Von der Traunmündung bei Zizlau wurde das Salz urſprünglich am Waſſer entweder ſtromaufwärts nach Linz oder donauabwärts nach Enns bzw. ſpäterhin nach Mauthauſen verfrachtet.

Im ganzen war Linz der bedeutendſte Umſchlagplatz für das nach Böhmen beſtimmte Traungauerſalz. Linz hatte ſeine alten Salzſtädel zu Beginn der Neuzeit in den früheren Hofſtädeln am Nordfuße des Schloßberges. Da aber hier wegen der herrſchenden Feuchtigkeit der Salzſchwund groß war, errichtete man im 18. Jahrhunderte neue Salzſtädel am heutigen Hafnerplatz bzw. Ausſchiffſtädel beim Kapuzinergarten in Urfahr.

Auch in Mauthauſen, welcher Ort manchen Streit mit dem Salzſtapelorte Enns zu beſtehen hatte, lagen die Salzſtädel wie in Linz an einer feuchten Berglehne. Schon in den Jahren 1378 und 1406 wird über die Feuchtigkeit in dieſen Städeln geklagt. Im Jahre 1592 wird ein neuer Salzſtadel errichtet, und nachdem im Jahre 1622 Mauthauſen zu einer Hauptniederlage im Salzhandel beſtimmt wurde, erhielt es im Jahre 1633 ein weiteres Kufenmagazin.

Der Aufſchwung in Ebenſee und in Mauthauſen gibt uns ſomit deutliche Hinweiſe auf die Zunahme der Salzverfrachtung aus dem Salzkammergut nach Böhmen.

Beachtung verdient auch das Salzmagazin von Obermühl zwiſchen Linz und Paſſau. Von hier aus wurde urſprünglich Halleiner Salz durch die Mühlſenke nach Böhmen befördert. Als aber um die Mitte des 18. Jahrhunderts die Zufuhr von ſalzburgiſchem Salze über Paſſau her längſt verboten war, hören wir, daß auch Gmundener Salz über Linz zu Schiff nach Obermühl geführt wurde. Damals befanden ſich die Straßen durch die Feldaiſtſenke und durch den Haſelgraben eine Zeitlang in einem ſo ſchlechten Zuſtande, daß man die Straße durch die Mühlſenke ausgiebiger benützte. So können wir die Bedeutung der Donauorte zwiſchen Regensburg und Enns für die Salzbeförderung aus den Alpen nach Böhmen durch die Feſtſtellung erſchließen, daß faſt jede der Städte bzw. auch viele Märkte Anteil an den reichen Erträgniſſen des Salzhandels hatten. An der erſten Stelle ſtand dabei wohl Paſſau, dann folgten Linz und Mauthauſen, zeitweiſe waren aber auch Vilshofen, Engelhartszell und Obermühl daran beteiligt.

IV. Landwege für das Salzweſen im Norden der Donau

Die Saumpfade und Salzſtraßen, welche nördlich der Donau nach Böhmen führten, mußten natürlich mit den Flußwegen, welche das Salz aus den Alpen durchs Alpenvorland auf Schiffen trugen, in möglichſt enger Verbindung ſtehen. So nahmen die Ilzſenke nördlich von der Innmündung in Paſſau, des weiteren Feldaiſtſenke und Haſelgraben im Anſchluß an die Traunmündung zwiſchen Linz und Mauthauſen die wichtigſten nach dem Norden führenden Salzwege auf, während die Mühlſenke erſt in zweiter Linie in Betracht kam.

Vor der Erbauung der Straßen legte man längs der Saumpfade und Salzſteige Raſtplätze, Herbergen, Viehtränken, Röhrenleitungen oder Brunnen an — und Namen, welche auf derlei Örtlichkeiten hinweiſen, zeigen oft deutlich den Verlauf heute längſt abgekommener Wege an.

Neben den erlaubten Straßen gab es aber auch verbotene Steige, die zumal in Zeiten, da hohe Zölle die Preiſe verſchiedener „Salze" ſtark beeinflußten, rege benutzt wurden.

Da im ganzen geſehen bis ins 16. Jahrhundert die Salzverfrachtung am Innwege nach Paſſau einen viel größeren Umfang beſaß als die auf der Traun von Gmunden her, war in dieſen Zeiten auch der Verkehr auf den durch die Ilzſenke führenden goldenen Steigen von ausſchlaggebender Wichtigkeit.

Böhmen wurde, wie ſchon des öfteren erwähnt, zuerſt von Reichenhall und dann von Hallein-Schellenberg — in beiden Fällen über Paſſau — mit Salz verſorgt. Die Ilzſenke bedeutet eine mächtige Breſche im Verlaufe des Bayeriſchen- und des Böhmerwaldes. Einerſeits wird dieſe große waldärmere Naturpforte vom Sonnenwald und vom Luſenſtock, andererſeits vom Paſſauerwald und vom Dreiſeſſelberg-Plöckenſteinrücken überragt.

Der älteſte goldene Steig, der von Paſſau nach Prachatitz und von dort weiter ins Innere Böhmens und nach Prag führte, ſchlug keinesfalls eine Route ein, die uns heute als die bequemſte erſcheinen könnte. Er vermied vielmehr die Täler und Becken mit ihren dichten Wäldern und vermoorten Böden und führte des öfteren auf ſteilen Rücken, die auch ſchon etwas zeitiger im Frühjahre ſchneefrei wurden. Dieſer Prachatitzer Steig, der von Paſſau über Salzweg, Straßkirchen in den Raum von Waldkirchen und weiterhin über Greinet, ferner über die ſpäter entſtandenen Orte Leopoldsreit und Biſchofsreit nach Böhmiſch-Röhren, Wallern und Prachatitz führte, wird heute viel bequemer weiter öſtlich von einer Eiſenbahnlinie, dagegen weſtlich von der Reichsſtraße Paſſau—Kuſchwarda umgangen.

Auf der Paſſauer Seite fielen die Einkünfte vom goldenen Steige dem Nonnenſtifte zu Niedernburg und erſt ſpäter den Paſſauer Biſchöfen zu, auf der böhmiſchen

Seite dagegen hatten die Prager Landesfürſten die Mautrechte an das Kloſter Wyſchehrad in Prag geſchenkt.

Prachatitz war als Ausgangsort des goldenen Steiges von Böhmen her ſchon lange beſiedelt, Wallern dagegen entſtand als ausgeſprochener Säumerort erſt um die Wende des 13./14. Jahrhunderts.

Nach Kubitſchek entſtammten die Wallerer zur Hauptſache den bayeriſchen Landen, kamen alſo auf den Saumpfaden vom Süden her in die großen Waldgebiete. Es wird das pferdereiche Gebiet ſüdlich von Paſſau, der alte Rottachgau, Säumer und Roder geſtellt haben. Wahrſcheinlich erfolgte der Zuzug der Waldleute ſchritt- bzw. ſtaffelweiſe vom Süden her über die Gebiete von Waldkirchen und Freyung. In Wallern fallen noch heute die Holzhäuſer auf, die in ihrer Bauweiſe völlig den Blockbauten im Bayeriſchen Walde, aber auch denen im Rottale und im nördlichen Salzburgerlande gleichen. Hier wie dort entwachſen dem Boden wuchtig breitgelagerte Blockhäuſer, welche von flachen, faſt ebenen Legſchindeldächern geſchützt werden. Die auf den Pfetten in der Sparrenrichtung liegenden Hölzer werden im böhmiſchen wie im ſalzburgiſchen als „Rofen" und die ſchweren Steinblöcke, welche die Schindeln niederdrücken als „bayeriſche Schindelnägel" bezeichnet. Dieſe Dach- bzw. Hausform beherrſcht heute noch geſchloſſen einige Teile Wallerns, ſo die Säumerſtraße, die beiden Bachzeilen und das Viertel am Weiger. Bis zum Jahre 1863 war beinahe ganz Wallern aus derartigen Holzhäuſern aufgebaut. Erſt der große Brand dieſes Jahres gab den gemauerten Häuſern einen weiten Vorſprung. Die geſchloſſene alte Bauart, wie ſie in Wallern vordem herrſchte, findet ſich noch in einigen Grenzdörfern, ſo in Biſchofsreut, vor allem aber in Leopoldsreut. Im übrigen beobachtet man Bauernhäuſer dieſer Holzbauweiſe im Bereiche der geſamten Ilzſenke insbeſondere um Waldkirchen und Freyung.

An die oberbayeriſchen und Salzburger Lande erinnern weiterhin auch die zahlreichen kleinen Heuſtädel, welche in der Umgebung von Wallern zu Hunderten über das wieſenreiche Land verſtreut ſind. Auch die äußeren „Gänge" im oberen Stockwerke gleichen in Wallern vielfach den ferneren Nachbarn in den Alpen.

In ſeinem Büchlein: „Wallern und die Wallerer" bringt R. Kubitſchek noch weitere Hinweiſe, welche eine Einwanderung der Wallerer aus dem angrenzenden Bayern wahrſcheinlich machen. So deuten die dumpfen Zwielaute in der Mundart auf Beziehungen zum Rottale im Niederbayeriſchen hin. Auch in ihrer Tracht knüpfen die Frauen der Wallerer ihre Kopftücher ganz nach bayeriſcher Art mit dem Zipfe. In der Vergangenheit waren ſogar Goldhauben gebräuchlich. Hüben und drüben vom Böhmerwald herrſchen auch die gleichen Weihnachtsbräuche (foaſte Rauchnacht) Spinnſtubenbräuche (Rockaroas) uſw. Merkwürdigerweiſe findet ſich auch der Familienname Pinzker (=Pinzgauer) zu Wallern immer noch bei 16 Häuſern.

Außer dem alten goldenen Steige zwiſchen Paſſau und Prachatitz erſtanden aber an der Wende von Mittelalter und Neuzeit mehrere Nachbarſteige, welche den Hauptverkehr zwar nur teilweiſe auf Nebenwege ablenkten. So wurde unter Karl IV. aus dem Hauſe Luxemberg Bergreichenſtein mit Paſſau über Freyung, Kreuzberg, Maut und die „Gefilde“ verbunden. Weiter wurde im Jahre 1502 von Freyung ein neuer goldener Steig über Kuſchwarda nach Winterberg angelegt. In der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts ſtand der Salzhandel über die vier goldenen Steige, welche von Paſſau nach Prachatitz bzw. nach Bergreichenſtein, Winterberg und Schüttenhofen führten, in voller Blüte. In die Verteilung der Salztransporte gibt uns ein Bericht aus dem Jahre 1561, der an Kaiſer Ferdinand von Öſterreich gerichtet war, guten Einblick. In den 3 Jahren (1558—1560) gingen von Prachatitz 121 648 Scheiben Salz, von Winterberg 47 698 Scheiben, von Bergreichenſtein 28 783 Scheiben und von Schüttenhofen nur 3880 Scheiben ins Innere Böhmens. Da die Länder der böhmiſchen Krone ſchon im Jahre 1526 an Öſterreich gefallen waren, beherrſchte die Habsburger ſchon unter Kaiſer Ferdinand I. das Beſtreben, das Salz, das vom Innwege über Paſſau her kam, von Böhmen möglichſt abzuhalten. Dabei entſtand ein zähes Ringen zwiſchen dem öſterreichiſchen Landesherrn einerſeits und Salzburg, Bayern und Paſſau andererſeits. Erſt nach mehr als 100 Jahren hatte man das fremde Salz aus Böhmen ziemlich verdrängt.

Zahlen beweiſen, daß dieſem Kampfe nur ſchrittweiſe Erfolg zuteil wurde. So kamen in der Zeit von 1571—1574 jährlich erſt 10 000 Kufen Gmundnerſalz nach Böhmen, im Jahre 1591 ſchon 36 000 Kufen, dagegen immer noch 25 000 Kufen Halleiner Salz.

Da im 16. Jahrhundert nicht nur in Linz, ſondern auch in Freiſtadt Halleiner Salz gehandelt wurde, ſperrte man zunächſt Feldaiſtſenke und Haſelgraben für „fremdes“ Salz. Ähnliche Maßnahmen waren für das obere Mühlviertel viel ſchwieriger zu verhängen, da Paſſau um Velden einen anſehnlichen Beſitz innehatte.

Erſt mit der Eröffnung des Iſchler Salzberges (1563), vor allem aber mit der Erbauung der großen Sudanlagen zu Ebenſee (1606), bekam man genügend Salz, um mit einheimiſchem Gmundener Salz die böhmiſchen Lande zu beliefern. Nach Rückſchlägen im Dreißigjährigen Kriege finden wir im Jahre 1659 in Prachatitz und in Schüttenhofen neben den Paſſauer Legſtätten auch ſolche für das Gmundener Salz. Des weiteren errichtete man aber ſolche auch in Klattau, Pilſen und Saaz. In den Jahren zwiſchen 1661 und 1699 ſtieg die Menge des von Linz und Mauthauſen nach Böhmen verfrachteten Gmundener Salzes von 50 000 auf 120 000 Kufen.

Das Zollpatent Kaiſer Leopolds I. vom Jahre 1672 legte übrigens den Salzhandel auf den goldenen Steigen bald vollſtändig lahm, durfte doch fremdes Salz nicht mehr über die Moldau gebracht werden. Die Säumerwege begegnen uns in den Jahren 1727 bis 1736 unter dem Namen „Glasſtraßen“, und bald verſchwinden ſie überhaupt vielfach als durchgängige Wege. Oft lebt nur mehr der Name „Säumergraben“ weiter.

Die heutige Hauptſtraße Paſſau—Freyung—Kuſchwarda wurde erſt im Jahre 1755 vollendet, und auf ihr vollzog ſich dann der wirtſchaftlichen Zeitlage entſprechend der Glas-, Vieh- und vor allem der Holzhandel. Was den goldenen Steigen genommen wurde, fiel im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert vielfach an den Haſelgraben, aber vor allem an die Feldaiſtſenke. Auf dieſen Straßen wurden neben dem Salze auch vielerlei andere Produkte befördert. So hatten ſie ſchon vor der großen Zufuhr des Gmundener Salzes ihren regen Verkehr und waren niemals auf eine Warengattung allein angewieſen.

Immerhin verdankte gerade Freiſtadt ebenſo wie Budweis der Salzverfrachtung viel von ſeiner Blüte. Freilich ſah auch hier der Salzhandel vielfache Schwankungen ſeines Umfanges.

In Freiſtadt führte die alte Burg den Namen Salzhof, und die Bezeichnung Salzſtraße erinnert uns noch an die vielfachen Privilegien, welche Freiſtadt als Legeſtätte im Salzhandel immer wieder von neuem beſtätigt erhielt. Die vielen gegen Leonfelden gerichteten Verbote, die ſich häufig wiederholen, beweiſen aber eindeutig, daß auch der Haſelgraben eine weſentliche Rolle im Salzhandel ſpielte.

Zur Alleinherrſchaft kam aber die Salzverfrachtung durch die Feldaiſtſenke erſt im 19. Jahrhundert. Man hegte zwar ſchon längere Zeit die Abſicht, die Moldau mit der Donau durch einen Kanal zu verbinden. Die Pläne erwieſen ſich aber als undurchführbar, und ſo ſtrebte R. v. Gerſtner die Errichtung eines Schienenweges zwiſchen Budweis und Mauthauſen an. Von Budweis abwärts war die Moldau ſchon des öfteren für den Schiffsverkehr ausgebaut worden. Mit dem Bahnbau wurde ebenfalls in Budweis begonnen und die Richtung in das Becken von Freiſtadt eingeſchlagen. Man kam aber ſchließlich davon ab, den Schienenweg nach Mauthauſen zu leiten, ſondern führte ihn durch das Gallneukirchener Becken nach Linz. Im Jahre 1832 wurde die Strecke Linz—Budweis eröffnet und die neue Pferdeeiſenbahn zog den geſamten Salzhandel nach Böhmen an ſich. Gar bald drohte aber auch der Traunſchiffahrt von Gmunden abwärts ihr Ende, denn im Jahre 1836 wurde bereits die Pferdeeiſenbahn Gmunden—Lambach—Linz dem Verkehr übergeben.

Mit dem Bau der großen Eiſenbahnen und der Einführung der Dampfmaſchine um die Mitte des 19. Jahrhunderts weicht der Salzverkehr nicht allein von den Landſtraßen, ſondern es verödet auch die jahrhundertealte Salzſchiffahrt auf Traun, Salzach, Inn und Donau.

Wenn wir heute längs Salzach, Inn und Traun wandern, dann bringen uns die Siedlungsbilder von Städten und Märkten noch eine lange Reihe von Erinnerungen aus den Jahrhunderten, in denen eine rege Schiffahrt den Fluß belebte. Dabei hatte zu allen Zeiten die Salzverfrachtung eine tonangebende Bedeutung. Aber vielfach ähnliche Siedlungs- und insbeſondere Hausformen begleiten uns auch durch die Pforten, welche in die böhmiſchen Lande führen.

Wallern iſt vielleicht als ganzes das ſchönſte Beiſpiel für die ſiedlungsgeſtaltende Kraft des Säumerweſens. Doch auch die anderen Legeſtätten für das Salz, ſo vor allem Prachatitz, Winterberg, Bergreichenſtein, aber auch Budweis, Krumau und

Kaplitz zogen zeitweiſe aus der Salzverfrachtung und dem Salzhandel großen Gewinn.

Mit den Säumern kamen Menſchen, welche neben den Baugewohnheiten auch vielfach Sitte und Brauchtum aus den Alpengebieten und Donauebenen nach Böhmen, insbeſondere nach Südböhmen verpflanzten. So verkünden Menſchen und Baudenkmäler noch immer von den alten kulturellen Beziehungen, die die Deutſchen hüben und drüben des Böhmerwaldes unlösbar miteinander verbinden.

Schrifttum

Birkner, Ur- und Vorzeit Bayerns, 1936.
Gentner, Topographiſche Geſchichte der Stadt Laufen, 1863.
Haſſinger, Die Tſchechoſlowakei, 1925.
Heuwieſer, Die ſtadtrechtliche Entwicklung der Stadt Paſſau, 1910.
Krakowizer, Geſchichte der Stadt Gmunden 3. Bd., 1898.
Kriechbaum, Die Inn-Salzachſtädte, 1924.
Kubitſchek, Wallern und die Wallerer, 1921.
Leythäuſer, Die goldenen Steige im ehemaligen Fürſtbistum Paſſau, 1907.
Loehr, Beiträge zur Geſchichte des mittelalterlichen Donauhandels, 1916.
Morton, Wirtſchaftsraum Hallſtatt, 1934.
Müller, Das Land der Abtei im alten Fürſtentum Paſſau, 1924.
Muggenthaler, Die Beſiedlung des Böhmerwaldes, 1929.
Schraml, Das oberöſterreichiſche Salinenweſen, 3. Bd., 1932—1937.
Spengler, Führer durch die Salzburger Alpen, 1929.
Spindler, Die Anfänge des bayeriſchen Landesfürſtentums, 1937.
Srbik, Studien zur Geſchichte des öſterreichiſchen Salzweſens, 1917.
Strauß, Das Mühlviertel, 1935.
Willvonſeder, Oberöſterreich in der Urzeit, 1933.
Zycha, Aus dem alten Reichenhall, 1914.

Bergland, Innsbruck.
Das Bayerland, München.
Heimatgaue, Linz.
Heimatland, Linz.
Jahrbuch des Oberöſterreichiſchen Muſealvereins, Linz.
Mitteilungen der Geſellſchaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg.
Monatsſchrift für die oſtbaieriſchen Grenzmarken, Paſſau.
Oberbayeriſches Archiv, München.
Süddeutſche Kunſtbücher, Augsburg.
Verhandlungen des Hiſtoriſchen Vereins für Niederbayern, Landshut.

Die volkskundliche Forſchung in der Tſchechoſlowakei

Von Guſtav Jungbauer, Prag

Gegenüber der Volkskunde im binnendeutſchen Raum des Deutſchen Reiches nimmt die deutſche Volksforſchung in der Tſchechoſlowakei eine Sonderſtellung ein. Sie iſt eine Grenzland- und Sprachinſelvolkskunde, ſie hat eine Volksgruppe zu erforſchen, die in einem fremdvolklichen Staat lebt. Sie muß daher auf Dinge eingehen und Umſtände berückſichtigen, die dem Binnendeutſchen zuweilen fremd oder unverſtändlich ſind. Sie hat z. B. das, was man im Deutſchen Reiche erſt ſeit wenigen Jahren als wichtige Forderung vertritt, ſeit ihren Anfängen als ſelbſtverſtändlich angeſehen und getan: An die wiſſenſchaftliche Volkskunde hat ſich ſtets die Volkstumskunde in dem Sinne der praktiſchen Verwertung des Stoffes zugunſten des Volkstums und der Deutſcherhaltung gefährdeter Volksgenoſſen angeſchloſſen. Neben ihrer wiſſenſchaftlichen Tätigkeit haben die volkskundlichen Arbeiter in der Tſchechoſlowakei ſtets auch bei den Schutzvereinen und volkskulturellen Verbänden und Einrichtungen mitgewirkt. Das wurde in jüngſter Zeit auch von ſeiten des mächtigſten Schutzvereines, des Deutſchen Kulturverbandes, anerkannt, der neben anderen Jahrespreiſen auch einen für Leiſtungen auf dem Gebiete der wiſſenſchaftlichen Volkskunde geſtiftet hat.

Raſſekundliche Arbeiten wie die von Frhr. E. von Eickſtedt für Schleſien[1] ſtehen in den Sudetenländern noch aus; der raſſekundlichen Forſchung harrt noch ein weites Arbeitsfeld, und bis der Raſſeforſcher geſprochen hat, gilt es, in der volkskundlichen Deutung Vorſicht zu üben. Bei aller gebotenen Rückſicht haben jedoch ſudetendeutſche Forſcher die Frage nach den formbildenden Kräften der raſſiſch-gebundenen Daſeinsgemeinſchaft in den Mittelpunkt ihrer Forſchungen geſtellt, ſo Br. Schier[2] und J. Hanika[3], die in ihren Erkenntniſſen nicht allein für die Volkskundeforſchung ihrer ſudetendeutſchen Heimat fruchtbaren Fortſchritt bedeuten, ſondern der deutſchen Volkskundeforſchung in ihrer Geſamtheit Anregung gaben. Bedeutſam ſind ihre Arbeiten aber auch deshalb, weil ſie zugleich die ſudetendeutſche Volkskunde in die Erlebnis- und Geſtaltungsfülle des ganzen deutſchen Volkes hineinſtellen.

Die Stammeszugehörigkeit und Siedlungslage der Deutſchen in der Tſchechoſlowakei, denen nicht ſelten die räumliche Verbindung mit- und zueinander fehlt, iſt in ihrer Bedeutung vielfach gewürdigt worden, wie ſie nicht ſelten die räumliche Abſteckung der Forſchung beſtimmte. So mußte ſich gar oft die Arbeit, die innerhalb der einzelnen Stammesanteile — der Mittelbaiern im Böhmerwald und Südmähren, der Nordbaiern und Oſtfranken im Egerland, der Oberſachſen im Erzgebirge und der Schleſier in Nordböhmen, Nordmähren und in Sudetenſchleſien — zu leiſten war, auf dieſe Stammesteile beſchränken und führte naturgemäß meiſt dazu, daß man eher die ſtammverwandte Bevölkerung jenſeits der Staatsgrenze in den Kreis der Betrachtung einbezog als die Volksgenoſſen anderer Stammesabkunft im gleichen Staate. So pflegen volkskundliche Arbeiten im Böhmerwalde und in Südböhmen das angrenzende Bayern und Öſterreich mit ihrem Schrifttum zu berückſichtigen. Derſelbe Vorgang vollzieht ſich zuweilen auch umgekehrt. So hat z. B. R. Kühnau in ſeinen drei Bänden „Schleſiſche Sagen“[4] das ſudetendeutſche Gebiet einbezogen und ihm etwa ein Viertel aller Sagen entnommen.

---

[1] E. v. Eickſtedt, Anlage und Durchführung von raſſenkundlichen Gauunterſuchungen. In: Zur Raſſenkunde II (1935), S. 1—32; derſ., Die raſſiſche Struktur eines deutſchen Gaues. In: Forſchungen und Fortſchritte XII (1936), S. 129—132.

[2] Br. Schier, Hauslandſchaften und Kulturbewegungen im öſtlichen Mitteleuropa, XXI. Band der Beiträge zur ſudetendeutſchen Volkskunde, Reichenberg 1932; vgl. S. 449.

[3] J. Hanika, Sudetendeutſche Volkstrachten. 1. Teil. XXII. Band, 1. Teil der Beiträge zur ſudetendeutſchen Volkskunde, Reichenberg 1937; vgl. S. 449.

Volkskundlich wirkt ſich die Konfeſſion der deutſchen Bevölkerung, ſofern ſie ſich von der des umwohnenden Fremdvolkes abhebt, als Ablehnung des Fremdvölkiſchen volkserhaltend aus. Der Kulturſtand, meiſt im Zuſammenhang mit der Wirtſchaftslage, ſpielt eine wichtige Rolle. Die Längenausdehnung der Tſchechoſlowakei von Aſch in Weſtböhmen bis Jaſina in Karpatenrußland beträgt 950 km. In dieſem langgeſtreckten Staate beſtehen geiſtig-kulturelle Unterſchiede von erheblichem Ausmaße. Neben dieſer Weſt-Oſtachſe kommt aber auch die Nord-Südrichtung, etwa der Unterſchied zwiſchen dem ſchleſiſchen Induſtriegebiet Nordböhmens, Nordmährens und Sudetenſchleſiens und dem Bauernland Südböhmens und Südmährens in Betracht. Aber überall trifft man dieſelbe Erſcheinung, mag man den induſtriell hochentwickelten Weſten oder Norden auf der einen Seite und den mehr bäuerlichen Oſten oder Süden auf der anderen Seite betrachten: Ein Geburtenüberſchuß iſt immer nur bei dem ärmeren Teil der Bevölkerung vorhanden, und in dieſer Hinſicht ſteht der Böhmerwald an erſter Stelle, dem das ebenſo arme Erzgebirge folgt. Früher haben bei dieſer Frage auch die beherrſchenden Großſtädte einen verhängnisvollen Einfluß ausgeübt, vor allem Wien.

Von einem Wiener Kulturraum[5], der ſich auch im ſudetendeutſchen Gebiet ausgewirkt hat, kann man ſeit etwa 150 Jahren ſprechen. Schon vom 18. Jahrhundert an, als Maria Thereſia und Joſef II. die Verwaltung des ſo bunt zuſammengeſetzten Reiches in Wien feſter zu vereinigen und zuſammenzufaſſen ſuchten, war dieſe günſtig gelegene Donauſtadt mächtig emporgewachſen und wurde beſonders ſeit der Mitte des 19. Jahrhunderts ein einflußreicher Kulturmittelpunkt, der bis in die letzten Winkel der öſterreichiſchen Reichshälfte fühlbar war, aber auch darüber hinaus ungariſches Gebiet ergriff. Er ſchloß auch das bis 1805 von vorderöſterreichiſchen Beſitzungen und zur Zeit des deutſchen Bundes, alſo bis 1866, von öſterreichiſchen Garniſonen bis Raſtatt und Frankfurt durchſetzte Süddeutſchland mehr oder minder ein. Um jene Zeit war es bei den ſüdweſtdeutſchen Handwerkern üblich, ein oder das andere Jahr der Geſellenzeit in Wien zu verbringen.

Der Einfluß Wiens war bis zur Errichtung der Tſchechoſlowakiſchen Republik beſonders ſtark in Mähren und Schleſien, dann in Südböhmen und Weſtböhmen und zum Teil auch noch im Erzgebirge, wofür einzelne coupletartige Lieder des volkstümlichen Dichters und Sängers Anton Günther (geſt. am 29. April 1937) der beſte Beweis ſind. Weniger ſtark war er im unmittelbaren Grenzgebiet des mittleren Nordböhmens, das mehr nach Sachſen und beſonders nach Dresden hin eingeſtellt war, und in Nordoſtböhmen. Er äußerte ſich in der Übernahme Wieneriſcher Ausdrücke und Redewendungen, in der verderblichen Überflutung durch Wiener Lieder, in der Bevorzugung der Wiener Muſik, die in Südmähren um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in einzelnen Fällen zum Erſetzen der alten Volksweiſen durch Wiener Walzerweiſen führte, in dem Eindringen großſtädtiſcher Züge in das Volkserzählgut, in das Stoffgebiet des Volksglaubens, des Brauchtums, der Tracht, der Volkskunſt u. a. War dieſer Einfluß im allgemeinen nicht günſtig, ſo daß jetzt, wo er nicht mehr beſteht, ſich vielfach, wie beſonders beim Volkslied Südmährens zu beobachten iſt, wieder das Geſunde und Echte Bahn bricht, ſo hat doch das Sudetendeutſchtum mit Wien und Öſterreich viel verloren. Der Bevölkerungsüberſchuß mancher Gebiete wird nicht mehr aufgenommen, er findet nun in den engen Grenzen der Tſchechoſlowakiſchen Republik ſeinen Abfluß nur ſchwer, erhöht daher die Zahl der Arbeitsloſen und die Wirtſchaftsnot. Die deutſche Großſtadt ging verloren, die beſonders den geiſtig befähigten Sudetendeutſchen ein erfolgreiches Betätigungsfeld geboten hat.

---

[4] Leipzig 1910—1913.

[5] G. Jungbauer, Der Wiener Kulturraum und die Sudetendeutſchen. In: Der Ackermann aus Böhmen (Karlsbad) 2 (1934), S. 112ff.

Das deutſche Gebiet der Tſchechoſlowakei hat keine überragende und dabei räumlich günſtig gelegene Großſtadt. Als Kulturmittelpunkte im kleinen kann man nur die deutſchen Bezirksſtädte namhaft machen. Man hat daher den Sudetendeutſchen eine trübe Zukunft vorausgeſagt und allen Ernſtes gemeint, ſie würden in einen kleinlichen und ungeſunden Provinzialismus verfallen und dadurch kulturell ſchwer geſchädigt werden. Dies iſt bei einer Volksgruppe, die innere Kraft und Zukunftswillen beſitzt, nicht zu befürchten, am wenigſten in einer Zeit, wo der Rundfunk — allen Verboten von Büchern, Zeitſchriften und anderen Bildungsmitteln zum Trotze — die Möglichkeit gewährt, in dauernder Verbindung mit dem geiſtigen Leben und der Entwicklung des eigenen Volkes zu bleiben. Das Bedürfnis nach einer geiſtig führenden Großſtadt iſt aber doch vorhanden und hat ſich in den Nachkriegsjahren bereits deutlich ausgewirkt. Wenn man überprüft, wohin ſich in dieſen Jahren hervorragende Begabungen des Sudetendeutſchtums gewendet haben, ſo ſieht man, daß das Deutſche Reich an die Stelle Öſterreichs getreten iſt. Wien wurde durch Berlin und die reichsdeutſchen Großſtädte nahe der tſchechoſlowakiſchen Staatsgrenze erſetzt. Dieſe Umſtellung kann ſchon von 1919 an beobachtet werden. Was ſie geiſtig, kulturell, aber auch volkskundlich im engeren Sinne für das Sudetendeutſchtum bedeutet, kann man heute noch nicht voll ermeſſen.

Für die Deutſchen im ehemaligen Nordungarn, der heutigen Slowakei und Karpatenrußlands kam der Budapeſter Kulturraum in Betracht, der aber in mancher Hinſicht nur ein Ableger der Wiener Kultur war. Sie haben damit nichts verloren, ſondern mit ihrer Ablöſung von Budapeſt nur gewonnen. Dieſe Stadt war beſonders für die Deutſchen gefährlich, die dort ſtudierten. Sie wurden faſt durchweg madjariſiert, denn der Anſchluß an das Staatsvolk gab beſſere Ausſichten zum Vorwärtskommen, und in der eigenen kleinen Heimat fehlte die Möglichkeit hierzu. Von der Zips abgeſehen beſaß daher auch keine der deutſchen Sprachinſeln Oberungarns eine deutſchbewußte, geiſtig führende Oberſchicht. Mit dem Apponyſchen Schulgeſetz vom Jahre 1907, das die Madjariſierung des ganzen Schulweſens in Ungarn zum Ziele hatte, begann die rückſichtsloſe Ausrottung der deutſchen Sprache und Kultur, ſo daß die Einbeziehung dieſer Gebiete in die Tſchechoſlowakiſche Republik das dortige Deutſchtum vor der Madjariſierung bewahrt hat.

Gerade durch die Erforſchung dieſer Gebiete wurde die ſudetendeutſche Volkskunde veranlaßt, ihre Arbeiten auch auf jene meiſt bäuerlichen Siedlungen im

Auslande auszudehnen, welche von deutſchen Auswanderern aus Böhmen, Mähren, Schleſien und dem ehemaligen Nordungarn begründet wurden. Hier hat die Wiſſenſchaft beſonders günſtigen Boden. Auf dem engen Raume einer kleineren Sprachinſel laſſen ſich die Erſcheinungen leicht erfaſſen und gut überblicken. Bei jungen Sprachinſeln der letzten zwei Jahrhunderte iſt ferner die Herkunft der Siedler genau bekannt. Man kennt die volkskundlichen Verhältniſſe in ihrer Heimat und kann dieſe mit den jetzigen Verhältniſſen in der Sprachinſel vergleichen und ſo die Kräfte und Geſetze aufdecken, die bei der Überlieferung des Volksgutes in Betracht kommen[6].

Dieſe Auswanderer ſtammen meiſt aus den armen Gegenden des Böhmerwaldes und Weſtböhmens mit ihrem großen Bevölkerungsüberſchuß. Bezeichnenderweiſe liefern Gegenden, in welchen das Anerbenrecht herrſcht, viel weniger Auswanderer als Gegenden, wo der Beſitz allen Kindern zu gleichen Teilen zufällt, was zu einer allgemeinen Verarmung zu führen pflegt[7]. Auch im vorigen Jahrhundert war die Auswanderung nach Oſten noch ziemlich ſtark. So beſiedelten im Jahre 1811 Böhmerwäldler Mariahilf bei Kolomea in Galizien, nach 1823 ließen ſich Egerländer im Gebiet um Machliniec in Galizien und nach 1827 Böhmerwäldler im Banat nieder, 1835 vereinigten ſich Böhmerwäldler, verſtärkt durch einzelne Perſonen aus benachbarten bayeriſchen Dörfern, und Egerländer zur Begründung des Ortes Felizienthal in Galizien, wo ſich das dorthin verpflanzte Weihnachtsſpiel des Böhmerwaldes bis heute erhalten hat, von 1836 an zogen viele Familien aus dem Böhmerwald nach der Bukowina, 1862 wanderten Deutſche aus dem böhmiſchen Anteil des Schönhengſtgaues nach Rußland aus und brachten es in ihren Dörfern auf der Halbinſel Krim zu einem blühenden Wohlſtand, dem der Bolſchewismus ein trauriges Ende bereitete, nach 1865 kamen Leute aus dem Böhmerwald, aus der Friedländer und Braunauer Gegend in Nordböhmen und aus Südmähren nach Oberſlawonien uſw. Dabei muß die Forſchung auch Rückwanderungen beachten. So haben Leute aus den deutſchböhmiſchen Siedlungen Machliniec und Felizienthal in Galizien den Ort Michalok in der Slowakei begründet. Dieſe bäuerlichen Siedler des Oſtens haben ihr Deutſchtum bis heute erhalten, während Tauſende von Sudetendeutſchen, die im gleichen Jahrhundert in Länder mit einer entwickelteren Technik und größerer Verdienſtmöglichkeit, z. B. noch Nordamerika, ausgewandert ſind, dem Deutſchtum verlorengegangen ſind und daher auch bei vergleichenden volkskundlichen Unterſuchungen ausſcheiden.

Die vergleichende Volkskunde iſt auf ſudetendeutſchem Boden nicht allein dort am Platze und ergebnisreich, wo man die Erſcheinungen in der alten und neuen Heimat der Oſtſiedler unterſucht, ſondern auch gegenüber den Nachbarvölkern. Der Deutſche war hier der erſte Kulturbringer. Er lebt nun ſchon ſeit Jahrhunderten neben dieſen Völkern, die daher viel von ihm übernommen, aber manches auch gemäß ihrer volklichen Eigenart ſelbſtändig weiter entwickelt haben. Die Erfahrung hat gezeigt, daß an die Sprache gebundenes Volksgut, z. B. Volksdichtungen, ſeltener von Nachbarvölkern entlehnt wird als das ſachliche Volksgut, bei dem das Auge wichtiger iſt als das Ohr und eine Übertragung auch dann möglich iſt, wenn dem einen Volk die Sprache des andern unbekannt iſt. Daſſelbe gilt auch von Bräuchen, ſoweit ſie in Handlungen, Umzügen u. a. beſtehen.

---

[6] Vgl. Hans Schmid, Sprachinſel und Volkstumsentwicklung. Die Wandlung volkskundlichen Beſtandes in der deutſchen Sprachinſel Machliniec in Oſtgalizien. Mit einem Vorwort und Anmerkungen von Dr. G. Jungbauer, Münſter i. W. 1931. — Vgl. auch Franz Böhm, Beitrag zur religiöſen Volkskunde der oſtdeutſchen Sprachinſel. Diſſ. (ungedruckt), Prag 1932.

[7] Vgl. G. Jungbauer, Sprachinſelvolkskunde. In: SudZfVk. 3 (1930), S. 196.

Die vergleichende Betrachtung gibt Gelegenheit, ein gerade für die Grenzland- und Sprachinſelvolkskunde wichtiges Ziel zu erreichen, nämlich die Eigenart der deutſchen Volksgruppe und ſo deutſche Volksart zu erkennen und zu beſtimmen. Zugleich zieht aus dieſer Betrachtungsweiſe das Nachbarvolk Gewinn, weil auch ſeine Eigenart klar und deutlich erſcheint. Ein Vergleich zwiſchen dem ſudetendeutſchen und tſchechiſchen Hochzeitsbrauch hatte z. B. unter anderem das Ergebnis, daß der Tſcheche viel mehr am Äußerlichen, an der Form, am Zeremoniell und an der Etikette hängt als der Deutſche[8].

Die Geſchichte der deutſchen Volksforſchung in der Tſchechoſlowakei beweiſt, daß ſich keine Wiſſenſchaft entwickeln kann, wenn ſie bloß als Anhängſel zu einer anderen Wiſſenſchaft betrieben wird und daher ohne ſelbſtändige Einrichtungen und Arbeitsſtellen iſt. Wo eine volkskundliche Anſtalt mit Bücherei und Archiv beſteht und der Hochſchüler ſich mit dem geſamten Schrifttum vertraut machen und ganz in den Gegenſtand verſenken kann, werden eher wiſſenſchaftliche Leiſtungen zu verzeichnen ſein als dort, wo keine geſonderte Stelle beſteht und Hilfsmittel nur in dürftigem Ausmaße oder gar nicht vorhanden ſind.

Als die Tſchechoſlowakiſche Republik errichtet wurde, waren für die 3½ Millionen Deutſchen des neuen Staates noch wenig volkskundliche Arbeitsſtellen vorhanden. Bloß für die Deutſchen Böhmens beſtand innerhalb der damaligen „Geſellſchaft zur Förderung deutſcher Wiſſenſchaft, Kunſt und Literatur in Böhmen“ ein volkskundlicher Mittelpunkt in dem Volkskundearchiv der Geſellſchaft, dem Ergebnis der von A. Hauffen von 1894—1900 durchgeführten Sammlungen, und in den im Auftrage der Geſellſchaft von Hauffen ſeit 1896 herausgegebenen „Beiträgen zur deutſch-böhmiſchen Volkskunde“. Damit haben die Sudetendeutſchen auf dem Gebiete der Volkskunde ſehr früh eine bedeutende Leiſtung aufzuweiſen. Außerdem gab es innerhalb des im Jahr 1905 vom Miniſterium für Kultus und Unterricht in Wien veranlaßten Volksliedunternehmens den von Hauffen geleiteten „Arbeitsausſchuß zur Sammlung und Herausgabe des deutſchen Volksliedes in Böhmen“ und einen gleichen Arbeitsausſchuß für das deutſche Volkslied in Mähren und Schleſien, der ſeinen Sitz in Brünn hatte.

Das Miniſterium für Schulweſen und Volkskultur in Prag führte das altöſterreichiſche Volksliedunternehmen in einer neuen Form weiter und errichtete im Jahre 1919 die zunächſt nur für die tſchechiſche und ſlowakiſche Bevölkerung gedachte ſtändige „Staatsanſtalt für das Volkslied“. Den Bemühungen Hauffens gelang es, die Angliederung eines Arbeitsausſchuſſes für das deutſche Volkslied durchzuſetzen. Die obengenannte Geſellſchaft wurde im Jahre 1924 in die „Deutſche Geſellſchaft der Wiſſenſchaften und Künſte für die tſchechoſlowakiſche Republik“ umgewandelt und die „Beiträge zur deutſch-böhmiſchen Volkskunde“ wurden zu den „Beiträgen zur ſudetendeutſchen Volkskunde“ erweitert, die ſeit 1925 von Hauffen und Jungbauer und ſeit dem Tode Hauffens (2. Februar 1930) von Jungbauer allein geleitet wurden.

Adolf Hauffen, der im Oktober 1889 ſeine Lehrtätigkeit in Prag als Privatdozent für deutſche Sprache und Literatur begonnen und ſeine erſte Vorleſung der „Geſchichte des deutſchen Volksliedes“ gewidmet hatte, hielt neben ſeinen Vorleſungen und Übungen zur deutſchen Literatur anfangs nur vereinzelt volkskundliche Vorleſungen, die ſich in erſter Reihe mit der Volksdichtung (Volkslied, Märchen, Sage,

---

[8] Vgl. G. Jungbauer, Deutſche Volkskunde mit beſonderer Berückſichtigung der Sudetendeutſchen. Brünn, Prag und Reichenberg 1936, S. 201f.

Volksſchauſpiel) befaßten, ſeit 1905 aber alle vier Jahre eine abgerundete Vorleſung über deutſche Volkskunde mit beſonderer Berückſichtigung des deutſchen Volkstums in Böhmen ab. Mit der Habilitierung Jungbauers nur für deutſche Volkskunde im Jahre 1922 wurden regelmäßige Vorleſungen über alle volkskundlichen Stoffgebiete abgehalten und es zeigte ſich bald, daß dieſe Vorleſungen ihre Ergänzung in Übungen erforderten, für die wieder beſtimmte Vorausſetzungen (Fachbücherei, handſchriftliche Stoffſammlungen u. a.) erfüllt werden mußten.

Zunächſt gründete Jungbauer im Jahre 1928 die „Sudetendeutſche Zeitſchrift für Volkskunde“, um einen Mittelpunkt für die volkskundliche Arbeit aller Deutſchen der Tſchechoſlowakei zu ſchaffen. Die Zeitſchrift muß ſich mangels größerer Mittel wohl ſehr beſcheiden und kann größere wiſſenſchaftliche Abhandlungen nur in Doppelheften unterbringen; ſie hat aber in den zehn Jahren ihres Beſtandes die volkskundliche Arbeit auf ſudeten- und karpatendeutſchem Boden unleugbar befruchtet und gehoben. Zwei Jahre ſpäter gelang an der Univerſität die Errichtung eines ſelbſtändigen „Seminars für deutſche Volkskunde“, dem Hauffen kurz vor ſeinem Ableben ſeine geſamte volkskundliche Bücherei geſpendet hatte. Die Arbeit des mit einer guten Handbücherei ausgeſtatteten Seminars, in dem alle im Tauſchweg durch die „Sudetendeutſche Zeitſchrift für Volkskunde“ aufgebrachten in- und ausländiſchen Zeitſchriften aufliegen, wurde von ihrem erſten Vorſtand Jungbauer im Sommerhalbjahr 1930 mit Übungen zur Sprachinſelvolkskunde eröffnet.

In den Räumen dieſes Seminars ſind alle anderen volkskundlichen Arbeitsſtellen untergebracht, ſo daß ſämtliche Unterlagen und Behelfe für wiſſenſchaftliche Arbeiten bequem zugänglich ſind. Hier befindet ſich neben dem Volksliedarchiv des deutſchen Arbeitsausſchuſſes der Staatsanſtalt für das Volkslied die Arbeitsſtelle des Atlas der deutſchen Volkskunde, deſſen Fragebogen rund 1200 ſudeten- und karpatendeutſche Mitarbeiter beantwortet haben, ferner das Archiv für ſudetendeutſche Volkskunde, das hauptſächlich durch Beiträge von Mitarbeitern der Sudetendeutſchen Zeitſchrift für Volkskunde vermehrt wird, dann ſeit Mai 1936 die Arbeitsſtelle des Zentralarchivs der deutſchen Volkserzählung und endlich das Archiv für die Deutſche Soldatenſprache in der Tſchechoſlowakiſchen Republik, das auf Grund eines von Jungbauer verfaßten und vom Seminar herausgegebenen Fragebogens zuſtande gebracht wurde, den das Miniſterium für nationale Verteidigung in Prag an alle Truppenkörper verſandt hatte. Die vorläufige Sichtung der Antworten ergab die überraſchende Tatſache, daß ſich der deutſche Soldat, dem allerdings eine alte und fein ausgebaute Kulturſprache zur Verfügung ſteht, in den wenigen Jahren des Beſtandes der Republik in einer geradezu erſtaunlichen Weiſe ſprachſchöpferiſch betätigt hat und darin alle anderen Völker des Staates übertrifft. Viele wiſſenſchaftlichen Arbeiten ſind nur dadurch ermöglicht worden, daß der Stoff in dieſen Arbeitsſtellen bereitliegt und die wiſſenſchaftlichen Hilfsmittel im Seminar gegeben ſind.

Dem planmäßigen Aufbau der ſudetendeutſchen Volkskunde entſpricht es, daß ſchon Hauffen die Wichtigkeit verläßlicher Bibliographien erkannte und an die Spitze ſeiner „Beiträge zur deutſch-böhmiſchen Volkskunde“[9] eine „Einführung in die deutſch-böhmiſche Volkskunde nebſt einer Bibliographie“ ſtellte. Auf ſeine Anregung hin wurde auch für die große Ausgabe des altöſterreichiſchen Volksliedunternehmens die gleiche Vorarbeit mit der „Bibliographie des deutſchen Volksliedes in Böhmen“[10] geleiſtet. Nach der Errichtung der Tſchechoſlowakiſchen Republik bemühte ſich Hauffen, ſeine veraltete Bibliographie in neuer Auflage herauszubringen. Leider konnte dieſes zeitraubende Werk erſt nach ſeinem Tode vollendet werden[11]. Für Mähren-Schleſien und für die Karpatenländer wurden durch Edgar Hobinka[12] und Heinrich Réz[13] die gleichen volkskundlichen Bibliographien geſchaffen, ſo daß das geſamte deutſche Gebiet der Tſchechoſlowakei in ſeinem volkskundlichen Schrifttum leicht überblickbar und erfaßbar iſt. Als Ergänzung dieſer Bibliographien dienen die Beſprechungen und Anzeigen in der „Sudetendeutſchen Zeitſchrift für Volkskunde“. Zu dieſen allgemeinen Schrifttumsverzeichniſſen kommt noch die „Bibliographie der ſudetendeutſchen Volkstänze“ von Walter Zawadil[14], in die auch der handſchriftliche Beſtand des Prager Volksliedarchivs aufgenommen wurde.

---

[9] I. Band, 1. Heft, Prag 1896.

Dieſer im Druck oder in Archiven vorliegende volkskundliche Stoff wurde auf ſudetendeutſchem Boden immer wieder durch Sammlungen aus dem Volksmunde vermehrt, durch Ausgaben der Öffentlichkeit zugänglich gemacht und in wiſſenſchaftlichen Abhandlungen und Werken verwertet.

Gegenwärtig ſteht die Volkserzählung im Vordergrund. Die Prager Arbeitsſtelle des Berliner Zentralarchivs der deutſchen Volkserzählung, die ſeit Mai 1936 tätig iſt, hat im Verlaufe eines Jahres bereits über 3000 Volkserzählungen (Sagen, Märchen, Schwänke u. a.), die zum größten Teil aus handſchriftlichen Beſtänden ſtammen oder neu aufgezeichnet worden ſind, in Reinſchrift fertiggeſtellt. Die Urſchrift und ein Durchſchlag werden an das Zentralarchiv in Berlin abgegeben, ein zweiter Durchſchlag verbleibt in der Prager Arbeitsſtelle. Schon ein kurzer Überblick über das bisher Geſammelte läßt den großen Unterſchied zwiſchen dem Erzählgut des ſudetendeutſchen und des karpatendeutſchen Gebietes erkennen. Beſonders eigenartig und reich iſt das Erzählgut der Sprachinſel von Kremnitz-Deutſch-Proben in der Slowakei. Deutlich heben ſich auch jene Gebiete, die früher zum Deutſchen Reiche und zu Öſterreich gehörten und der Tſchechoſlowakei einverleibt wurden, ſo das Hultſchiner Ländchen[15] und das Gebiet von Weitra[16], von dem ſudetendeutſchen Altland ab, wo in Böhmen, Mähren und Schleſien durch die jahrhundertelange Zugehörigkeit zu den gleichen politiſchen Bezirken, Gauen und Ländern ſich auch bei der Volkserzählung ein gewiſſer Ausgleich vollzogen hat, indem beſtimmte Lieblingsſtoffe, in faſt gleicher Form überall anzutreffen ſind, ſo z. B. die Sage von der Mutter und dem Kind im Schatzberg oder die von dem Zauberbuch in unrechter Hand.

Für den Grenzland- und Sprachinſeldeutſchen iſt und bleibt die Sage, die zum großen Teile aus der Heimatlandſchaft und aus der Eigenart der Bevölkerung erwachſen iſt, die wichtigſte Gattung der Volkserzählung. Sie fördert die Heimatliebe und das Volksbewußtſein. Daher iſt man auf ſudetendeutſchem Boden beſtrebt, die heimiſchen Sagen für die Schule und Jugend[17] und für die geſamte Öffentlichkeit[18] lebendig zu erhalten. Dabei iſt jede unwiſſenſchaftliche Einſtellung entſchieden abzuweiſen. Dies geſchah bei einer Sammlung deutſcher Sagen aus Böhmen[19], die nur Stücke aus dem bisherigen Schrifttum und keine einzige, neu aus dem Volksmunde aufgezeichnete Sage darbietet, dabei aber von dem Geſichtspunkt aus zuſammengeſtellt war, daß die Sage ein chriſtliches (!) Erzeugnis ſei[20].

---

[10] XI. Band derſelben Beiträge, Prag 1913.

[11] A. Hauffen, Bibliographie der deutſchen Volkskunde in Böhmen. Eingeleitet und herausgegeben von G. Jungbauer. XX. Band der Beiträge zur ſudetendeutſchen Volkskunde, Reichenberg 1931.

[12] Bibliographie der deutſchen Volkskunde in Mähren und Schleſien. XVIII. Band, 1. Heft derſelben Beiträge, Reichenberg 1928.

[13] Bibliographie der deutſchen Volkskunde in den Karpatenländern. XVIII. Band, 2. Heft derſelben Beiträge, Reichenberg 1934.

[14] SudZfVk. 6 (1933), S. 49—70 und SA (z. Z. vergriffen), Prag 1933.

[15] Vgl. H. Janoſch, Unſere Hultſchiner Heimat in Sagen und Märchen, Sitten und Gebräuchen, Ratibor 1924.

[16] Vgl. SudZfVk. 9 (1936), S. 152ff. (Sagen aus dem Weitra-Gebiet).

Auch das gemeinſame geſchichtliche Erleben ſchlingt ein feſtes Band um eine Volksgruppe. Eine Unterſuchung der geſchichtlichen Sage[21] hat ergeben, daß ſie in abgelegenen und daher von kriegeriſchen Ereigniſſen unberührt gebliebenen Landſchaften, z. B. im engeren Böhmerwald oder Rieſengebirge, weit ſeltener iſt als in Gegenden, die ſeit je Durchzugsgebiete oder gar Schauplätze in Kriegen geweſen ſind, wie z. B. die Iglauer Sprachinſel, Teile Mährens, Schleſiens u. a. Dabei erfahren die geſchichtlichen Tatſachen mitunter eine ſtarke Umgeſtaltung; denn es iſt nicht immer das Weſentliche und Wichtige, das ſich dem Volksgedächtnis einprägt. Zugleich kann im Laufe der Jahrhunderte immer wieder derſelbe Vorgang beobachtet werden, daß ältere Überlieferungen von jüngeren überſchichtet, verdunkelt und verdrängt werden. Von der Huſſitenzeit weiß man heute nur mehr wenig zu erzählen. Eigentliche Sagen ſind gar nicht mehr vorhanden, ſondern nur geſchichtliche Überlieferungen, die verbürgt und unverbürgt ſein können und ſich vor allem an die Perſon Žižkas knüpfen. Sonſt iſt alles durch den Dreißigjährigen Krieg, den das Volk gewöhnlich Schwedenkrieg nennt, überdeckt worden. Neben den Untaten der Schweden[22] haben ſich die Namen einzelner Heerführer, vereinzelt auch der Name Guſtav Adolfs, in der ſudetendeutſchen Sage erhalten, während Wallenſtein in ihr merkwürdigerweiſe faſt keine Rolle ſpielt. In den Sagen, die vom Siebenjährigen Krieg erzählen, tauchen zuweilen die gleichen Stoffe auf wie in früheren Sagen. So werden auch jetzt Heiligenbilder und katholiſche Gotteshäuſer geſchändet und zerſtört, aber die Übeltäter ſind jetzt nicht die Huſſiten und die ſpäter an ihre Stelle getretenen Schweden, ſondern die proteſtantiſchen Preußen. In den Sagen aus der Zeit Napoleons erſcheinen neben den feindlichen Franzoſen und Polen zum erſtenmal die verbündeten Ruſſen, die als einfältige und gemütliche Leute geſchildert werden. Auf dieſer Entwicklungsſtufe überwiegen nicht mehr Sagen, die von der Grauſamkeit der Feinde berichten; es treten verſöhnliche Züge ſtärker hervor und es werden Stoffe bevorzugt, die weniger vom Krieg als von Reichtum und Glück handeln. So erfreut ſich bis in die Gegenwart herauf die Sage von der vergrabenen Kriegskaſſe oder von anderen im Kriege vergrabenen Schätzen einer beſonderen Beliebtheit. Wenn in der neueſten Zeit und namentlich im Weltkrieg das Sagengut ſehr ſpärlich wird, ſo liegt dies nicht daran, daß die ſagenſchöpferiſche Kraft des Volkes etwa erlahmt wäre. Einerſeits finden Kriege, deren Schauplatz außerhalb des Landes liegt, niemals denſelben Niederſchlag in der Sage wie Kriege, die das eigene Heimatland arg in Mitleidenſchaft gezogen und ſichtbare Spuren und Zeugen in Gräbern, Schanzen u. a. hinterlaſſen haben. Und andererſeits liegen die Ereigniſſe zeitlich noch zu nahe. Denn die Sagenbildung braucht Zeit und Spielraum. Nicht ſelten wird ſie durch literariſchen Einfluß angeregt und befruchtet. So ſind eine wichtige Quelle für die ſüdmähriſchen Sagen über den Räuber Graſel die Romane „Die beiden Graſel" von Eduard Breier (Wien 1861) und „Leben und Treiben des berüchtigten Räuberhauptmanns Johann Georg Graſel" von C. Ulf (Znaim 1862)[23].

---

[17] G. Jungbauer, Deutſche Sagen aus der Tſchechoſlowakiſchen Republik. 1. Teil, Prag 1934; 2. Teil, ebenda 1935; 3. Teil (Quellen und Anmerkungen), ebenda 1935.

[18] G. Jungbauer, Heimat und Volk. Deutſche Sagen, Karlsbad 1937.

[19] Viktor Karell, Aus Böhmens Sagenſchatz, Eger 1936.

[20] Vgl. die ablehnende Beſprechung in der SudZfVk. 10 (1937), S. 29f.

[21] Hans Peter, Geſchichtliches Volksſagengut in den Sudetenländern. Diſſ. (ungedruckt), Prag 1936.

[22] Zum Teil berichtigt bei P. M. Hebbe, Svenskarna i Böhmen och Mähren. Studier i tjeckisk folktradition och litteratur, Uppſala 1932. (Dieſes Buch ſtützt ſich vorwiegend auf tſchechiſche Quellen.)

Beim Märchen, wo ſich in gleicher Weiſe wie bei der Sage ausgewählte Ausgaben für die Jugend als notwendig erwieſen haben[24], hat die Sammeltätigkeit zugunſten des Zentralarchivs der Volkserzählung zu dem überraſchenden Ergebnis geführt, daß es nicht allein in den deutſchen Sprachinſeln der Karpatenländer, beſonders in der von Kremnitz-Deutſch-Proben[25], ſondern auch im deutſchen Gebiet Böhmens, vor allem im Böhmerwald und in Weſtböhmen[26], noch immer Volkserzähler gibt, die umfangreiche Märchen gewandt zu erzählen verſtehen. Zugleich konnte feſtgeſtellt werden, daß die Märchen keineswegs, wie man anzunehmen pflegt, ſtofflich und ſprachlich erſtarrt ſeien. Es iſt richtig, daß man vielfach die bekannteſten Märchen (Dornröschen, Schneewittchen, Hänſel und Gretel u. a.) ganz deutlich in der Stiliſierung der Brüder Grimm und L. Bechſteins zu erzählen pflegt, ſie alſo im Kindergarten, in der Schule und auch ſonſt aus der literariſchen Überlieferung bezieht. Dies hat die Aufnahme von Märchen beſtätigt, die G. Jungbauer im Winter 1930/31 an den deutſchen Mädchen-Bürgerſchulen in Böhmiſch-Krumau, Komotau, Mähriſch-Schönberg und Römerſtadt — alſo vorwiegend bei Stadtkindern — in der Weiſe durchführen ließ, daß die Schülerinnen ohne jede vorherige Ankündigung oder Vorbereitung ein beſtimmtes Märchen aus dem Gedächtnis niederſchreiben mußten. Bei dieſer Gelegenheit wurde auch der große Einfluß beobachtet, den die Abbildungen der Märchenbücher auf das Kind ausüben, indem die durch ein Bild hervorgehobenen Züge und Stellen ſich dem Gedächtnis ſtärker einprägen und anderes, das vielleicht wichtiger iſt, in den Hintergrund drängen. Die neueſten Aufnahmen, vornehmlich bei der Landbevölkerung, haben aber auch gezeigt, daß das Märchen noch immer voll Leben und entwicklungsfähig iſt, daß es ſich oft in ganz eigenartiger Weiſe den neuen Verhältniſſen anpaßt. So begegnet in einem 1933 nach der Erzählung eines Bergarbeiters in Krickerhäu bei Kremnitz aufgezeichneten Märchen „Der eingemauerte Burſch"[27], der Held auf ſeiner Wanderung einem „Fiaker", in dem eine Königstochter ſitzt. Deren Vater „mobiliſiert" ſeine Soldaten, erhält von einem feindlichen Nachbarkönig „Telegramme" und ſendet „Photographien" durch ſein ganzes Reich mit der Aufforderung, daß ſich alle Männer, die dem Abgebildeten ähnlich ſähen, bei ihm zu melden hätten.

Beim Schwank, der namentlich in Gegenden mit bäuerlicher Bevölkerung, im Böhmerwald, im Schönhengſtgau, in der Iglauer Sprachinſel und in den Sprachinſeln der Karpatenländer ſehr beliebt iſt, kann man zwei Gruppen unterſcheiden. Erſtens jene Schwänke, die allgemein deutſch ſind. Hier ſind die Schildbürgerſchwänke am verbreitetſten. Sie werden von zahlreichen Orten, deren Bewohner aus irgendeinem Grunde in den Ruf der Narrheit gekommen ſind, erzählt. Und es iſt eigentümlich, daß von dieſen ſudeten- und karpatendeutſchen Schildaorten, von

---

[23] Vgl. SudZfVk. 4 (1931), S. 10ff.; 7 (1934), S. 164ff.; 10 (1937), S. 13ff., 55ff.

[24] G. Jungbauer, Aus der Kinderzeit. Deutſche Märchen, Karlsbad 1936.

[25] Zahlreiche Märchen aus dieſer Sprachinſel wurden in der SudZfVk. veröffentlicht.

[26] Vgl. Karl Storch, Deutſche Märchen aus Weſtböhmen. Nürſchan 1937.

[27] SudZfVk. 6 (1933), S. 149ff.

Hirſchau in Weſtböhmen bis zur Stadt Bela in der Slowakei und dem Dorfe Bardhaus (Barbowo) in Karpatenrußland, oft ganz gleiche oder ähnliche Schwankſtoffe überliefert werden. Die zweite Gruppe bilden jene Schwänke, die bodenſtändiges Gut ſind, die ſich an geſchichtliche Perſonen — meiſt derbe, volkstümliche Geiſtliche — anſchließen. Auch hier trifft man dieſelbe Erſcheinung wie bei geſchichtlichen Sagen, daß der gleiche Stoff von einem früheren Träger auf einen ſpäteren übertragen wird. So werden gleiche Schwänke vom „Hockewanzel" (Wenzel Hocke, geb. 1732, geſt. 1808), vom Pater Hahn des Erzgebirges (1750—1825), vom Nordböhmen Göttlich (1771—1843), vom Böhmerwäldler Stürzel (1806—1873), vom Egerländer Erlbeck (1828—1896), vom Pater Fleck im Schönhengſtgau (1776—1853) u. a. berichtet[28].

Das Volkslied iſt beſonders bei den ſangesluſtigen Angehörigen des bairiſchen Stammes im Böhmerwald, im Egerland und zum Teil in Südmähren, dann in der von bairiſchen Siedlern mitbegründeten Sprachinſel Kremnitz-Deutſch-Proben und endlich in den oberöſterreichiſchen Siedlungen des Tereſchwatales in Karpatenrußland daheim. Auf dieſem günſtigen Boden vermochte die Volksliedforſchung in gar manchen Fällen die Entſtehung und Entwicklung von Liedern von der Wurzel an zu verfolgen und nicht ſelten auch den Verfaſſer feſtzuſtellen. Darüber gibt für Böhmen der Abſchnitt „Bodenſtändiges" in der „Bibliographie des deutſchen Volksliedes in Böhmen" (Prag 1913) Aufſchluß. Für das übrige Gebiet ſei kurz erwähnt, daß im Schönhengſtgau ein Lied des Bauern Habicher Verbreitung fand, daß in der Iglauer Sprachinſel zwei Lieder des Müllers und Bauern A. Siegl volkläufig wurden, daß in Südmähren das von dem Bauern Waltner verfaßte Lied vom Weinſtock viel geſungen wird und daß in der Zips manche Lieder der Mundartdichter vom Volke übernommen worden ſind, z. B. das Zipſer Lied (1836) von Adolf Lumnitzer. Dem Verfaſſer des bekannten Heimatliedes „Tief drin im Böhmerwald", dem Glasarbeiter Andreas Hartauer (1839—1915)[29], wurde im Juli 1937 in Eleonorenhain ein Denkmal errichtet.

Auf welchem Wege ein Lied in allerneueſter Zeit ins Volk dringt und wie es blitzſchnell Verbreitung findet, konnte vor kurzem an einem anſchaulichen Beiſpiel gezeigt werden[30]. Unter dem Decknamen Dionys Waldmüller hatte der aus Oberplan im Böhmerwald ſtammende und in Graz als Mittelſchulprofeſſor wirkende Dr. Anton Wallner im Jahrgang 1925 des vom Deutſchen Verein für Volkskunde und Volksbildung im Böhmerwald herausgegebenen „Wäldlerkalenders" Mundartgedichte veröffentlicht, darunter auch ein zwei Geſätze umfaſſendes Lied, das 1922 entſtanden war. Es lautet:

Auf d' Wulda, auf d' Wulda
ſcheint d' Sunn a ſo gulda,
geh i hin über d' Bruck.
Fort ſchwimmen die Scheida,
talaus ullwal weida
und koans findt mehr zruck.

Muaß außi aa ſchwimma,
aber draußt bleib i nimma,
mein, d' Hoamat is 's Beſt.
Van Böhmerwald kriagn
will i Brautbett und Wiagn
und a Truha-r af d' Leßt.

Es iſt ein Stimmungsbild aus der Heimat des Dichters. Er geht über die Moldau (Wulda), ſteht auf der Brücke und blickt auf das im Sonnenlicht goldglänzende Waſſer und das dahinſchwimmende Scheitholz. Wie dieſes mußte auch er die Heimat verlaſſen. Aber die Scheiter kehren niemals wieder zurück, während er in die Heimat, in der er als Kind in der Wiege lag und als Mann ſeine Hochzeit gefeiert hat, zurückkommen will, um dort auch die letzte Ruhe zu finden. So ſchließt dieſes kurze Gedicht den Kreislauf eines Lebens von der Wiege bis zur Totentruhe in ſich und damit des Lebens eines Mannes, der ſeine Heimat über alles liebt.

---

[28] Proben bei G. Jungbauer, Das luſtige Buch. Deutſche Schwänke und Schnurren, Karlsbad 1936.

[29] R. Kubitſchek, „Tief drin im Böhmerwald", Pilſen o. J. (1931).

[30] SudZfVk. 8 (1935), S. 167ff. Dazu 9 (1936), S. 21, 85.

Dieſes Lied las nach mehreren Jahren der aus Budweis ſtammende Prager Hochſchüler Alois Milz und brachte es nicht mehr aus dem Gedächtnis; ſo tiefen Eindruck hatte es auf ihn gemacht. Und als Milz im Herbſt 1931 die Heimat verließ, um ſich ein halbes Jahr zu Studienzwecken im Deutſchen Reiche aufzuhalten, formte ſich in ihm, der ein guter Kenner des Volksliedes war, während der Bahnfahrt die Singweiſe. Aber erſt drei Jahre ſpäter kam das nun mit einer Singweiſe verſehene Lied an die Öffentlichkeit. Im Oktober 1934 leitete Milz in ſeiner Eigenſchaft als Gauſingwart des Böhmerwaldturngaues eine Singſtunde in Wallern und übte dabei auch dieſes Lied ein, ohne irgendwelche Angaben über die Herkunft zu machen. Dasſelbe tat er an einem Singabend der Bauernhochſchule in Prachatitz im Februar 1935. Von dieſer Zeit an fand das Lied zunächſt im Böhmerwald raſche Verbreitung, dann darüber hinaus im ganzen ſudetendeutſchen Gebiet. Es fehlt heute in keiner ſudetendeutſchen Liederſammlung[31].

Die Geſchichte der Entſtehung und Verbreitung dieſes Liedes gab Anlaß, ſie mit der Entwicklung eines Liedes zu vergleichen, das im Jahre 1845 von einer einfachen Dienſtmagd im Böhmerwald verfaßt wurde und noch heute geſungen wird[32]. Allerdings ſind von der 21 Geſätze umfaſſenden Urform nur Faſſungen mit 6 bis 8 Geſätzen übriggeblieben. Dieſes Lied hat ſich von der Bauernſtube aus auf dem Wege der mündlichen Überlieferung verbreitet und weitgehende Umänderungen im Volksmunde erfahren. Jenes Lied, deſſen Dichter und Tondichter aus Akademikerkreiſen ſtammen, iſt künſtleriſch abgerundet und in ſich geſchloſſen, ſo daß nur kleinere Änderungen möglich waren, ſolange es noch mündlich überliefert wurde. Als es dann an Singabenden zunächſt auf Blättern und ſpäter in gedruckten Liederbüchern verbreitet wurde, kam eine Einflußnahme des Volkes nicht mehr in Frage.

Zu dieſer Unterſuchung, die für die Biologie des Volksliedes gewinnreich war, geſellen ſich ähnliche Arbeiten über einzelne Lieder. So hat es A. Wallner[33] wahrſcheinlich gemacht, daß ein in Südmähren, aber auch in Südböhmen und in Öſterreich verbreitetes Lied aus der Robotzeit, ein Zwiegeſpräch des armen Bauern mit Seiner Geſtrengen dem Herrn Pfleger, den oberöſterreichiſchen Mundartdichter Maurus Lindemayr (1723—1783) zum Verfaſſer hat. Mit dem Volkslied einer ganzen Landſchaft befaßt ſich Herbert Horntrich[34], der als Hauptmerkmale des deutſchen Volksliedes in Südmähren die Vorliebe für geiſtliche Lieder entſprechend der Frömmigkeit der Bevölkerung, zugleich aber auch eine Vorliebe für zählende, aufzählende und erzählende Lieder und Brauchtumslieder feſtſtellt, die ſich aus der verſtandesmäßigen Einſtellung des Südmährers erklärt, deſſen Volksliedbeſtand arm an Liebesliedern iſt. Weiter iſt kennzeichnend, daß der deutſche Südmährer Mollweiſen nicht kennt. Wenn man ihm Lieder mit Mollweiſen vorſingt, wandelt er ſie ſchon beim Nachſingen in Dur um.

Die „Staatsanſtalt für das Volkslied“ hat neben der Sammlung und Herausgabe der Volkslieder auch die Aufgabe, die Entwicklung der Volkslieder ſtändig zu beobachten und zu erforſchen[35]. Die Ausgaben ſelbſt ſchreiten nur langſam vorwärts. Das Erſcheinen einer Lieferung deutſcher Volkslieder iſt abhängig von dem Erſcheinen einer Lieferung ſlawiſcher Volkslieder. Und da hier häufig Stockungen eintreten, muß die deutſche Ausgabe, von welcher jetzt der I. Band der „Volkslieder aus dem Böhmerwalde" vollſtändig vorliegt[36], auch mit Verzögerungen rechnen, obwohl hier druckreifer Stoff für Jahre hinaus zur Verfügung ſteht. Um einem Bedürfnis der Bevölkerung und namentlich auch der Geſangvereine[37], die ſich gegenwärtig dem Volkslied zuzuwenden beginnen, entgegenzukommen, wird vom Jahre 1938 an eine große Ausgabe „Die Volkslieder der Sudetendeutſchen" in 8 Lieferungen zu je 6 Druckbogen erſcheinen und die beſten Faſſungen aller ſudeten- und karpatendeutſchen Volkslieder mit Einſchluß der Archivbeſtände darbieten. Zur Zeit ſind H. Horntrich und G. Jungbauer mit den Vorarbeiten hierzu beſchäftigt. Für die Volksliedpflege kommen auch einzelne Hefte der „Landſchaftlichen Volkslieder" in Betracht, die der Verband deutſcher Vereine für Volkskunde herausgibt[38].

---

[31] Zuletzt auch bei E. Sedlatſchek und F. Strnad, Mein guter Kamerad. Ein Knabenliederbuch. Als Hilfsbuch für die Erziehung zur Wehrhaftigkeit herausgegeben, Prag 1937.

[32] G. Jungbauer, Zur Herkunft des Volksliedes. In: Muſik und Volk 3 (1936), S. 212ff.

[33] SudZfVk. 10 (1937), S. 48ff.

[34] Das deutſche Volkslied in Südmähren. Diſſ. (ungedruckt), Prag 1937.

Der Volkstanz wurde in ſeiner Schönheit und Bedeutung erſt in der Nachkriegszeit, als raſſefremde Tänze alles überſchwemmten, erkannt und daher auch geſammelt und erforſcht. W. Zawadil, dem wir das Verzeichnis der ſudeten- und karpatendeutſchen Volkstänze verdanken, hat in einer Unterſuchung[39] dargelegt, daß die Tänze des Böhmerwaldes und Egerlandes, die ihre Verwandtſchaft mit den Tänzen der Alpenländer deutlich erkennen laſſen, nicht ſo vielgeſtaltig und formenreich ſind wie die zuweilen vom Slawiſchen beeinflußten Tänze Mährens und Schleſiens. Auf dem ganzen ſudetendeutſchen Gebiet ſind neben den einfachen Paartänzen auch Figurentänze, bei welchen zwei oder mehrere Paare zuſammenwirken, anzutreffen. Außerdem kommen Dreiertänze vor, die gewöhnlich von einem Tänzer und von zwei Tänzerinnen vorgeführt werden. Neben den reinen Tänzen ſind Singtänze ſehr beliebt, bei denen der ganze Tanz oder ein Teil mit Geſang begleitet wird. Von der beſonderen Gruppe der Männertänze oder Brauchtänze hat ſich der uralte Schwerttanz in Reſten auch auf ſudeten- und karpatendeutſchem Boden erhalten[40].

Zwiſchen der Mundartdichtung der ſudetendeutſchen Heimatdichter und der Volksdichtung beſtehen enge Zuſammenhänge. Oft findet man auf beiden Seiten dieſelben Schwankſtoffe, und nicht ſelten werden Mundartlieder der Heimatdichter vom Volke übernommen und überliefert, wie bereits das „Wuldalied" gezeigt hat. Anton Günther (1876—1937) hat mit ſeinen Liedern dem Erzgebirge einen Erſatz für das zum größten Teil verlorengegangene Volkslied geliefert. Ein und das andere ſeiner Lieder hat ſich aber auch im übrigen ſudetendeutſchen Gebiet verbreitet, beſonders „Wu da Wälder hamlich rauſch'n", und eins der Lieder „Mittn drinna in Wald ſchtieht a Baam", das 1901 entſtanden iſt, wurde im Böhmerwald ſo „zerſungen" — es ſind von den 6 Geſätzen der Urform nur 3 übriggeblieben — und in die Böhmerwaldmundart umgeſetzt, daß man es ruhig als Volkslied bezeichnen kann[41]. Eben wegen dieſes Zuſammenhanges mit dem engeren volkskundlichen Stoffgebiet wird die Mundartdichtung in der „Sudetendeutſchen Zeitſchrift für Volkskunde“ ſtark berückſichtigt[42].

---

[35] Vgl. die Ausführungen des Geſchäftsführers der Staatsanſtalt J. Horák im 18. Jg. des „Národopisný věstník československý", S. 1ff.

[36] In 7 Lieferungen von 1930—1936 erſchienen.

[37] Dem Sängerbund der Sudetendeutſchen gehören über 1000 Vereine mit mehr als 35000 Sängern und 45000 unterſtützenden Mitgliedern an.

[38] So z. B. G. Jungbauer, Egerländer Volkslieder (1932); W. Steller, Sudetenſchleſiſche Volkslieder (1934); J. Künzig, Deutſche Volkslieder aus dem rumäniſchen Banat (1935), wovon die meiſten Lieder aus Ortſchaften des Banats ſtammen, die von Auswanderern aus dem Böhmerwalde beſiedelt worden ſind.

[39] SudZfVk. 7 (1934), S. 13ff.

[40] Vgl. R. Wolfram, Schwerttanz und Männerbund, S. 63, 148f.

Durch die Einbeziehung der Sprachinſeln des Oſtens in die volkskundliche Arbeit wurde es beſonders beim Volksſchauſpiel möglich, Verſäumniſſe vergangener Zeiten gutzumachen. Vor hundert und mehr Jahren fiel es z. B. im Böhmerwald keinem Menſchen ein, den Wortlaut oder gar die Singweiſen der Weihnachtsſpiele niederzuſchreiben. Dies geſchah erſt gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, und die Singweiſen wurden ſogar erſt 1911 veröffentlicht[43]. Vor hundert und mehr Jahren aber nahmen die Auswanderer aus dem Böhmerwald das Weihnachtsſpiel in der damaligen Geſtalt mit in die Fremde. So taten es z. B. die Beſiedler des 1827 begründeten Ortes Sinjak in Karpatenrußland, die das Spiel auch in der neuen Heimat aufführten und bis in die Gegenwart in der urſprünglichen Form erhalten haben. Das Spiel war keinerlei Einflüſſen einer „Oberſchicht“ ausgeſetzt, weil es eine ſolche in jenen Sprachinſelorten nicht gibt. Und von der ſlawiſch-madjariſchen Umwelt wurde es nur in muſikaliſcher Beziehung ein wenig beeinflußt. Man kann daher in dieſem Spiel[44] die älteſte Faſſung eines Weihnachtsſpieles aus dem Böhmerwalde erblicken. Auch ſonſt bietet der Oſten, namentlich das Preßburger Gebiet[45] und die Slowakei[46] alten und wertvollen Unterſuchungsſtoff.

Die heutige Volksſchauſpielforſchung bevorzugt analytiſche Einzelunterſuchungen, weil ſie, wie Leopold Schmidt ausführt[47], die Möglichkeit gewähren, in der großen Zahl der geſammelten Texte und Nachrichten Umſchau zu halten und ſichtenderweiſe ſpäteren gewiß weiterblickenden Forſchungen von ſynthetiſchem Charakter eine gewiſſe Baſis in Hinblick auf Herkunfts-, Verbreitungs- und Zuſammengehörigkeitsverhältniſſe der Einzelſpiele zu ſchaffen. Nach Schmidt löſt dieſe Zielrichtung bei der Behandlung von Einzelſpielen zugleich auch die Volksſchauſpielforſchung von rein philologiſchen Methoden und fördert den Zuſammenhang mit den übrigen Zweigen der Volkskunde, wo die Behandlung des Einzelobjektes gleichfalls durch die weitere Rückſicht auf Zuſammenhänge, auf Herkunft und Verbreitung gegeben erſcheint. Als beſondere Aufgaben der Forſchung bezeichnet Schmidt die Erkenntnis und Aufſtellung von Spielgruppen und Spielkreiſen und die Klarſtellung ihrer Eigenart und Verankerung nach jeder Richtung hin. Mit dieſem Ziele unterſuchte Schmidt die Barzdorfer Moralität[48] und wies nach, daß ſich in dieſem Spiele aus Barzdorf bei Braunau i. B. mindeſtens zwei Spielkreiſe — ein ſchleſiſcher und ein alpenländiſcher — überſchneiden und es daher wegen der damit verbundenen Uneinheitlichkeit des Stiles ſchwer iſt, die Zeit der Entſtehung zu beſtimmen. Bei einer Unterſuchung des Oberuferer Spielkreiſes[49] gelangt Schmidt zu dem Ergebnis, daß dieſer Spielkreis mit der alpenländiſchen Spielgruppe — die meiſten vergleichenden Belege verweiſen auf Salzburg und auf Oberſteiermark — am nächſten verwandt iſt. Eine weitere Unterſuchung Schmidts über die Obergrunder Weihnachtsſpielgruppe[50] iſt den Spielen von Obergrund und Engelsberg in Sudetenſchleſien und von Olmütz gewidmet. Es wird ſowohl die Zuſammengehörigkeit der drei Spiele wie ihr Verhältnis zueinander gezeigt und eine Überlagerung dieſes ſchleſiſchen Spielkreiſes mit dem Oberuferer Kreis feſtgeſtellt. Daneben machen ſich aber auch verſchiedene Barockſchichten bemerkbar und damit ein Zuſammenhang mit jener barocken Spielſchicht, die Nordböhmen offenbar mit Sachſen und vielleicht auch mit der Oberpfalz verbindet.

---

[41] G. Jungbauer, Volkslieder aus dem Böhmerwalde I, S. 159f.

[42] Behandelt wurden bisher die Mundartdichter Z. Zettl (im Jg. 1930), A. Günther (1931), J. J. Lorenz (1931), H. R. Kreibich (1932), A. Kahler (1932), V. Heeger (1933), K. Bacher (1934), Sophie Ryba-Aue (1936).

[43] Durch A. Jungbauer, Das Weihnachtsſpiel des Böhmerwaldes. (III. Bd, 2. Heft der Beiträge zur deutſch-böhmiſchen Volkskunde.)

[44] A. Korn, Das Bethlohemſpiel. Ein Weihnachtsſpiel der Böhmerwäldler in Karpatenrußland. Nr. 11 der Schriften zugunſten des Böhmerwaldmuſeums. Oberplan 1929.

[45] H. Klein, Das Oberuferer Paradeisſpiel in urſprünglicher Form, Kaſſel 1928. — K. Benyovſzky, Die Oberuferer Weihnachtsſpiele, Preßburg 1934. — Derſ., Die alten Preßburger Volksſchauſpiele, Preßburg 1934.

[46] J. Ernyey und G. Kurzweil, Deutſche Volksſchauſpiele aus den oberungariſchen Bergſtädten. 1. Band, Budapeſt 1932.

[47] SudZfVk. 6 (1933), S. 184.

[48] Ebenda S. 184ff.

Während ſich L. Schmidt mit der Erforſchung des alpenländiſchen, Oberuferer und ſchleſiſchen Spielkreiſes befaßt, wurde für den vierten der im Südoſtraum vorhandenen Spielkreiſe, für den des Böhmerwaldes, eine wertvolle Einzelunterſuchung von dem obenerwähnten Vertoner des Wuldaliedes, Alois Milz, geliefert, der das Chriſtkindlſpiel der Stritſchitzer Sprachinſel nach Alter, Herkunft und Verhältnis zu den anderen Weihnachtsſpielen unterſucht und beſonders auch die altertümlichen Singweiſen dieſes Spieles vergleichend betrachtet hat[51]. Die Sprachinſel Stritſchitz liegt zwiſchen Budweis und Prachatitz und umfaßt neun Dörfer, die zum erſten Male 1263 erwähnt werden, wo Przemyſl Ottokar II. damit das eben begründete und mit deutſchen Mönchen aus Heiligenkreuz in Niederöſterreich beſiedelte Kloſter Goldenkron begabt hatte. Durch den Zuzug Deutſcher wurde die ſpärliche ſlawiſche Bevölkerung bald verdeutſcht, ein Namensverzeichnis aus dem Jahre 1400 kennt faſt durchweg nur deutſche Namen. Milz macht wahrſcheinlich, daß evangeliſche Bergleute aus Süd- und Mitteldeutſchland, die in Rudolfſtadt bei Budweis Silber gewannen, Träger dieſes vielleicht aus ihrer früheren Heimat mitgebrachten Spieles waren. Dieſe Bergleute waren 1547 nach Rudolfſtadt gekommen. Durch ſie dürfte der Budweiſer Benedikt Edelpöck das Spiel kennengelernt haben, das eine Vorausſetzung für ſeine 1568 geſchriebene und dem Erzherzog Ferdinand von Tirol gewidmete Weihnachtskomödie iſt. Durch ſie dürfte das Spiel aber auch in Stritſchitz bekannt geworden ſein und die dortige Bevölkerung zu ſelbſtändigen Aufführungen veranlaßt haben; denn in Stritſchitz fanden jene Bergleute evangeliſche Glaubensgenoſſen. Der Umſtand, daß heute noch das Seitenſchiff und zugleich der älteſte Teil der Stritſchitzer Pfarrkirche im Volke „Lutheraniſche Kirche“ genannt wird, beweiſt, daß um jene Zeit (1547) auch hier Lutheraner waren, die freilich bald der Gegenreformation zum Opfer gefallen ſind.

Für einzelne Gattungen der Kleindichtung, für das Kinderlied mit Einſchluß des Kinderſpieles, für Sprichwörter, Redensarten u. a. fehlen ſowohl Einzelunterſuchungen wie auch zuſammenfaſſende Darſtellungen. Für das Rätſel wurde eine Geſamtüberſicht von Liſl Hanika-Otto[52] geliefert, die auch auf den Unterſchied zwiſchen dem deutſchen und tſchechiſchen Rätſel eingeht. Zwiſchen beiden beſtehen nur geringe Zuſammenhänge, zuweilen weiſt das tſchechiſche Rätſel altertümlichere Züge auf als das deutſche, das aber dafür wieder formvollendeter und wohlklingender zu ſein pflegt.

---

[49] SudZfVk. 7 (1934), S. 145ff.

[50] Ebenda 8 (1935), S. 153ff.

[51] Das Chriſtkindlſpiel der Stritſchitzer Sprachinſel. Diſſ. (ungedruckt), Prag 1936.

[52] Sudetendeutſche Volksrätſel. 19. Band der Beiträge zur ſudetendeutſchen Volkskunde, Reichenberg 1930.

Der Volksglaube bietet ein Spiegelbild der bunten Zuſammenſetzung unſerer ſudeten- und karpatendeutſchen Volksgruppe. Leider fehlen Vorarbeiten, um darauf eine Geſamtdarſtellung aufzubauen. Vor allem fällt der Unterſchied zwiſchen dem oberdeutſchen und mitteldeutſchen Teil der Bevölkerung auf. Die vorwiegend Landwirtſchaft treibenden Böhmerwäldler, Südmährer und Egerländer haben einen mehr auf Erfahrung aufgebauten Volksglauben, der gar oft von dem Aberglauben der nordböhmiſchen und nordmähriſch-ſchleſiſchen Bevölkerung, wo Traumbücher, Spiritismus u. a. zahlreiche gläubige Anhänger aufweiſen, ſcharf abſticht. Mit dem Begriff Aberglaube ſelbſt befaßt ſich eine Unterſuchung von W. Wolf[53], die auf Grund von Erlebnisberichten, die 62 Jungen und Mädchen einer ſudetendeutſchen Mittelſchule lieferten, zu dem Schluſſe kommt, daß es vor allem die Angſt und Furcht oder ein allzumächtig drängender Wunſch ſind, welche immer wieder neuen Aberglauben entſtehen laſſen.

Während für die Volksmedizin eine allgemeine überſichtliche Darſtellung vorliegt[54] und einer Ergänzung in einer beſonderen „Sudetendeutſchen Volksmedizin“ bedarf, ſind beim Volksbrauch wieder nur einzelne Beiträge zu verzeichnen, unter welchen die Schrift „Kanoniſtiſches zum Atlas der deutſchen Volkskunde“ von E. Hoyer beſondere Erwähnung verdient[55]. Hier wird im Anſchluß an einzelne Fragen des „Atlas der deutſchen Volkskunde“ nachgewieſen, daß in vielen Fällen weltliche und kirchliche Vorſchriften die Einführung eines Brauches veranlaßt haben. Insbeſondere wird der bisher zu wenig beachtete Einfluß des Rituale Romanum auf das Brauchtum betont. Da das Brauchtum in vieler Hinſicht ein Stück Volkstum iſt, das mit dieſem auf Leben und Tod verwachſen iſt, verbindet ſich bei Grenzland- und Sprachinſeldeutſchen viel mehr als bei Binnendeutſchen mit der wiſſenſchaftlichen Erforſchung der Bräuche auch die Sorge um ihre Erhaltung und Pflege. Leider iſt in den Kriegs- und Nachkriegsjahren mancher Brauch durch die wirtſchaftliche Not eingeſchränkt oder ganz vernichtet worden. In einzelnen Fällen kann man ſogar beobachten, wie durch das neue Staatsweſen und die ſelbſtverſtändliche Überlegenheit des tſchechiſchen Staatsvolkes frühere deutſche Bräuche in die Hände der Tſchechen übergehen. So wurde in Ellgoth bei Hultſchin das Königsreiten früher, ſolange das Gebiet reichsdeutſch war, immer von den deutſchen Burſchen des Dorfes veranſtaltet. Nach Einverleibung des Hultſchiner Ländchens in die Tſchechoſlowakiſche Republik kam zuerſt eine Übergangszeit, in der das Feſt durch die deutſche Feuerwehr des Ortes durchgeführt wurde. Vom Jahre 1934 an wurde es aber von dem tſchechiſchen Teil der Bevölkerung übernommen und dürfte kaum mehr in deutſche Hände zurückkehren[56].

Auch für das Volksrecht fehlten bisher Einzelunterſuchungen als Vorarbeiten für eine zuſammenfaſſende Geſamtdarſtellung. Zum Dienſtbotenrecht und der wichtigen Frage der Geſindetermine iſt ſoeben eine Abhandlung von H. Haßmann[57] erſchienen, der unter anderem auch die Aufklärung darüber gibt, daß in einem Teil des Rheinlandes der Lichtmeßtermin vorkommt. Haßmann macht glaubhaft, daß der Lichtmeßtermin in der Zeit nach 1614 aus der Oberpfalz nach Jülich und Berg — dieſe Gebiete erhielt 1614 im Vertrag von Xanten der mit einer Tochter Maximilians von Bayern vermählte Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg — übertragen worden iſt. Dieſer Lichtmeßtermin war auch im heutigen Egerland und Weſtböhmen früher allgemein üblich, in Eger iſt er urkundlich ſchon 1460 bezeugt. Als das hiſtoriſche Egerland, das kirchlich bis 1807 zu Regensburg gehörte, zum Prager Bistum geſchlagen wurde, lockerte ſich der ſprachliche und volkskundliche Zuſammenhang mit der bayeriſchen Oberpfalz. Damit verſchwand auch der Lichtmeßtermin immer mehr. Da von der Hauptſtelle des Atlas der deutſchen Volkskunde in Berlin die Umfrage über die Geſindetermine noch nicht verarbeitet wurde, iſt dieſe Arbeit für das deutſche Gebiet der Tſchechoſlowakei im Seminar für deutſche Volkskunde der deutſchen Univerſität in Prag durchgeführt worden. Hierbei konnte der Lichtmeßtermin nur mehr vereinzelt im engeren Egerland feſtgeſtellt werden; bloß die deutſchen Orte im Bezirke Taus und Neuern, alſo im nördlichen Böhmerwald, halten noch an dieſem Termin feſt[58].

---

[53] Aberglauben im Werden. In: SudZfVk. 10 (1937), S. 1ff.

[54] G. Jungbauer, Deutſche Volksmedizin, Berlin und Leipzig 1934.

[55] 3. Beiheft zur SudZfVk, Prag 1935.

[56] Vgl. SudZfVk. 8 (1935), S. 18.

[57] „Kälberweil“. Geſindetermine in der bayeriſchen Oberpfalz und in Weſtböhmen. In: SudZfVk. 10 (1937), S. 33ff.; vgl. ebenda 11 (1938), S. 1ff.

Beſonders große Leiſtungen haben die Sudetendeutſchen auf dem Gebiete der Sachvolkskunde aufzuweiſen. Nachdem Bruno Schier ſich durch ſeine Unterſuchungen über Haus und Siedlung des Friedländer und Reichenberger Bezirks mit dem Stoff gründlich vertraut gemacht hatte[59], veröffentlichte er ſein großes Werk über die „Hauslandſchaften und Kulturbewegungen im öſtlichen Mitteleuropa“[60]. Er ſchuf „mit dieſer großräumigen Kulturbetrachtung des mitteleuropäiſchen Oſtens“, wie ſchon eingangs geſagt, ein bahnbrechendes Werk neuer Forſchungsmethode und erbrachte zugleich eindeutigen Beweis, daß Deutſchland das Kernſtück mitteleuropäiſcher Hochkultur darſtellt. Genannt wurde auch ſchon J. Hanikas wegweiſende Veröffentlichung über „Sudetendeutſche Volkstrachten“[61], die letztes Jahr im erſten Bande erſcheinen konnte. Die weibliche Tracht[62] wird entwicklungsgeſchichtlich und kulturgeographiſch unterſucht. Die wichtigſten Formen werden in räumlich und zeitlich weit ausgreifender Darſtellung eingehend betrachtet. Ein beſonderer Vergleich gilt den eigenen Formen der Kopftrachten Mittel- und Oſteuropas. Hanika entdeckte drei Grundrichtungen des geſtaltenden Handelns (ein ſüdliches, nördliches und öſtliches Prinzip) und konnte auf dieſer Grundlage 6 ausgeprägte Geſtalttypen feſtſtellen: 1. Finnvölkiſch-iraniſch (das Prinzip der „Phrygiſchen Mütze“), 2. Niederdeutſch-nordiſch, 3. Fränkiſch-mitteldeutſch, 4. Süddeutſch, 5. Slawiſch, 6. Baltiſch-ruſſiſch. Zugleich wird anſchaulich gemacht, daß dies Ausdrucksformen innerer Geſtaltungsgeſetze ſind, die ſich auch in anderen Schaffensbereichen äußern. Beſonders deutliche Beziehungen ergeben ſich zum Haus als dem der Kleidung am nächſten ſtehenden Sachbereich. „Die verſchiedene Formungsrichtung wirkt ſich zunächſt darin aus, wie der Menſch das Haus über ſich ausrichtet, während er auf den gemeinſamen Verkehrsweg bzw. Dorfplatz blickt: Es ergeben ſich dabei zunächſt zwei Hauptformen: Giebelſtellung und Traufenſtellung. Auf Grund der Unterſuchung der Haubenformen iſt es eindeutig, daß dem S- und N-Prinzip die Giebelſtellung entſpricht, dem O-Prinzip die Traufenſtellung, daß alſo allen deutſchen Hausformen, ganz unabhängig von ihrer Grundriß- und Aufrißgeſtaltung, urſprünglich die Giebelſtellung, dem ſlawiſchen Haus aber die Traufenſtellung artgemäß iſt[63]."

---

[58] Vgl. ebenda S. 48 Anm.

[59] Die Friedländer Volkskunde. Allg. Teil II, Heft 2—5. Friedland 1927—1930. Heimatkunde des Bezirkes Reichenberg in Böhmen, II. Band, S. 221ff. (Reichenberg 1932).

[60] Siehe S. 434; vgl. auch ſeine Ausführungen im Deutſchen Archiv für Landes- und Volksforſchung Jg. II, 1938, Heft 1, S. 1ff.

[61] Vgl. S. 434; der 2. Teil wird den ſudeten- und karpatendeutſchen Trachtlandſchaften gewidmet ſein und vor allem auf den Fragenkreis „Tracht und Gemeinſchaft“ eingehen.

[62] Die männliche Tracht iſt z. T. ſchon von R. Helm in dem Buche „Die bäuerlichen Männertrachten im Germaniſchen Nationalmuſeum zu Nürnberg“ (Heidelberg 1932) behandelt worden.

Mit dieſem Werk und insbeſondere mit der raſſekundlichen Betrachtungsweiſe im 2. Abſchnitt hat Hanika den Weg gewieſen, auf dem die deutſche Volkskunde „als Kunde von Weſen und Lebensbedingungen der arteigenen Überlieferungswelt des deutſchen Volkes" weiterſchreiten ſoll. Er hat Beleg um Beleg dafür erbracht, daß in den Erbanlagen der raſſegebundenen Daſeinsgemeinſchaft die formbildende Kraft, die einſt den Hochkulturſtil ſchuf, noch immer weiterlebt, und in dieſem Zuſammenhang mit Recht betont, daß ſich aus dieſer Schau der Unterſchied zwiſchen Ober- und Unterſchicht aufhebt.

Wie hier Hanika im großen die Frage des Arteigenen beleuchtet, ſo wurden wiederholt Verſuche unternommen, die Stammesart in ihren beſonderen Merkmalen zu beſtimmen und zu kennzeichnen. Hierbei macht ſich nicht ſelten Schönfärberei und einſeitiges Urteil geltend. Noch größere Schwierigkeiten ergeben ſich, wenn man die Volksart zu erfaſſen ſucht und etwa die wichtigſten geiſtig-ſeeliſchen Züge von Volksgruppen oder gar Untergruppen auf einen gemeinſamen Nenner zu bringen ſucht. Dies iſt namentlich bei Sprachinſeln mit einer nicht einheitlichen Bevölkerung keine leichte Aufgabe[64]. Volkskundlich wertvoll ſind die Verſuche, bei bedeutenden Dichtern den Anteil, den Blut und Boden, Stamm und Heimat an ihrem Schaffen haben, herauszuheben[65].

Schlüſſe auf das Arteigene laſſen ſich ebenſo aus einem Vergleiche zweier Nachbarvölker ziehen. In einer Arbeit „Volksnachbarliche Wechſelbeziehungen der Deutſchen und Tſchechen in Böhmen"[66] hat Hertha Wolf insbeſondere beim Volkslied das Gegenſätzliche der beiden Völker gut herausgefunden. Der Tſcheche liebt das Breite und Behagliche, daher bevorzugt er das ausführliche Märchen gegenüber der Sage und daher ſind auch ſeine Lieder nicht ſo kurz und knapp wie die deutſchen Volkslieder. Er führt alles weiter aus und liebt die Kleinmalerei. Er macht es hier genau ſo wie beim Haus, das er vom Deutſchen übernommen, aber in Einzelheiten verziert und ausgeſchmückt hat. Während im Deutſchen das Epiſche und ernſtes Sangesgut vorherrſcht, überwiegt im Tſchechiſchen das Lyriſche und das heitere Tanzlied. Das bodenſtändige tſchechiſche Lied kennt den Auftakt nicht, mit dem das deutſche Volkslied faſt ſtets beginnt. Es hält aber mehr als das deutſche Lied, das in muſikaliſcher Hinſicht mehr Freiheit zeigt, an einem ſtrengen Zeitmaß feſt. Vom deutſchen Lied hat das tſchechiſche Volkslied in Böhmen die Durweiſen übernommen und unterſcheidet ſich in dieſem Punkte ſtark von dem tſchechiſchen Volkslied in Mähren, bei dem die alten Mollweiſen überwiegen. Damit ſtimmt die Feſtſtellung überein, daß die Tſchechen in Mähren weicher, empfindſamer und nachgiebiger als die ſehr ſtark mit deutſchem Blut durchſetzten Tſchechen Böhmens ſind. Und gerade im Weſen der Tſchechen in Böhmen deckt der volkskundliche Forſcher auffällige Eigenſchaften und auch Widerſprüche auf. Sie erklären ſich zum größten Teil aus der Tragik des tſchechiſchen Volkes, das mitten unter die Länder und Völker der höchſten Bildungsſtufen zu liegen kam und ſo Anteil an der weſteuropäiſchen Kultur erhielt, dabei aber ein an Zahl kleines Volk ohne Weltſprache und ohne Weltgeltung iſt. Es mußte ſo zu einem Zwieſpalt im Weſen des Tſchechen kommen: Seine ſlawiſche Erbanlage wurde durch dieſe weit nach Weſten vorgeſchobene Stellung in eine weſensfremde Geiſteswelt hineingezwängt und ringt bis heute vergebens nach einem völligen Ausgleich. Seit E. Lehmann ſeine mehr vom Geſichtspunkte des Volksbildners verfaßte „Sudetendeutſche Volkskunde“[67] herausgegeben hat, iſt keine Geſamtdarſtellung der ſudetendeutſchen Volkskunde in Angriff genommen worden. Für die Zips hat J. Gréb[68] eine Zuſammenfaſſung verſucht. Überblicke über das Stoffgebiet und die Aufgaben der Forſchung hat G. Jungbauer in einem vornehmlich für den Mittelſchullehrer geſchriebenen Buche[69] gegeben, in dem das Hauptgewicht auf die im Schulunterricht im Vordergrunde ſtehende Volksdichtung und im beſonderen auf die Sage gelegt wurde. Vom gleichen Verfaſſer ſtammt eine Darſtellung, die in dem großen Bildwerk „Sudetendeutſchtum“[70] erſchienen iſt und beſonders den Zuſammenhang mit der Schutzvereinsarbeit betont, ferner eine Überſicht in tſchechiſcher Sprache in dem Reihenwerk Vlaſtivěda (Vaterlandskunde)[71], die die tſchechiſche Öffentlichkeit über den derzeitigen Stand der deutſchen Volkskunde in der Tſchechoſlowakei unterrichtet, und endlich der Verſuch, die „Sudeten- und karpathendeutſche Volkskunde“[72] in ihren gemeinſamen Grundlagen und Vorausſetzungen zu umreißen.

---

[63] Hanika, a. a. O., S. 243.

[64] Vgl. G. Jungbauer, Deutſche Volkskunde mit beſonderer Berückſichtigung der Sudetendeutſchen, Brünn, Prag, Reichenberg 1936, S. 16ff.

[65] Vgl. K. Eßl, Adalbert Stifters Bauerntum. In: SudZfVk. 1 (1928), S. 6ff., 51ff., 139ff., 185ff. und SA als Nr. 9 der Schriften zugunſten des Böhmerwaldmuſeums, Oberplan 1928.

[66] Diſſ. (ungedruckt), Prag 1936.

---

[67] Leipzig 1926; vgl. auch ſeinen Beitrag in Archiv für Landes- und Volksforſchung, Jg. I, 1937, Heft 3, S. 538.

[68] Zipſer Volkskunde, Kesmark und Reichenberg 1932.

[69] Deutſche Volkskunde mit beſonderer Berückſichtigung der Sudetendeutſchen. In: Handbuch für die deutſchen Schulen in der Tſchechoſlowakei. III. Reihe. Wiſſenſchaftliche Handbücher für den Lehrer. 1. Band, Brünn, Prag, Reichenberg 1936.

[70] Ein Land, ein Volk und ſeine Arbeit. Im Einvernehmen mit dem Deutſchen Kulturverbande hrsg. vom Ed. Kaiſer Verlag, Böhm.-Leipa und Leipzig 1936.

[71] Řada II. Národopis (II. Reihe. Volkskunde), Prag 1937.

[72] Das Sudetendeutſchtum. Sein Weſen und Werden im Wandel der Jahrhunderte. (Feſtſchrift zur Feier des 75jährigen Beſtandes des Vereines für Geſchichte der Deutſchen in Böhmen, II. Bd.), Brünn 1937.

Die ſiedlungsgeographiſche Forſchung in den ſüdoſtdeutſchen Volksinſeln

Von Egon Lendl, Wien

Wohl kein Zweig der geographiſchen Forſchung hat ſo innige und ſinnfällige Beziehungen mit der Volksinſelforſchung wie die Siedlungsgeographie, wird doch die Eigenſtändigkeit einer Volksinſel meiſt im Landſchaftsbild durch ein beſonders geartetes Gefüge des Siedlungsbodens und der Siedlungsformen gekennzeichnet. Es iſt daher verſtändlich, daß in faſt keiner der zahlreichen Darſtellungen volksdeutſcher Inſeln Bemerkungen fehlen, die auf den Gegenſatz zur Umwelt hinweiſen. Dieſe wenigen Angaben in den Darſtellungen machen uns unter Umſtänden auf das Problem aufmerkſam. In den meiſten Fällen wird allerdings durch eine derartige oberflächliche Betrachtung das ſiedlungsgeographiſche Bild in ſeiner weſentlichen Bedeutung nicht voll erfaßt. Der Sprachinſelraum und beſtimmte ſiedlungsgeographiſche Erſcheinungen decken ſich nämlich in ihrer Verbreitung nur ſelten ganz vollſtändig, und beſtimmte Siedlungsformen kehren oftmals im benachbarten fremdvölkiſchen Bereich wieder. Die ſiedlungsgeographiſche Forſchung hat daher ſtets über den Sprachinſelraum hinaus die Siedlungsformen zu beobachten und in das Bild der ganzen Kulturlandſchaft einzuordnen. Es iſt daher nicht möglich, eine beſtimmte ſiedlungsgeographiſche Erſcheinung von vornherein als deutſch oder nichtdeutſch zu erklären, da ein Großteil der deutſchen Siedlungen im Südoſten durch ihre weite Entfernung vom Mutterland in Landſchaften angelegt wurde, in denen andere Lebens- und daher auch andere Siedlungsbedingungen für die Geſtaltung des Kulturlandſchaftsbildes maßgebend waren. Daher konnten ſich die vom Mutterland mitgebrachten Siedlungsformen nicht weiter fortbilden und mußten ſich als unzweckmäßig herausſtellen. Dies gilt beſonders von jenen Formen, die mit der deutſchen Siedlungsbewegung der Neuzeit entſtanden, als die großen Steppenräume des europäiſchen Oſtens oder die ſubtropiſchen Urwaldgebiete der Überſee beſiedelt wurden und ſich neue Siedlungs- wie auch Hausformen entwickelten. Es werden damit Fragen aufgeworfen, die nicht nur aus der Blickrichtung des Mutterlandes zu löſen ſind, ſondern auch einer genauen Kenntnis der ſiedlungsgeographiſchen Bedingungen und Siedlungstechniken in den einzelnen mit deutſchen Volksinſeln ausgeſtatteten Landſchaftsräumen bedürfen. Die Siedlungsgeographie der Sprachinſeln wird daher nie eine deutſche Siedlungskunde im engeren Sinn ſein können, ſondern darüber hinaus auch Kenntniſſe über das Siedlungsweſen der anderen Völker und Volksgruppen, in die die deutſche Siedlung hineingeſtellt iſt, vermitteln müſſen.

In der folgenden Abhandlung ſoll nun der Verſuch unternommen werden, einen Überblick über den Stand der ſiedlungsgeographiſchen Arbeiten in den ſüdoſtdeutſchen

Volksinſeln zu geben und im Anſchluß daran auf einige ihrer Probleme und nächſten Aufgaben aufmerkſam zu machen.

Dieſe Arbeit nimmt auf den ganzen Südoſten Bezug, vor allem auf die deutſchen Volksinſeln im Karpatenraum und ſeiner Randlandſchaften, ferner auf die Gebiete an der unteren Donau und auf Beſſarabien, wo ſich der aus dem Nordweſten kommende Koloniſationsſtrom mit dem ſüdöſtlichen trifft[1]. Damit wird alſo ein ausgedehnter Landſchaftsraum in die Betrachtung einbezogen, in dem aber der deutſche Volksboden trotz großer Volksinſeln, wie etwa der über 3000 qkm umfaſſenden Schwäbiſchen Türkei, dem Sprachinſelgebiet der Banater Heide oder Südbeſſarabiens, nur einen geringen Bruchteil ausmacht.

Entſcheidend für die Lage der deutſchen Volksinſeln in dieſen Landſchaftsräumen iſt es, daß der europäiſche Südoſten in ſeiner Geſamtheit phyſiſch-geographiſch ein komplizierteres, in kleinere Landſchaften aufgelöſtes Gebiet als Nordoſteuropa darſtellt und außerdem zahlreiche Völkerſchaften mit verſchiedenem kulturellem Gepräge beherbergt[2]. Neben den ausgedehnten Gebirgslandſchaften im Bereich der Karpaten und des dinariſchen Gebirges ſind weite Teile des Landes Berg- und Hügelland, dazwiſchen ſchalten ſich weitgeſpannte Tiefebenen. Die deutſche Siedlung iſt in allen drei Landſchaftsteilen vertreten und ergibt ſchon bei Betrachtung ihrer landſchaftlichen Umgebung ein verſchiedenartiges Erſcheinungsbild. Das Verhältnis der beiden Koloniſationsbewegungen im Oſten zu den Landſchaften wurde ſchon von W. Kuhn in einem weiteren Rahmen und anderem Zuſammenhang behandelt und auch kartographiſch dargeſtellt[3]. Hier ſeien dieſe Ausführungen vom geographiſchen Standpunkt und noch nach einigen Richtungen ergänzt, wobei auf die wichtigſten Tatſachen des Kuhnſchen Aufſatzes mit verwieſen wird.

Räumlich wohl von geringer Ausdehnung, für die ſiedlungsmäßige Erſchließung aber recht bedeutſam, ſind die deutſchen Volksinſeln in den Gebirgslandſchaften der Karpaten; vermochte doch die deutſche Koloniſation, hier Gebirgstäler und Becken vielfach erſtmalig einer intenſiven agrariſchen bzw. forſtlichen Nutzung zuzuführen. Dies gilt ſowohl für das Volksinſelgebiet aus dem Mittelalter in der Mittelſlowakei wie auch für die neuzeitlichen Siedlungen in den Waldkarpaten, und dem Banater Bergland. An manchen Stellen iſt auf dieſe Weiſe eine Kulturlandſchaft geprägt worden, die, wenn ſie auch als deutſcher Lebensraum ſpäter verlorenging, ſich doch zwiſchen dem Volksboden der Slowaken und Ruthenen und dem der Madjaren mit einem deutlichen deutſchen Gepräge einſchaltete.

Trotzdem nur mehr Reſte des urſprünglichen deutſchen Volksbodens beſtehenblieben, hat ſich doch die Kulturzone als Ganzes zu erhalten vermocht. Ähnliches gilt auch für einzelne Gebiete der Oſt- und Südkarpaten, wo ſich die deutſchgeprägte Landſchaft im Gebirgsland gegenüber der vom rumäniſchen Wanderhirtentum geſtalteten ſcharf abhebt.

Eine landſchaftliche Sonderſtellung beſitzt ferner das deutſche Siedlungsgebiet im Bereich des Berg- und Hügellandes. Beſonders im Raum zwiſchen Alpen-Oſtrand und Donau, alſo im ungariſchen „Transdanubien", ſind dem Deutſchtum im weſentlichen die Berg- und Hügellandſchaften als Siedlungsraum vorbehalten; ſo z. B.

---

[1] E. Lendl, Die neuzeitliche deutſche Oſtſiedlung, Deutſche Monatshefte in Polen, Jg. III 1936, Heft 1.

[2] Die Kleinraumgliederung einzelner Landſchaften des Nordoſtens kann trotzdem eine mannigfaltigere ſein. Vgl. W. Kuhn, Das Deutſchtum in Kongreßpolen und Ungarn. Deutſche Monatshefte in Polen, Jg. 1, 1934, Heft 1.

[3] W. Kuhn, Die deutſchen Siedlungsräume im Südoſten. Deutſches Archiv für Landes- und Volksforſchung, Jg. 1, Leipzig 1937, Heft 4, S. 808ff., Karte XV.

das ſüdweſtliche ungariſche Mittelgebirge und das Berg- und Hügelland um Fünfkirchen. Selbſt der größte Teil des ſiebenbürgiſch-ſächſiſchem Volksbodens iſt im Hügelland gelegen, und auch in anderen Gebieten bevorzugt die deutſche Siedlung dieſe Oberflächenformen.

In den trockenen und vielfach lößüberlagerten Teilen der großen Tiefländer und im Niederungsland der großen Ströme Südoſteuropas iſt der deutſche Siedlungsraum weit ausgedehnt. Hier wird durch die deutſche Koloniſation der früher dem Wanderhirtentum überlaſſene Steppenraum beſiedelt und erſtmalig in beiſpielgebender Weiſe die landwirtſchaftliche Nutzung dieſer Gebiete eingeleitet. Mehr noch als für den Karpatenraum gilt dies für Beſſarabien und Teile der Dobrudſcha. Es hat ſich daher in dieſen, am weiteſten vom Mutterland abgelegenen Gebieten das von den binnendeutſchen Verhältniſſen am ſtärkſten abweichende Bild einer Kulturlandſchaft entwickeln können.

Zwiſchen den einzelnen, durch die Natur in ihrer Erſcheinungsform ſcharf voneinander unterſchiedenen deutſchen Siedlungsräumen, gibt es eine Reihe von Übergangsgebieten, in denen ſich auf engem Raum die verſchiedenſten Landſchaftsbilder zuſammendrängen. Dies gilt natürlich auch dann, wenn die räumliche Ausdehnung der deutſchen Volksinſel ſo gering iſt, daß es in dem völkiſchen Miſchgebiet nicht zur Bildung einer einheitlichen Kulturlandſchaft kommen kann.

Für die ſiedlungsgeographiſche Betrachtung im deutſchen Sprachinſelraum iſt die geſchichtliche Unterſuchung von beſonderer Wichtigkeit, da ſie uns über die näheren Umſtände, die zur Anſiedlung führten und über Ausmaß und Geſtaltung dieſer Bewegung näher unterrichtet. Wenn ſich auch nicht überall beſtimmte Siedlungsformen mit den einzelnen hiſtoriſchen Anſiedlungsperioden decken, ſo iſt doch gerade die Siedlungsform mitunter eine wertvolle Quelle für die Zeitbeſtimmung der Einwanderung[4]. Neben der Landesnatur und der ſtammlichen Eigenart der Siedler iſt daher die Gründungszeit für das Siedlungsbild von beſonderer Wichtigkeit. Der großen Dreigliederung nach Landſchaftstypen ſteht eine zeitliche Zweigliederung im Siedlungsgebiet gegenüber; die mittelalterliche deutſche Oſtſiedlung und — nach der langen Türkenherrſchaft — die Siedlungsbewegung der Neuzeit, die vom ausklingenden 17. Jahrhundert bis in die Gegenwart hinein andauert.

Der mittelalterliche deutſche Koloniſationsbereich, deſſen Geſamtausdehnung im Südoſten noch wenig durchforſcht iſt, umfaßt den größten Teil der deutſchen Siedlungen im Raum der Weſtkarpaten (die Oberzips und die Gründe, die Kremnitz-Proben-Hochwies-Poliſcher Volksinſel und Deutſch-Pilſen) ſowie das deutſche Siedlungsgebiet in Siebenbürgen. Darüber hinaus war mittelalterlicher deutſcher Volksboden im Ofner Bergland, im Banat und anderen Teilen Ungarns anzutreffen. Auch in der Moldau, Walachei, in der Bukowina und vor allem im bosniſch-ſerbiſchen Gebirgsland[5] gab es mittelalterliches Deutſchtum, das erſt in kleinen Bruchſtücken ſeines urſprünglichen Beſtandes feſtgeſtellt werden konnte.

---

[4] Hier ſei beſonders auf die von W. Kuhn und K. Lück durchgeführten Arbeiten im polniſchen Raum hingewieſen. Auch für ein binnendeutſches Gebiet hat vor kurzem erſt A. Klaar eine recht genaue Feſtlegung beſtimmter Siedlungsformen mit beſtimmten Zeitperioden durchgeführt. W. Kuhn, Die jungen deutſchen Sprachinſeln in Galizien, Münſter i. W. 1930. K. Lück, Die deutſchen Aufbaukräfte in der Entwicklung Polens, Plauen 1934. A. Klaar, Die Siedlungs- und Hausformen des Wienerwaldes. Forſchungen z. deutſchen Landes- u. Volkskunde, XXXI, 5, Stuttgart 1936. Derſ., Die Siedlungsformen des öſterr. Mühlviertels. Deutſches Archiv für Landes- u. Volksforſchung, 1. Jg., 1937, Heft 1. Derſ., Die Siedlungsformen des Waldviertels. In: „Waldviertel", hrsg. v. Stepan, Wien 1937. Derſ., Die Grundzüge der Siedellandſchaft im öſterreichiſchen Donauraum. Südoſtdeutſche Forſchungen II, München 1937. Stadtgrundriſſe hat in dieſer Art Guſtav Treiber, in Siedlungsgeſchichtliche Unterſuchungen. Korreſpondenzblatt d. Vereins f. Siebenbürg. Landeskunde, 54. Jg., Hermannſtadt, 1931, S. 103 u. 175, hiſtoriſch einzuordnen verſucht.

Zur neuzeitlichen deutſchen Südoſtſiedlung gehört vor allem das bairiſche Stammesvorlandgebiet im ſüdweſtlichen ungariſchen Mittelgebirge und die ſchon faſt gänzlich untergegangene Sprachinſel um Groß-Kaniſcha. Zu ihr gehört ferner die vorwiegend mit Südweſtdeutſchen beſiedelte Schwäbiſche Türkei, die Batſchka und das Banat, die Umgebung von Arad und die Sathmarer Sprachinſel. In der Neuzeit entſtanden außerdem die Siedlungen im Tokaier Bergland, um Munkatſch, in den Waldtälern der Marmaroſcher Karpaten, in Slawonien-Syrmien und in Bosnien; darüber hinaus in Beſſarabien, der Dobrudſcha ſowie vereinzelte Kolonien im Gebiet der nordbulgariſchen Kreidetafel und in den Poljen Südſerbiens.

Nicht immer iſt ein beſtimmter Siedlungsraum ausſchließlich von einer einzigen Siedlerwelle erſchloſſen worden. Vielfach durchdringen ſich mittelalterliche und neuzeitliche Koloniſation und ſchaffen damit ein recht buntes Siedlungsbild. So treffen z. B. in der Oberzips und in der Mittelſlowakei mittelalterliche Siedlungen mit neuzeitlichen Gründungen zuſammen, zu denen ſich ſtellenweiſe Anſiedlungen aus allerjüngſter Zeit geſellen[6]. Groß iſt die Zahl der Siedlungen, die nicht unmittelbar vom Mutterlande her begründet wurden, ſondern einer Tochterſiedlungsbewegung aus ſchon beſtehenden Sprachinſeln ihr Entſtehen verdanken[7]. Dieſe ſind nunmehr Träger des Siedlungsprinzipes, das ſchon im Oſten geſtaltet wurde und von den Siedlungsformen des Mutterlandes weitgehend abweicht. Das Erbe der alten Heimat iſt aber, was die Siedlungsgeſtaltung betrifft, doch recht wirkſam und läßt an vielen Stellen eine Gliederung der Siedlungslandſchaften nach ſtammlichen Sonderarten zu. Beſonders der Koloniſt aus dem Egerland, dem Böhmerwalde, aber auch der aus den Alpenländern ſowie die an einigen Stellen angeſetzten Niederſachſen haben ihre Eigenart vielfach in den neuerſchloſſenen Gebieten behauptet, z. B. die Hannoveraner und Oldenburger in der Slowakei, die Weſtfalen im Werbastal, die Böhmerwäldler und Egerländer in Karpatenrußland, der Bukowina, dem Banat und Slawonien[8].

---

[5] E. Moór, Die älteſten deutſchen Siedlungen in der Theißebene. Deutſch-ung. Heimatblätter, 1. Jg, Budapeſt 1929, S. 181 f. K. Juháſz u. Adam Schicht, Das Bistum Timiſoara-Temesvar Vergangenheit und Gegenwart, Budapeſt 1934. F. Lotz, Spuren verloſchenen deutſchen Lebens. Mittelalterliche ſächſiſche Bergbauſiedlungen in Jugoſlawien. In: Deutſches Volksblatt, Neuſatz vom 28. März 1937. K. Jireček, Die Handelsſtraßen und Bergwerke von Serbien und Bosnien während des Mittelalters, Prag 1879. Rudolf Honigberger, Alte deutſche Städte in der Moldau und Walachei. Mitt. zur Geſchichte d. Deutſchtums in Großrumänien. Dtſch. politiſche Hefte, Jg. 5, 1925, Heft 1/2. R. Fr. Kaindl, Geſchichte der Deutſchen in den Karpatenländern, Gotha 1907, II. Bd., S. 353 ff.; E. Fiſcher: Die Kulturarbeit des Deutſchtums in Rumänien, ein Verſuch zur Grundlegung ihrer Geſchichte, Hermannſtadt 1911.

[6] J. Greb, Zur Herkunftsfrage der Zipſer Schwaben. Neue Heimatblätter, Jg. I, Budapeſt 1936, Heft 2, S. 171 ff. A. Karaſek-Langer, Deutſch-Pilſen, eine mittelalterliche deutſche Siedlung in Rumpfungarn. In: Heimat u. Volkstum, Sonntagsbeilage d. Schleſ. Zeitung 1930, Nr. 109. Mehrere Veröffentlichungen über junge Ausſiedlungen aus der Kremnitz-Probener Sprachinſel nach dem Weltkrieg. In: „Deutſche Stimmen“, Preßburg, Jg. 1936/37.

[7] So z. B. Teile des Deutſchtums von Slawonien und Syrmien, Dobrudſcha und Bosnien. Vgl. H. Haller, Die Entſtehung der deutſchen Tochterſiedlungen in Syrmien und E. Lendl, Die Stellung des Slawoniendeutſchtums unter den ſüdoſtdeutſchen Volksinſeln. In: Beiträge zur Kunde des Deutſchtums in Slawonien und Syrmien, Hrsg. Herm. Rüdiger, 1937. P. Träger, Das Deutſchtum in der Dobrudſcha. Schriften des Deutſchen Ausland-Inſtituts, Bd. 6, Stuttgart 1922. E. Lendl, Die Tochterſiedlungsbewegung in der Schwäbiſchen Türkei. In: Deutſches Archiv f. Landes- u. Volksforſchung, Jg. I, 1937, Heft 4, S. 828 ff.

[8] G. Willſcher, Cermany. Hannoveraniſche und Oldenburgiſche Siedler in der Slowakei, Prag 1928. Artikel Bosnien im Handwörterbuch für Grenz- u. Auslanddeutſchtum. E. Winter, Die Deutſchen in der

Die Siedlungsgeographie in den ſüdoſtdeutſchen Sprachinſeln iſt nicht nur von der deutſchen Siedlungsgeſchichte her beſtimmt, ſondern auch ſehr weſentlich von den Wanderungsbewegungen und Siedlungsplanungen der Völker und Staaten abhängig, mit denen Deutſche in unmittelbare Berührung treten. Lage, Geſtaltung und Ausbaumöglichkeit jeder einzelnen Volksinſel wird daher einer Mitbetrachtung dieſer Probleme bedürfen. So iſt die mittelalterliche deutſche Südoſtſiedlung zum größten Teil eingeordnet in das Aufbauwerk des mittelalterlichen ungariſchen Staates, der an den wichtigſten Punkten ſeiner Nord- und Oſtgrenze der Deutſchen als Grenzhüter bedarf. Ebenſo wirkt hier wie auch auf der Balkanhalbinſel die Erſchließung der wertvollen Bergſchätze als wichtige Triebfeder für die Anſiedlung deutſcher Menſchen. Damit werden wichtige Verkehrswege über den ſchützenden Wall der Karpaten durch deutſche Siedlungen gedeckt und erzreiche Landſchaften trotz abgelegener Lage erſtmalig beſiedelt und kulturell erſchloſſen. Im Zeitalter des Rückganges der geſamten deutſchen Oſtſiedlung geraten viele dieſer neuerſchloſſenen Siedlungslandſchaften dann in die Hände des benachbarten, den Deutſchen kulturell am nächſten ſtehenden Volkes und erweitern deſſen urſprünglichen Lebensraum[9].

Die neuzeitliche Südoſtſiedlung ſetzt nach den Verheerungen der Türkenzeit am Ende des 17. Jahrhunderts ein und ſoll die verwüſteten, ja z. T. faſt gänzlich unbevölkerten Landſchaften beſonders im ſüdlichen Ungarn „populariſieren". Dieſe Siedlungsbewegung iſt in der Auswahl ihrer Menſchen nicht einſeitig auf das Deutſchtum beſchränkt. Es geht vielmehr der im Geiſt der damaligen merkantiliſtiſchen Denkweiſe arbeitenden kaiſerlichen Hofkammer und auch den Privatherrſchaften um die Auffüllung des neu- oder wiedererworbenen Landes mit Arbeitskräften, unter denen allerdings die Deutſchen beſonders erwünſcht ſind und denen man beſtimmte, beſonders wichtige Stellungen anvertraut[10]. Dieſe bis ins kleinſte geregelte und von oben her durchgeführte Koloniſation wandelt ſich aber ſchon wenige Jahrzehnte nach der Anſiedlung z. T. in eine vom Volk ſelbſt getragene Siedlungsbewegung, die die Deutſchen nun ſelbſtändig veranlaßt, neue Gebiete für ſich zu erſchließen[11]. Gleichzeitig mit dieſer deutſchen Koloniſationsbewegung läuft im ſüdungariſchen Raum eine ſolche der Rumänen, der Südſlawen und im beſchränkten Ausmaß auch eine ſolche der Madjaren. Alle dieſe Völker laſſen ſich in den von der Hofkammer geſtalteten Siedlungen nieder und können nur an ganz wenigen Stellen die Eigenart ihrer bisherigen Siedlungs- und Lebensweiſe vollſtändig beibehalten. Die ſüdſlawiſche Siedlungsbewegung ſtellt ſich uns überdies als eine ſehr ausgedehnte Wanderbewegung dar, die aus den unter türkiſcher Herrſchaft ſtehenden Balkanländern kommt und den deutſch-madjariſchen Lebensraum ſehr weſentlich einengt[12]. Die neuzeitliche Südoſtſiedlung iſt vor allem deshalb von beſonderer Bedeutung,

---

Slowakei und Karpatenrußland, Münſter 1926. N. Zimmer, Die deutſchen Siedlungen in der Bukowina, Plauen 1931. P. Graſl, Geſchichte der deutſchböhmiſchen Anſiedlungen im Banat, Prag 1904. E. Lendl, Eine Egerländerkolonie in Weſtſlawonien, Sudetendeutſche Zeitſchrift für Volkskunde, Jg. 1932, Heft 1. Derſ., Die Böhmerwäldlerkolonie Miljanovac in Weſtſlawonien. In: Sudetendeutſche Zeitſchrift für Volkskunde, Jg. 1932, Heft 4.

[9] Beiſpiele dafür bietet der ehemals deutſche Siedlungsboden in der nördlichen Oſtſlowakei, der nach ſeiner Entdeutſchung zur Vergrößerung des ſlowakiſchen Volksbodens, und nördlich der Karpaten das Gebiet der Gluchoniemzy im San-Weichſeldreieck, das zur Erweiterung des polniſchen Volksbodens beitrug.

[10] K. Schünemann, Die Einſtellung der thereſianiſchen Inpopulation. In: Jahrbuch des Wiener ungariſch-hiſtoriſchen Inſtituts, Jg. 1, Wien 1931.

[11] H. Haller, Die Entſtehung der deutſchen Tochterſiedlungen in Syrmien, a. a. O. Artikel Batſchka und Banat im Handwörterbuch des Grenz- und Auslanddeutſchtums.

[12] J. Weidlein, Die volklichen Verhältniſſe der Schwäbiſchen Türkei im 18. Jahrhundert. In: Südoſtdeutſche Forſchungen I, München 1936.

weil durch ſie erſtmalig in manche Gebiete wieder der bäuerliche Menſch kommt und weſentlich zur Wandlung des Kulturbildes beiträgt. Dabei fällt natürlich dem deutſchen Bauern vermöge ſeiner kulturellen Höhe eine beſondere Rolle zu. Dasſelbe gilt auch von den nichtbäuerlichen Koloniſten, die in jener Zeit als Holzarbeiter und Bergleute von neuem nach dem Oſten ſtrömen[13]. Im 19. Jahrhundert endlich kommt es — mit Ausnahme weniger Stellen im Karpatenraum — nur in Beſſarabien zu einer planmäßig durchgeführten ſtaatlichen Koloniſation. Bei dieſer ſind neben anderen Völkern die Deutſchen wieder in hervorragendem Ausmaße mitbeteiligt. Anſonſten iſt von jetzt ab die Ausweitung des deutſchen Siedlungsraumes nur den Menſchen aus den ſchon beſtehenden Sprachinſeln überlaſſen, ſo z. B. in der Dobrudſcha und in Slawonien-Syrmien.

Hat die neuzeitliche Südoſtkoloniſation im 18. Jahrhundert die Beſiedlung der großen Tiefebenen, die ſchon z. T. Steppencharakter tragen, begonnen, ſo greift ſie im 19. Jahrhundert auch auf die Steppengebiete des walachiſchen Tieflandes und der entfernteren Teile des Schwarzen Meergebietes über. Es wird damit ein für die Kulturlandſchaftsgeſtaltung des ſüdlichen Oſteuropa beſtimmender Abſchnitt eingeleitet; gleichzeitig ermöglicht die Regulierung der großen Tieflandſtröme und die Verkehrserſchließung durch Eiſenbahn, Flußſchiffahrt und Straße im Karpatenraum eine viel intenſivere landwirtſchaftliche Nutzung weiter Teile des Niederungslandes an den Strömen, ja, die Regulierung der Theiß und Donau ſowie ihrer Nebenflüſſe geben erſt die Möglichkeit, große Landſtriche Ungarns in den Siedlungsvorgang miteinzubeziehen. Rein räumlich iſt alſo mit der techniſchen Fortentwicklung die Siedlungsmöglichkeit von neuem gewachſen und den Menſchen im Südoſten neues Land zur Aufbereitung zur Verfügung geſtellt worden. Es iſt verſtändlich, daß auch an dieſer Durchſiedlung der ungariſchen Tiefebene und der Entwicklung der dieſen Betrieben eigenen Lebensform der Deutſche nicht ganz unbeteiligt bleibt, ſei es nun als Großbauer auf den großgrundbeſitz-ähnlichen Betrieben oder als Kleinſiedler auf neuerſchloſſenen Böden. Die damit ſtellenweiſe verbundenen neuen Siedlungsformen (Einzelhöfe), ſeien es in Ungarn der Sallaſch oder die Tanya, in Beſſarabien-Südrußland der Chutor, haben eine bisher unbekannte Wohn- und Wirtſchaftsweiſe vereinzelt im deutſchen Sprachinſelraum entſtehen laſſen.

Die nach dem Weltkrieg im Südoſten allenthalben einſetzende Agrarreform ſchränkt den Großgrundbeſitz weitgehend ein und läßt die Siedlungsformen der Gutsherrſchaft, den Meierhof und die Gutsarbeiterſiedlung in manchen Gebieten verſchwinden. Damit ſcheiden aus dem Flurbild die großen Landtafeln aus und an ihre Stelle tritt eine reich aufgegliederte Flur, wie ſie für Klein- und Zwergbeſitz charakteriſtiſch iſt. Neuſiedlungen entſtehen vielfach als Zuſiedlungen zu ſchon beſtehenden Bauerngemeinden. Nur in den ſeltenſten Fällen (Beſſarabien, Hektargemeinden) vermag in dieſer jüngſten Umgeſtaltung der Deutſche ſich mit einzuordnen. Die Siedlungen der Agrarreform bedeuten vielmehr faſt überall eine Einengung des deutſchen Lebensraumes. An einzelnen Stellen allerdings hat die Agrarreform indirekt kleinere deutſche Siedlungsbewegungen ausgelöſt, wie etwa die Wanderung deutſcher Bauern aus Kremnitz-Proben in die Südſlowakei oder aus der Batſchka und dem Banat auf aufgelaſſene Tſchiflikgüter nach Mazedonien. Vom Mittelalter bis zur jüngſten Gegenwart ſteht alſo die deutſche Siedlungsbewegung mitten im Bewegungsſtrom der Völker und Staaten der von ihr erreichten Landſchaften. Sie iſt mit eingefügt in das Wirtſchafts- und Sozialgefüge ſowie in das politiſche Schickſal dieſer Räume. Trotzdem weiſt die deutſche Siedlung im einzelnen eine nicht unweſentliche Artverſchiedenheit auf, die ſich dann im Siedlungsbild der Kulturlandſchaft widerſpiegelt.

---

[13] A. Stanglica, Die Anſiedlung von Oberöſterreichern in Deutſch-Mokra im 18. Jahrhundert. In: Deutſches Archiv für Landes- und Volksforſchung, 1. Jg., 1937, Heft 4, S. 840ff.; Artikel Banat und Bergbau im Handwörterbuch des Grenz- und Auslanddeutſchtums.

Es iſt bisher verſucht worden, einen kurzen Überblick über die ſüdoſtdeutſchen Siedlungen und ihre Einordnung in den Raum zu geben. Im folgenden ſoll an Hand der bisherigen Arbeiten zur Siedlungsgeographie der deutſchen Südoſtſprachinſeln die Entwicklung der Forſchung im einzelnen aufgezeigt werden. Eine reſtloſe Erfaſſung aller Arbeiten war bei der Unüberſichtlichkeit der oft als kleine Sonderveröffentlichungen und Zeitſchriftenaufſätze erſchienenen Beiträge nicht möglich und wurde auch nicht angeſtrebt. Es handelt ſich vielmehr darum, an Hand der Arbeiten den Gang und die Entwicklung der Forſchung in großen Linien aufzuzeigen. Der allgemeine Stand der wiſſenſchaftlichen Erforſchung der deutſchen Volksinſeln iſt noch ſehr ungleichartig und in raſcher Entwicklung begriffen. Vielfach iſt man über die einfachſten Fragen wie Ausdehnung des deutſchen Siedlungsraumes und Herkunft der Koloniſten noch nicht herausgekommen und nur ganz ſelten zu einer Geſamtbetrachtung der Volksinſeln innerhalb ihres Lebensraumes vorgeſtoßen. Für die ſiedlungsgeographiſche Forſchung ergeben ſich noch manche methodiſche Schwierigkeiten, da die junge Wiſſenſchaft um viele Grundlinien ringt und erſt in der letzten Zeit allgemeingültige Begriffe feſtzulegen verſucht[14].

Den eigentlichen Beginn der planmäßigen ſiedlungsgeographiſchen Forſchungen in den ſüdoſtdeutſchen Volksinſeln können wir trotz einzelner beachtlicher Verſuche und Hinweiſe in früherer Zeit[15] doch erſt mit dem Jahre 1925 anſetzen. Damals hat Prof. Uhlig am Deutſchen Geographentag in Breslau gewiſſermaßen offiziell zur geographiſchen Erforſchung des Auslanddeutſchtums aufgefordert[16]. Dabei wies er auf die beſondere Bedeutung der Siedlungsgeographie innerhalb der Geſamtbetrachtung einer Sprachinſel hin. Uhlig hat ſchon damals mit ſeinem erprobten Schülerkreis die Grundlinien aufgezeigt, nach denen eine derartige Forſchung vorzugehen hat und beſonders auf die Bearbeitung der neuzeitlichen Sprachinſeln hingewieſen. Standen bis zum Ausgang des Weltkrieges in den Unterſuchungen die mittelalterlichen Volksinſeln an erſter Stelle in der an ſich noch ſchütteren Behandlung derartiger Themen, ſo iſt mit dem Einſatz der modernen geographiſchen Forſchung auf dieſem Gebiet ein Wandel erfolgt. Es rücken immer mehr die neuzeitlichen, für die bisher mehr hiſtoriſch gerichteten Forſchungen weniger ergiebigen Sprachinſeln in den Vordergrund. Bei derartigen „geſchichtsloſen“ Sprachinſeln konnte doch eine geographiſche Betrachtungsweiſe, gleich der Volkskunde, weſentliche Werte für die Geſamtbetrachtung unſeres Volkstums ermitteln. Trotzdem iſt bisher die Zahl der ausſchließlich als geographiſche Facharbeiten geſchriebenen Abhandlungen nicht groß und ſie ſind großenteils aus der Schule Profeſſor Uhligs hervorgegangen.

---

[14] Vgl. z. B. A. Haberlandt, Zur Begriffsbildung für Siedlungs- und Haustypen in Niederöſterreich. Jahrb. für Landeskunde in Niederöſterreich. Jg. XXVI, 1936. (Feſtſchrift f. M. Vancſa). W. Ebert, Die ländlichen Siedlungsformen im deutſchen Oſten, Berlin 1937.

[15] A. Hettner, Leitlinien geographiſcher Auffaſſung des Auslanddeutſchtums. In: Der Auslanddeutſche, Jg. 1923. P. Traeger, Die Deutſchen in der Dobrudſcha. A. a. O. A. Dachler, Wiederbeſiedlung Ungarns. In: Zeitſchrift für öſterreichiſche Volkskunde, Jg. XXI, Wien 1915, S. 152ff.

[16] E. Uhlig, Die Entwicklung der auslanddeutſchen Siedlungen im Südoſten Europas in der Abhängigkeit von ihrer Umwelt. In: Verhandlungen des 21. Deutſchen Geographentages zu Breslau 1925, S. 151—168.

Zahlreicher ſind ſchon die Arbeiten, die neben einer allgemein auslanddeutſchen Themenſtellung auch ſiedlungsgeographiſch bedeutſame Ergebniſſe vermitteln. Es wird endlich auch in allgemein ſiedlungsgeographiſchen Überblicksdarſtellungen ſüdoſteuropäiſcher Länder auf die Siedlungsgeographie in den deutſchen Volksinſelgebieten hingewieſen[17]. Auch die allgemeine Weiterentwicklung der erſt kurz vor dem Weltkrieg zur ſtärkeren Bedeutung gelangten Siedlungsgeographie und die erſten Verſuche im Bereich der Wiſſenſchaftskreiſe der Südoſtvölker in dieſer Diſziplin erfolgen etwa zu gleicher Zeit, da von deutſcher Seite mit dem Erwachen des Verſtändniſſes für das Auslanddeutſchtum zur wiſſenſchaftlichen Erforſchung dieſer Probleme aufgerufen wird. So läuft an vielen Stellen die ſiedlungsgeographiſche Forſchung der Wirtsvölker parallel mit der vom Mutterland her angeregten Erforſchung der Siedlungsgeographie der deutſchen Volksinſeln. Eine direkte Berührung dieſer beiden Forſchungsrichtungen ergibt ſich allerdings noch nicht, da die ſiedlungsgeographiſchen Forſchungen der Südoſtvölker ſich ſelbſtverſtändlich vorzugsweiſe mit dem eigenen Volksgebiete beſchäftigen. Von madjariſcher Seite werden z. B. die ſiedlungsgeographiſchen Verhältniſſe im ungariſchen Tiefland, die durch die Tanyenausſiedlung geſchaffen wurden, ausführlich behandelt, auch die Stadtgeographie der Alföldſtädte unterſucht und alte Rückzugsgebiete madjariſcher Siedlung in den Forſchungsbereich einbezogen[18]. Die Südſlawen wiederum beſchäftigen ſich wohl in einzelnen Arbeiten auch mit Gebieten aus dem Bereich der ehemaligen öſterreichiſch-ungariſchen Monarchie in der Nachbarſchaft der deutſchen Siedlungen, richten aber ihr Hauptaugenmerk ſchon ſeit J. Cvijić auf die Erfaſſung der ſiedlungsgeographiſchen Verhältniſſe in den Balkanländern[19]. Ähnliches gilt auch von rumäniſchen Arbeiten. Hier ſind hauptſächlich die Arbeiten zu nennen, die von den Geographiſchen Inſtituten der Univerſitäten Klauſenburg und Bukareſt aus eingeleitet wurden, und die auch meiſt in den Veröffentlichungen dieſer Inſtitute ihren Niederſchlag finden[20].

Auch im Gebiet der Slowakei und Karpatenrußlands iſt von ſeiten der Tſchechen und Slowaken beſonders auf Anregung des Profeſſors für Geographie an der ſlowakiſchen Univerſität in Preßburg, Jiři Kral, nach dieſer Richtung gearbeitet worden. Neben Überblicksdarſtellungen liegen einige örtliche Unterſuchungen vor; ſehr ſtark iſt hier wie auch bei den Rumänen die Aufmerkſamkeit den Hirtenſiedlungen auf den Hochweiden der Karpaten gewidmet[21]. Später greifen einzelne nichtdeutſche Arbeiten auch auf deutſche Volksinſeln über und verſuchen den Lebensraum deutſcher Sprachinſeln darzuſtellen. Unter dieſen Arbeiten befaßt ſich K. Kogutowics in ſeinen länderkundlichen Darſtellungen[22] ausgeſprochen ablehnend und mehr als einſeitig mit dieſer Frage und wendet ſich ſcharf gegen die Art der wiſſenſchaftlichen Forſchung von deutſcher Seite in den deutſchen Volksinſeln. Er gibt auch eine ſehr weſentlich von den Deutſchen abweichende Darſtellung der deutſchen Volksinſeln im weſtlichen Ungarn. In dieſem Zuſammenhang iſt auch noch die Arbeit von F. Tóth über die geographiſche Verbreitung der Siedlungsformen des Deutſchtums in Ungarn weſtlich der Donau zu nennen[23]. Ebenſo die Arbeit von Paul Szábo über die Siedlungsgeographie von Fünfkirchen und Umgebung[24].

---

[17] G. Prinz, Die Siedlungsformen Ungarns. In: Ungariſche Jahrbücher, Berlin 1924. St. Tátray, Die Siedlungsverhältniſſe und die Flurbereinigung in Ungarn. In: Struktur und Verfaſſung der ungariſchen Landwirtſchaft, Veröffentlichung I der Ung. Agrarwiſſenſchaftlichen Geſellſchaft, I. Darányi, Budapeſt 1937, S. 55ff. V. Mihăileſcu, O hartă a aşezărilor rurale din România (Eine Karte der ländlichen Siedlungen Rumäniens). In: Buletinul societăţii regale Române de Geografie Tomne LIII, Bukareſt 1934, S. 372ff.

[18] So z. B. die zahlreichen Arbeiten von J. Györffy über das Tanyenweſen, zuletzt eine Zuſammenfaſſung. A magyar tanya; Földrajzi közlemények, 65. Jg., Budapeſt 1937, S. 70ff. Zur Stadtgeographie ſiehe neben J. Györffys Nyiregyháza és Debrecen telepules formája („Die Siedlungsform von Nyiregyháza und Debrecen"). In: Föld és Ember Bd. 9, Budapeſt 1929, S. 1—21, noch T. Mendöl, Morphologie der Städte des Alföldes. In: Tiſia, Arbeiten d. wiſſenſchaftlichen S. Tisza Geſellſchaft in Debrecen, 1. Bd. 1936; Heft 1. G. Koloſváry: A tiszai települések és a halászat összefüggese (Die Siedlungen an der Theiß und ihr Zuſammenhang mit der Fiſcherei). „Föld és Ember", Bd. 8, Budapeſt S. 102—114.

[19] Hier beſonders die von J. Cvijić angeregte Schriftenreihe: Našelja srpshich zemalja (Siedlungen der ſerbiſchen Länder), ſpäter Našelja i poreklo stanovoništva (Siedlung und Herkunft der Bevölkerung).

[20] z. B. Vergez-Tricomi, Les types d'habitat rural dans le Banat roumain, Bukareſt 1928. St. Manciulea, Recherches sur les établissement ruraux de la plaine de la Tissia, Bukareſt 1931. R. Vuia: Ţara Haţegului şi regiunea pădurenilor (Das Land um Hatzeg und das Gebiet d. Padureni). In: Lucrările Institutulni de Geografie al Universităţii din Cluj Vol. II. Klauſenburg 1926, S. 35ff.

Es muß auch erwähnt werden, daß neben dieſen von madjariſcher Seite veröffentlichten Arbeiten noch mehrere Unterſuchungen in madjariſcher Sprache erſchienen ſind, die aber von Deutſchen geſchrieben wurden[25]. Umgekehrt liegen gelegentlich auch deutſchgeſchriebene Arbeiten von madjariſchen Forſchern vor[26].

Wie ſchon eingangs erwähnt, iſt die ſiedlungsgeographiſche Forſchung in den ſüdoſtdeutſchen Sprachinſeln beſonders in der erſten Zeit zumeiſt von Binnendeutſchen durchgeführt worden. Erſt ſpäter, als ſich nach der jahrzehntelangen Periode der Madjariſierung, insbeſonders in den von Ungarn abgetrennten Gebieten eine deutſche Intelligenzſchicht zu bilden beginnt, treten auch einheimiſche Forſcher auf, die das angeregte Werk weiterführen. Der überwiegende Teil der Arbeiten betrifft das donauſchwäbiſche Siedlungsgebiet, aus dem auch die führende Perſönlichkeit in der wiſſenſchaftlichen Erforſchung des Südoſtdeutſchtums Jakob Bleyer kam. Es iſt daher nicht zu verwundern, daß gerade aus ſeinem Schülerkreis auch für die ſiedlungsgeographiſche Forſchung ſich Bearbeiter finden.

Von deutſcher Seite erſcheinen zunächſt nach dem Weltkrieg eine Reihe von erſten Überſichten über die deutſchen Siedlungsgebiete im Südoſten. Sie haben faſt alle als geographiſch-ſtatiſtiſche Arbeiten zu gelten und bringen nur gelegentlich auch Hinweiſe auf die Siedlungs- und Wohnweiſe der deutſchen Koloniſten, ſind aber doch vorwiegend nur als erſte Einführungen zu werten. Hierher gehört neben einem Aufſatz von K. Uhlig über das beſſarabiſche Deutſchtum[27] die Arbeit von A. Rieth über die geographiſche Verbreitung des Deutſchtums in Rumpfungarn und die Arbeit von H. Meier über das Deutſchtum in Bosnien[28]. Hermann Rüdiger verſucht in ſeiner Darſtellung über das Donauſchwabentum der ſüdſlawiſchen Batſchka erſtmalig eine Gruppierung der Siedlungen vorzunehmen und an Hand einer Schilderung der völkiſchen und wirtſchaftlichen Situation in den einzelnen Batſchkaer deutſchen Gemeinden uns einen Einblick in dieſen deutſchen Siedlungsraum zu geben[29]. Von demſelben Verfaſſer ſtammt auch eine Arbeit über das ſüdungariſche Schwabentum im Allgemeinen[30]. Alle dieſe Arbeiten enthalten wertvolle ſiedlungsgeographiſche Hinweiſe. Ebenſo ſind ſolche zu finden bei J. Straubinger, der das Sathmarer Schwabentum behandelt, und bei K. Stumpp, der uns eine Darſtellung des Deutſchtums in Beſſarabien und den angrenzenden ſüdruſſiſchen Gebieten liefert[31]. Spezieller auf die Frage der Siedlungsgeographie geht ſchon der kleine Aufſatz von Ch. Kalmbach über das deutſche Siedlungsweſen in Beſſarabien ein[32].

---

[21] z. B. Karel Chotek, Nĕkolikpoznámek k etnograpfii Slovenska. In: Národopísný vēstnik československý, Prag 1924. J. Martinka, Morfologicke typy slovenských osad. In: Sborník muzeálnej slovenskaj spoločnosti, Turč. Sv. Martin 1928. J. Kral, Sídla karpatoruských Huculů. In: Sborník I. sjezdu slovanských geografů a ethnografů v Praze 1924, Prag 1926.

[22] K. Kogutowics, Dunantul és Kisálföld, I. Bd. 1930, II. Bd. 1936, Széged.

[23] F. Tóth, A németség elterjedése és településformai Dunantulon, Szigetvár 1931.

[24] P. Szábo, Pécs környekenek település formaí (Beiträge zur Siedlungsgeographie von Fünfkirchen und Umgebung), Fünfkirchen 1926.

[25] So z. B. mehrere Arbeiten von J. Weidlein, von denen weiter unten noch zu ſprechen ſein wird.

[26] E. Fél, Siedlungsweſen, Hausbau und Hauseinrichtung in der Gemeinde Harta-Hartau. In: Deutſch-ungariſche Heimatblätter, 6. Jg., Budapeſt 1934, S. 296 ff.

[27] C. Uhlig, Der Raum des beſſerabiſchen Deutſchtums. In: Der Auslanddeutſche, Jg. 1928.

[28] A. Rieth, Die geographiſche Verbreitung des Deutſchtums in Rumpfungarn in Vergangenheit und Gegenwart. Schriften des deutſchen Ausland-Inſtituts Bd. 18, Stuttgart 1927. H. Meier, Die deutſchen Siedlungen in Bosnien, ebenda Bd. 13, Stuttgart 1924.

Die beiden Arbeiten von H. Köhler und A. Dammang ſtellen wirtſchaftsgeographiſche Fragen in den Mittelpunkt ihrer Betrachtung; in beiden, vor allem aber in der Arbeit von Köhler, wird ausführlich auf die Siedlungsweiſe der deutſchen Bauern eingegangen. Dammang behandelt die Verhältniſſe in der Batſchka und im Banat, Köhler in der Baranya[33]. Später berichtet auch K. Müller in ähnlicher Weiſe über das Gebiet der Sathmarer Schwaben[34]. Viele Erſcheinungen im Siedlungsbild dieſer Landſchaften finden aus der in dieſen Arbeiten dargeſtellten Wirtſchaftsweiſe ihre Erklärung.

Die erſte Arbeit, die die geographiſche Betrachtungsweiſe eines ſüdoſtdeutſchen Sprachinſelgebietes im Sinne einer länderkundlichen Studie durchführt, iſt die Darſtellung von A. Haushofer über das deutſche Siedlungsgebiet im Ofner Bergland[35]. Hier wird im Rahmen eines kleineren Aufſatzes in vorbildlicher Weiſe die Einordnung des deutſchen Siedlungsraumes in die Geſamtlandſchaft ſkizziert und auf ſeine Strukturwandlungen durch die Nähe der ſtändig wachſenden Großſtadt Budapeſt hingewieſen. Ausführlich behandelt als erſter G. Holder einen Teil des großen Siedlungsgebietes der Schwäbiſchen Türkei[36]. Er gibt eine analytiſche Darſtellung der einzelnen, für das Siedlungsbild der unteren Baranya beſtimmenden Elemente und verweiſt, wie ſchon Haushofer, auf die Bedeutung der phyſiſch-geographiſchen Lage und die Verkehrsbeziehungen des ganzen deutſchen Siedlungsraumes wie auch der einzelnen Kleinlandſchaften und Siedlungen. Es iſt hier z. T. recht ausführlich unter Heranziehung einzelner hiſtoriſcher Quellen verſucht, das „Werden" der deutſchen Siedlungslandſchaft zu kennzeichnen und den

---

[29] H. Rüdiger, Die Donauſchwaben in der ſüdſlawiſchen Batſchka, Schriften des Deutſchen Ausland-Inſtituts Bd. 28, Stuttgart 1928.

[30] H. Rüdiger, Anthropogeographiſche Studien unter den ſüdungariſchen Schwaben, München 1923.

[31] J. Straubinger, Die Schwaben in Sathmar, Stuttgart 1927. K. Stumpp, Die deutſchen Kolonien im Schwarzenmeergebiet, Schriften des Deutſchen Ausland-Inſtituts Bd. 7, Stuttgart 1922.

[32] Ch. Kalmbach, Deutſche Siedlungsweiſe in Beſſarabien. Feſtſchrift zum 2. deutſchen Ferienhochſchulkurs, Hermannſtadt 1922.

[33] H. Köhler, Von der Landwirtſchaft in Südungarn. Mit beſ. Berückſichtigung des ungarländiſch-deutſchen Bauerntums, Schriften des Deutſchen Ausland-Inſtituts Reihe E. Bd. 4, Stuttgart 1930. A. Dammang, Die deutſche Landwirtſchaft im Banat und in der Batſchka. Schriften der Deutſchen Akademie, Heft 1, Neuſatz 1931.

[34] K. Müller, Beiträge zur Wirtſchaftsgeſchichte der deutſchen Siedlungen bei Sathmar in Rumänien. Schriften des Deutſchen Ausland-Inſtituts, Reihe E. Bd. 8, Stuttgart 1932.

[35] A. Haushofer, Das deutſche Siedlungsgebiet im Ofner Bergland. Mitt. der Geographiſchen Geſellſchaft in München 1928, S. 103—126.

[36] G. Holder, Das Deutſchtum in der unteren Baranya, eine Bevölkerungs- und ſiedlungsgeographiſche Studie über die Schwäbiſche Türkei. Schriften des deutſchen Ausland-Inſtituts, Bd. 29, Stuttgart 1931.

Einfluß der Deutſchen auf das Siedlungsweſen der Madjaren und Slawen aufzuzeigen. Die Arbeit wird beiſpielgebend für die weiteren, von der Tübinger Schule durchgeführten Unterſuchungen. Trotzdem bedarf ſie im einzelnen wichtiger Ergänzungen, insbeſonders, was die Entwicklung der Haus- und Siedlungsformen betrifft. Die nun folgenden Arbeiten ſchließen unmittelbar an das Holderſche Unterſuchungsgebiet an. Mit der Arbeit von Gottlob Schuon[37] und der von Otto Faas[38] iſt dieſer Sprachinſelraum zur Gänze in Teilunterſuchungen behandelt. Manche Probleme, die bei Holder erſt angedeutet ſind, haben die beiden Verfaſſer, die wohl faſt zur ſelben Zeit wie Holder ihre Beobachtungen anſtellten, aber erſt im Sommer 1936 die Darſtellung abgeſchloſſen haben, viel weiter ausführen können. Dies gilt beſonders für den engeren Bereich der Siedlungsgeographie, die Siedlungsformen und ihre Entſtehung, die Entwicklung der Ortsbilder im einzelnen uſw. Auch die kartographiſche Darſtellung der behandelten Siedlungslandſchaft wird von beiden Verfaſſern in neuartiger Weiſe durchgeführt, wobei es ihnen beſonders auf die Ausſcheidung der nichtbäuerlichen Siedlungseinheiten ankommt, die mit der Verteilung der Nationalitäten in Beziehung gebracht werden. Schuon berichtet über das dabei angewandte Darſtellungsprinzip in einem Aufſatz in der Feſtſchrift für ſeinen Lehrer Profeſſor Uhlig[39].

In den bisherigen Arbeiten (Haushofer, Holder, Schuon, Faas) iſt der Verſuch unternommen worden, die Eigenart eines Volksinſelgebietes im Rahmen einer rein geographiſchen Facharbeit darzuſtellen und bevölkerungspolitiſche Geſichtspunkte mit in die Arbeit einzuſchließen. Dabei wird gelegentlich auf die madjariſche oder slawiſche Umgebung verwieſen. Eine neuartige Betrachtungsweiſe bringt A. O. Isbert mit ſeinem Buch über das ſüdweſtliche ungariſche Mittelgebirge[40], dem er ſchon zwei Arbeiten über dasſelbe Gebiet vorausgeſchickt hatte, die Teilprobleme behandelten[41]. In inniger Verflechtung zwiſchen geographiſcher Unterſuchung, ſtatiſtiſcher Erfaſſung der Bevölkerung im Laufe der letzten Jahrzehnte und volkskundlicher Beſtandaufnahme, zumindeſt was die Fragen einzelner Teilgebiete der Sachvolkskunde betrifft, verſucht er eine Darſtellung des ungariſchen Mittelgebirgsgaues und ſeiner Bewohner zu geben. Er muß feſtſtellen, daß im Gegenſatz zu den beiden überwiegend madjariſch beſiedelten Ebenen in der unmittelbaren Nachbarſchaft des Mittelgebirges, in dieſem Raume eine deutſch-ſlowakiſch-madjariſche Bevölkerungsmiſchung vorliegt und auch eine andere Wirtſchafts- und Sozialſtruktur vorherrſcht, die ſich im Zurücktreten des landwirtſchaftlichen Großgrundbeſitzes äußert. Große Teile des Gebietes können, wenn die ſtatiſtiſchen Angaben über Verwaltungsgrenzen hinweg nach natürlichen Landſchafträumen geordnet werden, faſt gänzlich als geſchloſſener deutſcher Volksboden angeſehen werden. Das kleinbäuerliche Element, welches in der deutſchen Bevölkerung weitgehend vorherrſcht, iſt allerdings bisher kaum zu einer klaren Erkenntnis ſeiner Sonderart gelangt und wird ſich ſeiner kulturpolitiſchen Stärke innerhalb des Raumes erſt in der letzten Zeit bewußt. Isbert gibt eine kurze Charakteriſtik des Bakonyerwalddeutſchen, der ſich fern von den großen Zentren ungarländiſchen deutſchen Lebens in ſtiller Selbſtverſtändlichkeit ſeine deutſche Lebensart erhalten konnte. Eine Schilderung der Haus- und Siedlungsformen iſt in die Arbeit miteingeſchloſſen. In einer weiteren Arbeit, die die einzelnen Landſchaftsräume des heutigen Ungarns nach geographiſchen und ſoziologiſchen Geſichtspunkten zu gliedern verſucht, zeigt Isbert unter anderem auch die Sonderſtellung der deutſchen Gebiete auf, bzw. verſucht ſie in den ungariſchen Lebensraum einzuordnen[42].

---

[37] G. Schuon, Die nordöſtliche Schwäbiſche Türkei. Schriften des Deutſchen Ausland-Inſtituts, Neue Reihe, Bd. 3, Stuttgart 1936.

[38] O. Faas, Deutſches Bauerntum im Bergland der Schwäbiſchen Türkei. Schriften des Deutſchen Ausland-Inſtituts, Neue Reihe, Bd. 2, Stuttgart 1936.

[39] G. Schuon, Die kartographiſche Behandlung des ungarländiſchen Deutſchtums. Feſtſchrift für E. Uhlig, Stuttgart 1933.

[40] A. O. Isbert, Das ſüdweſtliche ungariſche Mittelgebirge. Bauernſiedlung und Deutſchtum, Langenſalza 1931.

[41] A. O. Isbert, Beiträge zur landſchaftlichen Gruppierung des ungariſchen Deutſchtums. In: Deutſch-ungariſche Heimatblätter, Jg. 1, Budapeſt 1929, Heft 3. Derſ., Geſchichtliche Unterſuchungen über das ſüdweſtliche ungariſche Mittelgebirge und ſeine Bauernſiedlungen. In: Ung. Jahrbücher, Bd. 10, Berlin 1930, Heft 3/4.

Neben dieſe, von Geographen gearbeitete Abhandlungen tritt nun eine Unterſuchung aus dem Arbeitsgebiet der eigentlichen Sprachinſelkunde, welche von Walter Kuhn erſtmalig in ſeinem Buch über die jungen deutſchen Sprachinſeln in Galizien entwickelt wurde[43]. Kuhn betrachtet die neueren Siedlungsformen in den oſtdeutſchen Sprachinſellandſchaften und gibt nicht nur eine Beſchreibung, ſondern gliedert ſie auch in die Geſamtentwicklung im deutſchen Volksraum ein[44]. Die Kuhnſche Arbeit wird nun richtungweiſend für alle ſpäteren Unterſuchungen, die ſich mit der Siedlungsformenkunde beſchäftigen. Die weitere Forſchung kann ſich daher mehr örtlichen Frageſtellungen zuwenden; etwa, welche Zwiſchenformen in den einzelnen Gebieten erhalten geblieben ſind oder wie ſich die Geſtalt der im Südoſten anzutreffenden neuen Siedlungsformen, etwa nach Ort und Entſtehungszeit gewandelt hat.

Über Siedlungsweſen, Hausbau und Hauseinrichtung in der abgelegenen deutſchen Gemeinde Hartau liegt eine volkskundliche Beſtandaufnahme vor, in der auch einzelne ſiedlungsgeographiſche Hinweiſe zu finden ſind[45]. Die Arbeit iſt inſofern bemerkenswert, als ſie eine eingehende volkskundliche Unterſuchung von madjariſcher Seite über ein deutſches Dorf iſt. Wertvoll und in vielen Dingen richtungweiſend iſt auch die Arbeit von H. Schmidt über die Siedlungsweiſe der Donauſchwaben[46]. Von der volkskundlichen Betrachtung kommt auch die Arbeit H. Hagels her[47]. R. Hartmanns Darſtellungen über Haus, Hof und Tracht bei den ungarländiſchen Deutſchen bringen auch für den Siedlungsgeographen manchen wertvollen Hinweis[48]. Dies gilt auch für den kurzen Überblick, den vor kurzem G. A. Küppers über das deutſche Bauernhaus im Donauraum gegeben hat[49]. In einer Arbeit über die Schwäbiſche Türkei im 18. Jahrhundert hat R. Hartmann[50] das Werden der deutſchen Siedlungslandſchaft nicht nur rein hiſtoriſch aufzuzeigen verſucht, ſondern auch an Hand hiſtoriſcher Quellen die Siedlungs- und Hausformengeſtaltung von der Anſiedlung her beleuchtet und damit ein lebendiges Bild dieſer werdenden Kulturlandſchaft gegeben. Die vom Hiſtoriſchen herkommende Siedlungsforſchung findet ihren wichtigſten Vertreter in Johann Weidlein, einem ungarländiſchen Deutſchen. Weidlein ſtellt ſeine Heimat, die Schwäbiſche Türkei, in den Mittelpunkt ſeiner Forſchungen, arbeitet aber auch darüber hinaus methodiſch und quellenkritiſch an der Siedlungskunde anderer deutſcher Sprachinſeln im Südoſten. Er hat in mehreren ſeiner Arbeiten verſchiedene Zweige der Siedlungsgeographie berührt, und immer auf die hiſtoriſche Entwicklung beſtimmter Siedlungserſcheinungen das Hauptgewicht gelegt. Dabei iſt ſtets die Beeinfluſſung aus der geographiſchen Lage im einzelnen durchaus mitberückſichtigt, wie gerade ſeine Arbeit über die Dorfanlagen der Schwäbiſchen Türkei zeigt[51]. J. Weidlein ſtellte im Bereich der neuzeitlichen deutſchen Siedlungen als erſter in ausführlicher Weiſe die Flurnamenforſchung in den Dienſt der hiſtoriſchen Siedlungsgeographie[52] und erbrachte ſehr beachtliche Ergebniſſe zur Frage der Entwicklung der deutſchen Kulturlandſchaft. Die ausgiebige Benützung alter hiſtoriſcher Karten, vor allem der joſefiniſchen Landesaufnahme zuſammen mit Kataſter, Flur-Herrſchafts- und Komitatskarten ermöglichte es ihm, die ſtarke Verflechtung der wirtſchaftlichen Aufwärtsentwicklung der Siedlungen ſeit dem 18. Jahrhundert mit den Veränderungen des Flur- und Siedlungsbildes herauszuarbeiten und auf die Wandlungen in der völkiſchen Zuſammenſetzung vieler Dörfer der Schwäbiſchen Türkei in den letzten zweihundert Jahren hinzuweiſen[53].

---

[42] A. O. Isbert, Probleme der Siedlungskunde in Ungarn. Ungar. Jahrbücher, Bd. 12, Berlin 1932.

[43] W. Kuhn, Die jungen deutſchen Sprachinſeln in Galizien, a. a. O. 1930.

[44] W. Kuhn, Die regelmäßigen Siedlungsformen der jungen deutſchen Sprachinſeln. Feſtſchrift für E. Uhlig, Stuttgart 1933.

[45] E. Fél, Siedlungsweſen, Hausbau und Hauseinrichtung in der Gemeinde Harta-Hartau, a. a. O.

[46] H. Schmidt, Haus und Hof der Donauſchwaben. Deutſch-ungariſche Heimatblätter, 2. Jg., Budapeſt 1930.

[47] H. Hagel, Die Lebensform der Banater Schwaben. In: Band „Banat“ der Reihe Deutſchtum im Ausland, Berlin 1926.

[48] R. Hartmann, Haus, Hof und Tracht. Zur Bedeutung auslanddeutſcher Siedlungen für die deutſche Volkskunde 1931, Sonderdruck aus „Wörter u. Sachen“. Derſ., Deutſche Volkskunde in Ungarn. In: Band „Ungarn“ der Reihe Deutſchtum im Ausland, Berlin 1936.

[49] G. A. Küppers, Das deutſche Bauernhaus im Donauraum. Deutſche Arbeit, Berlin 1937, Heft 6.

[50] R. Hartmann, Die Schwäbiſche Türkei im 18. Jahrhundert. Schriftenreihe der Neuen Heimatblätter, 2. Bd., Budapeſt 1935.

Außer von Weidlein iſt die Flurnamenforſchung in den deutſchen Dörfern und ihre Bedeutung für die Siedlungskunde bisher noch wenig beachtet worden. Von madjariſcher Seite liegen bisher nur zwei Arbeiten von O. Péterdi (vor ſeiner Madjariſierung Hahn) über Teilgebiete des Bakonyerwalddeutſchtums vor[54]. Wertvolle Hinweiſe, die nicht unerwähnt bleiben mögen, ſind auch in den Monographien einzelner Gemeinden in Ungarn, Südſlawien und Rumänien enthalten. Ebenſo bieten manche der an der germaniſtiſchen Lehrkanzel der Budapeſter Univerſität unter Leitung Profeſſor Bleyers gearbeiteten Diſſertationen ſiedlungsgeographiſche Einzelheiten, trotzdem ſie vorwiegend ſprachkundliches Material aufarbeiten. Unter ihnen ſei eine hervorgehoben, die in beſonderem Ausmaß Material zur Siedlungsgeographie liefert und als Muſterbeiſpiel einer guten Dorfmonographie gelten kann. Es iſt die Arbeit des Hiſtorikers und Germaniſten Rogerius Schilling über die beiden kameralen Anſiedlungen der joſefiniſchen Zeit im Norden der Schwäbiſchen Türkei Donaukimling und Deutſchker[55].

Wie ſchon oben erwähnt, ſind die ſiedlungsgeographiſchen Forſchungsarbeiten weitgehend in den jungen deutſchen Sprachinſeln des Südoſtens angeſtellt worden.

---

[51] J. Weidlein, Die Dorfanlagen der Schwäbiſchen Türkei. Deutſch-ungariſche Heimatblätter, 7. Jg., Budapeſt 1935.

[52] J. Weidlein, Die Bedeutung der Flurnamen für die hiſtoriſche Siedlungsgeographie der Schwäbiſchen Türkei. Geogr. Jahresbericht aus Öſterreich, Bd. 18, Wien 1935. Derſ., A dülonévkutatás történeti vonatkozásai (Die geſchichtlichen Beziehungen der Flurnamenforſchung). In: Századok, Jg. 1935, Budapeſt. Derſ., Elpusztult falvak Tolnában és Baranyában (Eingegangene Siedlungen in den Komitaten Tolnau und Baranya). In: Századok, Jg. 1934, Erg.-Heft.

[53] J. Weidlein, Die volklichen Verhältniſſe in der Schwäbiſchen Türkei im 18. Jahrhundert. In: Südoſtdeutſche Forſchungen I., München 1936, S. 60ff.

[54] O. Péterdi, A. Balaton Felvidék német falvai (Die deutſchen Dörfer des Plattenſeeoberlandes). In: Századok, Jg. 1935, Erg.-Heft. Derſ., Az észak bakonyaljai német falvak dülönevei (Die Flurnamen der deutſchen Dörfer vom nördl. Bakonygebirge), Budapeſt 1934.

[55] Rogerius Schilling, Dunakömlöd és Németkér telepités, népisésés nyelvtörténete (Siedlungs-, Volkstums- und Sprachgeſchichte der Gemeinden Donaukimling und Deutſchker), Budapeſt 1933.

Wohl, weil hier ſo viele bislang ungelöſte Probleme anzutreffen waren. Außerdem mußte erſt eine Grundlage für die Forſchung geſchaffen werden, während die mittelalterlichen Sprachinſeln bekannt waren, ein eigenes Schrifttum hatten und z. T. eine eigene forſchende Intelligenzſchichte beſaßen; freilich waren die hiſtoriſchen und germaniſtiſchen Arbeiten weitaus in der Überzahl und ſiedlungsgeographiſche Arbeiten im modernen Sinn fehlten faſt vollſtändig.

Die Wiederentdeckung der deutſchen Volksinſeln im ehemaligen Oberungarn, der heutigen Slowakei und Karpatenrußland, hat mit dem Anſchluß dieſer Gebiete an die Sudetenländer und ihr Deutſchtum eingeſetzt. Bald darauf ſind auch Arbeiten über dieſe Siedlungen erſchienen. Einen erſten Überblick mit verſchiedenen ſiedlungsgeographiſchen Hinweiſen bietet das von E. Winter herausgegebene Sammelbändchen „Die Deutſchen in der Slowakei und Karpatenrußland“[56]. Dieſe erſte Überſicht wird dann durch mehrere Spezialunterſuchungen ergänzt, die von Viktor Aſchenbrenner, der über das deutſche Dorf und das Haus in der Zips handelt, und dem Volkskundler der Zips, Julius Gréb, ſtammen[57]. Eine rein geographiſche Unterſuchung iſt die Arbeit A. Malaſchofſkys über die Deutſch-Probener Sprachinſel[58], in der dieſe räumlich und bevölkerungsſtrukturell recht einheitliche Landſchaft im oberſten Neutratal eine gute Darſtellung erfährt. In dieſem Aufſatz wird auch auf die eigentümlichen Siedlungsverhältniſſe dieſes ſchleſiſchen Koloniſationsgebietes und die durch überdichte Beſiedlung hervorgerufenen Wandlungen im Siedlungsbild hingewieſen. Auch die Stellung der Stadt Deutſch-Proben als Mittelpunkt der Landſchaft erfährt eine eingehende Würdigung[59]. Eine zuſammenfaſſende Arbeit über das Slowakeideutſchtum bietet endlich das Buch von H. Kaſer[60], der unter Heranziehung eines großen Quellenmaterials uns einen Einblick in das Werden des Slowakeideutſchtums zu geben verſucht, wobei allerdings die hiſtoriſche Entwicklung in einzelnen Orten nicht richtig geſehen worden iſt[61]. Etwas zuſammenhanglos mit den übrigen Teilen werden dann auch die Siedlungs- und Hausformen in den einzelnen Sprachinſeln knapp erörtert. Die ungemein fleißig gearbeitete Unterſuchung leidet ſtark an Unüberſichtlichkeit, und es fehlt oftmals die lebendige Verknüpfung der geſchilderten hiſtoriſchen Entwicklung mit den geographiſchen Gegebenheiten im Bereich der einzelnen Sprachinſeln. Für die Kremnitzer Sprachinſel hat J. Hanika in ſeiner hiſtoriſch-germaniſchen Arbeit für den Siedlungsgeographen nicht unwichtige Tatſachen feſtlegen können und die oſtmitteldeutſch-bairiſche Stammesmiſchung unter den Deutſchen eindeutig feſtgeſtellt[62]. Auch hat er in einer weiteren Arbeit über die Kremnitz-Probener Sprachinſel[63] auf Grund urkundlicher

---

[56] E. Winter, Die Deutſchen in der Slowakei und Karpatenrußland. Deutſchtum und Ausland, Bd. 1, Münſter 1926.

[57] V. Aſchenbrenner, Das Oberzipſer Bauernhaus. In: Karpatenland, Jg. 1929. J. Gréb, Zipſer Volkskunde, Käsmark und Reichenberg 1932.

[58] A. Malaſchofſky, Deutſch-Proben, eine geographiſche Studie über eine karpatendeutſche Sprachinſel. Geogr. Jahresbericht aus Öſterreich, Bd. 17, Wien 1933.

[59] In einer ſpäteren Arbeit hat Malaſchofſky die Darſtellung dieſes Sprachinſelraumes noch nach der wirtſchaftsgeographiſchen Seite hin erweitert. A. Malaſchofſky, Die Sprachinſel Deutſch-Proben. In: Südoſtdeutſche Forſchungen II., München 1937.

[60] H. Kaſer, Der Volks- und Kulturboden des Slowakeideutſchtums. Beiträge zur Siedlungsgeographie. Schriften des Oſteuropa-Inſtituts. Neue Reihe, Heft 2, Breslau 1934.

[61] Siehe die Beſprechung von A. Repp im Karpatenland, 8. Jg., 1935, S. 126ff.

[62] J. Hanika, Oſtmitteldeutſch-bairiſche Volkstumsmiſchung in dem weſtkarpatiſchen Bergbaugebiet. Deutſchtum und Ausland, Heft 53, Münſter 1933.

[63] J. Hanika, Die Entſtehung der Kremnitz-Probener Sprachinſel und ihrer Mundart. In: Schleſ. Jahrbuch, 7. Jg., Breslau 1935.

Erwähnungen und beſtimmter Siedlungsformen den für die hiſtoriſche Siedlungsgeographie recht wertvollen Erweis zu erbringen vermocht, daß der deutſche Volksboden des Mittelalters im Oſten der Slowakei eine größere Ausdehnung hatte. Damit hat alſo auch die von Walter Kuhn und Kurt Lück ausgearbeitete Methode der Erforſchung des mittelalterlichen deutſchen Siedlungsbodens mit Hilfe der Siedlungsnamen uſw. für den Raum ſüdlich der Karpaten eine Beſtätigung erfahren[64]. Als ein ſpezielles Unterſuchungsthema greift Bruno Schier die Hausforſchung im Bereich der deutſchen Sprachinſeln der Slowakei heraus und vermag die Eigenſtändigkeit ihrer Erſcheinungsform in den Rahmen ſeiner Theorie über das Weſt-Oſtwandern deutſcher Haustypen im Laufe der Jahrhunderte einzuordnen[65]. Der Wert der geographiſchen Schutzlage für die Erhaltung einer Sprachinſel, wofür die ſlowakeideutſchen Gebiete vielfältige Beiſpiele bieten, hat W. Kuhn betont und im ſpeziellen ausführlich die einzelnen Momente, die für dieſes Kriterium bedeutſam ſind, aufzuzeigen verſucht[66]. Er hat damit auch zu zeigen vermocht, daß jede allzu regionale Betrachtung eines Volksinſelproblems, ohne Berückſichtigung der Verkehrsbeziehungen in alter und neuer Zeit nicht ausreichend iſt.

In die Reihe der ſiedlungs- und kulturgeographiſchen Unterſuchungen innerhalb der mittelalterlichen deutſchen Sprachinſeln gehören auch die Arbeiten, die über das ſiebenbürgiſch-ſächſiſche Gebiet vorliegen. Siebenbürgen zählt zwar in anderen Wiſſenszweigen zu den beſterforſchten Deutſchtumsgebieten, aber ſiedlungsgeographiſche Arbeiten liegen nur relativ wenige vor. Neben einzelnen Arbeiten aus der Vorkriegszeit, die ſich hauptſächlich mit der Hausformenforſchung beſchäftigten und unter denen auch die einzige Arbeit von A. Meitzen über ein Sprachinſelgebiet zu erwähnen iſt[67], muß vor allem die Arbeit von H. Theil genannt werden, die einen Überblick über die Siedlungsformen der Siedlungen Siebenbürgens zu geben verſucht[68]. Beachtliche Arbeiten zur Siedlungsgeographie eines Teiles des deutſchen Volksbodens in Siebenbürgen, des Burzenlandes, ſind aus dem Burzenländiſchen Muſeum in Kronſtadt hervorgegangen. Im Rahmen der dort erſchienenen Monographie über das Burzenland iſt auch im Band: „Die Dörfer des Burzenlandes" eine kurzgefaßte Darſtellung der ſächſiſchen, madjariſchen und rumäniſchen Siedlungen und ihrer Grundrißformen von G. Treiber enthalten[69]. Darüber hinaus ſind auch in den anderen Bänden dieſer Reihe, ſo in der Stadtmonographie von Kronſtadt und in der Wirtſchaftsgeſchichte des Burzenlandes wertvolle Hinweiſe zur Siedlungsgeographie der ſächſiſchen Siedlungen zu finden. Ähnliches gilt auch von der Darſtellung über das ſächſiſche Bauernhaus des Burzenlandes von W. Horwath und Abſchnitte, die über die Ritter-, Bauern- und Kirchenburgen des Burzenlandes handeln. Aus dem Kreis um das Burzenländer Muſeum ſtammt ferner die Arbeit des Geographen H. Wachner, der in ſeinem Wanderbuch über Kronſtadt und Umgebung[70] auch eine ausführliche Darſtellung der burzenländiſchen Siedlungen gibt. Eine moderne, die Siedlungsgeographie direkt betreffende Arbeit liegt vom Geographen Benno Graf über die Kulturgeographie des Burzenlandes vor[71], in der auf das Siedlungsweſen der drei in dieſem Landſchaftsraum wohnenden Völker ausführlich hingewieſen wird. Über die ſiebenbürgiſch-ſächſiſchen Dorfanlagen iſt eine größere Arbeit von W. Czajka in Vorbereitung, die beſonders auch die Wandlung der deutſchen Dorfformen im ſiebenbürgiſchen Raum unterſucht.

---

[64] Siehe K. Lück, Die deutſchen Aufbaukräfte in der Entwicklung Polens. A. a. O.

[65] B. Schier, Das deutſche Bauernhaus der Slowakei. In: Geogr. Jahresbericht aus Öſterreich, Bd. 17, Wien 1933.

[66] W. Kuhn, Die Bedeutung der geographiſchen Schutzlage für Kremnitz, Deutſch-Proben u. a. deutſche Sprachinſeln. In: Geogr. Jahresbericht aus Öſterreich, Bd. 17, Wien 1933.

[67] A. Meitzen, Die Flur Talheim als Beiſpiel der Ortsanlage und Flureinteilung im Siebenbürger Sachſenland. Archiv für ſiebenbürgiſche Landeskunde, Jg. 1886.

[68] H. Theil, Die Anſiedlungen von Siebenbürgen. Archiv für ſiebenbürgiſche Landeskunde, Jg. 1926.

[69] G. Treiber, Die Siedlungsformen im Burzenland. In: Das Burzenland, Bd. 4, Die Dörfer des Burzenlandes, I. Teil, Kronſtadt 1929, S. 3—30.

Die Umgeſtaltung des Landſchaftsbildes und die Probleme der Siedlungsgeographie, die ſich aus der unmittelbaren Berührung des fremden und des deutſchen Siedlungsweſens ergeben, hat der Verfaſſer ſelbſt in einer Arbeit über die jungen deutſchen Sprachinſeln Slawoniens[72] zu zeigen verſucht, ſowie ſpeziell auf die unmittelbaren Veränderungen im Siedlungsbild durch die Einwanderung deutſcher Bauern in die Dörfer der kroatiſch-ſlawoniſchen Militärgrenze hingewieſen[73]. Siedlungsgeographiſche Fragen dieſer Art berührt ferner die Arbeit über die jungen Tochterſiedlungen in Syrmien, die H. Haller vor kurzem veröffentlichte[74], und in der er die Nachwirkung einer beſtimmten phyſiſch-geographiſchen Lage auch auf eine ſelbſtgewachſene Siedlungsaktion nachweiſen konnte. In einer Unterſuchung über die beiden Schwabenſiedlungen Neu-Paſua und Neu-Banovci im Gebiet der ehemaligen ſyrmiſchen Militärgrenze hat derſelbe Verfaſſer beſonders auf die Bedeutung der Großfamilien-Ordnung für die ſtarke Vermehrung und ſiedlungsmäßige Ausbreitung eines Dorfes hingewieſen ſowie die Hausformen dieſer Siedlungen beſprochen[75].

Eine Sonderſtellung in der ſiedlungsgeographiſchen Literatur über ſüdoſtdeutſche Volksinſeln nehmen die bisher erſchienenen Beiträge des Handwörterbuches für das Grenz- und Auslanddeutſchtum ein. Sie bieten über die Art gewöhnlicher Lexikonreferate hinaus für manche Teile die erſte kurze Zuſammenfaſſung der wichtigſten ſiedlungskundlichen Erſcheinungen und ſind daher vielfach als Quelle zu werten. Es ſind bisher die Artikel über die Siedlungslandſchaften Batſchka, Banat, Beſſarabien und Dobrudſcha erſchienen. Für die donauſchwäbiſchen Gebiete als Geſamtheit hat J. Weidlein die mit mehreren Siedlungsplänen ausgeſtattete Darſtellung geliefert, woran in einer Teilunterſuchung über die Gemeinde Hodſchag in der Batſchka Friedrich Lotz wertvolle Angaben über die Veränderung im Dorf- und Flurbild der Gemeinde anſchließt. Der Artikel „Beſſarabien-Siedlungsweſen“ iſt von dem oben erwähnten Ch. Kalmbach[76] gearbeitet und zeigt die einzelnen Siedlungstypen in ihrer Abhängigkeit von der Geländeform und ihre Entwicklung ſeit der Begründung. Der Artikel Dobrudſcha gibt eine kurze Einführung und verweiſt beſonders auf den Unterſchied im Ausſehen der verſchiedenen Wohnviertel in den meiſt gemiſchtvölkiſchen Gemeinden. In der Darſtellung von Weidlein im Artikel „Donauſchwaben" wird endlich das geſamte Siedlungsweſen dieſes deutſchen Neuſtammes unterſucht und beſonders auf die beiden großen Gruppen der ländlichen Siedlungen in dieſem Gebiet, die klein- und mittelgroßen Dorfanlagen im Berg- und Hügelland und die Großdorfanlagen in der Tiefebene hingewieſen ſowie auf Übergänge zwiſchen dieſen beiden und ſonſtige Siedlungstypen in der Landſchaft (Tanyenweſen) aufmerkſam gemacht[77]. Die Eigenart des deutſchen Siedlungsweſens im Südoſtraum und ſeine Verflechtung mit der geographiſchen Lage hat endlich Walter Kuhn verglichen mit dem zweiten großen Siedlungsraum im Nordoſten. Er hat dabei auf die ſtarke Verſchiedenheit der Siedlungsweiſe in dieſen beiden Räumen und die Einwirkung dieſer Tatſache auf die kulturelle Situation in den beiden Sprachinſeln hingewieſen[78].

---

[70] H. Wachner, Kronſtädter Heimat- und Wanderbuch, Kronſtadt 1934. Eine ausführliche Beſprechung dieſer Arbeit hat N. Krebs unter dem Titel: Ländliche Wirtſchaftsweiſe und Nationalität im Burzenland, gegeben. In: Zeitſchr. d. Geſ. f. Erdkunde, Berlin 1935, S. 57—59.

[71] Benno Graf, Die Kulturlandſchaft des Burzenlandes. Ein geogr. Beitrag zur auslanddeutſchen Volks- u. Kulturbodenforſchung, München 1934.

[72] E. Lendl, Die jungen deutſchen Sprachinſeln im weſtlichen Slawonien und dem benachbarten Kroatien. Geogr. Jahresbericht aus Öſterreich, Bd. 18, Wien 1935.

[73] E. Lendl, Die Wandlung eines ſüdſlawiſchen Zadrugendorfes in ein deutſches Straßendorf. Sudetendeutſche Zeitſchr. f. Volkskunde, 5. Jg, 6. Heft.

[74] H. Haller, Die Entſtehung der deutſchen Tochterſiedlungen in Syrmien. In: Beiträge zur Kunde des Deutſchtums in Slawonien und Syrmien. A. a. O.

[75] H. Haller, Neu-Paſua und Neu-Banovci, zwei Schwabenſiedlungen in Syrmien. In: Auslanddeutſche Volksforſchung, Jg. 1, 1937, Heft 1.

[76] Ch. Kalmbach, Deutſche Siedlungsweiſe in Beſſarabien. A. a. O.

War bisher vorwiegend von der Geographie der ländlichen Siedlungen in den deutſchen Volksinſeln die Rede, ſo ſei abſchließend noch auf die wenigen Arbeiten, die ſtadtgeographiſche Themen im deutſchen Sprachinſelraum des Südoſtens berühren, hingewieſen. Aus der Entſtehungsgeſchichte der einzelnen Sprachinſelgebiete ergibt ſich, daß der größere Teil der ſtädtiſchen Siedlungen ſich im Bereich der mittelalterlichen Koloniſation befindet, während die Städte in den neuzeitlichen deutſchen Sprachinſeln bis auf wenige Ausnahmen immer einen ſtarken fremdvölkiſchen Einſchlag beſeſſen haben oder zumindeſt nach Anlage und Geſtaltung keinen eindeutig deutſchen Charakter offenbaren. Die bisher über deutſche Sprachinſelſtädte durchgeführten Unterſuchungen ſind mit Ausnahme etwa des Beitrages von H. Wachner über Kronſtadt in ſeinem Heimatbuche[79] durchaus hiſtoriſch-geographiſcher Art, wie etwa die Arbeit von K. Schünemann[80] über Gran.

In dieſem Zuſammenhang ſind auch die Arbeiten über die Stadt Preßburg zu erwähnen. Am Rande des geſchloſſenen deutſchen Sprachgebietes gelegen, hat dieſe Stadt beſonders ſeit der Durchſiedlung des nordweſtlichen Hinterlandes mit kroatiſcher (ſpäter ſlowakiſcher) Bevölkerung und der ſtarken Madjariſierung im 19. Jahrhundert viele Züge einer Sprachinſelſtadt erhalten, obwohl noch immer eine direkte Verbindung zum geſchloſſenen deutſchen Volksboden vorhanden iſt. Jlona Schewitz hat in einer geographiſchen Diſſertation über Preßburg und Umgebung ſowohl die Siedlungsgeographie der Stadt ſelbſt als auch die der deutſchen Dörfer der Umgebung berührt[81]. Auch in der Schrift von A. Franz, die eine kunſthiſtoriſche Einführung über Preßburg bietet[82], iſt der Verſuch unternommen, ein lebendiges Bild der Stadt zu zeichnen.

Der ſprachinſelkundliche Vergleich, den Walter Kuhn zwiſchen den beiden Städten Kremnitz und Bielitz im ſchleſiſchen Koloniſationsgebiet diesſeits und jenſeits der Karpaten durchgeführt hat[83], bietet manchen ſtadtgeographiſch wertvollen Hinweis. Ebenſo vermitteln die Unterſuchungen über die Gaſſennamen verſchiedener ehemaliger deutſcher Städte im Südoſten ſelbſtverſtändlich auch viele Einzelheiten zur Stadtgeographie dieſer Gemeinden[84]. Manches iſt auch dem Artikel „Budapeſt“ des Handwörterbuches für das Grenz- und Auslanddeutſchtum zu entnehmen, beſonders über die Entwicklung der bis ins vorige Jahrhundert überwiegend deutſchen Stadt Ofen.

---

[77] Handwörterbuch des Grenz- und Auslanddeutſchtums, Artikel Batſchka, Banat, Beſſarabien, Dobrudſcha und Donauſchwaben.

[78] W. Kuhn, Das Deutſchtum in Kongreßpolen und Ungarn. A. a. O.

[79] H. Wachner, Kronſtädter Heimat- und Wanderbuch. A. a. O.

[80] K. Schünemann, Die Entſtehung des Städteweſens in Südoſteuropa I, Breslau 1929.

[81] Jlona Schewitz, Preßburg und Umgebung. Diſſ. Tübingen 1932.

[82] A. R. Franz, Preßburg, die ehemalige Hauptſtadt Ungarns, die Hauptſtadt der Slowakei, eine alte deutſche Stadt, Berlin 1935.

[83] W. Kuhn, Kremnitz und Bielitz, ein ſprachinſelkundlicher Vergleich. Deutſche Blätter in Polen VIII. Jg. Heft 5, Heft 7. Poſen 1931.

Überblicken wir nun abſchließend die bisher beſprochenen Arbeiten, ſo können wir feſtſtellen, daß trotz der Jugend der ſiedlungsgeographiſchen Forſchung in den ſüdoſtdeutſchen Sprachinſeln doch bereits viel wertvolle Erkenntniſſe gewonnen werden konnten. An manchen Stellen iſt die Beſtandaufnahme bereits über die erſten allgemeinen Beobachtungen zu einer ſtreng methodiſch ausgebauten und kritiſch arbeitenden Darſtellung der Siedlungslandſchaft fortgeſchritten. Noch überwiegt in zahlreichen Arbeiten die einfache Schilderung beſtimmter ſiedlungsgeographiſcher Erſcheinungen, die meiſt nur als Beiſpiel für ein größeres Gebiet gebracht werden. Trotzdem wird ſchon an einigen Stellen der Verſuch unternommen, auf die Geſamtheit der Siedlungsformen des Raumes Rückſicht zu nehmen, Unterſchiede unter ihnen feſtzuſtellen und aus der Landesnatur zu erklären. In einer Reihe von Arbeiten tritt bereits zu dieſer erſten Überſichtsdarſtellung auch der Verſuch, ihre beſondere Geſtalt aus der Geſchichte der Anſiedlung und dem Schickſal ſeit ihrer Gründung zu erklären. Die ſoziologiſchen Geſichtspunkte für die Eigenart der einen oder anderen in der Landſchaft aufſcheinenden Siedlungsform werden noch ſelten mitberückſichtigt. Ein tieferes Eingehen auf das eigentliche ſiedlungsgeographiſche Problem zeigen erſt diejenigen Unterſuchungen, die die dargeſtellten Siedlungsverhältniſſe im beſprochenen Landſchaftsraum nicht nur mit der Entwicklung ihrer deutſchen Bewohner in Beziehung ſetzen, ſondern darüber hinaus auch Volk und Siedlung der Nachbarſchaft zum Vergleich heranziehen. Den Rahmen einer engeren ſiedlungsgeographiſchen Unterſuchung konnten aber erſt diejenigen Arbeiten ſprengen, die über größere Räume hinweg einen Vergleich mit entfernteren deutſchen Sprachgebieten durchführten.

Mit dieſen Feſtſtellungen iſt auch ſchon die große Linie gekennzeichnet, in denen ſich die weiteren Aufgaben ſiedlungsgeographiſcher Forſchung bewegen. Vorerſt iſt wohl noch zu ſagen, daß ein großer Teil des deutſchen Sprachinſelraumes im Südoſten erſt einer genauen Beſtandaufnahme in ſiedlungs- und kulturgeographiſcher Hinſicht bedarf. Fehlen uns doch für ausgedehnte Sprachinſelgebiete ſelbſt die kleinſten geographiſchen Arbeiten. Für viele Gebiete müſſen die in die allgemeinen Darſtellungen vereinzelt eingeflochtenen Schilderungen über das Siedlungsweſen weitgehend erweitert und vertieft werden. Neben der dörflichen Siedlung, dem Ausgangspunkt der räumlichen Erſchließung einer Sprachinſellandſchaft, iſt in vielen Gebieten, wie z. B. in einem großen Teil der Batſchka, in Beſſarabien und Slawonien, auch der Einzelhofſiedlung, ihrer Ausdehnung und Bedeutung innerhalb des Volksbodens ein Augenmerk zuzuwenden. Dies gilt nicht nur von dieſer Erſcheinungsform ſelbſt, ſondern auch von der Frage, unter welchen Geſichtspunkten es zum Nebeneinander zweier Siedlungsprinzipien kommen konnte. Die Frage der Entſtehung einzelner Siedlungstypen wird auch noch in vielen anderen Gebieten unterſucht werden müſſen, da ſich neben der direkten Neugeſtaltung einer deutſchen Siedlungslandſchaft zahlreiche Fälle ergeben, in denen von anderen Völkern geprägte Siedlungsräume durch ſpäter dorthin eindringende Deutſche eine ſtarke Umwandlung erfahren. Dieſe können entweder direkt die alten Siedlungsplätze aufkaufen und kraft ihrer kulturellen Tradition eine Umwandlung vornehmen oder neben alten ſlawiſchen Siedlungsplätzen und zwiſchen denſelben neue deutſche Siedlungsformen einſchalten. Das Problem der Ein- und Zuſiedlung, das bisher nur in bevölkerungspolitiſcher, ſoziologiſcher und volkskundlicher Hinſicht ausführlich unterſucht wurde, muß nunmehr auch vom ſiedlungsgeographiſchen Standpunkt her aufgerollt werden.

---

[84] So z B. K. Vaß, Buda német utcanevei. A Vár és Ujlak utcanesi 1696—1872 (Ofens deutſche Straßennamen. Die Gaſſennamen der Stadtteile Feſtung und Neuſtift von 1696—1872). Budapeſt 1929.

Von nicht geringer Bedeutung für die Geſtalt der Siedlung und vor allem für ihre Entwicklungsmöglichkeit erweiſen ſich ferner die Art und Weiſe und die rechtlichen Bedingungen, unter denen ſie begründet wurden. Die ländlichen Siedlungen einer Sprachinſel ſind daher im einzelnen genau darauf zu unterſuchen, nach welchen Geſichtspunkten ihre Anſiedlung erfolgte. Eine bäuerliche Ausweitung des Lebensraumes iſt nur dann möglich, wenn neben der nötigen Grundbeſtiftung des einzelnen Siedlers auch die Grundlage zur Bildung eines dörflichen Gemeindebeſitzes (Wald, Hutweide) gegeben war, ſo daß der normalen Entwicklung der bäuerlichen Gemeinde kein Hindernis entgegentrat. Oft herrſcht aber die Tendenz vor, ein mehr oder minder knapp beſtiftetes Landarbeiterdeutſchtum anzuſiedeln, das vom ſiedlungstechniſchen Standpunkt her geſehen nur Kümmerformen von Dörfern, ſoweit die äußere Erſcheinung in Frage kommt, hervorbringen konnte. Die Unterſuchung des Einfluſſes alter ſoziologiſcher Strukturformen auf das gegenwärtige Siedlungsbild gehört zu jeder modernen Sprachinſelgeographie. Einen nicht unweſentlichen Raum wird in vielen Gegenden die Unterſuchung über die Berührung und gegenſeitige Durchdringung deutſcher und fremder Wohnweiſe einnehmen, wobei eine weitgehende Kenntnis des Siedlungsweſens der Nachbarvölker unerläßlich iſt. Bei vielen neuzeitlichen deutſchen Sprachinſelgauen wurde das Bild ihrer Kulturlandſchaft ſehr ſtark durch eine ſtreng ſchematiſierende und nach merkantiliſtiſchen Gedankengängen vorgehende Verwaltung geprägt. Das ſich entwickelnde bäuerliche Leben hat dieſen Rahmen im Lauf der Jahrhunderte an vielen Stellen geſprengt, und die Ausgeſtaltung des Siedlungsbildes erfolgte ſpäter mehr ſelbſttätig durch die Initiative einzelner als durch eine obrigkeitliche Regelung. Örtliche Unterſuchungen über dieſen Vorgang ſtehen bisher noch aus. Eine eingehende Feſtſtellung über das Ausmaß des mittelalterlichen deutſchen Volksbodens fehlt noch. Sie bedarf beſonders im Südoſtraum, wo hiſtoriſche Quellen oft fehlen, der Hilfe der mit verfeinerten Methoden arbeitenden Siedlungsgeographie.

Von dieſen Aufgaben wurden hier nur einige herausgegriffen, die auch für die ſiedlungsgeographiſche Forſchung im Mutterlande manche wertvollen Anregungen und Ergebniſſe bieten. Die völkiſch klar und ſcharf umriſſene Kleinlandſchaft, die eine Sprachinſel meiſt darſtellt, läßt manches Erſcheinungsbild deutlicher hervortreten als ſiedlungsgeographiſch komplizierte Gebilde eines binnendeutſchen Raumes. Die ſiedlungsgeographiſche Forſchung in den deutſchen Volksinſeln des Oſtens iſt daher auch in beſonderer Weiſe mitbeteiligt an der Verfeinerung der Methode zur Erforſchung des deutſchen Volksbodens.

Die rußlanddeutſche Forſchung 1934 – 1937

Von Margarete Woltner, Berlin

Die mannigfaltig regen Beziehungen einzelner deutſcher Volksgruppen beſonders die der Balten und Petersburger Deutſchen zur alten Heimat hielten in Deutſchland das Intereſſe für dieſe Volksſplitter wach, vermittelten aber kein Geſamtbild vom rußländiſchen Deutſchtum. Kriegs- und Nachkriegszeit haben darin Wandel geſchaffen. Trotzdem zeigen ſich bei uns erſt in allerneueſter Zeit die erſten Anſätze zu einer wiſſenſchaftlichen Erforſchung des Rußlanddeutſchtums.

Es gab bisher nur eine Kunde vom Deutſchtum in Rußland, eine rußlanddeutſche Forſchung iſt erſt im Entſtehen. Ein ſtattliches Schrifttum, das faſt ausnahmslos aus der Feder von Volksdeutſchen ſtammt, bot und bietet ſtreng genommen nur Erinnerungen, Lageberichte, Situationsſchilderungen aus den verſchiedenſten Gebieten des vergangenen und gegenwärtigen rußlanddeutſchen Lebens. Für die meiſten dieſer Darſtellungen iſt charakteriſtiſch, daß ſie auf größere Zuſammenhänge verzichten. Sie behandeln ihren Stoff iſoliert von der ruſſiſchen Umwelt, unterlaſſen es aber auch, jene Fäden aufzuzeigen, die zur alten Heimat hinüberweiſen. Methodiſch geſehen, gibt es daher nur ganz wenige Arbeiten, die den Anſpruch auf Wiſſenſchaftlichkeit erheben können, und noch weniger Darſtellungen, die der zwieſpältigen Stellung des Rußlanddeutſchtums zwiſchen Heimat und Fremdvolk gerecht werden und folglich in die urſächlichen Zuſammenhänge der rußlanddeutſchen Lebensäußerungen eindringen können.

Die weitaus größte Mehrzahl der Aufſätze beſteht aus kurzen Inhaltsangaben älterer Werke und neigt dazu, einzelne Erſcheinungen des rußlanddeutſchen Lebens zu verallgemeinern ohne Rückſicht darauf, daß ſie eine Vorgeſchichte hatten und zeitlich gebunden waren. So wird z. B. immer wieder von der Mirverfaſſung der Wolgadeutſchen geſchrieben, ihre Einführung fälſchlich ins Jahr 1816 datiert[1] und als ſelbſtverſtändlich angenommen, daß — womöglich bis zum Weltkrieg — periodiſche Umteilungen des Landes nach Reviſionsſeelen ſtattfanden. Auf den Gedanken, dieſe Frage zu unterſuchen, iſt bisher noch niemand gekommen[2]. Es wäre aber an der Zeit, ſich von den ſchablonenhaften Darſtellungen zu löſen.

Die volksdeutſche, beſonders aber die rußlanddeutſche Forſchung iſt daher noch eine junge Wiſſenſchaft, wenn ſie auch 1846 gleichſam begründet wurde[3]. Sie iſt ſo jung, daß ſie in einem Literaturbericht viel Unkraut nennen und ausſcheiden muß, damit es nicht weiter wuchere und Wertvolles erſticke. Nicht jede Fehlleiſtung kann hier natürlich angeprangert werden; ſoweit es aber der Raum erlaubt, ſoll auf Falſches wenigſtens hingewieſen werden, nicht etwa aus Freude am Kritiſieren, ſondern um nach Kräften mitzuhelfen an der Schaffung einer feſten Grundlage für weitere Forſchung. Die Erfahrung hat gelehrt, daß gerade auf dieſem Gebiet die Gefahr eines unkontrollierten Abſchreibens falſcher Behauptungen und Anſichten beſonders groß iſt. Es fällt auf, wie ſelten kritiſche Beſprechungen geſchrieben werden und wie gern ſich die rußlanddeutſchen Forſcher mit bloßen Anzeigen begnügen.

---

[1] Richtige Angaben macht D. Schmidt, Studien über die Geſchichte der Wolgadeutſchen, Bd. I, Pokrovſk 1930, S. 52ff.

[2] Gegen die Umteilung nach Reviſionsſeelen in einigen Dörfern ſpricht das Material bei D. Schmidt, a. a. O., S. 52ff. — Wichtige Angaben bietet ferner A. N. Minch, Hiſtoriſch-geographiſches Wörterbuch des Gouv. Saratov (Istoriko-geografičeskij slovar' Saratovskoj gubernii), Bd. I, Saratov 1898ff. Auch M. Praetorius, Galka, eine deutſche Anſiedlung an der Wolga, Weida i. Thür. 1912, wäre für das 20. Jh. heranzuziehen.

[3] Vgl. den Aufſatz von Richard Mai, Neue Aufgaben der Wiſſenſchaft zur Erforſchung des Auslanddeutſchtums. In: Jahrbuch des Reichsverbandes für die katholiſchen Auslanddeutſchen 1933/34. Berlin 1934, S. 97—117.

Das Fehlen einer brauchbaren Bibliographie, einer einigermaßen vollſtändigen Quellenkunde mit Einbeziehung des ruſſiſchen Schrifttums, das ja von ausſchlaggebender Bedeutung iſt, legt der rußlanddeutſchen Forſchungsarbeit einſtweilen noch faſt unüberwindbare Schwierigkeiten in den Weg. Die Bibliographie von F. P. Schiller, Literatur zur Geſchichte und Volkskunde der deutſchen Kolonien in der Sowjetunion für die Jahre 1764—1926 (Pokrovſk 1927), eine an ſich verdienſtvolle Arbeit, entſtand fern aller größeren wiſſenſchaftlichen Bibliotheken und enthält bloß einen kleinen Bruchteil des vorliegenden Schrifttums. Die Auslanddeutſche Quellenkunde 1924—1933 von Richard Mai (Berlin 1936), fortgeführt für das Jahr 1934 von R. Mai im Jahrbuch des Reichsverbandes für die katholiſchen Auslanddeutſchen 1935 (S. 328—358), berückſichtigt nur einen Zeitraum von 11 Jahren. Da ſie aber hinſichtlich der in Deutſchland erſchienenen Literatur faſt lückenlos iſt, wird ſie hier zum Ausgangspunkt gewählt und teilweiſe ergänzt. Material und Forſchung zu trennen, war in dieſem Literaturbericht leider unmöglich. Daher werden auch einige über die gegenwärtige Lage des Deutſchtums in der Sowjetunion orientierenden Artikel genannt.

Auf Vollſtändigkeit der wiſſenſchaftlichen Literatur hat Verfaſſerin größten Wert gelegt, ſie aber bei der Kürze der zur Abfaſſung dieſes Berichtes zur Verfügung ſtehenden Zeit und bei dem Fehlen der ſowjetruſſiſchen Literatur in Deutſchland nicht erreicht. Hinſichtlich der Lücken darf auf den Nachtrag verwieſen werden.

Einigermaßen überſchaubar ſind noch die das rußländiſche Deutſchtum behandelnden Bücher und Broſchüren, bei Aufſätzen tappt man bereits im Dunkeln, reinſtem Zufall verdankt man aber die Auffindung des in der Sowjetunion erſchienenen Materials. Eine Reihe von ruſſiſchen Titeln, die ſich die Verfaſſerin aus dem Verzeichnis der ruſſiſchen Aufſätze (Žurnal'naja Letopiś), das übrigens auch nicht vollſtändig iſt, notierte, mußte einſtweilen fallengelaſſen werden, weil die betreffenden Zeitſchriften in Deutſchland nicht vorhanden ſind. Es wäre wohl ſehr zu wünſchen, daß eine der den auslanddeutſchen Fragen gewidmeten Zeitſchriften ſich des auf dieſem Gebiet in ruſſiſcher wie deutſcher Sprache erſcheinenden Schrifttums annehmen würde in der Weiſe, daß laufend eine lückenloſe und keine zufällige Berichterſtattung geboten würde.

Organiſationen und Zeitſchriftenweſen

Die Wiederentdeckung des Volksdeutſchen, das zunehmende Intereſſe, das die deutſche Öffentlichkeit volksdeutſchen Fragen entgegenbringt, und nicht zuletzt die ſtaatliche Unterſtützung, die ihnen nun zuteil wird — bedingten die Entſtehung neuer und z. T. die Umbildung der alten Inſtitutionen für Volksforſchung und damit ihres Zeitſchriftenweſens. Mit am meiſten hat ſich der „Auslanddeutſche", herausgegeben vom

Deutſchen Ausland-Inſtitut, mit den Fragen der Volksgruppen befaßt. Für Rußland trat dies allerdings kaum in Erſcheinung, man vermißte beſonders im bibliographiſchen Teil, dem Anzeiger Neues Schrifttum, der ſeit dem 1. Januar 1937 zu einer laufenden Bibliographie des Auslanddeutſchtums umgewandelt iſt, eine lückenloſe Berichterſtattung über die das Rußlanddeutſchtum betreffende Literatur. Unerwähnt blieben beſonders die in der Sowjetunion geſchriebenen Arbeiten.

1937 rief aber das Deutſche Ausland-Inſtitut gemeinſchaftlich mit der Deutſchen Akademie eine „Arbeitsſtelle (Mittelſtelle) für auslanddeutſche Volksforſchung“ ins Leben. Sie wird von H. J. Beyer geleitet und gibt bei Ferd. Enke, Stuttgart, eine Vierteljahrſchrift „Auslanddeutſche Volksforſchung“ heraus. Rußlanddeutſche Fragen ſollen darin beſondere Beachtung finden. Herbſt 1937 fand in Stuttgart eine Arbeitstagung über volksdeutſche Fragen ſtatt[5], als deren Ergebnis die Aufſtellung einer Reihe von Themen aus der Geſchichte der Rußlanddeutſchen zu buchen iſt.

Zu einem „Verbande der Deutſchen aus Rußland e. V.“ ſchloß ſich 1936 das ſeit dem Weltkriege verſchiedenen Heimatorganiſationen angehörende rußländiſche Deutſchtum zuſammen. Der „Verband“ will hauptſächlich Sprachrohr und Bindeglied aller Rußlanddeutſchen auf der Welt ſein, daneben aber auch wiſſenſchaftliche Aufgaben erfüllen[6]. 1937 wurde eine „Übereinkunft“ zwiſchen dem „Verbande“ und der „Arbeitsſtelle für auslanddeutſche Volksforſchung“ getroffen[7]. Bereits im März hat der „Verband“ die Herausgabe der Deutſchen Poſt aus dem Oſten übernommen. Die Vorgängerin dieſer Zeitſchrift war 1919 von dem bewährten Führer der Schwarzmeerdeutſchen, Edmund Schmidt[8], begründet worden, mußte aber 1922 ihr Erſcheinen einſtellen. 1925 ließ ſie Adolf Eichler[9] zu neuem Leben erſtehen und leitete ſie in den Jahren 1926—1930 gemeinſam mit Carlo von Kügelgen. Während ihr Umfang 1931/32 (5. Jg.) noch 236 Seiten betrug, ſchrumpfte er 1932/33 auf 96 Seiten zuſammen. Von ihrem 7. Jahrgang konnten nur noch 46 Seiten (Januar bis Juli 1934) erſcheinen[10]. Neuerdings bringt die Deutſche Poſt aus dem Oſten als Monatsblatt unter der Leitung von Carlo von Kügelgen und J. Geiger zahlreiche Berichte über die Lage der Rußlanddeutſchen in der Welt. Daneben enthält ſie auch geſchichtliche Beiträge, wobei ſie häufig in geſchickter Weiſe an bereits früher gedruckte, in Deutſchland aber ſchwer zugängliche Aufſätze anknüpft. Allerdings müßten ſolche Aufſätze als Wiederdruck kenntlich gemacht werden, was in den meiſten Fällen unterbleibt. Ferner wäre zu wünſchen, daß die Deutſche Poſt, falls ſie den Anſpruch erhebt, ein wiſſenſchaftliches Organ zu ſein, ſämtliche Literaturnachweiſe gibt, um eine Nacharbeitung ihrer Aufſätze zu ermöglichen. Zu begrüßen iſt

---

[4] 1934/35 erſchien er verbunden mit der Deutſchen Arbeit, dem Organ des Volksbundes für das Deutſchtum im Auslande.

[5] Adolf Fraſch, Rußlanddeutſche Fragen auf der Tagung des Deutſchen Ausland-Inſtituts in Stuttgart. In: Deutſche Poſt aus dem Oſten, Jg. 9, 1937, Nr. 9, S. 2—4. — Carlo von Kügelgen, Rückblick auf die zwanzigjährige Jubiläumstagung des Deutſchen Ausland-Inſtituts. In: Deutſche Poſt aus dem Oſten, Jg. 9, 1937, Nr. 9, S. 4—6.

[6] Vgl. das Verzeichnis der zur Bearbeitung empfohlenen Themen im Aufſatz von A. Fraſch und J. Fuchs, Unſere Kulturarbeit. In: Deutſche Poſt aus dem Oſten, Jg. 9, 1937, Nr. 8, S. 38—40.

[7] Vgl. den Text der „Übereinkunft“. In: Deutſche Poſt aus dem Oſten, Jg. 9, 1937, Nr. 7, Umſchlagſeite 3.

[8] Näheres: J. Stach, Edmund Schmidt zum Gedächtnis. In: Deutſche Poſt aus dem Oſten, Jg. 9, 1937, Nr. 9, S. 32.

[9] Vgl. Deutſche Poſt aus dem Oſten, Jg. 9, 1937, Nr. 1/2, S. 2f.

[10] 1935 (Jg. 13, Nr. 5/6) iſt auch das Deutſche Leben in Rußland, Zeitſchr. für die Kultur und Wirtſchaft der Deutſchen in Rußland, Wiederaufbau-, Siedlungs- und Heimatblatt, hrsg. vom Zentral-Komitee der Deutſchen aus Rußland, eingegangen.

die Aufnahme ſippenkundlicher Beiträge, und wir hoffen, daß ſich die Deutſche Poſt gerade auf dieſem Gebiet bewähren wird.

Die „Hauptſtelle für auslanddeutſche Sippenkunde“ befindet ſich in Stuttgart unter der Leitung von Manfred Griſebach. Sie wurde 1934 vom Deutſchen Ausland-Inſtitut gemeinſam mit dem Volksbund für das Deutſchtum im Ausland und dem Verein für Württembergiſche Familienkunde begründet[11]. Den Beweis ihrer vielſeitigen Tätigkeit lieferte ſie im Jahrbuch für auslanddeutſche Sippenkunde (Bd. I, 1936, VII, 183 S., Bd. II, 1937, VII, 231 S.

Wertvolle Arbeit auf dem Gebiet der Familienforſchung iſt ferner vom Mennonitiſchen Geſchichtsverein (in Frankfurt a. M. gegr. 1933) und ſeiner Halbjahresſchrift „Mennonitiſche Geſchichtsblätter“ (ſeit 1936) zu erwarten, da man mit Zuſendungen von Material aus Amerika rechnen darf. Am Mennonitiſchen Archiv in Winnipeg, Kanada, wurde nämlich 1936 die Errichtung einer Sippenſtelle geplant, und der in Roſthern Saſk. erſcheinende „Bote“ behandelt ſeit 1934 auch ſippenkundliche Fragen[12].

Für das Auslanddeutſchtum intereſſieren ſich gleichfalls einige Zeitſchriften der evangeliſchen und katholiſchen Geiſtlichkeit.

Der „Ruſſiſch-Evangeliſche Preſſedienſt“, das Organ der „Baltiſchen Rußlandarbeit des Internationalen Verbandes für innere Miſſion und Diakonie“, 1928 als Monatsſchrift von Paſtor O. Schabert begründet, will „getreu der Baltiſchen Aufgabe eine Brücke zwiſchen Weſt- und Oſteuropa bilden“, „der Chriſtenheit Weſteuropas informierende, zuverläſſige Nachrichten über Not und Sieg des Evangeliums in Rußland vermitteln, unter beſonderer Berückſichtigung von Kirche und Schule“ (vgl. Bd. I, 1928, S. 1). Seit 1934 (Jg. 7) erſcheint dieſe Zeitſchrift unter dem Titel „Evangelium und Oſten“, vermehrt durch wiſſenſchaftliche Aufſätze über den Einfluß des deutſchen Geiſteslebens in Rußland.

Als einzige Organiſation, die ſeit mehr als 100 Jahren das Rußlanddeutſchtum moraliſch und z. T. auch finanziell in großzügiger Weiſe unterſtützt, iſt der Guſtav-Adolf-Verein zu nennen. Kurze Nachrichten über die Lage der lutheriſchen Kirche in Rußland während der Bolſchewiſtenzeit bringt ſeine Zeitſchrift „Die evangeliſche Diaſpora, insbeſondere des Auslanddeutſchtums“, herausgegeben von Bruno Geißler (bis 1935 gemeinſam mit Franz Rendtorff) in Leipzig.

Ein hohes wiſſenſchaftliches Niveau haben die Jahrbücher „Auslanddeutſchtum und evangeliſche Kirche“, die E. Schubert in München erſcheinen läßt, und die die rußlanddeutſche Forſchung bereicherten.

Einige katholiſche Zeitſchriften werden weiter unten genannt.

Gute Berichte über die Geſamtlage in der Sowjetunion, ſoweit ſie uns an dieſer Stelle beſchäftigt, findet man in „Nation und Staat“[13] und in „Oſteuropa“[14]. Das deutſche Fachorgan, die „Jahrbücher für Geſchichte Oſteuropas“, herausgegeben von Hans Uebersberger, Berlin-Breslau (ſeit 1936), hat über rußlanddeutſche Fragen bisher keinen Aufſatz gebracht.

---

[11] Vgl. Der Auslanddeutſche, Jg. 19, 1936, S. 694—697.

[12] Walter Quiring, Das mennonitiſche Deutſchtum in Überſee und die Sippenforſchung. In: Der Auslanddeutſche, Jg. 19, 1936, S. 668.

[13] Deutſche Zeitſchrift für das europäiſche Minoritätenproblem, hrsg. für den Verband der Deutſchen Volksgruppe in Europa von Ferdinand von Uexküll-Güldenband, Wien.

[14] Zeitſchrift für die geſamten Fragen des europäiſchen Oſtens, hrsg. von der Deutſchen Geſellſchaft zum Studium Oſteuropas, Königsberg-Berlin.

Für die Bürger der Sowjetunion iſt die Erforſchung der Geſchichte des Rußlanddeutſchtums mit größten Schwierigkeiten verknüpft. Nach dem Kriege erweckte es zeitweilig den Anſchein, als ob ſich die in der Sowjetunion lebenden Deutſchen in ſtärkerem Maße der Darſtellung ihrer Vergangenheit zuwenden würden. Es erſchienen, um nur einiges zu nennen, die Bibliographie von Schiller, die Arbeiten von Schmal, Dinges uſw. Das umfangreiche Werk von D. Schmidt über die Wolgadeutſchen (ſ. o.) erregte bei uns durch ſeine marxiſtiſche Haltung Anſtoß, in der Sowjetunion wurde dem Verfaſſer eine „bürgerliche" Haltung vorgeworfen. Einem ähnlichen Schickſal fiel A. Eurich (ſ. u.) anheim; aber auch andere Forſcher, deren Namen hier ungenannt bleiben müſſen, können in der Verbannung vergeblich auf das Erſcheinen ihrer Arbeiten warten. Bei dieſer Einſtellung zur Geſchichtswiſſenſchaft lieſt man in der Deutſchen Zentralzeitung, Moskau, mit einem gewiſſen Befremden, daß die Erforſchung der Geſchichte des Rußlanddeutſchtums eine dringende Aufgabe ſei.

Nachſchlagewerke

Eine wahre Fundgrube für die Geſchichte der rußländiſchen Mennoniten iſt das ſehr ſorgfältig gearbeitete „Mennonitiſche Lexikon", herausgegeben von Chr. Hege und Chr. Neff, Frankfurt a. M., 1913 ff., das bis „Mähren" erſchienen iſt. Über die einzelnen Artikel, ſoweit ſie in dieſen Zuſammenhang gehören, wird unten berichtet.

Vom großangelegten, als Standardwerk für volksdeutſche Forſchung geplanten „Handwörterbuch des Grenz- und Auslanddeutſchtums"[15] liegen einſtweilen nur Bd. 1—2, Lief. 1—6 (bis Entre rios) und Bd. 3, Lief. 1 (Galizien bis Gottſchee) vor, ſo daß die der Teilredaktion M. Vasmer und M. Woltner übertragenen Hauptartikel über das rußländiſche Deutſchtum noch ausſtehen (über die Nebenartikel ſ. u.).

Raſſe

Bei der Bedeutung, die der Raſſefrage zukommt, iſt es doppelt zu bedauern, daß wiſſenſchaftliche Unterſuchungen und Meſſungen ſich immer nur auf einen kleinen Kreis von Rußlanddeutſchen, nur auf die rußlanddeutſchen Flüchtlinge, erſtrecken können, und daß es fraglich erſcheint, ob man dieſe Teilergebniſſe verallgemeinern darf. Von beſonderer Wichtigkeit ſind die Feſtſtellungen von Friedrich Keiter, Rußlanddeutſche Bauern und ihre Stammesgenoſſen in Deutſchland, Jena 1934, 88 S. und 10 Tafeln (= Schriftenreihe: Deutſche Raſſenkunde, herausgegeben von Eugen Fiſcher, Bd. 12). Vgl. dazu u. a. die Beſprechung von H. Zeiß (in: Oſteuropa, Jg. 10, 1934/35, S. 384 f.

Als Anregung zu gründlicheren Unterſuchungen in bezug auf Raſſe, Ausleſevorgänge und Umwelteinflüſſe geht auch J. Geiger ein auf „Die raſſiſche Beſchaffenheit der rußlanddeutſchen Koloniſten" (in: Deutſche Poſt aus dem Oſten, 8. Jg., 1936, Nr. 2, S. 2—5). Unabhängig von den raſſentypiſchen Merkmalen ſprechen nach Geiger bereits die echt nordiſch-germaniſchen Leiſtungen für die Koloniſten, die bei ihrer völkiſch raſſiſchen Reinerhaltungstendenz z. T. eine Stütze an der ruſſiſchen Geſetzgebung und dem Wirken der deutſchen Geiſtlichkeit fanden. Im allgemeinen ſeien die rußländiſchen Koloniſten in *höherem* Maße nordiſch als das Bauerntum in der deutſchen Heimat, weil, durch die Verhältniſſe bedingt, unter ihnen eine ſtarke Ausleſe ſtattgefunden habe. Geiger verſucht ſeine Ausführungen zu unterbauen durch die Feſtſtellungen von F. Keiter und den im Februar 1930 im Flüchtlingslager Hammerſtein vom Kaiſer-Wilhelm-Inſtitut vorgenommenen Blutgruppenunterſuchungen. — Gegen die Feſtſtellungen von F. Keiter hat H. H. Schröder, Rußlanddeutſche Frieſen, Döllſtädt-Langenſalza 1936, 120 S., einzuwenden, daß die relative Zahl der nordiſchen und daliſchen Typen ſich bei einer allgemeinen Unterſuchung der Rußlandfrieſen noch erhöhen dürfte (S. 26). Mit Mutmaßungen iſt der Forſchung aber wenig gedient (ſ. u. auch S. 494).

---

[15] Hrsg. von Carl Peterſen, P. H. Ruth, Otto Scheel (1937 ausgeſchieden), Hans Schwalm, Breslau, Ferdinand Hirt, 1933 ff.

Sippen- und Familienkundliches

Wegweiſend iſt der Aufſatz von Erik Amburger: Leiſtung und Aufgabe der rußlanddeutſchen Sippenforſchung. Die Erfaſſung des Deutſchtums außerhalb der geſchloſſenen bäuerlichen Siedlungen (in: Jahrbuch für auslanddeutſche Sippenkunde, Bd. 2, 1937, S. 133—136).

Einem glücklichen Zufall iſt es zu verdanken, daß zwei alte deutſche Kirchenbücher der Petersburger Siedlungsgruppe nach Deutſchland gerettet wurden, vgl. Reinhold Scholl, Das erſte Kirchenbuch von Neu-Saratovka (in: Der Auslanddeutſche, Jg. 19, 1936, S. 632—634), mit einem Nachtrag von Erik Amburger über die Lebensdaten der älteſten dortigen Paſtoren[16]. Das „Jahrbuch für auslanddeutſche Sippenkunde“, 1936, S. 74—83, veröffentlichte daraus den die Eheſchließungen umfaſſenden Teil, dem ſich ein Perſonenregiſter (S. 83—85) und ein Verzeichnis der Herkunftsorte und -länder (S. 85) der älteſten Koloniſten von Neu-Saratovka anſchließen. — In alphabetiſcher Anordnung legte A. Lippert, Die Auswanderer aus Anhalt-Deſſau in den Jahren 1764—1768 (in: Deutſche Poſt aus dem Oſten, Jg. 9, 1937, Nr. 10, S. 23 f.), die aus H. Wäſchke, Deutſche Familien in Rußland (Roland-Archiv für Stamm- und Wappenkunde, 1912, Bd. 1) bekannte Auswandererliſte vor und erleichterte damit ihre weitere Verarbeitung. — Das „Verzeichnis der Auswanderer an die Wolga im Jahre 1766 aus dem Kirchſpiel Hopfgarten, Kreis Alsfeld, Oberheſſen“ (in: Deutſche Poſt aus dem Oſten, Jg. 9, 1937, Nr. 8, S. 25 f.), enthält 20 von A. Lippert dem Kirchbuch des Pfarramtes Hopfgarten entnommene Familiennamen. — Anſchließend an einen Aufſatz allgemeiner Natur: Die Sippe iſt die Brücke zum Muttervolk (in: Deutſche Poſt aus dem Oſten, Jg. 9, 1937, Nr. 4, S. 18—21), wiederholt J. Geiger aus dem bekannten Buch von Konrad Keller[17] das Namensverzeichnis der deutſchen Anſiedler am Berezań mit Angabe der alten Heimat (Landau, Nr. 4, S. 20 f., Nr. 5, S. 21 f., Nr. 6, S. 21, Nr. 7, S. 22, Nr. 8, S. 26 f., Nr. 9, S. 24, Nr. 10, S. 24 f., Speier ebenda, Nr. 11, S. 25 f.) — B. H. Unruh, Die Herkunft der Rußlanddeutſchen mennonitiſchen Glaubens. Als Vorfrage für ſippenkundliche Erfaſſung des Rußlanddeutſchtums. (Vortrag auf der Tagung für auslanddeutſche Sippenkunde am 24. 8. 1936 in Stuttgart, veröffentlicht in: Deutſche Poſt aus dem Oſten, Jg. 9, 1937, Nr. 1—2, S. 9—13[18]), hebt die Schwierigkeiten hervor, die ſich einer ſippenkundlichen Erforſchung der Mennoniten in den Weg ſtellen. Beſonders ſchwierig zu erfaſſen, ſei die Wanderung des 16. Jahrhunderts. Hinzu käme der Mangel an Quellen, weil die Mennoniten bis Friedrich dem Großen, in Danzig ſogar bis 1800 als „Unbürger" dem Fremdenrecht unterſtanden. Zu beachten iſt der Hinweis auf ein altes Kirchenbuch, das 1661 in der Gegend von Graudenz angelegt, von dort in die Kolonie Alexanderwohl (fr. Taurien) und in den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts nach Kanſas (Goeſſel) kam. — Vorſchläge für ſippenkundliche Familienforſchungen macht auch Kurt Kauenhöwen, Das weſtpreußiſche Mennonitentum und die auslanddeutſche Sippenkunde. Wege und Aufgaben (in: Der Auslanddeutſche, Jg. 19, 1936, S. 667 f.). — Auszüge aus einer 1655 beginnenden Familienchronik der Thiemsdorfer Fröſe, die auch in Rußland vorkommen, verdanken wir Heinrich Hayo Schroeder, Vom frieſiſchen Bauerngeſchlecht Fröſe (in: Deutſche Poſt aus dem Oſten, Jg. 9, 1937, Nr. 12, S. 29 f.) — Ferner legte H. H. Schroeder, Frieſiſche Bauern und Handwerker aus den Niederungen der Nogat gehen nach Rußland (in: Deutſche Poſt aus dem Oſten, Jg. 9, 1937, Nr. 11, S. 24, Nr. 12, S. 30), die „Vermerke im Kirchenbuch der Gemeinde Elbing-Ellerwald, Nogat (ſeit 1832—1847)" vor und beabſichtigt, 110 in Weſtpreußen erarbeitete Familienauszüge zu bringen. — Wertvoll iſt das von Th. Hummel veröffentlichte Material für die Geſchichte der Kaukaſusdeutſchen. In den Beiträgen zur Sippenforſchung der Kaukaſusdeutſchen (in: Deutſche Poſt aus dem Oſten, Jg. 9, 1937, Nr. 8, S. 23—25) werden Verzeichniſſe geboten von „Einwanderern, deren Nachkommen noch heute in Helenendorf oder in einer anderen deutſchen Siedlung Transkaukaſiens leben" und „der Einwanderer in Helenendorf, deren männliche Namensträger ausgeſtorben ſind". — Ferner legte Th. Hummel ein Verzeichnis vor der in der Kolonie Katharinenfeld lebenden Familien mit Angabe ihrer Auswanderungs- oder Zuwanderungsorte: Zur Sippenforſchung der Kaukaſusdeutſchen (in: Deutſche Poſt aus dem Oſten, Jg. 9, 1937, Nr. 9, S. 22—24). — Den weitverzweigten verwandtſchaftlichen Beziehungen einiger deutſcher Gelehrtenfamilien an der Petersburger Akademie der Wiſſenſchaften (Joh. Schuhmacher, G. Fr. Müller, Joſ. Weitbrecht, Chr. Fr. Groß, Euler, Stählin, A. L. Schlözer, G. M. Lowitz, Fr. Th. Schubert, auch A. N. Scherer) geht Erik Amburger nach: Die Deutſchen in der ruſſiſchen Akademie der Wiſſenſchaften, eine familiengeſchichtliche Studie (in: Familiengeſchichtliche Blätter „Deutſcher Herold", 34. Jg., Nr. 8, Berlin 1936, S. 210—218). — Ein reiches familienkundliches Material bietet auch das kleine Buch von Erik Amburger, Die van Brienen und ihre Sippe in Archangel, Berlin 1936 (im Selbſtverlag), 71 S., in dem man viele Angaben über das Deutſchtum in Archangel und Petersburg findet.

---

[16] Ob Cl. Peter Lundberg 1782 als Prediger in Fredrikshamn, 1784 als Notar des Domkapitels in Borga tätig war, iſt zweifelhaft. Amburger ſelbſt hat dieſe Angaben eingeklammert. Auf Grund von H. Dalton, Beiträge zur Geſchichte der ev.-luth. Kirche in Rußland, Bd. 4, Berlin 1905, S. 99, wäre anzunehmen, daß Lundberg noch 1784 als Prediger im Wolgagebiet wirkte.

[17] Wiederum ohne genauere Literaturverweiſe.

[18] Vgl. auch Jahrbuch auslanddeutſcher Sippenkunde Bd. 2, S. 124—132.

Geſamtgeſchichte und Teilfragen

J. Geiger brachte einen kurzen geſchichtlichen Überblick, Die Anſiedlung von Deutſchen in Rußland (in: Deutſche Poſt aus dem Oſten, Jg. 9, 1937, Nr. 11, S. 11—16), um das Verſtändnis für die in dieſer Zeitſchrift zum Abdruck gelangenden Aufſätze über Einzel- und Teilfragen des Rußlanddeutſchtums zu heben. Es fällt auf, daß die Deutſchen des Kiever Reichs keine Erwähnung finden und daß die außerordentlich wichtige Entwicklung des 17. Jahrhunderts kaum geſtreift wird. — Eine beſonders inhaltsreiche und anſchauliche Schilderung der Beziehungen zwiſchen Deutſchen und Ruſſen im Zarenreich hatte

Johannes Haller in den Süddeutſchen Monatsheften, Juli 1915, veröffentlicht, und wir freuen uns, ſie in ſeinen „Aufſätzen zur Geſchichte und Politik", Stuttgart-Berlin, 1934, S. 244—256, unter dem Titel „Die Deutſchen in Rußland" wiederzufinden. — Gut iſt auch die Überſicht Das Deutſchtum in der Sowjetunion von M. Markert mit Karten und Bildern in dem von Gauß herausgegebenen Sammelwerk: Das Buch vom deutſchen Volkstum. Weſen — Lebensraum — Schickſal, Leipzig, 1935, 436 S. (vgl. beſonders S. 326—331). — Nicht unwichtig für eine künftige Geſchichte der deutſchen Rußlandſchweizer iſt der in ſeinem Inhalt bunt zuſammengewürfelte Aufſatz von A. Jenny, Leiſtungen und Schickſale der Rußland-Schweizer (in: Glarner Geſchichte in Daten von Otto Bartel und A. Jenny, Bd. III, Glarus 1936, S. 213—331). Wir übergehen die willkürlich herausgegriffenen Angaben über ruſſiſche Geſchichte, bei denen man häufig den Zuſammenhang mit dem eigentlichen Thema vermißt, weil ſie allzu bedeutungslos ſind. Der Aufſatz ſcheint auch nicht aus wiſſenſchaftlichen Gründen geſchrieben zu ſein. Vermutlich bezweckte er nur eine Hinwendung der öffentlichen Aufmerkſamkeit auf die durch den bolſchewiſtiſchen Umſturz in Rußland verloren gegangenen ſchweizeriſchen Vermögenswerte und auf die Notlage der Rückwanderer. Dementſprechend wird ausführlich über die Entſchädigungsanſprüche und die den Heimgekehrten gewährten finanziellen Unterſtützungen gehandelt. Verſtreut findet man jedoch viel wertvolles Material biographiſcher und wirtſchaftlicher Art, das die Forſchung nachzuprüfen und zu berückſichtigen haben wird.

In Zuſammenhang mit der Stuttgarter Tagung Herbſt 1937, auf der über Volkstumserhaltung und Volkstumsverluſt mehrere Vorträge gehalten wurden, ſtehen zwei Arbeiten. Sie müſſen hier ausführlicher beſprochen werden, weil ſie den Anlaß zu Mißverſtändniſſen geben können.

H. J. Beyer ſtreift im Aufſatz: Zur Frage der Umvolkung, Auslanddeutſche Volksforſchung, Bd. I, Nr. 4, S. 361—386, auch ruſſiſche Verhältniſſe (S. 377 bis 379) und zwar unter dem Geſichtspunkt, daß Deutſche in keinem nennenswerten Umfang ruſſifiziert worden ſind trotz aller Bemühungen des ruſſiſchen Nationalismus (S. 379). Dieſe Behauptung trifft für das Baltikum zu, das ja in den Augen der Ruſſen gleichſam „Ausland" war, keineswegs aber für Rußland ſelbſt. Schon ſeit dem Ende des 16. Jahrhunderts ſind Deutſche ununterbrochen vom Ruſſentum aufgeſogen worden. Dieſer Aſſimilierungsprozeß vollzog ſich auf durchaus friedlichem Wege. Unterſtützt wurde er durch die „Taufgeſchenke" der Regierung, deren Höhe ja ſchon im 17. Jahrhundert geregelt war, und durch Miſchehen. Zahlenmäßig läßt ſich das Aufgehen von Deutſchen im Ruſſentum ſchwer erfaſſen. Haller (ſ. o.) erinnert aber daran, daß im Laufe des 19. Jahrhunderts etwa $1^{1}/_{2}$ Millionen Deutſche nach Rußland einwanderten, die Geſamtzahl der Deutſchen mit Einſchluß der ſchon vorher anſäſſigen (das 18. Jahrhundert hatte eine ſtarke deutſche Zuwanderung) 1897 aber nur $2^{1}/_{4}$ Millionen betrug, folglich der größte Teil von der natürlichen Vermehrung — wie hoch dieſe war, iſt ja bekannt — durch Ruſſiſchwerden verloren gegangen iſt (Haller, a. a. O., S. 253). Die Rolle der Deutſchen in Rußland erklärt ſich alſo nicht durch ihr zähes Feſthalten am Volkstum, ſondern durch den ſtändig ſtarken Zufluß neuer Elemente. Das fällt beſonders auf, wenn man ruſſiſche Familiengeſchichte treibt. Da der Ruſſe in früheren Jahrhunderten — im Gegenſatz zum Polen — fremde Namen, weil ſie ihm unbequem waren, ſtets zu ruſſifizieren ſuchte (aus Paulſen wurde z. B. Pavlov uſw.), bietet der Familienname keine ſicheren Anhaltspunkte für die völkiſche Herkunft ſeines Trägers. Ein jeder Einzelgänger, ein jeder außerhalb einer geſchloſſenen deutſchen Gruppe lebende Einwanderer verfiel in den allermeiſten Fällen dem Ruſſentum. Als Beiſpiel würde ich gerade die Familie Lindemann anführen. Daß ſich Karl Lindemann für das Deutſchtum einſetzte, zeugt für ſein Gerechtigkeitsgefühl und für ſeine Wertſchätzung, die er den deutſchen Koloniſten entgegenbrachte. Ähnlich wie er dachten aber viele Ruſſen. Beyer ſelbſt berichtet, Lindemann habe nach 1909 (alſo als ein Mann von über 60 Jahren) Vorträge gehalten über die Notwendigkeit, Miſchehen zwiſchen den Nationalitäten zu fördern, was letzten Endes dem Wunſche einer Verſchmelzung der verſchiedenen Völker Rußlands zu einem Geſamtvolk gleichkommt. Einen ſolchen Standpunkt kann nur ein Vertreter des Staatsvolkes, nicht aber der einer völkiſchen Minderheit einnehmen. Hat ſich Lindemann überhaupt einmal ſelbſt als Volksdeutſcher bezeichnet?! Ferner haben die von Beyer angegebenen Gründe für den geringen Umfang der Ruſſifizierung Deutſcher in Rußland ſo gut wie nichts mit dem rußländiſchen Deutſchtum zu tun, z. T. treffen ſie für das Baltikum zu. Da Druck bekanntlich Gegendruck erzeugt, ſind ſich die Deutſchen zuzeiten des großruſſiſchen Nationalismus — ich würde ihn als Zentralismus bezeichnen — der Wahrung völkiſcher Belange erſt bewußt geworden. Großruſſiſcher Nationalismus, Panſlavismus, Panruſſismus — drei verſchiedene Strömungen, die in ihrer Eigengeſetzlichkeit auseinandergehalten werden müſſen, haben in bezug auf das Deutſchtum eins gemein, daß ſie Grenzen zwiſchen der Slawenwelt und dem Deutſchtum errichteten in einer Kraßheit, die früher fehlte. Natürlich wirkte die Konfeſſion in Rußland als Schranke, aber nicht nur in einzelnen Fällen iſt es zu Übertritten gekommen; die aktive wie paſſive Einordnung in die orthodoxe Kirche war durchaus keine Ausnahmeerſcheinung. Es ſei ausdrücklichſt betont, daß bis zum Weltkrieg der Übertritt zur orthodoxen Kirche einen bewußten Bruch mit dem Deutſchtum bedeutete und zwar nicht nur im Urteil der Großruſſen. Irreführend iſt auch die Gleichſetzung Evangeliſch und Deutſch (S. 379), da die Letten und Eſten gleichfalls evangeliſch ſind. — Abgeſehen davon, daß das von Beyer angeführte Material eigentlich gegen ſeine Behauptung ſpricht, befremden auch ſeine Ausführungen um ſo mehr, als Erik Amburger, Auslanddeutſche Volksforſchung, Bd. I, 1937, S. 266—273, bereits einen Aufſatz über: Miſchehen im ſtädtiſchen Deutſchtum Altrußlands[19], veröffentlicht hatte. Mit Recht heißt es darin, daß ſich bei weitem nicht alle Träger deutſcher Namen im Vorkriegsrußland zum Deutſchtum bekannten[20]. Amburger hatte auch treffend auf einige Gründe hingewieſen (Miſchehen, Karriereausſichten), die zu Volkstumsverluſt führten. Das deutſche Element in der Moskauer Slobode muß aber ſtärker geweſen ſein als man gewöhnlich annimmt, ſchrieb doch der holländiſche Reſident van Keller: „Die größte Anzahl (der Ausländer) beſteht aus Deutſchen ... deshalb iſt es notwendig vorzüglich für den Handel, daß jeder ihre Sprache kennt, ſo daß ſelbſt die Engländer und Holländer dieſelbe zu erlernen ſich genötigt ſehen[21]." Daraus erklärt ſich, warum bei Miſchehen zwiſchen Weſteuropäern das deutſche Element ſich durchſetzte. Es trifft jedoch nicht zu, daß erſt der Übertritt zur Orthodoxie in Altrußland den Empfang von Dienſtgütern ermöglichte (S. 270). Eine ſolche Beſtimmung iſt allerdings erlaſſen worden; ſie konnte aber auf die Dauer nicht beachtet werden, weil die Geldknappheit im 17. Jahrhundert einer anderen Art der Entlohnung hinderlich war[22]. Ergänzungsbedürftig iſt Amburgers Behauptung, daß Miſchehen mit Orthodoxen ſeit Peter I. bis 1905 die Kinder zwangsläufig der ruſſiſchen Kirche zuführten. Für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts trifft das im allgemeinen zu, nicht aber für das 18. Jahrhundert, weil das Geſetz von 1722 bereits die Möglichkeit einer Befreiung von der Verpflichtung, die Kinder orthodox zu erziehen, vorſah.

---

[19] Altrußland im Titel iſt irreführend, es müßte „Vorkriegsrußland" heißen.

[20] Vgl. die angeführten ſtatiſtiſchen Angaben über deutſche Namen unter ruſſiſchen Beamten.

[21] M. Poſſelt, Der General und Admiral Franz Lefort. Sein Leben und ſeine Zeit. Frankfurt a. M. 1866, Bd. I, S. 216f.

Über die Stimmung unter den Rußlanddeutſchen bei Ausbruch des Weltkrieges ſchrieben: Joh. Schleuning, Vor zwanzig Jahren in Rußland (in: Deutſches Leben in Rußland, 12. Jg., 1934, Nr. 7/8, S. 51—53); Ludwig Lutz, Der Krieg und die deutſchen Kolonien Südrußlands, ebenda, S. 53 f.; Friedrich Steinmann, Das ſtädtiſche Rußlanddeutſchtum beim Kriegsausbruch, ebenda, S. 55—57.

Es entſpricht den Gepflogenheiten der Sowjetregierung, aus Anlaß von Jahrestagen gedruckte Rückblicke zu liefern, um die Leiſtungen der Bolſchewiſten ins „rechte" Licht zu rücken. Auch in der Deutſchen Wolgarepublik wurden 1933 zu ihrem 15jährigen Beſtehen ſolche „Verherrlichungen" der letzten Errungenſchaften veröffentlicht. Unter dem Druck der Regierung tendenziös geſchrieben, ſind dieſe Broſchüren meiſt wertlos. Nur der mit den bolſchewiſtiſchen Verhältniſſen gut Vertraute wird dieſen Arbeiten manche für die Geſchichte wertvolle Einzelheit entnehmen können.

Wie ſchwierig es ſelbſt für einen Bolſchewiſten in führender Stellung iſt, eine einigermaßen der Wahrheit entſprechende Darſtellung der jüngſten Vergangenheit zu bieten, mußte der Vorſitzende des Kultproprom A. Eurich erfahren. In den wolgadeutſchen „Nachrichten" und in der „Trudovaja Pravda" hatte er eine Aufſatzreihe über die der Gründung der Wolgadeutſchen Sowjetrepublik vorhergehenden Ereigniſſe veröffentlicht unter dem Titel: Der Kampf um die Räteregierung (Boŕba za sovetov). In der allgemeinen Anlage dieſer Aufſätze ſcheint ſich die von der Diktatur gewünſchte Aufmachung zu zeigen, es fehlt auch nicht eine bolſchewiſtiſche Beleuchtung der Vorgänge, trotzdem wird die Vorgeſchichte der Sowjets in einer Reihe von Einzelheiten wahrheitsgetreu geſchildert. Es wird vor allem der Nachweis erbracht, daß der 1917 im Wolgagebiet entſtandene Verband der wolgadeutſchen Sozialiſten die bolſchewiſtiſche Machtergreifung in den deutſchen Kolonien vorbereitet hat und ein wichtiger politiſcher Faktor für den Umſturz war. Dieſe Feſtſtellung wurde jedoch Eurich zum Verhängnis. Gegen ihn veröffentlichte A. Loos die Broſchüre: Gegen die Verfälſchung der Geſchichte des bolſchewiſtiſchen Kampfes um die Räte(herrſchaft) in den früheren Kolonien des Wolgagebiets (Protiv falʹsifikacii istorii boŕby bolʹševikov za sovety v byvšich kolonijach nemcev Povolžja), Engels 1934, 16, 52 S. Wir haben es hier nicht etwa mit einer Richtigſtellung zu tun, wie man aus dem Titel ſchließen könnte, ſondern mit einer bewußten Entſtellung der Vorgänge um der bolſchewiſtiſchen Ideologie willen. Loos will es nicht wahr haben, daß aus der Tätigkeit der wolgadeutſchen Sozialiſten der bolſchewiſtiſche Umſturz erwuchs, daß jene „kleinbürgerlichen Nationaldemokraten", wie er ſie nennt, nicht aber das Proletariat, wie Lenin behauptete, die Führung zu Beginn der Revolution innehatte. Somit müſſen die Tatſachen vor den Forderungen der Ideologie verblaſſen. Eurich werden auch Abweichungen von der offiziellen Ideologie vorgeworfen, er wird des Verſuches bezichtigt, die Geſchichte zugunſten der nationaliſtiſchen Elemente zu fälſchen. Außerdem ſei er noch Eklektiker, denn er habe mit Bucharin und Roſa Luxemburg (!) von der Selbſtbeſtimmung der Arbeitenden geſprochen, ſtatt in den Mittelpunkt ſeiner Ausführungen die Loſung von Lenin über die Selbſtbeſtimmung der Nation zu ſtellen. Wie belanglos dieſe ideologiſche Auseinanderſetzung für uns auch ſein mag, ſo mußte ſie erwähnt werden, denn hinter ihr verbirgt ſich wiederum das Beſtreben, eine jede Strömung, ſelbſt wenn ſie bereits der Vergangenheit angehört, zu entkräften, ſofern ſie von Deutſchen getragen wird. — Über die Entſtehung der Wolgarepublik vgl. neuerdings H. Rempel, Das Selbſtbeſtimmungsrecht der Völker in der Sowjetunion. Erläutert am Beiſpiel der Wolgadeutſchen (in: Deutſche Poſt aus dem Oſten, Jg. 9, 1937, Nr. 8, S. 9—12, Nr. 9, S. 9—11, Nr. 10, S. 9—13).

---

[22] Vgl. A. Muljukin, Beiträge zur Geſchichte der juridiſchen Lage der ausländiſchen Kaufleute im Moskauer Reich (Očerki po istorii juridičeskogo položenija inostrannych kupcov v Moskovskom gosudarstve). Odeſſa 1912, S. 161 ff. (= Zapiski juridičeskogo fakulʹteta Novorossijskogo Universiteta, Bd. 8).

Welches Unheil über die Deutſchen in der Sowjetunion hereingebrochen iſt, dürfte bekannt ſein; bekannt iſt auch, daß die internationale Hungerhilfe, die einen vielverſprechenden Anfang nahm, von der Sowjetunion verboten wurde. Näheres findet man darüber u. a. in den Aufſätzen: Die Welthilfe für die Hungernden in der Sowjetunion (in: Deutſches Leben in Rußland, Jg. 12, 1934, Nr. 1, S. 6 f.); Brüder in Not (in: Nation und Staat, Jg. 7, 1934, S. 200—208); E. Ammende, Eine Pflicht der Nation. Zur Tragödie des Rußlanddeutſchtums (in: Nation und Staat, Jg. 7, 1934, S. 352—355), auch (in: Deutſches Leben in Rußland, Jg. 12, 1934, Nr. 3, S. 17—20); „Brüder in Not" (in: Deutſches Leben in Rußland, Jg. 12, 1934, Nr. 5, S. 35 f., Nr. 6, S. 41—42); Ein neuerlicher Appell an das Weltgewiſſen ſeitens des interkonfeſſionellen und übernationalen Hilfskomitees in Wien (in: Deutſches Leben in Rußland, Jg. 12, 1934, Nr. 7/8, S. 57 f.); Sowjetregierung verbietet „Brüder in Not"-Spende (in: Deutſches Leben in Rußland, Jg. 12, 1934, Nr. 7/8, S. 50 f.) uſw. — Aus der Fülle der Aufſätze, die über das Deutſchtum in der Sowjetunion handeln, ſei hier nur einiges herausgegriffen. Über den Hunger, die allmählich einſetzende Verſtädterung des Deutſchtums, die Verdrängung der alten deutſchen Intelligenz durch kommuniſtiſche Emigranten berichtet mit ſtatiſtiſchen Angaben der Aufſatz: Die Deutſchen in der Sowjetunion (in: Nation und Staat, Jg. 9, 1935, S. 556—558). — Vgl. ferner Joh. Schleuning, Bericht über die Lage des Deutſchtums in Sowjet-Rußland (in: Deutſches Leben in Rußland, Jg. 12, 1934, Nr. 5, S. 33 f.) und Das Rußlanddeutſchtum vor der Vernichtung (in: Klingsor, Jg. 11, 1934, S. 177—182). — Daß die Rußlanddeutſchen durch freiwillige und unfreiwillige Wanderungen allmählich zu einem Wandervolk gemacht werden, daß durch die Anſiedlung von Fremdſtämmigen die innere Geſchloſſenheit der deutſchen Kolonien gebrochen und ſtammesmäßig wie konfeſſionell bedingte deutſche Eigenart ins Lächerliche gezogen wird, ſtellt M. Feld, Die Entwurzelung der Rußlanddeutſchen (in: Der Auslanddeutſche, Jg. 17, 1934, S. 611* bis 614*) feſt. — Über Verſchickungen findet ſich eine kurze, aber vielſagende Notiz (in: Der Auslanddeutſche, Jg. 17, 1934, S. 103*—104*, vgl. auch Deutſche Poſt aus dem Oſten, Jg. 8, 1936, Nr. 10, S. 19). — M. Feld, Rußland (in: Der Auslanddeutſche, Jg. 18, 1935, S. 458*—460*). — F. von Uexküll Güldenband, Der Todesweg der Deutſchen in der Sowjetunion (in: Nation und Staat, Jg. 8, 1934/35, S. 628—633). — Bericht eines deutſchen Koloniſtenflüchtlings über den Vernichtungsfeldzug gegen die Deutſchſtämmigen in Sowjet-Aſerbeidſchan (in: Deutſche Poſt aus dem Oſten, Jg. 8, Nr. 1, S. 12—13). — B. G., Rußland (in: Die evangeliſche Diaspora, Jg. 16, Nr. 3, 1934, S. 156—166[23]). — Einige

---

[23] Auf Grund von Schiller, Uexküll, Markert und eigenen Berichten.

Bemerkungen über das Weſen der bolſchewiſtiſchen Nationalitätenpolitik, die nicht Erhaltung ſondern Angleichung vorſieht, machte u. a. Kurt Ammon, Nationalitätenpolitik in der Sowjetunion (in: Volksſpiegel, Jg. 2, 1935, S. 155—158). — Über Konſtitutionsberatungen, Folgen des Kollektivſyſtems, Schule, Techniſierung und Militärdienſt handelte R. Biſtram, Republik der Wolgadeutſchen (in: Nation und Staat, Jg. 10, S. 197—203). — Groß iſt die Literatur über die am 6. Dezember 1936 angenommene neue Verfaſſung der Sowjetunion, wir weiſen daher nur auf die Aufſätze hin von H. Rempel, Das Selbſtbeſtimmungsrecht der Völker in der Sowjetunion. Erläutert am Beiſpiel der Wolgadeutſchen (in: Deutſche Poſt aus dem Oſten, Jg. 9, 1937, Nr. 8, S. 9—12, Nr. 9, S. 9—11, Nr. 10, S. 9—13); C. von Kügelgen, Die neue Verfaſſung der Sowjetunion und die Völkerſchaften (in: Deutſche Poſt aus dem Oſten, Jg. 8, 1936, Nr. 10, S. 8 f.). Die Verhältniſſe unter den Rußlanddeutſchen ſchildern mehr oder weniger treffend auch mehrere Reiſebeſchreibungen und Memoiren. Es gibt darunter aber nur ein Buch, das eine Sonderſtellung einnimmt, das mutig und unter Qualen geſchrieben, ſo erſchreckend wahr iſt, daß es ſeinen Wert als *hiſtoriſche* Quelle behalten wird. Ich meine das Buch von Georg Löbſack: Einſam kämpft das Wolgaland. Ein Bericht aus 7 Jahren Krieg und Revolution. Leipzig 1936, 403 S. Wer über das Deutſchtum in der Sowjetunion arbeitet, muß es geleſen haben.

Statiſtik

Hinſichtlich der ſtatiſtiſchen Angaben über die in der Sowjetunion lebenden Deutſchen ſind wir auf die amtliche Volkszählung von 1926 angewieſen. Es fällt auf, daß die Zahl der ſich zum deutſchen Volkstum Bekennenden größer iſt als die der Deutſchſprachigen, vgl. Klav, Die deutſche Minderheit in der UdSSR. (in: Nation und Staat, Jg. 12, 1934/35, S. 79—88) und die Richtigſtellung dazu (in: Oſteuropa, Jg. 11, 1935/36, S. 143). — Erich Koch (in: Der Auslanddeutſche, Jg. 17, 1934, S. 311*—313*) verglich die offiziellen Zahlen von 1926 mit denjenigen von 1897. Auf Grund ſeiner im Gouvernement Leningrad angeſtellten Nachprüfungen ſchätzt er die Zahl der Deutſchen für 1929 in der Sowjetunion auf rund 1 758 650 Perſonen. — Am 6. Januar 1937 (in den nördlichen Gebieten am 15. Dezember 1936) fand in der Sowjetunion eine erneute Volkszählung ſtatt. Sie ſollte die Erfolge der Stalinſchen Wirtſchafts- und Nationalitätenpolitik verſinnbildlichen durch das völlige Verſchwinden der Religion, die ſoziale Umſchichtung zu einem hundertprozentigen Arbeiter- und Bauernſtaat, die Verringerung der ſich nicht zum ruſſiſchen Volkstum Bekennenden, die reſtliche Liquidierung der Analphabeten uſw.[24]. Im September 1937 wurde jedoch die Durchführung der Volkszählung für unzulänglich erklärt und das Material der Vernichtung anheimgegeben[25].

Kirche

Zur rußlanddeutſchen Kirchen- aber auch Geiſtesgeſchichte des ausgehenden 17. Jahrhunderts brachte die Berichtsperiode mehrere Arbeiten über die Schickſale der vordringenden myſtiſchen und pietiſtiſchen Richtungen, deren Ausmaße weit über das kirchliche Gebiet hinausragten. Über Jacob Boehme in Rußland handelte D. Tſchizewſkij (in: Evangelium und Oſten, Jg. 8, 1935, S. 175—183, 200—205). Dieſer Aufſatz iſt inſofern hier zu erwähnen, als die erſten Vermittler des Boehmeſchen Gedankenguts Quirinus Kuhlmann und Nordermann als Ketzer in Moskau 1689 auf Drängen der lutheriſchen Geiſtlichkeit verbrannt wurden. Über dieſen in der ruſſiſchen Geſchichte einzig daſtehenden Inquiſitionsprozeß berichtete auch V. Tan Bogoraz, Die Verbrennung des Quirinus Kuhlmann (Sožženije Kvirina Kul′mana (in: Krasnaja Nov́, Bd. 12, Moskau 1933, S. 173—187), jedoch ohne neues Material zu bieten. Vielleicht nicht ohne Belang iſt der Proteſt des Verfaſſers gegen die hiſtoriſch unhaltbare Schilderung dieſer Vorgänge in dem auch ins Deutſche überſetzten Roman von A. Tolſtoj, Peter I. — Die Beziehungen des Hallenſer Pietismus zu Rußland und dem rußländiſchen Deutſchtum ſtreift E. Benz in dem kurzen Überblick: Hermann Francke und Rußland (in: Evangelium und Oſten, Jg. 7, 1934, Nr. 12, S. 195 f.), um ſie ausführlicher in: Auguſt Hermann Francke und die Deutſchen evangeliſchen Gemeinden in Rußland (in: Auslanddeutſchtum und evangeliſche Kirche, 1936, S. 143—191) zu erörtern. Wertvolle Briefe gewähren hier Einblick, wie Francke den bis nach Sibirien verſtreuten evangeliſchen Gemeinden Unterſtützungen mannigfaltigſter Art zuteil werden ließ, wie er die Vermittlung von Seelſorgern und Lehrern übernahm, die Gemeinden, was beſonders wichtig war, mit Leſeſtoff verſorgte, wie er, um Rat gefragt, vermittelnd und ordnend in das Gemeindeleben eingriff, ſtets getrieben von dem Wunſche einer Erneuerung und Ausbreitung der evangeliſchen Frömmigkeit. Auch nach dem Tode von Hermann Francke hielt der Briefwechſel zwiſchen Halle und den rußländiſchen Gemeinden an. Nebenbei bemerkt, waren dieſe Beziehungen, die von Halle nach Rußland führten, nicht ganz ſo unbekannt, wie Benz annimmt. Die von Wreech begründete Schule in Tobolſk wird in der ruſſiſchen Literatur ſtets als die erſte Schule Sibiriens erwähnt. — Ein kurzes Referat dieſes Aufſatzes von E. Benz gibt J. Stach, Aus der Vorgeſchichte des Rußlanddeutſchtums. Deutſch-ruſſiſche und reichsdeutſch-rußlanddeutſche Beziehungen auf kirchlichem Gebiet im Zeitalter Peters des Großen als Vorſpiel für Gegenwart und Zukunft (in: Deutſche Poſt aus dem Oſten, Jg. 9, 1937, Nr. 5, S. 12—15, Nr. 6, S. 10—12). In einem von Benz veröffentlichten Brief von H. W. Ludolf an A. H. Francke vom 14. Oktober 1695 wird eine lutheriſche Gemeinde in Petrograd erwähnt. Benz hatte es leider unterlaſſen, dieſe Stelle zu kommentieren, und Stach hat nun dieſen Ortsnamen mit einem Fragezeichen verſehen. Meines Erachtens handelt es ſich hier um das 1698 zur Stadt erhobene Petrovſk im ſpäteren Gouvernement Saratov, das als Grenzbefeſtigung (daher deutſches Militär!) Bedeutung hatte. — Unter dem Titel: Der halleſche Pietismus in Rußland zur Zeit Peters des Großen, iſt ferner ein Buch von Ilmari Salomies, Helſinki 1936, 164 S. (= Annales Academiae scientiarum Fennicae, Bd. 31, 2), erſchienen. Auch Salomies ſtützt ſich auf den in der Berliner Staatsbibliothek und im Hallenſer Waiſenhaus befindlichen Francke-Nachlaß, ohne ihn jedoch erſchöpfend zu behandeln. Das geiſtesgeſchichtliche Element tritt in der Arbeit ganz in den Hintergrund, doch bietet ſie wertvolles Material zur Geſchichte der einzelnen Gemeinden in Rußland. Die ruſſiſche Literatur hätte ſtärker herangezogen werden können. So habe ich weder hier noch ſonſtwo in deutſchen Arbeiten einen Hinweis auf das nicht unwichtige Buch von Vl. Perec, Hiſtoriſch-literariſche Unterſuchungen und Materialien[26], Bd. III, Petersburg 1902[27], gefunden, das für die Tätigkeit von Pauſe [und Glück] in Rußland zu berückſichtigen wäre[28]. In dieſem Zuſammenhang ſei auch der Feſtſtellung von D. Tſchiževſkij (in: Evangelium und Oſten, 1935, Jg. 8, Nr. 3,

---

[24] Vgl. Oſteuropa, Jg. 12, 1936/37, S. 346 und 11. Jg., 1935/36, S. 618.

[25] Vgl. Oſteuropa, Jg. 13, 1937/38, S. 133 f.

---

[26] Istoriko-literaturnyje issledovanija i materialy.

[27] = Zapiski ist. filologičesk. fakul′teta Imp. S. Petersburgskogo universiteta, Bd. 64.

[28] Vgl. auch die Beſprechung von R. Stupperich. In: Kyrios, Bd. I, 1936, S. 305 f.

S. 41—47) gedacht, daß Arndts Wahres Chriſtentum erſtmalig in Halle vom ſpäteren Pleskauer Biſchof ins Kirchenſlawiſche überſetzt und gedruckt wurde.

In ſeinem Abriß einer volksdeutſchen evangeliſchen Kirchengeſchichte (in: Auslanddeutſchtum und evangeliſche Kirche, 1937, S. 3—41) ſtreift E. Schubert auch die rußlanddeutſchen Verhältniſſe. Doch muß die auf Vagetius beruhende Angabe, daß es 1711 in Rußland nur 10 evangeliſche Gemeinden gab (Moskau, Petersburg, Kazań, Aſtrachań, Archangelſk, Pawlonſkij (!), d. h. Pavlovſk, Novgorod und Kronſtadt), heute nach Bekanntwerdung des Francke-Nachlaſſes als überholt gelten. — Einprägſam und wiſſenſchaftlich gut unterbaut iſt der Aufſatz von C. von Kügelgen, Rußlanddeutſchtum und evangeliſche Kirche. Streiflichter (in: Auslanddeutſchtum und evangeliſche Kirche, 1937, S. 129—164). Er ſchildert die Organiſation der evangeliſchen Kirche Rußlands, das einſt blühende kirchliche Gemeindeleben mit einem wohlorganiſierten Schulweſen, die alle Gemeinden umſchließende Tätigkeit der evangeliſchen Bibelgeſellſchaft, der Heidenmiſſion und Evangeliſch-lutheriſchen Unterſtützungskaſſe, um zu zeigen, welche Werte in Rußland vernichtet wurden, ohne daß es gelang, das rußländiſche Deutſchtum zum Atheismus zu bekehren.

An den Inhalt eines wichtigen Buches aus der Vorkriegszeit, das unter dem Titel Das Evangeliſche Kriegslazarett in Siſtowo 1877/78, Petersburg 1878, erſchien, und Rechenſchaft ablegte über die von rußlanddeutſcher, aber auch reichsdeutſcher evangeliſcher Seite finanzierte Verwundetenfürſorge während des Türkenkrieges, erinnerte A. Lippert, Rußlanddeutſche Zuſammenarbeit in der Vergangenheit (in: Deutſche Poſt aus dem Oſten, Jg. 9, 1937, Nr. 4, S. 24 und Umſchlag).

Karl Crammer, Zur Geſchichte des kirchlichen Lebens der Wolgakoloniſten (in: Deutſche Poſt aus dem Oſten, Jg. 9, 1937, Nr. 9, S. 14—17, Nr. 10, S. 18 bis 21), ſtellt das Wichtigſte über die Kirchſpiele und Paſtoren des Wolgagebiets hauptſächlich auf Grund der Arbeiten von Feßler, Buſch und Pingoud zuſammen. Das Verzeichnis der evangeliſchen Paſtoren (nach Buſch und Pingoud) wäre nachzuprüfen geweſen, wie folgende Berichtigungen zeigen ſollen. Kirchſpiel Meſſer: Jauch wurde erſt 1799 nach Anton berufen (Haſa, S. 144); Janette 1765 bis 1803 (vgl. Samml. f. Liebhaber chriſtlicher Wahrheit, 1809, S. 35—49), Joſua Graf, 1804—1818 (Haſa, S. 145), Jm. Grunauer, 1826—1850 (Mitt. f. ev. Geiſtlichkeit, Bd. 44, S. 568); Kſp. Grimm: Laurentius Ahlbaum ſtarb 1786, kann folglich nicht Pfarrer in Roſenheim geweſen ſein (Haſa, S. 141), Bernh. Degeller, 1873—1889 (Friedensbote, 1889, S. 348ff.), M. P. Stahf, 1890—1910 (Friedensbote, 1910, Sp. 508), 1912 wurde Joh. Graßmück gewählt (Friedensbote, 1912, Sp. 507). Kſp. Beideck: Alex. Haken bis 1838 (Album Academicum, Dorpat, Bd. I, S. 378, Mitt. f. ev. Geiſtlichkeit, Bd. I, Beilage), G. Hegele ſeit 1838 (Mitt. f. ev. Geiſtlichkeit, Bd. I, S. 99), 1911 wurde A. Woitkus eingeführt (Friedensbote, 1911, Sp. 528). Kſp. Galka: Alfred Schneider 1912 eingeführt (Friedensbote, 1912, Sp. 507). Kſp. Dietel: L. Ahlbaum, 1780—1782 (Haſa, S. 141). Kſp. Norka: Joh. H. Fuchs, ſeit 1767 (Dalton, S. 239), Wilh. Stärkel führte 1910 Weigun ein (Friedensbote, 1911, Sp. 37—40). Kſp. Stephan: C. P. Lundberg, 1779—1785 (1785 bis 1786 Neu-Saratovka, 1786—1792 Roſenheim, 1792—1797 Bettinger, vgl. z. T. abweichend E. Amburger, oben S. 476). K. A. Günther ſeit 1797 (Haſa, S. 144). Kſp. Jagodnaja Poljana: Martin Gottfried Herrmann vom 1. Januar 1821 bis zu ſeinem Tode am 16. Dezember 1822 (Ruſſ. Biogr. Wörterbuch ſ. v.); Arthur Woitkus, 1909—1911 (Friedensbote, 1911, Sp. 528). Kſp. Roſenheim: Ahlbaum iſt zu ſtreichen (ſ. o.), Cl. P. Lundberg, 1786—1792 (ſ. o.). Rothermel 1912 eingeführt (Friedensbote, 1912, Sp. 508). Kſp. Süd-Katharinenſtadt: Gottlieb Mai lebte noch 1794 (Maiſtube, 1925, Nr. 16, S. 4). Kſp. Nord-Katharinenſtadt: Herwig, 1768—1769 (ſ. Kſp. Norka), um 1824 war S. Heller aus Sarepta Pfarrer (Erdmann II, 1, S. 287, Haſa, S. 145). Kſp. Warenburg: K. L. Hölz, 1884—1905 (Friedensbote, 1906, Sp. 99). Kſp. Bettinger: Joh. Pundani, 1835—1861 (Mitt. f. ev. Geiſtlichkeit, Bd. I, Beilage, Buſch Erg., Bd. I, S. 343). Kſp. Reinhard: Joh. Haſthofer, 1821—1826 (ſ. Kſp. Galka). Kſp. Schöntal: Joh. Georg Schwarz, ſeit 1912 (Friedensbote, 1912, Sp. 315). Kſp. Eckheim: Joh. Allendorf, 1887—1892 (1892—1894 in Aſtrachań), 1894—1931 (Ruſſ. Ev. Preſſedienſt, Jg. 5, 1932, Nr. 4, S. 14). Kſp. Kraſnojar: Joh. Stenzel, 1905—1914 (vgl. ſeine Wolgadeutſchen Predigten, S. 11). Kſp. Brunnental: Inſer hieß Otto Auguſt. Kſp. Boaro: Gotth. Hahn, 1906—1912 (Friedensbote, 1912, Sp. 507). Kſp. Hoffental: Joh. Georg Schwarz, 1906—1912 (Friedensbote, 1912, Sp. 315). Mit dieſen Angaben ſind bei weitem nicht alle Ungenauigkeiten erſchöpft, ſie ſollten nur beweiſen, wie vorſichtig man mit dem Abdruck veralteter Literatur ſein muß. — Nikolaus Maier, Das katholiſche Wolgadeutſchtum und ſein letzter Biſchof (in: Die Getreuen, Jg. 11, 1934, S. 34—37, 76—80), ſtreift die katholiſche Seelſorge im Wolgagebiet und geht ausführlich auf die Zeit der Verfolgung und auf den Tod von Biſchof J. A. Keßler ein. Der Aufſatz enthält viele Ungenauigkeiten. In der erſten Zeile iſt 17. in 18. Jahrhundert zu verbeſſern. Über die kirchlichen Verhältniſſe in der Anfangszeit wird unzutreffend berichtet, es wird überſehen, daß die ruſſiſche Regierung bereits 1763 die Annahme eines katholiſchen Pfarrers für das Wolgagebiet beſchloß (vgl. Ruſſ. Vollſtändige Geſetzesſammlung, Bd. 16, Nr. 11980 und Bd. 17, Nr. 12303). Die erſten Patres waren nicht Franziskaner und Kapuziner, ſie wurden vom Petersburger Präfekten aus Rom verſchrieben. Saratov wurde erſt ſpäter Biſchofsſitz (Biſchof von Tiraſpol!). Da die Tutelkanzlei 1782 aufgelöſt wurde, konnte Hablitzl nicht ihr Vorſteher ſein, vgl. Woltner (u. S. 488), S. 64, Anm.

An Hand intereſſanter Auszüge aus bolſchewiſtiſchen Zeitungen und Zeitſchriften berichtet Oſteuropa, Jg. 12, 1936/37, S. 35—43 über: Die Lage der evangeliſchen Kirche in der Sowjetunion. Da das religiöſe Leben der nationalen Minderheiten aufs engſte mit dem völkiſchen verknüpft iſt, wurde die Zerrüttung der evangeliſchen Kirche ſyſtematiſch vollzogen. Nach dem Tode von Biſchof Th. Meyer (1934) und dem Ausſcheiden von Biſchof Malmgren iſt die evangeliſche Kirche als Organiſation zerfallen. Auch das Petersburger Predigerſeminar, die einzige Ausbildungsſtätte evangeliſcher Geiſtlicher in der Sowjetunion, hat 1935 ſeine Arbeit eingeſtellt. Wenn ſich 1936 auch noch 83 evangeliſche Geiſtliche in der Sowjetunion befanden (gegenüber 230 im Jahre 1914), ſo waren davon 49 verbannt und 26 an der Ausübung ihrer Amtspflichten verhindert. Unter den reſtlichen acht bekannten ſich vier zum Deutſchtum. Auch ihr Tätigkeitsbereich iſt auf ein Minimum beſchränkt. Betgemeinſchaften und Laienprediger verſuchen, wenn auch verfolgt von der Regierung, die „liquidierte" evangeliſche Kirche zu erſetzen. Für den ſtarken Widerſtand gegen eine antireligiöſe Propaganda ſpricht die geringe Auflageziffer der antireligiöſen Zeitſchriften „Neuland" und „Der Gottloſe an der Drehbank". Eine weitere Einengung brachte die neue Sowjetverfaſſung. Sie erkennt allerdings die Freiheit zur Ausübung religiöſer Kulte an, räumt aber das Recht auf Propaganda nur der Gottloſenbewegung ein, wodurch ein jeder religiöſe Zuſammenſchluß unterbunden wird. Kirche und Staat bleiben getrennt, aber auch Kirche und Schule, was gleichzeitig eine ſchwere Schädigung des deutſch-völkiſchen Lebens bedeutet. — Wieviel Mißgunſt der Geiſtlichkeit entgegengebracht wird, zeigt auch der Aufſatz: Die Tätigkeit der Paſtoren in bolſchewiſtiſcher Beleuchtung (in: Evangelium und Oſten, Jg. 8, 1935, S. 85—87. Vgl. auch den Lagebericht über Rußland (Gott, Kirche, Paſtoren) (in: Die evangeliſche Diaſpora, Jg. 16, 1934, S. 293—295).

Einiges Material über die rußlanddeutſche Kirche läßt ſich auch den Biographien folgender Geiſtlicher entnehmen: Joh. Allendorf (in: Ruſſ. Ev. Preſſedienſt, 1932, Nr. 4, S. 14); Alex. Althauſen, ebenda, Jg. 8, 1935, S. 101; Ernſt Althauſen (in: Deutſche Poſt aus dem Oſten, Jg. 6, 1932/33, Nr. 3, S. 34 f.); Liborius Behning (in: Ruſſ. Ev. Preſſedienſt, Jg. 6, 1933, Nr. 4, S. 13); Joh. Erbes (in: Ruſſ. Ev. Preſſedienſt, Jg. 1932, Nr. 4, S. 14); Valentin Hartmann (in: Deutſche Poſt aus dem Oſten, Jg. 9, 1937, Nr. 12, S. 31 f.); Natanael Heptner (in: Ruſſ. Ev. Preſſedienſt, Jg. 6, 1933, Nr. 6, S. 21 f.); Ferdinand Hoerſchelmann (in: Deutſche Poſt aus dem Oſten, Jg. 6, 1932/33, Nr. 1, S. 10); Ferdinand Hoerſchelmann (in: Ruſſ. Ev. Preſſedienſt, Jg. 5, 1932, Nr. 4, S. 13); Juſtus Jürgenſon (in: Ruſſ. Ev. Preſſedienſt, Jg. 6, 1933, Nr. 3, S. 9); Pater Konrad Keller (in: Deutſche Poſt aus dem Oſten, Jg. 9, 1937, Nr. 3, S. 2 f.); Biſchof J. A. Keßler (in: Der Auslanddeutſche, Jg. 17, 1934, S. 103*, Die Getreuen, Jg. 11, 1934, S. 23 f., Deutſches Leben in Rußland, Jg. 12, 1934, Nr. 1, S. 2 f.); Fürchtegott Th. Kludt (in: Deutſche Poſt aus dem Oſten, Jg. 6, 1932/33, S. 10 f.); Gottlob Koch (in: Ruſſ. Ev. Preſſedienſt, Jg. 5, 1932, Nr. 11); Prälat Maier (in: Deutſches Leben in Rußland, Jg. 12, 1934, Nr. 6, S. 45); Biſchof Th. Meyer (in: Evangelium und Oſten, Jg. 7, 1934, Nr. 6, S. 81, Der Auslanddeutſche, Jg. 17, 1934, S. 412* bis 413*, Oſteuropa, Jg. 1933/34, S. 609 f.); Joh. G. Schwartz (in: Evangelium und Oſten, Jg. 8, 1935, S. 101 f.); Joh. Stenzel (in: Deutſche Poſt aus dem Oſten, Jg. 9, 1937, Nr. 8, S. 40).

Wiſſenſchaftliches Leben

Veröffentlicht wurde neuerdings eine wiſſenſchaftliche Beſchreibung des Briefwechſels der Ruſſiſchen Akademie der Wiſſenſchaften im 18. Jahrhundert (Učenaja korrespondencija Akademii Nauk XVIII veka. Naučenoje opisanije), unter der Geſamtredaktion von D. S. Roždeſtvenſkij zuſammengeſtellt von J. J. Ljubimenko, redigiert von G. A. Knjazev und L. B. Modzalevſkij, Moskau, Akademie der Wiſſenſchaften, 1937, 606 S. (Trudy Archiva, Lief. 2). Dieſes Werk umfaßt den bisher ungenügend bearbeiteten Zeitraum von 1766—1782, die Zeit, als Euler von Petersburg aus der Mathematik und Aſtronomie neue Wege wies, als unter der Führung zumeiſt deutſcher Wiſſenſchaftler große Expeditionen nach Sibirien, in den Kaukaſus, nach Perſien und ins Nordgebiet unternommen wurden, nicht zuletzt, um die reichen, aber unbekannten Bodenſchätze dieſer Gebiete der ruſſiſchen Volkswirtſchaft dienſtbar zu machen. Damals wurde durch die Arbeiten von A. L. Schlözer und G. F. Müller die Grundlage für eine wiſſenſchaftliche Geſchichte Rußlands gelegt. Es iſt zu bedauern, daß von den 2116 in Frage kommenden Briefen nur 31 im Original mit ruſſiſcher Überſetzung und kurzen Anmerkungen abgedruckt ſind und für die übrigen nur Inhaltsangaben zur Verfügung ſtehen. Trotzdem wird dieſe Veröffentlichung weſentlich zur Klärung des deutſchen Anteils an der Erforſchung Rußlands wie am Aufbau der ruſſiſchen Wiſſenſchaft beitragen, beſonders da mehrere Regiſter die Weiterverwertung des Gebotenen außerordentlich erleichtern. — Einige Anhaltspunkte dafür, von welcher großen praktiſchen Bedeutung die wiſſenſchaftliche Arbeit der deutſchen Akademiemitglieder in Petersburg war, bietet der Aufſatz von A. Černikov: Aus der Geſchichte der von der Akademie der Wiſſenſchaften organiſierten Erforſchung der natürlichen Hilfsquellen Rußlands (Iz istorii organizacii Akademijeju Nauk izučenija prirodnych resursov Rossii, in: Vestnik Akademii Nauk SSSR. Jg. 6, 1936, Nr. 1, Sp. 91—96). — Auch eine neue Geſchichte der Ruſſiſchen Akademie der Wiſſenſchaften wird geplant (vgl. Vestnik Akademii Nauk SSSR., Jg. 5, 1935, Nr. 12, Sp. 51—54). Es bleibt zu hoffen, daß die deutſche Arbeit darin eine objektivere Beleuchtung findet als es bisher der Fall war. — Ein feſſelndes Bild von dem regen wiſſenſchaftlichen Gedankenaustauſch zwiſchen deutſchen und ruſſiſchen Gelehrten vermittelt der Auszug: Einiges über K. E. von Baer und andere baltiſche Gelehrte in Petersburg im Jahre 1860, aus dem Tagebuch des Profeſſors A. F. von Bode (in: Baltiſche Monatshefte, 1936, Nr. 9, S. 478—481). — Über den reichen, wiſſenſchaftlich bedeutenden, aber recht unbekannten Nachlaß von K. E. von Baer ſchrieb M. M. Solovjev (in: Vestnik Akademii Nauk SSSR., Jg. 5, 1935, Nr. 11, Sp. 37—46). — Genannt ſei hier auch die Mitteilung von Domet Oljančyn: Die Beziehungen Philipp Bruuns aus Odeſſa zu Wilhelm Heyd in Stuttgart (in: Auslanddeutſche Volksforſchung, Bd. I, 1937, S. 339—351). Sie enthält den wiſſenſchaftlichen Briefwechſel zwiſchen den im Titel genannten Gelehrten.

Schulweſen

Zur Erinnerung an die Gründung einer der erſten deutſchen Schulen in Petersburg vor 200 Jahren gab N. N. Ramming ein Gedenkbuch heraus: Die St. Annenſchule in St. Petersburg, Berlin 1936, 4°, 80 S. und 30 Bildtafeln. Reich illuſtriert erhalten wir damit einen kurzen Überblick der ruhmreichen Geſchichte dieſer deutſchen Lehranſtalt, der eine Reihe führender Perſönlichkeiten ihre Bildung verdankt (vgl. das Schülerverzeichnis). Um ſo erſchütternder wirken die kurzen Angaben über das allmähliche Hinſiechen dieſer deutſchen Kulturſtätte. 1918 verſuchte noch ein Kreis ſelbſtloſer Deutſcher, die Schule zu neuem Leben zu erwecken. Eine Hilfe wäre damals die Spende der Stadt Hamburg geweſen, doch wurde ſie durch die Inflation entwertet. Trotzdem brachte es St. Annen äußerlich noch zu einer gewiſſen Blüte, denn 1924 beſaß die Schule wiederum 1631 Schüler mit 75 Lehrkräften, ihrem Geiſte nach war ſie aber damals ſchon „uniformiert“, und es dauerte nicht mehr lange, bis erneute Verfolgungen ſie ganz auslöſchten. Vgl. auch N. Ramming: Einige geſchichtliche Daten über die deutſche St.-Annen-Gemeinde und Kirchenſchule in St. Petersburg (in: Deutſches Leben in Rußland, Jg. 12, 1934, Nr. 12, S. 84—86, Jg. 13, 1935, Nr. 1/2, S. 4—7, Nr. 3/4, S. 14—19, Nr. 5/6, S. 27—31) (Schluß nicht mehr erſchienen)[29]. — Als Ergänzung ſei auf den Aufſatz von Max Wiedemann hingewieſen: Vermächtnis meines Vaters, des Direktors der St. Annenſchule, Dr. Hermann Wiedemann, aus ſeinen Schulreden 1845 bis 1859, ein Beitrag zur Kultur- und Schulgeſchichte der deutſchen Gemeinden in St. Petersburg (in: Deutſche Poſt aus dem Oſten, Jg. 8, 1936, Nr. 10, S. 6—8). Eine im Beſitz des Verfaſſers befindliche Manuſkript-Sammlung mit Entwürfen zu zwölf in der Annenſchule und zu vier in der ſelbſtgegründeten Lehranſtalt gehaltenen Reden liegt dieſen Ausführungen zugrunde.

Welcher Wertſchätzung ſich die deutſchen Schulen in Sarepta an der Wolga Ende des 18. Jahrhunderts erfreuten, geht aus zwei Briefen hervor, die M. Woltner: Befürwortung von evangeliſchem Religionsunterricht für orthodoxe Kinder ſeitens ruſſiſcher Geiſtlicher (in: Kyrios, Bd. I, 1936, S. 80—85), aus dem Unitätsarchiv zu Herrnhut veröffentlichte. Mehrfach wurden die Sareptaner gebeten, orthodoxe Kinder in ihre Schulpenſionen neu aufzunehmen. Die orthodoxe Geiſtlichkeit ſetzte ſich gleichfalls dafür ein, denn ganz im Gegenſatz zu den Strömungen des 19. Jahrhunderts pflegte ſie damals ſtets das Gemeinſame, nicht aber das Trennende in den chriſtlichen Religionen hervorzuheben.

---

[29] Über den 225. Stiftungstag der deutſchen St. Petriſchule in Petersburg vgl. E. von Kügelgen. In: Deutſche Poſt aus dem Oſten, Jg. 9, 1937, Nr. 12, Beilage S. 4.

M. Woltner behandelte: Das wolgadeutſche Bildungsweſen und die ruſſiſche Schulpolitik. Teil I. Von der Begründung der Wolgakolonien bis zur Einführung des geſetzlichen Schulzwanges, Leipzig 1937, VII und 160 S. (Veröffentlichungen des Slawiſchen Inſtituts an der Friedrich-Wilhelm-Univerſität in Berlin, Bd. 17). Ausgehend von der Überzeugung, daß bei der Behandlung auslanddeutſcher Fragen die Klärung des Wechſelſpiels zwiſchen den der Heimat entſtammenden Beſtrebungen und den durch die Umwelt bedingten Einflüſſen von grundlegender Bedeutung iſt, gibt M. Woltner hier eine parallele Darſtellung der Schulverhältniſſe im wolgadeutſchen und ruſſiſchen Dorf. Erſtmalig wird hier verſucht, die rechtlich ſehr verwickelte Frühgeſchichte des wolgadeutſchen Schulweſens klarzulegen ſowie auch die Gründe aufzuzeigen, durch die das deutſche Bildungsweſen den ruſſiſchen Behörden unterſtellt wurde und auf behördliche Anordnung wiederum eine geiſtliche Oberleitung erhielt. Die ruſſiſche Regierung zeigte im allgemeinen mehr Verſtändnis für die wolgadeutſche als für die ruſſiſche Dorfſchule. Sie kam aber dem Wunſch nach einer Lehrerbildungsſtätte nicht nach, weil es auch für Ruſſen damals keine derartige Anſtalt gab. Die Heranbildung geſchulter deutſcher Kräfte für die Selbſtverwaltungsorgane der Koloniſten fand dagegen Förderung und Verſtändnis bei der Regierung. In der erſten Hälfte des 19. Jahrhunderts waren die Geiſtlichen Träger des Bildungsgedankens in den Kolonien. Bemerkenswert ſind auch ihre Verſuche, das Intereſſe für die Wolgadeutſchen in der Heimat wach zu erhalten und für Leſeſtoff zu ſorgen. Durch die Heranziehung des bei Hafa (ſ. u.) erwähnten Briefwechſels hätten die Beziehungen zu Sarepta weſentlich ausführlicher behandelt werden können, doch fand Verfaſſerin dieſen Hinweis erſt nach Abſchluß der Arbeit. S. 131 iſt der Geburtsort Conradys wohl Dobrotſchan, nicht Dobitſchar, zu leſen, denn nach Erdmann II, 1, S. 287 ſtammte dieſer Geiſtliche aus Mähren.

Eine wichtige Mitteilung verdanken wir Gottfried Fittbogen: Zur Geſchichte der deutſchen Schulen in Südrußland (in: Deutſche Grenzlande, Jg. 14, 1935, S. 480 bis 483). Er weiſt nach, daß Chr. Fr. Werner als Pietiſt ſich die Gründung einer Miſſionsanſtalt in Sarata und keine Zentralſchule erſehnte, ebenſo wie auch Samuel Keller in Neuſatz künftige Miſſionare für die Heidenmiſſion heranbilden wollte. Der Gedanke an eine Lehrerbildungsanſtalt, wie er in der Wernerſchule verwirklicht wurde, ſtammt dagegen vermutlich von Samuel Kontenius[30]. Weiter ausgebaut und gefördert hat ihn Eugen von Hahn. Dieſe Feſtſtellung iſt um ſo mehr zu beachten, weil ſie wiederum erkennen läßt, mit welchem Weitblick das Fürſorgekomitee die deutſchen Siedlungen verwaltet und gefördert hat. — Ein Verzeichnis der Fortbildungsſchulen im Schwarzmeergebiet nach dem Stande von 1914 und eine inhaltliche Wiederholung ſeines bereits im Jahrbuch des Landwirts 1914, S. 95—106 erſchienenen Aufſatzes über die Entſtehung und weitere Entwicklung der Zentralſchule zu Neuſatz brachte J. Stach: Die Zentralſchulen in den deutſchen Kolonien Südrußlands, mit beſonderer Berückſichtigung der Krim (in: Deutſche Poſt aus dem

---

[30] Über ihn neuerdings Mennonitiſches Lexikon, Bd. II, S. 545.

Oſten, Jg. 9, 1937, Nr. 11, S. 7—11). — Auf die Entſtehung des Südruſſiſchen Deutſchen Bildungsvereins, die Ackerbauſchule und Ländliche Haushaltungsſchule in Eugenfeld, durch die den Koloniſten auch weiterhin eine führende Stellung in der Landwirtſchaft geſichert werden ſollte, ging J. Stach ein: Die letzte Entwicklungsphaſe des Bildungsweſens in den deutſchen Kolonien Rußlands vor und nach dem Kriege (in: Deutſche Poſt aus dem Oſten, Jg. 9, 1937, Nr. 8, S. 12—15).

An Aufſätzen über die deutſche Sowjetſchule iſt zu nennen: M. Woltner, Wolgadeutſche Schulprobleme (in: Oſteuropa, Jg. 10, 1934/35, S. 619—626). Die wolgadeutſche, zumeiſt in ruſſiſchen Schulen erzogene und daher 1917 ſozialiſtiſch geſinnte Lehrerſchaft blieb bis in die neueſte Zeit parteilos, die wenigſten von ihnen haben ſich dem Kommunismus angeſchloſſen. Nach der Ausrottung der Geiſtlichkeit im deutſchen Dorf liegt nunmehr die Pflege der völkiſchen Belange ausſchließlich in der Hand des Dorflehrers. Die von der Zentrale vorgeſchriebenen Schulprogramme ſind abgeſehen von den örtlichen Unterrichtsſprachen für das Geſamtgebiet der Sowjetunion gleich. Allerdings heißt es offiziell, daß die Schulbücher den örtlichen Bedürfniſſen anzupaſſen ſind, doch erſtreckt ſich dieſe Anpaſſung nur auf eine dürftige Berückſichtigung der Heimatkunde im engſten Sinne, bei weitem aber nicht auf eine ausgedehntere Einbeziehung Deutſchlands mit ſeinen kulturellen Erſcheinungen. Eine große Gefahr für das Sprachgefühl der Wolgakoloniſten bilden die faſt durchweg aus dem Ruſſiſchen ſchlecht überſetzten Schulbücher. In gutem Schriftdeutſch geſchriebene Bücher ſind äußerſt ſelten geworden und ihre Beſchaffung aus Deutſchland iſt unmöglich. Vor allem fehlen Ausgaben deutſcher Klaſſiker, obgleich ſie von der Schuljugend, wenn auch unter größten Schwierigkeiten, gern geleſen werden. — Angaben über das auch im Wolgagebiet obligatoriſche „Literariſche Leſebuch von Franz Leſchwitzer" machte die Deutſche Poſt aus dem Oſten, Jg. 8, 1936, Nr. 2, S. 13 unter dem Titel: Leſebücher für die Koloniſtenkinder in der Sowjetunion. — Paul Beltz, Der deutſche Lehrerſtand in Sibirien unter den Bolſchewiſten (in: Deutſche Poſt aus dem Oſten, Jg. 9, 1937, Nr. 9, S. 18—21) berichtet nichts Neues, es ſei denn, daß Religion in den deutſchen Schulen Sibiriens bis 1922 erteilt wurde. Allzu oberflächlich ſind die Bemerkungen über die Schulverhältniſſe der Vorkriegszeit.

Preſſe und Buchproduktion

Einige beachtliche, aber wenig bekannte Mitteilungen aus der Geſchichte der St. Petersburger Zeitung, namentlich für das Jahr 1914, finden ſich bei E. von Kügelgen: Aus dem Kampf um das Rußlanddeutſchtum. Meine Beziehungen zu den deutſchen Koloniſten (in: Deutſche Poſt aus dem Oſten, Jg. 9, 1937, Nr. 12, S. 13—18). Übrigens war die Familie Kügelgen ſeit den 90er Jahren des 18. Jahrhunderts in Rußland anſäſſig. Carl von K. gründete 1815 in der Wolgakolonie Anton eine Zuckerfabrik. Sein Enkel und Urenkel haben ſich um die Herausgabe der St. Petersburger Zeitung einen Namen gemacht. — Über Oskar Grosberg, der gleichfalls Mitarbeiter der St. Petersburger Zeitung war, vgl. Deutſche Poſt aus dem Oſten, Jg. 9, 1937, Nr. 4, S. 7f. — J. Stach wiederholte (in: Deutſche Poſt aus dem Oſten, Jg. 9, 1937, Nr. 7, S. 15—17) ſeinen bereits im „Jahrbuch des Landwirts 1913" erſchienenen Aufſatz über: Adolf Sonderegger, der erſte Zeitungsredakteur unter den deutſchen Koloniſten. Er enthält „Ein Wort an die Leſer", mit dem Staatsrat E. von Hahn, der um das Deutſchtum ſtets beſorgte Vorſitzende des Fürſorgekomitees, den 2. Jahrgang des von ihm begründeten „Unterhaltungsblattes für deutſche Anſiedler im ſüdlichen Rußland", April 1847, eröffnete, ferner den Lebenslauf von Sonderegger. — An dieſer Stelle ſei auch auf die verdienten mennonitiſchen Verleger Kroeker hingewieſen, über die das Mennonitiſche Lexikon, Bd. II, S. 575 f. berichtet. Nicht unintereſſant iſt vielleicht der Hinweis, daß Kroeker in ſeiner Verlagstätigkeit engſte Beziehungen zu den ruſſiſchen Evangeliſten[31] unterhielt, vgl. den Nachruf auf Prochanov (in: Jevangel skaja Vera 1936, beſonders S. 21).

Erwähnt ſeien auch die Nekrologe für die Mitbegründer der „Kaukaſiſchen Poſt" Alexis Walling (in: Deutſche Poſt aus dem Oſten, Jg. 8, 1936, Nr. 10, S. 23 f.) und Franz Schulz (in: Deutſches Leben aus Rußland, Jg. 12, 1934, Nr. 11, S. 76 f.), ferner der Aufſatz von J. Stach: Edmund Schmidt zum Gedächtnis (in: Deutſche Poſt aus dem Oſten, Jg. 9, 1937, Nr. 9, S. 32), der bekanntlich das „Deutſche Leben" ſeinerzeit herausgab und dieſe Zeitſchrift gemeinſam mit Pater J. Neugun begründet hat.

Einige Andeutung über das Preſſeweſen in der Sowjetunion bietet der Nekrolog für Georg Loebſack (in: Deutſche Poſt aus dem Oſten, Jg. 8, 1936, Nr. 9, S. 1 f.). — Ungenügend wird die ſowjet-deutſche Preſſe berückſichtigt von K. B. Wäſch: Die volkspolitiſche und religiöſe Aufgabe der auslanddeutſchen Preſſe (in: Jahrbuch des Reichsverbandes für die katholiſchen Auslanddeutſchen, 1933/34, Berlin 1934, S. 218—228, vgl. beſonders S. 222). — Im: Handbuch der deutſchſprachigen Zeitungen im Auslande, herausgegeben von Walter Heide, Berlin 1935, 346 S., werden S. 9 40 in der Sowjetunion erſcheinende deutſche Zeitungen genannt.

Einzelheiten über den in der Sowjetunion erſcheinenden deutſchen Lehr- und Leſeſtoff laſſen ſich der Statiſtik im: Nationalen Buch der UdSSR., entnehmen (Nacional naja kniga RSFSR. 1928—1932 g.). herausgegeben von K. J. Propinina, eingeleitet von E. J. Samurin, Moskau 1934. Wir müſſen uns hier auf die Feſtſtellung beſchränken, daß von 1388 zwiſchen 1929 und 1932 erſchienenen deutſchen Buchtiteln 863 der Überſetzungsliteratur angehören und ſomit eine Gefährdung des deutſchen Sprachgefühls bedeuten.

Künſtleriſches Leben

Einen kurzen Auszug über das dichteriſche Schaffen der Rußlanddeutſchen gibt A. Luther: Deutſche Dichtung in Rußland (in: Deutſche Poſt aus dem Oſten, Jg. 8, 1936, Nr. 5, S. 5—6). Wenn man von den Balten abſehe, ſo haben ſich nur drei rußlanddeutſche Dichter in der deutſchen Literatur einen feſten Platz erobert: Ed. Stucken, Gerh. Ouckama Knoop und Henry Heiſeler. Luther nennt ferner Paul Flemming[32], der mit Olearius in Moskau war, Joh. Gottfried Gregori[33], den Fauſtüberſetzer Ed. Huber, die dichteriſch ſehr begabte Karolina Pavlova, geb. Jaeniſch, den Lyriker Georg Bachmann, Thekla Lingen (Frau Dr. Flemming) und Samuel Keller (Ernſt Schrill). — Über Ferdinand von Wahlberg, den Sohn des um die Wolgadeutſchen hoch verdienten, aus Finnland ſtammenden Paſtors C. Fr. Wahlberg, liegen neuerdings zwei Aufſätze vor: Gottfried Fittbogen: Ferdinand von Wahlberg. Der erſte deutſche Dichter von der

---

[31] Vgl. auch A. Eichler, Deutſche Urheber und Förderer des ruſſiſchen Stundismus. Zum Gedächtnis des jüngſt verſtorbenen Grafen Modeſt Korff. In: Deutſche Poſt aus dem Oſten, Jg. 7, 1934/35, Nr. 1, S. 6/7.

[32] Vgl. neuerdings M. P. Alekſejev, Ein deutſcher Dichter in Novgorod im 17. Jh. (Nemeckij poet v Novgorode XVII veka). In: Izvestija Akademii Nauk SSSR., 1935, S. 539—572.

[33] Vgl. dazu G. Zamjatin, Zur Frage der Beziehung des ruſſiſchen Theaters zum deutſchen Anfang des 18. Jhs. (K voprosu o svjazi russkogo teatra načala XVIII veka s nemeckim). In: Izvestija Akademii Nauk SSSR., 1933, S. 769—804.

Wolga (in: Deutſche Poſt aus dem Oſten, Jg. 8, 1936, Nr. 4, S. 5—7) und Friedrich Oſtarhild: Ferdinand von Wahlberg. Das Bild eines Auslanddeutſchen (in: Evangeliſche Diaſpora, Jg. 17, 1935, S. 193—198). Sohn eines Finnländers und einer deutſchen Mutter, im Wolgagebiet geboren, in Finnland zum größten Teil aufgewachſen, hatte ſich Wahlberg der ſchwediſchen Kultur angeſchloſſen. Seine Liebe und Sehnſucht galt aber der „deutſchen" Heimat an der Wolga. In der wolgadeutſchen Preſſe druckte er auch gegen Ende ſeines Lebens Novellen und „in Heimatliebe" verfaßte er zum 150jährigen Gedenktag der Koloniegründungen „Die Geburt der Heimatliebe unter den Bewohnern der Wolgaſteppe". — H. Kindermann: Volksdeutſche Dichtung (in: Auslanddeutſchtum und evangeliſche Kirche, 1937, S. 109—128 [beſonders S. 115 f.]) berichtet, daß von der Wolga nunmehr Herbſtgedanken kommen. Die Melancholie des Wirtsvolks wirke herüber in das große Sterben. Der tragiſche Endweg ſei erſchütternd gezeigt von Georg Loebſack (vgl. oben S. 482).

Eine kurze Biographie des wolgadeutſchen Malers Alex. Harder brachte die Deutſche Poſt aus dem Oſten, Jg. 9, 1937, Nr. 6.

Über den aus der Krim gebürtigen Komponiſten Rudolf Lerich vgl. Deutſche Poſt aus dem Oſten, Jg. 9, 1937, Nr. 12.

Deutſche in ruſſiſchen Städten

Das Deutſchtum in Archangelſk (vgl. Amburger, oben S. 477), Aſtrachań, Charkov behandelte M. Woltner im Kieler Handwörterbuch, Bd. 1, S. 112, 163, Bd. 2, S. 4 f. — E. Schubert: Die Fürſorge der Hohenzollern für die evangeliſche Auslandsdiaſpora (in: Auslanddeutſchtum und evangeliſche Kirche, 1935, S. 115 bis 157) berichtete, daß ſeit der 1818 von Friedrich Wilhelm III. perſönlich vollzogenen Grundſteinlegung zur Petri-Pauli-Kirche in Moskau die preußiſchen Könige das Patronat über dieſe Gemeinde ausübten. Auch gewiſſe perſönliche Beziehungen wurden unterhalten, ſo ſandte die Gemeinde Jahresberichte und Neujahrsglückwünſche an ihren Kirchenpatron, während ſie gelegentlich Geldzuwendungen erhielt. — Erik Amburger: Das Deutſchtum in St. Petersburg in der Vergangenheit (in: Deutſches Leben in Rußland, Jg. 12, 1934, Nr. 4, S. 28 f.) faßt knapp im weſentlichen die ſoziale Zuſammenſetzung in dieſer wichtigen deutſchen Kolonie zuſammen. — In: Joh. Goßners Tätigkeit in Rußland ſtreifte E. Benz, Evangelium und Oſten, Jg. 8, 1935, Nr. 2, S. 21 f. den ſtarken Eindruck, den Goßners Predigten auf die Petersburger Geſellſchaft ausübten.

Deutſche Kolonien in Rußland

Aus dem Aufſatz von Eugen Rußde: Zur Siedlungs- und Bevölkerungsgeſchichte der Deutſchen in der Sowjetunion (in: Archiv für Bevölkerungswiſſenſchaft [Volkskunde] und Bevölkerungspolitik, Jg. 5, 1935, S. 188—195), ſei die Anregung hervorgehoben, daß eine volksbiologiſch ausgerichtete Forſchung dem Gegenſpiel von Landſchaft und Siedlungsgruppe nachzugehen habe (paſſive Anpaſſung durch Ausleſewirkung des Raums, aktive — durch Verwandlung der Steppenlandſchaft in Rußland in eine Kulturlandſchaft).

In großen Zügen behandelt Joſeph Geiger die Stammeszugehörigkeit der rußlanddeutſchen Koloniſten (in: Deutſche Poſt aus dem Oſten, Jg. 8, 1936, Nr. 6 bis 7, S. 23—25), und geht der Frage nach, warum die rußlanddeutſchen Koloniſten mit Ausnahme der Mennoniten landläufig Schwaben genannt werden, obgleich ſie größtenteils anderer Herkunft ſind. Neben einer Anleihe an den öſterreichiſch-ungariſchen Sprachgebrauch und der Tatſache, daß viele Koloniſten in Ulm eingeſchifft wurden, führt er zur Erklärung noch ein anderes Moment an. Die Rheinpfälzer pflegen ihre rechtsrheiniſchen Nachbarn als „Schwaben" zu bezeichnen. Da dieſe aber Badenſer ſind, die im Volksmunde Gelfüſſel heißen, werden auch die Schwaben von den Pfälzern ſo genannt. Geiger meint nun, die Ruſſen hätten dieſen Spitznamen für alle Koloniſten verallgemeinert (Beweiſe?), worauf ſich dieſe ſelbſt Schwaben nannten, was wenig überzeugend iſt.

H. J. Beyer, Danziger Ortsnamen in aller Welt (in: Auslanddeutſche Volksforſchung, Bd. I, 1937, S. 474 f.), gibt, Quiring folgend, die wichtigſten von deutſchen Koloniſten aus dem Danziger Gebiet nach Rußland verpflanzten und dort weiter verbreiteten Ortsnamen an. Die Einwanderung nach Rußland hat aber keineswegs mit dem Jahre 1833 ihren Abſchluß gefunden. Die Kolonien am Trakt und die Alt-Samaraer Siedlungsgruppe (vgl. M. Woltner im Kieler Handwörterbuch, Bd. I, S. 98) ſind in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht, wie Beyer meint, durch Weiterwanderung entſtanden, ſondern von neu eingewanderten Mennonitenfamilien aus Deutſchland begründet, was für die geſamte Wirtſchaftskultur des deutſchen Wolgagebiets von größter Bedeutung wurde. —

Die bisherigen Forſchungsergebniſſe über die Entſtehung ausländiſcher Ackerbaukolonien in Rußland faßte David G. Rempel zuſammen: The Mennonite Migration to New Russia 1787—1870 (in: The Mennonite Quarterly Review, Bd. IX, 1935, Nr. 2, S. 71—91, Nr. 3, S. 109—128). Beſonders hervorgehoben ſei, daß die Sicherung des Salzweges in Beziehung gebracht wird mit der Anlage der Wolgakolonien. Eine eingehende Behandlung dieſer Zuſammenhänge, d. h. der Gründe, warum es Katharina II. hauptſächlich an der Beſiedlung des Wolgagebietes lag, ſteht vorläufig noch aus. —

Wenig bekannt dürfte es ſein, daß ſich 1862 zahlreiche Württemberger vor allem aus der Marbacher und Waiblinger Gegend für die Beſitzungen des Großfürſten Nikolaj anwerben ließen, wie wir aus dem Aufſatz von Max Miller, Urſachen und Ziele der ſchwäbiſchen Auswanderung (in: Württembergiſche Vierteljahrshefte für Landesgeſchichte, Jg. 42, 1936, S. 184—218) erfahren (ſ. beſonders S. 209).

Ein Kapitel deutſcher Koloniſationskraft im Oſten, von J. Geiger (in: Deutſche Poſt aus dem Oſten, Jg. 8, 1936, Nr. 4, S. 1—5) ſtreift in üblicher Weiſe die Landordnung und wirtſchaftliche Entwicklung der rußlanddeutſchen Koloniſten bis zur bolſchewiſtiſchen Zerſtörung. — Einen Überblick vermittelt auch Karl Stumpp, Aus der Geſchichte der rußlanddeutſchen Koloniſten. Ihre Anſiedlung. Mirſyſtem und Erbhofgeſetz. Landloſenfrage. Selbſtverwaltung. Schulfrage (in: Deutſche Poſt aus dem Oſten, Jg. 8, 1936, Nr. 6/7, S. 15—17, Nr. 8, S. 6 f., Nr. 9, S. 7—10, Nr. 10, S. 10—12, Jg. 9, 1937, Nr. 1—2, S. 17—19). Stumpp ſchreibt, daß die däniſche Prinzeſſin Dagmar auf engliſches Betreiben mit Alexander III. vermählt worden ſei und die Fackel des Deutſchenhaſſes nach Petersburg gebracht habe. Dieſe Behauptung iſt in ſo ſtarkem Maße Gemeingut der rußlanddeutſchen Forſchung geworden, daß ihr einmal widerſprochen werden muß. Durchaus nicht auf engliſches Betreiben, ſondern aus der ernſten Beſorgnis, daß das von Preußen und Öſterreich geſchlagene Dänemark ſich völlig England hingeben würde, entſchied ſich Alexander II. für eine Ehe zwiſchen der Braut ſeines 1865 verſtorbenen älteſten Sohnes und ſeinem zweiten Sohn Alexander, der 1881 zur Regierung kam. Auf die politiſchen Beziehungen zwiſchen Preußen und Rußland hat Dagmar, die ſpätere Kaiſerin Maria Feodorovna, zu Lebzeiten Alexanders III.

keinen Einfluß gehabt[34]. Die innerpolitiſchen Maßnahmen unter Alexander III. bezweckten jedoch eine Aſſimilierung aller Fremdvölker Rußlands, darunter auch der Deutſchen, an das Großruſſentum. Von einem nationalen Haß gegen das Deutſchtum war die Regierung (nicht aber die ruſſiſche Öffentlichkeit) frei, ſonſt wäre der Proteſtant Nicolai nicht Kultusminiſter geworden und der zeitweilig allgewaltige Pobedonoscev[35] wäre nicht in aufrichtiger Freundſchaft mit H. Dalton und anderen Deutſchen verbunden geweſen.

Ein prächtig ausgeſtattetes Buch mit vielen ſehr charakteriſtiſchen Bildern aus dem Leben der Rußlanddeutſchen und ſchönen Karten, ein Buch, dem man weiteſte Verbreitung wünſcht, iſt Th. Hummels: 100 Jahre Erbhofrecht der deutſchen Koloniſten in Rußland, Berlin, 1936, 253 S. und 3 Karten (als Anhang das Geſetz über die Kolonien der Ausländer im ruſſiſchen Reich und die Enteignungs- und Liquidationsgeſetze). Hummel weiſt auf die Übereinſtimmungen zwiſchen Koloniſtengeſetz und Erbhofrecht hin und will die Vorzüge des letzteren an dem praktiſchen Beiſpiel der Rußlanddeutſchen erläutern. Bei der Bedeutung und Zeitnähe dieſes Problems iſt es ſehr zu bedauern, daß Hummels Buch, obgleich es einen weiteren Leſerkreis wirklich gut über die rußlanddeutſchen Kolonien informiert[36], wenig zuverläſſig gearbeitet iſt und von der Forſchung nicht als Ausgangspunkt benutzt werden kann. Eine Ausnahme davon bildet die wirklich gute Darſtellung des Deutſchtums im Kaukaſus. Einige Fehler ſeien genannt. Dobrinka wurde 1764 (S. 41 falſch, S. 60 richtig) gegründet, die Flüſſe heißen Ilawlja nicht Ilawka, Teljauſa nicht Jeliauſe, Irgis nicht Igris, Bereſowka nicht Beſowka (S. 41). Den Wolgakoloniſten wurden 30 nicht 65 Deſj. bewilligt (S. 41). Das Mirſyſtem wurde Ende des 18. Jahrhunderts eingeführt (ſ. oben S. 471). Es trifft ferner nicht zu, daß die Koloniſten 30 Jahre eine laufende Unterſtützung von 10 Kopeken auf den Kopf der Bevölkerung erhielten (S. 42). Die Leibeigenſchaft wurde 1861, nicht 1863 (S. 11) aufgehoben. Die deutſche Beſiedlung des Schwarzmeergebiets begann 1789 nicht 1804 (S. 29, aber S. 62 richtig). Eine beſſarabiſche Kolonie Sarepta gibt es nicht (S. 159 ſtatt Sarata). Ein Teil der Schulden wurde den Kolonien erlaſſen, ſo daß ſie die Darlehen nicht in voller Höhe zurückzahlten (S. 30). Die Mennonitenſiedlung an der Molotſchna entſtand getrennt vom übrigen Koloniſtenbezirk (S. 30). Der Auswanderung der Württemberger 1816/17 ging keine Anwerbung voraus (S. 125)[37]). Die Verwaltung der deutſchen Kolonien hat im Laufe der Zeit bei verſchiedenen Inſtitutionen gelegen, da das Miniſterium der Reichdomänen erſt 1837 entſtand (S. 17). Die Auswanderung nach Amerika war eine Folge der allgemeinen Wehrpflicht, weniger der Landnot (S. 46). Bei den Kolonieverzeichniſſen vermißt man die Angabe der Quellen. Daß ſie nicht fehlerlos ſind, wurde ſchon von anderer Seite hervorgehoben (vgl. Deutſche Poſt aus dem Oſten, Jg. 8, 1936, Nr. 5, S. 23; Der Auslanddeutſche, Jg. 19, 1936, S. 607). Dieſe Verſehen könnten belanglos ſein, wenn nicht die Gefahr beſtünde, daß ſie zu einem Gemeingut der rußlanddeutſchen Literatur würden. Abgeſehen von Irrtümern dieſer Art, die ja z. T. auch Druckfehler ſein können, geht Hummel häufig auch von falſchen Vorausſetzungen aus. Mißverſtändlich ſind Hummels Angaben über das Koloniſtengeſetz ſelbſt. Wir müſſen ihm widerſprechen, daß es bis 1918 (vgl. S. 9 und S. 32) in Geltung war und auf die Literatur verweiſen (z. B. auf M. Langhans Ratzeburg, Die Wolgadeutſchen, Berlin, 1928). Es iſt auch nicht möglich, daß die Koloniſten indirekt Mitſchöpfer des Koloniſtengeſetzes waren (S. 11, vgl. dazu Ruſſ. Vollſt. Geſetzesſammlung, Bd. 16, Nr. 12 283, vom 17. November 1764). Man vermißt den Hinweis auf die vielen Übereinſtimmungen zwiſchen der bäuerlichen Selbſtverwaltung in den deutſchen und ruſſiſchen Dörfern uſw. Trotzdem wollen wir dem Verfaſſer dankbar ſein, daß er ein ſo ſchönes Buch für den weiteren Leſerkreis ſchuf.

---

[34] Vgl. M. Lindemann, Die Heiraten der Romanows und der deutſchen Fürſtenhäuſer, Berlin 1935, S. 139 und 156 (= Das Reich und Mitteleuropa Bd. 2). — Auf die perſönliche Einſtellung Maria Feodorovnas zum Deutſchtum geht Wl. von Koroſtovetz ein: Graf Alexander Konſtantinowitſch Benckendorf (in: Berliner Monatshefte, Jg. 14, 1936, S. 887—901, beſonders S. 893).

[35] An dieſer Stelle ſei auf die ausgezeichnete und für die Geſchichte des Deutſchtums in Rußland nicht unwichtige Arbeit von Friedrich Steinmann, K. P. Pobjedonoſzew's Leben und Wirken. In: Quellen und Aufſätze zur ruſſiſchen Geſchichte, hrsg. von K. Stählin, Bd. 11, S. 1—100, hingewieſen.

[36] Vgl. auch die lobende Beſprechung Oſteuropa, Jg. 12, 1936, Nr. 2, S. 148—150.

[37] Vgl. E. Benz, Das Reich Gottes im Oſten (Jung Stilling und die deutſche Auswanderung nach Rußland). In: Evangelium und Oſten, Jg. 8, 1935, Nr. 4, S. 61—71.

Es iſt mehr als eine terminologiſche Forderung, wenn man das rußländiſche Mennonitentum auch weiterhin als eine Einheit behandelt wiſſen will, denn nicht die Gemeinſamkeit der völkiſchen Herkunft, ſondern das konfeſſionelle Bekenntnis verhalf den Mennoniten in Rußland zu jener Sonderſtellung, die ſie mit ihrer ſcharf ausgeprägten Geiſteshaltung kulturell wie wirtſchaftlich zu nutzen wußten. Der von H. H. Schröder (ſ. u.) herausgeſtellte Begriff „Rußlandfrieſe“ iſt zweifellos wichtig, ſoweit es ſich um raſſenkundliche Fragen handelt. Eine Gegenüberſtellung von Mennoniten frieſiſcher und nichtfrieſiſcher Herkunft läßt ſich aber für Rußland nicht durchführen, es ſei denn, daß man Mennonit einfach durch Rußlandfrieſe erſetzt, wie es H. H. Schröder ſelbſt in ſeinem Buch: Rußlanddeutſche Frieſen, Döllſtädt-Langenſalza (1936, VIII und 120 S. mit 23 Bildern und 7 Karten) tut. Unter ſtarker Berückſichtigung des Raſſegedankens ſchildert er das Weſentlichſte aus der völkiſchen Vorgeſchichte der Rußlandfrieſen, er ſtreift deren Schickſal in Rußland und die Wirkſamkeit von Joh. Cornies (nach den Ausführungen von D. H. Epp) und gibt Szenen aus den Schreckenstagen in den Kolonien. Begrüßen wird man in dieſem Buch die „Erläuterungen zu rußland-frieſiſchen Familiennamen und Bauerngeſchlechtern“ (S. 82—100), ſoweit ſie einen erſten Verſuch dieſer Art darſtellen und zu weiteren Unterſuchungen auf dieſem Neuland anregen. Beachtlich iſt das volkskundliche Material (Redensarten, Verſe). Die Zahl der noch heute in der Sowjetunion lebenden Mennoniten ſchätzt Schröder, S. 2, auf 65 000 (60 000 davon frieſiſcher Herkunft), während die Gedenkſchrift zum 400jährigen Jubiläum der Mennoniten oder Taufgeſinnten, Ludwigshafen a. Rh., 1925, noch rund 80 000 nannte (S. 287). Unzutreffend iſt die Ausſage, die Frieſen hätten ſich am ruſſiſchen Hof eines guten Rufes erfreut, weil Rjurik frieſiſcher Herkunft war (S. 10). Rjurik als Frieſe iſt in Rußland nie geſchätzt worden, und es gibt auch heute noch chauviniſtiſche Ruſſen, die die ſog. Normannentheorie nicht wahrhaben wollen.

K. Cramer, Zur Bevölkerungsſtatiſtik des Wolgadeutſchtums (in: Auslanddeutſche Volksforſchung, Bd. I, 1937, S. 197—205) und in einer etwas kürzeren Faſſung unter dem Titel: Das Deutſchtum an der Wolga in zuverläſſigen Zahlen (in: Deutſche Poſt aus dem Oſten, Jg. 9, 1937, Nr. 7, S. 8—13), ſtützt ſich auf einige Angaben bei G. Piſarevſkij, Pallas, Erdmann, Buſch, Matthäi, Klaus, Pingoud, Prätorius. Für 1825 nimmt Cramer eine Familienzahl von 15 000 an, was viel zu hoch gegriffen iſt. Nach Erdmann gab es damals nur 13 000 Männer im Alter von 16—60 Jahren.

Dr. T., Die erſten Einwanderer in Katharinenſtadt an der Wolga (Bemerkungen zu dem Aufſatz: Die raſſiſche Beſchaffenheit der rußlanddeutſchen Koloniſten von Dr. J. Geiger) (in: Deutſche Poſt aus dem Oſten, Jg. 8, 1936, Nr. 6—7,

S. 47 f.), zitiert die von G. H. Keller angefertigte Abſchrift des erſten Grundbuches von Katharinenſtadt aus dem Jahre 1776, das über die nationale und ſoziale Zuſammenſetzung der erſten Einwanderer Auskunft gibt. — A. Lippert, Die berufsmäßige Zuſammenſetzung der erſten Einwanderer an der Wolga (in: Deutſche Poſt aus dem Oſten, Jg. 9, 1937, Nr. 10, S. 13—15). Während Cramer (Deutſche Poſt aus dem Oſten, 1937, Nr. 7) als Beiſpiel für den geringen Anteil von Bauern unter den erſten wolgadeutſchen Koloniſten Katharinenſtadt anführte (er hatte überſehen, daß dieſe Siedlung als Handwerkerkolonie geplant war), ſtützt ſich Lippert auf die Arbeiten von Sinner, Beratz und Wäſchke, um zu erweiſen, daß unter den Auswanderern der Jahre 1764—1768 die Bauern und bäuerlichen Handwerker in etwa gleicher Zahl vorhanden waren. Trotzdem wird man m. E. daran feſthalten müſſen, daß viele der erſten Anſiedler der Landwirtſchaft unkundig waren, was eindeutig aus den ruſſiſchen Verordnungen hervorgeht, und ſich nur mit größter Mühe in die Verhältniſſe fanden. Es beſtehen auch keine berechtigten Gründe, um an der Darſtellung von Chr. G. Züge: Der Koloniſt, Zeitz-Naumburg, 1802, zu zweifeln.

Einige Anfänge über die Anfänge der Induſtrie in Katharinenſtadt finden ſich im Lebenslauf von Friedrich Schäfer, vgl. Deutſches Leben in Rußland, Jg. 12, 1934, Nr. 3, S. 21 f.

Die Frucht einer entſagungsvollen, beſchwerlichen Sichtungsarbeit iſt Herwig Hafas Buch: Die Brüdergemeine Sarepta. Ein Beitrag zur Geſchichte des Wolgadeutſchtums. Breslau 1936, V und 216 S. und 3 Karten. Es beruht auf den wertvollen, bisher unbekannten Schätzen des Herrnhuter Unitätsarchivs und gibt uns zum erſtenmal ausführlich zuverläſſige Auskunft über die Frühgeſchichte Sareptas. Noch wertvoller ſind jedoch m. E. Hafas Ausführungen über das religiöſe Leben in den Wolgakolonien, das ja ſtark unter dem Einfluß der Brüdergemeine ſtand. Hafa ſelbſt kann nicht Ruſſiſch; um ſo mehr iſt ſeine kluge Selbſtbeſchränkung hervorzuheben, daß er ſich an das ihm zur Verfügung ſtehende Material hielt, es nüchtern verarbeitete und auf Schlußfolgerungen, die er nicht ſelbſt überſchauen konnte, verzichtet hat. Nach Fehlern wird man bei Hafa vergeblich ſuchen (man verbeſſere bloß Černičev zu Cernyſ̌ev). Sein Werk bietet der weiteren Forſchungsarbeit eine feſte Grundlage und eine Fülle von Anregungen. Das in den Fußnoten verſchwenderiſch gebotene Aktenmaterial (allerdings ohne Inhaltsangaben), wie die zahlreichen Hinweiſe auf wichtige Zuſammenhänge harren der weiteren Verarbeitung, und es wäre zu bedauern, wenn nicht Hafa ſelbſt ſich dieſer Mühe unterzöge[38].

O. Hartung: Zur Entwicklung Helenendorfs (in: Auslanddeutſche Volksforſchung, Bd. 1, 1937, S. 352—355) macht Mitteilungen aus der Chronik von Helenendorf (Kaukaſus), die 1840 von Oberpaſtor Pohl angelegt und bis 1908 fortgeführt wurde. Sie diente bereits K. Koch als Grundlage für ſein Werk: Reiſe in Gruſien, am Kaſpiſchen Meer und im Kaukaſus, Weimar 1847, und iſt in Auszügen von H. H. Schweinitz: Helenendorf, eine deutſche Kolonie im Kaukaſus, Berlin 1910, veröffentlicht worden. Vgl. auch: Die Not der Deutſchen in Sowjetrußland (in: Länder und Völker, Jg. 66, 1936, S. 85 f.).

(Fortſetzung folgt.)

---

[38] Vgl. die Anzeigen in: Oſteuropa, Jg. 12, 1936/37, S. 150; Jahrbücher für Geſchichte Oſteuropas. Jg. 2, 1937, S. 513f.

Die Landeskarten des Preußenlandes

Eine Beſtandsaufnahme

Von Erich Keyſer, Danzig

Das nachſtehende Verzeichnis umfaßt alle Karten, die das geſamte Gebiet des Preußenlandes im Umfange der preußiſchen Provinzen Oſtpreußen und Weſtpreußen vor 1918 darſtellen. Karten einzelner Gebiete des Preußenlandes ſind mit geringen Ausnahmen ebenſo fortgelaſſen, wie alle Karten, die das Preußenland als einen Teil des preußiſchen Staates oder Oſteuropas wiedergeben; doch wurden ſolche Karten aufgenommen, welche, wie die Kreiskarten, die Verwaltungseinteilung des Preußenlandes oder ſeine äußere Begrenzung erkennen laſſen. Es wurden ſomit jene Karten ausgewählt, die das Preußenland als einheitlichen Raum, als Land, darſtellen. Sie werden deshalb im Unterſchiede von den auch einzelne Landesteile, ſogar einzelne Fluren wiedergebenden „Landkarten“ als „Landeskarten“ bezeichnet. Dieſer Ausdruck lehnt ſich an die Bezeichnungen Landeshaus, Landesverwaltung, Landesmuſeum an, durch die ſtets die Geltung der benannten Einrichtungen für das ganze Land hervorgehoben wird.[1]

Das Verzeichnis wurde nach genauer Durchſicht der Archive und Bibliotheken in Danzig, Königsberg und Berlin unter Mitarbeit von Dr. Kurt Flügge angefertigt und enthält nur ſolche Karten, die in dieſen Sammlungen nachweisbar vorhanden ſind. Karten, die nur durch ältere Erwähnung bekannt ſind, wurden nicht aufgenommen. Damit unterſcheidet es ſich von den früheren Verzeichniſſen der preußenländiſchen Karten, wie ſie Lucanus, Bock und Büſching im 18. Jahrhundert und F. v. Selaſinſki in der Mitte des 19. Jahrhunderts veröffentlicht haben[2].

Die Karten wurden im allgemeinen in der Form verzeichnet, in der ſie ſich dem Betrachter darbieten. Quellenkritiſche Unterſuchungen oder Nachforſchungen über die Kartenzeichner wurden nicht vorgenommen. Die zeitliche Anſetzung der Karten iſt daher häufig ungenau. Auch wurde nur in einigen Fällen die Abhängigkeit jüngerer Karten von älteren Karten aufgezeigt. Erſt genaue kartenkundliche und kartengeſchichtliche Unterſuchungen werden die Entwicklung des Kartenweſens im Preußenlande im vollen Umfange darlegen und den Wert der einzelnen Karten als Geſchichtsquellen erweiſen können[3].

---

[1] Der Ausdruck Landeskarte wird bereits, wie nachträglich feſtgeſtellt wurde, gebraucht von K. Lips, Zur Kartographie des Kreiſes Pyritz. Baltiſche Studien, NF. 36, (1934), S. 165, für Überſichtskarten.

[2] F. v. Selaſinſki, Über Land- und Seekarten, Grundriſſe und Städtedarſtellungen, welche Oſt- und Weſtpreußen betreffen. Neue Preuß. Prov. Blätter 6 (1848), S. 367ff., 431ff., mit Nachträgen ebenda 7 (1849), S. 139ff. und 10 (1850), S. 83ff. Weitere Vorarbeiten zu einer Geſchichte des preußenländiſchen Kartenweſens liegen vor bei: Minden, Über die älteſten Landkarten der Provinz Preußen. Schriften der phyſikaliſch-ökonomiſchen Geſellſchaft zu Königsberg 3 (1862), S. 15, 29 und 4 (1863), S. 1, 7. M. Toeppen, Über einige alte Kartenbilder der Oſtſee. Hanſ. Geſchichtsblätter (1882), S. 37ff. A. Strukat, Preußiſche Landkartenwerke aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Geographiſche Zeitſchr. 35 (1929), S. 109. B. Olſzewicz, Kartografja Polska XV i XVI wieku; dasſelbe XVII wieku; dasſelbe XVIII wieku. Książnica-Atlas, Lwów-Warschawa 1930—1932.

[3] Zur Geſchichte des Kartenweſens im Preußenland ſind heranzuziehen: E. Friedländer, Beiträge zur Geſchichte der Landesaufnahme in Brandenburg-Preußen unter dem Großen Kurfürſten und Friedrich III., Hohenzollern-Jahrbuch 1900, S. 336ff. W. Stavenhagen, Die geſchichtliche Entwicklung

Da Forſchungen dieſer Art von dem Herausgeber wegen anderer Verpflichtungen in abſehbarer Zeit nicht ausgeführt werden können und auch eine Überſicht über den weit zerſtreuten Beſtand der Karten vorausſetzen, wird zunächſt eine ſolche vorgelegt. Da ſehr viele der handſchriftlich überlieferten Karten außerhalb ihres Aufbewahrungsortes bisher unbekannt geweſen ſind, dürfte damit ſchon ein beträchtlicher Fortſchritt für die landesgeſchichtliche Forſchung erzielt ſein. Der Herausgeber bittet jedoch, ſeine Angaben, ſoweit es irgend möglich iſt, zu ergänzen und zu berichtigen.

Das Verzeichnis enthält hintereinander den Titel der Karte, den Namen des Zeichners, Stechers, Verlegers mit Jahr und Ort ihrer Tätigkeit, die Herſtellungsart (Handzeichnung, Kupferſtich uſw.), den Maßſtab und die Größe der Karte, den Aufbewahrungsort und die Werke, in denen die Karten urſprünglich veröffentlicht wurden. Es werden jedoch nicht alle Sammlungen genannt, in denen die Karten aufbewahrt werden, ſondern nur jene, deren Beſtände für die Anlage dieſes Verzeichniſſes durchgeſehen worden ſind.

In dem Verzeichnis wurden folgende Abkürzungen angewandt: b. = bearbeitet, hrsg. = herausgegeben, gef. = gefertigt, gez. = gezeichnet, kop. = kopiert, ber. = berichtigt, entw. = entworfen, gedr. = gedruckt, Bl. = Blatt, f. = farbig, Hdz. = Handzeichnung, St. = Steindruck, Lithographie, Kpf. = Kupferſtich, Ho. = Holzſchnitt, dt. = deutſch, pr. = preußiſch, rh. = rheiniſch, geogr. = geographiſch, M. = Meile. Alle Maßſtäbe ſind in cm. angegeben. Sta. D. = Staatsarchiv Danzig, Sta. K. = Staatsarchiv Königsberg, Sta. B. = Geheimes Staatsarchiv Berlin, Stb. D. = Stadtbibliothek Danzig, Stb. B. = Staatsbibliothek Berlin, M. L. = Miniſterium für Landwirtſchaft, Berlin.

1. Die Karten aus den Jahren 1542—1700

Prussiae Descriptio ante aliquot annos ab Henrico Zellio edita ab eoque D. Joanni Clur, Civi Gedanensi dedita. Heinrich Zellius 1542 Nürnberg, Nachdruck E. 16. Jh. Kpf. 23 × 31. 10 M. = 4 cm. Stb. D. Oa 289. Sta. D. 275, Sta. K. E 167. Das Original befindet ſich nach Schumacher a. a. O. in Venedig. [1

Prussiae descriptio wie vor. Nach Heinrich Zellius. Ho. 13 × 11. 50 M. = 4,3 cm, Stb. B. B 129, 22b, B 128, 22b, B 135, 22b, B 135-², 22b, B 130 fol. 39b, F 45, 7, B 197, 17, F 46, 9, B 197a, 17 und Nr. 9250. [2

Prussiae sev Pruteniae Chorographia. Heinrich Zellius. Ho. 24 × 17. 18 M. = 5,8 cm. Stb. B. N 9163. In: Speculum geograph. totius Germaniae imperium repraesentans. [3

Prussiae descriptio wie vor. Ho. 19 × 14. 50 M. = 4,3 cm, Stb. B. N 9175. In: Theatri orbis terrarum enchiridion, minoribus tabulis per Phil. Gallaeum exaratum et carmine heroico per Hugonem Farolium illustratum. Antwerpen 1574. [4

Prussiae descriptio wie vor. Henricus Nagel. Ho. 30 × 25. 20 M. = 6 cm, Stb. B. N 9155. In: Caspar Schütz, Historia rerum Prussicarum. Zerbſt 1592. [5

Prussiae Descriptio wie vor. Johann Buſſemecher, Köln 1594. Kpf. 28 × 37. Sta. D. 300 PK III 1274, Stb. B. N 9158. [6

---

des preußiſchen Militärkartenweſens: Geogr. Zeitſchr. 6 (1900), S. 435ff., 504ff., 549ff. H. Roedder, Zur Geſchichte des Vermeſſungsweſens insbeſondere Altpreußens aus den älteſten Zeiten bis in das 19. Jahrhundert (1908). K. Buczek, Die Arbeiten preußiſcher Kartographen in Polen zur Zeit des Königs Stanislaus Auguſt. Bulletin international de l'Academie Polonaise de sciences (1932), S. 139ff. Derſ., Die Reform der polniſchen Kartographie zur Zeit des Königs Stanislaus Auguſt (1934). B. Schulze, Der Urheber der Schmettauſchen Karte von Preußen. Mitteilungen des Reichsamtes für Landesaufnahme 9 (1933), S. 273. A. Penck, Friderizianiſche Kartographie. Forſchungen und Fortſchritte 9 (1933), S. 128. M. Hanke u. H. Degner, Die Pflege der Kartographie bei der Königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin unter der Regierung Friedrichs des Großen (1934). Abhandlungen der Preußiſchen Akademie der Wiſſenſchaften, Phyſ.-math. Kl. 33 Nr. 2. M. Hanke, Geſchichte der amtlichen Kartographie Brandenburg-Preußens bis zum Ausgang der friderizianiſchen Zeit, Hrsg. Degner (1935); vgl. dazu Forſchungen zur brandenburg-preußiſchen Geſchichte 48, S. 210f., E. O. Koßmann, Die Preußiſchen Landesaufnahmen in Polen (1753—1806). Jomsburg (1937), S. 19ff., B. Schumacher, Heinrich Zells Karte von Preußen (1542). Mitteilungen des Vereins für die Geſchichte von Oſt- und Weſtpreußen 10 (1935), S. 1ff.

Von dem Preußen Lande ſo etwan under dem Teutſchen Orden geweſen, jetzt aber iſt es zu einem Hertzogthumb gemacht. Ho. 18 × 15. Stb. B. N 9140 = N 9143 (1628). Jn: Seb. Münſters Coſmographie. Baſel 1564. [7

Poloniae finitimarumque locorum descriptio. Wenceslaus Godreccius Polonus. Geſt. Johann Buſſemecher, Münſter um 1570. Kpf. 28 × 35. Sta. D. x 209. Die Karte reicht im Norden von Stettin bis Memel, im Süden von Kerſne bis Bialogorod, im Weſten von Stettin bis Kerſne, im Oſten von Smolenſko bis Bialogorod. [8

Prussiae das iſt das Landes zu Preußen, welchs das herrlichſte theil iſt Sarmathiae Europeae eigentliche und warhafftige Beſchreibung. Caſpar Hennenberger. Gedr. Königsberg Georg Oſterberger 1576. Ho. 103 × 91. 8 große dt. M. = 20,2 cm, Stb. B. N 9188. Angabe äußerer und innerer Grenzen, der alten Einteilung des Preußenlandes, Bewaldung, über Bernſteinvorkommen. [9

Große Landtafel von Preußen von Caſpar Hennenberger nach der Ausgabe vom Jahre 1576 wie vor. Von Neuem in der Größe des Originals hrsg. durch die Königl. phyſikaliſch-ökonomiſche Geſellſchaft, Königsberg 1863. Photolitographiert und gedr. im photolith. Inſtitut von A. Burchard, Berlin. Jn Kommiſſion bei W. Koch, Königsberg. 9 Bl. 37 × 45. Stb. D. Oa 275 und 275a, Sta. D. Nf 26a, Stb. B. N 9195. [10

Prussiae Regionis Sarmatiae Europeae Nobiliss. Vera et Nova Descriptio. f. Ho. 52 × 39. 8 M. = 8, 2 cm, 1:900000. Stb. B. B 131, 87 = B 131a, 87. N 9200. Jn: Theatrum orbis terrarum Abrahami Ortelii Antwerpiani 1584 und 1595. [11

Wie vor. Ho. 55 × 40. 8 M. = 11,5 cm. 1:615000. Stb. B. B 150, 2 Tl., 6. Jn: Speculum orbis terrae Sumptibus Viduae et Heredum Gerardi de Indaeis (2. Ausg.) Antwerpen 1593. [12

Prussia, Preußen, Pruſſe. f. Ho. 22 × 17. Stb. B. N 9260. Jn: Itinerar uſw. 1580. [13

Prussia. Gerhard Mercator Duisb. Chivor. 1595. Ho. 52 × 41. 1:850000. Stb. B. N 9276, dasſelbe f. B 180 fol. 31. [14

Accurata Prussiae descriptio. Gerard Mercator, Amſterdam um 1600. Ho. 59 × 52. 1 : 850000. Stb. B. N 9280 = B 360, 61 (um 1670), B 361, 66 (um 1671). [15

Prussia Lat. Preußen Ger. Ho. 37 × 28. 12 dt. M. = 6,1 cm. Stb. B. N 9300. Jn: Speculum orbis terrae Joannes Nalalius Metellus cujus cura opusculum hoc aeditum est. Ursellis 1602. Ex off. C. Sutorii. [16

Prussia. Ho. 15 × 13. 20 M. = 3,3 cm. 1:5000000. Stb. B. N 9308 = 9310. Jn: Itinerar. univ. Germaniae authore Math. Quado sculptore Ursellis 1602. [17

Prussia. Nach Henneberger. f. Ho. 17 × 12. 12 M. = 2,4 cm. 1:5200000. Stb. B. N 9252. Jn: Auszug aus A. Ortelii Theatro orbis durch Levin. Hulſium, Frankfurt a. M. 1604. [18

Die Grenzſteine zwiſchen dem Herzogtum Preußen und Ermland. Hans Podinn 1605, geprüft Chriſtof Voigt, Landmeſſer und Barthel Hunicht, Landmeſſer, Königsberg 1605. Hdz. 40 × 33. Sta. K. E 76. [19

Die Grenze zwiſchen Pomeſanien und Kulmerland. Bartholomäus Rhanenbeck, Landmeſſer A. 17. Jh. Hdz. 71 × 32. Sta. K. D 104. [20

Prussia. Hrsg. nach Henneberger Judocus Hondius, Amſterdam 1607 und 1613. Stb. B. B 181, 91, B 183, 93, B 185-^{7}, 173. Weitere Nachdrucke ebd. N 9208 = 9212 (um 1625), N 9217 (1633), N 9204, 9206 (um 1635), N 9219 (1649), N 9213 (1663). [21

Prussia. J. Hondius, Amſterdam 1616. Ho. 18 × 11. 20 dt. M. = 3,3 cm. 1:4300000. Stb. B. N 9318. Jn: Peter Bertij, Tabularum geographicarum contractarum libri VII. [22

Prussia Accurate Descripta nach Caſpar Henneberger geſt. Salomon Roger et E. S. Hamersveldt, Amſterdam, bei J. Janſſonius (1620). Kpf. 39 × 53. Stb. D. K. IV 65. [23

Prussiae Nova Tabula, nach Caſpar Henneberger. Druck Guilj. Blaeuwe, Amſterdam (1620). Kpf. 40 × 55. Stb. D. K. IV 96 und 142. Andere Ausgabe 1630. [24

Borussia sive Prusia. Ho. 21 × 17. 6. dt. M. = 2,1 cm. 1 :2200000. Stb. B. N 9284 = B 240, p. 111 (1628) = N 9288 (1631). Jn: Atlas minor Mercatoris a I. Hondio plurimis aeneis tabulis auctus 1621. [25

Tabula Prussiae Eximia Cura Conscripta per Casparum Henneberch Erlichensem denuo edita per Nicolaum Johannidem Piscatorem. Geſt. A. Goos, Amſterdam 1630. Kpf. 46 × 56. 5 große M. = 6,5 cm, Stb. D. K. IV 140, Stb. B. N 9224, 9226, 9228. [26

Prussia Lat. Preußen Ger. „Davidi cuſtodis sculpzit." Augsburg um 1630. Ho. 31 × 26. 12 dt. M. = 6,1 cm, Stb. B. N 9326. [27

Brussia sive Prussia. Ho. 27 × 21. 8 dt. M. = 3,3 cm. 1 : 1775000. Stb. B. N 9291 = B 194 p. 123 (1630). Jn: Ger. Mercatoris Atlas-studio J. Hondij Amstelod. 1632 Sumptibus J. Cloppenburgij. [28

Prussiae, das iſt, des Landes zu Preußen, welches das herrlichſte Theil iſt Sarmatiae Europae, eigentliche und wahrhafftige Beſchreibung nach Caſpar Henneberger. Gedr. Königsberg bei Segebaden Erben 1638. Kpf. 9 Bl. zu 37 × 45. 1 : 400000, Stb. D. Oa 278, Stb. B. N 9190. [29

Charte generale des Villes et des Balliages de la Prusse avec une Partie de la Pologne et de la Vistule depuis Dantzig jusque â Warsowie telle qu'étoit la situation l'année 1640. Ho. 45 × 30. 10 dt. M. = 6,8 cm, Stb. B. N 9340 = N 9342 = N 9344. [30

Prussia Accurate Descripta. Nach Henneberger. Guillemus Jansson Caesius. Geſt. Mitte 17. Jh. f. Kpf. 45 × 55. Sta. D. 300 PK V 521. [31

Magnae Prussiae Ducatus Tabula. Nicolaus Viſcher, Amſterdam. Mitte 17. Jh. Kpf. 50 × 55. 1 dt. M. = 7,6 cm, Sta. D. 300 PK II 432. [32

Prussiae nova tabula (1652). Ho. 38 × 33. 5 dt. M. = 4,4 cm. 1 : 1070000, Stb. B. N 9354. [33

Prussia, wie dasſelbe v. Casparo Hennebergo vor etliche 70 Jahre abgebildet. Jetzo aber, in dieſem letzten Druck, mit einer nützlichen Anweiſung, wie ein jeglicher Ort leicht zu finden, verbeſſert worden. Druck, Buchdrucker Paſchen Menſe (auch Paschalis Mesenius) Königsberg 1656. Kpf. 108 × 108. 1 : 400000. Stb. D. K. IV 97. [34

Karte von nördlichen Teil Pommerellens. Petrus Langau, 1659. f. Hdz. 48 × 65. 1 : 200000. Sta. D. 300 PK Ia 68. [35

Districtus Putziensis. Petrus Langow um 1659. Hdz. 35 × 44 1800 Ruten = 4,7 cm, Sta. D. 300 PK III 654. [36

La Prusse duché divisée en Royale et Ducale. Sanzon d'Abbeville, Paris 1659. Somer geſt. Ho. 55 × 44. 6 dt. M. = 6,2 cm, 1 : 870000. Stb. B. N 9366, Stb. D. K. IV 141. [37

Duccatus Prussiae tam Polono Regiae quam Brandenburgo Ducalis., correcta descriptio, et divisio Regiae scilicet in tres Palatinatus, et Ducalis in todidem Circulos, cum utriusque subdivisione in Tractus minores. F. de Witt, Amſterdam um 1660 f. Kpf. 54 × 62. 1 : 775000. Stb. D. K. IV 144. StbB. N 9384 = 2 B 367,5. [38

Wie vor, Juſtus Danckerts Amſterdam um 1660 f. Ho. 61 × 52. 9 dt. M. = 9,3 cm, Stb. B. N 9376 = N 9377 Sta. K. C 285. [39

Prussia vetus. Nach Hennenberger. Kpf. 32 × 34. Sta. D. X 75. Aus: Petri de Dusburg . . . Chronicon Prussiae Jena 1674. [40

Karten der Ämter in Herzogl. Preußen. Gez. Joſeph Naronſki 1676. Hdz. Sta. K. B 225 districtus Labiauensis. 63 × 56. C 395 districtus Bartensis 2 M. = 7,5 cm. 58 × 45. C 394 districtus Rastenburgensis 2 M. = 14,3 cm. 55 × 42. C 393 = 390 districtus Preus. Eilasiensis 54 × 42. C. 392 districtus Balgiensis 2 M. = 7,3 cm. 57 × 46. C 391 districtus Brandenburgiensis 2 M. = 7,3 cm (1666). 68 × 41 o. N. districtus Memmeliensis 2 M. = 7,3 cm, 87 × 51. B 225 das Amt Labiau 62 × 56. C 426. Die Ämter Gerdauen und Nordenburg 53 × 41. [41

Der Lauf der Memel mit Kanälen und Kanalprojekten von Ragnit bis Labiau, Naronſki. Hdz. o. J. 90 × 40. Sta. K. [42

Tractuum Borussiae, circa Gedanum et Elbingam ab incolis Werder appellati cum adiuncta Neringia. Joannis Gothus, P. Schenk, et G. Valk. Amſterdam um 1680. f. Kpf. 50 × 60. 1 M. = 5,4 cm, Sta. D. X 45, 276, Stb. D. ZI 541, 542. [43

Prussia accurate descripta wie vor. Nach Caſpar Henneberger, M. Hallervorden, Königsberg 1684. Ho. 38 × 30. 8 große M. = 6,8 cm. 1 : 1060000. Stb. B. N 9233. Jn: Alt u. Neues Preußen, hrsg. M. Chr. Hartknoch. [44

La Prussia divisa in Reale che appartiene al Rè di Polonia et in Ducale che spetta all'Elettore di Brandeburga e subdivisa nelle sue prefetture conforme il governo presente Giacomo Cantelli da Vignola . . ., Rom 1689. Antonio Barbey geſt. Ho. 63 × 47. 8 dt. M. = 8 cm. 1 : 740000. Stb. B. N 9380. [45

Particuliere Land-Karte der Landſtraße von Ratzeburg biß Neuburg an der Weißel und der Dorffer ſo anderthalb biß zwey meilen wegen zur Rechten und Linken vorlang derſelben gelegen ſein. 1690. Hdz. 54 × 81. 2 M. = 8,5 cm. 1 : 200000. Stb. B. N 10000. [46

Prussiae nova tabula. Ho. 37 × 30. 8 dt. M. = 3,8 cm. 1 : 1130000. Stb. B. N 9357. Jn: Cluverii Introductio in omnem Geographiam curante J. Reiskio, Wolfenbüttel 1694. [47

Prussia accurate descripta. Nach Henneberger. 7 × 5. Stb. B. N 9233. Aus: Kurzbündige Abbild. und Vorſtellung der gantzen Welt von Joh. Ulrich Müllern Ulm 1697. [48

Der öſtliche Teil des Friſchen Haffs E. 17. Jh. f. Hdz. 33 × 43. Sta. D. 300 PK IV 140. [49

Prussiae vera Descriptio. Nach Caſpar Henneberger. Kpf. 18. Jh. 45 × 56. Sta. D. 300 PK V 532. [50

Regnum Borussiae. Johann de Collas (geſtorben 1753) A. 18. Jh. Hdz. 64 × 56. Sta. K. B 169. Angabe der Ämter. [51

Magnae Prussiae Ducatus Tabula denuo correcta et in lucem edita. David Funck, Nürnberg (um 1700). Johann Joachim Püſchel geſt. f. Ho. 57 × 51. 7,5 dt. M. = 7,5 cm. 1 : 720000. Stb. B. N 9420. [52

Magnae Prussiae Ducatus Tabula denuo correcta et in lucem edita. Nicolaus Viſſcher und P. Schenk jun. Amſterdam um 1700. Ho. 65 × 55. 7,5 dt. M. = 7,6 cm. 1 : 715000. Stb. B. N 9398 = N 9399 = N 9400. [53

Südgrenze und ſüdlicher Teil der Oſtgrenze von Oſtpreußen, letztere bis zum Wyſztytem-See nordöſtlich Goldap um 1700. Hdz. 123 × 57. 1 : 220000. Stb. B. N 1118. [54

2. Die Karten aus den Jahren 1701—1771

Delination von dem Königreich Preußen wie daſſelbe in 3 Kreyſer und gewiſſe Ämbter vertheilet worden. Entworfen anno 1701 am Preußiſchen Jubel Tage. Berlin 1701. f. Ho. 66 × 47 8 große M. = 6,4 cm. 1 : 900000. [55

Regnum Borussiae Gloriosis auspiciis Serenissimi et Potentissimi Principis Friderici III Primi Borussiae Regis, March. et Elect. Brandenburg inauguratum die 18. Jan. A. 1701. Geographice cum vicinis Regionibus adumbratum Joh. Baptiſta Homann, Nürnberg um 1701. f. Ho. 66 × 55. 10 dt. M. = 10 cm. 1 : 715000. Sta. K. C 370. Sta. D. X 25. Stb. B. N 9450 = N 9452 = N 9454 = N 9455 = N 9465 = N 9458 = B 569, 17 = B 597, 12 = B 364c, 106 = B 580, 67 = B 580, 67 = B 560, 47, verſchiedene Ausgaben mit kleinen Abweichungen. [56

La Prusse divisée en Prusse Royale et Prusse Ducale laquelle a été égrigée en Royaume par l'Empereur Leopold en faveur de Frederic. I. Elect. de Brandenbourg couronné en Janvier 1701. Robert. Guill. Delahaye um 1701. Kpf. 50 × 67. 15 dt. M. = 7,8 cm, Sta. D. X 274. [57

Regni Prussici accuratissima delineatio edita studio opera P. S. . . . Potent. Poloni . . . Regis Sculptoris. P. Schenk, Amſterdam 1702. f. Kpf. 39 × 59. 7, 5. dt. M. = 7,5 cm. 1 : 725000. Stb. D. K. IV 143. Stb. B. N 9404 = 9405. Sta. D. 300 PK V 528. [58

Accurate Beſchreibung des Königreichs Preußen um 1704. Ho. 21 × 15. Stb. B. N 9426. [59

Regni Borussiae, secundum Observationes Novissima, Accuratissima Descriptio-Carte Nouvelle Du Royaume de Prusse, Dressée sur les Observations les plus Nouvelles. R. u. J. Ottens Amſterdam 1705. Kpf. 54 × 65. 10 dt. M. = 9,8 cm. Stb. D. K. IV 145. Sta. D. X 244. Nach der Karte des Regnum Borussiae von Homann. [60

Grenzplan vom litauiſchen Departement mit den Poſtirungen wegen beſorgender Contagion. J. F. Betgen um 1709. Hdz. 160 = 50. 2 M. = 11,4 cm. Sta. K. B 196. Von Nimmerſatt bis Goldap. [61

Preußiſche Poſtirungskarte in denen an der polniſchen Grenze zwiſchen Preußen und Pohlen angelegenen kleinen Städten und Grentzdörffern. A 18. Jh. Hdz. 146 × 59. 5 dt. M. = 12 cm. Sta. K. 2633. Ausführliche Beſchreibung. [62

Preußiſche Poſtirungscarte des Lithauiſchen Territorii gegen Polen. A. 18. Jh. Hdz. 79 × 46. 5 dt. M. = 17,8 cm. Sta. K. C 293—295. [63

La Pologne pressée sur ce qu'en ont donné Starovolsk, Beauplan, Hartknoch, Hevelius etc. Guillaume de L'Isle, Géographe de l'Academie Royale des Sciences. I. Covens et C. Mortier, Amſterdam um 1710. Kpf. 55 × 63. 15 dt. M. = 4,2 cm. Sta. D. X 211. [64

Deſignation aller Grentz-Ambter rund umb das Königreich Preußen. — Mit dem von Generalfeldzeugmeiſter v. Tettau 1704—5 angelegten Poſtirungswerke. Von Kammerjunker Samuel v. Suchodoletz noch nicht revidiret 1706. 19 Karten für 29 Ämter. 1708. Hdz. 84 × 40. $^1/_2$ M. = 1000 rh. Ruten = 7,5 cm. Sta. K. Etats-Min. 48 Gen. [65

a) Exakte Delineation der General-Landes-Grentze der 4 Oberländiſchen Ämbter mit der Polniſchen Marienburgſchen Woywodſchaft, Elbingſchen Territorio und Biſchoffthumb-Ermlandt. b) Exakte Delineation der 6 Oberländiſchen Ämbter in dem Königreich Preußen wie dieſelben mit dem Biſchofthum Culm und der polniſchen Ämter, als Lautenburg, Löbau, Bratian, Krotoſchin, Straßburg, Reeden, Rogenhauſen, Graudentz, von dem Buchſtab P an dem Ambt Soldau biß an der Buchſtab V an der Weyßel Strohm 24 Meil grentzen. Samuel v. Suchodoletz um 1708. f. Hdz. 2 Bl. 214 × 65, u. 180 × 66. 1000 rh. Ruten = 7,3 cm. 1 : 50000. Stb. B. N 1122. [66

Exakte Delineation der General-Landes-Grentze des königlichen Litauſchen Amtes Inſterburg. Samuel v. Suchodoletz? um 1708. f. Hdz. 2 Bl. 131 × 39. 1000 rh. Ruten = 7,5 cm. 1 : 50000. Stb. B. N 1120 = N 1120a. [67

Prusse Polonaise. J. van Lugtenburg (geſt. 1711). Ho. 25 × 19. 15 M. = 3,7 cm. Stb. B. N 9480 In: Theatre complet de la Guerre du Nord, La Haie 1711. [68

Exacte Delineation der Generalgrentzen der Königl. Ämter. 23 Karten. Hdz. 1714. Sta. K. E 22—48 57—62, 74, 79. [69

Abriß der Niederung, im kleinen Werder der königl. Marienburgiſchen Ökonomie gelegen. Charpentier 1714. f. Hdz. 45 × 57. Sta. D. 300 PK II 202. [70

Borussia integra accuratiori stylo delineata. Chriſtoph Weigel, Nürnberg 1719 „M. K." geſt. f. Ho. 52 × 43. 10 dt. M. = 6,7 cm. 1 : 1100000. Stb. B. N 9517 = B 614, 77. [71

La Prusse divisé en ses Balliages. Collas um 1720. f. Hdz. 64 × 62, 7,5 dt. M. = 7,4 cm. Stb. B. N 9486/5. [72

Grenze von Oſtpreußen im Süden und Südoſten, von Soldau bis in die Höhe von Goldap, um 1720. f. Hdz. 58 × 27. 1 : 425000. Stb. B. N 1123. [73

Abriß der Städte Elbing und Danziger Gebieth, nebſt dem Marienburgſchen Groß und Kleinen Werder und deroſelben Niederung. Samuel Donnet geſt. Dantzig 1722. Kpf. 56 × 68. 2 gemeine M. = 13,8 cm. Stb. D. ZI 555. [74

Regni Prussiae accurata delineatio um 1724. f. Ho. 26 × 21. 10 dt. M. = 3 cm. Stb. B. N 9526. [75

Plan nach welchem vorgeſtellet undt demonſtriret wirdt, daß alle die Überſchwemmungen in den Ämbtern Angerburg, Lötzen, undt Rein, nicht nur gäntzlich zu heben, ſondern auch viele Vortheile dadurch zu erhalten ſindt. Johann v. Suchodoletz 1724. f. Hdz. 48 × 52. 140 rh. Ruten = 6,8 cm. 1:7800 Berlin. M. L. [76

Das Königreich Preußen nebſt dem Polniſchen Antheil. Joh. Georg Schreiber, Leipzig um 1725. f. Ho. 31 × 23. 10 dt. M. = 3,4 cm. 1 : 2250000. Stb. B. N 9534 = N 9536 (um 1755). [77

Karte von Oſtpreußen und Litauen. Simon? um 1730. f. Hdz. 56 × 60. 2 dt. M. = 7,7 cm. 1 : 200000. Stb. B. N 10227. Oſtpreußen, Litauen, Danzig. [78

XXIX. Vergrößerte Sectiones der General-Carte von dem Königreich Preußen wie daſelbe in 4 folgende Diſtrikte abgetheilet als: Samland, Natangen, Oberland und Littauen, worbey die Grentze der Haubt-Ämbter jeden Diſtrikts angedeutet und ſpecificiret wie bey der neuen Einrichtung der Feuerämbter jedes Haubt-Ambtes reguliret incl. der Herſchaft Taurogen, des Elbingſche Territorii, Woywodſchaft Marienburg, des Dantziger Werders und Nehrung nebſt einem Theil der angrentzenden Woywodſchaft vormahls Fürſtenthum Samaiten, Groß-Fürſtenthum Littauen, Woywodſchaft Podlachien, Fürſtenthum Maſow, Woywodſchaft Culm u. Pommerellen und des Biſchhoffsthums Ermeland. Um 1730. f. Hdz. 9 Bl. 1 Überſichtsbl. 1 : 100000. Stb. B. N 9487/3. [79

Delineation des gantzen Königreichs Preußen. Joachim Wladislaw v. Suchodoletz (1732). Hdz. 57 × 45. 10 M. = 9 cm. Sta. K. 2457 = C 216 (1704). [80

Carte des Königreichs Preußen worauf nicht allein die Provincien mit beſonderen Farben, ſondern auch die Diſtricte mit Schaffirung (!) und die Ämbter mit einfach gezogenen Linien ſepariret ſind. Johann v. Suchodoletz 1733. f. Hdz. 69 × 73. 6 pr. M. = 1,1 cm. 1 : 420000. Stb. B. N 9487/6 = 9487/7 = 9487/8. [81

Delineation des Königreichs Preußen auß particulieren Ambts-Carten mit möglichſtem Fleiß und Accurateſſe gefertigt. J. W. V. S. (= Johann Wladimir v. Suchodoletz) um 1733. f. Hdz. 52 × 40. 10 pr. M. = 8,9 cm. Stb. B. N 9487. [82

Delineation des Königreichs Preußen aus partikulairen Amts-Carten zuſammen getragen, wahrſcheinlich von Suchodoletz um 1733. Hdz. 72 × 65. 3 M. = 5,1 cm. 1 : 400000. Stb. B. N 9487/1. [83

Regni Prussiae et Prussiae Poloniae correctissima descriptio et divisio Regni scilicet in tres circulos et Polonicae in totidem Palatinatus cum utriusque Subdivisione in Tractus minores. F. de Witt, Amſterdam um 1733, ex officina J. Covens et C. Mortier. f. Ho. 68 × 57. 1 : 785000 Stb. B. N 9387 = N 9388 = N 9389. [84

Carte des Königreichs Preußen, worauf nicht allein etc. . . . Johann v. Suchodoletz 1734. f. Hdz. 35 × 50. 6 pr. M. = 5,5 cm. 1 : 840000. Stb. B. N 9487/10. [85

Potentissimo Borussorum Regi Friderico Wilhelmo Majestate, Fortitudine Clementia Augustissimo Hancce Lithuaniam Borussicam in qua loca coloniis Salisburg. ad incolendum Regio nutu concessa chorographice exhibentur. Homanns Erben, Nürnberg 1735. f. Kpf. 2 Bl. 54 × 64. 15 M. = 7,7 cm. Sta. D. x 22. [86

Regni Poloniae Magnique Ducat. et Lithuaniae Nova et exacta Tabula ad mentem Starovolcii descripta. Johannis Bapt. Homann 1739. f. Kpf. 50 × 59. Sta. D. X 20. [87

Preußiſche Poſtirungskarte in denen an der Polniſchen Grentze angelegenen kleinen Städten und Grentzdörfern. Chr. Reimer 1739. Hdz. 135 × 57. 5 M. = 12,6 cm. Sta. K. B 143 = 144. Von Oletzko bis Pr. Holland. [88

Das Königreich Preußen. Verl. Georg Chriſtoph Kilian, Augsburg um 1740. f. Kpf. 35 × 22 15 dt. M. = 6 cm. 1 : 900000. Stb. B. N 9550. [89

Das Königreich Preußen. Teil öſtlich der Oder, um 1740. f. Hdz. 95 × 67. 10 dt. M. = 10 cm. 1 : 750000. Stb. B. N 985. [90

Borussiae Regnum sub fortissimo Tutamine et iustissimo Regimine Serenissimi ac Potentissimi Principis Friderici Wilhelmi I. Matth. Seuter, Augsburg um 1740. f. Ho. 67 × 57. 10 dt. M. = 10,1 cm. 1 : 720000. Stb. B. N 9557. [91

Borussiae Regnum cum adjacentibus Regionibus mappa Geographica delineat. Matth. Seutter, Augsburg um 1740. Andr. Silbereiſen geſt. f. Ho. 30 × 22. 10 dt. M. = 4,3 cm. 1 : 1920000. Stb. B. N 9560 = B 626, 57 = B 627, 57 = 627/5, 60. [92

Borussiae Regnum sub auspicatissimo Regimine ac iustissimo ac potentissimo Tutamine Friederici II. regis Borussiae et Elect. Brand, geographice adumbratum, um 1742. f. Hdz. 68 × 74. 6 pr. M. = 11 cm. 1 : 400000. Stb. B. N 9487/15. [93

Delineatio finium ducatus Prussiae cum palatinatibus Masoviae, Podlachiae et ex parte magni ducatus Lituanie oculariter et non proportionaliter descripta. Joh. Friedr. Lilienthal, kop. 1742. Hdz. 402 × 43. Sta. K. 2632. [94

Le Royaume de Prusse Suivant les Nouvelles Observations publié par et chez Le Sr. Le Rouge, Paris 1742. f. Ho. 81 × 58. 10 dt. M. = 10 cm. 1 : 730000. Stb. B. N 9574. [95

Strandt-Carte des Königreichs Preüßen See-Küſte von der Dantziger Grentze bey Polſke, biß an die Sameitſche Grentze bey Polangen. J. W. v. Suchodoletz, 1743. f. Hdz. 125 × 35. 2 dt. M. = 9,9 cm. 1 : 150000. Stb. B. N 10230 = N 10230/1 (um 1770 cop.). [96

Borussia Regia et Ducalis jussu Acad. Reg. Scient. et El. Litt. exactissime descripta. J. C. R. A. G. Berger geſt. Berlin um 1745. Kpf. 46 × 36. 10 dt. M. = 6 cm. 1 : 1220000. Stb. B. N 9491 = N 9492 = N 9488 = B 770, 28. [97

Situationsplan von der Herrſchaft Bütowſchen und Herzogthum Pommerſchen Grentze ſoweit ſelbige mit Pohlniſch Preußen grentzet, bis an die Groß-Pohlniſche Grentze. Chriſt. Friedr. Andrée, 1745, W. Gronemann, kop. 1782. f. Hdz. 240 × 106. Sta. B. Danzig, 7796 = 7789. [98

La Prusse divisée en Prusse Royale, en Prusse Ducale laquelle a été érigée en Royaume par l'Empereur. Robert Guill. Delahaye, geſt. um 1748. f. Kpf. 80 × 58. 7,5 dt. M. = 7,8 cm. 1 : 710000 Stb. B. N 9585 = N 9590 (1751) = B 710/2, 75 = B 710/3, 75. [99

Delineation von den Fortifikationswerken nebeſt der vorhauung der welder, welche zur Defenſion der Grentzen ordiniret. 1/18. Jh. Hdz. 443 × 26. Sta. K. D 66. Die Grenzen des Königreichs Preußen von Nimmerſatt bis Balga. [100

Tabula Geographica Borussiae ad emendatiora adhuc edita Exempla iussu Academiae Regiae scientiarum et eleg. Litt. Borussicae descripta, o. J. Ho. 48 × 37. 10 dt. M. = 6,5 cm. 1 : 1200000. Stb. B. N 9486. [101

Magna Mappa Geographica Borussiae Regnum, o. J. f. Kpf. 2 Bl. 98 × 52. 5 geometr. M. = 11 cm. 1 : 333333. Stb. B. N 9754 = N 9756. [102

Gegend von Litthauen laengſt der Polniſchen Grenze, wo das Regiment Bosniacken cantoniret und den Graenz-Poſtirungs Cordon formirt. Lieut: Schultz, o. J. f. Hdz. 65 × 47. 4 M. = 9,9 cm. 1 : 300000. Stb. B. N 10245. Von Stallupönen bis Pillkallen, Wittkemen in nord-ſüdlicher, von Stallupönen bis Wirballen, von Pillkallen bis Dwariſchken in weſt-öſtlicher Richtung. [103

Charte vom Königreich Preußen worauf deſſen gehörige Provintzen illuminirt und in ihre Diſtricts und Ämbter getheilt ſind, o. J. f. Hdz. 100 × 106. 1 pr. M. = 15,5 cm. 1 : 360000. Stb. B. N 9487/2. Oberland, Samland, Natangen, Littauen. [104

Prussia ab Augustissimo Friderico I. in Regni fastigium evecta, o. J. Ho. 30 × 19. 1 : 1880000 Stb. B. N 9437. [105

Preußen, o. J. Ho. 16 × 13. 10 dt. M. = 2,9 cm. 1 : 2750000. Stb. B. Nr. 9433. [106

Das Königreich Preußen nebſt den Polniſchen Antheil, o. J. Ho. 28 × 19. 10 dt. M. = 3,4 cm. 1 : 2250000. Stb. B. N 9430. [107

Der nördliche Teil von Pommerellen, M. d. 18. Jh. Hdz. 62 × 83. Sta. D. 300 PK II 343. [108

Das Königreich Preußen, M. d. 18. Jh. Hdz. 90 × 78. 5 pr. M. = 9 cm. Sta. K. A 26. Angabe der Kreiſe. [109

Mappa totius regni Borussiae. Wladislaus de Suchodoletz, kop. D. F. de Berger, M. d. 18. Jh. Hdz. 71 × 76. 5 M. = 9 cm. Sta. K. B 136. [110

Mappa Geographica Trium Insularum in Prussia quae Poloniarum Regi Serenissimo Paret, accuratussima. Johannes Fridericus Enderſch, Elbing 1753. 57 × 68. f. Kpf. 1 dt. M. = 5,4 cm. Sta. D. X 46. Stb. D. Oc 256, ZI 566, 567. [111

Tabula geographica Episcopatus Warmiensis. Joh. Fr. Enderſch, Elbing 1755. Kpf. 67 × 56. 2 M. = 6,8 cm. Sta. K. = B 94. [112

A new and accurate map of the kingdom of Prussia, Pomerania, Courland and the adjacent parts bordering on the Baltick Sea. J. Hinton, London 1757, R. W. Coole, geſt. f. Kpf. 38 × 29. 1 : 2150000. Sta. B. N 9603. Aus: Universal Magazine of Knowledge and Pleasure, vol. 20. [113

Le Royaume de Prusse. le Rouge, Paris 1757. Kpf. 32 × 24. 10 M = 3,6 cm. 1 : 1600000. Stb. B. N 9576. [114

Mappa Geographica Borussiam Orientalem aeque Occidentalem exacte exhibens in qua non tantum limites correcti sed etiam principaliora Loca, Civitates et Oppida secundum longitudinem et latitudinem designata sunt. Joh. Friderich Enderſch, Elbing 1758. f. Kpf. 56 × 66. 15 dt. M. = 5,3 cm. Stb. D. K. IV 5, Stb. B. N 9612, Sta. D. X 26. [115

Borussiae Regnum. Tob. Conr. Lotter, Augsburg 1759. f. Ho. 68 × 55. 9 dt. M. = 8,9 cm. 1 : 720000. Stb. B. B 630, 89. In: Atlas Novus . . . etc. a Tobia Conrado Lotter. [116

Preußen um 1760. f. Ho. 14 × 17. 1 : 4100000. Stb. B. N 9618 = N 9619 (um 1780). [117

Regnum Borussiae, Episcopatus Warmiensis, Palatinatus Mariaeburgensis et Culmensis cum territorio Dantiscano et ichnographia urbis Regiomontis. Berliner Akademie der Wiſſenſchaften, Berlin 1763. f. Kpf. 6 Bl. 71 × 58. 5 M. = 12,4 cm. 1 : 290000. Stb. B. N 9507 = N 9508 = N 9509. Sta. D. X 27. Stb. D. K. IV 30—31, Sta. K. A 38. Vgl. Selaſinſki, S. 383 f. [118

Die Nehrung von Vogelſang bis Narmeln und die Haffküſte mit Frauenburg und Braunsberg. M. Hillmann, 1766. f. Kpf. 52 × 72. Sta. D. 300 PK V 498 = 499. [119

Pommerellen um 1770. f. Hdz. 85 × 73. 6 M. = 11,4 cm. 1 : 400000. Stb. B. N 1000. [120

Plan von dem in Polen gezogenen Peſt-Cordon. Jawein, um 1772? f. Hdz. 35 × 65. 7 M. = 20,5 cm. Sta. D. 300 PK II 201. [121

Grentz Plan von Litthauiſchen Departement des Königreichs Preußen woraus zu erſehen wie in denen Grentz Ämbter und Dörffern die Poſtirungen wegen beſorgender Contagion zu reguliren ſindt. Betgen. f. Hdz. 149 × 45. 3 dt. M. = 17 cm. Sta. B. Heeresarchiv, Mappe 28, Nr. 82. [122

3. Karten aus den Jahren 1772—1805

Carte des Königreichs Preußen. F. W. v. Suchodoletz, 1772. f. Hdz. 94 × 90. 1 : 330000. Stb. B. N 9625. Vgl. N 9487/6. [123

Carte von der neugemachten Grentze zwiſchen der aquirirten Provintz und dem Königreich Pohlen und zwar von Neuteich bei Drieſen der Netze entlang bis Schlubigehoff an der Weichſel, um 1772 f. Hdz. 138 × 61. 4 dt. M. = 22,5 cm. 1 : 136000. Stb. B. N 1146 = N 1146/1. [124

Carte von der Alten und Neu Projektirten Grentze zwiſchen Weſt Preußen und Pohlen. Kohler, um 1772. f. Hdz. 38 × 86. 6 dt. M. = 14,4 cm. 1 : 314000. Stb. B. N 1154. Sta. B. Grenzkarten P 9. [125

Mappa Specialis continens limites inter Regna Poloniae et Prussiae a Marchia Nova usque ad Vistulam, um 1772. f. Kpf. 3 Bl. 51 × 39. 3 dt. M. = 12,6 cm. Stb. B. N 4^0 1428 = 1140 [126

Grenze zwiſchen dem zu Preußen gekommenen Teil von Polen und dem Reſtpolen an der Netze oberhalb Nakel nach der erſten Teilung 1772, um 1773. f. Hdz. 42 × 34. 1 : 143000. Stb. B. N 1145. [127

Carte itineraire de Marienwerder jusqu'à Bromberg au coté de la Vistule, um 1773. f. Hdz. 34 × 49 1 : 150000. Stb. B. N 10009. [128

Situations Plan von der gantz neuerlich rectificirten Grentze, 1774. f. Hdz. 90 × 90. Sta. B. Grenzkarten P 14. [129

Grenze des Netzediſtriktes nebſt Kujawien und des Kulmiſchen Landes gegen Süden, um 1774. f. Hdz. 71 × 47. 1 : 435000. Stb. B. N 1152. Die Grenze von Drieſen über Moglino, Gollin, Thorn bis an die Grenze des Amtes Soldau. [130

Borussiae Occidentalis Tabula. Franz Ludwig Güſſefeld 1775. Druck Homanns Erben, Nürnberg. f. Kpf. 57 × 67. 8 geogr. M. = 12,3 cm. Sta. D. X 213, 47, Stb. D. K. IV 89, 14, Stb. B. N 9630. Andere Ausgabe 1780. [132

Tabula Regni Borussiae, Borussiam Orientalem exhibens. F. L. Güſſefeld 1775, Homanns Erben, Nürnberg. f. Kpf. 52 × 63. 8 dt. M. = 11 cm. 1 : 600000. Stb. D. K. IV 88, Sta. D. X 214, Stb. B. N 10240 = 10242. [132

Tabula Geographica Totam Borussiam ut et Districtum Notecensem exhibens, Homanns Erben, Nürnberg 1775. f. Ho. 64 × 53. 10 M. = 10 cm. 1 : 720000. Stb. B. N 9464. [133

Carte von der Neuacquirirten Provintz Weſt-Preußen benebſt dem gantzen Netz-Fluß und einem Stück vom Warte Bruch und deren Situation. Grund 1775. f. Hdz. 123 × 75. 4 M. = 13,5 cm. 1 : 222000. Stb. B. N 10051. [134

Grentz-Carte von den Diſtrict über dem Netz-Strohm benebſt dem gantzen Netz Bruch, und einen Theil des Warthe- und Oder-Bruchs, nebſt deſſen Situation. Grund 1775. f. Hdz. 154 × 74. 3 M. = 10,1 cm. Sta. B. Grenzkarten P 28. Grenze von Cüſtrin bis öſtlich Thorn. [135

Carte von der Grentze zwiſchen Weſt-Preußen und dem Königreich Pohlen, 1775. f. Hdz. 132 × 73. 3 M. = 10 cm. 1 : 225000. Stb. B. US 17451 Grenze vom Amt Soldau in Oſtpr. bis in die Gegend von Friedeberg in der Neumark. [136

Gebiet der Stadt Thorn ſowie der ſüdliche Teil der Woiwodſchaft Culm und der Michelauſche Diſtrikt mit der Grenze gegen Polen, um 1775. f. Hdz. 141 × 65. 1 M. = 7,2 cm. 1 : 96500. Stb. B. N 1156. Von Bromberg im W. bis öſtlich Lautenburg. [137

Carte von Preußen aus 19 Sektions beſtehend (Preußen öſtlich der Weichſel). Fing. Tct. um 1776. f. Hdz. 19 Bl. 92 × 65. 5000 rh. Ruten = 18,8 cm. Stb. B. N 9494 = N 9494/1. Genaue Bodenaufnahme. [138

Plan derer zwiſchen Weſt Preußen und dem Königreich Pohlen nach der Convention vom 22. Auguſt 1776 errichteten und feſtgeſetzten Gräntzen. f. Hdz. 286 × 195. 1 : 60000. Stb. B. N 1162/1 = N 1162. [139

Carte von der Neuacquirirten Provintz Weſtpreußen nebſt einem Theile derer daran gränzenden Provinzen. G. O. Schultze 1776. f. Hdz. 132 × 83. 7 dt. M. = 13,9 cm. 1 : 376000. Stb. B. N 10052. [140

Plan derer Grentzen längſt der Drewentz, Ripnica und Piſſa laut Convention vom 22. Auguſt 1776, ferner die Grentzen nach der Convention vom 17. July 1777. f. Hdz. 158 × 69. 4000 Ruten = 24,5 cm. Stb. B. N 1163 = N 1163/1 = N 1163/2. [141

Die Grenze von Narzinkowo bis Oſchislewo, um 1776. f. Hdz. 1 : 10000. Sta. B. Rep. VIII, 7 a—d. [142

Charte von der im Jahre 1777 vermeſſenen und regulierten Landes-Grentze zwiſchen Pohlen und Preußen, Behm, 1778. f. Hdz. 101×67. 1:145600. Stb. B. N 1164. [143

Grentz-Carte zwiſchen Weſt-Preußen und Pohlen, o. J. f. Hdz. 90 × 46 M. = 14,3 cm. Sta. B. Grenzkarten P 3 = P 4 = P 5 = P 6 = P 7 = P 8. Die Grenze von der Neumark bis Oſtpreußen. [144

Plan von der Grenze des zum Königreich Preußen gehörigen Netz-Diſtricts mit dem Königreich Pohlen, ſo wie ſolcher von Sr. Königlichen Majeſtaet in Preußen in Beſitz genommen, und mit Grentz-Tafeln beſetzet worden, o. J. f. Hdz. 90 × 59. 5 pr. M. = 18, 4 cm. Sta. B. Grenzkarten P 10 = P 11. Grenze von der Neumark bis Thorn. [145

Die Grenze: Nakel—Wreſchen—Konin—Thorn, o. J. f. Hdz. 74 × 98. 4 M. = 24,5 cm. Sta. B. Grenzkarten P 12 = P 13. [146

Carte von der Grenze zwiſchen den Königreichen Preußen und Pohlen. o. J. f. Hdz. 4 Bl. verſch. Größe 1500 Ruten = 11,2 cm. Sta. B. Grenzkarten RP 74—77. [147

Charte von der Grenze zwiſchen den Königreichen Preußen und Pohlen, o. J. f. Hdz. 1500 Ruten = 11,2 cm. Sta. B. Grenzkarten RP 98/99. [148

Prospectus Regni Borussiae tam orientalis quam occidentalis. Akad. der Wiſſ., Berlin, M. d. 18. Jh. Berger, ſenior geſt. Kpf. 50 × 39. 15 M. = 9 cm. Sta. K. D 189. Angabe der Kammer-Departements und der Kreiſe, dasſelbe verbeſſert, D. F. Sotzmann 1789. Sta. K. D 188. [149

Borussiae Occidentalis Tabula. Fr. Ludov. Güſſefeld, Homanns Erben, Nürnberg 1780. f. Ho. 47 × 50. 8 geogr. M. = 9,8 cm. 1 : 600000. Stb. B. N 10060 = N 10061. [150

Das Königreich Preußen (Oſt- und Weſtpreußen), um 1780. f. Hdz. 21 × 16. 1 : 3600000. Stb. B. N 9660. [151

Plan derer zwiſchen Weſt-Preußen und dem Königreich Pohlen nach der Convention vom 22. Auguſt 1776 errichteten und feſtgeſetzten Grentzen. Kop. C. W. Gronemann, 1780. f. Hdz. 136 × 94. 3 M. = 18,6 cm. Sta. B. Grenzkarten P 29. Grenze von der Neumark bis Thorn. [152

Der Croniſche und der Brombergiſche Kreis, um 1780. f. Hdz. 100 × 63. 1 : 500000. Stb. B. N 10057. [153

Il Regno di Prussia con la Prussia Polacca di nuova projezione. Gez. G. Pitteri. Geſt. G. Zuliani. Verlag Ant. Zatta, Venedig 1781. f. Ho. 52 × 38. 15 dt. M. = 9,7 cm. 1 : 1125000. Stb. B. B 774, II, 45. In: Atlante Novissimo, Tomo II. [154

Carten zu denen Herbſt-Manoeuvres pro 1782. f. Hdz. 70 × 68. 1 M. = 7,8 cm. Sta. B. Rep. VIII, 19. [155

Die Stadt Dantzig mit ihrem Gebiet und einigen umliegenden Gegenden nach den neueſten Karten. Kpf. 24 × 18. ½ M. = 3,9 cm. Sta. B. Heeresarchiv, Mappe 25,4. Zum: hiſtoriſchen Portefeuille Jg. 1784. [156

Spezial-Charte von Preußen (öſtlich der Weichſel). C. F. Münchhoff, Gumbinnen 1785. f. Hdz. 30 Bl. je 56 × 45,1. Überſichtskarte 35 × 21. 2 M. = 15,1 cm. 1 : 96000. Stb. B. N 9632. [157

Prospectus Regni Borussiae tam Orientalis quam Occidentalis emendatior et ad statum praesentem concinnatus iussu et auspiciis Acad. Reg. Scient, et Eleg. Litt. J. C. R. A. Geſt. G. Berger ſenior, Berlin um 1785. Kpf. 75 × 54. 15 dt. M. = 9 cm. 1 : 1215000. Stb. B. N 9495 = N 9496 = N 9499. [158

Plan eines Theiles von Weſt-Preußen zum Herbſt-Manoeuvre aufgenommen, 1787. f. Hdz. 87 × 98. 3 M. = 25,4 cm. 1 : 90000. Stb. B. N 10061/10. Gegend nördl. der Netze bei Nakel, weſtl. der Brahe bis Löbſens—Pr. Friedland—Konitz. [159

Weſtpreußen (Bl. 1: Danzig, Elbing, Marienburg, Bl. 2: Ermeland) Joh. Frid. Enderſch, geſt. A. Amon, hrsg. F. A. Schraembl, Wien 1789. Kpf. 54 × 72. 15 dt. M. = 5,5 cm. Stb. D. K. IV 138, vgl. K. IV 91, III, Stb. B. N 1428; vgl. N 10275. [160

Oſt-Preußen II. Bl. Geſt. A. Amon, Wien um 1789. Kpf. 53 × 63. Stb. D. K. IV 94. [161

Spezial Carte vom Netze Diſtrikt nach der Schmettauſchen Aufnahme hergeſtellt wahrſcheinlich von Ösfeld, 1789. f. Hdz. 14 Bl. 99 × 65. 9 M. = 13,2 cm. Stb B. N 10062. Bl. 1 Friedland, Bl. 2 Schloppe-Tütz, Grenze gegen Neumark, Bl. 3 Filehne, Bl. 4 Jaſtrow, Bl. 5 Schneidemühl-Dt. Krone, Bl. 7 Grenze gegen Pommerellen. [162

Carte der Gegend vor längſt der Pohlniſchen Grentze von Schirwindt ab bis Schilenen am Memel Strohm 1790. f. Hdz. 74 × 25. 1 M. = 11,7 cm. 1 : 65000. Stb. B. N 1181 = N 1181a. [163

Weſt-Preußen in XI Charten, um 1790. f. Hdz. 7 Bl. 3 dt. M. = 18 cm. verſch. Größe. 1 : 125000. Stb. B. N 10070. [164

Poſt Courſe in Preußen um 1790. Berger geſt. Kpf. 21 × 17. Stb. B. N 10013 = N 10014. [165

Oſtpreußen. E. Gürſch junior, geſt. 1792. Kpf. 23 × 29. 10 geogr. M. = 4,4 cm. Stb. B. N 10260 = N 10262. [166

Weſtpreußen und der Netze-Diſtrikt. f. Kpf. 28 × 22. 15 M. = 6,7 cm. 1 : 1640000. Stb. B. N 10080. In: Sotzmann, Atlas der Preußiſchen Staaten, Hamburg 1793. [167

Reiſe-Carte und Meilen-Zeiger durch die Nordiſchen Preuß. Provintzien, Stettin 1793. f. Kpf. 35 × 22. 1 : 2500000. Stb. B. N 1430. Mittelmark, Uckermark, Neumark, Pommern, Preußenland, Netze-Diſtrikt. [168

Strom-Carte von der Memel, von der Tilſitſchen Schiff Brücke bis an der Gilgen Spitze, von der ab die Gilge bis gegen Gedwilleiten und den Ruß-Strom von deſſen Anfang bis Worriſchken, Weiß, 1792/93. f. Hdz. 384 × 93. 150 Ruten = 11,2 cm. M. L., 270, 261—267. [169

Strohm-Carte von der Memel. Weiße 1793, ber. F. W. Kühl. f. Hdz. 126 × 60. 500 rh. Ruten = 18,6 cm. M. L. 260—267. [170

Preußen und Polen, 1794. D. F. Sotzmann gez. B. Glasbach geſt. f. Kpf. 29 × 26. 30 M. = 4,4 cm. 1 : 5000000. Stb. B. N 9678. [171

Carte von dem Hertzogthum Littauen worinnen die Laage der Königl. Preuß. Forſten nebſt angrentzender Situation nach ſpeciel vermeſſenen Forſt Carten und aufgenommenen Forſt Situations Plans zuſammen getragen worden. Steinmann 1795. f. Hdz. 102 × 108. 2 M. = 11,2 cm. Sta. B. Forſtkarten, Reg.-Bez. Gumbinnen, Generalia, XXVI a 2. [172

Charte von dem Königreich Preußen nach ſeiner Hauptabtheilung in Oſt-, Weſt- und Südpreußen, ingleichen ſeinen Unterabtheilungen in Kreiſen. F. L. Güſſefeld, 1795. Homanns Erben, Nürnberg. f. Kpf. 68 × 58. 15 dt. M. = 9,2 cm. 1 : 1160000. Stb. B. N 9634 = N 9637 (1798). Sta. K. B 92—93. [173

Grenz Plans zwiſchen dem Königlich Preußiſchem und Kayſerlich Ruſſiſchem Reiche vom Bug Fluß bey Niemerow bis zur Oſt-See in IV Hauptabth. Gez. Roßteuſcher 1796. f. Hdz. 3 Bl. 400 rh. Ruten = 9 cm. Sta. B. Grenzkarten RP 12—15 = RP 16—21. [174

Karte von dem Königreich Preußen, nach Suchodoletz und Enderſch neu verzeichnet Franz Johann Joſef von Reilly, Wien 1796. Geſt. Anton Benedicti. f. Kpf. 94 × 69. 15 dt. M. = 14,8 cm. 1 : 750000. Stb. B. B 840, 25. In: Großer Deutſcher Atlas, Wien 1796. [175

Reiſe-Carte und Meilen-Zeiger durch die Nordiſchen Preuß. Provintzien, hrsg. Gilly. o. J. f. Kpf. 31 × 20. Stb. B. zu: N 4^0 1428. [176

Plan einer trigonometriſchen Ausmeſſung, welche in den Jahren 1796 und 1797 in Oſtpreußen und Lithauen ausgeführt worden. Textor 1796/97. Hdz. 102 × 102. 4 M. = 15 cm. 1 : 200000. M. L. 4657. [177

Karte von den Provinzen Litthauen, Oſt- und Weſt-Preußen u. d. Netze-Diſtrikte auf Befehl Ihrer Majeſtäten des König Friedrich Wilhelm II. u. Friedrich Wilhelm III., auf Antrag des Staats-Miniſters und Departements Chefs Freiherrn von Schrötter. In den Jahren 1796—1802 vermeſſen und topographiſch aufgenommen von Friedrich Bernhard Engelhardt. f. Hdz. 1 Titel, 1 Bl. Signaturen, 3 Überſichtbl. 141 Bl. 63 × 48. 1 : 50000. Stb. B. B 1020 = N 2^0 1020/1, ſorgfältige farbenprächtige Zeichnung. [178

Karte von Oſt-Preußen nebſt Preußiſch Litthauen und Weſt-Preußen nebſt dem Netzediſtrikt. Aufgenommen unter Leitung des Königl. Preuß. Staats-Miniſters Frey Herrn von Schrötter, in den Jahren 1796—1802. Gez. Engelhardt. Geſt. Carl Jäck, Berlin 1803. f. Kpf. 25 Bl. 66 × 49. 4 pr. M. = 19,5 cm. 1 : 150000. Stb. B. N 9727 = N 9728 = 2^0 9729. [179

Das Königreich Preußen und ein Teil von Pommern. o. O. u. J., Wien 1797. Kpf. 59 × 71. Stb. D. K. IV 91. [180

Grenz Plan zwiſchen dem Königl. Preuß. und Kaiſerl. Ruſſiſchem Reiche vom Memel Strohme ab längſt denen alten Grenzen von Oſt-Preußen und Samogitien bis zur Oſtſee in II Sektionen. Roßteutſcher 1797 Königsberg. Sekt. I: Bielitz 1798, Sekt. II: Schulz. kop: Carl Hummell begl: Engelhardt 1797. f. Hdz. 2 Bl. 1 M. = 15 cm. 1 : 50000. M. L. 2587 u. 2588. [181

Wie vor. kop. Beckherrn 1826. Hdz. 187 × 46. 1 dt. M. = 15 cm. Sta. K. C 258. [182

Charte von dem Königreich Preußen nach ſeiner Hauptabtheilung in Oſt-, Weſt-, Süd- u. Neu-Oſtpreußen u. ſeinen Unterabtheilungen in Kreiſe. F. L. Güſſefeld, Nürnberg 1798. f. Kpf. 50 × 60. 15 dt. M. = 10 cm. Sta. D. X 29. [183

Karte von der Weichſel Niederung, welche die Danziger, Elbinger und Marienburger Werder enthält. Gez. Scron 1798, kop. Poſern 1828. f. Hdz. 106 × 139. 1 pr. M. = 14,7 cm. 1 : 50000. M.L. 45 = 53 (1803/04). Sta. B. Danzig 7795. [184

General-Karte von Oſt-, Weſt-, Süd- u. Neu-Preußen, dem Grenz Tractate vom Jahre 1797 gemäß entworfen, nach den jetzigen 8 Kammer Departements abgeteilt, und mit den neu angelegten Poſt-Courſſen verſehen D. F. Sotzmann. Geſt. Carl Jäck, Berlin 1798, Verlag Simon Schropp u. Komp. Kpf. 46 × 52. 15 dt. M. = 6,3 cm. Sta. D. X 28. Sta. B. N 9680 = 9681 = 9683 (1800) 9684 = 9685. Ausgabe 1800: Sta. B. Rep. VIII 4. [185

General Karte von den ſaemmtlichen Königl. Preußiſchen Staaten, welche zugleich als Poſtkarte durch die Länder der Preußiſchen Monarchie und durch ganz Deutſchland dient. D. F. Sotzmann, W. Sander, geſt., Paulus Schmidt geſt. Verlag: Königl. Preuß. Akad. Kunſt- und Buchhandlung, Berlin 1799. f. Kpf. 40 × 35. 1 : 1030000. Stb. B. N fol. 268 = N fol. 270 (1802) = N 271. [186

Des Königreich Preußens nordweſtlicher Theil mit der freyen Stadt Danzig (1799). f. Kpf. 29 × 43. 6 pr. M. = 6,6 cm. Stb. D. K. IV 90. [187

Preußen, D. F. Sotzmann 1799. C. Jättnig, Berlin. f. Kpf. 17 × 22. 1 : 400000. Stb. B. M. 9690. In: Almanach oder Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen von W. G. Becker, 1799. [188

Preußen, Carl Jättnig, Berlin um 1800. Kpf. 43 × 34. 30 dt. M. = 9,2 cm. 1 : 2400000. Stb. B. N 9766 = N 9767 = N 9768. [189

Doppelte Poſt-Route von Danzig nach Königsberg. E. 18. Jh. P. K. geſt. 16 × 10. 6 M. = 3 cm. Stb. B. N 10010. [190

Dioezeſan Karte des Ober Preſidial Departements von Weſtpreußen. E. 18. Jh. f. Hdz. 48 × 45. 15 dt. M. = 14,4 cm. Sta. B. Danzig 1633. [191

Karte von Oſtpreußen, Weſtpreußen und Lithauen, um 1800. f. Hdz. 3 Bl. 1 : 300000. M. L. 4321 bis 4323. [192

Charte von Oſtpreußen nach den geiſtlichen Inſpektions-Kreiſen Wald, gez. E. Knuht, 1801. Hdz. 49 × 65. 8 dt. M. = 7,8 cm. Sta. K. C 318 = 319 = 198. Evang. und kath. Bezirke, unitar. und mennon. Bethäuſer, Synagogen. [193

Karte von Oſtpreußen nebſt Preußiſch-Littauen und Weſtpreußen nebſt dem Netzediſtrikt aufgenommen unter Leitung d. königl.-preußiſchen Staatsminiſters Freiherrn v. Schroetter in den Jahren von 1796—1802. Geſt. Carl Jäck, Berlin 1803. Kpf. 50 × 67. 25 Bl. 4 pr. M. = 24,4 cm. Sta. D. 300 PK VII 30 u. X 101a, 101b. Stb. D. Oa 292/93. Berichtigte Ausgabe von E. Baldamus 1853: Stb. D. Oa 294. [194

Weſt-, Süd-, Neu-, Oſt-Preußen. D. F. Sotzmann 1803. P. Schmidt, Berlin. Verlag Friedrich Maurer. f. Kpf. 49 × 45. 15 geogr. M. = 7,8 cm. 1 : 1400000. Stb. B. N 10085. Zu: von Holſchens Geographie u. Statiſtik von obgedachten Provinzen. [195

Charte vom Königreiche Preußen oder Oſt-, Weſt-, Süd- u. Neu-Oſtpreußen nach Murdochſcher Projektion und den neueſten aſtronomiſchen Ortsbeſtimmungen . . . entw. D. F. Sotzmann. Verlag Geogr. Inſtitut, Weimar 1804. f. Kpf. 76 × 59. 15 dt. M. = 6,5 cm. 1 : 15000000. Stb. B. N 9696 = N 9698 (1805). [196

Charte vom Königreich Preußen nach ſeiner dermaligen Eintheilung in Oſt-, Weſt-, Süd- u. Neu-Oſtpreußen. Aus den von Textor gemachten aſtronomiſchen Ortsbeſtimmungen, trigonometriſchen Meſſungen und Charten, ingleichen den Charten von Gilly von Südpreußen, ſoweit ſolche dermalen erſchienen ſind, mit Zuziehung der Metzburgiſchen Charte u. a. m., entw. F. L. Güſſefeld, J. L. J. Rauſch geſt., Homanns Erben, Nürnberg 1805. f. Kpf. 68 × 59. 15 dt. M. = 7,9 cm. und 1 : 1400000. Stb. B. N 9641 = N 9643 (1807) = N 9645 (1810). [197

4. Karten aus den Jahren 1806—1815

Kriegsſchauplatz. Neueſte Karte von Oſtpreußen in VI. Bl. C. P. S. C. M., Artaria u. Co., Wien 1806. f. Kpf. 6 Bl. 79 × 56. 5 dt. M. = 12,4 cm. 1 : 300000. Stb. B. N 10280 vgl. N 10275. [198

Karte vom Regierungsbezirk Danzig (zuſammengeſetzt aus Sektionen der Schrötterſchen Karte von Oſt- u. Weſtpreußen). Geſt. Carl Mare, Berlin 1806. f. Kpf. 121 × 165. 3 geogr. M. = 19,3 cm. Sta. D. X 177. [199

Charte von Oſt-Preußen. F. L. Güſſefeld. Homanns Erben, Nürnberg 1807. f. Ho. 56 × 67. 8 dt. M. = 9,8 cm, 1 : 600000. Stb. B. N 10247, vgl. N 10240ff. [200

Charte von Weſt-Preußen, F. L. Güſſefeld, nach dem Tilſiter Frieden verbeſſert v. Homanns Erben, Nürnberg 1807. f. Kpf. 52 × 62. 8 geogr. M. = 9,8 cm. 1 : 600000. Stb. B. N 10063, vgl. N 10060/61. [201

Karte von Pohlen, Königr. Preußen und den angrenzenden Ländern zur Überſicht des jetzigen Kriegstheaters im Jahre 1807. f. Kpf. 68 × 58. 15 dt. M. = 5,7 cm. 1 : 1900000. Stb. B. N 9778. [202

Charte vom Königreiche Preußen und dem Herzogthume Warſchau. Joſeph Max Freiherr von Liechtenſtein, Martin Hartl, Wien 1807. f. Kpf. 77 × 61. 15 M. = 9,8 cm. 1 : 1260000. Stb. B. N 9775. [203

Charte vom Königreiche Preußen, dem Herzogtume Warſchau und dem neuen Danziger Gebiete nach dem zu Tilſit am 9. July 1807 geſchloſſenen Frieden, entw. D. F. Sotzmann. Verlag Geogr. Inſtitut, Weimar 1807. f. Kpf. 70 × 58. 20 dt. M. = 9,8 cm. 1 : 1500000. Stb. B. N 9703 = N 9704 (1812). [204

Karte von den Königl. Preußiſchen Staaten und dem Herzogthume Warſchau nach dem Friedenſchluß vom 9. Juli 1807. Entw. H. H. Gottholdt, mit Eintragung der Fruchtbarkeit des Bodens. Gez. C. F. v. Klöden, Heinrich Kliewer, Berlin 1808. f. Kpf. 79 × 76. 1 : 1090000. Stb. B. N 8^0 1900. [205

Tracé des limites entre le Royaume de Prusse et le Duché de Warsavie, de Driesen jusqu'a la Vistule 1807, Textor gez., Carl Jäck geſt. Kpf. 34 × 29. Sta. B. Rep. 7 B, 55, G. Faſc. 19 (Bl. 100). [206

Carte du Royaume de Prusse et de la partie septentrionale du Grand duché de Varsovie, tableau de la division des provinces en departements et cercles avec l'indication des changements opérés par le traité de Tilsit. Dépôt général de la Guerre, Paris 1808. Kpf. 83 × 63. 10 dt. M. = 9,6 cm. 1 : 755000. Stb. B. N 9782 = N 9783. [207

Grenzkarte des Königreichs Preußen mit dem Herzogthum Warſchau, wie ſolche nach dem Tilſiter Friedensſchluß im Jahre 1808 regulirt worden. f. Hdz. 40 Bl. verſchiedener Größe, 1 Tableau, 23 Sektionen. 35 × 55 oder 35 × 75. 200 rh. Ruten = 15 cm. Sta. B. Grenzkarten PW 10—33. [208

Karte von der Landesgrenze zwiſchen Oſt-Preußen und dem Herzogthum Warſchau, 1808, kop. König. A. 19. Jh. Hdz. 8 Bl. etwa 60 × 27. Sta. K. D 125. [209

Situations-Plan der Grenze zwiſchen Preußen und dem Herzogthum Warſchau von der Weichſel ab bis Waldau, Engelhardt, 1808. f. Hdz. 43 × 28. Sta. B. Rep. 7 B 55, G. 1. Faſc. 19. [210

Plan des Territorii der freien Stadt Danzig, gez. A. Koch, 1808. Troſchelſche Buchhandlung, Danzig 1808. f. Kpf. 42 × 60. 2 M. = 9 cm. Sta. D. X 41. [211

Landesgrenze zwiſchen dem Königreiche Preußen und dem Herzogthum Warſchau, 1809. F. B. Engelhardt. Carl Mare, Berlin 1811. Verlag: Simon Schropp u. Comp. f. Kpf. 82 × 31. 5 dt. M. = 9,2 cm. 1 : 400000. Sta. K. B 21. Stb. B. N 8^0 1190 = N 1191. [212

Reg.-Bez. Danzig. Carl Jäck 1806, Carl Mare 1809. Kpf. 5 Bl. 52 × 43. 4 pr. M. = 19,6 cm. Sta. B. Danzig 1850. Aus: Atlas von Preußen. [213

Charte vom Königreich Preußen und Herzogtum Warſchau. Sotzmann, Verlag Geogr. Inſtitut, Weimar 1809. f. Kpf. 37 × 49. 20 M. = 7,3 cm. Stb. D. K. IV 92. Weitere Ausgabe 1810. [214

Des Königreiches Preußen nordweſtlicher Teil mit der freyen Stadt Danzig, um 1810. Kpf. 29 × 43. 6 pr. M. = 6,5 cm. Stb. D. K. IV 90. [215

Oſtpreußen, Sektio IV einer Geſamtkarte von Deutſchland. Graevell, A. 19. Jh. f. Hdz. 65 × 60. M. L. 4644. [216

Partie de la Prusse Orientale. Sect. 7. Verlag Geogr. Inſtitut, Weimar um 1810. Kpf. 48 × 64. Stb. B. K. IV 32. [217

Karte von der Weichſelniederung, welche die Danziger, Elbinger und Marienburger Werder enthält. Hrsg. Ludewig Koppin, Elbing 1811, geſt. Franz. Kpf. 2000 rh. Ruten = 11,6 cm. Stb. D. ZI 576—577. [218

Generalkarte vom Königreich Preußen, u. dem Herzogtum Warſchau. D. F. Sotzmann, Schneider u. Weigliſch, Nürnberg 1811. f. Kpf. 72 × 59. 15 dt. M. = 9,7 cm. 1 : 1125000. Stb. B. N 9707. [219

Karte von den Königlich-Preußiſchen Staaten u. dem Herzogtume Warſchau nach dem Friedensſchluß vom 9. Juli 1807. H. H. Gottholdt, Berlin 1812, H. Kliewer geſt. Kpf. 75 × 81. Sta. D. X 80. [220

Neue militäriſche Situations- u. Poſt-Karte von Polen und Preußen. J. E. Knittel, Nürnberg bei Friedr. Campe 1812. Kpf. Sta. D. X 96. [221

Prusse-Grand Duché de Varsovie, gez. Aubert fils, geſt. Chamonin. Verlag Fr. Buiſſon, Paris 1812. f. Kpf. 33 × 24. 10 dt. M. = 9,5 cm. 1 : 3750000. Stb. B. B 920, 46. In: Atlas Complet . . . de M. Malte Brun, dressé . . . par M. Lapie, Paris 1812. [222

Plan von denen im Weſtpreußiſchen Cammer Departement incluſive des dazu geſchlagenen Theils des Netz Diſtrict belegenen Ämter und Staedte nach der topographiſchen Preußiſchen Carte, gez. Zimmermann. 1807—1815. f. Hdz. 95 × 64. 5 M. = 12,2 cm. Sta. D. 180 PK 7697. [223

Carte Topographique des Frontières des quartre Baillages d'Insterburg, Ragnit, Tilsit et Memel. o. J. f. Hdz. 136 × 108. 2 M. = 14 cm. 1 : 100000. Stb. B. N 1121. [224

Karte von den verſchiedenen Biſchöflichen Dioeceſen wie ſolche durch die neue Grenze des Königreichs Preußen mit dem Herzogthum Warſchau getheilt werden. 1807—1815. f. Hdz. 52 × 43. 10 geogr. M. = 9,8 cm. Sta. B. Danzig 1617. [225

Karte von der Linkuhner und Sackenburger Niederung. Grabe, 1811/12. kop. Reimer, 1823, Leitner, 1826. f. Hdz. 190 × 130. $^1/_2$ M. = 14,5 cm. 1 : 25000. M. L. 10 = 29 (Ferne 1824). [226

Situation der Haupt Seen in Maſuren, Mauer-, Löwentin- und Spirding-See von Angerburg über Lötzen und Johannisburg bis zur Pohlniſchen Grenze, nebſt Angabe der alten ſowie der neu projectierten Canalbahn. Gauſe, 1815, kop. Müller, 1824. f. Hdz. 115 × 68. M. L. 11 = 16 (1 : 50000, kop. Schmidt, 1819). [227

5. Karten aus den Jahren 1815—1823

Charte von den Königreichen Preußen und Polen, dem Großherzogthum Poſen nebſt dem Gebiete der freien Stadt Krakau nach dem am 3. May 1815 zu Wien zwiſchen Rußland, Preußen und Öſterreich abgeſchloſſenen Tractate. D. F. Sotzmann ber. 1815, Geogr. Inſtitut, Weimar 1815. f. Kpf. 70 × 61. 20 dt. M. = 9,8 cm. 1 : 1500000. Stb. B. N 9711 = N 9713 (1816). [228

Plan von der Grenze des Königreichs Preußen mit dem Königreich Pohlen. o. J. f. Hdz. 150 × 60. 4 dt. M. = 20 cm. Sta. B. Rep. VIII, 5a = Rep. VIII, 5b = Grenzkarten P. 1 = P. 2. Grenze von Drieſen im W. bis Gurſnow im O. [229

Die Königreiche Preußen und Polen nebſt dem Großherzogthum Poſen und dem Gebiet der freyen Stadt Krakau. Aus den von Textor gemachten aſtronomiſchen Ortsbeſtimmungen, trigonometriſchen Meſſungen und Charten, ingleichen den Charten von Gilly u. a. m. F. L. Güſſefeld. Chriſtoph Fembo, Nürnberg 1816. f. Kpf. 66 × 55. 15 dt. M. = 7,9 cm. 1 : 1375000. Stb. B. N 9649, vgl. N 9641ff. [230

Karte von den Bau Beamten Kreiſen des Königlich Preußiſchen Regierungs Departements zu Danzig. Gersdorf, 1816. kop. E. W. Naumann, 1819. f. Hdz. 66 × 50. 6 pr. M. = 15,6 cm. 1 : 280000. M. L. 4465 u. 4466. [231

Baukreis-Karte der Königlichen Regierung zu Königsberg in Preußen Boehm, 1817. f. Hdz. 52 × 68. 10 M. = 16 cm. 1 : 475000. M. L. 4461. Sta. K. 2976. [232

Plan von der neuen Vertheilung der fünf Landbaumeiſterlichen Kreiſe im Departement der Regierung zu Gumbinnen, um 1817. f. Hdz. 69 × 98. 7 pr. M. = 14,8 cm. 1 : 310000. M. L. 4462. [233

Karte von der Gränze zwiſchen dem königl. preußiſchen und kaiſerlich ruſſiſchen Antheile des aufgelöſten Herzogthums Warſchau, 1817. f. Hdz. 180 × 64. 3 pr. M. = 15 cm. Sta. B. Grenzkarten RP 58. Von der oſtpreußiſchen Grenze bis Bunzlau. [234

Karte des Weichſelſtroms von der Grenze zwiſchen Klein Sanſkau und Montau bis zum Dorfe Groß Grabau. Demmler, 1818, ber. Orlovius 1827. f. Hdz. 69 × 54. 850 rh. Ruten = 12,6 cm. 1 : 25000. M. L. 444. [235

General Karte zu der von Schrötterſchen Karte von Oſt- und Weſtpreußen in 25 Bl. und zu der Stein-Textor-Sotzmannſchen Karte vom ehemaligen Neu Oſt Preußen in 15 Bl. In die jetzigen Regierungs Departementer Gumbinnen, Königsberg, Marienwerder, Danzig, Bromberg, Cöslin und deren Kreiſe eingetheilt. 1818 neu aufgelegt im Bureau des Königl. General-Stabes Berlin. f. Kpf. 81 × 62. 10 pr. M. = 10,3 cm. 1:775000. Stb. B. N 9734 = 9734/1. Sta. D. X 180. [236

Brouillon-Charte von dem im Jahre 1818 bewirkten Grenzzuge zwiſchen den Königreichen Preußen und Polen. Lüer. f. Hdz. 56 × 41. 2000 rh. Ruten = 15,8 cm. Sta. B. Grenzkarten RP 59—61. [237

Karte vom Königlich Preußiſchen Regierungsbezirk Marienwerder nach ſeiner Einteilung in 13 Kreiſe. Verlag der E. E. Müllerſchen Buchhandlung, Erfurt um 1818, Druck A. Kneiſel, Leipzig f. St. 47 × 57. 5 geogr. M. = 6,4 cm. Sta. D. X 51, 216. [238

Karte vom Regierungsbezirk Marienwerder, Die Kreiſe Marienwerder, Schlochau, Schwetz, Konitz, Culm, Löbau, Stuhm, Strasburg, Roſenberg, Flatow, Graudenz, Deutſch-Krone, Thorn. Geogr. Bureau, Weimar, nach 1818. St. 13 Ktn. 43 × 52. 1 pr. M. = 9,9 cm. Sta. D. X 50. [239

Karte vom Königlich Preußiſchen Regierungsbezirk Danzig nach ſeiner Eintheilung in 7 Kreiſe: Elbing, Marienburg, Danzig, Stargard, Berent, Karthaus, Neuſtadt. Verlag der J. E. Müllerſchen Buchhandlung, Erfurt um 1818. St. 48 × 63. 5 geogr. M. = 6,7 cm. Sta. D. X 215. Stb. D. ZI 445. [240

Specialkarte von dem königl. preuß. Bezirke der Regierung zu Danzig nach deſſen neueſter Eintheilung in 8 landräthliche Kreiſe. Geogr. Inſtitut, Weimar 1818. Kpf. 82 × 90,7 cm. 2 geogr. M. = 8,15 cm. Sta. D. 180 PK. 7792. [241

Charte von der Landes-Grenze zwiſchen den Königreichen Preußen und Pohlen gemäß Convention von 1817, regulirt in den Jahren 1818 und 1819. Staudi. f. Hdz. 4 Bl. 68 × 48. 1 pr. M. = 15 cm. Sta. B. Grenzkarten RP 45—48. Von der oſtpreuß. Grenze bis zur Weichſel. [242

Charte von ſämmtlichen Ortſchaften, welche von der in den Jahren 1818/19 zwiſchen den Königreichen Preußen und Pohlen gezogenen Grenzen nicht über eine Meile entfernt liegen. Tintenſkizze. 62 × 46. 1 pr. M. = 10 cm. Sta. B. Grenzkarten RP 116. Von der oſtpr. Grenze bis Thorn. [243

Specialkarte von den Königlich Preußiſchen Bezirken der Regierung zu Königsberg und deſſen neueſter Eintheilung in 20 landrätliche Kreiſe. Geogr. Inſtitut, Weimar 1819. St. 15 Bl. 43 × 33 (63 × 50). 2 M. = 8,2 cm. Sta. K. K 24—38 (ebenda 2643). [244

Plan von der Provinz Weſt Preußen behufs der neu einzutheilenden Land Raths Kreiſe, um 1818. f. Hdz. 48 × 33. 2000 rh. Ruten = 7,2 cm. Sta. D. 180, 5284. [245

General-Charte von den Königlichen Adminiſtrations Ländereien im Elbinger Landkreiſe der Regierung zu Danzig. Zuſammengetragen Wegebaumeiſter Neufeldt. o. J. f. Hdz. 128 × 156. 600 rh. Ruten = 15,5 cm. Sta. B. Danzig 7172. [246

Des Preußiſchen Staates öſtlicher Theil, oder Oſt- und Weſtpreußen und Poſen. A. Stieler 1819. ber. 1823. C. Jättnig jun., Gotha. f. Kpf. 35 × 42. 15 pr. M. = 6 cm. 1:1850000. Stb. B. N 9798 = N 9799 = B 953, 22b (1831). [247

Karte von Oſtpreußen, Litthauen, Weſtpreußen und dem Netz-Diſtrikte, enthaltend die Regierungsbezirke: Königsberg, Gumbinnen, Danzig, Marienwerder und Bromberg. F. B. Engelhardt, geſt. Karl Mare, Berlin 1819. f. Kpf. 23 Bl. 58 × 53. 6 pr. M. = 3,5 cm. 1:325000. Stb. B. N fol. 9741 = N 4^0 9740. Eine Berichtigung und Erweiterung der früher von demſelben Verfaſſer, unter Leitung des Freiherrn von Schrötter aufgenommenen und mit Beihülfe des v. Textorſchen Dreiecknetzes zuſammengetragenen topographiſchen Karte von Preußen; vgl. N 9743, weitere Ausgaben mit Berichtigungen bis 1849. [248

Plan vom Weichſel Strohm und zwar unterhalb dem Dorfe Johannsdorf bis zum Dorfe Schulwieſe. Pohl, 1819, red. F. Zimmermann, 1823/24. f. Hdz. 80 × 93. 1:10000. M. L. 500. [249

Plan von dem Theil des Weichſel Stroms von unterhalb Dirſchau bis Gerdin. Triſtrow, 1820. f. Hdz. 160 × 65. 200 Ruten = 14,8 cm. 1:5000. M. L. 490. [250

Plan von dem Weichſel Strom von der Stadt Neuenburg bis zum Dorfe Groß Grabau. Gez. Demmler, 1818, gez. Schroeter, 1820, kop. Eduard Preuß, 1822. f. Hdz. 174 × 100. 350 pr. Ruten = 26,1 cm. 1:5000. M. L. 484. [251

Karte des Weichſelſtromes von Czernewitz und Zlotorie bis Nieſzewken und Prziſiek. kop. E. Burucker, um 1820. Hdz. 100 × 63. 600 Ruten = 14,9 cm. 1:15000. M. L. 505 = 508. [252

Die Preuß. Regierungs Bezirke Danzig, Marienwerder und Cöſlin. A. T. v. Plotho, Berlin um 1820. Druck, J. S. Haſſelbach. f. St. 44 × 34. 9 geogr. M. = 7,6 cm. Stb. B. Nr. 10097. [253

General-Karte von dem Preußiſchen Staate in ſeiner jetzigen Begränzung und Abtheilung, nach den von dem Statiſtiſchen Bureau zu Berlin mitgetheilten Nachrichten. Sektion. 5, 6, 10, 11, 12, 16, 17. Geſt. H. Kliewer, Carl Jättnig ſen., Berlin. Verlag: Carl Auguſt Kümmel, Halle 1820. f. Kpf. 42 × 35. 1:600000. Stb. B. N 501 = N 4^0 500 = N 501/1 (1840) = N 501/2 (1847).

Städte, Flecken, Dörfer, Poſt-, Land-, Kunſtſtraßen, Waldungen, Gebirge, Grenzen der Kreiſe, Reg.-Bez., Provinzen. [254

Karte der 5. Sektion vom Straßenzuge der anzulegenden Kunſtſtraßen von Königsberg nach Bartenſtein. Stoenke 1822, gez. Ariſtipp Jaquet. f. Hdz. 304 × 67. 100 Ruten = 14,9 cm. 1 : 2500. M. L. 5093. [255

Plan der Gegend von Braunsberg bis zur weſtpreußiſchen Grenze. Rehefeld, kop. Rauſch, 1822. f. Hdz. 60 × 105. 1000 Ruten = 14,9 cm. 1 : 25000. M. L. 2785. [256

Plan von einem Theile des Weichſel Stroms vom Bindings Berge bis zum Dorfe Weichſelburg nebſt der Wolzer Niederung und einem Theile der Marienwerderſchen Amtsniederung. O. Spittel, 1822. f. Hdz. 123 × 81. 600 rh. Ruten = 22,4 cm. 1 : 10000. M. L. 501. [257

Karte von den drei Baukreiſen im Regierungs-Bezirke Marienwerder nach Schrötter red. Naumann, 1822/23, kop. Siehe 1824. f. Hdz. 100 × 63. 10 pr. M. = 18,5 cm. 1 : 400000. M. L. 4463 = 4464, kop. Gall, 1823). [258

Karte von dem Departement der Königl. Regierung zu Gumbinnen. Hildebrandt 1822/23. f. Hdz. 43 × 66. 8 M. = 10,1 cm. 1 : 515000. M. L. 4385. [259

Der nördliche Teil des Regierungsbezirks Gumbinnen nach ſeiner Einteilung in Kreiſe und Kirchſpiele (mit Angabe der Einwohnerzahlen), o. J. Hdz. 49 × 61. Sta. K. C 217. [260

Plan von dem Departement der Königl. Regierung zu Marienwerder. Samuel Wilke, 1823. f. Hdz. 103 × 60. 5 pr. M. = 14 cm. 1 : 265000. M. L. 4331. [261

Carte de la Frontière entre les Royaumes de Prusse et de Pologne tracée d'après la teneur de la Convention de Berlin 1817, appartenante à l'acte définitif de démarcation, signé a Varsowie 1823. Staudi u. Chrzanowſki. f. Hdz. 44 × 55. 1000 rh. Ruten = 7,5 cm. Sta. B. Grenzkarten RP 28—32. Von der oſtpr. Grenze bis zur Weichſel. [262

Plan Granicy pomiedzy Królestwem Polskim a Pruskim-do Sekcyi 5 karty demarkacyiney Sporzadzony w roku 1823. Jablónſki. f. Hdz. 18 Bl. 100 rh. Ruten = 7,5 cm. Sta. B. Grenzkarten RP 270—287. Dazu Überſichtskarte RP 288. Grenze von Kr. Oletzko bis zur Piſſekmündung. [263

Special Karte von dem Piſſek Fluß in Alt- und Neu-Oſt-Preußen in 5 Sektionen. Schüler? vor 1823. f. Hdz. 4 Bl. 200 Ruten = 15 cm. 1 : 5000. M. L. 673—676, 677, kop. durch Auguſt Werner in Schirwindt, 1823. [264

Karte des Weichſelſtroms vom Ausfluß der Drewenz in die Weichſel bis zur Thorner Pfahlbrücke. Henning u. Kanter, 1823, red. Patzke, 1825. f. Hdz. 56 × 41. 1000 Ruten = 14,9 cm. 1 : 25000. M. L. 531. [265

6. Karten aus den Jahren 1824—1848

Brouillon-Plan von dem zur Schiffbarmachung des Guberfluſſes geeigneten Terrains und zwar von der Stadt Rhein über adlig Glombowen bis zum Dorf Gneiſt. Lux, 1824. f. Hdz. 95 × 72. 200 magd. Ruten = 15 cm. 1 : 5000. M. L. 426. [266

Plan von dem Weichſelſtrohm von Neuenburg bis Grabau. Demmler, Schumann, Schumacher und Scharloch. red. Reitzell, 1824. f. Hdz. 110 × 95. 500 rh. Ruten = 18,6 cm. 1:10000 M. L. [267

Poſt-Charte vom Preußiſchem Staate in XXV Bl. Carl Mare, Heinrich Berghaus 1825, Verlag Magazin für Kunſt, Geographie u. Muſik Berlin. f. Kpf. 2 Bl. 100 × 54. 1 : 1000000. Stb. B. N 8° 1490 = N 1490/6 (1831) = N 4° 1491 (1834) = N 1491/1 (1835) = N 8° 1492 (1836) = N 8° 1489 (1824). [268

Poſt- und Verwaltungs-Karte der Provinz Preußen. Nowack, o. J. H. Mahlmann, Verlag Carl Heymann, Berlin. f. Kpf. 44 × 36. 1 : 1200000. Stb. B. N 10020. [269

Hydrographiſche Karte vom Preußiſchen Staate und den angrenzenden Ländern Nord-Teutſchlands, Bl. 3. C. v. Rau, 1826, J. C. Richter, Verlag Simon Schropp, Berlin. Kpf. 61 × 41. 1:1000000. Stb. B. N 1280. [270

Gewäſſer-Karte von Preußen, 1827, J. C. Wutzke. Lith. 49 × 47. 10 pr. M. = 17,2 cm. 1:1000000 Sta. K. 2545, nur öſtlich der Weichſel. [271

Adminiſtrativ-Statiſtiſcher Atlas vom Preußiſchen Staate. F. v. Döring, Heinr. Kliewer, Berlin bei S. Schropp u. Comp., 1827. f. Kpf. 22 Bl. u. 1 Bl. Text. 77 × 58. 1 : 1600000. Stb. B. N fol. 60 = N fol. 61 (1827/28) = N fol. 63 (1845). [272

Karte von Nord-Deutſchland und dem ganzen Preußiſchen Staate nach dem von dem Statiſtiſchen Bureau zu Berlin mitgetheilten Nachrichten. J. Heinrigs, geſt. H. Kliewer, Verlag Carl Auguſt Kümmel, Halle 1833, in Commiſſion Simon Schropp u. Co., Berlin. f. Kpf. Bl. 5, 6, 10, 11, 12.

46 × 38. 1 : 600000. Stb. B. N qu. fol. 506 = N 509 (F. B. Engelhardt, Berlin 1855), andere Ausgaben 1820, 1840, 1847, ſ. N 4^0 500, N 501 ff. [273

Die Provinzen Oſt- und Weſtpreußen. F. B. Engelhardt geſt., J. C. Richter, Carl Mare, Paulus Schmidt, K. Kalbe, H. Broſe, Verlag S. Schropp u. Comp., Berlin vor 1840. 7 Bl. 56 × 49. 6 pr. M. = 13,7 cm. Sta. B. Rep. VIII, 135. [274

Burgenkarte von Preußen zur Zeit des Deutſchen Ordens. Fiſcher, 1827. Lith. 44 × 48. 10 pr. M. = 9,8 cm. Sta. D. X 24, Stb. D. K IV 70, Stb. B. U 17380. Äußere Grenzen, Grenzen der Bistümer, der heidniſchen Landſchaften, Heidenburgen, chriſtl. Herren- u. Fürſten-Burgen, Biſchöfliche Burgen, Ordensburgen, Städte, Jagdbuden, Sitze der Comtureien, Höfe des Dt. Ordens. [275

Topographiſche Karte der Lage von Thorn bis auf eine Meile Entfernung. Copie nach dem Anhang zur Engelhardtſchen General Strom Karte von Friedrich Edm. Carl v. Gropp, 1827. f. Hdz. 54 × 37. 1000 rh. Ruten = 7,5 cm. 1 : 50000. M. L. 2905. [276

Plan vom Memel Strom von Schmalleningken bis zum Curiſchen Haff. Kohlhoff, kop. L. Steppuhn, 1827. f. Hdz. 189 × 100. 1 : 50000. M. L. 315 = 319. [277

Karte von dem Theile des Weichſelſtroms von Topolinken bis Schwetz. Ehrenreich, 1827/28. f. Hdz. 80 × 44. 750 pr. Ruten = 11 cm. 1 : 25000. M. L. 447. [278

Karte vom Preuß. Staate mit den angrenzenden Ländern Nord-Deutſchlands mit Einzeichnung der Sprengel der Oberlandesgerichte. C. v. Rau, 1828. Kpf. 4 Bl. 46 × 66. 12 pr. M. = 9 cm. Sta. D. X 164. [279

Karte vom Preuß. Staate mit den angrenzenden Ländern Nord-Deutſchlands mit Einzeichnung der Konſiſtorialbezirke. C. v. Rau, 1828. Kpf. 4 Bl. 46 × 66. 12 pr. M. = 9 cm. Sta. D. X 163. [280

Karte vom Preuß. Staate mit den angrenzenden Ländern Nord-Deutſchlands mit Einzeichnung der Gelehrten-, Wiſſenſchaftlichen-, Unterrichts- und Bildungsanſtalten. C. v. Rau, 1828. Kpf. 4 Bl. 46 × 66. 12 pr. M. = 9 cm. Sta. D. X 162. [281

Karte vom Preuß. Staate mit den angrenzenden Ländern Nord-Deutſchlands mit den biſchöflichen Sprengeln. C. v. Rau, 1828. Kpf. 4 Bl. 46 × 66. 12 pr. M. = 9 cm. Sta. D. X 157. [282

Plan von den im Regierungs-Bezirk (richtig Provinz) Oſtpreußen belegenen Königlichen Forſten und zugehörigen Dienſt-Etabliſſements. v. Goddenthow, 1829. f. Hdz. 300 × 120. 5 geogr. M. = 24,5 cm. Sta. B. Forſtkarten, Reg.-Bez. Königsberg, Generalkarten, Tit. V, III. [283

Karte von den Königlichen Forſten des Regierungs-Bezirks Danzig. 1829. f. Hdz. 100 × 90. 5 pr. M. = 24 cm. Sta. B. Forſtkarten, Danzig, 52, 1. [284

Plan vom Laufe des Alle Fluſſes grenzend mit dem Königl. Dorffe Spitänen und der Stadt Bartenſtein. Stytznig, 1801, ber. Simpſon, 1829. f. Hdz. 114 × 64. 100 pr. Ruten = 18,4 cm. 1:2000. M. L. 408. [285

Charte des Weichſel-Stromes von Groß Grabau bis Ziegellack. Spittel, 1829, kop. Goebel, 1839. Hdz. 100 × 67. 400 Ruten = 10 cm. 1 : 15000. M. L. 504. [286

Charte von dem Königl. Regierungsbezirk Königsberg nach ſeiner Einteilung in 20 Kreiſe, um 1830. Ltn. Reimer, Lith. Eyraud, Neuhaldensleben. St. 36 × 40. 5 M. = 6,5 cm. Sta. K. D 24, vgl. K 68. [287

Sanitäts-Cordon, Mai 1831. Lieutenant v. Maſſow. f. Hdz. Bl. 2. 34 × 42. Stb. B. W 24332. Landesgrenze von Pleß bis nördl. Memel. [288

Preußiſcher Staat: Prov. Oſtpreußen, Weſtpreußen, Poſen, Polen, 1831. f. Kpf. 63 × 52. 20 M. = 11,6 cm. 1 : 1250000. Stb. B. N 9805 (Bl. 9 aus: Rühle von Lilienſtern, Handatlas von Deutſchland, Berlin 1831) = N 9805 a (mit Chauſſeen u. 1859 fertigen Eiſenbahnen). [289

Karte vom Danziger Werder oder dem ſogenannten Stueblauſchen. Pierſon, 1831, kop. Kobligk. f. Hdz. 66 × 109. 1 M. = 20,7 cm. 1 : 37000. M. L. 44. [290

Die Kreiſe des Regierungsbezirks Danzig, hrsg. auf Veranlaſſ. des Oberpräſidenten, 1831/32. f. St. 7 Bl. 1 pr. M. = 4,8 cm. Sta. B. Rep. VIII, 22 a—g, 145. Sta. D. X 49. Nachträge bis 1846 von F. B. Engelhardt, Verlag B. Kabus, Danzig 1849. Nachträge 1846—1854 von A. Schröder, Verlag ebenda. [291

Darſtellung der Bezirke und Sitze ſämtlicher Verwaltungsbehörden in der Provinz Weſt Preußen. Marienwerder 1832. Stahlſtich. 64 × 50. 5 M. = 7,4 cm. 1 : 515000. Stb. B. N 10116 = N 10117. [292

Special Karte von der Landes Grenze zwiſchen den Königreichen Preußen und Polen. F. W. Stechern u. Wiercinſki. f. Hdz. 30 Bl. 150 Ruten = 11,2 cm. Sta. B. Grenzkarten RP 240—269 = RP 289—318 (kop.). [293

Poſt-Charte von Weſt-Preußen, 2. Aufl. C. L. W. P., Verlag Eduard Pelz, Breslau 1832. Stahlſtich. 55 × 46. 10 geogr. M. = 7,2 cm. 1 : 1350000. Stb. B. N 10110. [294

Wandkarte von Oſt- und Weſt-Preußen, Kawerau, 1832, C. G. Herwig, Berlin. f. St. 111 × 88. 1 : 440000. Stb. B. N 4^0 9810. [295

Karte vom Preußiſchen Staate und den angränzenden Ländern öſtlich von Berlin. F. B. Engelhardt, 1833, 2. Ausg. 1843: Ber. 1847—1869, 1882. J. C. Richter, Berlin, bei Simon Schropp u. Comp. f. Kpf. 1 Überſichtbl. 18 × 25. 23 Bl. 77 × 54. 6 pr. M. = 15, 8 cm. 1 : 325000. Stb. B. N 9743, vgl. 8^0 9745 = 8^0 9747, vgl. N 680. [296

Die preußiſchen Provinzen Preußen und Poſen, dabei Überſicht des preußiſchen Staates, auch Umgebung von Königsberg und Danzig. 1819 von Stieler entw., gez. Joh. Carl Ausfeld, 1833. f. Kpf. 43 × 35. 15 geogr. M. = 6 cm. 1:1850000. Stb. B. N 9800, vgl. N 9798. Aus: Stielers Handatlas [397

Der öſtliche Teil des Preußiſchen Staats, das Königreich Polen und die Republik Krakau. J. Blume, C. A. Eyraud, um 1833. St. 37 × 43. 15 geogr. M. = 6 cm. 1 : 1880000. Stb. B. B 1092, 25. In: Atlas über alle Theile der Erde, entw. von J. Blume u. a., Neuhaldensleben. [298

Weichſelſtrom Karte, von der Grenze mit dem Königreich Polen bis Groß-Falkenau und Weißenberg in 12 Sektionen. vor 1833. Hdz. 93 × 53. 500 Ruten = 12,4 cm. 1 : 15000. M. L. 601—612, vgl. 613 bis 620. [299

Karte von den Königl. Preußiſchen Provinzen Preußen und Poſen nebſt dem Kaiſerl. Ruſſiſchen Königreiche Polen und dem Gebiete der freien Stadt Krakau. C. F. Weiland, J. Mädel, Weimar 1835. f. Kpf. 56 × 65. 1 : 1370000. Stb. B. N 9820 = N 9821 (1840) = N 9822 (1848) = B 1133, 14. [300

Die Kreiſe des Regierungs-Bezirks Marienwerder, um 1835. Lith. 13 Bl. 60 × 47. 2 M. = 9,6 cm. Sta. B. Allg. Kartenſammlung, Rep. VIII, 21 a—n = Rep. VIII, 144. [301

Die Kreiſe des Regierungsbezirkes Gumbinnen. F. A. v. Witzleben, 1836—1838. Lith. 1 : 150000. 16 Bl. Sta. K. D 150—165, vgl. K 84—98, 2. T. [302

Provinz Oſtpreußen. Renner, 1836. Kleinknecht in der Schweinfurter Geogr. Gravieranſtalt des Bibliogr. Inſtituts zu Hildburghauſen. f. Stahlſtich. 28 × 31. 7 georgr. M. = 3,5 cm. 1 : 1500000. Stb. B. N 10290, vgl. 10121 aus: Provinz-Atlas v. Preußen, II. [303

Wand Karte des Alten Preußens zum Schulgebrauche unter Aufſicht des Pfarrer Ohlert, gez. Lehrer Engler nach der unter dem Titel Burgen-Karte von Preußen zur Zeit des Deutſchen Ordens der „Geſchichte Preußens" von Prof. J. Voigt beigefügten Karte. Verlag u. Lith. C. J. Dalkowſki, Königsberg 1837. f. St. 113 × 105. 10 pr. M. = 21,7 cm. 1 : 400000. Stb. B. U 17384. [304

Die Provinz Oſt-Preußen in ihrer reinen Begrenzung und der Beſchaffenheit ihrer Bodenfläche, 1838. Verlag J. C. Müllerſche Buchhandlung, Erfurt. f. St. 39 × 48. 1 : 800000. Stb. B. N 10304 = Nr. 10306 (1845). [305

Karte von der Landes-Grenze zwiſchen den beiden Königreichen Preußen u. Polen, von dem Zuſammenſchluß des Vincenta- u. Piſſa-Fluſſes bis zur Schwedenſchanze, bei dem Gute Gr. Lentzk an der Grenze von Weſtpreußen. Guſtav Weiß u. Stefan Linder, 1838/39. f. Hdz. 43 Bl. Sektionen. 83 × 57. 1 : 5000. Sta. B. Grenzkarten RP 328—371 = RP 372—396. [306

Beiträge zur Kenntniß der beſtehenden Gerichts-Verfaſſung und der neueſten Reſultate der Juſtiz-Verwaltung in dem preußiſchem Staate. Mit Benutzung der Akten des Königl. Juſtiz-Miniſteriums, hrsg. v. Starke. 3. Theil: Der Preußiſche Staat nach Juſtiz-Verwaltungs-Bezirken, in Karten und ſtatiſtiſchen, ſowohl die allgemeine Verwaltung, als insbeſondere die Juſtiz-Verwaltung betreffenden Überſichten, nach amtlichen Quellen dargeſtellt von W. F. C. Starke, gez. Nowack, geſt. H. Mahlmann, Verlag Carl Heymann, Berlin 1839. f. Stahlſtich. 50 × 38. Provinz Preußen auf Bl. 2. 1 : 1200000. Stb. B. N qu. 2^0 2040 = N qu. 2^0 2040a. [307

Die Provinz Weſtpreußen in ihrer reinen Begrenzung und der Beſchaffenheit ihrer Bodenfläche. Auguſt Kneiſel, Leipzig 1839. St 48 × 39. 10 geogr. M. = 9,3 cm. 1:800000. Stb. B. N 10129 = N 10131 (1845). [308

Preußens See-Atlas, Küſtenkarte, hrsg. Miniſterium des Handels, geſt. Heinrich Broſe, Schrift Jäck, Situation Ehricht, 1840/41. Kpf. 65 × 90. 1 : 100000. Sta. D. X 186, Sect. IV Bl. 1 u. 2. von Stolpmünde bis Großendorf. [309

Gewäſſer und Höhen-Carte von Preußen und Litthauen und einem Theile der angrenzenden Länder. J. C. Wutzke, 1841 Berlin, G. Reimer, 1842. Kpf. 48 × 45. 15 pr. M. = 10,2 cm. 1 : 1000000. Stb. B. N 9972. Aus: Crelles Journal für die Baukunſt, Bd. 17. [310

General-Karte von der Forſtinſpektion Marienwerder, Regierungs-Bezirkes Marienwerder. Demmler 1842. f. Hdz. 2 Bl. 100 × 65. 1 M. = 7,6 cm. Sta. B., Forſtkarten. [311

Weſt-Preußen, Druck u. Verlag C. Flemming, Glogau 1844. f. St. 45 × 36. 9 dt. M. = 7,1 cm. 1 : 935000. Stb. B. B 1400, 23 = N 130 nr 3 (F. Handtke, 1846) = B 1403 nr 25 (5. Aufl. H. Berghaus, 1859). Aus: K. Sohr, Vollſtändiger Hand-Atlas. [312

Oſt-Preußen, gez. Handtke, Druck u. Verlag C. Flemming, Glogau, 1844. f. St. 36 × 45. 9 dt. M. = 7,05 cm. 1 : 935000. Stb. B. B 1400, 22 = N 130, 2 (hrsg. Handtke, 1846) = B 1403, 24 (5. Aufl., hrsg. H. Berghaus, geſt. F. Eitner, 1859). Aus: K. Sohr, Vollſtändiger Handatlas. [313

Preußen, Poſen, Polen und Krakau, 1844. f. St. 36 × 45. 15 geogr. M. = 5,4 cm. 1 : 2000000. Stb. B. B 1400, 39. In: Vollſtändiger Handatlas der neuen Erdbeſchreibung über alle Theile der Erde, hrsg. Dr. Karl Sohr (Glogau 1844). [314

Poſt-Karte von dem Preußiſchen Staate und den angränzenden Ländern. Arends, geſt. F. W. Kliewer, gedr. von Hampe, Berlin 1845. f. Kpf. 51 × 45. Preußenland auf Bl. 3, 6. 1 : 800000. Stb. B. N 8° 1570 = N 1572 (1849) = N 1573 (1852) = N fol. 1574 (1852), vgl. N fol. 1576ff. [315

Karte der Provinzen Oſt- u. Weſtpreußen, gez. E. G. J. Waldhauer, Pr. Eylau, rev. A. E. Preuß u. A. v. Oſtrowſki, Königsberg i. Pr., um 1845. J. H. Bon's Buchhandlung, Lith. Anſt. Delius, Berlin. St. 59 × 85. 1 : 665000. Stb. D. K IV 93. Stb. B. N 9850. [316

Die nicht zum deutſchen Bunde gehörigen öſtlichen Provinzen des Preußiſchen Staates. Lith. u. gedr. geogr. lith. Inſtitut Albrecht Platt, Magedeburg 1845. f. St. 44 × 54. 1 : 1200000. Stb. B. B 1326, 21. In: Großer phyſiſch-politiſcher Atlas der Erde . . . entw. und gez. von Albrecht Platt. [317

Reviſion der Schrötterſchen Karte in dem Gebiet zwiſchen Angerburg und Johannisburg. gez. Roſenberg I, v. Waſielewſki, v. Axleben, v. Skopnick II, v. Tiedemann, Schultz I, 1845. f. Hdz. 1 Überſichtsbl., 8 Bl. 1 : 50000. Stb. B. N 1020/2, vgl. N 1020 u. N 2° 1020/1. [318

Oſtpreußen oder die Regierungs Bezirke Königsberg und Gumbinnen, entw. Dr. F. W. Streit, Karl Weſthoff, Verlag Natorf u. Co., Berlin (1845). f. Kpf. 32 × 47. 1 : 1200000. Stb. B. N 10310 = F 1250 Nr. 30. [319

Specialkarte vom Regierungs-Bezirk Gumbinnen. F. Böhm, 1846 (1. Ausg. 1840). St. 47 × 76. 1 : 500000. Sta. K. B 172 = B 171. [320

Die Kreiſe des Regierungsbezirks Königsberg, 1846. Gebr. Schambergs Lith. Anſtalt, Königsberg M. 19. Jh. St. 18 Bl. 42 × 35. 1 : 150000. Sta. K. K 45—62, Sta. D. X 139—145. [321

Diözeſan-Atlas des Preußiſchen Staates, hrsg. C. R. Wolff, Verlag Simon Schropp u. Comp., Berlin 1846. f. St. 72 × 55. Preußenland auf Bl. 1, 5, 15—21. 1 : 400000. Stb. B. N 1820. [322

Eiſenbahn von Berlin nach Königsberg. Verſchiedene Linien zwiſchen Dirſchau, Elbing u. Königsberg. F. B. Engelhardt, J. C. Richter, 1846? Kpf. 55 × 50. 6 pr. M. = 13, 1 cm. Sta. B. Heeresarchiv, Mappe 49 Nr. 23a. [323

Weſtpreußen und Poſen in ihren Beziehungen zur Anklageſchrift des Staatsanwalts, und das Alte Polen in den Grenzen von 1772 nebſt L. v. Mieroſlawſkis Operationsplan, bearb. R. v. Wedell, Berlin, Geogr.-lith. Anſtalt v. H. Mahlmann, Verlag Gebr. Scherk, Poſen 1847. St. 41 × 52. 1 : 1600000. Stb. B. N 10150, zum polniſchen Aufſtand 1830/31. [324

Karte der Diözeſe von Kulm, gez. Pawlowſki, Lith. Inſt. A. Rahnke, Elbing 1848. Lith. 69 × 92. 4 pr. M. = 10,5 cm. Sta. D. X 48. [325

7. Karten aus den Jahren 1849—1888

Spezial-Karte von dem Departement des Königl. Appellationsgerichts zu Marienwerder nach der neuen Juſtiz Organiſation vom 2. Januar 1849 mit Benutzung amtlicher Materialien. Berthold Brunckow, Lith. Atelier C. Monecke, M. 19. Jh. St. 61 × 70. 7 pr. M. = 12,3 cm. Sta. D. X 54. [326

Situations Plan der im Regierungs Bezirk Gumbinnen belegenen Königlichen Forſten und der zu ſolchen gehörigen Ober u. Unter Forſt Bedienten Wohnungen. Brix, M. 19 Jh. f. Hdz. 100 × 164. 3 M. = 15 cm. Sta. B. Forſtkarten, Reg. Bez. Gumbinnen, 1. Generalkarte, Tit. V, II. [327

Generalforſtkarte d. Reg. Bez. Gumbinnen, M. 19. Jh. f. Hdz. 4 Bl. 3000 rh. Ruten = 22,5 cm. Sta. B. Forſtkarten, Reg. Bez. Gumbinnen, Generalia, XXVIa. [328

Karte d. Reg. Bez. Gumbinnen, M. 19. Jh. St. 140 × 70. 1 : 300000. Sta. B. Rep. VIII, 155 [329

Provinz Preußen. F. Handtke, 1850, geſt. H. Weber, H. Kunſch, H. Müller. f. St. 6 Teile. 1 geogr. M. = 37,5 cm. Sta. B. Rep. VIII, 127 a—e. [330

Weſtpreußen. F. Handtke. Lith. Druck u. Verlag C. Flemming, Glogau 1852. St. 71 × 61. 1 : 466200. Sta. B. Rep. VIII, 150. Stb. B. N 10160 = N 10162 (1887). Stb. D. Oc 262—263. Zahlreiche weitere Auflagen 1 : 472000; Stb. B. B 2545 (40. Aufl. 1921). [331

Oſtpreußen. F. Handtke, Verlag C. Flemming, Glogau 1854. f. St. 52 × 70. 1 : 475000. Stb. B. N 10320, Sta. B. Rep. VIII, 149. Stb. D. Ob 220—221. Zahlreiche weitere Auflagen (39. Aufl. 1921). [332

Oſt-Preußen. Entw. Dr. Heinrich Berghaus, gez. Th. Schilling, geſt. C. Stier, Verlag Perthes, Gotha 1857. f. St. 39 × 47. 1 : 900000. Stb. B. N 10330 = 134. [333

Atlas zur hiſtoriſch-komparativen Geographie von Preußen. Max Toeppen, Verlag Juſtus Perthes, Gotha 1858. Lith. 6 Bl. Maßſtab verſchieden. Sta. D. X 5. [334

Karte vom Preußiſchen Staate mit beſonderer Berückſichtigung der Communicationen nach amtlichen Quellen, vom techniſchen Eiſenbahn-Büreau des Miniſteriums für Handel. Stich u. Druck d. Lith. Anſt. v. Leopold Kraatz, bei Dietrich Reimer, Berlin 1859. f. St. 65 × 59. Bl. 3, 4, 8. 1 : 600000. Stb. B. N fol. 1624 = und weitere Auflagen (1860—1876). [335

Hiſtoriſch-geographiſche Karte vom Alten Preußen während der Herrſchaft des deutſchen Ritterordens. J. R. Pawlowſki. Lith. Anſt. A. de Payrebrune, Danzig um 1860. 4. Aufl. Graudenz 1890. f. St. 34 × 27. 10 geogr. M. = 3,9 cm. 1 : 1930000. Stb. B. U 17409 = Sta. B. Rep. VIII, 126, Stb. D. Oa 303^4. [336

Hippologiſche Karte von Preußen. Hauptmann C. Graefé. Geſt. C. Birk, Verlag S. Schropp, Berlin 1860. f. Hdz. 81 × 67. 1 :1600000. Stb. B. N 1960. Darſtellung der auf 1 Quadratmeile vorhandenen Pferde im Geſamtſtaat: Geſtüte, Remonten-Depots, Beſchäl-Stationen, Trainir-Anſtalten. [337

Chauſſée-Überſichts-Karte des Regierungsbezirks Marienwerder. Lith. Anſt. Leopold Kraatz, Berlin 1861. St. 43 × 67. 10 M. = 17,1 cm. Sta. D. X 52. [338

Sprachkarte vom Preußiſchen Staate (nördl. u. ſüdl. Hälfte) nach den Zählungs-Aufnahmen vom Jahre 1861. Richard Boeckh. Lith. Anſtalt Leopold Kraatz, Berlin 1861. f. St. 2 Bl. 65 × 77. Sta. D. X 161. [339

Die Preußiſchen Provinzen Preußen und Poſen. C. Vogel, Juſtus Perthes, Gotha 1861. f. Kpf. 47 × 39. 1 : 1850000. Stb. B. N 9860 = N 9863 (1865) = B 954, 21. Aus: Stielers Handatlas. [340

Karte des Deutſchen Reichs. Provinzen Oſt- u. Weſtpreußen. Hrsg. Kartogr. Abteilung der Kgl. Preuß. Landesaufnahme 1861—1919. St. 116 Bl. 40 × 47. 1 : 100000. Stb. D. K IV, 82. Sta. D. X 78. [341

Poſt- und Eiſenbahn-Karte von dem Preußiſchen Staate und den angränzenden Ländern, Coursbureau des Kgl. Preuß. General-Poſtamtes, gez. Arends, geſt. F. W. Kliewer, gedr. Hampe, Berlin 1862. f. Stahlſtich. 69 × 51. Bl. 3, 5, 6. 1 : 800000. Stb. B. N fol. 1576 = N fol. 1578 (1865) = N fol. 1582 (1870), vgl. N 8^0 1570. [342

Karte der Weichſel-Nogat Niederung, Ferdinand Maull, Berlin 1862. St. 65 × 83. 1 : 100000. Sta. D. X 183. [343

Sprachkarte vom Preußiſchen Staat, nördl. Hälfte, nach den Zählungsaufnahmen vom Jahre 1861. b. Richardt Boeckh, Lith. Anſt., Leopold Kraatz, Berlin 1864. f. St. 75 × 65. 1 : 600000. Stb. B. W 25410. [344

Weſt-Preußen. Entw. Dr. Heinrich Berghaus, gez. Theodor Schilling, geſt. W. Alt, Verlag Perthes, Gotha 1864. Kpf. 46 × 39. 1 : 900000. Stb. B. N 10170. [345

Kreiskarten der Provinzen Oſt- u. Weſtpreußen. F. Handtke, Verlag C. Flemming, Glogau. f. St. 61 Bl. 36 × 45. 1 geogr. M. = 3,6 cm. Sta. B. Rep. VIII, 139. Stb. B. N qu. fol. 9870 [346

Überſichts-Karte der Normal-Verbindungen der Preußiſchen Telegraphen-Leitungen, entw. und gez. im techniſchen Büreau der Königlichen Telegraphendirektion, rev. 1866, Lith. Inſt. Berlin. f. St. Bl. 2. 89 × 57. 1 : 750000. Stb. B. N 1595. [347

Die preußiſchen Provinzen Preußen und Poſen und das Königreich Polen. b. C. Gräf, gez. A. Müller, Dellinger, Haubold ſen, Geogr. Inſt., Weimar 1868. f. Kpf. 65 = 57. 1 : 1200000. Stb. B. N 9875. [348

Wandkarte der Provinz Preußen. E. Leeder, Verlag G. D. Baedeker, Eſſen um 1876, Geogr. Inſt. v. Wagner. St. 6 Bl. 60 × 70. 1 : 300000. Stb. B. N 9880. [349

Höhenſchichten-Karte der Provinz Preußen nach den Meſſungen des königl. Generalſtabes der königl. Landestriangulation und einzelnen anderen Quellen. Entw. Dr. A. Jentzſch, 1876. Druck A. Wilutzki. f. St. 38 × 25. 1 : 1850000. Stb. B. N 4^0 9985. Höhenſchichten in 7 verſchiedenen Stufen. Aus: Schriften d. Königl. Phyſ.-ökonom. Geſellſch. zu Königsberg i. Pr., Jg. 17, 1876. [350

Karte von den Eiſenbahnen und Chauſſéen in der Provinz Preußen. gez. P. Reuther. Für die Mitglieder des Provinziallandtages zuſammengeſtellt durch G. Krah, 1876. St. 72×92. 1:600000. Stb. D. Oa 300. [351

Karte der Provinz Preußen. gez. F. B. Engelhardt, Simon Schroppſche Hof-Landkartenhandlung, Berlin vor 1878. St. 64 × 81. 1 : 600000. Sta. D. X 23. Stb. D. Oa 297. [352

Geologiſche Karte der Provinz Preußen. Aufg. Dr. G. Berendt, Dr. A. Jentzſch, R. Klebs, 1878/79. Nachträge 1888. Lith. Inſt. Berlin, Verlag S. Schropp. f. St. Sekt. 2—9, 12—17, 20—22. 68 × 50. 1 : 100000. Stb. B. Wi 6030. [355

Karte der Provinz Oſt-Preußen nebſt den angrenzenden Ländertheilen. W. Liebenow, Lith. Anſt. Leop. Kraatz, Berlin, Verlag Herm. Oppermann, Hannover um 1880. f. St. 95 × 115. 1 : 300000. Stb. B. N 8^0 10336 = N 8^0 10357 (Verlag Ravenſtein, Frankf. a. M. 1902) = N 8^0 10357^2 (1905). [354

Verkehrskarten der Provinzen Oſt- und Weſt-Preußen, Pommern und Poſen nebſt einem Verzeichnis, enthaltend ſämtliche Poſtorte und wichtigſte Angaben über dieſelben, ſoweit ſolche nicht durch Zeichen auf der Karte dargeſtellt ſind. b. E. Lehmann, Lith. Inſtitut, Berlin 1880. St. 71 × 59. 1 : 1000000. Stb. B. N 8^0 9889 = N 8^0 9890 (1889). [355

Eiſenbahn- und Telegraphen-Karte der Preußiſch-Ruſſiſchen Grenz-Diſtrikte. Kartogr. Abt. d. Generalſtabes, 1880. St. 110 × 136. 1 : 600000. Stb. B. N 1640. [356

Überſichtskarten der vom 1. April 1880 ab feſtgeſetzten Eiſenbahn-Direktions- u. Betriebs-Amts-Bezirke der Staats-Eiſenbahn-Verwaltung. Gez. R. Hemmann, Verlag Moritz Greiner, Nordhauſen 1880. f. St. 35 × 23. Tafel 2: Die Königl. Eiſenbahn-Direktion zu Bromberg. Stb. B. N 4^0 1643. [357

Bezirke der Kaiſerl. Ober-Poſtdirektionen in Bromberg, Danzig, Gumbinnen u. Königsberg i. Pr. Lith. Inſt., Berlin 1881. St. 45 × 63. 1 : 800000. Stb. D. K. IV, 105. [358

Karte über die Vertheilung der höheren Lehranſtalten in Preußen im Jahre 1882. Hrsg. Königl. Preuß. Miniſterium der geiſtlichen pp. Angelegenheiten. Verlag Simon Schropp (J. H. Neumann), Berlin. f. St. Bl. 1. 80 × 60. 1 : 120000. Stb. B. N 1825. [359

Überſichts-Karte der Verwaltungs-Bezirke der Königl. Preuß. Eiſenbahn-Betriebsämter in IX Blättern. b. im kartogr. Büreau des Miniſteriums der öffentlichen Arbeiten, Berlin, 3. Aufl. Berl. Lith. Inſt. 1885. f. St. 75 × 51. 1 : 600000. Stb. B. N 1648 und zahlreiche weitere Auflagen. Preußenland auf Bl. 3, 6. [360

Überſichtskarte der konfeſſionellen Verhältniſſe der Elementarſchulen in den Kreiſen: Kulm, Flatow, Graudenz, Konitz, Dt. Krone, Löbau, Marienwerder, Roſenberg, Schlochau, Schwetz, Tuchel, Strasburg, Stuhm, Thorn. gez. O. Radke, ber. Kapler, Reichsdruckerei, Berlin 1882. f. St. 14 Bl. 46 × 36. 1 : 150000. Sta. D. X 18, Stb. B. N 12412. [361

Überſichtskarte der konfeſſionellen Verhältniſſe der Elementarſchulen des Regierungsbezirks Danzig. Reichsdruckerei, Berlin 1885. f. St. 35 × 43. 1 : 400000. Sta. D. X 57. [362

Provinz Weſtpreußen. Wagner u. Debes, Leipzig um 1885. f. St. 22 × 26. 1 : 1350000. Stb. D. K IV, 22. [363

Karte der Kirchenprovinz Weſtpreußen. Lehmann, 1887. Lith. 69 × 54. Sta. K. C 288. [364

Karte der Provinz Weſtpreußen. E. Kühn, 1887. St. 67 × 53. 1 : 500000. Stb. B. N 10171. Sta. B. Rep. VIII, 156. Vgl. Sitz.-Ber. des Abgeordnetenhauſes, 1887. [365

Überſichtskarte von den Waldungen Preußens unter Zugrundelegung der von dem Kartogr. Büreau im Königl. Miniſterium der öffentl. Arbeiten 1876 herausgegebenen, im Eiſenbahn- und Wegenetz auf die Gegenwart vervollſtändigten Verkehrskarte, hergeſtellt von dem Forſteinrichtungs-Büreau im Königl. M. L., Domänen u. Forſten. Geogr.-lith. Anſt. E. L. Keller, Berlin. Verlag Julius Springer, Berlin 1887. f. St. 75 × 60. Bl. 3, 4. 1 : 600000. Stb. B. N 1986 = N 1986a = N 1990 (1896). [366

8. Karten aus den Jahren 1888—1918

Verkehrskarte der Provinzen Oſt- u. Weſtpreußen, Pommern u. Poſen. E. Lehmann, Verlag, Stich u. Schnellpreſſendruck des Berliner lith. Inſtituts. 1889. St. 57 × 71. 1 : 1000000. Sta. D. X 104. [367

Wandkarte der Provinz Weſtpreußen, mit Berückſichtigung der neuen Kreiseinteilung und des Nebenbahnnetzes. Dr. O. Cunerth. Lith. u. Druck bei Wagner u. Debes. Verlag Eduard Heinrich Mayer, Leipzig 1890. St. 280 × 116. 1 : 200000. Stb. B. N 10172. [368

Hand-Atlas des Preußiſchen Staats in 39 Bl. F. Handtke. Verlag E. Flemming, Glogau 1890. f. St. 46 × 38. Bl. 12—13. (6 Ktn.) verſch. Maßſtab. Stb. B. N 1305. [369

Weſtpreußen. Verlag H. Wagner u. E. Debes, Leipzig um 1890. f. St. 27 × 38. 1 : 1000000. Stb. D. K IV 21. [370

Schul-Wandkarte von Weſtpreußen. 2. Aufl. J. N. Pawlowſki, geogr. Anſt. Wagner u. Debes. Verlag A. W. Kafemann, Danzig 1891. St. 6 Bl. 54 × 72. 1 : 200000. Stb. B. N 10176^2. [371

Überſichtskarte des Weichſelthales auf Preußiſchem Gebiet, Berlin 1892. f. St. 79 × 104. 1 : 200000. Stb. D. K IV 98. [372

Karte der Thätigkeit der Anſiedlungs-Kommiſſion für die Provinzen Weſtpreußen und Poſen 1886 bis 1899. Paul Langhans auf Vogels Karte des Deutſchen Reichs in 1 : 500000, 2. Aufl. Juſtus Perthes, Gotha 1889. f. St. 45 × 66. 1 : 500000. Stb. B. N 4^0 10025 und weitere Auflagen. Sta. D. X 168. [373

Höhenſchichten-Karte von Oſt- und Weſtpreußen nach den Meſſungen des Generalſtabes entw. R. Jentzſch u. G. Vogel, hrsg. Phyſikal.-ökonom. Geſellſch. Königsberg. Hofſteindruckerei A. Wilutzky, Königsberg 1890—1892. f. St. 46 × 57. 1 : 300000. Stb. B. N 9986. [374

Karten-Skizze von der Provinz Weſtpreußen und dem angrenzenden Theile Hinterpommerns nach W. Liebenow, um 1895. St. 62 × 75. 1 : 300000. Stb. B. N 10177. [375

Confeſſions-Karte von Oſtpreußen, entw. E. Lehmann, Mühlhauſen 1899. St. H. Schwarz, Königsberg. Verlag Gräfe u. Unzer, Königsberg. St. 36 × 44. 1 : 1000000. Stb. B. N 10350. [376

Memel-, Pregel- und Weichſelſtrom, ihre Stromgebiete und ihre wichtigſten Nebenflüſſe. Im Auftrage des preußiſchen Waſſer-Ausſchuſſes, hrsg. H. Keller. Verlag Dietrich Reimer, Berlin 1899. f. St. 46 Ktn. verſch. Maßſtab. Sta. D. X 103. [377

Neue Verkehrskarte der Provinz Oſtpreußen. Druck J. J. Arnd, Geogr. Anſt., Leipzig. Verlag Friedr. Ebbecke, Liſſa 1899. St. 39 × 50. 1 : 600000. Stb. B. L 3267, 2 (4. Aufl.), zahlreiche weitere Aufl., 72. Aufl. 1921. Aus: Dr. W. Koch u. E. Opitz, Eiſenbahn- u. Verkehrs-Atlas. Seit 1914 ausgeführt von Opitz. Verlag O. Eulitz. [378

Neue Verkehrskarte der Provinz Weſtpreußen. Druck J. J. Arnd, geogr. Anſt., Leipzig. Verlag Friedrich Ebbecke, Liſſa 1899. St. 46 × 46. 1 : 600000. Stb. B. L 3267, 3 und zahlreiche weitere Auflagen. Aus: Dr. W. Koch u. E. Opitz, Eiſenbahn- und Verkehrs-Atlas. Die Auflagen ſeit 1920 unter dem Titel: Neue Verkehrskarte der früheren Provinz Weſtpreußen und des Freiſtaates Danzig. Verlag Oskar Eulitz, Stolp (Pomm.). [379

Wegekarte des Deutſch-Ruſſiſchen Grenzgebiets. Kartogr. Abt. der Königl. Preuß. Landes-Aufnahme. 1899—1903. f. Photolith. 48 × 41. 1 : 500000. Stb. B. L 7410. [380

Die Provinzen Oſt- u. Weſtpreußen. E. Vogel, 19. Jh. Juſtus Perthes, Gotha. Geſt. E. Kraatz u. A. Hanemann. Kpf. 24 × 32. 1 : 1850000. Sta. D. X 66. Aus: Atlas der deutſchen Bundesſtaaten. [381

Karte des unteren Weichſellaufes auf preußiſchem Gebiet. Berliner geogr. Inſtitut. Gottfried Münchelberg, Berlin. E. 19. Jh. St. 39 × 103. 1 : 200000. Sta. D. X 235. [382

Überſichtskarte von den Waldungen, Domänen u. Anſiedlungsgütern des Reg.-Bez. Danzig, um 1900. St. 180 × 180. 1 : 100000. Sta. B. Forſtkarten, Reg.-Bez. Danzig, Generalia, S. 63 F. 5. [383

Verkehrs-, Rad- und Automobilkarte der Provinz Weſtpreußen. W. Liebenow. Stich u. Druck geogr. Anſt. Ludwig Ravenſtein, Frankfurt a. M. Verlag Georg Boenig, Danzig. f. St. 94 × 75. 1 : 300000. Stb. B. N 8^0 10194. Sta. D. X 201. [384

Neue Verkehrskarte der Provinz Weſtpreußen. Verlag Friedrich Ebbecke, Liſſa. A. 20. Jh. f. St. 46 × 46. 1 : 600000. Sta. D. X 4. [385

Chauſſee-Karte der Provinz Oſtpreußen. b. Oskar Naujack, Königsberg 1900. 3. Aufl. St. 64 × 72. 1 : 450000. Stb. B. N 10340^3. [383

Regenkarte der Provinz Oſtpreußen. gez. G. Hellmann, Lith. u. Druck Dietrich Reimer, Berlin 1900. f. St. 82 × 26. 1 : 1400000 für die Jahreskarte, 1 : 2800000 für die Monatskarten. Stb. B. W 8^0 1885 = W 4^0 1885^2 (1911). In: Veröffentl. des Königl. Preuß. Meteorologiſchen Inſtituts N 235. [387

Karte von Oſtpreußen. Unter Mitwirkung von Dr. Franz Zühlke, Dr. Alois Bludau und Dr. Albert Zweck. gez. Georg Sicker. Verlag Hobbing und Bühle, Stuttgart 1901. f. St. 4 Bl. 55 × 72. 1 : 300000. Stb. B. N 10354 = 10354a. [388

Fiſchereikarte der Provinz Weſtpreußen, hrsg. Weſtpr. Fiſchereiverein Danzig. Bogdan Giſevius, Berlin 1901. f. St. 75 × 91. 1 : 400000. Sta. D. X 155. Stb. B. N 10030. [389

Special-Karte der Provinz Weſt-Preußen mit angrenzenden Ländertheilen. W. Liebenow, Ludwig Ravenſtein Verlag, Frankfurt a. M. 1901. f. St. 93 × 77. 1 : 300000. Stb. B. N 8^0 10179. [390

Specialkarte des Regierungsbezirks Danzig. W. Liebenow. Verlag Ludwig Ravenſtein, Frankf. a. M. 1903. f. St. 51 × 53. 1 : 300000. Stb. D. Z IV 464. Sta. D. X 98. Sta. B. Rep. VIII 151. [391

Specialkarte vom Regierungsbezirk Marienwerder nebſt angrenzenden Ländertheilen. W. Liebenow, Verlag Ludwig Ravenſtein, Frankfurt a. M. f. St. 93 × 52. 1 : 300000. Sta. B. Rep. VIII, 152. [392

Karte der Provinz Weſt-Preußen nebſt den angrenzenden Ländertheilen als beſonderer Abdruck aus der Karte von Mittel-Europa. W. Liebenow. o. J. St. Lith. Anſt. Leop. Kraatz, Berlin. Verlag Oppermann, Hannover. f. Lith. 97 × 107. 1 : 300000. Sta. B. Rep. VIII, 132. [393

Karte der Provinz Oſt-Preußen nebſt den angrenzenden Ländertheilen als beſonderer Abdruck aus der Karte von Mittel-Europa. W. Liebenow. Lith. Anſt. Leopold Kraatz, Berlin. Verlag Herm. Oppermann, Hannover. f. St. 100 × 124. 1 : 300000. Sta. B. Rep. VIII, 142. [394

Provinz Oſtpreußen. Heimatkarte zum Volksſchulatlas (11. Aufl.). Dr Max Eckert. Geogr. Anſt. Graupner u. Körner, Leipzig. Verlag Hermann Schroedel, Halle a. d. S. 1903. f. St. 29 × 36. 1 : 1000000. Stb. B. N 10344^{11} = 10173^{11}. [395

Danziger Bucht, Bezirk Danzig. H. Habenicht, Juſtus Perthes 1904. f. St. 38 × 44. 1 : 500000. Stb. D. Z I 466. [396

Karte der öffentlichen höheren Lehranſtalten im Königreich Preußen und Fürſtentum Waldeck. Entw. M. Killmann, Dr. Reimer, Berlin 1904. f. St. 112 × 80 Bl. 1. 1 : 750000. Stb B. N 1829. [397

Provinz Weſtpreußen (politiſch und phyſikaliſch). H. Lange, Druck u. Verlag Georg Weſtermann Braunſchweig, um 1905. f. St. 30 × 36. 1 : 1000000. Stb. D. K IV 133 = 134. Aus: H. Lange: Volksſchul-Atlas. [398

Karte zur Heimatkunde der Provinz Oſtpreußen (phyſikaliſch u. politiſch). E. Diercke. Verlag Georg Weſtermann, Braunſchweig um 1905. f. Lith. 30 × 37. 1 : 1000000. Stb. D. K IV 137. [399

Handkarte der Provinz Weſtpreußen, entw. u. gez. Paul Behrend. Verlag A. W. Kafemann, Danzig 1906. f. St. 28 × 36. 1 : 1000000. Stb. D. Oc 278. Stb. B. N 8° 10181. Sta. D. X 198. [400

KAPTA BOCTOYHOH *П* PYCCICH. Karta Vostočnoj Prussii 1906. f. St. 2 Bl. 70 × 40. 1 : 500000. Stb. B. N 10355. [401

Überſichtskarte der Königlich Preußiſchen Staatsforſten im Regierungsbezirk Marienwerder. Forſteinrichtungsbüro, 1907. f. Lith. 184 × 110. 1 : 200000. Sta. B. Forſtkarte, Reg-Bez. Marienwerder, S. 95. [402

Nationalitäten-Karte der Provinz Oſtpreußen. Paul Langhans. Juſtus Perthes, Gotha 1907. f. St. 59 × 75. 1 : 500000. Stb. B. W. 4° 25442. Die Gemeindeeinheiten nach der Mutterſprache am 1. Dez. 1900. Auf: Vogels Karte des Deutſchen Reiches. [403

Vorgeſchichtliche Überſichtskarte von Oſtpreußen. Emil Hollack 1908. Verlag Carl Flemming 1908 St. 85 × 112. 1 : 300000. Sta. D. X 109. [404.

Mittelbachs neueſte Specialkarte der Prov. Weſtpreußen zum Hand- u. Bureaugebrauch. Zeichnung, Photolith. u. Druck d. graph. Kunſtanſtalt Globus, Dresden-Kötzſchenbroda. Verlag Mittelbach, Leipzig 1909. f. Photolithographie. 104 × 80. 1 : 300000. Stb. B. N 8° 10185. [405

Mittelbachs Neueſte Specialkarte der Prov. Oſtpreußen zum Hand- und Kontorgebrauch. Zeichnung, Lithographie u. Druck d. graph. Kunſtanſtalt Globus, Dresden-Kötzſchenbroda. Verlag Mittelbach, Leipzig 1909. f. St. 85 × 109. 1 : 300000. Stb. B. N 8° 10361 = N 8° 10362 (1915). [406

Nationalitätenkarte der öſtlichen Provinzen des Deutſchen Reiches nach den Ergebniſſen der amtl. Volkszählung vom Jahre 1910. Jacob Spett. f. St. 110 × 85. 1 : 500000. Stb. B. W 25434. Auf: Vogels Karte d. Deutſchen Reiches. [407

Sprachkarten über die polniſch oder kaſſubiſch als Mutterſprache ſprechende Bevölkerung in den Kreiſen der Provinzen Weſtpreußen, Poſen u. Oppeln nach den Ergebniſſen der Volkszählung von 1910. b. Preuß. Statiſt. Landesamt 1910. Berliner Lithogr. Inſtitut, Berlin. St. 12 Bl. 35 × 43. 1 : 1500000. Sta. D. X 223a. [408

Karte für das Kaiſermanöver in Oſt- u. Weſtpreußen. b. kartogr. Abteilung der Königl. Preuß. Landesaufnahme 1910. St. 75 × 104. 1 : 100000. Sta. D. X 113. [409

Provinz Weſtpreußen. Hummel. Druck Gebr. Liſſel, Leipzig. Verlag Hobbing u. Büchle Stuttgart um 1910, lith. Inſt. Gebr. Melching, Leipzig. f. St. 24 × 28. 1 : 1200000. Stb. D. K IV 135. Aus: Hummel, Schulatlas u. Volksſchulatlas. [410

Neue Verkehrskarte der Provinz Weſtpreußen. E. Opitz, geogr. Anſt., Leipzig. Oskar Eulitz Verlag, Liſſa um 1912. f. St. 43 × 47. 1 : 600000. Stb. B. K IV 128. Aus: Eiſenbahn- u. Verkehrsatlas von Dr. W. Koch u. E. Opitz. [411

Regenkarte der Provinzen Weſtpreußen und Poſen. G. Hellmann. Dietrich Reimer, Berlin 1912 (2. Aufl.). f. St. Jahreskarte 29 × 39. 1 : 1400000. Monatskarten 58 × 26. 1 : 2800000. Stb. B. W 4° 1884^2. In: Veröffentl. d. Königl. Preuß. Meteorol. Inſtituts Nr. 248. [412

Volksdichtekarte von Oſt- und Weſtpreußen. Eugen Dau, Hohenſtein um 1913. f. Hdz. 80 × 64. 1 : 500000. Stb. B. N 10040. Bevölkerungsdichte in den Landkreiſen nach der Volkszählung vom 1. Dez. 1910. [431

5 Profile durch Oſt- und Weſtpreußen vom Turmberg zur Oſtſee (vom Bahnhof Hardenberg nach Sedlinen, von der Friſchen Nehrung nach Stablack Schloßberg, vom Elbinger Bahnhof nach Galtgarben), Eugen Dau um 1913. Hdz. 2 Bl. 33 × 21. 1 : 300000. Stb. B. N 9990. [414

Mittelbachs Automobil- und Radfahrerkarte von Oſtpreußen. Zeichnung, Photolithographie u. Druck der graph. Kunſtanſtalt Globus, Dresden-Kötzſchenbroda. Verlag: Mittelbach, Leipzig 1913. f. Photolithographie. 81 × 71. 1 : 300000. Stb. B. N 8⁰ 10368 = N 8⁰ 10369 (1929). [415

Mittelbachs Automobil- und Radfahrkarte von Weſtpreußen. Zeichnung, Photolithographie u. Druck der graphiſchen Kunſtanſtalt Globus, Dresden-Kötzſchenbroda. Verlag Mittelbach, 1913. f. Photolithographie. 76 × 73. 1 : 300000. Stb. B. N 8⁰ 10195. [416

Schulkarte der Provinz Oſt- u. Weſtpreußen. Hrsg. A. Elwenſpoek u. G. Müller. Druck F. A. Brockhaus, Leipzig. Ed. Peters Verlag Leipzig, 11. Aufl. 1913. f. St. 48 × 37. 1 : 1250000. Stb. B. N 9895¹¹. [417

Karte der Landesgrenze zwiſchen dem Königreiche Preußen und dem Kaiſerreiche Rußland. Bd. 1 von der Oſtſee bis zur Memel, 1891—1893 u. 1905—1907. Bd. 2 von der Memel bis zum Piſſekfluſſe 1908—1912. Druck Bogdan Giſevius, Berlin 1912—1914. f. St. 210 Bl. je 50 × 67. 1 : 5000. Stb. B. L 2⁰ 7415. [418

Oſtpreußen und Litauen. Geogr. Anſtalt Velhagen u. Klaſing, Leipzig. Verlag Fritz Würtz, Berlin 1917. f. St. 54 × 40. 1 : 1000000. Stb. B. N 10377. [419

Das Gebiet des Deutſchen Ordens im Preußenlande und Baltenlande 1918. f. St. 54 × 53. 1 : 2750000. Stb. B. U S 17428. Auf: Überſichtsblatt zu der Karte des weſtl. Rußlands. Bearb. von der Kartogr. Abt. der Königl. Preuß. Landesaufnahme. [420

Oſtpreußen, Wagner u. Debes, Leipzig 1918. f. St. 27 × 37. 1 : 1000000. Stb. B. N 10380. [421

Weſtpreußen, Wagner u. Debes, Leipzig 1918. St. 37 × 27. 1 : 1000000. Stb. B. N 10199. [422

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dozent Dr. E. Meynen, Berlin NW 7, Friedrichſtraße 129. — Mitarbeiter der Schriftleitung: Dr. Marg. Klante, Berlin. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig C 1, Königſtraße 2. — Druck A. Heine GmbH. in Gräfenhainichen. — Printed in Germany.

Öſterreichs Weg zum Großdeutſchen Reich

Von Otto Brunner, Wien

Es iſt das Verhängnis der harten und bitteren Geſchichte unſeres Volkes, daß es, als das Volk der Mitte Europas von Oſt und Weſt unter Druck ſtehend, keinen einheitlichen Staat auf dem Boden des Reichs errichten konnte. Fürſten und fürſtliche Territorialmächte trugen durch Jahrhunderte Deutſchlands politiſches Geſchick in ihren Händen. Als ſich aber dann in den geiſtigen und politiſchen Erlebniſſen der Deutſchen Bewegung der Goethezeit und der Befreiungskriege Sehnſucht und Wille zu dem einen Reich der Deutſchen formten, das nur vom Volke ſelbſt, nicht mehr von Fürſten, Staaten, Ländern getragen werden ſollte, als ſich der Ruf nach einem „Zwingherrn zur Deutſchheit" erhob, da mußte die bange Frage entſtehen, wo denn die Macht ſei, die dieſe Sehnſucht Wirklichkeit werden laſſen könne. Es konnte nur der Staat ſein, der auf norddeutſchem Boden erſt zum ſtärkſten deutſchen Staat, dann im heroiſchen Ringen des großen Friedrich zur europäiſchen Großmacht emporgewachſen war: Brandenburg-Preußen. Durch Preußen hat Otto von Bismarck das zweite Reich, Kleindeutſchland, geſchaffen. Demgegenüber mußte der altererbte Sonderwille der deutſchen Einzelſtaaten verblaſſen, wollte er nicht zu Separatismus und Hochverrat werden.

Die Deutſchen Öſterreichs aber waren — durch eine harte geſchichtliche Notwendigkeit — von dieſer Entwicklung ausgeſchloſſen. Wer dieſe Tatſache aus der Ferne ins Auge faßt, in dem könnte ſich der Gedanke regen, als ob nun jener einzelſtaatliche Sonderwille, den wir überall auf deutſchem Boden finden, in Öſterreich ganz beſonders ſtark lebendig geweſen wäre. War nicht Öſterreich längſt auf dem Weg zur Loslöſung vom Reich, hat es nicht politiſch und kulturell längſt eine Sonderentwicklung durchgemacht, die es zu einem ſelbſtändigen Staat beſtimmte?

Dagegen ſei geſagt: Das Geſchehen von 1866 iſt von den Deutſchen Öſterreichs nirgends als Glück, ſondern nur als, wenn auch unvermeidliches, Unglück angeſehen worden. Man hat doch das letzte Ringen um die Vorherrſchaft in Deutſchland nicht darum begonnen, um von Deutſchland ſich zu löſen, die Schlacht von Königgrätz zu verlieren.

Der Schöpfer Großdeutſchlands aber, Adolf Hitler, iſt ein Öſterreicher. Sein volkhaftes Denken iſt aufs ſtärkſte mitbeſtimmt durch die politiſche Erfahrung ſeiner Jugend, da er unter den Deutſchen Öſterreichs heranwuchs, denen viel ſtärker als den Deutſchen des Reichs das Volk und nicht allein der Staat Ausgangspunkt ihres politiſchen Denkens war.

Wie aber kam es nun, daß Öſterreich erſt in dieſem Frühjahre 1938 den Weg zum Großdeutſchen Reich fand? Auf dieſe Frage möchte ich heute Antwort geben.

Hier iſt vor allem eins zu ſagen: Die Deutſchöſterreicher haben nie einen deutſchen Einzelſtaat mit partikularem Sonderwillen beſeſſen wie etwa die Bayern, Sachſen, Württemberger, Hannoveraner. Sie lebten in der öſterreichiſchen oder öſterreichiſch-ungariſchen Monarchie, einer eigentümlich lockeren Staatenverbindung. Als dieſe 1918 zerfiel, wurde ihnen von den Gegnern des deutſchen Volkes in den Friedensſchlüſſen von St. Germain und Verſailles ein Staat aufgezwungen, den ſie ſelbſt nicht wollten. Wo lagen alſo die geſchichtlichen Gründe hiefür, daß Deutſchöſterreich an der deutſchen Einigungsbewegung des 19. Jahrhunderts unmittelbar nicht teilnehmen konnte? Sie liegen — ein ſeltſam tragiſches Verhängnis — in der Tatſache beſchloſſen, daß Öſterreich die Hausmacht, die Machtgrundlage des römiſch-deutſchen Kaiſers war, jener Macht, die trotz allem den wankenden Bau des erſten, des alten Reichs zuſammenhielt.

Deutſchöſterreich, ſo wie es heute ins Großdeutſche Reich heimgekehrt iſt, erwuchs aus einer Vielheit von deutſchen Ländern an der Donau und in den Oſtalpen, die durch die Politik eines Fürſtenhauſes, der Habsburger, vom 13. bis zum 15. Jahrhundert verknüpft wurden. Dieſes Fürſtenhaus beſaß aber auch eine Territorialmacht im deutſchen Südweſten, in Schwaben und Elſaß, ſo daß der Machtbereich des Hauſes von den Vogeſen bis zur Ungarngrenze reichte. Noch mehr aber. Das Haus iſt über die Königskrone zu ſeinem Beſitz im Südoſten gekommen. Wenn es nun wie alle Fürſten auch eine Mehrung ſeiner Herrſchaft erſtrebte, ſo ſtand ihm doch als oberſtes Ziel Erwerbung und Erhaltung der Krone des Reichs vor Augen. Damit treten die öſterreichiſchen Länder in den Dienſt von Zielen, die man dynaſtiſch nennen mag, die aber keineswegs immer mit den Sonderintereſſen dieſer Länder ſelbſt in Eins fielen. In der Tendenz, die eigene Macht im Reich zu ſtärken, griff nun das Haus auch über den engeren Bereich hinaus, in das dem Reich loſe verbundene Böhmen, ja nach Ungarn. In dieſer Politik war freilich ein Geſchlecht erfolgreicher, das in Böhmen, dem mächtigen Keſſel, der Zitadelle Mitteleuropas ſaß, und von hier nach allen Seiten ausgriff, die Luxemburger. Erſt als Erben der Luxemburger ſind die Habsburger wieder in dieſen Raum gekommen. Aber in dem chaotiſchen Ringen des 15. Jahrhunderts erwies es ſich, daß eine deutſche Macht nur dann im öſtlichen Mitteleuropa mit Erfolg eingreifen konnte, wenn ſie auf deutſchem Boden feſt verwurzelt war. Es war das Werk Kaiſer Maximilians I., dieſe deutſche Stellung des Hauſes wiederherzuſtellen. Doch waren dieſer Politik im Reich ſelbſt angeſichts ſeiner politiſchen Zerſplitterung Grenzen geſetzt. In der großen Reichsreform des Kaiſers mußte der neuen Lage Rechnung getragen werden: Fortan ſtanden ſich Kaiſer und Reich, der Kaiſer und ſeine Erbländer und das Reich als die Geſamtheit der Reichsſtände gegenüber. Nur wenn Kaiſer und Reich zuſammenwirkten, konnte fortan von einer deutſchen Politik geſprochen werden. Kaiſerliche Politik an ſich ſollte gewiß auch das Reichsintereſſe wahren und hat es auch getan. Aber dieſe kaiſerliche Politik war dabei auf die Machtmittel der eigenen Erbländer angewieſen und durch deren politiſche Intereſſen mitbeſtimmt. Politiſch konnten ſo ſehr leicht der Kaiſer mit ſeinen öſterreichiſchen Erbländern dem Reich, der Geſamtheit der Reichsſtände oder mächtigen Gruppen unter ihnen, gegenüberſtehen.

Dieſe Gefahr wird noch durch zwei Momente verſtärkt. Der Kaiſer war der Idee nach der Römiſche Kaiſer, der Vogt der Kirche und Schützer der Chriſtenheit. In einer Welt aufkommender Nationalſtaaten war der Kaiſer Träger einer univerſalen Idee, zudem an die alte Kirche gebunden und dadurch im Ringen der Konfeſſionen Partei. Zu voller Geltung aber kam dieſe Tatſache durch das Abgleiten des Hauſes aus einer zentral deutſchen in eine europäiſche Stellung, durch den Aufſtieg zur europäiſchen Großmacht in der Erwerbung Burgunds, dann der ſpaniſchen Kronen und ihrer Nebenländer. So erſteht um 1500 eine dynaſtiſche Staatenverbindung, die Casa de Austria, das Haus Öſterreich, in ihrem Weſen am ſtärkſten durch die Geſtalt Kaiſer Karls V. repräſentiert. Auch dann, als römiſches Kaiſertum und öſterreichiſche Erbländer an die deutſche Linie des Hauſes kamen, bildete dieſe doch bis um 1700 mit der ſpaniſchen Linie eine die europäiſche Politik überſchattende Einheit. So ſind die deutſchöſterreichiſchen Länder hineingezogen in eine römiſch-kaiſerliche und europäiſche Politik, die mindeſtens nicht nur deutſch war und ſein konnte. Da dieſe öſterreichiſchen Erbländer doch in der Hauptſache geſchloſſen in der Südoſtecke des Reichs, an deſſen Grenze lagen, ſo erhob ſich die bange Frage: würden ſie ſich nicht überhaupt von ihm loslöſen?

Nun gerade aus dieſer Grenzlage erwuchs die engſte Bindung an das Reich, erſtanden Aufgaben, deren Bewältigung dieſen deutſchen Ländern im Südoſten, dem Hauſe Öſterreich, dem ganzen Reich und ſchließlich Europa in gleicher Weiſe zugute kam: die Abwehr des großen osmaniſchen Einbruchs vom Balkan her. Dieſer Kampf iſt durch Jahrhunderte zuerſt mit den Mitteln der deutſch-öſterreichiſchen Länder geführt worden, die hier Außerordentliches geleiſtet haben. Dieſe öſterreichiſchen Länder aber, die, wie ſie ſagten, „am Hofzaun des Reiches" ſaßen, wußten ſehr wohl, daß ſie hinwiederum „in Schutz und Schirm" des Reiches ſtanden. So unvollkommen angeſichts der lockeren Reichsverfaſſung, der politiſchen Gegenſätze im Reich deſſen Hilfe war, gemeſſen an der Leiſtungsfähigkeit des Reiches, ſo unentbehrlich war ſie. Nur mit den zuſätzlichen Reichsmitteln an Geld und Truppen konnte im Vorfeld des Reiches, im weſtlichen Ungarn, ein Feſtungsgürtel aufgebaut werden, an dem der Kleinkrieg durch eineinhalb Jahrhunderte nie ruhte. Kaiſerliche und Reichsregimenter haben 1529 Wien gegen die Türken gehalten, kaiſerliche und Reichstruppen haben die Entſatzſchlacht vor Wien 1683 geſchlagen, haben 1686 Ofen, die ungariſche Hauptſtadt, genommen und zwei Jahre ſpäter Belgrad, den Schlüſſel zum Balkan, erſtürmt. Nur durch das Zuſammenwirken von Kaiſer und Reich, durch die harten Opfer der Jahrhunderte den unmittelbaren Grenzkampf tragenden deutſch-öſterreichiſchen Länder und durch die Hilfe des Reichs und der mächtigeren Reichsſtände iſt das Osmanentum zurückgeworfen worden.

In dieſem Ringen iſt nun auch etwas anderes entſtanden: Der römiſch-deutſche König und Kaiſer erwarb ſeit 1526 zu ſeinen öſterreichiſchen Ländern die Kronen von Böhmen und Ungarn. War nun damit nicht ſchon jene Donaumonarchie der Habsburger gegeben, räumlich geſchloſſen, durch den Strom verknüpft, zu einem ſelbſtändigen Weſen vorherbeſtimmt?

Hier trügt der Schein. Die Donaumonarchie ſtand bis 1866 nie für ſich, ſondern immer in umfaſſenderem Verbande. Ihre Herren, die Habsburger, haben ſich bis dahin gegen jede Beſchränkung auf den Donauraum mit allen Mitteln, wenn nötig in blutigem Ringen, zur Wehre geſetzt. Wenn es der Sinn der öſterreichiſchen Geſchichte geweſen wäre, eine Donaumonarchie zu gründen, dann hätten die Habsburger am meiſten dagegen geſündigt. Denn nicht für ſich ſtehende Ländergruppen haben ſich hier zuſammengeſchloſſen, ſondern der römiſch-deutſche Kaiſer erwarb die Kronen von Böhmen und Ungarn. Nur durch die Verwurzelung im deutſchen Raum, nur mit der Hilfe des Reichs konnte, wie wir ſahen, der Kampf an der Donau geführt werden. Man ſagt oft, dieſe Länder ſeien zuſammengeheiratet und zuſammengeerbt worden. Nun, was fürſtliche Politik wie überall erheiratet hat, waren Anſprüche, nicht mehr: Dieſen Anſprüchen Wirklichkeit zu geben, bedurfte es anderer Mittel, wie wir eben feſtſtellen konnten. Was immer dieſe Donaumonarchie war, geworden iſt ſie vom deutſchen Raum her und weſentlich durch deutſche Kräfte. Als die deutſche Stellung des Hauſes Öſterreich erſt erſchüttert, dann beſeitigt wurde, war auch die Monarchie vom Todeskeim erfaßt.

Endlich: Böhmen erwerben hieß, das halbdeutſche, von einer vorwiegend tſchechiſchen Herrenſchicht beſtimmte, dem Reiche loſer verbundene Land in eine deutſche Macht einfügen, hieß aber auch, dieſer Macht erſt eine breite Grundlage geben, von der aus ſie in Mittel- und Norddeutſchland eingreifen konnte. Der politiſche Begriff „Öſterreich“ iſt von 1526—1918 nicht denkbar ohne Böhmen, der Kampf um die Vorherrſchaft in Deutſchland iſt weſentlich in und um Böhmen geführt worden.

Läßt ſich ſo das Werden der Habsburger Monarchie außenpolitiſch nur vom deutſchen Raum her verſtehen, ſo führt ein Blick auf ihre innere Struktur zu demſelben Ergebnis.

Die „Monarchie“, wie ſie charakteriſtiſch heißt, war nie ein einheitlicher Staat im modernen Sinn, ſondern immer eine Staatenverbindung. Was dieſen Staaten gemeinſam war, war der Herrſcher, ihr einziges dauernd gültiges Verfaſſungsgeſetz war die Thronfolgeordnung des Hauſes, die pragmatiſche Sanktion von 1713, ihre gemeinſamen Angelegenheiten waren die ſchmale Sphäre rein fürſtlicher Rechte, Außenpolitik und Heer. Das Heer, die kaiſerliche Armee, war das einzige im Innern ſichtbare organiſatoriſche Band; in ihrem Kerne und geſchichtlichen Weſen durchaus deutſch, die Armee des römiſch-deutſchen Kaiſers, die bis in den Weltkrieg unter den ſchwarzgelben Fahnen und Feldzeichen des alten Reiches und nicht eines öſterreichiſchen Staates gekämpft hat.

Richtet man aber den Blick auf den inneren Bau dieſer Monarchie, ſo kann man eine eigentümliche Beobachtung machen. Verfaſſung und Verwaltung der Monarchie und ihrer Länder erſcheinen, gemeſſen an den führenden Staaten Europas, vor allem an Preußen oder auch an Frankreich, etwa ſeit dem 17. Jahrhundert altertümlich, wenn man will, rückſtändig. Nur ſpät und dem Druck der außenpolitiſchen Not und des Krieges nachgebend, übernimmt man dann die modernen fremden Vorbilder, zumeiſt unvollſtändig und in beſonderer Abwandlung. Auch in Öſterreich waren die modernen zentraliſtiſchen und abſolutiſtiſchen Tendenzen lebendig. Aber die Generale und hohen Beamten, die ſie vertraten, ſtoßen immer wieder auf einen charakteriſtiſchen Widerſtand bei den Herrſchern. Die Habsburger fühlen ſich als römiſch-deutſche Kaiſer, als Schirmer der Chriſtenheit, als Glieder der europäiſchen Großmacht des Hauſes Öſterreich, nicht als Herren eines für ſich ſtehenden, im Ringen der europäiſchen Mächte auf äußerſte Straffung aller inneren Kräfte ausgerichteten Staates, deſſen Staatsraiſon das Geſetz des politiſchen Handelns vorſchreiben würde. Sie ſind nicht Herren eines Einheitsſtaates mit einer eigenen Staatsidee, ſondern einer Vielheit von Ländern, die als Hausmacht, als Machtgrundlage einer weiteren Zielen dienenden Politik gelten. Es gibt keine öſterreichiſche Staatsidee im modernen Sinn, ſondern nur die Monarchie und ihre einzelnen Länder, die über alle geſchichtlichen Wandlungen hin fortdauern, ſo daß ſogar noch das kleine Öſterreich nach 1919 ein aus neun Ländern gebildeter Bundesſtaat geweſen iſt. Das aber bedeutet: Die alten geſchichtlichen Einheiten dauern innerhalb des lockeren Rahmens der Monarchie fort. Nicht nur die einzelnen Länder, auch die Geſamtheiten der öſterreichiſchen, böhmiſchen und ungariſchen Ländergruppen. In Böhmen iſt die das Land beherrſchende Ständemacht 1620 vernichtet, eine abſolute Herrſchaft des Königs von Böhmen wurde aufgerichtet. Aber erſt 1749 hat Kaiſerin Maria-Thereſia daraus die Konſequenzen gezogen und in Wien einen einheitlichen Verwaltungsapparat für die böhmiſch-öſterreichiſchen Länder geſchaffen. Völlig außerhalb dieſer Entwicklung aber blieb

Ungarn. Schon räumlich viel zu groß, um in einem Einheitsſtaat aufzugehen, von einer mächtigen, außerordentlich breiten Adelsſchicht völlig beherrſcht, ſetzte es vom 16. bis zum 19. Jahrhundert jedem Vorſtoß des Wiener Zentralismus kriegeriſchen Widerſtand entgegen. Die Folge war, daß Ungarn ſeine alte feudalſtändiſche Struktur bewahrte, auch in einer Zeit, da ſich in den weſtlichen Ländern der Monarchie der abſolute Staat durchſetzte. Der vom Adel getragene madjariſche Nationalſtaat betrachtet den Kaiſer als ſeinen ungariſchen König. Ungarn iſt ihm immer ein ſelbſtändiger Staat, nicht die Provinz eines Reiches oder Staates. Die Tatſache, daß der König von Ungarn Kaiſer iſt, auch in anderen Ländern regiert, darf die inneren ungariſchen Verhältniſſe nicht berühren. Es bildet ſich der bekannte Dualismus heraus, der in der Bezeichnung „Öſterreichiſch-ungariſche Monarchie“ ſeit 1867 ſeinen endgültigen Ausdruck findet. Damit iſt aber geſagt, daß eine Donaumonarchie, die ſich von den deutſchen Bindungen löſte, gar keine eigene Staatsidee gewinnen konnte, die für alle ihre Glieder gleichmäßig verbindlich war. Die Herrſcher glaubten ſie entbehren zu können, ſie begnügten ſich mit alter dynaſtiſcher Anhänglichkeit der einzelnen Länder. Der Wiener Zentralismus ſah notwendigerweiſe nur auf die Geſamtmonarchie. Ungarn lebte nur in ſeinem nationalen Staat und wollte nur von einer Gemeinſamkeit des Herrſchers etwas wiſſen. Die Folge war, daß die Weſthälfte der Monarchie, die böhmiſch-öſterreichiſchen Länder, zwar einen modernen Staatsapparat, aber keine ihnen eigentümliche Staatsidee beſaßen. Hatten ſie doch nicht einmal einen Namen und gemeinſame Symbole. Erſt im Weltkrieg, drei Jahre vor dem Untergang der Monarchie, entſchloß man ſich, die ſeltſame Bezeichnung „die im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder“ durch „Öſterreich“ zu erſetzen. So nimmt es nicht wunder, daß der deutſche Öſterreicher, der in ſeinen Ländern und in einer lockeren Monarchie lebte, kein modernes Staatsbewußtſein auch nur im Sinne des deutſchen Einzelſtaates beſaß.

In dieſer Situation traf das deutſche Öſterreichertum die deutſche Einigungsbewegung. Einen partikularen Einzelſtaatsgedanken hat es ihm nicht entgegengeſetzt; wohl aber ſtand es im Verbande der „Monarchie“ des römiſch-deutſchen Kaiſers. So mußte alles davon abhängen, welche Rolle dem Kaiſertum in der deutſchen Frage noch zukam. Welche Bedeutung es für die Verteidigung der Oſtfront beſaß, haben wir geſehen; auch im Weſten, gegen Frankreich, hat es, wenn auch unter ſchweren Einbußen, aus eigenen und Reichsintereſſen immer wieder gekämpft. Aber die zentrale Aufgabe, das Reich zum modernen Staat umzugeſtalten und damit das deutſche Volk zu einen, konnte es angeſichts der politiſchen und konfeſſionellen Zerriſſenheit Deutſchlands und der eigenen außerdeutſchen Bindungen und Intereſſen nicht mehr mit Erfolg in Angriff nehmen.

Im Dreißigjährigen Krieg entſchied es ſich, daß fortan die kaiſerliche Macht in engſte Grenzen gebannt blieb. Das alte Reich war noch der Rahmen, der das ganze deutſche Volk umſpannte, aber es begann innerlich zu zerbröckeln.

Das Einigungswerk konnte nur von einem deutſchen Einzelſtaat ausgehen, der ſich über die anderen erhob und ſtark genug war, als europäiſche Großmacht den Widerſtand der Mächte gegen die Einigung der deutſchen Mitte Europas zu überwinden. Preußen hat dieſe Aufgabe aus dem Geſetz ſeiner eigenen Staatlichkeit heraus übernommen. Das Haus Öſterreich wich ſchrittweiſe zurück. In den friderizianiſchen Kriegen mußte es die neue preußiſche Großmacht und den öſterreichiſch-preußiſchen Dualismus im Reich anerkennen. Dieſer Dualismus war auch die tragende Kraft jenes Deutſchen Bundes, der ſeit 1815 das in den Stürmen der napoleoniſchen Kriege untergegangene alte Reich erſetzen ſollte. Noch immer ſtand Öſterreich nominell an der Spitze. Aber Träger der Einigungsbewegung vermochte es nicht zu werden. Solange Öſterreich einem deutſchen politiſchen Verband angehörte, war der ganze deutſche Raum umfaßt. Aber ebenſolange blieb dieſer Raum notwendig in eine Vielheit von Staaten zerteilt. Es ging kein Weg zur Einheit, zu einem mächtigen geſchloſſenen Kernſtaat des deutſchen Volkes als über die Bismarckſche Löſung. Öſterreich mußte 1866 ausſcheiden.

Darum aber haben die deutſchen Öſterreicher den politiſchen Zuſammenhang mit dem Deutſchen Volk nicht verloren. Denn der Staatenverband, in dem ſie ſelbſt lebten, iſt ihnen immer problematiſcher geworden. Wir wiſſen, dieſer Staatenverband iſt ein monarchiſcher geweſen. Nun verliert aber der monarchiſche Gedanke um 1800 ſeine alleintragende Kraft. Ob die Monarchie nun beſeitigt wird oder als Einrichtung fortlebt, es bedarf einer tragenden Idee, neben und über ihr, die dem Staat ſeinen Sinn gibt. Sie fand ſich in der Neuformung des Gedankens von Vaterland, Volk und Nation. Die aktive, bewußte Anteilnahme des Staatsbürgers, der ſich damit zum Volksgenoſſen zu wandeln beginnt, iſt hier weſentlich. Ein monarchiſch-dynaſtiſches Gebilde wie die Habsburger Monarchie mußte eine ſolche Entwicklung im tiefſten erſchüttern. Sofort wird die Gefahr ſichtbar, daß dieſe politiſche Wandlung ſich in der Sphäre der geſchichtlich ererbten Länder, vor allem aber in den einzelnen Völkern vollziehe und die Monarchie zerfalle. Sollte es aber nicht möglich ſein, die über dieſe zentrifugalen Tendenzen ſtehende Idee eines die Geſamtheit der Monarchie umſpannenden Staatsgedankens, einer politiſchen Staatsnation zu faſſen? Der Verſuch iſt tatſächlich gemacht worden, aber er iſt in einer höchſt charakteriſtiſchen Weiſe geſcheitert. Die entſcheidenden Gedanken wurden bereits in den Jahren zwiſchen 1809—1813 gedacht, im Vormärz endgültig geformt, in den Revolutionsjahren von 1848/49 erprobt. In den folgenden Generationen bis 1918 geht ihre Wirkung immer mehr in die Breite.

Das Weſentliche iſt dies: Die Deutſchen Öſterreichs vermochten die Monarchie nur als einen deutſchen Staat, an deſſen Spitze ſie ſelbſt ſtanden, zu begreifen. Darum haben ſie mit aller Kraft an den lockeren Bindungen des alten Reichs und des Deutſchen Bundes, am großdeutſchen Gedanken im Sinne jener Zeit feſtgehalten, ſolange es ging. Die Entſcheidung von 1866 wurde ihnen dann erträglich durch Bismarcks vorſichtig-ſchonende Politik, vor allem durch das Bündnis mit dem Deutſchen Reich ſeit 1879, das ſich in der Waffenbrüderſchaft des Weltkrieges erhärtete. Wohl gab es unter den Deutſchen nicht wenige, denen die ſtaatliche Zugehörigkeit im Vordergrund ſtand. Gerade hier aber zeigt ſich eine eigentümliche Erſcheinung. Dieſes öſterreichiſche Sonderbewußtſein ſteht nicht ſelbſtſicher für ſich da, es iſt untrennbar verbunden mit einem Reſſentiment erſt gegen Preußen, dann gegen das zweite Reich. Hier erweiſt ſich eben, daß das politiſche Denken des deutſchen Öſterreichers von der inneren Bindung an das ganze deutſche Volk nicht loskommt, auch nicht in Kreiſen, die dem deutſchen Kernſtaat voll Abneigung gegenüberſtehen zu müſſen glaubten. Nichts empfanden ſelbſt Leute, die behaupteten Öſterreicher ſchlechthin zu ſein, bitterer als den Vorwurf, undeutſch zu denken und zu handeln.

Dieſe deutſche Deutung der öſterreichiſchen Monarchie ſtößt allerdings an eine Grenze: an den madjariſchen Nationalſtaat. Hier war aber ein Kompromiß möglich, der im Ausgleich von 1867 gefunden wurde. Die Madjaren werden auch außenpolitiſch zum ſtärkſten Mitträger der deutſchen Bündnispolitik.

Unerträglich aber ſchien dieſe deutſche Sinndeutung der Monarchie den ſlaviſchen Völkern. Sie wollten aus ihr eine Föderation der kleinen Völker an der Donau ſchaffen, die dieſe Splitter zu ſchützen vermöchte gegen die mächtigen Völker im

Oſten und im Weſten, gegen die Ruſſen und die Deutſchen. Eine ſolche Sinndeutung der Monarchie führt zwangsläufig, auch wider Willen, zu einer deutſchfeindlichen Haltung und mußte für die Deutſchen Öſterreichs unannehmbar bleiben. Verwarf man doch das deutſche Bündnis, und, ſoweit man nicht überhaupt mit dem ruſſiſchen Panſlawismus liebäugelte, wendet man den Blick nach Weſteuropa, vor allem nach Frankreich.

So ſtanden ſich hier zwei völlig gegenſätzliche Auffaſſungen von Sinn, innerer Struktur und Außenpolitik der Monarchie gegenüber, zwiſchen denen es keine Verſtändigung gab. Nicht weil die Mehrheit ſeiner Bewohner den Fortbeſtand Öſterreich-Ungarns nicht wünſchte, ſondern weil ſie ſich über den Sinn dieſes Gebildes nicht einigen konnte, iſt die Monarchie in der Kriſe des Weltkriegsendes zerbrochen.

Solange die Monarchie aber beſtand, hat man begreiflicherweiſe doch nach einer die Gegenſätze überwölbenden Formel geſucht. Man fand ſie aber nicht mehr in der Ebene echter politiſcher Entſcheidung. Man zog ſich auf den Gedanken zurück, daß die Donaumonarchie doch vernünftiger, zweckmäßiger ſei als jede andere in dieſem Raum mögliche Löſung, daß man ſie erfinden müßte, wenn ſie nicht beſtände. Man kann ohne weiteres zugeben, daß die Monarchie tatſächlich viele Probleme zweckmäßiger löſte als das zwiſcheneuropäiſche Staatenchaos, das ihr folgte. Ein Staat lebt aber doch nicht aus rationaler Zweckmäßigkeit und Vernünftigkeit, ſondern aus dem politiſchen Willen ſeines Staatsvolkes.

Wie wenig die Flucht ins ſcheinbar Unpolitiſche auf die Dauer möglich iſt, ſoll an einem Beiſpiel gezeigt werden, an der Monarchie als Wirtſchaftsraum. Hat ſie doch ein führender Mann der Wiener Bankwelt eine „faſt gottgegebene Wirtſchaftseinheit" genannt. So unzweifelhaft hier ein großer und umfaſſender Wirtſchaftsraum vorhanden war, ſo ſehr war er in ſeiner Struktur von der politiſchen Verfaſſung abhängig und ſo wenig mochte ſeine „Zweckmäßigkeit" die politiſchen Spannungen zu überwinden. Im 17. und 18. Jahrhundert ſchuf die merkantiliſtiſche Wirtſchaftspolitik die Vorausſetzungen für jene Erſcheinung, die man „Volkswirtſchaft" nennt. In dem durch ein Grenzzollſyſtem umſchloſſenen Staatsgebiet entfaltet ſich ein auf einen einheitlichen innerſtaatlichen Markt bezogenes Wirtſchaftsleben. Dieſer Prozeß vollzieht ſich auf deutſchem Boden naturgemäß in den Einzelſtaaten. Auch in Öſterreich. Aber er ſtößt hier auf charakteriſtiſche, aus der Struktur der Monarchie erwachſene Hemmungen: Seit 1775 ſind die weſtlichen, durch einen einheitlichen Staatsapparat verwalteten Länder auch wirtſchaftlich eine Einheit. Das feudal-ſtändiſche Ungarn aber, das nicht bereit iſt, ſich einzugliedern, bleibt dagegen bis 1850 durch eine Zwiſchenzollinie getrennt, die fiskaliſch die Beträge abwerfen ſoll, die an direkten Steuern aus Ungarn nicht zu erlangen ſind und die Ungarn wirtſchaftlich zum agrariſchen Abſatzgebiet der aufwachſenden Induſtrie Wiens und der Sudetenländer werden läßt. So entſteht an der einſtigen Reichsgrenze eine dem politiſchen Dualismus Öſterreich-Ungarn korreſpondierende Wirtſchaftsgrenze, die auch in den folgenden Generationen nicht ganz verwiſcht werden konnte. Dieſe Zwiſchenzollinie iſt 1850 gleichzeitig mit der Aufrichtung des kurzlebigen Einheitsſtaates von 1849 beſeitigt worden. Als man 1867 das Verhältnis zu Ungarn auf der Grundlage des Dualismus endgültig regelte, gelang es nicht, die Einheit des Wirtſchaftsgebietes für immer feſtzulegen. Man mußte ſich damit begnügen, ſie durch von zehn zu zehn Jahren zu erneuernde Verträge einſtweilen zu erhalten.

Je ſtärker ſich aber der Eigenwille des madjariſchen Nationalſtaates durchſetzte, um ſo lauter wurde die Forderung nach Trennung des Geldweſens und des Zollſyſtems, ohne deren Beherrſchung eine nationale Wirtſchaftspolitik nicht möglich ſchien. Die kriegswirtſchaftlichen Maßnahmen des Weltkrieges ließen die Trennung denn bereits tatſächlich eintreten. Wirtſchaftseinheit ſetzt, wenn nicht einen einheitlichen Staat, ſo doch einen einigen politiſchen Willen voraus; man kann dieſen nicht durch „Vernünftigkeit" erſetzen.

Dieſe Erkenntnis läßt ſich auch in dem umfaſſenderen Bereich der „Mitteleuropa"-pläne gewinnen. Es war der preußiſchen Politik im deutſchen Zollverein vor 1834 gelungen, die deutſchen Einzelſtaaten wirtſchaftlich zu einigen. Die Monarchie und damit Deutſch-Öſterreich in dieſen Wirtſchaftsraum mit einzubeziehen, konnte nicht gelingen. Einmal, weil durch den Eintritt der Geſamtmonarchie in den Zollverein eine völlige Verlagerung des politiſchen Schwergewichts zuungunſten Preußens eingetreten wäre, zum anderen, weil Ungarns ganze innere Struktur zu verſchiedenartig war, um in den Zollverein aufgenommen werden zu können. Einen Teileintritt der weſtlichen, weſentlich deutſchen Länder der Monarchie aber konnte Wien nicht wünſchen, wollte es den Graben, der die Monarchie in zwei Teile ſchied, nicht noch weiter vertiefen. Höchſt bezeichnend, daß ein Mann wie Friedrich Liſt, einer der Verkünder des wirtſchaftlichen Mitteleuropagedankens, bei ſeiner Reiſe nach Ungarn außerordentlich gefeiert wurde. Aber nicht um ſeiner Mitteleuropaidee willen, ſondern als Künder eines nationalen Syſtems der Volkswirtſchaft, hier einer dem ungariſchen Staat korreſpondierenden ungariſchen Volkswirtſchaft. Ganz ähnlich lagen die Probleme, als während des Weltkrieges der Mitteleuropagedanke namentlich durch Friedrich Naumann eine neue Belebung erfuhr. Wieder ſcheiterte eine ausgreifende Löſung an der fehlenden politiſchen Einheit, wieder nicht zuletzt an dem Sonderwillen Ungarns, das in einem Mitteleuropa ſeine politiſche Stellung gefährdet ſah.

Sehr deutlich tritt in all dieſen Erſcheinungen zutage: ohne politiſche Einheit auch keine wirtſchaftliche, weder in der Monarchie noch in einem eventuellen Mitteleuropa. Überall iſt das in den Vordergrundſchieben des Wirtſchaftlichen Flucht in eine ſcheinbar unpolitiſche Sphäre, überall wird ſehr ſchnell ſichtbar, daß die politiſchen Entſcheidungen nicht umgangen werden können.

Für den deutſchen Öſterreicher aber wird die Gefahr deutlich, ſowohl von der ſtaatlichen wie von der wirtſchaftlichen Einheit des Deutſchen Volks und Reichs ausgeſchloſſen zu ſein, gerade darum aber auch die führende Stellung in der Monarchie zu verlieren, zwiſchen dem neuen, engeren Deutſchland und dem ungariſchen Staat in jeder Hinſicht, politiſch wie wirtſchaftlich „übrig zu bleiben", ohne überhaupt geſtaltend in die Speichen des Schickſalsrades eingreifen zu können.

Jede echte Staatlichkeit drohte den Deutſchöſterreichern verlorenzugehen. Seit 1866 des Rückhalts am ganzen deutſchen Volk beraubt, gerieten ſie in einen verzweifelten Daſeinskampf mit den nichtdeutſchen Völkern der Monarchie. In dieſem Kampf erfuhren ſie aber eins: der nationale Gedanke, die Idee des Volkstums rückte völlig in den Mittelpunkt ihres Denkens, nicht der Staat, das Volk wird zur primären, leitenden Idee ihres Denkens und Handelns. In tauſend Formen, im kleinſten Geſchehen des Alltags hat ſich dieſes Ringen vor allem an den Sprachgrenzen abgeſpielt. Trotz aller Mißgriffe und Irrtümer, die unvermeidlich waren, geſchah hier etwas Großes und Einzigartiges: die entſcheidende Geſtaltung des volksdeutſchen Denkens. Es war dieſen Deutſchen Öſterreichs ſelbſtverſtändlich, daß die Monarchie für ſie nur dann ſinnvoll weiterbeſtehen konnte, wenn ſie das Lebensrecht der Deutſchöſterreicher und im Bündnis mit dem Reich den Zuſammenhang mit der Geſamtnation wahrte. Schon aber regte ſich in einzelnen Gruppen, die ſich vor allem um Georg von Schönerer ſcharten, der Gedanke, daß die Monarchie endgültig verloren ſei, daß die Deutſchen Öſterreichs nur die Heimkehr ins Reich retten könne. Noch war es zu früh. Das Bismarckſche Reich ſtützte ſich auf das Bündnis mit der Monarchie und mußte ſie zu erhalten trachten. Nicht mit Unrecht hat man immer wieder darauf hingewieſen, was die Monarchie im Weltkrieg, gemeſſen an ihren inneren Schwierigkeiten, doch geleiſtet hat, daß Millionen Nichtdeutſcher dadurch den Fahnen der Mittelmächte folgten. So fand der Volksgedanke der Deutſchöſterreicher im Reich nur ſchwachen Widerhall. Hier, wo man ſich der endlich errungenen Einheit des ſchwer erkämpften deutſchen Staates freute, wo es galt, den deutſchen Menſchen aus dem Sumpf der Kleinſtaaterei zu nationaler Staatsgeſinnung erſt überhaupt einmal zu erziehen, konnte dem volksdeutſchen Denken kein Raum gegeben werden. So ſtehen ſtaatliche Macht im zweiten Reich und volkhaftes, aber letztlich unſtaatliches Denken der Deutſchöſterreicher unverbunden nebeneinander.

Deutſches Bündnis und Waffenbrüderſchaft des Weltkrieges haben dieſen Gegenſatz überwölbt, nicht aufgehoben. Welch tragiſches Verhängnis dieſer Zwieſpalt bedeutete, ſollte ſich nach dem Zuſammenbruch des Weltkriegsendes erweiſen. Als die Monarchie, deren Dynaſtie in den letzten Jahren des Krieges ihre alte deutſche Tradition verraten hatte, im Herbſt 1918 zerfiel, da brach bei den Deutſchöſterreichern elementar der Wille zur Heimkehr ins Reich, zum Anſchluß durch. Man ſuchte einen Staat „Deutſchöſterreich“ zu ſchaffen, der alle geſchloſſen ſiedelnden Deutſchen des alten Staatsgebietes, der Alpen- wie der Sudetenländer und des weſtungariſchen, burgenländiſchen Grenzgebietes umfaſſen ſollte, und erklärte ihn zum Beſtandteil des Deutſchen Reiches. Das alles aber war Wunſch und Traum der deutſchen Öſterreicher, nicht mehr! Entgegen ſtanden ihm die realen Machtverhältniſſe, der Triumph der Siegermächte, die das von ihnen verkündete Selbſtbeſtimmungsrecht der Völker mit Füßen traten, die den ihnen verbundenen nichtdeutſchen Völkern der alten Monarchie den freien Willen ließen. Entgegen ſtand ihm ſchließlich auch die Schwäche des von der Revolution zerfreſſenen Reichs, in dem ein volksdeutſches Denken erſt langſam und zögernd Fuß zu faſſen vermochte. So kam es zum Anſchlußverbot der Friedensverträge, ſo unterwarf man die Sudetendeutſchen der tſchechiſchen Herrſchaft, ſo ſchuf man ſchließlich einen „ſelbſtändigen“ Bundesſtaat Öſterreich. Von ihm hat der Mann, nach deſſen Meinung es 20 Millionen Deutſche zuviel gab, George Clemenceau, geſagt: Le reste c'est l'Autriche. Schien es nicht ein wahres Wort? Hatte Öſterreich nicht längſt das Schickſal gedroht, „übrig zu bleiben“, ein ohnmächtiger, aus den politiſchen Entſcheidungen ausgeſchalteter Kleinſtaat zu werden, deſſen Grenzen dort lagen, wo Machtwille und Beſitzgier der anderen endete?

Trotz dieſer Kataſtrophe und gerade ihretwegen lebte der Anſchlußgedanke fort. Auch Männer, die ihm zögernd, ja ablehnend gegenüberſtanden, haben zugeben müſſen, daß eine Abſtimmung eine Mehrheit von 95 oder gar 98% für den Anſchluß ergeben würde. Die „privaten“ Abſtimmungen, die in Tirol, in Salzburg, ſtattfanden, haben das mehr als beſtätigt. Aber das alles blieb in der europäiſchen Politik unwirkſam. Der Anſchlußgedanke konnte nicht zu einem die Schranken durchbrechenden Anſchlußwillen werden, weder in dem kleinen Öſterreich noch in dem großen, in den Feſſeln von Verſailles liegenden Reich. Höchſt bezeichnend, wie wieder die ganze Anſchlußbewegung, der die politiſche Entſcheidung verſagt war, in eine unpolitiſche Sphäre abgedrängt wurde. Im geiſtigen Leben, in der organiſatoriſchen Verknüpfung von Tauſenden von Verbänden und Vereinen, in der Arbeit am gemeinſamen Strafrecht, ſchließlich in der Vorbereitung der wirtſchaftlichen Vereinigung hat ſich die Anſchlußarbeit erſchöpft. An die letzten Probleme rühren dieſe an ſich wichtigen und nützlichen Dinge nicht. Wie wenig ein Ausbiegen etwa in den Bereich des Wirtſchaftlichen möglich war, hat das Schickſal des Zollunionsplans von 1931 nur allzu deutlich erwieſen. Gerade aus ſeiner wirtſchaftlichen Verſtrickung heraus geriet Öſterreich durch die Anleihepolitik von Genf und Lauſanne in immer tiefere politiſche Bindungen an die Siegermächte.

Die Lage ſchien hoffnungslos. Zwei Tatſachenreihen mögen ſie kennzeichnen. In einer wirtſchaftsgeſchichtlich wohl einzig daſtehenden Folge von Bankzuſammenbrüchen vollzieht ſich nach außen am deutlichſten ſichtbar die Liquidation der führenden Wirtſchaftsſtellung Wiens in der ehemaligen Monarchie. Dieſes Wien iſt aber zugleich auch die Stadt des größten Bevölkerungsdefizits der Welt. Der Lebenswille ſchien gebrochen. Aus dieſer Lage konnte Öſterreich ſich nicht ſelbſt befreien. Nur der Aufſtieg des Reichs zu neuer Macht und Geltung und der innere Wandel des reichsdeutſchen Denkens zum Volkstum als der lebendigen Kraft des nationalen Daſeins konnten hier Wandel ſchaffen.

Das iſt das Werk Adolf Hitlers und der nationalſozialiſtiſchen Bewegung. Der Führer hat ſeine Heimat Öſterreich zurück ins Reich geführt. Aus dem zähen Bauernblut des niederöſterreichiſchen Waldviertels ſtammend, im alten Bajuwarenland Oberöſterreich herangewachſen, erfuhr er in ſeiner Jugend das Schickſal des deutſchen Öſterreichers an ſich ſelbſt. Von dem hier ſo lebendigen Gedanken des Volkstums ergriffen, ſah er doch zugleich, daß dieſer Gedanke nur im Reich zur politiſchen Geltung und Kraft kommen konnte. Darum iſt er aus ſeiner Heimat hinausgezogen ins Reich, hat im Weltkrieg in den Reihen des deutſchen Heeres gekämpft, hat dann ſeine Bewegung aufgebaut und in hartem Kampf zur Herrſchaft über den deutſchen Kernſtaat geführt, eine Bewegung, zu deren Leitſätzen die Schaffung des Großdeutſchen Reiches gehört. Er hat das Reich den Feſſeln von Verſailles entriſſen und damit die Vorausſetzung dafür geſchaffen, daß fremde Mächte in einer deutſchen Frage nicht mitzubeſtimmen hatten.

So iſt Öſterreich heimgekehrt. Was aber hat es ſelbſt dazu getan? Die nationalſozialiſtiſche Bewegung hat hier von Anbeginn ſtark Wurzel gefaßt. Daß ſie in dem ohnmächtigen, durch St. Germain und Genf gefeſſelten Öſterreich nicht ſchon 1933 durchdringen konnte, kann nicht wundernehmen. Zu ſtark ſtützte noch die außenpolitiſche Lage die parteipolitiſchen Gegner im Inneren. Aber die nationalſozialiſtiſche Bewegung hat ſich in aller Not und Verfolgung jener dunklen und bitteren Jahre, in der die neue Großmacht des Reiches heranwuchs, als unüberwindlich erwieſen. So hat ſie ſchließlich alle Schranken und Feſſeln zerriſſen, Öſterreichs deutſchen Weg vollendet.

Wenn Öſterreich nun wieder ſeine alte Miſſion aufnimmt, wenn es ſich wieder „am Hofzaun des Reiches“ weiß, aber auch in deſſen „Schutz und Schirm“, dann iſt es heimgekehrt in dem ſtolzen Bewußtſein, das Seine zum Werden des neuen Großdeutſchland, dem es den Führer, den Einiger von Volk und Reich gab, getan zu haben.

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA
010178
BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W TORUNIU

Die Siedlungsgebiete der Deutſchen in der Tſchechoſlowakei

Unter Mitverwendung der ausſchließlich nach amtlichen Quellen auf Grund der Volkszählungsergebniſſe
vom 1. Dezember 1930 bearbeiteten Nationalitätenkarte von Erwin Winkler

D E U T S C H E S - R E I C H
U N G A R N
RUMÄNIEN
30°
32°
34°
36°
36° ö. v. Gr.
38°
40°
42°
48°
50°
1:1125000
0 10 20 30 40 50 60 70 80 90 100 km

In den einzelnen Gemeinden waren von 100 tſchechoſlowakiſchen Staatsangehörigen Deutſche:

0–20	20–50	50–80	80–100
☐	▨	▨	🟥
Tſchechoſlowakiſches und übriges Sprachgebiet		Deutſches Sprachgebiet	

Erklärung der Zahlen
In den Sudetenländern nach Gerichtsbezirken,
in den Karpathenländern nach Verwaltungsbezirken:
1. Zahl: ſtaatsangehörige Deutſche
2. Zahl: ſtaatsangehörige Tſchechen bzw. anderer Nationalitäten

Kreisverbände des deutſchen Land- und Forſtwirtſchaftlichen Zentralverbandes für Böhmen

- I Deutſcher land- u. forſtwirtſchl. Kreisverband „Böhmerwald-Süd" in Böhm.-Budweis
- II Land- und forſtwirtſchaftlicher Kreisverband „Böhmerwald-Nord" in Mies
- III Deutſcher landwirtſchaftlicher Kreisverband in Eger
- IV Deutſcher land- und forſtwirtſchaftlicher Kreisverband in Karlsbad
- V Deutſcher land- und forſtwirtſchaftlicher Kreisverband in Saaz
- VI Land- und forſtwirtſchaftlicher Kreisverband „Elbegau" in Nieder-Ebersdorf
- VII Land- und volkswirtſchaftlicher Vereinsverband für Nordböhmen in Schönlinde
- VIII Deutſcher land- und forſtwirtſchaftlicher Kreisverband in Böhm.-Leipa
- IX Bezirksverbände Friedland, Gablonz, Reichenberg und Tannwald im Iſer-Jeſchkengau
- X Deutſcher land- und forſtwirtſchaftlicher Kreisverband in Trautenau
- XI Land- und forſtwirtſchaftlicher Kreisverband in Landskron

Gauverbände der Organiſation der deutſchen Landwirte Mährens

- 1 Gau Brünn (Gauverband „Nordmähren")
- 2 Gau Brünn (Gauverband „Mittelmähren")
- 3 Gau Iglau (Gauverband „Iglau")
- 4 Gau Zauchtel (Gauverband „Kuhländchen")
- 5 Gau Mißlitz (Gauverband „Mißlitz")
- 6 Gau Sternberg (Gauverband „Olmütz")
- 7 Gau Mähriſch-Trübau (Gauverband „Schönhengſt")
- 8 Gau Mähr.-Schönberg (Gauverb. Mähr.-Schönberg)
- 9 Gau Zlabings (Gauverband „Südweſt-Mähren)
- 10 Gau Znaim (Gauverband „Südmähren")

Kreisverbände der deutſchen Landwirte-vereinigung Schleſiens

- a Kreis Freudenthal
- b Kreis Jägerndorf
- c Kreis Freiwaldau
- d Kreis Wigſtadtl-Odrau
- e Kreis Wagſtadt

Die deutſchen Sprachinſeln in den Sudetenländern

- A Schönhengſtgauer Sprachinſel
- B Iglauer Sprachinſel
- C Budweiſer Sprachinſel
- D Gemeinde Autſchowa
- E Gemeinden Schlowitz und Littitz
- F Gemeinde Dlaſchkowitz
- G Gemeinde Wiska
- H Gemeinde Libinsdorf
- J Olmützer Sprachinſel
- K Deutſchbrodeker Sprachinſel
- L Wiſchauer Sprachinſel
- M Brünner Sprachinſel
- N Gemeinde Wojkowitz
- O Stadt Troppau
- P Oderberger Sprachinſel
- Q Stadt Tſchechiſch-Teſchen

- (A) Preßburger deutſche Sprachinſelgruppe
- (B) Kremnitzer deutſche Sprachinſel
- (C) Deutſch-Probener deutſche Sprachinſel
- (D) Sprachinſel Hochwieſen
- (E) Käsmarker deutſche Sprachinſelgruppe
- (F) Göllnitzer deutſche Sprachinſelgruppe
- (G) Munkatſcher deutſche Sprachinſelgruppe
- (H) Königsfeld / Deutſch-Mokra

Staatsgrenze der Tſchechoſlowakei
Landesgrenze
Grenze des politiſchen Bezirkes
Grenze d. Gerichtsbez.

●	bis 1000 Einwohner
○	1 000— 2 000 Einwohner
○	2 000— 5 000 "
○	5 000— 10 000 "
○	10 000— 20 000 "
○	20 000— 50 000 "
○	50 000—100 000 "
▨	über 100 000 "

EGER	Gerichtsbezirk deutſch
POSTELBERG Postoloprty	Gerichtsbezirk deutſch mit über 20%iger tſchech. Minderheit
DOBŘANY Dobrzan	Gerichtsbezirk tſchechiſch mit über 20%iger deutſcher Minderheit
ČÁSLAV	Gerichtsbezirk tſchechiſch
RÖMERSTADT	Sitz des politiſchen Bezirkes

Die durch die Fragebogenaktion im Jahre 1931 erhobenen landwirtſchaftlichen Betriebe

Z	Zuckerrübenbau-Gebiet
G	Getreidebau-Gebiet
GK	Getreide-Kartoffelbau-Gebiet
F	Futterbau-Gebiet
	Anbaugebietsgrenzen

Deutſches Archiv für Landes- und Volksforſchung 1938
Druck von H. F. Jütte, Leipzig
Verlag von S. Hirzel, Leipzig

BIBL
CZ.558.3
40007